719.

Per. 3962 c. 2
7

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Siebenter Band,

Januar bis Juni

1835.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Januar: Die Bewohner der Azoren (9).

März: Die Portugiesische Literatur im 18ten und 19ten Jahrhundert (30). Bibliographische Mittheilungen.

April: Gil Vicente (51).

Mai: Werke des Gil Vicente (55).

Spanien.

Februar: Das Reisen in Spanien und das Museum von Madrid (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Die Kirchhöfe von Madrid. I. Das Campo Santo vor dem Thore von Toledo (29). Ein Amtsbewerber im heutigen Spanien (34). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Der dramatische Autor in Spanien (32). Bartolomé de Las Casas (58).

Juni: Ein Ausflug nach Spanien im Mai 1835 (69). Don Carlos [Karl's V.] heimliche Abreise von London. Von Miguel St. Sylvain (74). Die Besetzung von Madrid durch die Engländer (75). Bibliographische Mittheilungen.

Frankreich.

Januar: Politische Betrachtungen über Europa und Deutschland insbesondere. Vom Marquis de Salvo (2). Thiers' Antitis-Rede in der Akademie Française. [Am 13. Dezember 1834] (3). Untersuchungen über die alten und die neuen Tragiker, nebst einer Vergleichung und Beurtheilung des klassischen und des romantischen Systems. Von Martine [einem Genfer] (8). Ursprung des Wortes Kolarde (9). Cecille Bart und der Seekuhe. Aus der „Geschichte der Französischen Marine" von Eugène Sue (11). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV." Von J. Ampère (16). Die verschiedenen Gesichter Napoleon's. Von dem Akademiker M. F. Jaffet (17). Die Galeeren-Sklaven Alp und Selyman. Von Méry (18). Ein Französisches Urtheil über C. M. von Weber's Musik und namentlich über den Freischütz (21). Die Kochkunst am Hofe Napoleon's. Aus den Memoiren des berühmten Kochkünstlers Carême (21) Vorlesungen über Welt-Literatur. Von Philarete Chasles (22). Das Karneval zu Marseille (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Das Karneval zu Marseille [Schluß.] (28). Der letzte Italiänische Räuber-Hauptmann. Von Méry (27). Historische Reminiscenze. Einige Details über die Ermordung Heinrich's IV. (29). Eine Scene an der Afrikanischen Küste (30). Duppotrem (31). Die Frauen im Unglück (32). Der unglückliche Capitain (34). Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung und der Zustand der Malerei in Frankreich (37). Zur Geschichte der Kostüme (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Briefwechsel der Madame Campan mit der Königin Hortensia (39). Ueber die Sucht, als Schriftsteller aufzutreten (39). Wie man dem Patois in Frankreich den Garaus gemacht. Eine phantastische Erzählung, von Charles Nodier (41). Kleine Widerwärtigkeiten von Paris. Von Jules Janin (43). Jacquard und seine Webstühle (44). Casimir Delavigne (45). Méry's Italiänische Reise. Genua (48). Das Französische Lustspiel und seine nothwendige Reform. Von Gustave Planche (50). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Crebillon der Jüngere. Von Jules Janin (52). Ueber den jetzigen Zustand der Oper in Paris. Von Fétis (54). Lustiger Gerrech beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745. Von J. Janin (55). Victor Hugo's neues Drama: „Angelo, der Tyrann von Padua" (58). Der alte Pont du Gard. Ein Französisches Landschaftsbild (60). Erwiederung des Akademikers von Canine, Lucian Bonaparte, auf die Denkwürdigkeiten des Generals Lemarrois. London, 1835 (61). Napoleon's Schlußgesichtspunkte, namentlich über seine Jugend (62). Frauenlosen und Gallier (63). Ueber den Ursprung der Zigeuner (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Zur Biographie Charles Nodier's (65). Französische Kunstschätze über Freimaurerei (65). Talent und der Haring-Fang (67). Was sichert in Paris den Erfolg der Theaterstücke (68). Die General-Probe der Glucklichen Iphigenia in Tauris (70). Mein erstes Wiedersehen der Vaterstadt. Von Charles Nodier (73). Eintheilung des Menschen. Von Ph. Dufour (74). Das Hauptquartier Napoleon's. Von Alexis Pinter Wolowski (75). Die Lutteriren. Von Paul Bernond (77). Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

Januar: Der Gymnasial-Unterricht in der Lombardei. Von Defendente Sacchi (12). Bilder aus Sicilien. Von einem Englischen Offizier (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Venedig, nach Herrn von Haussey (14). Historische Notizen über die Feier des Neujahrstages. Von Defendente Sacchi (19).

März: Bartolini's Kunst-Werkstatt in Florenz (29). Die Französische und die Englische Nationalschuld. Von Adrian Baldi (33). Ein Frühstück zu Pantapendente (35). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Méry's Italiänische Reise. Zweiter Artikel (63). Geschichte der Italiänischen Literatur. Von Giuseppe Mazzei (66). Briefe berühmter Italiäner, die von Anbeginn des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten leben (69). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Januar: Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren (1). Eine Reise durch Irland im Jahre 1834. Von H. H. Inglis (3). Die Irländischen Bettler. Von einer Englischen Dame (4). Die verschiedenen Theorien über den Mechanismus der Stimme (5). Englands Philanthropie (6). Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland (8). Die Irländischen Dienstboten (19). Einige Worte über Speisen, so wie über alte und neuere Kochkunst (11). Der Miedergesundene (11). Die Dauer des menschlichen Lebens (12). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die Fürstin, oder die darmherzige Schwester. Von Lady Morgan (14). Erinnerungen aus einer Reise nach dem Polar-Ocean. Von einem Britischen Offizier (16). Die Musik der Shakespeareschen Poesie (19). Selbstbekenntnisse Shakespeare's (20). Bericht über eine Reise in die südlichen Gegenden der Atlantischen Meeres in den Jahren 1828, 29 und 30, unter dem Kommando des Captain H. Foster, verfaßt von W. H. B. Webster (22). Das Englische und das Französische Heer. Erster Artikel (23). Bibliographische Mittheilungen.

März: National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner (26). Das Englische und das Französische Heer. Zweiter Artikel (28). Zur allgemeinen Völker-Statistik. Nach dem eben erschienenen Werke von Mac Gregor (31). Riesen, Giganten und Cyklopen. Von Leigh Hunt (32). Die Londoner Zeitungen und ihre Herausgeber (33). Die Poesie des Familienlebens in Großbritannien (35). Die Musik der Engländer im Jahre 1834 (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Die Englische Bühne in Ostindien. Aus dem Reise-Tagebuch eines Engländers (40). Die südlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten (43). Denkwürdigkeiten aus Morrison's Leben (46). Selbstbekenntnisse Shakespeare's. Zweiter Artikel (49). Lord Stanley (51). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: London, Paris, Brüssel und Haag. Von einem Engländer (57). Literarische und historische Denkmäler in England. Von Lady Morgan (59). Shakespeare in Irland (61). Der Student. Eine Sammlung vermischter Schriften. Von Edward Lytton Bulwer. London, 1835 (62). Charakterstiken, von Charles Lamb. I. Mein erster Abend im Schauspiel (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Charakterstiken, von Charles Lamb. II. Während der Genesung (65). Capitain Ross zweite Entdeckungsreise nach dem Nordpol (66). Coleridge's Tischgespräche (71). Ueber Ursprung, Gestaltung und Fortschritt der Englischen Sprache (72). Vom Glück der faulen Leute (73). Die Wissenschaft, eine Quelle des reinsten Genusses. Von Lord Brougham (76). Ueber den Farbenwechsel des Chamäleons (77). Bibliographische Mittheilungen.

Digitized by Google

Holland.

März: Holländische Zustände (28). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

Januar: Die freien Städte in Flandern (3)

April: Belgiens öffentliche Charaktere (29). Die Fürstin von Chimay [Madame Tallien] (44). Ueber Belgiens Kunst und Künstler. Von Roger de Beauvoir (46).

Schweden.

März: Der Tod Gustav Adolf's (36). Bibliographische Mittheilungen.

April: Schwedische Romanen-Literatur. Aphorismen Tintomara (40). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Geijer's Erinnerungen an England und Deutschland (53).

Norwegen.

April: Sammlungen zu des Norwegischen Volkes, Sprache und Geschichte. Christiania, 1833 (46).

Juni: Die erste Verkündigung des Christenthums in Norwegen. Von Snorre Sturlasen erzählt in der Heimskringla. Aus dem Isländischen (76).

Polen.

Mai: Polnische Geographie vom Reiche der Poesie (56). Bibliographische Mittheilungen.

Rußland.

Januar: Die schrecklichen Zeiten. Von Th. Bulgarin (1). Besuch bei einem Landedelmann vom alten Schlage. [Fragment aus einem noch ungedruckten Russischen Romane] (3). Russische Sitzen. Auch in Moskau kennt man sich nicht wieder (7). Kirbschali, der Räuber. Von A. Puschkin (10). Der Staatsdienst in Moskau (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Wo überwintern die Krebse? Eine Russische Geschichte (19). Die schreckliche Hochzeit. Eine Kosaken-Sage (20). Die Entdeckung von Amerika. Sendschreiben des Gouvernements-Secretairs Peutschkoff an den Admiral in Spanischen Diensten und Ritter Christoph Columbus (34). Bibliographische Mittheilungen.

März: Moskau im Jahre 1612 (31). Ueber eine neue Erklärung des Ararat (34). Eine Russische Volkssage. Stiche aus der Biographie meiner Großmutter (37). Bibliographische Mittheilungen.

April: Eine Novelle vom Balkan (41). Die Familie und der Geburtsort Lomonossoff's, des ersten Russischen Dichters (47).

Mai: Das Erdbeben. Ein Russisches Landschaftsbild (54). Epistel über das Russische Journalwesen. Von Th. Bulgarin. An die Redactoren sämmtlicher Russischen Zeitschriften (61). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

März: Die Insel Hydra (26). Bibliographische Mittheilungen.

April: Demetrio Triandefolo (42). Einiges über Griechenland, Lakonien. — Das Griechische Meer. — Nauplion. — Hydra. — Aegina. — Athen und seine Alterthümer (50).

Mai: Die Kravarieten in Griechenland (57)

Jonische Inseln.

Februar: Ueber Volks-Unterricht und dessen Nothwendigkeit (18).

Türkei.

Januar: Ein Volksfest in Konstantinopel (2).

Februar: Raschid-din Chodschah's Türkisches Vademecum (15).

Mai: Sitzen aus Konstantinopel im Jahre 1834 (52, 56 und 60). Bibliographische Mittheilung.

Juni: Sultan Mahmud. Dargestellt von einem Offizier der Nord-Amerikanischen Flotte (72).

Syrien.

Januar: Die Christen in Jerusalem. Von Jules Amir (7).

Armenien.

Februar: Schicksale der nach Polen ausgewanderten Armenier (22).

Ostindien.

April: Geschichte Rundschit Sing's, Fürsten von Lahore (45). Goa (49).

Mai: Gesundheits-Stationen auf dem Himalaja (59). Die Abenteuer des Kamrup. Aus dem Hindostanischen in's Französische übersetzt von Garcin de Tassy. Paris, 1833 (64).

China.

Januar: Die militairischen Frauen (10).

Februar: Barbaren und Barbaren-Auge (25).

März: Verkehrte Ansichten von Chinesen und Chinesischem (30).

Juni: Ueber die Bevölkerung von China (67).

Asien.

Januar: Journal der Asiatischen Gesellschaft von Großbritanien (6).

April: Georgische Romane (47).

Juni: Die Frauenbäder im Orient (70). Einige neue Details über Lokalsitten und Sitten der Beduinen (73).

Aegypten.

März: Mehmed Ali's Harem (28). Strafgesetze der Aegypter (32).

Afrika.

April: Der Harem des Bei's von Tunis Mitgetheilt von Lady Tempir (45).

Nord-Amerika.

Januar: Religions-Sekten in den Vereinigten Staaten. Nach dem Amerikanischen Kalender vom Jahre 1833 (11). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten (18). Washington's Papiere (20). Bibliographische Mittheilungen.

März: Eine Wanderung durch die Savannen des westlichen Nord-Amerika's. Von Washington Irving (36).

April: Ein Besuch bei dem Oberst Aaron Burr (48).

Mai: Abbotsford und Newstead-Abtei. Von Washington Irving (63).

Juni: Die Poesie der Nord-Amerikaner (68). Cincinnati und die brutigen Nord-Amerikaner (77).

Süd-Amerika.

Februar: Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen. Von einem Französischen Reisenden (15).

Mai: Der Diktator Francia (54 und 62).

Australien.

Mai: Neu-Süd-Wales (53).

Deutsche Literatur im Auslande.

Januar: Deutscher Charakter und Deutsche Literatur in Beziehung auf Frankreich (1). Einige Worte in Bezug auf diese Rubrik überhaupt. — Deutsche Erklärer des Shakespeare. — Schiller in Nord-Amerika. — Mistress Jamieson über Ludwig Tieck (4).

Februar: Nachtheiliches Treiben der Deutschen Literatur in Frankreich. — Revue du Nord. — Die Musen in Avignon. — Rostock, Kiel und Göttingen (25).

Mannigfaltiges.

Januar: Ein Russisches Urtheil über Dr. Bowring's Reise um die Welt. — Verkauf von Briefen berühmter Männer. — Schädlichkeit des Essigs. — Zur Statistik von Frankreich. — Täglicher Briefwechsel der Haupt-Post-Aemter von London und Paris. — Zur Statistik von Großbritanien. — Ebina und sein Handel. — Jagd auf ein Rhinoceros. — Geographische Kenntnisse der Perser. — Verzeichniß der wichtigsten im Jahr 1833 in Frankreich eingebrachten Handels-Artikel. — Wärme, an denen Vögel wachsen. — Nachrichten aus dem südlichen Afrika. — Künstler-Sold. — Der Handel mit China. — Byron's Denkmal. — Feuerverbrünste in Konstantinopel. — Die Papier-Fabrication in England. — Wissenschaft ist Macht. — Trinkbarmadung des Seewassers. — Das Opernhaus zu Lissabon. — Das Gastmahl eines Strahlmanns. — Das Bürgerleben im heutigen Kreta. — Vico's Werke. — Die Verabe in Judien. — Ein Mörtel aus Algier.

Digitized by Google

Februar: Der Norden und der Süden. — Das Leben in Korfu. — Pferde-Zucht in England. — Sir Thomas Picton. — Der Upasbaum in Ostindien. — Eine Art, im Schnee zu schlafen. — Der Amerikanische Bohrwurm. — Englische Literatur im Jahre 1834. — Wachsthum des Menschen. — Das Gewicht des Menschen nach dem verschiedenen Alter und Geschlecht. — Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II. — Die Britische Seemacht. — Balparaiso. — Die Condors. — Bevölkerung mehrerer Städte Rußlands. — Seltsame Begetation. — Leben in Tuer. — Die letzten Tage von Pompeji. — Thron-Rede eines Königs im inneren Afrika. — Weibliche Ausdauer. — Illuminations-Patriotismus. — Wohlfeile Prachtausgabe Französischer und anderer Klassiker. — Die Siteltest Kneller's. — Ursprung des Englischen Wortes Quiz. — Sonderbares Testament. — Eine Anleihe vor alten Zeiten.

März: Schiller in Polnischer Uebersetzung. — Die Familie Bernet. — Der Stenos-Stein in Schottland. — Zur Armenischen Gelehrsamkeit. — Die Juden im westlichen Indien. — Die Jagd des Känguru in Neu-Holland. — Reizbarkeit der Muskeln des Hailfisches. — Die Ehinesischen Farben. — Die wilden Hunde in Neu-Holland. — Coleridge's Urtheil über Schiller. — Musikalisches aus Nord-Amerika. — Coleridge über Shakespeare. — Cobbet und die Papier-Händlerinnen. — Die Sage vom Ursprunge Palibothra's. — Volk-Literatur-Zeitung. — Sir Martin Frobisher. — Persischer Ehrensold. — Treue einer Australischen Wilden. — Coleridge über die Amerikaner. — Coleridge über Don Quixote. — Die Britische Nationalschuld. — Ein Denkmal für Schill. — Alt-Caladar. — Die Baumwollen-Fabrication in England. — Das Leben in Neapel. — Finnische Literatur. — Winter-Konzerte in St. Petersburg. — John Quincy Adams.

April: Das Russische encyklopädische Wörterbuch. — Amerikanische Anekdoten. — Englische Schauspielerinnen. — Mrs. Fiske. — Zerstreutheit. — Raumer's Briefe aus Paris. — Corneille's Armuth. — Afrikanische Titel des Bey's von Tunis und des Königs von Frankreich. — Bruder Jonathan. — Russische Wetter-Prophezeihung für dieses Jahr. — Das Politeur-Genie. — Die Sage von Adam's Berg. — Der Meer-Kokusbaum. — Die Kreolen, oder das Leben auf den Antillen; Roman von J. Levillour. — Elephanten-Jagd auf Ceylon. — Musikalisches Genie. — Zustand der Bevölkerung von Frankreich. — Tod der Wilden-Karten. — Plum-Pudding.

Mai: Tübetanisches Wörterbuch. — Die Ehen in Frankreich und in England. — Die Derwische Mewlewi in Konstantinopel. — Zur Charakteristik von Richard Löwenherz. — Englische Sonderbarkeiten. — Literarische Notabilitäten unter den Tories und Whigs. — Gregor XVI. — Don Marino. — Knox, Bischof von Bath. — Volksbildung auf den Azoren. — Algier, wie es jetzt ist. — Suvate. — Reiterleben in Chili. — Capitain Roß. — Martos. — Ursprung der Zehnten in England. — Verschiedene Arten der Trauer. — Ehbare Toleranz. — Bulgarin contra die Erde und ihre Bewohner. — Griechischer Ahnenstolz. — Der Schädelthurm.

Juni: Meteorologische Feste. — Merkwürdige astronomische Theorie. — Gold-Literatur. — Der Miniatur-Modellirer Sanzievanni. — Hölzerne Artillerie. — Maurische Trinker. — Pocken-Impfung in London. — Fruchtbarkeit des Getreides. — Die Baumeister von Tunis. — Wieder ein neuer Kopernikus. — Bevölkerung der Französischen Kolonieen. — Canning als Dichter. — Logier-Häuser in London. — Kalte Winter während der letzten zehn Jahrhunderte. — Das Arrikosen-Oel der Chinesen. — Der Hunger in China. — Kriminal-Berichte aus London. — Das Rindvieh in China. — Frankreichs und Englands Lederhandel. — Ein toter Elephant. — Shakespearoana.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Zeitblatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34a), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Freitag den 2. Januar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Deutscher Charakter und Deutsche Literatur in Beziehung auf Frankreich. *)

Was uns in Deutschland gefällt, sind feine einfachen edlen Sitten. Während in andern Ländern der Strom der Civilisation das moralische Gefühl mit sich fortgerissen, es geschwächt und erstickt, hat das Deutsche Land, bei aller steigenden Kultur, seinen alten ursprünglichen Charakter, seine alte Treue und Redlichkeit beibehalten. Nicht etwa, als wenn Germaniens Boden das absolute Elborado der Moral und der Tugend wäre. Es läßt sich vielmehr gar nicht leugnen, daß auch Deutschland seine Scheusale, seine Sünder und Verbrecher hat. Allein im Allgemeinen kann man nicht umhin, die edle Einfalt und die Unschuld seiner Sitten zu bewundern. Das häusliche, das Familienleben hat sich hier in seiner ganzen Heiligkeit und mit allem seinem Zauber frisch erhalten. Das Romantische, das Erhabene, ja der Ernst, der hier das Band der beiden Geschlechter zusammenknüpft, hat noch jetzt einen ganz eigenthümlichen und bezondern Reiz. Aber selbst die Ungebundenheit und Zügellosigkeit wird hier von einem gewissen Enthusiasmus, von einer, sey es auch überspannten, Idee geleitet, die sie immer in bestimmte Schranken zurückweist und nie ganz ausarten läßt; die Ausgelassenheit selber erscheint sich bei den Deutschen nie in das Maßlose. Sie reißt nicht Alles auf ein Mal nieder, sondern erscheint mehr naiv, als frech und wild; kurz, in Deutschland hat man die natürlichen moralischen Gefühle und die einfachen unschuldigen Sitten treuer und lebendiger aufbewahrt, als irgendwo sonst. Nicht etwa so einfach und natürlich erscheinen mir die Geistswerke, die Bücher der Deutschen, allein darüber sprechen wir nur von den Sitten, und noch nicht von der Literatur dieses Volkes.

Als ich mich eines Tages mit einem Deutschen Philosophen von den verschiedenen Charakteren der Bewohner Deutschlands und Frankreichs unterhielt, sagte er zu mir: „Wissen Sie wohl, was unsere beiden Nationen hauptsächlich von einander unterscheidet und charakterisirt? Lediglich der Umstand, daß Ihr Vaterland weit mehr Hagelkolge aufzuweisen hat, als das meinige.“ Ein Gedanke, der mir immer bedeutungsvoll erschien, und der uns den Schlüssel zur Lösung manches Räthsels an die Hand giebt. Deutschlands Jugend hat eben so viel Brausekopfe und nicht minder aufgeregte Gemüther, als Frankreich. Wer daran zweifelte, dürfte nur gewisse Deutsche Universitäten und Akademieen besuchen, um sich zur Genüge davon zu überzeugen. Allein trotz dem bleibt's in Deutschland ruhig; es wird nicht, wie Frankreich, etwa alle fünf, sechs Jahre ein Mal aus seinen Zügen gerissen. Dies kommt dahor, daß man aus Deutschland die gute Sitte nicht verbannt, daß man hier vor der Ehe und dem Familienleben die Achtung und Ehrerbietung hat, daß der Deutsche Brausekopf seine drei Universitäts-Jahre zurückgelegt, tritt er in irgend ein Amt ein, so ist er auch darauf bedacht, ein Ehrbündniß einzugehen, und dann hat's auch mit allen weitschichtigen Plänen, mit allem Feuerbeits-Schwindel und politischen Treiben ein Ende. Der ganze Zeitraum der Gefahr und des blinden Antriebs flaemus erstreckt sich bei dem Deutschen auf höchstens vier bis fünf Jahre, etwa die Zeit, wo er das Gymnasium verläßt, bis zu seinem Eintritt in ein Amt und zur Vorbereitung für den Ehestand. Dagegen in Frankreich verheirathet man sich spät, und somit verlängert man das Alter des revolutionnairen Geistes noch um mehrere Jahre. Denn auch der Franzose läßt in seinem Freiheits-Eifer nach, und giebt dem politischen Schwindel endlich ganz auf, sobald ihm nur das erste Kind gestillt wird. Nur weil es in Frankreich viel Hagelkolge giebt, weil auch die Uebrigen sich wenigstens fünf Jahre später als in Deutschland verheirathen, nur darum ist man in jenem Lande aufstöbrieslig gesinnt, und zu allen politischen Umtrieben stets geneigt und aufgelegt.

Eine erzeugt immer das Andere; der einfache Charakter des Deutschen entspricht vollkommen seinen einfachen Sitten. Man bemerkt im Allgemeinen in den Privat-Häusern in Deutschland weit weniger Luxus als in Frankreich, und dieser Umstand bewirkt auch eben zum Theil, daß man dort sich weit mehr und weit vor herbreitet. In eine Deutsche Haushaltung nicht eben mit zu großen Kosten verknüpft ist, so kann man sich leicht dazu entschließen, so zeitig als möglich eine eigene Wirthschaft zu führen. Deutschland besteht überdies meist aus kleinen Städten und großen Marktflecken, und die Masse der Bevölkerung drängt sich nicht in Ein oder zwei große Städte zusammen. Deutschland hat eigentlich gar keine Hauptstädte, und will man auch die beiden Hauptstädte Preußens und Oesterreichs, Berlin und Wien, dafür gelten lassen, so kann man sie doch, hinsichtlich der Einwohnerzahl, mit London und Paris kaum in entfernte Vergleichung stellen. Der Deutsche muß in seiner kleinen Stadt, in seinem Marktflecken, führt ein weit weniger kostspieliges und um so angenehmeres Leben, als es in großen Städten möglich ist, und er hat weniger Gelegenheit, sich reinerseits zu übermäßigen Reichthümern hinaufzuschwingen und andererseits in das tiefste Elend hinabzusinken: Beides Umstände, die meist zum Verderben und Unglück der Bewohner großer Städte führen.

Das häusliche Leben und die große Hinneigung zu demselben unterscheiden den Deutschen auf eine ganz auffallende Weise von den Franzosen. Letzterer gewinnt, wenn er sich außerhalb seiner Behausung, außerhalb seiner Familie befindet; nur außerhalb ist er immer liebenswürdig, gesprächig, gefällig, lustig und froh. Dagegen der Deutsche gewinnt ungemein, wenn er im eigenen Hause, mitten unter den Seinigen gesehen wird. Nur hier ist er an der rechten Stelle, hier erscheint er in seiner wahren Kraft und Gloria. Befindet er sich außerhalb, so wird er oft verlegen und steif; er traut sich selbst nicht recht und mißtraut auch Anderen, und darum fürchtet er, weil er sein gutes Herz kennt, immer und überall angefahrt zu werden, oder noch weit mehr, daß man ihn darüber halten möchte. Ist er aber zu Hause, steht er sich von dem Kreise seiner eigenen Familie umgeben, so ist seine Miene in seiner Gestalt, und er zeigt eine Ruhe und Würde, die wahrhaft bewundernswerth sind.

Um dieses Mißverhältniß in der Fremde und der Freudem im Schooße der Familie, um seiner Hinneigung für das Häusliche, endlich um seiner glücklichen Ruhe und Würde willen, liebe ich Deutschland, das noch einen großen Theil von den alten Europäischen Sitten, von der unerschütterlichen Germanischen Treue und der einfachen natürlichen Moral erhalten und aufbewahrt zu haben scheint. Ich liebe Deutschland und wünsche von ganzem Herzen seine Allianz und seine innige Verbindung mit Frankreich.

Jenseits des Rheins sind die Schöße häuslichen Glückes, reiner Religiosität und selbst erhabener und romantischer Gefühle aufgeschlossen, die meine Begierde rege machen, und es ist mein sehnlichster Wunsch, daß uns ein immer engeres und innigeres Band mit Deutschland verknüpfe, um seine moralischen Reichthümer mehr benutzen zu können, denen meine Landsleute so sehr bedürfen.

(In einer anderen Weise spricht sich Herr Girardin über die literarische Verbindung Frankreichs und Deutschlands aus:)

Unmöglich (sagt er) kann man den großen Einfluß verkennen, den die Deutsche Literatur seit zehn Jahren auf die Französische ausübt; allein ich wäre nicht eben geneigt, diesen Einfluß als vortheilhaft zu bezeichnen. Ich liebe die Deutsche Literatur und wünsche deren Einfluß auf Frankreich um so eher verhindert, als dieselbe in mehrerer Beziehung auch die moralische und politische Allianz befördern dürfte, die ich so eifrig als möglich wünsche. Allein, wenn ich auch auf die moralische und politische Union zwischen Frankreich, Deutschland und England so begierig bin, so mag ich noch keineswegs eine blinde, wirre Vermischung des Charakters und der Sitten dieser drei großen Völker. Ich bin weit davon entfernt, zu wünschen, daß Deutschland und England auf ein Mal Französische Gesinnung beklamen und mit Leib und Seele auf die Politik sich werfen, oder daß England und Frankreich sich gleich Deutschland in tiefe spekulative und mystische Forschungen einließen. Es ist vielmehr zu verlangen, daß die drei Völker ihre ursprünglichen eigenthümlichen Sitten und ihren Nationalgeist stets bewahren; sie können sich immerhin möglichst annähern, ohne sich jedoch deshalb gegenseitig aufzudrehen, sie mögen einander modifiziren, aber nur nicht sich ausreiben. Denn nur dadurch, daß sie in ihren Sitten und Charakteren von einander geschieden bleiben, behaupten sie fortwährend ihren gegenseitigen Werth und ihren wirksamen Einfluß auf einander, indem sie sich stets noch Etwas einander auszutauschen und gegenseitig mitzutheilen haben. Nur das Ungleichartige kann gewissermaßen eine passende Verbindung und Vermählung mit einander eingehen, indem erst durch das Zusammentreffen der Verschiedenheiten ein vollkommenes Ganzes entsteht. Auf diese Weise verstehe ich die moralische und politische Allianz der Völker des Westens und eben in demselben Sinne wollte ich auch die literarische Allianz zwischen Frankreich und Deutschland verstanden wissen.

Trotzdem aber scheint diese Allianz nicht auf die rechte Weise zu Stande gekommen zu seyn. Ein Deutscher, der bemerkte, wie unsere Literatur die seines Vaterlandes nachzuahmen sich bestrebte, sagte eines Tages lächelnd zu mir: „Ihre Landsleute haben wohl Deutschland gestohlen, allein sie haben es noch nicht verdaut.“ Dies ist in der That

*) Aus den Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, von St. Marc Girardin.

Digitized by Google

eine treffende Bemerkung. Wir haben von Deutschland einige neue Wissenschaften, oder vielmehr einige neue Namen für alte Wissenschaften entlehnt. So haben wir von Deutschland die „Philosophie der Geschichte“ überkommen; mehr den Namen, als die Sache; denn schon Bossuet, Montesquieu und Voltaire haben es verstanden, mit philosophischen Gedanken um Thron an die Geschichte zu gehen.*) Ich habe keineswegs die Absicht, gegen die Philosophie der Geschichte zu polemisiren; es ist vielmehr eine Wissenschaft, der ich selbst zugethan bin; allein ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß wir gerade auf diesem Felde uns am meisten verirren; hier ist es, wo wir gefesselt und nicht vorkommen haben. Die Philosophie der Geschichte klingt im Munde Deutscher Philosophen oft nicht anders, als ein dunkler Orakelspruch oder irgend eine vage nichtssagende Zauberformel. Sie blickt weit in die Ferne, allein sie erfaßt nur unbestimmte wirre Umrisse; sie ist kühn, umfaßt viel, allein zu gleicher Zeit ist sie auch launenhaft, willkürlich, anmaßend und leicht. Der Leitern, mit der Herder's, der Vater Livius, Voltaire's und Gibbon's, das, was das Bild in der Zauberlaterne im Vergleich mit der Skulptur ist. In der Skulptur erscheint Alles deutlich en relief, Alles ist Körper und Wahrheit; das gegen in der Zauberlaterne ist Alles schwankend, unbestimmt und flüchtig, Alles Schatten und Täuschung.

Indem diese Dunkelheit des Gedankens auch auf den Stil übergangen ist, haben bald die abstrakten Ausdrücke und Worte allen Styl und Inhalt der Erzählung in sich verschlungen. Die Ideen haben die Männer aus der Geschichte verjagt, und in den Schlachten sieht man keine Armeen mehr gegen einander auftreten und fechten, sondern Systeme und Prinzipien.

E n g l a n d.

Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren.

Von Charles Lamb.

Wir leben in einer Zeit, wo die Presse allgemaltig ist; Minister in Sammtkleidern und Dandy's mit gelben Handschuhen arbeiten mit daran, um die große ungeheure Maschine lebendig im Gange zu erhalten. Aber es gab auch eine Zeit, wo sich die Fürsten und Herren nicht eben mit solchem Eifer zur Presse hindrängten. Wie dürften gar nicht weit hinaufsteigen, noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts finden wir die Quelle dieses riesengestaltigen Flusses, dieses flammenden und nach allen Seiten hin rauschenden Stromes in einem sehr schwachen und dürftigen Zustande.

Ich war zwanzig Jahr alt, als ich in einem Kaffeehause in der Nähe von Somerset-House mit einem hagern Greise zusammentraf, der mir als ein wahres Bild der Zeit erschien; er hieß Daniel Stuart; gleich Saturn erwangelte er der Zähne, und seine platte Stirn erhob sich senkrecht oberhalb der zurückgebogenen Nase; schon sollte er in sein siebzigstes Jahr eintreten, und noch stand die Morning-Post, die er von ihrer ersten Entbindung an besorgt, unter seiner kräftigen Leitung. Der gute Daniel Stuart, der zugleich Gentleman war und Journalist, große mäßig und Redacteur, und endlich freimäthig, obgleich Diplomat! Kann hatte ich einige Worte mit ihm gesprochen, als er, gleich einem verständigen Gärtner, der bald die gesignete Pflanze erkennt, die sich seiner Pflege empfiehlt, und die über eine Hecke oder jene Zeitung Klagen wird, in mir auf der Stelle den künftigen Literaten entdeckte. Die periodische Presse hatte ihm stets Lebenlang geschäftigt, er hatte sie in ihrer Wiege gesehen; er erinnerte sich noch an Daniel de Foë, den ersten Gründer der Reviews, an Addison und Richard Steele, in den ren Tagen das Journal soviel wie ein Gebot der Weisheit, oder ein Axiom der Sittenlehre war. Daniel war stets gleichgültig und liebenswerthselos; denn es ist die erste Pflicht eines Journalisten, es zu allen mitten unter den Umwälzungen und den wechselnden Schicksalen der Politik und der Literatur. Als wir uns einmal dicht vor den Thoren der „Morning-Post,“ deren Dachwerk eine prächtige goldene Angel zierte, mit dem Somerset-House gegenüber befanden, sagte er zu mir: „Sie sehen hier das Museum, das herrliche Gebäude, wo die elegante Menge täglich hinströmt, und dessen Eingang an den der Morning-Post stößt! Würden sie wir wohl glauben, daß ich in den dreißig Jahren, seitdem ich mich alle Morgen regelmäßig in meinem Bureau einfinde, es mir auch nicht einfallen ließ, vom meinem Wege abzulenken und mich nach Somerset-House zu begeben!“

*) Es bleibt aber doch noch immer etwas Anderes, wie die Franzosen, einzelne philosophische Ideen in die Geschichte zu verweben und hineinzuweben, oder, wie die Deutschen ein ganzes mit Scharfsinn und Tiefsinn erdachtes System als historisches Gebäude darzustellen, was nur von dem Genie eines Herder, dem die in Deutschland noch ungewohnte Hülfsmittel noch fehlten, und wie er selbst gesteht, in Dunkel gehüllt ist, unternommen werden konnte.

Von diesem Manne erfuhr ich die Geschichte des Anfangs, des Fortschreitens und der weiteren Entwickelung des Journalismus. Er wußte Alles, was nur auf diesen wenig bekannten Gegenstand Bezug hatte; es war ihm nicht entgangen, in welchem Preise jedes einzelne Journal angeschlagen wurde, und welche Kapitalien dazu erforderlich waren, um es zu begründen; er erzählte mir das Alles und ich hörte ihm mit vielem Vergnügen zu. Ich begab mich mit ihm auf die weite Entdeckungsreise, mit einem Enthusiasmus, gleich dem Reisenden Mungo Park, der nach Abyssinien ging, um die gebrannten Quellen des Nils aufzufinden. Mein Leser verlange nur nicht von mir, daß ich ihm alle die Namen und Daten wiederhole, die einzelnes kein Interesse für ihn haben können und deren ich mich auch nicht ganz deutlich mehr erinnere. Es wird genügen, wenn wir uns nicht weiter als funfzig Jahre hinauf versteigen. Diese Reise wird zwar weniger lang, aber hoffentlich auch nicht weniger angenehm sein.

Wir wollen mit einer unsichtlichen Geschichte der preiebichten Presse erwartete, der wäre sehr im Irrthume. Es ist ganz und gar nicht meine Sache, mich in irgend weitläufige und gelehrte Untersuchungen einzulassen! Ich glich immer jenen Afrikanischen Insekten, die sich lebendig ausschwingen, etwa einen Fuß weit vorwärts dringen und plötzlich verschwinden.

Ich habe allen Respekt vor großen Rebeten, so wie überhaupt vor allen großen Dingen. Als ich mich noch im Christ-College zu Oxford befand und zum ersten Mal von den wunderbaren Begebenheiten Bruce's hörte, der ausgegangen war, die Wiege des Nils aufzusuchen, da entschloß ich mich plötzlich, dem großen Reisenden nachzuahmen! Die Sonne leuchtete am Firmamente, und ihre Strahlen drangen durch die Laubschaft von Pfirdicen sich hindurch, wovor ihren Strahlen verhielt; ich nahm zwei Zwiebacke und zwei Birnen in meine Tasche und begann, den Lauf des Kanals zu verfolgen. Ich hatte Niemand etwas davon gesagt, denn ich wollte ganz allein, ohne alle fremde Beihilfe, zur Quelle meines Nils gelangen; ich schwang mich auf die Einfriedigung und ließ mit den Worten: Ich bin fertig! Sie sähen mich auf grünenden Pfaden durch blühende, schöne Thäler; ich ging immer allein und verfolgte meinen sich hin und her schlängelnden Mäander. Aber der Kanal verlore sich immer weiter aus und schien allen meinen Anstrengungen und Bestrebungen nur zu spotten.

Ich hatte unterdessen schon das große Thor von mir selbst gesaßt! Ich hielt mich für nichts Geringeres, als einen zweiten Bruce. Allein kaum hatte ich mit meinen kleinen schwachen Füßchen vier (Engl.) Meilen zurückgelegt, als sie schon ganz wund gelaufen waren, und ich war vor Mattigkeit genöthigt, mich auszuruhen. Die Sonne war eben im Begriff, unterzugehen, und ich konnte nicht umhin, zu nach, wo mir meinem Beobachten kaum der Anfang gemacht; ich hätte noch zwanzig Meilen machen müssen, um mein ritterliches Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Indeß begab ich mich bald ohne Weiteres nach einer kleinen Meierei bei Uxtenbau, ließ mir daselbst etwas Milch und Brod dazu geben, und hatte mit schwerem Herzen für immer die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht eben leicht sey, ein Hero zu sepn.

Dies Hilfsörchen, mein lieber Leser, kann Dir dazu dienen, Dir wohl zu merken, daß, wie ich schon gesagt, auch meine Reise mit dem guten Daniel nicht eben so weit gehen werde, als man den ersten Anlauf nach wohl denken möchte; denn nicht so weit, als bis zu seiner Geburt, nicht zu der Wiege des Journalismus werden wir gelangen, sondern nur einen kleinen Spaziergang auf funfzig Jahre vor der gegenwärtigen Zeit wollen wir beschreiben zu machen versuchen.

„Arbeiten Sie doch, junger Mann“, sagte der gute Daniel, nachdem er die Glas Negus getrunken zu mir, unterm er sich seinem kastanienbraunen Rock zukopfte. „Ihr reicher Vetter, der Sie, wie Sie glauben, lieb hat, kann sehr leicht auf den Einfall kommen, nicht so bald zu sterben, ja, er kann auch plötzlich verschlieben, nicht mehr Hagestolz zu bleiben. Und seine Ehe oder sein langes Leben hieten eben keine glänzenden Aussichten für Sie dar. So arbeiten Sie denn; ich werde Ihnen bleibet geben.“

Ich riß meine Augen weit auf; mein Ehrgeiz war geschmeichelt und meine Eitelkeit aufgeregt.

„Es mangelt Ihnen“, fuhr Daniel fort, „nicht an Geist. Unsere Morning-Post ist in gutem Gange; wir stehen mehreren dunkert Exemplare davon ab, indem wir sie mit Gedanken füllen. Sie sollen sie drucken auf jetzt gerade eine Stelle haben, wollen Sie sie anaebmen?“ — „Ohne Zweifel. Nur eine Frage ich fragen, welcherlei Arbeiten ich mich zu unterziehen habe?“ — „Das sollen Sie gleich erfahren. Wir bedürfen bei unserem Journal eines Mitarbeiters, der Scherz und Laune in dasselbe zu bringen verstehet. Derselbe muß uns täglich eine gewisse Zahl von Bon-Mots, Pointen, Epigrammen und Wortspielen liefern. Wir bezahlen das Stück mit drei Pence (2½ Sgr.), und das ist sehr viel. Andere Redactionen sind in dieser Hinsicht keineswegs so freigebig als wir. Was die Größe betrifft, so darf ein Artikel höchstens aus zehn und muß zum wenigsten aus drei Zeilen bestehen; wir verlangen ihn kurz und brillant. Sind Sie damit einverstanden?“ — „Sehr wohl. Nur das Eine habe ich noch zu fragen. Womit soll ich diese Artikel ausfüllen?“ — „Mit Witz, mit Witz, so viel Witz als möglich. Sprechen Sie von der Mode, von galanten Abenteuern, von dem Hofe, von der Stadt und hauptsächlich von Kostüme. Ein Journal muß nicht belehren wollen. Es genügt, wenn es amüsirt. Nicht verstanden! Glanzende Ausdrücke, pikante und zuweilen interessante Einfalle, das ist Alles, was wir verlangen.“

Das war ein Journal vor funfzig Jahren, ein Lustgmachter für die elegante und nicht elegante Welt, der Anekdoten zum Besten gab über Herr und Madam, und schlechte Witze riß, bald in Gestalt eines Posterriebes, bald als eine Art Schmarotzer von geringer Bedeutung. Heutzutage hingegen ist der Journalist eine wichtige Person, in schwarzem Frack und mit einer Tabbedose in der Hand, der Welt von dem

Minister-Wechsel, von den Tories und Whigs unterhält und über Ehescheidungen, über Wiganie, über Incest und Todtschlag raisonnirt. Unsere Väter waren große Kinder, das müssen wir zugestehen; aber vielleicht war auch ihr Leben von der Art, einfachen, unschuldigen und lustiger.

„Ich begreife es wohl", antworteten ich meinem guten Daniel; „aber ich fürchte nur, nicht das Talent zu besitzen, um Lesern wichtigen Aufschlüssen zu gewähren — „Wrehschen Sie's", erwiderte Daniel; „nur Muth gefaßt. Es steht Ihnen frei, Witze zu machen, von welcher Art sie immer sein mögen, nur müssen sie nicht etwa zu anstößig ausfallen. Lassen Sie sich einstweilen sie morgen zur Probe sechs gute Witze in Bereitschaft."

So befand ich mich denn im ersten Jünglinge-Alter, als es mir meinen Finanzen nicht eben am besten aussahen, auf ein Mal auf dem Posten einer ersten Possenreißerei der „Morning-Post." Glücklicherweise für mich liefen sich die Damen, die mit der Mode und den Farben alle Augenblicke wechselten, gerade damals einfallen, die Fleischfarbe allen anderen vorzuziehen. Diese kostbarste und doch wesentliche Farbe lieferte mir den eigentlichen Stoff zu den besten Pointen! Ich lebte ganze anderthalb Monate davon. Heute würde ich vor mir selbst erröthen, wenn ich diese schriftstellerischen Zägellosigkeiten überlesen sollte! Indeß war kaum eine Woche verflossen, als mein Ruf mit Riesenschritten vorgeeilt war. Die Damen, die mich hatten, die Weiber, selbst Alles war sich immer einschickte, zogleich drucken zu lassen, wenn es auch nicht von dem Haupt-Redacteur unterzeichnet wäre. Erebillen der Jüngere und alle Schriftsteller am moralischen Hofe der Pompadour konnten kein größeres Glück machen, als ich. Ich armes Kind, dessen Jugendunbereit sich noch weiter erstreckte, als meine Zeer reichte. Bis ich alle privatmäßen Farben erschöpft, um sie in meinen Artikeln glänzen zu lassen, als ich über die frischfarbenen Handschuhe, über die fleischfarbenen Strümpfe nichts mehr zu sagen wußte, da wußte ich mich wiederum nach einen neuen Text umsehen. Ich suchte nicht lange. Unsere Damen, die den Fortschritten Modern ausschließlich schönten, trugen damals äußerst junge Röcke. Das war ein neues Glück für mich. Mit meiner natürlichen Keuschheit und schriftstellerischen Unkenntheit sie ich über dieselben her. Alle Gottheiten des Olymps mußten mir dazu anbefehlen. Venus und ihr Sohn, Mars mit seinen heroischen und romantischen Abenteuern, Pallas und Hebe stenerten gleich bei. Nicht ein Haar blieb unbenutzt, das nur zu irgend einer Anspielung dienen konnte, und alle meine Wortspiele, alle meine zweideutigen Scherze und Anzüglichkeiten bielten sich so geschickt in einer richtigen Mitte zwischen dem guten und dem schlechten Ton, wie sie dem damaligen Publikum allein zusagte.

Binnen Tages klopfte mir der gute Daniel auf die Schulter, indem er mir sagte, es wäre nun schon genug über die Fleischfarbe und die kurzen Röcke raisonnirt worden und wir müßten nunmehr auf einen neuen Gegenstand sinnen, eine neue Mine sprengen. „Es ist zum Verzweifeln", fuhr er fort, „nicht wahr, junger Mann; indeß lassen Sie nur den Muth nicht sinken. Die wechselvollen Kapricen der Frauen werden uns schon wieder aushelfen, sie lassen uns nie im Stich. Fahren Sie nur fort, dieß schriftstellerische Mine auszubeuten."

Ich that, was er mir sagte, ich griff den Kopfputz an, beschäftigte mich einige Wochen mit den engen Mieder und den seltsamen Hüten; ich brachte den Puder und die Chignons in Mißkredit und nahm Theil an der Verdammung der Reifröcke. Nachdem ich indeß fast sechs Monate hintereinander meine Spaziergänge und Theaterbesuche getheilt, fing ich endlich an, müde zu werden. Ich gestehe kaum, lieber Leser, daß Du im Stande sein würdest, einen ganzen Monat hindurch täglich sechs kleine Pasteten zu Dir zu nehmen; der feinste Magen würde es nicht aushalten und es würde sich unfehl immer mit Uebelkeit nach seinem ausstehen, trockenen Brode zurücksehnen. Ich aber trat sechs Witze täglich, das heißt, dreimalhundert fünfundsechzig Tage jährlich hintereinander je sechs Witze machen zu müssen, das ist gewiß noch tausend Mal schwieriger und gräßlicher, Ich beklagte mich bei Daniel darüber; er gutwortete mir, das größer schon ein Mal zu den Unannehmlichkeiten müsse res Handwerkes, er wolle mir aber erlauben, mich ein wenig in meinem Witzkalten neun Monate umzusehen und das aufzuwärmen, was mir beliebt, und den neu Aufgefrischt dem Publikum in verjüngter Gestalt vorzulegen.

Das war eine außerordentliche Erleichterung für mich; ich doch obendrein schon ein so angestrengtes Leben führt! Von acht Uhr des Morgens bis fünf Uhr des Abends saßen wir an dem Monatsjournen Pulte angeschnürrdet, das uns unser Banquier eingeräumt. Von fünf Uhr des Abends bis Mitternacht nahmen uns die Freundschaft, das Theater, wo wir, mit Freibillets versehen, die bewunderten Schauspieler Betreten und Mistreß Siddons in Augenschein nahmen, und was es sonst Angiehendes gab, in Beschlag. Demnach blieb uns zu unseren Scherzen für Daniel, zu unseren Wortspielen für die weise Hälfte und die Handschuhe des Gentlemans in Allem nur eine ganz kleine Stunde übrig, die Stunde, die uns zu unserem Frühstücke, zu einer dreiviertheilen Tasse Thee und einem Butterzweiback vergönnt war. Und in diese Zeit sollten wir sechs Pointen abfassen! Versuch's ein Mal, theurer Leser, versuch's, wie Du's kannst!

Ich will zugeben, daß es nicht eben so was Außerordentliches ist, an einem Tage mit sechs Pointen zu Stande zu kommen. Das ist wohl wahr; wir bringen es alle Tage, den Sonntag mit eingerechnet, auf eine ganz natürliche Weise, noch mehr als dies betrug. Allein nach diesen Witzen sterben wir auch nicht, sie kommen vielmehr von selbst mit großer Gefälligkeit zu uns heran, und das, versteht sich, ist etwas ganz Anderes.

Nachdem die Journale ernst und pompös geworden, sind sie auch von ihrer ursprünglichen Höhe herabgesunken. Das Nötigsten ist eine leichte Sache, seitdem die Tagesblätter ein feierliches Gewand sich umgehängt. Denn wes verlangt jetzt kein Publikum von Dir? Novellen. Diese Novellen kannst Du aber machen, wie Du immer willst, weiß, schwarz, roth, falsch und wahr. Vor Allem wollte man deßhalb lachen. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durfte man sich in der Welt nicht zeigen, ohne mit Bändern und Schleifen überdeckt zu sein und ein süßes Lächeln im Munde zu führen. Nur die Holländischen Reimungsschreiber und einige Französische Journalisten entgingen diesem Geschick; sie verklanden es, mit ihrer Ernsthaftigkeit und mit ihrem Schwulste durchzukommen. Eine Feuersbrunst, ein Schiffbruch machte die Glück, und bot ihnen den fruchtbarsten und wunderbarsten Text! Zwei Ministerwechsel in einer Woche gaben kaum einen solchen Leckerbissen für die Journalisten des heutigen Tages ab. Welche Glückstinder, bei einem Journal, das ein Autokrat gewedrt! Ihr strebt umsonst mehr die Befehle an Eure Leser aus; anstatt daß wir zu unserer Zeit diesen unterworfen waren. Bei uns war das Publikum wie der Drache im Hintergrunde des Belus-Tempels, der begierig nach Brot und nach Leichen, inwiefern neue Opfer verlangte; unser Publikum wollte deßhalb nur immer kräftigere und üppigere Nahrung: nicht leicht zu befriedigen bei der Wahl der Gerichte, verlangte es die pikanntesten und köstlichsten Leckerbissen, wegegen es unsere Bemühungen und Anstrengungen mit wenig Geld und vieler Geringschätzung lohnte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Treatise on the manufacture, nature etc. of the gun. (Ueber die Fabrication ꝛc. der Schießgewehre.) Von **W. Greener.** 15 Sh.

Three years in the Pacifike. (Drei Jahre im stillen Ocean. Notizen über Brasilien, Chili, Peru u. s. w. in den Jahren **1831, 32 und 33.**) 2 Bde. 24 Sh.

German for beginners. (Deutsche Lektüre für Anfänger.) Von **W. Wetrich.** 3½ Sh.

Francis Lever — oder der junge Handwerker. Mit Kupfern. 4 Sh.

Lectures on surgery. (Sir Astley Cooper's Vorlesungen über Chirurgie.) **Vierte Auflage.** 6½ Sh.

Young Hearts. (Junge Herzen.) Roman, mit einer Vorrede von **Miß Jane Porter.** 2 Bde. 31 Sh.

Tales of a woman's trial. (Erzählungen aus dem Prozeß einer Frau.) Von **Mrs. S. C. Hall.** 10½ Sh.

Rußland.

Die schlechten Zeiten.

(Schreiben eines Doktors auf dem Lande, an seinen Freund in der Residenz.)

Von Th. Bulgarin.

Geliebter Freund! wenn Jemand es verrückt ist. Gleich ist es, ob durch Bücher oder Trunk.

Eine goldene Zeit war es in Rußland, wo Väter, Mütter, Großmütter und Tanten überzeugt waren, daß ein junger Mensch aussehen müsse, wie junges Vieh erst gut werde, wenn es aufgraben hat. Dabei haben wir auch ganz gehörig gewirthschaftet! Wenn ich mich meines ehemaligen Dragonerlebens erinnere, so stimmert mir es noch vor den Augen! — Wenn es ein Mal lustig herging, so zitterte das ganze Dorf. Die ganze Eskadron war auf den Beinen; gelungen ward die ganze Nacht hindurch bis zum Heiserwerden; jüdische Zimbeln accompagnirten getanzt wurde, bis die Pferde scheu; dabei konnte man sich in Bier und Punsch; Kartenspiel, Geschrei, Lärmen, Schießen, Gläsergeklirre, Umarmungen und Küsse und dann den dreifpännigen Schlitten der und Marsch! Vorwärts! . . . . Halte die Ohren steif, herr Capitain-Sprawnik; *) Fallen Sie nicht auf die Nasen, meine Herren Rittmeistern! Die Dragoner schwärmen — Hu! hu! Die Pferde zwischen den Kähnen, die Zigarr in der Hand und auf und davon geht es durch Gräben, über Wurzeln und abgebaumte Baumstämme! Da ist die Stadt schon — Halt! Eine Judenschenke. Tief verneigte sich der ängstliche Wirth, erschreckt über den heranstürmenden Sans und Braus. Kostaut seine Gäste zu bewillkommnen. — Trapp! Trapp! hinter den Ohren! Nähre Dich, Wirth! Essen, Trinken, Faßteren **") herbei! — Nun ging der Spaß los! — Das war eine goldene Zeit; als man aber mit den jüdischen Gebräuche einstehrte, gefielen sie mir nicht, und ich zog mich auf's Land zurück. Meinem Vater war es nicht lieb, daß ich als Unter-Lieutenant meinen Abschied nahm. Er hätte mich gar zu gern als General gesehen! Meine Mutter bereitete mir, indem sie mich ununterbrochen gewirthschaftet — und damit hatte die Sache ein Ende. So langweilte ich mich 4 Jahre lang auf dem Lande und war während dieser ganzen Zeit nur zwei Mal in Moskau gewesen. Mein verstorbener Vater gröbere nicht zu den Freigebigen und meiner Mutter Spardächte hatte ich, als ich noch im Regiment war, gehörig angegriffen — ich konnte daher keine große Sprünge machen. Nachdem es aber Gott gefallen hatte, meine theuren Eltern zu sich zu nehmen, ging es wieder auf den alten, landadligen Fuß her. Sogleich kaufte ich mir Jagdhunde und Pferde nützlicher Art, schaffte mir zwei Musikbäcker an, ein mannliches und ein weibliches; verschrieb mir einen Koch und einen des besten Gaukspiele in Wilna, verwandelte meinen ganzen Hausstand in Vorrath in Wein in Branntwein und Rum und begann das üppigste Leben von der Welt zu führen! Mehr als einer meiner Freunde, die mir nachahmen wollten, brach sich den Hals dabei und rauk sich zu Tode! Mehr als einer verspielte sein ganzes Vermögen in meinem Hause! Und Freunde und Nachahmer gab es eine zahllose Menge, weil in der ehemaligen goldenen Zeit die Leute an nichts anderes dachten, als üppig zu leben. Auf's Land fuhren sie nur drehald herum, um sich schmarotzlos zu regalen, und in die Städte begaben sie sich nur, um Frauen

*) Oberer Gerichts-Beamter eines Dorfes.

**) Juden, die Commissionären aller Art übernehmen.

Digitized by Google

und Töchtern die dortigen Vergnügungen genießen zu lassen und selbst in männlicher Gesellschaft umherzuschwärmen. So vergingen 30 Jahre wie ein Traum, aus einem Rausch in den anderen, von einem Vergnügen zum andern, bis die böse Stunde schlug. Mit meinen grauen Haaren traten die schlechten Zeiten ein!

Freunde und gute Nachbarn verschwanden nach und nach. Einer hatte sich in's Grab gelegt; ein anderer war, nachdem man seine Güter unter Hammerschlag vertauft hatte, verschollen; ein dritter war der gerichtlichen Vormundschaft entlaufen. Meine Gesichter zeigten sich in der Nachbarschaft, theils Kinder, theils Neffen der Verstorbenen, theils neue Gutsbesitzer, welche die Güter meiner ehemaligen Freunde an sich gekauft hatten. Ich begab mich zu ihnen mit meinen Jagdhunden, Sängern und Tänzern — sie ließen mich aber nicht ein Mal in den Hof! Ich lud sie zu mir ein — sie kamen nicht! — Welch' ein Volk ist das! Ich betrachtete sie mit recht aufmerksam — es waren Alles gezierte, sich wichtig machende Menschen, die wie auf Stelzen einhergingen. Sie führten nie gehörte Dinge bei uns ein. In 30 Jahren hatte ich in unserem ganzen Bezirk kein getrocknes Auch gesehen, und bei ihnen sah man auf den Tischen Bücher anstatt Flaschen. Bisweilen sammelten man zwar Unterschriften zu einem kleinen Fest, einem Picknick, auf diesen aber wurden die Exemplare aufgefordert, sich auf Bücher, auf Zeitschriften, für Gesängnisse, für die Armen, für die Abgebrannten, für Schulen und weiß Gott für was noch, zu unterzeichnen! — Wird man jetzt aufgefordert, so trinkt man sich lieber zu Raute satt, denn bei den jetzigen Gutsbesitzern kann man nichts Gutes erwarten. Auf der Tafel stellt man eine oder zwei kleine Flaschen mit Wasser und fordert nicht einmal zum Trinken auf, als ob jedes Tröpfchen gezählt und berechnet wäre. — Hört man ihrer Unterhaltung zu, so sollte man glauben, sie sprächen Negerisch! — Einer spricht von Versen, ein Anderer von Mist, ein Dritter von Mistel, ein Vierter von neuen Methoden in der Landwirthschaft; von Wunsch aber, von der Hetzjagd, von Tänzern und Tänzerinnen, von Karten — nicht ein Wort! — Wen möchte des Teufels werden! Setzt man sich, um nicht einzuschlafen, an einen kleinen Kartentisch, so muß man ein leidiges sogenanntes Kommerspiel spielen, zu 25 Kopeken den Strich Posten, oder einen Rodder Whist zu 10 Rubel. Aus Verdruß hitte ich mir Punsch aus, und man bringt mir verfluchtes warmes Wasser mit Rum. . . . Es will nicht hinunter! Aus unserer ganzen Gegend hat man ein wahres Kloster gemacht. Frage ich, was das heißen soll? so antwortet man mir, es sey: Bon-ton! Der Henker hole diesen Bon-ton, bei dem man hungrig und durstig bleibt!

Aber nicht genug, daß es bei uns langweilig ward. Die schlechten Zeiten zogen noch andere Übel nach sich. Ueberall trat Ordnung und Regelmäßigkeit ein; man fing an, die rückständigen Abgaben einzutreiben, Leute, die keine Päße hatten, aufzufangen und Strafgelder zu erheben. Auch die Schuldner wurden unruhig, wie Dohlen und Krähen vor einem Gewittersturm. Drei Theile meines Besitzthums wußte ich verkaufen, und den vierten, den schon längst in Trübsinnte versetzt war, lieh man mir, wie aus Gnade und Barmherzigkeit. Selbst ich denn in meinem Hause, wie ein Bär in seiner Höhle, meine vor Verdrüßnig und erwarte täglich der Welt Untergang. — Einer meiner alten Freunde, der, so wie ich, einige Trümmer seines Vermögens gerettet hat, war meinem Rathe gefolgt und hatte sich in die eingetretenen schlechten Zeiten entweder eine allgemeine Skandsucht oder gar noch etwas Aergeres verkändeten. Aber in der That, was soll man auch noch Gutes erwarten in einer Welt, wo man, anstatt in die Karten, in die Bücher sieht, anstatt Punsch und Madeira, Wasser trinkt wie die Hühner, und die Zeiten aufzupfeifen, schmiegelt und hofiert, wie den Kopf eines alten Modeweibes. Kommt man vor alten Zeiten in die Stadt, so hörte man sich aus allen Laden zurufen: „Iwan Jelisseitsch, was ist Ihnen gefällig?" Iwan Jelisseitsch, nehmen Sie doch nur, Bärenchen, auf Rechnung!" — Aber jetzt — Iwan Jelisseitsch bittet und verbeugt sich, erhält aber nichts, auch nicht für einen Kopeken auf Kredit. Wie soll man denn so nicht aus tiefster Brust hinaufseufzen: O, die schlechten Zeiten!

Worüber man sich aber am meisten ärgern muß, ist das verdammte Glück, das diese affektirten Neulinge haben. Mein Gut Sakatowo kaufte ein gewisser Hofrath, ein Franzose, ein Deutscher, oder ein Russe — weiß der Teufel, was er eigentlich für ein Landsmann war! In den besten Jahren konnte ich jährlich keine 6000 Rubel eindekommen, und der verdammte Herzenwisser nimmt über 12,000 Rubel ein, und dabei haben die Bauern es leichter, wie unser Capitain-Sprawnik sagt. Wie lebt aber auch dieser neue Besitzer von Sakatowo! Nicht einem einzigen Hund sieht man bei ihm, außer einem Hofhund und einem Zimmer-Pudel. Im Stall hat er nur 6 Pferde. Der Hof ist immer rein, wie mit dem Besen abgefehrt. Im ganzen Hause sind nur 2 Diener, 2 Dienstmädchen, 1 Köchin, 2 Kutscher, 1 Ofenheizer, 1 Gärtner — und damit Basta! Bei mir dagegen war Alles auf herrschaftlichem Fuß! Auf 300 Seelen hatte ich eine Dienerschaft von 100 Personen, 50 Pferde und 130 Hunde . . . . . Das waren noch gute Zeiten! Drei Erbschaften gingen mir schnell durch die Finger, — die vierte habe ich nicht zu erwarten . . . . . Die schlechten Zeiten sind eingetreten.

Neulich kam Dein Bruder zu mir, der Husar. In meiner Hergensfreude ließ ich mir Kirschen aus Vortwein bringen, goß sie in zwei Pokale, und reichte einen derselben eigenhändig meinem lieben Gast. „Ich trinke nicht, lieber Onkel!" — „Was soll das heißen? Will Du bei Sinnen? Ein Husar und will bei dem ersten Wiedersehen nicht einen Becher mit seinem Onkel leeren!" — „Ich trinke nur bei Tische, und dann nur Französischen Wein!" — Ich weinte vor Aerger! Ein Husar und kann nicht mit einem Zuge zwei Flaschen Wein austrinken! Ich ging mit ihm auf die Jagd .... Da nahm er sich so ziemlich, aber doch immer nicht, wie wir es gewohnt waren. Abends wollte ich ihn mit meinen Tänzern und Sängern unterhalten. Er sah und hörte sich das Ding an, warf 25 Rubel hin, und hatte genug! Er schlüpfte unvollesen von uns und verschloß sich auf sein Zimmer. Ich guckte durchs Schlüsselloch, — mein Husar lag auf dem Sopha und las in einem Buche! — Da frage ich nun, ob sich wohl noch länger an dem baldigen Untergang der Welt zweifeln läßt?

Sage mir doch, lieber Neffe, wie es bei Euch in St. Petersburg zugeht. Ist es wahr, daß auch bei Euch die schlechten Zeiten gekommen sind? Daß man im Dienst sich nichts mehr erübrigen kann; daß man zu Aemtern wissenschaftlich gebildete Leute verlangt? — Mir ist die Lust angewandelt, um ein kleines Amt nachzusuchen, um die Stelle eines Aufsehers, Oekonoms oder Exekuters, nur müßte man nicht mehr von mir fordern, als daß ich meinen Namen unterschreibe. Vermöge Dich darum, liebster Neffe, um sied wir Auskunft! Auf dem Laude zu leben, ist mir nicht länger mehr möglich. Die Hetzjagden hören allerwärts auf, mit dem Umherschwärmen ist es aus. Karten gespielt wird nicht mehr, wohl aber lobiet man uns von allen Seiten mit den verdammten Büchern und Wissenschaften. — Wir ist wahrhaftig bange, daß ich vor lauter Kummer und Aerger noch verrückt werde! Sterben möchte ich auch nicht gern, auch doch ist es zum Umkommen, nach der neuen Mode zu leben. Ach, du lieber Gott! Wie sind die Zeiten so schlecht!

Bibliographie.

Klein-Russische Sprüchwörter und Redensarten, gesammelt von W. N. S.

Klein-Russische Erzählungen von Grizke Osnowjanenky.

Bliche auf die Geschichte der Duräten oder Kalmücken, vom 13ten Jahrhundert an bis auf unsere Zeit. Vom Pater Hyacinth.

Bliche auf die Reichsverwaltung, in Bezug auf die gesellschaftliche Ordnung im Jahre 1831. Herausgegeben auf Allerhöchsten Befehl. Graf Lobjanesky, der Staatsrath im Jahre 1812. Erzählung eines Invaliden. Von N. Konschin.

Sagen der Zeitgenossen über den falschen Demetrius.

Mannigfaltiges.

— Ein Russisches Urtheil über Dr. Meyens Reise um die Welt. Die neuesten Blätter der Nordischen Biene enthalten einen sehr ausführlichen Artikel über dieses Reisewerk unseres verdienten Mitbürgers. Herr N. M. Muissin-Puschkin, der Verfasser dieses Artikels, äußert sich darüber unter Anderem folgendermaßen: „Im Jahre 1830 wurde, zu Handelszwecken, das Schiff „Prinzessin Louise" ausgerüstet und die Leitung desselben dem Capitain Wendt mit der Instruction anvertraut, vorzüglich einige Punkte von Süd-Amerika zu untersuchen und wo möglich sich mit China in Verbindung zu setzen. Als begleitenden Arzt und Naturforscher ernannte man den Dr. Meyen, der bereits mehrere Länder bereist hatte. Ihm verdanken wir die vortrefflichen, in vieler Hinsicht interessante Beschreibung dieser Reise — eine Beschreibung, die auf jeder Seite die ausgebreiteten Kenntnisse, die Genauigkeit der Angaben und die Wahrbeliebtheit des Verfassers an den Tag legt. Dabei hat er sich die vortreffliche Weise Humboldt's angeeignet, nämlich bei Schilderung von Naturerscheinungen auf ähnliche, an anderen Orten stattgehabte Erscheinungen aufmerksam zu machen. Möglichen den beiden Vorgängen, hoffen wir, daß schon dadurch unser Interesse erregt werden müßte, daß hier zum ersten Mal die Rede von den Erfolgen einer großen Seereise ist, die von einer benachbarten, durch enge Bande der Freundschaft mit uns vereinten Nation unternommen ward."

— Verkauf von Briefen berühmter Männer. Vor Kurzem wurden auf einer Auction in London die eigenhändigen Briefe mehrerer Staatsmänner, namentlich Fox, Castlereagh, Liverpool, Canning u. s. w. unter den Hammer gebracht. Sämmtliche Briefe waren an einen zu seiner Zeit sehr bekannten politischen Agenten, Namens Dennis O'Brien, gerichtet, der von den Ministern dazu gebraucht wurde, Zeitungs-Artikel abzufassen und den verschiedenen Londoner Blättern Nachrichten im ministeriellen Sinne mitzutheilen. Es läßt sich denken, daß darunter manche Curiosa und pikante Aeußerungen sich befanden. Das meiste Interesse erregten die Briefe von Fox, der sich unter Anderem sehr entschieden gegen die Irländische Union aussprach und der, als Bonaparte's Schiffs-Expedition angeblich nach Westindien abgegeht, sogleich auf das Entschiedenste behauptete, dieselbe sey, wie es sich hernach auch wirklich auswies, nach Aegypten bestimmt. Andererseits geht aber auch aus seinen Briefen hervor, wie empfindlich Fox selbst in Bezug auf Kleinigkeiten war, die seine Person und seine Eitelkeit berührten. Sämmtliche ziemlich unbedeutende Briefe aus den verschiedensten Epochen waren in viele Konvolute abgetheilt, von denen das theuerste mit 8 Pfd. 8 Sh. (56 Thaler) bezahlt wurde.

— Schädlichkeit des Essigs. Diese Flüssigkeit übt besonders auf den menschlichen Magen einen zerstörenden Einfluß. Bekannt ist, daß manche pimpse und gesunde Frauenzimmer, aus dem thörichten Wunsche, recht zart, d. h. kränklich auszusehen, den Essig täglich in großen Quantitäten verschlucken. Dieses unschuldige Verfahren hat weiter keine andere Folgen, als daß es die Verdauungs-Organe ruinirt und auf diese Weise dem Körper seine regelmäßige Nahrung entzieht. (The oracle of health.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Montag den 5. Januar 1835.

Frankreich.

Politische Betrachtungen über Europa und Deutschland insbesondere.

Vom Marquis de Salvo.

Vom Marquis de Salvo erschien im Jahre 1834: Mon portefeuille ou Papiers détachés sur des sujets politiques et littéraires (Paris et Strasbourg, Levrault). Namentlich der politische Theil des Buches enthält manche interessante Bemerkungen, von denen hier einige, wohl nicht unpassend, eine Stelle finden. Der Verfasser ist in seinen Ansichten wohl weiser Mäßigung und seine Darstellung ist von Wohlwollen durchdrungen.

Als ich in Frankfurt am Main ankam (in der ersten Hälfte des Jahres 1833), erhob man noch immer seine Stimmen für die Einheit Deutschlands, — dieses Ideopien aller derer, die zum Deutschen Liberalismus, der vom Französischen so sehr verschieden ist, sich bekennen. Ein populär gewordenes Lied giebt eine vollständige Idee von dem Wesen dieses Patriotismus und zugleich auch eine Vorstellung von der Abneigung gegen Frankreich. Dieses Gedicht ist charakteristisch; es ist zum großen Theile der Katechismus der Gaffenjunger und liberalen Bierstehr, ohne daß es jedoch zu Zusammenrottirungen und Charivari's führte. (Der Verf. meint Zhrob. Körners Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland ꝛc." u. s. w. ohne jedoch zu wissen, oder besonders zu berücksichtigen, daß es im Jahre 1813 entstanden ist. Es war und ist offenbar ein Kind jener Zeit, und wenn der Verfasser sagt, daß es im Jahre 1833 noch im Munde des Volkes gewesen, so kann dies höchstens von Frankfurt a. M. selbst, von dem er gerade spricht, gelten.) Es ist zu bemerken, — fährt er sodann fort, nachdem er jenes Gedicht in einer Uebersetzung mitgetheilt, — daß allen diesen Vaterlandsliedern, diesen patriotischen Gesängen das Siegel strenger Moral und der Charakter einer religiösen Gesinnung aufgedrückt ist; es giebt sich in diesen Tönen der wahre Ernst eines Deutschen Herzens kund, das begeistert ist vom Verlangen nach National-Unabhängigkeit, nicht aber nach Aufruhr und jener demokratischen Ungebundenheit, die alle Ordnung umzustürzen droht, die sich dem Beherrschen gegen die Gesetze entziehen, der Aristokratie ein Grab graben und in daffelbe auch den Thron zwingen will; die das Eigenthum Anderer an sich zu reißen und den Menschen jedes Teofles zu berauben sucht, indem sie mit Gewalt der Domaine der öffentlichen und Privatrechte sich bemächtigt, den Jahrhunderten ihre Annalen, der Geschichte ihre schönsten Seiten, dem Heldenmuthe seine Lorbeern, den Regierungen ihren Glanz und den Völkern ihre Ruhe und ihr Glück streitig macht. Wenn man den Nationen das Majorat der Dynastieen nimmt, die sie beherrscht haben, macht man sie zu Waisen. Die alten Geschlechter sind für die Völker ein schöner Besitzthum.

Ein allgemeines Zollsystem, eine Verwaltung, welche alle Vortheile eines freien und dem Deutschen Vaterlande gemeinschaftlichen Handels vereinigte, ist der Gegenstand aller Unterhaltungen und Wünsche der klügsten und in den Geschäften erfahrensten Männer. Vor dem Jahre 1815 waren in den meisten Staaten des jetzigen Deutschen Bundes die Douanen und andere Hemmnisse des Handels unbekannt, es gab in dieser Hinsicht kein freieres Land, als Deutschland. Die innere Verwaltung war ungehindert, selbst mitten unter Privilegien und lehnherrlichen Rechten. Aber die Kriegsjahre unter Napoleon hatten die Staaten in Schulden gestürzt, und auch die Fürsten Deutschlands mußten darauf bedacht seyn, alle Mittel zu benutzen, um sich beträchtliche Staats-Einkünfte zu sichern. Die Deutschen Völker hätten es vielleicht vorgezogen, noch bedeutenderen direkten Abgaben unterworfen zu seyn, die in kurzer Zeit, ein Ziel sie immer, hinreichend gewesen wären, den Bedürfnissen der Staaten zu genügen, als sich fortwährend in ihren Spekulationen und in dem Gange ihrer Industrie gehemmt zu sehen. Ein anderes Hinderniß für jenes Verwaltungs-System lag darin, daß die kleineren wie die größeren Staaten Deutschlands, da sie in Ansehung der Industrie einander noch nicht gleich kamen, indem die einen mehr Manufaktur, die andern mehr ackerbautreibende Staaten sind, es vorzogen, den besonderen Vortheil vor dem Gesammt-Interesse ins Auge zu fassen. Der Einfluß der praeponderirenden Staaten ist Ursache gewesen, daß dieses System, statt ein Gegenstand der Prüfung und Erledigung von Seiten des Bundestages in gemeinschaftlichem Interesse Deutschlands zu werden, nur der Gegenstand besonderer Discussionen geworden ist, bisher es auch noch einiger Zeit bedarf, den Reclamationen und Interessen jedes einzelnen Staates in einer allgemeinen Vereinigung zu genügen.

Wie sehr man auch bemüht gewesen ist, über den Preußischen Zollverband die Ansichten einiger Staaten zu beunruhigen, gleich als seo es ein Mittel zur Supermatie des ihn verschlagenden Staates über die andreen, so ist es doch gewiß, daß er bei der Gesammtheit und den Deutschen Ortsonwalten den meisten Anklang finden wird; da er, außer den wirklichen Vortheilen für Handel und Industrie, die er durch Beseitigung derselben von Tausend innren Schlagbäumen mit sich führt, jene Gesammtheit der Interessen begründen kann, welche sich der Idee der Einheit Deutschlands nähert, — dieser Einheit, die stets (?) das Ideopien einer träumerischen Politik des Deutschen Volkes bilden wird, und die, aus manchem Gesichtspunkte unausführbar, es in Ansehung der kommerziellen Interessen nicht ist, indem der Deutsche Bundestag das Problem zu lösen vermag, in Allem, was die Industrie und die Verwaltung betrifft, die Rechte der verbündeten Völker unter dem Gesichtspunkte der Einheit zu behaupten.

Das Prinzip der Nationalität spricht sich in Deutschland ohne allen Widerspruch kräftiger aus, als anderswo; aber es ist eine Nationalität, die sich mehr in äußeren Merkmalen, als durch Einbildungskraft kund giebt, und die besonders durch jene Regelmäßigkeit der Sitten und Gewohnheiten hervorgebracht wird, welche man von dem ersten Dorfe am Rheine bis nach Hamburg und an die Gränzen von Polen beobachtet. Bemerkenswerth ist es, daß die Französische Herrschaft unter Napoleon seine Spuren zurückgelassen hat, welche eine wirkliche Annäherung in den Lebensformen Deutschlands hervorgebracht haben; so wenig berrscht eine Sympathie zwischen diesen beiden Nationen.

Die Deutschen Völker hangen an ihren Fürsten, an ihren Trachten, an ihren Festen wie an einem kostbaren Besitzthume; sie haben eine Art von historischer Scheu, die sie an jedem Verlangen nach Umsturz hindert; und schon über die Idee des Umsturzes ist ihnen eben so zuwider, als sie ihren Nachbarn theure ist. Sie sind gleichsam ihren Geschichte zu Lehn gegeben, und erscheinen als deren Leibeigene. Die Ehrenzeichen ihrer gesellschaftlichen Existenz äußern auf sie einen Einfluß, der über die Ideen der Menge Macht genug hat, um ihnen die Sitten ihrer Vorfahren lieb und achtungswerth erscheinen zu lassen und sie zu ihrer Nachahmung aufzufordern; so daß sie, weit entfernt, ihre Annalen zu schänden, indem sie die Leichname ihrer Monarchen ausgraben und, wie Andere es thun, die Verbrechen und Sünden derer, die ihr Vaterland einst verwüsteten, ins Gedächtniß der Gegenwart zurückrufen, sich vielmehr der Ritterlichkeit ihrer Fürsten rühmen und die Geschichten der alten Deutschen Häuser erneuern, und daß sie, wenn nun die Stimme der Fürsten sich vernehmen läßt, ihnen folgen zu müssen glauben, wie es einst ihre Vorfahren thaten, die die Schlösser und Paläste als Heiligthümer der Herrschaft und der Macht ansahen und verehrten. Die Titel: Fürst, Herzog, Graf u. s. w. üben einen mächtigen Einfluß in Gemüthlichkeit auf das Deutsche Volk aus, der sich, in dem Putze ihrer Pferde und den glänzenden Livreen ihrer Diener, bis auf die Klassen herab erstreckt.

Nirgends übt der Anblick eines Glockenthurms und einer Kirche einen solchen Einfluß aus, flößt solche Achtung ein, und spricht so zur Einbildungskraft, als in Deutschland. Man kann sagen, daß die Geschichte Deutschlands zum großen Theile in seinen Städten und wie dahergestellten Gewölben seiner Dome niedergelegt ist; und die Revolutionen, welcher Art sie auch gewesen seyn mögen, haben sich nirgends an diesen Denkmalen einer früheren Civilisation vergriffen, die gleichsam die Depositäre der Wechselfälle des Civilsterthums geworden sind, indem sie durch ihren Schmuck oder durch ihre Einfachheit, durch ihre Reichthümer oder in den Künsten, welche sie zieren, die Veränderungen und die Zeiten ihres Glanzes bezeichnen.

Die Säkularisation der Bisthümer in Deutschland hat auf dem Geist des niedern Volkes keinen unglücklichen Einfluß geäußert. Diese Maßregel hat wohl zum Theil die politische Gestaltung einiger Staaten verändert, aber sie hat auf den Gottesdienst keine Einwirkung gehabt. Die Geistlichen sind in Deutschland im Allgemeinen sehr unterrichtet, und haben Einfluß auf die unteren Klassen des Volks, nicht in politischer Beziehung, wie in Spanien und Portugal, indem sie sich der Religion als eines Mittels bedienen, um die Leidenschaften zu entzünden, die Gemüther aufzuregen und durch Vereine und Affiociationen einen moralischen Einfluß und eine Macht der Opposition sich anzuzie-

Digitized by Google

nun, sondern für Alles, was die Pflichten der Religion, die öffentliche Moral und die Familien-Verhältnisse betrifft. Die katholischen Pfarrer sind gebildeter als anderswo, da sie, indem sie neben protestantischen Geistlichen leben, die sich mit der Analyse und der Prüfung der Religions-Wahrheiten beschäftigen, weder in der Bildung, noch in Anstrengung des guten Beispiels, hinter denselben zurückbleiben wollen.

In Sachen der Religion ist der gesunde Sinn des Deutschen Volks in der That bewundernswerth; denn niemals vermengt es die Pflichten des Christen mit denen des Bürgers. Mit Ehrfurcht und Ehrerbietung in der Kirche zu erscheinen, und sich dazu mit den schönsten Kleidern zu schmücken, ist für dieses ernste Volk ein Gegenstand der Eigenliebe; es betrachtet die Religion aus dem Gesichtspunkte der Zerstreuungen und Belehrungen für dieses Leben, ohne daß Jemand sich erlaubte, in den gesellschaftlichen Unterhaltungen über die Religion zu scherzen, wie dies so häufig in Frankreich, Italien und anderen Ländern der Fall ist, wo sich oft mit dem ärgsten Unglauben die größte Ehrfurcht vor den äußerlichen Gebräuchen der Kirche verbindet.

—

Was die Franzosen Vaterlandsliebe nennen, wird von den Deutschen ganz verschieden verstanden. Jene, Enthusiasten für ihr Vaterland und stets eifrig an dem Ruhme desselben hangend, glauben, daß sie sich nirgends so wohl befinden können, als in Frankreich. Dagegen hält der Deutsche sein Vaterland für nichts weniger, als für das non plus ultra der Wohlgemeinheit; und wahrend er selbst eine eigene ausschließende Neigung besitzt, wählen sie, um der alten Weltherrschaft des Lebens zu genügen, denkt er doch, daß er sein Schicksal anderswo verbessern, und seinen Arm und seine Thätigkeit mit größerem Vortheile anwenden könne. Solche Ideen haben sich bereits in die mittern Klassen des Volkes verbreitet, und man kann sich daher nicht wundern, daß sich das Bedürfniß nach neuen Einrichtungen, gleich einer Fieber, jenes Theils der Nation bemächtigt, der schon Vermögen und beständige Arbeit nicht zu leben vermag. Diese Auswanderungen, die sich oft und in großer Menge wiederholen, rufen jene alten Zeiten ins Gedächtniß zurück, wo Germanische Völker zuerst das Bedürfniß empfanden, das westliche Europa aufzusuchen, wo sie den Römern folgten, ohne von ihnen Gesetze (?) und Religion zu empfangen. Für die Civilisation den Amerika können solche Auswanderungen nur sehr nützlich seyn. Europa leidet an Ueberbölkerung; Napoleon war demüthig, diesem Uebelstande abzuhelfen, indem er den Tod auf den Schlachtfeldern dafür zu Hülfe rief; damit aber die gegenwärtige Politik, welche sich den allgemeinen Frieden zum Motto gewählt hat, einen wohlthätigen Morgen aus sich lasse, für die Menschheit so tröstlichen Systeme schöpfen könne, bedarf es der Auswanderungen und freiwilliger Colonisationen, die der Handel und die Industrie veranlaßt, zu denen aber die Regierungen selbst höchstens ermuthigen, (?) nicht aber auch unterstützen sollen.

—

Sehr oft ist der Deutsche Bund als ein Muster für eine Vereinigung Italiens aufgestellt worden. Wer diese beide Länder sind durch ihren Charakter so auffallend von einander verschieden, daß es hinreicht, über die beiderseitigen Wesen und ihre politische Gestaltung sich zu verständigen, um von der Verschiedenheit der Ursachen auf die Unmöglichkeit gleicher Wirkungen einen Schluß machen zu können. In Deutschland ist Alles Einheit, und selbst mit den Interessen der einzelnen Staaten und Völker gleichen Schritt. In Italien giebt es hier eine Central-Macht, die sich oft in die Politik der anderen Staaten nicht einmischen darf, ohne einen geistlichen Einfluß zu äußern, dessen Absichten sich nicht immer mit den Gesinnungen und der Haltung der anderen Regierungen würden in Einklang bringen lassen; eine andere hat ihren Hauptz-Stützpunkt außer Italien, und beobachtet in Ausübung ihrer Besitzungen jenseits der Alpen ein Verfahren, das mit ihren übrigen Staaten sympathisiren muß. Die beiden Königreiche an den zwei äußersten Enden der Halbinsel sind durch ihren politischen Gesichtspunkt und selbst durch die Interessen ihrer geographischen Lage von einander unterschieden; das eine ist Alpen-nah, während das andere von Nichts berührt wird; das eine muß immer auf seiner Hut seyn, während das andere Nichts zu fürchten hat, und seine Häfen, bei der Fruchtbarkeit des Bodens, ihm Glück und Wertauen zusichern. So kann in Italien jeder Staat seine Rolle sie sich stellen; und selbst dann, wenn man alle Schwierigkeiten zu besiegen und alle Hindernisse, die individuelle Rücksichten zu erheben pflegen, zu beseitigen sind, als das allgemeine Interesse, zu vereinigen vermöchte, könnte ihr Bund weder den nämlichen Gang beobachten, noch dasselbe Ziel verfolgen.

Die Zerstückelung Deutschlands in größere und kleinere Staaten, da die Richtung derselben, eben so wie ihre Elemente, ihre moralische Kultur und der Gesichtspunkt der einzelnen, sich im Allgemeinen gleich ist, gerecht der Entwickelung der echten Civilisation auf der einen Seite zum großen Vortheile; und auf der anderen Seite bietet sie sich ohne Schwierigkeit einer föderativen Vertretung dar, welche ihre Gesammt-Macht und ihre Einheit begründet. Ein kleiner Staat, der sich wohlbefindet, hat tausend Mittel sich geltend zu machen. Ein mächtiger Staat, der sich in die Nachstellung, wenn sie auf das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gerichtet ist, weiß die Elemente des Fortschreitens zu befördern und zur Blüthe zu bringen.

—

In Betreff der Geschichte ist der Deutsche sehr abergläubisch. Es giebt kaum ein Schloß, an das sich nicht die Ueberlieferung aus der Zeit des Minnethums, die Erzählung von Geistern oder eine Legende hingeht einer Großthat knüpfte; und jedes Dorf an den Ufern des Rheins und in anderen Gegenden Deutschlands hat Ueberfluß an jenen Volks-Erzählungen, die eine Art von Kodex für die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes bilden, — einen Kodex, der den Oestreichischen Stolz in einer gewissen Hochachtung und Verehrung für die alten Geschlechter und Fürstlichen Familien erhält. Jedes alte Denkmal ist eine Autorität; selbst solche, die durch ihre Erziehung und ihre Kenntnisse über den Aberglauben des Volks erhaben sind, erzählen mit Vergnügen, und selbst mit einer Art von innerem Glauben daran, die Abenteuer und der Vergangenheit der ältesten Schlösser und Familien. Diese Art von Religion wirkt stets einen großen Einfluß auf die Sitten des Deutschen Volks haben, und in gewisser Hinsicht ein Damm wider die Zerstörungs-Wuth und das Vergessen des Vergangenen seyn. Man findet einen Trost darin, sich von solchen Zeugnissen der Geschlechter, die vor uns waren, umgeben zu sehen; man befindet sich gleichsam in der Mitte der Jahrhunderte, mit seinen Fürsten, Mitbürgern und Verältern, wenn man an den Erinnerungen ihrer Vergangenheit hängt, die noch so viele Gebäude, Statuen und Bilder aller Art auch und lebendig erhalten. Wenn das Volk das, was gewesen ist, nicht ehrt und achtet, so ist es eine Waise der Vergangenheit, ohne Vorfahren und Wappenschild; und will man es sogar zwingen, Alles zu vergessen, um Alles neu zu schaffen, so wird es nur das Werk seiner eigenen Gewalt — dieses traurige und gefährliche Joch! — ausrekennen, das man ohne Ueberlegung errichtet und ohne Reue wieder zerreißnmt, das Niemand ehrt, weil man seinen Ursprung gesehen und seine Kindheit gekannt hat.

—

Man kann sagen, daß jetzt zwischen den Fürsten und den Völkern Deutschlands ein Kompromiß besteht, wonach sie übereingekommen sind, mit Besonnenheit zu begehren, und mit Weile zu gewähren; ein unermeßlicher Wortheil für die Nation, weil Alles, was man mit Mäßigkeit und Ruhe erstrebt Ueberlegung hat, der gesellschaftlichen Ordnung nur entsprechend seyn kann. Wenn in einzelnen Repräsentanten-Kammern Deutscher Staaten eine systematische Opposition sich kund gegeben hat, so hat die Energie der Regierungen und der gesunde Sinn des Volkes darüber entschieden und gesiegt.

—

(Es mögen hier nun noch einige Betrachtungen folgen, die zwar nicht Deutschland direkt, aber doch einen Theil Europas betreffen, der in der früheren Geschichte Deutschlands von großer Bedeutung für dasselbe gewesen ist.)

In Anfesung des Orients sind Manche der Ansicht, daß die Angelegenheiten desselben in kurzem den Stoff zu wichtigen Verwickelungen unter den Mächten Europas, oder gar die Veranlassung zu einer Theilung geben könnten. Von diesen beiden Meinungen ist die erste überwiegend und die andere falsch. Die Theilung fremden Eigenthums ist immer unklüglich, und man kann in Europa einen solchen diplomatischen Staatsstreich nie wieder erneuern. Nur die Civilisation ist es, die das Türkische Reich nothwendig anders gestalten wird! Wirklich sehen wir dann auch das Scrail fallen und an die Spitze der Osmanen-Militair von Gesit treten, die benutzt sind, dem gesellschaftlichen Gange anderer Nationen zu folgen, und auf diese Weise eine erfolgreiche Revolution in den Sitten und Gesetzen, in der Verwaltung und im religiösen Glauben eines ernsten, sinnlichen und abergläubischen Volkes herbeiführen werden; wir werden dann sehen, wie die Europäischen Bildung in diesen Verordnungen Mitgen gehen und mit Interesse der Industrie und selbst der Sitten Verbindungen eingehen, um die Communicationen mit Asien zu erleichtern und die gesellschaftlichen Beziehungen auch nach jenen Gegenden hin zu erweitern. Aber die Idee einer Theilung ist für unsere Zeiten chimärisch und unpassend.

Indem man Griechenland vom Osmanischen Reiche trennte, hat man schon eine bedeutende Reserve im Orients gegonnen, — eine Reserve, welche die wichtigsten und glücklichsten Resultate haben wird. Dieses neue Königreich wird und die Wildung der alten Staaten zurückrufen, die, auf kleinem Gebiete entstanden, sich durch das Interesse, das ihre Nachbarn daran fanden, sich mit ihnen zu verbinden, vergrößerten und weiter ausbreiten. Indem die Civilisation ihre Fahnen im Peloponnese aufpflanzt und unter einer festen und von den anderen Mächten anerkannten Regierung Wurzel faßt, kann sie nur der moralischen Revolution, welche sich nach und nach immer weiter durch das vom Brander entfesselte Osmanische Reich verbreiten wird, den kräftigen Beistand geben. Im Uebrigen und was den Einfluß anlangt, den man sich in den Angelegenheiten der Pforte anlegen möchte, werden sich die Europäischen Mächte gegenseitig mit Eifersucht beobachten; man wird Erklärungen fordern, auf indirektem Wege handeln, aber stets zu viel zu ihun fürchten, und dieser Zustand eifersüchtiger Beaufsichtigung wird die Existenz des Thrones zu Konstantinopel verlängern. Man muß nun einmal diese Möglichkeit das fernere Zeit halten, um sich nicht der Unanembmlichkeit auszusetzen, neue zu bringen; denn der Katechismus der Diplomatie will die Zeit das Ihrige machen lassen, und — allerdings ist auch die Zeit in dem ganzen Gange der Geschichte frei von Verwilfen!

England.

Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren.

(Schluß.)

Als die Französische Revolution dreieinhalb Jahre war, nahm Alles eine ernsthafte Miene an. Da war es keiner Wunder-Ebemie mehr möglich, aus den mehr als ernsten und gewichtvollen Dingen eine komische Lunitessen zu ziehen. Wie hätte man die Reden eines Marat, eines Barrere drollisiren sollen, um einen zum Lachen reizenden Spirit aus darauß zu gewinnen? Seit der Zeit liegt die Witzen- und Spaßgram nen Fabrik in England ganz darnieder. Es läßt sich nicht leugnen, daß mehrere meiner Herren Kollegen selbst daß beizetzigen haben, sie in Verruf zu bringen. Ich werde nie den vortrefflichen Bob (Robert) Allen vergessen, jenen Mann, der aus Noth, nicht aus Neigung, Belletrist war, der Epigramme machte, wie ein Arbeitsspieß, das Schlafen kauft, um Fußreisen zu verdienen. Er hatte sich verdindlich ge-

Digitized by Google

macht, für das Orakel dieselben Dienste zu leisten, die ich bei der Morning-Post verfah. Indeß Kämmerte er sich wenig darum, ob seine Erzeugnisse geistig waren oder nicht. Der arme Allen! Ich habe ihn gut gekannt; er war der beste Mann von der Welt, und selbst seine Epigramme lieferten die sprechendsten Beweise von seiner tirren und zahmen Unschuld.

Seine unendliche Gleichgültigkeit, vielleicht auch seine Verachtung für das Publikum, diktirte ihm zuweilen Artikel, wie der folgende, in die Feder:

„Wir begegneten bei der Saint-Pauls-Kirche, zu unserem großen Erstaunen, der Herzogin K***, als sie eben mit schwarz verschleiertem Haupte rasch vorbeiging. Was hatte sie wohl vor? Wir überlassen dem scharfsinnigen Leser alle Konjekturen zur Auflösung des Räthsels.“ Bob Allen nannte das eine Pointe.

Unglücklicherweise aber waren die Herausgeber des erwähnten Journals nicht immer mit ihm einverstanden, und der arme Allen erhielt eines Morgens in ziemlich kalten Ausdrücken den Abschied; er war eben im Begriff, die Zahl der monatlichen Pointen zusammenzuzählen, als er, nächst der Quittung, die man ihm zum Unterzeichnen überfandte, folgendes Schreiben erhielt: „Da die Redaction des „Oeafeis“ einen anderen Weltetrisken zur Abfassung der Witze und Bon-Mots angestellt hat, so kann sie der Dienste des Herrn Bob Allen von nun an entbehren.“ Er verstieß sich mit der Stelle zum Chef der Redaction, und suchte seinen letzten Artikel lebhaft zu vertheidigen. Es war eine drollige Scene, bei der ich selbst Zeuge gewesen.

„Dürfte ich wohl fragen“, sagte er zum Redacteur, „was die Gründe meiner plötzlichen Entlassung sind?“ — „Die sollten Sie wohl von selbst herausfinden. Ihr letzter Artikel ist ganz ohne Geist und Witz, Schmalz.“ — „Z! Es ist nicht an dem! So arg ist es nicht! Ich kann in Ihre Behauptung nicht einstimmen.“ — „Wie! Dieser abgeschmackte, abgeriffene Satz, den Sie mir zuletzt über eine Herzogin, der Sie bei der St. Pauls-Kirche begegneten, zugeschickt, glauben Sie etwa, daß darin etwas Pikantes wäre?“ — „Das nicht, aber er trägt doch die Neugier; und ist denn nicht Bonbonie, jene patriarchalische Einfalt: „Wir begegneten der der St. Pauls-Kirche u. s. w.“ für gar nichts zu rechnen? Mein Artikelchen hat gewiß eine Physiognomie an sich, die Neugierden macht; es ist ein Meisterstück in seiner Art.“ — „Klein die Physiognomie am Schlusse, das müssen Sie doch zugeben, hängt mit dem Eingange nicht im Geringsten zusammen.“

Bob Allen sah sich genöthigt, eine andere Redaction aufzusuchen; allein sein unglückliches Talent im Abfassen der Pointen vergönnte ihm niegends Ruhe. Nach acht Tagen erhielt er von der neuen Redaction einen Brief, dessen Text dem armen Bob schon aus dem letzten der Redaction des „Oeafeis“ bekannt war. Es konnte freilich nicht gelengnet werden, daß Bob selbst auch etwas nachlässig war. Am Montag und Dienstag waren seine Leistungen noch ziemlich erträglich; aber schon mit dem Mittwoch verloren sie an Kraft, und während des ganzen übrigen Theils der Woche bemerkte man ein immer tieferes Herabsinken, so daß ich an der Stelle seiner Redacteure lieber Bob Allen umsonst bezahlt, als seine Artikel für Geld angenommen hätte. Sonnabends selbst konnte man in einem Journal, an dem unser Bob Mitarbeiter war, sicher auf einen Artikel in folgendem Genre rechnen:

„Die Erfindung der Buchdruckerkunst wird allgemein Johann Faust und Guttenberg aus Mainz zugeschrieben. Wenige aber wissen, daß diese Kunst den Chinesen schon lange bekannt war. Der „Mehrere Wiethshausen in der City, die noch jetzt existiren, haben die Inschrift: „In den drei Kugeln.“ Um den Leser, der die Bedeutung dieser „blauen Kugeln“ nicht kennt, aufzuklären, wollen wir nur bemerken, daß sie zur Waffenschau der alten Lombarden gehörten. Es ist bekannt, daß die Lombarden in großer Zahl in die City eingewandert sind. Ein Mauer in Portugal-Street in Covent-Garden.“

Und dies war eine interessante und nützliche Lektüre für das achtzehnte Jahrhundert! So oft Bob Allen an irgend einem Journal mitzuarbeiten anfing, eilte ich's auf der Stelle, und ich tauschte mich nie darüber.

Endlich, nachdem er unter allen Farben und bei allen verschiedenen Aemtern gestirnt, nachdem er seine gehaltlosen Artikel und zahmen Epigramme in den Winkeln, in den Wahren Winkeln, in den Nord-Britan, in den Steen, in den Anti-Gallican, in das Loyal England, kurz in alle damals bekannte Deutschriften der Reihe nach einrücken ließ, war Allen, überall verjagt, beinahe auf den Punkt, Hungers zu sterben, als er folgende Anzeige von dem Chef-Redacteur in der Provinz erhielt: „Es wird ein Redacteur-en-Chef gesucht, der ein einflußreiches Journal dirigiren und selbst die Abfassung einiger Haupt-Artikel übernehmen soll. Es ist eine wesentliche Bedingung, daß er zu lesen und zu schreiben verstehe. Wenn er auch noch etwas von der Rechtschreibung wüßte, so wäre es gewiß gut. Musterten muß er ein verständiger Korrektor seyn, und bei Gelegenheit seinen Damen Unterricht im Tanzen geben können. Die Einkünfte werden sehr bedeutend seyn, sie können sich ungefähr bis zu drei Schilling täglich belaufen.“

Wie werde ich es vergessen, mit welcher Freude Bob Allen abreiste, um das Landleben zu genießen und Unterricht im Tanzen zu geben, indem er dabei die Reichthümer der Provinzial-Zeitung zu erlangen!

Mir selbst, der ich mich bei seiner Abreise des Lachens nicht erwehren konnte, waren noch schmerzlichere Ereignisse vorbehalten. Die „Morning-Post“ wurde verkauft, jenes Blatt, das mir zum Triumph-Wagen gedient und mich über alle meine übrigen Kollegen erhoben hatte. Der neue Besitzer hatte seine eigenen Litteraten und Gelehrten, und wir mußten ins Exil; wir mußten Abschied nehmen von unseren schönen Möbeln, von unseren Sälen, die von den großen Herren der Politik, von einigen Gentlemans und zuweilen selbst von Damyds besucht wurden. Wir begaben uns in Klasse zu einem Herrn Jewwick, dem wahren Typus eines Journalisten; ein schrecklicher Demagog, der durch seine Pyroturistik sein Glück machen wollte. Jewwick miethete ein altes anatomisches Museum, das noch nach den ausgestopften Krokodillen, den ausgedörrten Rhinoceros und den einbalsamirten Mumien roch. Das war von nun an unser Bureau; ein kleines Zimmer, das kaum sie meinen Ebel und seinen Blik-Fabrikanten, nämlich sich meine Wenigkeit, Raum hatte, verdang von der den Augen der Uebrigen.

Jewwick hatte nicht einen Sou in der Tasche; er hatte eben erst einen Herrn Howell, der ein Jahr vorher zum Pranger verurtheilt worden, das Eigenthum des armen Journals, an dem wir arbeiten sollten, die wahre auda proprietas, wenn es je eine gab, abgekauft. Der Bürger von Albion, so hieß das Journal, hatte keine volle sechzig Abonnenten in ganz England. Trotzdem hatte Jewwick beschlossen, die damalige Regierung zu stürzen — nichts mehr und nichts weniger; dann wollte er eine Republik begründen; versteht sich, was das nun das erste Prinzip seiner Unternehmungen, denn die weiteren Korrelaren waren unstreitig, sein Glück, so wie auch das meine, in möglichst kurzer Zeit vollständig zu machen. Zum Unglück aber begann Jewwick seine revolutionairen Thaten, indem er „Sternenfest“ nannte, alle Morgen sein Ode, indem er ihn an seine leere Börse erinnerte. Dann ging er nach der City, um sich seinen oder auch Schillinge, je nach den Umständen, bald mehr, bald weniger, aufzureiben; und wie, arme Patrias, die wir uns an diese wurmstichige Säule angeklammert, wie übten unseren Witz und Scharfsinn an verrätherischen Aemtern, die die King's-Bench über Gesetzlgkeit hatte, zu unterwerfen; indem sie die ziemlich zahm erschienen. Bei all seinem Eifergeize war Jewwick ein fanatischer Republikaner; und wie, die wir bisher aller Spartanischen Gesinnung ermangelten, wir mußten uns mit seinen Deklamationen und seiner Heftigkeit im Niveau zu erhalten suchen. Damals dachte ich in meiner Unschuld, ein Cajus Gracchus zu sein, und bekrittle alle Abgaben des Vaterland von den Tornamen, unterm ich gegen den König raiseonnirte und den Minister seine Injurien anbing!

Nachdem wir sieben Wochen angestrengt gearbeitet, erfuhren wir endlich, daß mehrere unserer Nummern die Ausmerksamkeit des Lord-Kanzlers auf sich gezogen und daß man uns einen Prozeß angedroht habe. Jewwick wollte das Schlimmste abwarten, und so noch drei Monate. Nie nun Sir James Mackintosh, der in seiner Jugend die Freiheit gepriesen, eine solche Stelle bei der Regierung angenommen, nannten wir ihn einen Apostaten, Banditen und Renegaten, wie das bei uns Journalisten nicht eben viel zu bedeuten hat. Allein sein Freund, Lord Stanhope, der sich gegen den Bürger Stanhope stellen ließ, der aber für Mackintosh besonders eingenommen war, fand unsere Beschuldigungen zu ungerechtfertigt, und entzog uns die Unterstützung von einigen Schillingen, die uns bisher gegen die drückende Stempelgesetzgebung schützt.

Kurz darauf starb der „Bürger von Albion,“ jenes Blatt, das den Umsturz der Institutionen Englands drohsichtigte, seinen Ebenteod, und mit ihm endigte auch meine beliebtestliche Laufbahn.

Ich habe gleich vorher gesagt, was man von meiner Reise zu erwarten habe, und ich darf auch hiermit schließen, indem ich es Anderen überlasse, ihre Reisen mit gläzenden Gemälden anzufüllen; diese mögen von dem Journalisten der Hauptstadt Etwas, von einem elegenten Kabrioler, von seinen drei Pferden im Stalle, von seinem freien Zutritt bei dem Minister, und endlich von der großen Allgewalt erzählen, die wir vor sunfzig Jahren verbreitet, in deren Besitz wir aber nie gelangt waren.

(Lamb's Essays).

Türkei.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

Seit mehr als hundert Jahren hat, wie man sagt, kein Sultan eine Tochter verheirathet, und der Sultan Mahmud hielt eine solche Vegebenheit. Noch nie ist das Beyramfest so glänzend begangen worden. Der Gebieter will sein Volk an den Freuden seiner Familie theilt nehmen lassen, und das Volk bleibt ihm an Großmuth nichts schuldig. Denn man versichert, daß Seine Hoheit bei dieser Gelegenheit mehr als zu Millionen Piaster an Geschenken hatte vertheilen sollen. Ein zwar alter Gebrauch, den aber selbst der Reformator Mahmud in Ehren hält.

Der Schauplatz dieses Festes ist Dolmabatsche, am Ufer des Kanals, im Angesicht der Flotte. Zwischen einem neuen Palaste des Sultans und der mit Topana zusammenhangenden Burg, dehnt sich eine Esplanade aus; hinter dieser befindet sich eine Kaserne in einer Ebene, von der man den Hafen und das Marmorbeer übersieht. Auf den beiden Hügeln, die diese Ebene einschließen, sind sowohl auf den Gipfeln als an den Seiten Zelte aufgeschlagen; hier für die Paschas und ihre Gefolge, dort, in der Nähe der Kaserne und des Tektenackes von Preä, für die Truppen. In geringer Entfernung von diesen, auf den Vegräbnißplätzen der Renegaten und Judenleute, sind Zelte angebracht, welche zu Krambuden, Garküchen und Kaffeehäusern eingerichtet sind. Auf den Ebenen der benachbarten Höhen kampiren Kavallerie- und Infanterie-Regimenter. Gegen diesen Mittelpunkt drängen sich von allen Seiten die Zuschauer hinan, deren Anzahl noch durch die Länge dem Kanal gestrichten Galeeren vermehrt wird. Weiß ihr wissen, welche Wunder ihre Zudringlichkeit hervorbringt? Am Tage sind es die Kraftstücke eines Italiänischen Reiters auf einem Pferden, oder auch der kleine Kreis eines vollständigen Deutschtruppen, oder auch Türkische Seiltänzer, oder endlich auch die kaleidon Tanze Griechischer Mädchen, schöner Knaben mit langen Haaren, einer Art männlicher Bajaderen; am Abend sind es die Feuerwerke, und die ganze Nacht die Illuminationen. Was, nichts Bizarres! Und doch, welch ein Fest, wenn man das Schauspiel über die Zuschauer vergißt! Türken, Griechen, Armenier und Juden haben das Sopha, die Kaserne, das Pferan, das Gemüse, die Werkstätte und den Basar verlassen, und sich in's Freie begeben, um in den ergötzlichen Anschauungen und verschiedenen Vergnügungen zu leben. Seht diese Menge! Ein beweglicher, riesiger

Digitized by Google

diges Feld von grünen und von weißen Turbanen der Kinder Mohammeds, von blauen Turbanen und schwarzen Kalpaks der Rajas, von rothen Mützen, welche die Reform auf die Köpfe der Rechtgläubigen zu Tage gefördert hat und endlich von Hüten der Franken in ihren mannigfachen Gestalten; dann das Durcheinander der langen und weiten Röcke der Asiaten und der kurzen und engen Kleider der Europäer. Betrachtet man die Züge und Stellungen dieser verschiedenen Menschenracen; erst den Ottomanitäten mit langem und breitem Gesichte, mit einer glatten Stirn, die nur unter Turban wie einer Mauer Zinne aufrollt, mit großen Augen, eingebogener Nase, spitzen Kinnbacken, glattem schwarzen Barte, einem unmäßigen, auf einem starken Halse ruhenden Kopfe, einer sanften und doch stolzen Physiognomie, dabei mit einer schlummernden, auch sich selbst vertrauenden Kraft, mit einem echten lichen und geraden Sinne und mit einer ernsten, unbestimmten und doch harmonischen Sprache; dann den Tartarischen von gelben Ringesicht, mit kleinem Kopfe, niedriger Stirne, tiefliegenden Augen, unten zugespitzter und an den beiden Flügeln angeschwollener Nase, mit dünnen Lippen und mit einer rauhen Haut und einem kurzstämmigen Körper; dann den Griechen mit seinem vollen Haarwuchse, einer oft länglichten, oft gerkümmten schönen Nase, einem weichen, auf welchem List und Kühnheit mit lebhaften Zügen eingegraben sind, welche durch die feurigen Augen noch verstärkt, von dem sanften und anmuthigen Munde aber sehr gemildert werden. Und welche Fertigkeit liegt nicht in dem Fluße seiner rauschenden und mannigfach betonten Worte! Dann der Armenier, mit hohem Wuchse, mit weißem und rothem Gesichte, mit erhabener Stirne, schönen Augen, mit gekrümmter Nase; seine hohe Figur ist dem Ottomanitäten ähnlich, und sein dünner Unterleib dem Perser, er ist rechtlich wie jener, und einbringlich wie dieser; er ist minder poetisch als der Grieche, und auch jeder Anmuth fremd; er ist ernsthaft in seinen Gesprächen, die er fast immer im Tüchtigen Maße führt, und er ist ein geschickter Kaufmann vor allen Andern. Dann endlich den Juden, mit einer hohen und freien Stirn, über der sich sein Kopfzug hinterwärts neigt, mit schwarzen Augen, langer Nase, schmalen Lippen und vollem Barte; ohne heftige Leidenschaft, hat er nur Sinn für feine Geschäfte und Studien, und da er seiner Mutterssprache bewandt ist, so bedient er sich am liebsten der verderbenen Spanischen Sprache, als einer Erinnerung an sein ehemaliges Vaterland, welches ihn selber aufgenommen und dann wieder ausgestoßen hatte. — Sollen wir auch von den Albanesern sprechen, die, halb Griechen und halb Slaven, noch immer durch Geschichtzüge und Sprache den doppelten Ursprung zu bezeichnen scheinen? Oder von den Kurden, mit der Riesen-Gestalt, mit tiefgerunzelnden Gesichte und mit den Resten der Kimmerischen Ehaldäischen Wörtern bestehenden Sprache, und von den Persern und andren mergenländischen Völkern, welche alle sich in Konstantinopel anhäufen? Lasset alle diese verschiedenen Formen Euren Augen vorübergehen, bevor noch die wachsende Kultur die Physiognomieen verwischt hat; sehet diese ausgezeichneten Modelle, wie lustig, wie wohlbeleibt! In der Bergkette die Führer, mit ihren tiefen Gesichtern, müssen ihnen die Frauken in der Levante nur wie Krüppel und Zwerge erscheinen. Und nun betrachtet die endlose Reihe von zwei- und vierspännigen Wagen, mit rothen und grünen Gehängen und von Gespannen weißer Ochsen gezogen, deren Stirnen von Stahlplatten reglänzen und deren Joche von rothen und blauen Franzen umflattert werden. Hinter umgeben sind; beschaut die in diesen Wagen stehenden Damen, von denen mehrere durch die ausgezeichneten Züge der Anschuld das Kaukasische Blut bekunden, deren Schönheit und Diamanten, welche unter Schleier und Hüllen verstecken sind, nur errathen werden müssen! Und endlich sehet diese unzählige Menge von Männern und Frauen, stehend und sitzend, und theils in Extrapaare umherfliegend, theils auf die Abhänge der Hügel steigend, um die grünen, mit rothen Wimpeln und glänzenden kupfernen Kugeln geschmückten Zelte zu betrachten, daß einen Halbzirkel bildend und bald sich in langen Reihen ausdehnend, nur das Verlangen ausdrückend, sich in Luft und Vergnügen zu berauschen; und diese Alles unter einem reinen Himmel, im Glanze der milden Sonne, im Hauche des lauen Mittag-Windes, beim Klange der militairischen Musik, den wohlriechenden Dampf des Tschodoni und des Narguilé einathmend, dem Ufer von Asien gegenüber, wo Skutari sich mit seinen rothen Häusern und grünen Lauben, von den letzten Sonnenstrahlen vergoldet, ausbreitet; ein ungemein erhabener Ueberblick, dessen Horizont noch durch die frei Aussicht über das Meer von Marmora und durch die Aussicht des fern liegenden Olymps vergrößert wird!

Auch die Kunst ist hier nicht ganz geschieden, und die Lokalität hat sie wunderbar unterstützt. Die beiden Ufer des Kanals sind von Skutari bis Stambul, auf einer Strecke von mehr als drei Stunden, erleuchtet, so daß der Widerschein der Gewässer den mannigfaltigen Glanz der Feuerwerke in Sonnen, Sternen, Triangeln, Kreuzen, Pyramiden, Triumphbögen und Namenszügen vielfach zurückwirft. Dieses, im Verein mit den erleuchteten Hügeln und den darauf befindlichen Truppen-Lagern, stellt eine Illumination dar, die gewiß noch nirgend auf Erden übertroffen worden ist.

Einen Abend blieben wir auf einer dieser Höhen, um das feenhafte Schauspiel ganz überschauen zu können. Die Kunstfeuer waren abgebrannt, die Menge der Zuschauer heimgekehrt, die Zelte geschlossen und der ganze Lärm gestillt; da erhob sich über den Bergen Asiens der Mond und ließ seinen silbernen Glanz auf den goldenen Schein der Illumination fallen; er schien mit an der Feste gebauter Kraft zu sein, welcher nur in der Stunde des Schweigens und der Einsamkeit erscheinen darf.

Noch nie hat es vielleicht an den Ufern des Bosporus oder in Konstantinopel eine so zahlreiche Vereinigung von Frauen gegeben. Die muhammedanischen, verschleiert und in Mäntel gehüllt; die Armenischen beider Konfessionen, obgleich Christen, auch verschleiert; die jüdischen, den Kopf mit einem weißen Zeug bedeckt, das Gesicht aber frei; die Griechischen endlich, gänzlich unbedeckt und das lange braune Haar mit einem hohen durchsichtigen Aufsatze geschmückt. Hier küßt man mit jedem Tritte auf wunderbar regelmäßige feine und zarte Gesichtszüge; aber man findet keinen einzigen so hohen Wuchs, keinen einzigen so schlanken Körper, und besonders keine so verführerische Haltung, wie in Polen. Die Bekleidungen der Meisten entstellen die Anmuth ihrer Körper, und ihr Gewohnheit des Sophastirens und der Mangel an bitterer Bewegung schaden ihnen sehr; sie reiten es gar nicht, zu gehen, und bewegen sich nicht frei. Wo aber steht man Köpfe von schönerer Zeichnung und Farbe? Fordert von ihnen nicht den Ausdruck eines feinen überwachenden Verstandes, oder eines moralischen Hochgefühls; mit welchem Rechte wollt Ihr das von ihnen verlangen, was ihnen ihr Stand nicht erlaubt? Bedauern müßt Ihr es vielmehr, daß ein solches wunderbares Geschöpf so oberflächlich nur gebildet worden ist. Eine andere Entzauberung bewirkt ihre Stimme; sie ist einförmig und rauh; es mangelt ihr der liebliche Accent, welcher die Unbedeutsamkeit mäßige und den Worten so mannigfache Schattirungen verleiht; es geht ihrer Stimme wie ihrer Figur, sie sind beide ohne Reiz, und ihre Worte sind wie sie selbst, in einen Schleier gehüllt. Alle Frauen in der Levante, von welchem Glauben sie immer seyn mögen, sind des strengsten Dienstbarkeit und Abhängigkeit unterworfen und von der Eifersucht ihrer Männer gepflagt. Die Griechische und Armenische Kirche, so wie die Moschee, bestimmt ihnen eine besondere Stelle, wenn nicht gar eine besondere Kapelle, und sie haben ihren Beichtvater ihren Geistlichen hat; und im Innern der Familie, bei Tische, sind ihre Verrichtungen ebenfalls abgesondert. Unter diesen Frauen genießen die Griechischen noch die meiste Freiheit, was sie auch durch ihre Toilette, die der Europäischen so nahe steht, so wie durch ihr ungezwungeneres und leichteres Benehmen bekunden. Das größere Maß nach Freiheit oder verrathen die muselmännischen Frauen: bei was läßt sich aus dem Eifer schließen, mit welchem sie sich die Vergünstigung zu Nutze machen, bei Gelegenheit solcher Feste angesehen zu dürfen, und mit dem sie allmälig bei der Wiederholung derselben Schaubiele, derselben einförmigen und gehaltlosen Vorstellungen unermüdlich erscheinen. Dieser Durst nach Freiheit wird durch die Leidenschaft ihres Harems und die langweiligste Einsamkeit ihres abgesonderten Aufenthalts geweckt und erhalten. Und kann es wohl anders seyn, da sie von allen häuslichen Beschäftigungen ausgeschlossen sind, und aus Unwissenheit sich ihre Zeit weder durch Lektüre, noch durch Handarbeiten, und am allerwenigsten durch Spazierengehen vertreiben können. Sie ziehen zeigen lediglich eine bewundernswürdige Dreistigkeit bei solchen Festen. Es werden ihnen dabei immer die besten Plätze eingeräumt, und sie sind durch bestimmte Aufseher vor der Zudringlichkeit der Neugierigen geschützt. Um gerecht zu seyn, müssen wir erklären, daß die Türken ihren Frauen keine Erziehung zur Achtung, sondern einen gewohnten Respekt beizeigen, welcher lediglich der Furcht entspringt, welche sie ihnen einflößen. Eigentum hat. — Niemals genießen sie das Fest bis ganz zu Ende. So lange die Sonne für ihre Männer wacht, läßt man sie gewähren; sobald sie aber verschwindet, wird die Retraite geschlagen. Lebt wohl dann ihr Feuerwerke, lebt wohl ihr Illuminationen! Der Beseht zum Aufbruch ist da! Die armen Frauen sind mit militairischer Ordnung unterworfen. Wer weiß aber auch, wie oft schon eine solche Ordre das Murren gegen ihre strenge Abhängigkeit hervorgerufen, und das Verlangen nach einer Emancipation aufgeregt hat! Und könnte dieses Fest nicht auch der Herd werden für eine Conspiration gegen die alten Sitten und gegen die Männer? Könnten die Frauen nicht darauf das Anerbieten einer Reform verlangen? — Gebuld! Schon erlaubt, wie man versichert, Mahmud seinen Frauen, sich, wenn sie es verlangen, im Harem auf Europäische Art zu kleiden; Mahmud ist das für die Kostüme, was Medmed Ali für den Kunstfleiß ist. Er hat die Toilette des ganzen Reiches reformirt; Männer und Frauen müssen sich ihr anbequemen. Er ist der Despot, der Alles vermag. Es ist wahrscheinlich, daß bald der Schleier verschwinden werde, und das wäre sehr gut. Ein Schritte von der Hand des Mannes über seine Frau geworfen, ist eine bleierne Maske; von diesem Schleier, in welchen er sie einschließt, ist es gar nicht weit zu dem Sack, in welchen er sie einnäht, um sie in den Kanal zu werfen; er ist das Gefängniß, das von dem Manne seiner Frau aufrechte Gehorsam; er verhindert Eheimnis! Und doch liegt in dem Schleier, mit dem eine Frau sich freiwillig bedeckt, in dem flatternden, durchsichtigen Schleier, in der dünnen Wolke, mit welcher der glänzende Stern willkürlich sich bedecken und auch anverhüllt sich zeigen kann, eine so unerklärbare Anmuth!.... Die abendländischen Frauen kennen das Geheimniß wenig; sie haben sich mit unbedrohter Stirn die Emancipation zu erringen gesucht, und weiß sie ihre Rechte noch nicht vollkommen besitzen, haben sie vielleicht auch die Reinheit der Freiheit noch nicht erlangt. Hier besitzen die Frauen dagegen die Schamhaftigkeit der Sklaverei; nichts kommt der Kühnheit ihrer Augen gleich; sie blicken um sich, als wenn sie Alles gerissen wollten. Endlich bezeigen sie auch offenen Unbehagen mit ihrer Lage, und Ehebruch und Entehrung haben sich bei ihnen schon ziemlich eingeschlichen. Was die Schreibung betrifft, so nehmen sie sie stark in Anspruch, und wenn sie gesetzmäßig verlangt werden kann, wird sie ihnen auch gestattet. Die auf den Gesichtern der Türkischen Frauen so oft bemerkbaren Spuren ihrer unbefriedigten Begierden zeigen nur zu deutlich ihre Leiden und ihr ungewisses Streben nach einem besseren Loose, und wenn gleich gründliche Beobachter die Blässe und das Leidende ihres Angesichts einzig und allein dem Mißbrauch der Bäder zugeschrieben haben, so glauben wir doch, daß sie auch ihrem krankhaften Begehren nach Erlösung beigemessen werden können. (Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Madren-Straße No 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Mittwoch den 7. Januar 1835.

Belgien.

Die freien Städte in Flandern.

(Aus der North-American-Review.)

Man hat lange Zeit hindurch den freien Verfassungen in Griechenland und Italien seine Aufmerksamkeit geschenkt, und kommt immer auf Athen und Rom zurück, um für die Geschichte freier Staats-Verfassungen Beispiele zu suchen, und aus dem Glanze oder dem Untergange derselben Resultate zu ziehen. Viel näher liegt jedoch den wehrenen Zuständen die Geschichte der freien Städte in Burgund und Flandern, und es muß von wesentlichem Interesse syn, schon um eines Gegensatzes willen, auch der Verwaltung dieser Bürger-Herrschaften mehr sein Auge zuzuwenden.

Rom hatte in der Zeit zwischen der Königs- und Kaiser-Herrschaft nur eine Municipal-, keinesweges eine Staats-Verfassung. Griechenland und Italien bestanden aus Städten, nicht aus Nationen, und die Regierung in Athen war in Rom war eine städtische, niemals eine nationale. Stadt führte gegen Stadt Krieg in Italien, und als Rom Siegerin über alle gewerden, erhielte man den einzelnen Städten des Landes ähnliche, nur nicht so ausgedehnte Gerechtsame, wie sie Rom selbst in seiner städtischen Organisation besaß. Als das Kaiserreich gestiel, wurde es den Italiänischen Städten nicht schwer, die alte Souverainetät wieder zu behaupten, die sie früher besessen hatten. Der Kaiser-Staat konnte die Länder vor dem Andrange der Barbaren nicht beschützen, somit war es natürlich, daß die Selbstvertheidigung bei den einzelnen Bürgerschaften in den Städten die alte Erinnerung an Selbstständigkeit wieder in's Leben rief, zumal da die Germanen hier keinesweges so glückliche Sieger waren, wie in Gallien. In den West-Provinzen gelang es den Franken, Sachsen und Goden durchaus, die Municipal-Verfassungen, die hier ebenfalls Wurzel gefaßt hatten, den Bedingungen der Feudal-Herrschaft zu unterwerfen, während die Feudal-Aristokraten der Lombarden allmälig sich zu Städtern umwandelten und auch als Bürger nach und nach ein Ansehen erlangten, das ihnen mit Hülfe der Usurpation Throne erbaute. In Frankreich und den Niederlanden wurden die Städte dem System der Feudalität unterworfen, sie beugten sich unter den gesessen Baronen, die sich die Souverainetät anmaßten. Mit dem Wohlstande, der den Friede brachte, erhoben jedoch die Städte ihre wiederum das Haupt, und traten in Opposition gegen den Feudal-Adel. Sie erstrebten von ihm Rechte und Freiheits-Charten, welche den gesetzmäßigen Ursprung der Bürgerrechte im modernen Europa nachweisen. Hier ist der Herd der Volks-Rechte zu suchen, ein tiers-état konnte sich nur in jenem Konflikte zwischen Adel und Bürgern entwickeln, welchen die Geschichte der Flandrischen Städte zum Schauplatz hatte.*)

Es gehört mit zu den Schwächen in unseren antiquarischen Studien, den Ursprung der Staaten und die Gründung der Städte an einzelne glänzende Namen zu knüpfen, die aus dem Dunkel der mythischen Zeiten hervorragen. So ist Herkules der vermeintliche Vater einer Menge von Städten an der Küste des Mittelmeeres. Nemos wurde ein leichter Anknüpfungs-Punkt für die fabelhaften Geschichten manches Volkes. Auf die Eroberung Galliens und Britaniens bucht Julius Cäsar gehen viele Chroniken-Schreiber zurück, um ihm die Ehre zuzurechnen, der Gründer einer zahlreichen Menge von Städten gewesen zu seyn, die erst dem Mittelalter ihren Ursprung verdanken. Soest und andern soll nach einer Legende selbst Baja oder Gaja den heißen haben, nach dem Pränomen des Römischen Helden, während eine andere Sage den Bandalen die Gründung dieser Stadt zuschreibt, und aus dem als ursprünglich angenommenen Namen Banda das verderbte Gande macht, das Lateinische für Gent. An alle diese Vergißungen knüpft sich mehr Gedichtetes und Gemachtes, als Thatsächliches.

In Wahrheit kommt Gent erst im siebenten Jahrhundert in der Geschichte vor, zu der Zeit, als Dagobert den heiligen Amandus zur Bekehrung der Heiden nach Flandern sendete. Unter der Herrschaft der Merovingischen Franken rangirte Gent mit anderen Städten des Landes, ohne besonders hervorzuragen; erst in der Epoche der Normannischen Einwanderung tritt es als wichtig der den übrigen in den Vordergrund der Interessen Flanderns. Gent lag zu nahe an der Küste, um nicht vorzugsweise dem Andrange dieser Barbaren ausgesetzt zu syn, welche so lange Zeit für das westliche Europa eine Geißel waren. Im Jahre 811 erbaute Karl der Große in Gent eine Flotte von Böten, um den Streifereien der Normannen, welche die Küste plünderten, Einhalt zu thun. Im Jahre 868 errichtete Balduin, erster Graf von Flandern, mit dem damale beliebten Prinzamen: Eisenarm, ausdrücklich zu dem Zwecke, Gent von seinen beiden Badarm-Seeten zu schützen, eine Befestigungs-Werke, welche später im Mittel wurden, die Bürger der Stadt selbst im Zaum zu halten.

Um diese Zeit begann Zahl- und Wohlstand der Einwohner Gents bedeutsam zu werden, und im Jahre 960 gaben dieselben das erste Beispiel ihres Unabhängigkeits-Geistes, der sie später auszeichnete. Gent wurde damals von den vereinten Kräften der Krone von Frankreich, England und Schottland belagert, welche das Gebäude thaten, bei langerem Widerstande die Mauern der Stadt zu schleifen, von den Gebäuden keinen Stein auf dem andreen zu lassen und über den Trümmern Getraide zu säen. Gleichwohl war der Muth der Bürger von dauerndster Kraft; die Belagerung mußte aufgehoben werden und nur dem König von England erlaubten die Genter, ihre Stadt zu betreten und, um sein Gebäude zu lösen, eine Handvoll Getraide auf dem Markt-Platze auszustreuen. Muth, Freiheits-Sinn, Kunstfleiß und Unternehmungs-Geist, die charakteristischen Züge der Genter, entwickelten sich seitdem mit einander in gleichem Maße. Der jüngere Graf Balduin verstärkte zuerst Tuch-Fabriken, und bei allem Eifer für Ackerbau und Handel waren es doch schon früh die Wollen-Manufakturen, auf welche die Einwohner ihre besondere Aufmerksamkeit richteten. Das rohe Material erhielten sie aus England. Trotz aller Hindernisse, welche Druck und Herrschsucht in den Weg legten, trotz Krieg, Pest und Unfälle aller Art, erlangten Gent durch Handel und Gewerbthätigkeit seine große Bedeutsamkeit schon in den damaligen Zeiten, und in der Epoche der Kreuzzüge wurde es den Bürgern ganz besonders möglich, eine Menge Privilegien den Feudal-Herren abzugewinnen, die von der Sucht, nach dem gelobten Lande zu ziehen, ersüllt, ihnen mehreres einräumen mußten, um sich unter anderen Umständen weniger geneigt gefühlt hätten. Unter Philipp vom Elsaß erlangten die Genter im Jahre 1178 den Erlaß von allen Frohndiensten, gewannen Territorial-Rechte, das Privilegium, in Versammlungen über ihre öffentlichen Angelegenheiten sich zu berathen, selbstgewählten Schöffen die Verwaltung zu übertragen, ein Stadt-Wappen zu führen, eine Stadt-Wache zu halten und selbst gewählten Männern das Richter-Amt anzuvertrauen. Auch auf Gewerbe- und Fabrik-Wesen erstreckten sich die damals schon bewilligten Freiheiten, und durch die Gründung der Hanse wurde Gents Commercial-Macht geschert. Kaiser Friedrich eröffnete der Stadt die freie Rhein-Schiffahrt, im Jahre 1191 ward Gent zur Hauptstadt von Flandern erhoben. Unter Philipp Nachsieger, Balduin vom Bemzaun, erhielten die Genter die gesetzliche Zusicherung, daß kein Edikt der Grafen ohne Bestätigung der Bürger Gültigkeit haben könne, und die Vollmacht, zur Beschützung der Stadt und der Einzelnen jede Art von Verheidigungs-Mitteln selbst in Anwendung zu bringen.

In dreizehnten Jahrhundert war Gent an Volks-Zahl, Größe, Reichthum und Wohlthaten viel bedeutender, als die Hauptstadt von Frankreich, und Petrarka, der um jene Zeit die Stadt besuchte, sprach von ihr mit einer Bewunderung, die deutlich verrieth, er habe nichts Größeres auch in Italien gesamt. Seit dem Jahre 1228 leitete der Rath der Neunundreißig die Verwaltung der Stadt. Im vierzehnten Jahrhundert bob Karl von Valois, der Genk erobern und den Grafen von Flandern in Frankreich gefangen hielt, diese Verwaltungs-Behörde auf, allein der Sieg bei Courtrai, der der Blüthe des Französischen Adels den Tod brachte, hatte bald die Beseitigung des Grafen und die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zur Folge. 8000 goldene Sporen gebeten an dem glorreichen Tage der Schlacht im Jahre 1302 zu den Trophäen der siegenden Flamänder und von dieser Beute schreibt sich der Name der „Sporen-Schlacht" her, wie man das Treffen bei Courtrai nannte. Ueberhaupt beginnt mit diesem Ereigniß das Schicksal Gents in die größeren Welt-Händel einzugreifen.

Während der fortgesetzten Kämpfe gegen Frankreich wurde die Macht der Grafen von Flandern, die der Vertheidigung der Städter gegen die Valois dienerten, immer geringer, und der aus den Bürgern gewählte Auwarer oder Protektor, Johann van Arteveld e, war weit mächtiger als der Graf Ludwig, sein Widersacher. Die Politik Gents brachte es mit sich, daß Johann van Arteveld e Eduard III. von England als König von Frankreich anerkannte. Dieser Genter Bürger, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, kommandirte bei der Belagerung von Tournai (Doornik) ein Flandrisches Heer von 40,000 Mann, eroberte

*) Die nächsten Betrachtungen knüpfen sich an folgende Werke: 1) Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison des Valois. Par M. de Barante. 11 tom. 8. Paris, 1825. 2) Histoire de la Flandre depuis le comte Gui de Dampierre jusqu'aux Ducs de Bourgogne. Par Jules van Praet. 2 tom. 8. Bruxelles, 1829. 3) Notice historique sur la ville de Gand. Par A. Voisin, 12. Gand, 1826.

Digitized by Google

alle Städte der Grafschaft und war nicht weniger innerlich als äußerlich Gents Bedeutsamkeit zu erhöhen bemüht. Er führte eine Leinlöwung der Bürger in drei Klassen ein, wie sie in Florenz gefunden wurde. Die Kapitalisten und Eigenthümer machten die erste aus, die Weber die zweite, alle andere Gewerbe und Gewerbe bildeten die dritte Klasse. Artevelde selbst rechnete sich als Brauer, seiner Professionen nach, zu der dritten, und wurde zum Dekan derselben erwählt. Auf diese Weise gewann die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt an Einfachheit und Ordnung. Sieben Jahre behauptete Artevelde sein Ansehen in Gent und erhielt sich seine Macht über Gent auf die höchsten Grade; dann sind sie als ein Opfer der mörderischen Pläne des Grafen Ludwig im Jahre 1344. Er war der gebietzende Repräsentant des Bürgerstandes. Seine Beredtsamkeit, seine Tugenden als Feldherr, als Vorsteher seiner Genossen, als Gemeinde-Glied und Gemeinde-Aeltester, seine geistige Ueberlegenheit, die er bei seiner Humanität mit praktischer Tauglichkeit, über alle ihm seine Bürgergenossen bis dorthin, die sich so rein, naiv und lauter verhielten, wie es nicht wieder in einem folgenden Jahrhundert sich zeigte, in welchem der dritte Stand in wilder Opposition gegen die beherrschenden Klassen sich geltend machte und einen gewaltsamen Umsturz hervorbrachte. Wir suchen in der Geschichte der Französischen Revolutionen vergebens nach den ehrenden Namen eines echten Bürgers. „Ach, daß Johann van Artevelde noch lebte!“ war noch lange Zeit der Ruf der Flamänder, wenn sie im Drange der Verhältnisse sich nach einem Manne seiner Art umsahen.

Und Artevelde, der den Laufgraben der Königin Isabella von England war, hielt bedeutsam die nachkommenden Zeiten eines Wuthes und einer Verbarrlichkeit, wie ihn Johann gehabt. Der Sieg Philipp's über Louis de Male bei Boverhout (1382) war eine That der Flandrischen Heldenmuthes; allein das Glück wandte sich auf Seite des Grafen und der Franzosen, deren überzeugendst an Zahl den blutigen Kampf bei Westerle entschied, und er war eine passive Zuschauer in den folgenden Ereignissen, namentlich während der Belagerung Gents, nöthig, um an dem Daseyn nicht zu verzweifeln.

Der letzte Sieg verschaffte der Feudal-Aristokratie das Uebergewicht; ganz Flandern wurde dem Grafen unterthänig, nur Gents Mauern und Gents Bürger widerstanden. Nach sieben Jahren Zwists und Leidens, Wuthes und einer Verbarrlichkeit, wie ihn Johann gehabt. Der Sieg Philipp's über Louis de Male bei Boverhout (1382) war eine That der Flandrischen Heldenmuthes; allein das Glück wandte sich auf Seite des Grafen und der Franzosen, deren überzeugendst an Zahl den blutigen Kampf bei Westerle entschied, und er war eine passive Zuschauer in den folgenden Ereignissen, namentlich während der Belagerung Gents, nöthig, um an dem Daseyn nicht zu verzweifeln.

Der letzte Sieg verschaffte der Feudal-Aristokratie das Uebergewicht; ganz Flandern wurde dem Grafen unterthänig, nur Gents Mauern und Gents Bürger widerstanden. Nach sieben Jahren Zwists und Leidens, Wuthes und einer Verbarrlichkeit, wie ihn Johann gehabt. Der Sieg Philipp's über Louis de Male bei Boverhout (1382) war eine That der Flandrischen Heldenmuthes; allein das Glück wandte sich auf Seite des Grafen und der Franzosen, deren überzeugendst an Zahl den blutigen Kampf bei Westerle entschied, und er war eine passive Zuschauer in den folgenden Ereignissen, namentlich während der Belagerung Gents, nöthig, um an dem Daseyn nicht zu verzweifeln.

Der letzte Sieg verschaffte der Feudal-Aristokratie das Uebergewicht; ganz Flandern wurde dem Grafen unterthänig, nur Gents Mauern und Gents Bürger widerstanden. Nach sieben Jahren Zwists und Leidens, Wuthes und einer Verbarrlichkeit, wie ihn Johann gehabt. Der Sieg Philipp's über Louis de Male bei Boverhout (1382) war eine That der Flandrischen Heldenmuthes; allein das Glück wandte sich auf Seite des Grafen und der Franzosen, deren überzeugendst an Zahl den blutigen Kampf bei Westerle entschied, und er war eine passive Zuschauer in den folgenden Ereignissen, namentlich während der Belagerung Gents, nöthig, um an dem Daseyn nicht zu verzweifeln.

Der bitterstürmende Pöbel überwahrte die Vertheidigung der Freiheit und der Pöbel hat immer Unrecht. Hembyde und Robyde wurden die Häupter dieser Partei, welche in der katholischen Religion die Basis des Königthums erblickte. Man schalt die Anhänger Bettler, „Gueux", und sie waren allerdings ihrer Gesinnung nach hungrige Wahrheit.

Der Prinz von Oranien besuchte Gent noch in demselben Jahre, als er zu Ginsten Spaniens gestürztes Komplott entdeckt wurde (1577); sein Erscheinen wirkte wenig, er konnte nicht an die Spitze des Aufruhrs treten, denn die Leidenschaft wollte keine Vermittelung, keine kluge Berechnung, sie wollte Verwüstung. Der Sache der Freiheit war nicht mehr zu helfen, denn das Recht war nicht mehr auf ihrer Seite. Auch Elisabeths ermahnende Worte hatten für die Bürger Gents kein Gewicht, bis die Dummheit des Pöbels nicht mehr einig war. Es entzweiteste sich namlich das Gerücht, der Prinz von Oranien wäre noch ein Mal in Gent aufgetreten und mit bewaffneter Macht die Anarchie aufstehen. Da verlieh Robyde seine Partei, er wollte die Ober-Gewalt in der Leitung der Angelegenheiten nicht aus der Hand geben, und da er sischtete, Wilhelm würde jetzt der Mittelpunkt der Interessen der Bewegungs-Männer werden, wollte er ihm zuvorkommen und ließ Hembyde und sonstige Genossen der Pöbel-Herrschaft gefangen nehmen, um dem Prinzen den Wirkungs-Kreis in Gent zu verschlichen. Er wollte ihm selbst die Hand bieten, und so sein eigenes Gewicht sich retten. Allein das Volk war über seine Maßregel gegen die Idole der Freiheit empört; es drohte seine Wohnung und wendete sich zu gleich blos aus Zorn gegen Robyde zum Prinzen. Dieser erschien ohne bewaffnete Macht in Gent und gewann so die Neigung des Volkes für sich. Die Dummheit siegte. Hembyde ward sofort von den Greifen zurückgerufen, allein des Einverständnisses mit den Spaniern verdächtigt, fiel er zur Strafe seines Verrathes 1584. Noch in demselben Jahre zog der Prinz von Parma mit den gesammelten Kräften Flandern vor Gent und zwang es zur Capitulation. Die Protestanten wurden vertrieben und somit glaubte man, die Neuerungssucht und das Verderben unterdrückt zu haben.

In der That war unter Albert und Isabella ganz Flandern beruhigt, es war die Ruhe der Erschöpfung, der Friede des Todes. Daß Flandern später durch Ludwig XIV. ebenfalls die Plätze des Zummerplatz eines kriegerisch bewegten Lebens war, beweist nicht, daß der Tod nicht mehr dort seine Heimath hatte. Mit den Letzten eines freien Bürgerthums hat Flandern aufgehört, eine selbstständige Potenz zu seyn, und wenn Gent in Folge der Neuerungen Kaiser Josephs in den Jahren 1789 und 1791 den alten Kampf erneuert wie eine alte Kindheits-Erinnerung träumen wollte, so konnte das nur das Hingespenst eines Schlafes seyn. Es galten längst andere Interessen in der Welt; die Französische Revolution, in der es sich keineswegs blos um die Freiheit und Gerechtsame einer viers-etat handelte, verschlang alle andere Bewegungen, wie ein Strom, der die kleinen Bäche sämmtlich verschlingt. Gent konnte nur noch ein Mangelhaftes führen, kläglig arbeiten in Wolle und Seide, auch das Familienglück konnte gedeihen, aber politische Fragen konnten auf diesem Schauplatze nicht mehr zur Entscheidung gebracht werden.

Türkei.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

(Schluß.)

Wir haben bisher noch gar nichts von dem Beamtpaare des heutigen Festes gesagt. Was könnten wir auch von der Braut sagen? Sie heißt Sultanin Salche. Das ist Alles. Ohne Zweifel ist sie, während der Dauer dieser Feste, in dem Kaiserlichen Harem von den Damen der Paschas und der Minister umgeben, schwimmt in einem Meere von Segnungen und Wünschen, und athmet in einer von Weihrauch und Rauchwerken angefüllten Atmosphäre; ohne Zweifel ist sie der erwartenden Augen die Herrlichkeiten und den Luxus einer Braut aus, und sucht die Toilette anzuprobiren, welche, wie man sagt, für sie aus den berühmtesten Moden-Niederlagen in Paris verschrieben worden, während sie vielleicht die unwirthsame Kraft der Europäischen Civilisation bekämpft. Wir unserestheils, wir sagen kein Wort über die vorgebrachten Wünschen für ihre Glückseligkeit auch die unfrigen bei: denn wir glauben, daß ihre Hochzeit, die mit so viel Pomp und Glanz gefeiert worden ist, auch viel zur Erbdbung der Blöße ihres Geschlechts in der Türkei beigetragen haben wird.

Was den Bräutigam anbelangt, welcher bei dieser Feierat nur die zweite Rolle spielt, so ist es Halil Pascha. Er wird als ein mit den Sitten und Sprachen der Europäer sehr bekannter Mann bezeichnet, der zugleich einen guten und liebenswürdigen Charakter besitzen soll. Der hohe Rang, in dem er aus einem niedrigen Stande erhoben worden ist, scheint bei ihm mehr als mittelmäßige Bedienste vorausgesetzt, wenn man nicht wüßte, daß er sein Emporkommen blos der Gunst des Sraskier Pascha zu verdanken hat, dessen Adoptivsohn er ist. Eine solche Adoption ist bei den Türken etwas Gewöhnliches, und hat bisweilen ehrbare Gründe: die gegenwärtige hat aber einen wenigre reinen Grund. Es ist bekannt, daß Halil Pascha in seiner frühen Jugend sich in den Harem des Sraskier befunden hat. Dergleichen kommt hier häufig vor, und trägt oft Vieles zum Avancement in der Armee bei.

Endlich kam der 13te Juni (1838). Am Abend vorher hatte man mit vielen Ceremonien die Schätze und die angebäuften Geschenke in den Palast der Prinzessin gebracht, so wie alle die Gegenstände, welche sie über Personen und die Haus dienlich waren, Ausstattung, Wäsche, Toilette, Küchenutensilien ꝛc.; hundert Maultiere, fünf Lastwagen, 25 Fourgons und 30 Wagen, begleitet von einer Eskadron Kavallerie, dienten zu diesem Transporte. An diesem Vormittage sahen wir, aus dem Kaiserlichen Palaste kommend und durch die von der Esplanade bis zu den benachbarten Abhängen gebildeten Militairlinien uns bewegend, den Generalstab, der am Bosporus kantonnirenden Truppen; die Pascha, die Minister im halbeuropäischen Kostüme, die höchsten Glieder der Ulemas, die treuen Bewahrer der alten Tracht, den Großmufti in einem weißen, mit einer goldnen Binde verbrämten Turban und in einen weiten weißen Mantel gehüllt und ihm zur Seite den Großweste, beide lebendige Ruinen des alten Ottomanischen Reichs; hinter ihnen kam der Sraskier, in dessen Händen jetzt das ganze Gouvernement sich befindet, ein Mann von sechzig Jahren, mit rothem Gesichte, weißem Barte und steifer Geistesstraft, von langer Taille und starker Beleibtheit; dann nach Europäischer Art gearbeitete und mit vier und sechs Pferden bespannte Wagen, worin die nach der Landessitte gekleideten und verschleierten Damen saßen, an deren Kutschenfenster die Schaar der schwarzen Verschnittenen in einem glänzenden Aufzug lief. Inmitten dieser Equipagen figurirte ein von Gold funkelnder Wagen, ein Geschenk des Kaisers Nicolaus an den Sultan Mahmut, und hinter den Vorhängen dieses Wagens saß die Kaiserliche Jungfrau, die heutige Braut, versteckt. Endlich, nach einer langen Reihe von sorgfältig verschlossenen und auch mit Damen besetzten Kalechen beschlossen zwei Eskadronen Ulanen den Zug. Dieses Gefolge geleitete die Sultanine nach ihrem Palaste, an dessen Schwelle ihr Bräutigam sie erwartete, und alles war damit beendigt.

Gegen die letzten Tage dieses Festes sprach man wieder von einer andern Bleitung der Dardanellen durch die Englisch-Französische Flotte. Was wird aus der Türkei werden, sagt man mit Recht, wenn sie Krieg hat? Das ist beständig die Frage hier und auswärts. Uns scheint es, daß das Abendland heute eben so verlegen wegen des Ottomanischen Reiches ist, wie es vor beinahe vierhundert Jahren wegen des Byzantinischen Reichs war. Die Parallele ist frappant! Es will es zeigt unterstützen, und bis zum Ende des Jahrhunderts gemacht, seine Kräfte zu zersplittern zu brechen; so machte es auch damals der Occident mit dem Orient. Es will es vor einem gemeinschaftlichen Feind retten, und es bringt in diesem ihm bewilligten Schutze nichts, als eine unentschlossene Uebereinstimmung, ohne Vertrauen auf seine eigenen Kräfte, und ohne Vertrauen des Schützlings auf seine Hilfe. Und so machte es gerade das Occidentalische Reich mit dem Byzantinischen. Vergebens schwörte die Ottomanische Macht sich selber ab, um die abendländische Civilisation zu ergreifen, vergebens bietet sie, sich in aller Eile zu europäisiren, um von Europa wie ein Bruder behandelt zu werden; sie selbst zweifelt an diesen Schritt, und unterwirft sich, gleich einer Fatalistin, der Willkühr eines alten Feindes. Und so wird auch die Europäische Macht in Ansehung der Occidentalischen, sie wurde lateinisch, um nicht erobert zu werden, und doch konnte sie nicht dem Feind entgehen, welcher an ihren Thoren lauschte.

Es nahen große Begebenheiten. — Es sind acht Jahrhunderte, da zog sich ein Mondsichelstamm aus der Tiefe seiner Steppen, an den Wällen der Orientalischen Hauptstadt zusammen, verkündete seine Ankunft mit Palästen und schrieb die Namen seiner Ehane zur Seite derjenigen der Cyrus, des Alexander und des Constantin. Jetzt schimmt dieser Tartarstamm im Versalle zu seyn, und sich von allen Seiten Conspirationen ausgesetzt zu sehen. Er hatte seine Dynastien auf die Throne von Samarkand, Ghyzer, Ispahan, Malakka, Delhi, Peking, Jerusalem und Konstantinopel gesetzt; von den Mauern Eblnas nach Mexkan und den Gränzen Deutschlands, und von Kabira bis zu der Meerenge von Gibraltar, hatte er seine Macht vorgestanzt oder seine Herrschaft eingeführt. Ebina hat gegen die von ihm eingesetzten Herren sich aufgelehnt; von den Kaisern von Delhi hat England nur ein bloßes Phantom gelassen: Aegypten und Arabien haben sich durch die Kühnheit Mehmed Ali's emanicipirt, welcher wohl südlt, daß seine Macht nicht eher ins Leben treten kann, bis sich in ihm oder seinen Nachfolgern das Arabische Genie verkörpert hat. Frankreich hat den Dey von Algier besiegt gemacht: die Deys von Tripolis und Tunis sind fast beherrscht; endlich der Sultan von Konstantinopel, so wie der Schach von Teheran wanken scheu, und der Russische Adler breitet seine Flügel über den Einen wie über den Anderen aus, als ob sie ihn der Leipunkt da wäre, mit dieser Race auch den alten Stett aufzuheben, und die Verbrennungen ihrer Horden dadurch zu sichen, daß er über den ihnen bestimmten Scheiterhaufen unterstützt gesetzen Städte das Licht der Europäischen Civilisation scheinen läßt. — So weit ist es in diesem Augenblick gekommen, daß die tapferen Völker, um sich zu erhalten, des fremden Schutzes nöthig haben.

(E. Barrault. R. d. d. M.)

England.

Ireland in 1834. A Journey throughout Ireland etc. (Eine Reise durch Irland, im Frühling, Sommer und Herbst des Jahres 1834.) Von Heinrich D. Inglis, Verfasser von „Spanien im Jahre 1830" u. s. w. 2 Bde. London, 1834.

Für diejenigen, welche Irland bereits kennen und mit den Irischen Sitten vertraut sind, hat die Art, wie einige Reisende ihre Beobachtungen über jenes Land mittheilten, viel Befremdendes. Sie sprechen von den gewöhnlichsten Dingen mit Verwunderung und beschreiben triviale Dinge mit solcher Umständlichkeit, als hätten sie eine Entdeckung gemacht. Wen kann es z. B. interessiren, daß die Bewohner einer Irischen Baronie blonden, und die einer anderen grünen Zeies tragen, sobald es nicht auf die Farbe des Frieses, sondern auf die Mittel ankommt, wie man sich Kleidung verschafft? Herr Inglis verwundert sich gar sehr, wenn er in der Gegend von Wexford Pferde aus einem groben Wirr-Wirch leinten sieht! Es würde ihn sonder Zweifel in eben dem Grade befremdet haben, wenn er gesehen hätte, daß man die Pferde in Deutschland häufig mit Roggenbrod füttert, welches die Stallknechte zerschneiden und in die Tedge werfen. Sie John Carr füllte sein ganzes Tagebuch mit Kleinigkeiten dieser Art, und machte sich dadurch auf

Digitized by Google

ewige Zeiten lächerlich. Der Gedanke, als hätten die Irländer ganz absonderliche Sitten, und als wäre jeder Brauch, den ihre Armuth ihnen aufzwingt, für den gebildeten Engländer eine Kuriosität, ist wahrhaft abgeschmackt.

Doch müssen wir zum Ruhme des Herrn Inglis sagen, daß er im Ganzen nur selten bei Kleinigkeiten verweilt. In Allem er die Irländer kennen lernt, desto weniger stimmt er über dieselben die Kuriositäten, und überhaupt muß man zugeben, daß er so viel Unparteilichkeit zeigt, als ein Engländer, der Irland zum ersten Mal besucht, nur besitzen kann.

Herr Inglis war mit einer Menge Empfehlungs-Schreiben versehen. Er besuchte Katholiken und Protestanten, Repealer's (Widerrufer der Union mit England) und Anti-Repealer's, merkte sich die Ansichten und Meinungen beider Parteien, und bewahrte mitten im Konflikte untrener Darstellung seine Selbstständigkeit. Wo er nur hinging, hörte er, was Jedermann zu sagen hatte, prüfte die Thatsachen selbst und verbesserte die Irrthümer aus eigener Erfahrung. Es ist nur allzu wahr, daß Irland mehr in sich selbst zerrissen ist, als irgend ein anderes Europäisches Land. Eine und dieselbe Thatsache wird von zwei Berichterstattern, die verschiedenen Parteien angehören, ganz verschieden dargestellt. Die Irischen Zeitschriften liefern traurige Belege zu dieser Wahrheit. Die Evening Mail behauptet Etwas, dem die Evening Post direkt widerspricht, und wenn ein Journal tadelt die Aufführung eines Beamten, den das Packet mit gleicher Wärme in Schutz nimmt. Wie soll man aber bei so bewandten Umständen wissen, woran man sich zu halten hat, wenn uns nicht ein beliebender und unparteiischer Beobachter zu Hülfe kommt?

Die Reise des Herrn Inglis ging von Dublin aus durch Wicklow und Wexford nach Silkenny. In der Grafschaft Wicklow, die zunächst an der Hauptstadt liegt, hoffte er, einigen Wohlstand unter dem Landvolk zu finden. Man höre seine eigenen Worte.

„Eines Nachmittags ging ich eine Bergstraße hinan, und erreichte bald ein kleines Thal mit mehreren zerstreuten Hütten, von denen ich drei besuchte."

„Die erste war eine kothbütte, nur ein einziges Gemach, das wegder gegen den Wind noch gegen Wasser geschützt werden konnte. Der Boden war äußerordentlich feucht. Der Hausrath bestand aus einer Bettstelle mit sehr dürftigem Bettzeug, einer hölzernen Bank und einem eisernen Topf. Heiße Asche von Torf war kaum glimmte am Boden — kein Kamin und kein Fenster! Die Abgabe von dieser ermeligen Hütte, zu der keine Spanne Ackerland gehörte, betrug zwei Pfund."

„Die nächste Hütte, in die ich trat, lag am Abhang des Hügels; an Form und Material war sie der anderen gleich. Darin fand ich ein Weib mit ihren vier Kindern. Den Hausrath bildeten zwei Bettstellen, ein Stuhl, eine Kiste und ein Topf. Auch hier lag etwas glimmende Asche von Ginst, dem einzigen Brennstoff der Armen in dieser Gegend. Die Kinder waren in bloße Lumpen gehüllt, und die Mutter bedauerte, daß sie ihre Kleinen aus diesem Grunde nicht in die Schule schicken könne. Der Mann dieser Frau war ein Ackerbauer, der sich täglich sechs Pence verdiente. Man aber betrugen die Abgaben von dieser Hütte achtzig Schepenne-Stücke; demnach abverdienten sie einen Lohn von achtzig Tagen und die arme Familie hatte nur 4½ Pence (3½ Sgr.) zu ihrem täglichen Unterhalt. Eine Metze Kartoffeln kostet schon vier Pence."

„Die dritte dieser Hütten war noch dürftiger ausgestattet: hier sah ich nur einen Stuhl und einen Topf — keine Bettstelle und nicht einmal etwas Feuer. In diesem elenden Wohl steckte eine fauber gekleidete Frau mit fünf Kindern; ihr Mann war ebenfalls ein Ackerknecht, der jeden Tag sechs Pence verdiente. Diese Familie hatte ein Schwein gehabt, das aber vor wenigen Tagen als Abgabe weggeschleppt worden war. Dem Gutsherrn kommt man das nicht verargen; er war ein sehr kleiner Pächter, dem es nicht weniger sauer wurde, seine Abgaben herbeizuschaffen."

„Diese Schilderung mag für tausend andere hier stehen; wir brauchen nur hinzuzufügen, daß das Elend in den südlichen und westlichen Distrikten noch entsetzlicher ist."

Ohne Zweifel sind solche Szenen der Irischen Nation darin einverstanden, daß Mangel an Arbeit die Lequelle der Armuth sey. Die Engländer lassen sich gewöhnlich davon abschrecken, in Irland Kapitalien anzulegen, aber mit großem Unrecht. Folgendes ist vielmehr ein Beweis davon, wie viel Gutes auf solchem Wege gestiftet wird. In dem Dorfe Winsfield (Grafschaft Westmeath) besuchte der Verfasser eine Baumwollen-Fabrik, die ein Quäker errichtet hat. Man höre nur seine Beschreibung derselben:

„Ich fand nicht weniger als 900 Personen beschäftigt: unter diesen waren sehr viele junge Leute. Der Lohn der Knaben und Mädchen betrug wöchentlich von zwei bis sieben Schilling; Erwachsene konnten leicht ein Pfund verdienen. Seit der Stiftung dieser Manufaktur hat sich in der Umgegend Vieles auffallend verbessert; nicht bloß in der Wohnung, sondern auch in den Speisen ist eine große Veränderung eingetreten, und wenn gleich beher Tagelohn zu Ausschweifungen im Trunk verwertet, so ist es wenigstens sattsich, daß in dieser Fabrik keine Stunde Arbeit verloren geht. Der Police, den man hier sorgsigt, findet guten Abgang, nicht bloß in Irland, sondern auch in England, und wetteifert mit den Fabrikaten von Manchester."

Dieser erfreulichen Notiz ist aber eine andere von betrübender Art angehängt. Die Familie Lord Waterford's hat den Versuch gemacht, die Mühlendämme zu zerstören, und beruft sich dabei auf die Rechte der Landbesitzer. Dadurch wird eine ergiebige Quelle von Beschäftigung, die dem armen Lande so wohl thut, versiopft.

Das Schwein ist, wie es scheint, der nothwendigste Artikel und die erste Bedingung des Wohlstandes der Bauern. Der Verfasser überzeugte sich davon, als er in Irland herumwanderte.

„Es war mir anfangs ein unbehagliches Gefühl, wenn ich an der Thüre einer Hütte ein Schwein erblickte, und ich glaubte, hierin ein Zeichen des Elends ihrer Bewohner zu sehen; bald aber freute mich dieser Anblick, und ich bedauerte die armen Leute, die keine Schweine besaßen, von Herzensgrund. Wo ein Schweinstall zum Vorschein kam, war Alles besser." Das größte Beispiel von Wohlstand sah der Verfasser in Thomastown, wo eine Familie im Besitz dreier Schweine war!

Die diesen Auswanderungen haben Irland unberechenbaren Schaden gethan. Eine Mäßregel, die Kraft genug hätte, die Emigrirten zurückzurufen, würde zu Irlands künftigem Wohlstand einen vortrefflichen Grund legen; allein welche Mäßregel?

Die Stadt Callen und ihre Umgebungen sind durch Emigrationen erstaunlich heruntgekommen. Lord Clifden besitzt aus diesem Distrikt an Zöllen und Abgaben jährlich 20,000 Pfund. In welchem Zustande sind aber Stadt und Bezirke!

„Ich spazierte", erzählt der Verf., „in den Vorstädten herum, und sah die Leute aus ihren Löchern hervorkriechen — denn die dortigen Hütten sind wahre Löcher, in denen höchstens etwas Streh liegt und ein zerbrochener Stuhl steht. Da erblickt man seine Spur von Bequemlichkeiten des Lebens oder den Civilisations; die Einwohner müssen oft im buchstäblichen Sinne des Wortes verhungern, ehe sie halten Leib und Seele nur nothdürftig zusammen. In dieser Stadt, die über 4000 Bewohner zählt, sind wohl tausend Menschen ohne regelmäßige Arbeit, sechs oder siebenhundert ganz nahrungslos, und über zweihundert Personen wirkliche Bettler, d. h. außer Stande, zu arbeiten."

Wie andere Reisende in Irland, so bezeugt auch Herr Inglis die Gleichgültigkeit, mit der man in seiner Country von Daniel O'Connell spricht. Man leie nur Folgendes:

„Der größere Theil des O'Connell'schen Eigenthums steht unter Ober-Gutsherrschaft (head landlords), und er selbst ist nur ein vermögender Miethsmann. Unweit Cahir-steven liegt das Geburtshaus des großen Volks-Bewegers. Es ist ein verfallenes Gebäude in einem Hohlgrund an der Straße. O'Connell ist in seiner eigenen County viel weniger popullair, als anderwärts. Fragst Du einen Gastwirth oder eine Frau Wirthin nach ihm, so heißt es wohl: „„O! der ist von allen Gutsherren der schamvastte — er reicht kein Kindlein die Hand und hat die wenig-Stelz, daß er sogar mit einer Gastwirthin Thee trinkt.““ Tritt aber dann in eine Bauerhütte, deren Eigenthümer zu O'Connell's Vasallen gehört, und stelle ihm dieselbe Frage: der wird sich hinter dem Ohr kratzen und wenig Gutes sagen." — —

In einer allgemeinen Schilderung der Irischen Bauern wird Herr Inglis von diesen Leuten vor, sie seien häufig, falsche Eide zu schwören, wenn es ihrer Sache dienlich wäre. Dies mag leider wahr seyn; aber man vergesse auch nicht die Ursachen solcher moralischen Entartung. Es ist eben so wahr, daß die Priester in Irland solche Heirathen ermuthigen, weil ihre Einkünfte dadurch vermehrt werden. Wie wohlthätig würde es wirken, wenn man diesem heillosen Mißbrauch, der eine so ergiebige Quelle des Lasters und Elends eröffnet, endlich steuerte!

Bibliographie.

The history of Evesham. (Geschichte der Stadt Evesham.) Von George May.

The practical elocutionist. (Der praktische Lehrer der Ausprache.) Von Alexander Bell.

Ilyaeinthe — oder der Kontrast. Moralische Erzählung.

On the management of bees. (Ueber Bienenzucht.) Von Bagter. 6½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik von Frankreich. Vertheilung der Staats-Abgaben in Frankreich auf die Verdörterung und den Flächenraum; erstere zu 33 Millionen und letzterer zu 27,000 □Lieues oder 33,325,000 Hektaren angenommen.

Art der Abgabe.	Ausgeworfene Summe nach dem Budget von 1834.	Kommen auf den Einwohner auf das Jahr	Kommen auf die □Lieue.
Grundsteuer	245,511,154 Fr.	7 Fr. 44 C.	9,093 Fr. — C.
Personen- u. Fenstersteuer	31,165,000 =	1 = 55 =	1,895 = =
Thür- und Fenstersteuer	26,830,000 =	0 = 81 =	993 = 70 =
Patentsteuer	29,818,500 =	0 = 98 =	1,104 = 37 =
Trankssteuer	87,000,000 =	2 = 64 =	3,222 = 22 =
Salzsteuer	62,200,000 =	1 = 88 =	2,303 = 70 =
Tabaksteuer	68,000,000 =	2 = 6 =	2,518 = 57 =
Stempelsteuer	32,870,000 =	1 = — =	1,217 = 40 =
Lotterie	32,000,000 =	0 = 98 =	1,185 = 18 =
Ueberhaupt	635,394,654 Fr.	19 Fr. 26 C.	23,533 Fr. 14 C.

Auf ein Departement im Mittel 7,388,310 Fr.

— Täglicher Briefs-Verkehr der Haupt-Post-Aemter von London und Paris.

	Paris.	London.
Eingang von in- und ausländischen Briefen . .	32,000	35,000
Eingang von Briefen mit der Stadtpost. . . .	15,000	40,000
Besorgung von Briefen nach dem In- und Auslande	70,000	45,000
Tagesblätter.	85,000	90,000
Summa des täglichen Post-Verkehrs	202,000	210,000.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. für 3 Hefte; vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Freitag den 9. Januar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Einige Worte in Bezug auf diese Rubrik überhaupt. — Deutsche Erklärer des Shakespeare. — Schriften in Nord-Amerika. — Mistreß Jamieson über Ludwig Tieck.

Es ist hier und da die Bemerkung gemacht worden, daß es leicht als eine kleinliche Coquetterie erscheinen kann, sich nach Deutscher Literatur im Auslande, nach auslandischem Lobe des Einheimischen so begierig umzusehen, daß für die Ergebnisse solcher Forschungen eine eigene Rubrik gemacht wird. Allerdings wäre es dies; ja, nicht blos kleinlich, sondern abgeschmackt verdiente ein bloßes Haschen nach auslandischen Redensarten, oder der Fremde darüber, genannt zu werden, wenn eben darin der Zweck des gegenwärtigen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Artikels bestände. Wir sind jedoch so weit davon entfernt, auf derlei Wohlschmack in der Fremde auszugehen, daß wir vielmehr, wie einst Napoleon vom Französischen Reiche, gezeigt sind, von der Deutschen Literatur zu sagen: „Sie braucht eben so wenig anerkannt zu werden, als die Sonne; der ist blind, der es nicht thut.“ Alle nicht Kompilatorische, nicht Anerkennungen suchen wir auf; uns ist es darüber nur um jene Wechselwirkungen unserer Literatur auf die des Auslandes zu thun, so weit sich diese nämlich positiv erkennen und nachweisen lassen; denn die innerwirklichen Uebergänge und Einflüsse einer Europäischen Literatur auf die andere sind bei den gegenseitigen geistigen Verbindungen der neueren Zeit so fabrikmäßig geworden, daß wir die Gedanken in ihrer Geburtsstätte aufsuchen müßten, wenn wir die Spur aller solchen nationalen Wechselwirkungen verfolgen wollten.

Das Feld, auf dem unsere Zeitschrift sich bewegt, die Literatur des Auslandes, weist uns übrigens auf die Rubrik zu, die uns von einigen sonst gar wohlmeinenden Lesern verstehen zum Vorwurfe gemacht wird. Der Boden, in welchem wir wurzeln, mit unserem ganzen Fühlen und Denken, ist und bleibt der Deutsche, wenn gleich es nur exotische Pflanzen sind, die wir ihm anvertrauen. Es wäre ja nichts als eine Erdmischung zwischen widerwärtigen Auslandereien, welche mit Recht ein Mal zum Gespött der „Xenien“ wurde, der andererseits freilich wieder zu weit in ihrer Ableugnung ginge, wenn wir nicht bei Allem, was wir im Auslande suchen gut wählen, von dem Gedanken durchdrungen wären: „Welche Beziehung hat dies zu unserem Vaterlande?“ Wo aber sände sich diese Beziehung stärker, als in den durch unsere Literatur hervorgerufenen Aeußerungen — gleichviel ob blos leitenden oder schon im nachgeahmten Sinne sich darstellenden — des Auslandes? Und wäre es selbst, was wir keineswegs zugeben, eine Schwachheit, die heimische Schöne auch in der Fremde gern bewundert zu sehen, oder auf den Adel der Letztern ein größeres Gewicht zu legen, als er vielleicht verdient, so würde dies eine Schwachheit sein, die wir Deutsche mit allen anderen Nationen theilen. Man erinnert sich nur, welches Aufsehen noch erst ganz kürzlich in Frankreich die gediegenste Kritik der Edinburgh-Review über das neueste Französische Drama gemacht hat. Kein Französisches Journal — welcher Partei es auch angehören mochte — überfiel den Angriff, der fast als eine Nationalsache angesehen wurde.

Der Engländer haben die Deutsche Kritik ihres Shakespeare — wenn sie auch nicht, wie manche Enthusiasten es auszusprechen wagten, dadurch erst ihrem Dichter recht kennen lernten — immer sehr hoch gestellt, und sind über jene verständige Anerkennung ihrer schönsten Kunstwerke eben so mit Recht erstaunt gewesen, als sie Voltaire's unverständige Preisfrage mit einem, noch heutzutage nicht besiegten Aufsehen vor dem gesammten Europäischen einnehmen, es bereinigt dabei eine Stimme aus England, die zum ersten Mal entschieden gegen das Deutsche Verständniß Shakespeare's auftritt, hier gehört zu werden. Die Quarterly-Review sagt in einem ihrer letzten Hefte (August 1834.): „Das Studium des Shakespeare ist unter allen interessirenden gebildeten Leuten in Deutschland zur Mode geworden und einige Deutsche haben gar geschrieben und vortreffliche Critik über ihn geschrieben. Es scheint uns jedoch, als ob selbst die besten unter diesen Kritikern ihren Gegenstand nicht völlig verstanden hätten. Sie erkennen nicht jene absolute Einheit der Gattung in Shakespeare's intellectuellem Verfahren, und von den übrigen Schöpfern des Englischen Dramas scheinen sie wenig oder gar nichts zu wissen. Tieck ist, wie wir glauben, der erste Deutsche, der sich mit einigen von Shakespeare's großen Zeitgenossen, mit Ben Jonson, Beaumont und Fletcher und Massinger — diesen Riesen überall, wo Shakespeare nicht dabei ist — etwas bekannter gemacht hat und selbst Tieck's Kenntnisse in diesem Fache stammen erst aus neuerer Zeit her. Sein Freund und Mitarbeiter, August Wilhelm Schlegel, geht, wenn wir uns recht erinnern, auf wenigen einfachen Seiten von Shakespeare zu Perpen und Denay über.*) Dieser derbkomische Kritiker ist so außerordentlich oberflächlich in Bezug auf jene Meister des romantischen Dramas, Beaumont und Fletcher, daß wir uns gewaltsigt sehen, ihn zu beschuldigen, er habe, als er seine „Dramatische Literatur“ schrieb, ihre Werke noch gar nicht gelesen gehabt. Uns schemt es, daß Schiller in seinem Genius etwas hatte, das ihn im Ganzen mit der Universalität Shakespeare's viel verwandter machte, als irgend einen anderen Deutschen Dichter. Was Tiefe der Gedanken, Feuchtbarkeit der Phantasie und Schöpferkraft der Einbildung betrifft, so findet freilich kein Vergleich Statt, aber Schiller hatte wie Shakespeare, jenes allgemein menschliche Gefühl, das nicht zu hoch und nicht zu niedrig gestimmt ist, jenen gemeinsamen Ton der Gattung, zu welcher er selbst gehörte, und vermöge dessen er in der Reihe seiner Fähigkeiten im Stande war, seinen Landsleuten aus jedem Kreise ein historisches Drama von höchster Vortrefflichkeit und von dauerndem nationalem Interesse zu liefern.“

Wir wollen dahin gestellt sein lassen, ob Schiller, der Dichter des Idealen, durch diese Hinzeigung eines populairen Tones richtig aufgefaßt wird, ja, ob nicht vielmehr dieser eigenthümliche Zug, die er, dem Englischen Kritiker zufolge, nicht mit Shakespeare gemein haben soll, seine hervorstechendsten und characteristischsten waren; da wir jedoch hier nur zu Schiller geführt worden sind, so sey es uns gestattet, ein fremder über den Dessen getroffenen Urtheil eines Nord-Amerikaners über ihn unseren Lesern mitzutheilen. Wir werden finden, daß der Amerikaner den Deutschen Dichter mitunter treffender auffaßt hat, als der Briten, der diesen vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, nur aus Coleridge's Uebersetzung von Schillers Wallenstein kannte. **)

Schiller's Wallenstein ist bekanntlich weit früher in's Englische übersetzt, als Göthe's Faust oder Wilhelm Meister. Wollte man aber, in Erwägung einer Uebersetzung sämmtlicher Werke des beiden Heros schen Dichter, einzelne Hauptwerke hervorheben, aus denen das Verständniß der Eigenthümlichkeit beider Poeten am meisten möglich wäre, so dürften gewiß die beiden Werke von Göthe und von Schiller, Götz und Wallenstein, als solche zu bezeichnen sein. Göz von Berlichingen, der schon frühzeitig im Englischen, von Walter Scott übersetzt, erschien, gehörte einer Richtung des Dichters an, in der er sich in den Kreisphären des Britischen Dramas hinüberneigte, die er jedoch später nicht weiter verfolgte. ***) So konnte Göthe weniger als Schiller in England bekannt sein, dessen Poesie schon durch das ideale Gewand, das sie ihren Gestalten verlieh, mehr allgemein menschliche Situationen zum Gegenstande hat und somit leichter Eingang finden konnte in fremdes Land. Ein Verständniß des „Faust“ setzt schon eine Kenntniß der mehr philosophischen Tendenzen, die sich im Deutschen Geistesleben geltend machen, voraus, der vielen Schwierigkeiten in technischer Hinsicht nicht zu gedenken, und auch „Wilhelm Meister“ ist ja sehr der Roman des echt Deutschen Lebens zu Ende des vorigen Jahrhunderts; er wurzelt zu sehr in den dem Boden nationaler Zustände, als daß wir es unerklärlich finden könnten, wenn wir sehen, daß Schiller's Dramen weit früher im Auslande bekannt wurden. Der Gedanke einer Welt-Literatur ging allerdings von Göthe aus; kritisch nahm er Theil an den Erzeugnissen des Auslandes, und auch in seiner eigenen Produktivität gleicht er der Sonnenwärme, die dem Getreide aller Nationalitäten die Reife zuzuwenden und zum Beirat die zum Occident die Bahn des Tagesgestirns verfolgt. Schiller schrieb dagegen von Anfang an für die Welt, für die Gesammtheit des Geschlechts; sein Standpunkt ist durchaus mehr universell; die Reden seiner Helden, diese mögen Karl Moor, der Sohn einer verwilderten Deutschen Romantik, oder der Spanische Prinz mit seinem Europäischen Freunde, oder der Amerikanische Freiheitsheld sein, sind überall Appellationen an die ganze Menschheit.

So wird es erklärlich, daß Schiller's Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit mehr vom Auslande die jetzt aufgefaßt ist, als es bei Göthe's vielgestaltiger Produktivität, deren verschiedene Richtungen von fern be-

*) Der betreffende Abschnitt von Schlegels Vorlesungen „über dramatische Kunst und Literatur“ ist fast ganz den Vorgängen und Zeitgenossen Shakespeare's gewidmet; der Engländer hat überall, wenn er in einem Kommentarium, das den Literaturen aller Zeiten und aller Länder bestimmt ist, die ausführlichste Behandlung eines kurzen Abschnittes der Deutschen Bühnen-Geschichte erwartet. Skakespeare selbst hat bekanntlich bei Schlegel die verdiente ausführliche Würdigung gefunden. J. P.

**) Der Rezensent in der Quarterly Review kennt auch die oben mitgetheilten Bemerkungen an eine Rezension über Coleridge's „Poetical works“.

***) Vom Werther erschienen in England zwei Uebertragungen: „The sorrows of Werther“ und „The sufferings of the young Werther“. Die erstere kennen, da sie aus dem Französischen übersetzt wurde und also falsche Ansichten erweist, nicht sehr vortheilhaft aufgenommen werden.

Digitized by Google

trachtet kaum einer einzigen Persönlichkeit anzugehören scheinen, der Fall seyn konnte.

Um einen Dichter nicht blos in einzelnen Werken, die sein Wesen nur fragmentarisch zur Erscheinung bringen, sondern in seiner Gesammtheit zur Anerkennung und zum Verständniß zu bringen, sind Lebensbeschreibungen eine wesentliche Bedingung. In Bezug auf Göthe thut dies den Franzosen und Engländern doppelt Noth; allein auch hier ist Schiller weit mehr schon der Gegenstand eines allgemeineren Interesses bei beiden Völkern gewesen, und seine Biographie, die in London erschien, hat in Amerika (im Westen) eine neue Gestalt gewonnen.*) Das letzte Juli-Heft der Nord-Amerikanischen „Review“ giebt in einem umfangreichen Bericht einen Auszug aus dem Werke, welcher die ersprießlichen Beweise dafür liefert, daß Schiller auch im fernen Westheile bereits als ganze Weltgestalt betrachtet wird.

Die treffig Seiten lange Abhandlung enthält natürlich über Schiller Angaben, Züge, Mittheilungen und kritische Ansichten, die uns sämmtlich genauer und sicherer zu Gebote stehen; allein die einheitenden Betrachtungen über das Wesen und die Functionen des Dichters und der Poesie im Allgemeinen sind doch von der Art, daß das Deutsche Publikum nur mit Vergnügen Anerkennungen darüber aufnehmen wird, jen's, um die Einsicht zu gewinnen, wie wichtig die Deutscher Dichtkunst dem Auslande erscheinet, fen's, um zu erfahren, welche Ehren-Denkmale gerade Schiller auch jenseits des Oceans gütig errichtet werden. Die Deutsche Poesie wird die Reise um die Welt machen, und Schiller allein ist schon mächtig genug, ein ganzes Volk zu lehren und ihm durch seine Welt-Anschauung einen bedeut Platz im Reiche des Schönen und Wahren zu verschaffen.

Die Abhandlung beginnt mit dem Satze: „Dichter sind die Priester der Natur!“ Wie treffend für Schiller insbesondere. Er spricht zur Gesammtheit, er ist ein Redner des Volkes, und man hat ihn mit großem Recht den Demosthenes Deutschlands genannt. Er sagt nie aber stets das Ewige auf seiner Zunge, ein allgemeiner Gedanke, der das Tiefste erfaßt, steht immer im Hintergrunde seiner Rede; drehalb ist er wesentlich ein Priester. „Der Dichter spricht immer in Musik zum Herzen“, heißt es weiter: „er ergießt und bildet das Herz, wie der Raume den Klangling mit Gefängen wiegt und seiner habe mit Schlaf umhüllten Seele die tiefen Harmonien seines bewohnten Daseyn beilegen. Der Dichter weiß am tiefsten die Geheimnisse des Seelenlebens, er dringt am innigsten in den Sitz, in die Kunde der Gefühle, er analysiret, deutet, rust sie auf, er ist der Schöpfer und der Interpret des menschlichen Geistes.“

„Was der dichterische Genius preiß, wird Alles Gemeingut. Der wissenschaftlicher Genuß fördert nicht immer, was er aus dem Schachte der Weisheit hervorzieht, zum allgemeinen Besten an's Tagslicht; alle Wissenschaften sind, gegen die Poesie betrachtet, Geheimnisse weniger Berufenen. Zur Absinahme an dem, was der Dichter gefühlt, gelebt, gewirket, gelitten und gelitten, ist Jedermann berufen; Jeder hat im Dichter den Interpreter seiner eigensten Empfindungen. Der Entwicklungs-Gang der dichterischen Geister ist ganz derselbt, wie der des Menschen an sich, nur daß jener im Zusammenhange bleibt mit dem Ewigen und, von der Fülle der Erscheinungen der endlichen Welt wohl begeistert, entsteht und fortgerissen, doch nie die ewigen Urbilder des Daseyns vergißt; sie bleiben in Hintergrunde stehen.“

„Der wahre Dichter ist ein Heiligthum der Wahrheit. Daß er der Schönheit huldigt und Alles, was seiner Lippe entströmt, in anmuthigen geschmeidigen Tönen an unser Ohr und in unser Herz dringt, hat nur darin seinen Grund, daß die Wahrheit selbst die Anschauung ist. Das Wahre ist sein Stoff, die Schönheit sein Zweites; jenes sein Gehalt, dieses seine Form. Sucht der Dichter blos schöne Form, so giebt er das Höchste seines Strebens auf; er teilt in die Reihe der Artisten, der Kunstarbeiter für die Anmuth und Bequemlichkeit des Lebens. Die Poesie ist darin nur eine mechanische Kunst.“

Wenn es dem Deutschen Leser auffallen sollte, solche Worte aus Nord-Amerika, dem Lande der kaufmännischen Betriebsamkeit, zu vernehmen, so ist nur darin zu erinnern, daß der Verfasser solche Kunde giebt, als einen Nachklang Deutscher Töne, Deutscher Kunst und Deutscher Auffassungs-Weise. Noch mehr wird es ersichtlich aus Folgendem, das uns an Lessing's Laokoon erinnern muß:

„Betrachtet man die edlen Künste unter einander, d. h. diejenigen unter den Künsten, die mehr als sinnliche Fertigkeit nöthig machen, betrachtet man die ihrellen Künste, Poesie, Musik und Malerei neben einander, so bedingt sich die Unterschied durch Instrument und Material, das ihnen zu Gebote steht. Die Farbe ist beschränkter, der Ton zerfließender, jene zu eng in ihrem Gebiete, dieser zu weit in seinem Raum. Zwischen beiden steht das Wort mitten inne, es ist Farbe und Ton zugleich, und das Wort ist des Dichters Instrument, die Sprache, der Pinsel und der Spiegel des Gemüthes, der Körper der Seele des Gedankens, so dehnbar wie der Ton, so fest bestimmt wie der Farbenstoff, die Sprache ist das Material des Dichters, womit er malt und musiciert. Das Wort ist ein Schatten, der aber stets vom Lichte ausgeht, es giebt kein Wort ohne Bedeutung, die Sprache ist das lautbarste Instrument der geistigen Mittheilung. Der Dichter, der nur Klang und Schall giebt in seinen Versen, ist kein Dichter, er ist ein verunglückter Musikus. Und derjenige, welcher Gestalten ohne musikalischen Rhythmus erdichten könnte, wäre ein eben so verunglückter Maler even, wenn sich überhaupt eine Gestalt schildern ließe ohne Musik in Form und Bewegung. Was der Tonkünstler so viel giebt in seinen Werken, wenigstens zu weitschweifend, zu sehr verallgemeinert und verdustend, das giebt der Maler wieder zu wenig. Er kann nur eine Scene darstellen, höchstens eine Reihe von Scenen und Gruppen, der Musiker giebt ein allgemeines Volumen der Weltanschauung, der Dichter giebt ein volles ganzes Menschenleben, ein Einzelnes, hinter dem das Allgemeine hervorblickt. Was er sagt, ist das Gesammtig der Menschheit zur Menschheit, jeder schreit zu sagen zu können mit Goethe, die seiner Natur angemessen sind; was der Dichter ausspricht, es ist die alte Wahrheit des Geschlechts selbst, die er wieder hervorruft, und doch erscheint es ganz neu, und er als der Schöpfer der Wahrheit. Der Stoff, in den seine Hand greift, ist vorhanden, nur auf den Griff der Hand kam es an, und es ist alles gegeben. So wird, was unscheinbar vorgeben lag, zu Gold gemünzt. Jeder Dichter ist ein Schöpfer, und sühlt unsagbar, was Thomsen von den Dichtern des Mais sagt, aber mit dem Worte ist das Geheimniß des Gefühls erst offenbart. So lag Macbeth unter vielen Scheusslichen Gegen gleich bedeutend mit andern da, erst Shakespeare machte aus dem Stoffe, was er nun in der Tragödie geworden ist. Tausende fahren den Rhein hinauf, sehen die Wunder der Schweiz, betreten den klassischen Boden, und sind voll von dem, was sich auf diesem Boden, von diesen Naturerscheinungen schon laut, aber Childe Harold bleibt immer einzig stehen als unerreicht, als nie überboten von dem Gefühl irgend eines Sterblichen. Je mehr der Dichter Mensch ist, desto mehr ist er Dichter, denn er kann als solcher nichts anderes seyn, als Mensch und Vertreter seines Geschlechts. Es ist die schwierigste Aufgabe, die dem Dichter zu lösen gegeben ist, denn was menschlich ist und heißt, muß er in sich tragen. Jeder andere Künstler kann eine einseitige Bildung haben, und doch viel und alles leisten in seiner Sphäre. Der Dichter muß alle andere Künste mit verstehen, als Mensch den ganzen Kompler unserer Erfahrungen in sich haben, alles durchleben. Als Mensch ist der Dichter ein Priester.“

Eine neue Jean Paule „Vorschule der Aesthetik“ Th. 1, H. 2, überschrieben mit einem Hinweis auf Göthe schließt diese Betrachtung, die den Verfasser des Artikels im genauen Einverständniß zeigt mit dem Grundanfange Deutscher Kritik. Sodann folgt die Darstellung von Schiller's Leben, theils aus Carlyle entnommen, theils mit den eignen Worten des Verfassers der Lebensbeschreibung, Ueberall tritt leichter in Absicht hervor. Schiller's Dichtungen im Zusammenhange mit seinen Erlebnissen und seinem Standpunkte zur Zeit aufzufassen. Auch einige übersetzte Briefe aus der Korrespondenz zwischen Schiller und Göthe sind vortheilhaft eingestreut, um die Beziehungen beider Männer auf einander aus Dokumenten zu belegen.

Um jedoch diesen Artikel nicht zum Vorbrief der sonst eben nicht für Deutsche Sitte und Deutsches Leben in geistiger wie in materieller Beziehung günstig eingenommenen Nord-Amerikaner, und zum Nachtheile der Englischen Kritik schließen zu lassen, sagen wir hier noch des Urtheil einer Englischen Dame über einen andern Deutschen Dichter, über Tieck. Die Verfasserin der in diesen Blättern schon mit besonderem Lobe erwähnten „Skizzen des In- und Auslandes,“ Mistreß Jamesen, diese ausgezeichnetste aller jetzt lebenden Englischen Schriftstellerinnen, die mit weiblicher Zartheit männlicher Tiefe und Gründlichkeit verbindet, äußert sich in dem genannten Werke, in welchem sich so viel Treffendes über unser Vaterland findet, folgendermaßen über Ludwig Tieck:

„Tieck ist Dersdtus, vielleicht selbst tiefe ich sagen, Deutschland's literarischer Koloß. Einige bewundern die Unfehlbarkeit seiner Kritik, Andere mögen mit zur Fahne seiner philosophischen Anhänger schwören; allein seit dem Tode unsrer Lieck, wie ich glaube, als origineller Dichter und gewichtvoller Schriftsteller bewundert, nimmt keiner Platz auf dem Deutschen Parnaß ein und der erledigte Thronsessel im Reiche der Literatur gebührt ihm nach göttlichem Rechte. Sein Haus auf dem Altmarkt in Dresden (das hohe röthliche Gebäude im Südost-Winkel des Platzes), das durch die Macht, die, wie Byron sagt, das Innere der menschlichen Brust und die Zeichnung eines Mauerwerks zu prüfungen vermag, nun für alle Zeiten als ein geweihtes erscheinen muß, ist der Sammelplatz aller gebildeten Fremden, welche nach Dresden strömen. Selbst wer von Ludwig Tieck nichts als seinen Namen kennt, hält einen Besuch bei ihm für eben so unerlässlich, als den Aufblick der Sixtinischen Madonna. Für den Engländer muß es von ganz besonderem Interesse seyn, Tieck's Bekanntschaft zu machen, da er, wie kein anderer Dichter, unserer ganzen Literatur und vorzüglich unserer Älteren Schriftsteller eben so tief als ausgebreitet ist. Mit einer Phantasie begabt, die unter den Wundern der Welt schweigt und das Höchste und Tiefste, das Feinste und Wahrhaftigste aus den Feen- und Märchenbildern des Mittelalters herauszieht, zugleich von einer schöpferischen Kraft erfüllt, die im gränzenlosen Gebiete der Phantasie ewig geschäftig zu bereitet, ist Tieck gleichwohl auch einer der schärfsten Satiriker und gründlichsten Kritiker seiner Zeit. Ein großer Theil seines Lebens war dem Studium, dem Verständniß und der Uebersetzung Shakespeare's gewidmet. Seine und Schlegel's Verdienste müssen zusammengestellt werden, wenn man es sich möglich halten will, daß dieser große und mächtige Dichter auf Grund Boden einer fremden Literatur gleichsam von neuem geboren werden konnte.“

„Es steht zu hoffen, daß sich unter uns talentvolle Uebersetzer finden werden, welche den Produktionen Tieck's Gerechtigkeit widerfahren lassen. Niemand erzählt, wie er, so innig und schön. Sie aller einfachsten Einfachheit seines Stils und seiner Diktion giebt er bei seiner Darstellungsweise doch oft das Bild eines Mannes, der von der Wunderwelt, die er selbst hervorgerufen, überrascht wird und zu seiner eigenen Entzückung sich weiht. Der Zauber seiner Begeisterung reißt ihn selbst mit fort, nicht blos Andere. Nur einige wenige seiner leichteren Balladen sind in unsere Sprache übertragen, aber diejenigen seiner Werke, welche ihm unter seinen Landsleuten den höchsten Ruhm verschafft haben, sind für Englische Leser noch unzugänglich.“

„Ich befand mich in der Nähe des außerordentlichen Mannes in einiger Verwirrung. Trotz seiner genauen Kenntniß unserer Sprache versteht er seinen Englisch, er vermeidet es, wie Dichter durchaus nicht Französisch sprechen wollte. Ich redete ihn Englisch an und er sprach Deutsch zu mir. Natürlich fiel die Conversation bei meinem ersten Be-

*) The Life of Friedrich Schiller. Compositions-ulling an Examination of his Works. From the London Edition. Boston, 1845.

Digitized by Google

suche sogleich auf Shakespeare, denn ich hatte kurz zuvor seine unlängst erschienene, bewundernswürdige Uebersetzung des Macbeth gelesen. Von Macbeth kam das Gespräch auf das Englische Theater, auf unsere Schauspiele, die Siddons und Kemble und den gegenwärtigen Zustand der Englischen Bühne.*)

„Während er sprach, hatte ich recht Gelegenheit, seine wunderbar fein geformten Gesichtszüge zu betrachten. Die vornehme Breite und Größe seines Kopfes, sein ruhiges, aber durchdringendes Auge und der verrückte Zug von Ironie, der um seine Lippen spielt, bildete zusammen eine ergreifende Physiognomie. Die zahlreichen Kupferstiche, die von Deutschland verbreitet sind, geben nur eine unrichtige Abschuldeten seiner Gesichtsbildung. Sie haben alle einen schwerfälligen Anblick, sie geben nur den Umfang und das Gewicht seines Kopfes, und nichts von der Feinheit, welche aus dem unteren Theile seines Antlitzes hervortritt. Sein Beobachten ist sehr gesättig, seine Stimme sanft und einnehmend. Er liebt vorzugsweise die Gesellschaft von Frauen, aber mit ihnen spricht er lieber vorzugsweise die Gesellschaft von Frauen, aber mit ihnen spricht, lieber von gewöhnlichen Dingen, denn in den Abendzirkeln, die er giebt, trifft man eine zahlreiche Menge schöner Damen, die ihm ihre Verehrung darbringen. Man hat Tieck jedoch, eben so wie Goethe, den Vorwurf gemacht, daß er in unwichtigen Verhältnissen zum anderen Geschlechte gestanden habe, und es Beiden zum Vergehen angerechnet, daß sie in ihren Werken Personen producirten, vor denen der unbefangene, treue, freische Sinn erschrickt zurückbleibt, weil hier Sitten aus dem Leben der Frauen aufgedeckt werden, welche weder diesen noch den Herstellern zur Ehre gereichen. Dies giebt mir zu einer allgemeinen Bemerkung Anlaß, die ich nicht unterdrücken kann. Es ist auffallend, aber sokratisch bewiesen, daß gerade die größten Männer, die je in der Welt lebten, gleichviel ob sie Feldherrn oder Philosophen, Künstler oder Staatsmänner waren, ihre physische wie ihre geistige Organisation mehr ihrer Mutter als ihrem Vater zu verdanken hatten. Dasselbe wiederholt sich bei den Unglücklichen, die vom Pfade des Rechten ab, irgendwie in ein Verbrechen hineingetrieben und moralisch untergingen. Sollte uns dies nicht darauf aufmerksam machen, wie wichtig für das heil der Menschheit der Einfluß der Frauen ist, und wie sehr man eine Verbesserung ihrer Stellung zum Staate wünschen muß? Wenn unsere Herren und Gebieter bedächten, wie der Einfluß der Mutter auf das Kind nicht von der Geburt an, sondern schon vor derselben sowohl moralisch als physisch unberechenbar ist, so stellte ich meinen, sie müßten von selbst darauf hinarbeiten, gewisse Fragen im Schooße menschlichen Gesellschaft zu beschwichtigen, deren Opfer allein das Weib ist. Einigermaßen möchte ich auch den Gedanken Raum geben, Tieck werde von denen, welche die Intention und die Färbung jener als unsittlich bezeichneten Scenen in seinen Werken verstanden zu haben vermeinen, doch eigentlich mißverstanden und falsch ausgelegt. Daß er sich in einem Zirkel von Frauen, der ihn bewunderten, gern sieht und wohl fühlt, ist gewiß; aber daraus ergiebt sich eben, daß er das Weib wie den Mann für moralisch gleich befähigt ehrt und achtet; denn von Wohlgefallen an Schmeicheleien niedriger Wesen, die für nichts als geistlose Narren gelten können, darf bei einem Manne, wie Tieck, nicht die Rede sein."

„Tieck's außerordentliches Lese-Talent ist oft genug und noch Neuerdings gefeiert. Zwei oder drei Mal in der Woche, je nachdem es sein Gesundheits-Zustand oder seine Muse erlaubt, hält er einen dramatischen Vortrag, indem er ein Stück vorliest. Um sechs Uhr versammelt sich die Gesellschaft und es ist selbst, auch den Schlag da zu sein. Nachdem der Thee serviert ist, beginnt er im sichern Tone seiner verschiedenen Tönen, um jedweder Störung vorzubeugen. Der Eintritt ist dann Niemand mehr erlaubt. Ohne Pause, Unterbrechung und Auslassung irgend einer Stelle, liest er dann ein ganzes Drama. So hörte ich ihn „Julius Cäsar" und den „Sommernachts-Traum" *), in der Uebersetzung von Schlegel und ihm selbst, vorlesen, und, wie die Siddons ausgenommen, hörte ich nie einen dramatischen Vortrag, dem Sinn Deßn ist reich und der größtmöglichen Modulation fähig. Gleichwohl möchte ich behaupten, daß ihm die humoristischen Scenen noch mehr als die zarten und pathetischen gelingen. Unter dem lustigen Volk mit den Eselsohren, das in Sommernachts-Traum war er wie zu Hause; sein Humor, womit er die phantastischen und komischen Stellen wiedergab, war den unbeschreiblicher Wirkung. Was er Uebersetzung betrifft, so kann ich von ihrer unverwerflichen Treue versichern, daß sie mich in den Stand setzt, Wort für Wort zu folgen und von ihrer Kraft, Eleganz und poetischen Färbung sind die Deutschen selbst in gleichem Maße entzückt."

England.

Die Irländischen Bettler.

Von einer Englischen Dame.

In keinem Lande hat man je häufigere und mannigfaltigere, aber immer so grotesken Bettels umstürzende Betriebe gemacht, die Lage und das Schicksal der Bewohner zu verbessern, als in Irland. Von einer Bevölkerung von 20 Millionen Morgen, bei einer Bevölkerung von ungefähr 8 Millionen Individuen, bleiben 5 Millionen Morgen, also ein Viertheil des ganzen Landes, das gar wohl der Urbarmachung fähig wäre, noch immer unangebaut liegen. Das Irländische Volk ist leichtgläubig, höchst reizbar und leidenschaftlich; es hat von Natur eine lebhafte Einbildungskraft, aber ein schwaches Urtheils-Vermögen. Traum fallen auch die Irländer immer dem ersten besten Demagogen als Beute anheim, der sie nur aufzuregen und aufzureizen versteht, während ein bedächtiger und verständiger Mann, der in ihrer Mitte auftrate und in der reinsten Absicht, zu ihrem wahren Besten, an ihre gesunde Vernunft appellierte, sich gar kein Gehör zu verschaffen im Stande wäre, indem er von den verrätherischen Agitatoren überhaupt würde, die den Bürgerkrieg und die Insurrection als die einzige und beste Industrie anpreisen und anempfehlen.

Das Unglück, das Elend, das Irland noch heutzutage beständig heimsucht, ist fast noch eben so groß, als vor hundertzwanzig Jahren; es mangelt in einigen Gegenden selbst an Kartoffeln, und eine zahlose Masse der unbeschäftigten Einwohner ist genöthigt, schlechte Wurzeln und Kräutern als Nahrungs-Mittel zu gebrauchen, die ihnen das Fieber und oft auch den Tod zuziehen. Es giebt in dem Lande ganze Schaaren von Familien, die lediglich auf die Bettelei angewiesen sind, um nur irgendwie ihr kümmerliches Leben zu fristen.

Ich durchreiste das Land mit meiner Freundin in seiner anderen Absicht, als die verschiedenen Gegenden, die Sitten und den Charakter der Bewohner kennen zu lernen. Des Vorbaben, von drei Frauenzimmern allein ausgestoßen, erschien in den Augen mancher Leute als abgeschmackt und unsinnig; indeß Umweten wir uns wenig um den Lenmund, und durchzogen zuerst die westlich angrenzenden Gegenden von Forth und Bacap. Ein steiler, klägliger, schwer zugänglicher Weg führte uns auf abscheulichen Umwegen, die ich mehr als ein Mal zum Henker gewünscht, bis auf den Gipfel der terrassenförmigen Küste von Forth. Hier genossen wir endlich, gleichsam als Entschädigung für die scheußlichen Seitenwerken, einer prachtvollen weiten Aussicht. Zu unseren Füßen, auf dem Abhang des Gebirges, in den Thälern, in den Ebenen und auf allen übrigen Punkten erhoben sich schöne Landhäuser, weiße und elegante Hütten, eine große Anzahl von Schlössern und Kastellen, alles Ueberreste aus den alten Zeiten, mit ihren zahlosen Thürmen, Zinnen und Bastein. Es ist der einzige Distrikt in ganz Irland, der uns eine so viele Spuren aus dem Mittelthum aufzeigen hat. Die verschiedenartigsten Monumente in Maße, vollständig erhalten und in Ruinen, frisch aufgeputzt und verwittert, scheinen hier absichtlich in der ganzen Landschaft umher ausgebreitet zu sein, um die malerische Wirkung hervorzubringen.

Die Pferde gingen langsam, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, meinen Kutscher Andrews, der aus jener Gegend her war und der mit der Preische in der Hand neben den Gäulen einherzog, nach den Namen der Besitzer aller der schönen Schlösser zu fragen, an denen wir vorüberkamen.

„Andrews", sagte ich zu ihm, „wofer kommt es, daß es hier auf der Straße eine Menge Bettler giebt? Wir haben ja, seit wir Bannow verlassen, noch keinen gesehen!"

„O! Nur Gemüt, Madam, Gebalt! Sie werden sich schon einfinden, und vielleicht in größerer Masse, als Sie es wohl wünschen dürften."

Wir kamen bald vor Wexford an, vor einer Stadt, die eine so klägliche Berühmtheit in den Annalen der Irländischen Insurrection erlangt hat. Es ist eine schmutzige unbequeme Stadt, die jedoch herrliche Kays, eine sehr schöne neue Brücke, eine ziemlich gut eingerichtete Bank, aber auch einen bösilichen Gerichtshof und die gassenrundschaftlichsten Bewohner von der Welt aufzuweisen hat. Ein literarischer Klub, ein junger Verleger nach der Mode und eine Druckerei, alles dies wärder Wexford innerst zu einem ziemlich leidlichen Provinzial-Stadt machen . . . , wenn nur nicht die Bettler wären!

„Gatter Gott, welch' ein sämmerliches Schauspiel!" rief Mistreß Mac . . . aus, indem sie unsre ganzen Schaaren von zerlumpten, ausgehungerten, vom Elend entstellten Leuten auf unsere Pferde und unsere Kutsche eindringen sahen.

„Nadam", rief Andrews mir zu, „werfen Sie ihnen nur ein paar Pfennige herab, so werden sie sich schon bald zerstreuen."

Ein paar Pfennige. Für eine ganze Schaar von Männern, Frauen und Kindern, die vor Hunger und Elend schreien, deuten und auf hundert verschiedene Weisen klagen und jammern! Ein Unglücklicher von bedeutender Größe, mit riesenhaften breiten Schultern und einem hohlen matten Auge, hing sich an eine unserer Wagen-Laternen und drohte, indem er uns die Hand reichte, mit kläglicher leiernder Stimme: „Einen Heller, wenn's beliebt, für Johann! Es lebe der König und Dr'Connell! Es lebe Dr'Connell und der König! Einen Heller für Johann! Für den armen Johann!" — „Ach, lieber Herr, Sie sind auf ihn" rief eine weibliche Figur, die in einen blauen Mantel, aus dem die ganze Kleidung bestand, gehüllt war, „es ist ein Verräther! Man giebt nichts an Verräther! Erbarmen Sie sich mit Gott über mich! Ich bin eine unglückliche Mutter, neben Sie hier meine Kinder (sie hatte zwei fast ganz nackte Kleinen an ihrem Rücken hängen) und hier ist ihr Vater, er ist blind! Sehen Sie die Pfützchen mit rein warmem Wasser, die mir gerade die unter Gabe", rief eine andere Unglückliche, ich habe elf Kinder, Wyladies, und keinen Pfennig Brod im Hause . . . ihr Vater ist leider gestorben!" — „Geh', Marie", schrie bald eine Andere, „Du sollest Dich was schämen! Es ist eine Lügnerin, meine gnädigen Frauen, eine abscheuliche Lügnerin! Es sind Kinder, die sie sich zusammengestohlen, die sie Dir verkauft hat! Ich bin die rechte Mutter, ich bin arme Wittwe; ich habe Kummer und Hunger, sich, diese da haben Alle, wie sie da sind, breite Mieder gestrühstückt und mir haben sie nichts davon gegeben! Ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen in den Mund genommen! . . . ." Bei diesen Worten reichte sie ihre schmutzigen und zerfetzten Hände immer näher und näher an mich hin.

Diese Bettlerscharen vermehrten sich mit jedem Augenblicke; es kamen immer neue Unglückliche herbei, von der Art, wie man sie in Irland überall umherlaufen sieht, indem sie das Mitleiden der Reisenden zu erregen suchen. Andrews machte uns unter der Menge auf die Lahmen, Einarmigen und Einäugigen aufmerksam, die sich in Masse um uns her drängten. Sobald sie mich die Pfeife jenen sahen, verdoppelte sich ihr Geschrei, ihr Gejammer und das Fluchen und Schimpfen untereinander, so daß wir vor Schrecken und Angst zusammenschauderten; ja ich fürchte einen Augenblick, daß sie unseren Wagen sammt den Pferden umrennen könnten. Beide, meine Kammerjungfer, stieß ein Geschrei des Entsetzens aus und Mistreß Mac.. zitterte noch am ganzen Leibe, als

*) Bisher wohl: „Johannisnachts Traum" — wissenswürdig ist nämlich der von ersterer Zeit her etwas gefeierte Johannisabend. J. L.

Digitized by Google

ein armer Lahmer mit einem kahlköpfigen Blinden am Arme herumzog und sich auf eine gewaltsame rohe Weise auf allen Seiten Platz zu machen suchte. „Platz!“ scheie er, „Platz für den Lahmen-Tanz, der Lahmen-Tanz!....“ Hierbei ging der Blinde an, das Lied des heiligen Patrick auf einem einsaiten Flageolett zu blasen. Und, wunderbar genug! die ersten Töne des piependen Instruments brachten auf das in Lumpen gehüllte Auditorium dieselbe Wirkung hervor, wie die Leier des Orpheus in der Unterwelt bei den Schatten. Johnny, als ein neuer Intro, ergraff auf ein Mal aller seiner Klagen; die ganze Menge zertheilte sich, als die beiden Männer erschienen, und Jeder, Lahmer und Blinder schrei verstummten, indem sich Alles in einen Kreise um dieselben herumstellte. Der Lahme begann sogleich seine Sprünge nach den bizarren Akkorden des mußirenden Blinden und machte allerlei Künste, indem er auf dem einen gesunden Fuße stehend, mit erkünstelter Bedenklichkeit sich im Kreise herumdrehte, seine Krücke in die Höhe schleuderte und sie immer mit großer Geschicklichkeit wieder auffing. Die versammelte Menge, von dem Reize dieses wunderbaren Schauspiels gefesselt, schlug den Takt dazu und die in Lumpen gehüllten Kinder vergaßen ihr Elend, indem sie, die Sprünge des Meisters nachahmend, mit seltsamem Eifer das bizarrste Ballet aufführten. Die armen Unglücklichen! sie, so oft sie in der Höhe sprangen, mit allen ihren Zähnen zusammen klapperten und ihre bleichen, abgezehrten Wangen an ihren eigenen Knochen zerschlugen, und bei alle dem soh man sie noch lachen.

In einiger Entfernung, nahe an dem Eingang des Wirthshauses, in das wir einkehren wollten, stuh eine junge Frau, deren Züge uns deutlich genug verriethen, daß sie eine Gabe von uns erwarteten. Ein langer blauer Mantel, den sie über den Kopf geworfen, verbarg beinahe den obren Theil ihres schönen interessanten Gesichts. Ihre blauen Augen, in denen sich die Sanftmuth abzuspiegeln schien, hatten einen ganz besonderen Reiz, obgleich die Thränen den Glanz derselben schon verdunkelt hatten; ihr langes schönes schwarzes Haar hing auf den Seiten von den bleichen und abgezehrten Wangen herunter. Ihre ganze Gestalt erinnerte mich an jene schönen Griechischen Statuen, deren scharf ausgeprägte graziöse Formen aus einer leichten Hülle hervorblicken. In der That schien der abgenutzte Stoff, der sie umhüllte, so dicht und fest an ihren Körper an, daß wir die wohlgebildeten Schultern, die herrliche Taille und überhaupt die ganze jugendliche Grazie, die mehr das Ungluck triumphirte, genau zu erkennen im Stande waren. Die Falten ihres Mantels, den sie vorn zurückgeschlagen hatte, verhüllten ein engelsähnliches Kind, das sie an ihrer Brust hielt. Still, unbeweglich, und ohne Thränenbäche für das Lied des heiligen Patrick, das auf die übrigen Bettler einen so hinreißenden Einfluß ausübte, erschien sie als das Bild einer stillen Resignation und der Verzweiflung an jedem irdischen Glücke.

Der Tanz des Lahmen war bald zu Ende; ich warf ihm einen Schilling zu, für ihn und seinen Unglücksgefährten. Sogleich stimmte Johnny wieder seine Weddtagen und seine Jammerlieder an, und die Reihen des versammelten Hauſens schlossen sich wieder von Neuem und verperrten uns, in buchstäblichstem Sinne des Wortes, den Weg, bis wir endlich beide unsere Börsen und kleinen Münzen erschöpft hatten. Die Unglücklichen! sie gingen alle sogleich auf der Stelle nach der benachbarten Schenke, um sich in Whisky zu berauschen.

Es ist zum Erstaunen und zugleich innig zu beklagen, daß die reichere, drastische Klasse der Bewohner von Irland sich um die Lage der Armen in ihrer Mitte fast ganz und gar nicht kümmert. Mit Ausnahme des kleinen Distrikts von Bannow bis Wexford, giebt es fast keine Gegend in Irland, wo man nicht die Bettler in Ueberfluß antrafe. Und doch lassen sich die wohlhabenden Kaufleute, die Krämer und reicheren Bürger von dem traurigen Anblicke des Elends, das sie beständig vor Augen haben, nicht im geringsten rühren; sie stürzen es nur über sich bringen, auf irgend eine Luxusausgabe zu verzichten, oder sich irgend ein kleines Vergnügen zu entziehen, um dem allgemeinen Elende wenigstens einigermaßen zu steuern und abzuhelfen.

(London Journal.)

Bibliographie.

On the monumental antiquities of Great-Britain. (Großbritanienes alte Denkmale.) Von Vieram 12 Sh.

Faustus (Faust.) Ein tragikomisches Gedicht. Mit 12 Abbildungen von Cromquill. 6 Sh.

View of homoeopathy. (Ueber Homöopathie.) Von Everett.

Table-talk of the late S. T. Coleridge. (Tischgespräche des verstorbenen Coleridge.

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik von Groß-Britanien.*) Nach den Rechnungen des Herrn M. J. Marshall zu London, vertheilt sich die Bevölkerung Englands für das Jahr 1833 folgendermaßen:

Besitzer von Ackergrundstücken	1,500,000.
Arbeiter und Dienstleute bei der Landwirthschaft	4,800,000.
Vom Bergbau sich nährende Individuen	600,000.
Manufakturisten und Industrie-Arbeiter	2,400,000.
Privatpersonen und Kapitalisten	1,116,398.
Matrosen und Soldaten	831,000.
Krämer und Handelsleute	2,100,000.
Andere Klassen	3,190,000.
Summa der Bewohner	16,537,398.

Es geht hieraus hervor, daß die Anzahl der mit der Boden-Kultur sich beschäftigenden Personen mehr beträgt, als die mit Manufakturen, Industrie und dem Bergbau sich beschäftigenden Personen zusammengenommen. Ja man kann annehmen, daß an zehn Millionen sich mit dem Gedeihen und den Resultaten des Ackerbaues beschäftigen.

— China und sein Handel. Das Areal von China beträgt ungefähr 1,298,000 (Engl.) Quadrat-Meilen. Man hat die jetzt allgemein behauptet, die dessenfoen Streitkräfte dieses großen Reiches seyen seiner Bevölkerung und Ausdehnung angemessen; allein die große Mauer an der Gränze der Mongolei ist gar nicht dazu gemacht, dem Eindringen kriegerischer fremder Heere Widerstand zu leisten, und gegen Osten theilen die Küsten, Inseln und Flüsse Chinas den Einfällen der Tartaren von jenseits der Mauer unzählbare Kanälen durchschnitten, die sammtlich mit schwerfaren Flüssen in Verbindung stehen, und so ergänzen die natürlichen Vortheile in gewissem Betrachte die schlechte Industrie. Ein so ausgedehntes Land muß faß alle Arten von Klima darbieten; aber im Ganzen ist es weit kälter, als irgend ein weiter westwärts belegenes Land unter gleicher Breite. Die Produkte stehen in Mannichfaltigkeit und Mannigfaltigkeit denen in Europa nach. Reis ist der vornehmste Kultur-Artikel; der Früchte und Vegetabilien giebt es wenige, und alle sind einheimisch, weil der Chinese sich darauf setzt, von dem Auslande nichts anzunehmen. Die Manufakt ist den Chinesen fremd gebliben, so wie auch unser Vieh, obgleich man hin und wieder Versuche damit gemacht. (Al. M.)

— Jagd auf ein Rhinoceros. Ein Korrespondent des Bengal Hurkaru sagt, man habe ihm auf der Insel Edmuntone, wo er zufällig verweilte, angezeigt, ein Rhinoceros liese sich dann und wann bei Birdsteen-Point, auf der Insel Sauger, blicken. „Da ich Jäger bin“, fährt er fort, „so feuerte man mich auf, mein Glück zu versuchen. Ich traf denmächst in einem Fischerboote in einem regelrechten Angriff. Auf einem Baum, dicht an dem Teiche, wo das Rhinoceros jeden Abend zu trinken pflegte, wurde ein Gerüst errichtet, das ich um acht Uhr des Abends bestieg. Mein Gefährte war der Resident von Birdsteen-Point. Plötzlich hörten wir in dem Dickicht hinter uns ein Geräusch, als ob ein Elephant sich durchdrängte; als erschienen wir in einer Entfernung von ungefähr dreißig Ellen den Rücken eines sehr großen Thieres. Ich machte meinen Gefährten zuerst aufmerksam, und wir wurden darüber einig, daß es die erwartete dritte Person in unserem Rendezvous sey. Das Rhinoceros näherte sich langsamen Schritts und graseud. Bis es beinahe unter unserem Baume stand. Jetzt feuerten wir. Es schien etwas verwundet, rührte sich aber nicht. Der zweite Schuß (wie waren Beide mit Doppelflinten versehen) machte das Thier unruhig; es drehte sich rasch um, stieß ein sonderbares grunzendes Geschrei aus und schlug den Rückweg ein. In einer Distanz von funfzehn Ellen hatten wir den Feind mit acht Kugeln begrüßt, die er so wenig zu beachten schien, als wären es Erbsen gewesen. Schon nach zehn Minuten erschien es wieder; allein wir waren Alle wohl trobte es auf einem Umwege dem Teiche zu. Als wir seiner ansichtig wurden, feuerten wir von Neuem; da zersprang plötzlich das Gewehr meines Freundes, schlug ihm an der linken Hand zwei Finger ab und verwundete mich am Arm. Jetzt hied uns nichts übrig, als nach Hause zu gehen, was an einem Baume zu Nachte und in der Nähe eines solchen Feindes kein Spaß war. — Underthalb Monate verstrichen, bevor mein Freund seine Hand wieder gebrauchen konnte. Wir beschlossen jetzt einen neuen, aber anders geleiteten Angriff. Die Artillerie der Station (zwei Sechspfündner) wurde dem Rhinoceros in den Weg gestellt. Wir hatten eine schöne Mondnacht, und nahmen unsere Posten an dem Teiche ein. Wir bemerkten die ganze Nacht vergebens, und das Rhinoceros wollte nicht kommen. Eine zweite Nacht verging eben so langweilig; aber in der dritten lirk unser alter Freund nicht auf sich warten. Ich stellte mich gleich an die Kanone; allein das Thier sah meine Bewegungen und verschwand. Nach einer Stunde kam es wieder, und ich erhob den Arm, als es auf mich losstürzte. Die Kanone kam ihm auf halbem Wege entgegen, und ich erkletterte mit eilig meinen Baum, weil es mir ein unbrimlicher Gedanke war, dem fürchterlichen Horn des Ungeheuers so nahe zu stehen. Ein entsetzliches Grunzen verkündigte unseren Sieg. Des nächsten Morgens fanden wir, daß der Feind wohl sinnlig Eilen weit gelaufen und dann mit niedergefallen war. Die todtbringende Kugel hatte sein linkes Auge durchbohrt. Das Thier maß in der Länge 12dil Fuß (ohne den Schwanz), und seine Höhe betrug sieben Fuß. Bei der Section fanden wir eine der bleiernen Kugeln von unserem ersten Angriff in seinem Magen. Das Fleisch wurde von der ausgedungenen Mannschaft eines Birmanischen Schiffes mit großem Appetit verzehrt.

— Geographische Kenntnisse der Perser. In der Universal-Geschichte der Perser Raschid Eddin (angefangen 1314) liest man folgende Stelle: „Irland (Irland) ist eine Insel mitten im Ocean. Sie hat einen so fruchtbaren Boden, daß es der Natten noch gutes Gewürm giebt. Die Bewohner erreichen ein hohes Alter; sie sind rothhaarig, groß, stark und tapfer. Auf dieser Insel giebt es eine Quelle, die in hineingeworfenes Eisen binnen einer Woche in Stein verwandelt. Neben Irland liegt eine größere Insel, Namens Inglitara (England). Auf derselben befindet sich ein Berg mit zahlreichen Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisen-Gruben. Fruchtbäume giebt es in Ueberfluß. In den Wäldern dieser Länder giebt ein Baum, welcher Vögel erzeugt. Dies geschieht in folgender Art: In der Blüthezeit sieht man eine Art von Säckchen an dem Baume, und in diesen Säckchen steckt der Vogel mit dem Schnabel. In die Frucht reif, so pickt der Vogel selbst sie auf und kommt heraus. Man stützet ihn zwei Jahre, binnen welcher Zeit er die Größe einer Gans oder Ente erreicht. Er ist die gewöhnliche Speise der Bewohner jenes Landes. Auf beiden Inseln giebt es Schafe, aus deren Wolle man Flor und Scharlachtücher bereitet. Der König beider Inseln heißt Schottland!“

*) Ohne Irland.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Montag den 12. Januar 1835.

Frankreich.

Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française.*)

(Am 13. Dezember 1834.)

Meine Herren! Indem ich in diesen Kreis eintrete, werden die schönsten Erinnerungen unseres Vaterlandes in mir wach. Hier hatten noch einander Corneille, Bossuet, Voltaire, Montesquieu ihren Sitz, unsterbliche Geister, die stets den Ruhm unserer Nation ausmachten werden. Hier saßen noch unlängst Laplace und Cuvier. Tief müssen wir uns beugen vor diesen berühmten Männern; aber wie weit auch unser Abstand von ihnen sein möge, so würde es doch eine Unempfindlichkeit gegen Alles, was groß ist, bekunden, wollte man sich der Rührung entschlagen beim Eintritt in ihre ruhmvolle Genossenschaft. Selten freilich kommen solche hinzu, in denen sich die Herrlichkeit jener versammelten Könnte; aber für die Dauer ihres Ruhmes sind wir Andere doch wenigstens tüchtig, bis ein neuer Genius erscheint und neuer Glanz und neue Herrlichkeit mit ihm.

Die Französische Akademie ist nicht nur das Heiligthum der schönsten vaterländischen Erinnerungen; sie ist eine in ehrem Sinne nützliche Institution, welche das alte Königthum gegründet und für deren Förderung und Erweiterung die Französische Revolution Sorge getragen hat. Es liegt diese Institution den ausgezeichnetsten Schriftstellern des Landes das Amt und die Pflicht auf, den Fortschritt der Sprache zu regeln, den Sinn derselben festzustellen, nicht nach der Beliebigkeit des Einzelnen, sondern nach der allgemeinen Uebereinstimmung, und hat so in unserer Mitte eine Autorität erschaffen, welche die Einheit der, Sprache aufrecht erhält, wie in anderen Beziehungen regelnde Autoritäten die Einheit der Justiz, der Verwaltung, der Regierung aufrecht erhalten. So trägt die Französische Akademie ihres Theils zur Bewahrung und Erhaltung jener schönen Französischen Einheit bei, die den wesentlichen Charakter und besonderen Ruhm unserer Nation ausmacht. Wenn der Zweck der menschlichen Gesellschaft in Wahrheit ist, die Millionen von Menschen zu einer gemeinsamen Vereinigung zu führen, sie dahin zu bringen, daß sie denken, reden, handeln, wie ein einziges Individuum, das heißt, mit der Präcision der Einheit und zugleich mit der ganzen Macht und Gewaltigkeit der Masse, welch' ein größeres, glanzvolleres Schauspiel könnte es geben, als ein Volk von zweiundvierzig Millionen Menschen, die einem Gesetze gehorchen, eine Sprache reden, fast immer in gleichen Momente von den nämlichen Gedanken ergriffen, von demselben Willen beseelt sind, und alle zusammen in gleichem Schritte zum gleichen Ziele streben! Ein solches Volk ist ohne Zweifel furchtbar durch die Sicherheit und Energie seiner Beschlüsse; die Klugheit ist ihm nothwendiger, als irgend einem anderen; aber gerleitet durch die Weisheit, ist seine Macht, zum Wohle seiner selbst und der Welt, unermeßlich und unwiderstehlich! Was mich betrifft, meine Herren, so bin ich stolz auf mein Vaterland wegen dieser großartigen Einheit; ich ehre sie, wo sie entgegentritt; ich betrachte alle Institutionen, die ihre Aufrechterhaltung bezwecken, als heilig; und ich empfinde auf's lebhafteste die Ehre, in diesen edlen Kreis der Akademie berufen worden zu sein, den Centralpunkt der ausgezeichnetsten Geister unserer Nation, den Mittelpunkt der Einheit für unsere Sprache.

Sobald ich's vermochte, vor Ihr Urtheil hinzutreten, habe ich es gethan. Zehn Jahre meines Lebens hab' ich dazu gewandt, die Geschichte unserer gewaltigen Revolution zu schreiben; ich habe sie ohne Haß geschrieben, ohne Leidenschaft, mit reger Liebe für die Größe meines Vaterlandes, und als diese Revolution triumphirt hatte in dem, was sie Gutes und Rechtes und Ehrenwerthes in sich trug, bin ich erschienen und habe zu Ihren Füßen das Gemälde niedergelegt, welches ich von ihren langen wechselnden Schicksalen zu entwerfen versucht hatte. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie es angenommen, daß Sie es erklärt, es dürfe den Freunden der Ordnung, der Menschheit, Frankreich's willkommen sein; ich habe Ihnen ganz besonders meinen Dank dafür zu sagen, daß Sie, Männer des Friedens, die glücklicherweise den Verwirrungen, die uns in Bewegung setzen, wirksamstens fern stehen, mitten aus dem Getümmel der Parteien einen Schüler der Wissenschaften unterschieden und erkannt haben, der ihrem Kultus auf eine Zeitlang entrissen worden, daß Sie ihn belohnt haben durch Ihren Beifall für eine arbeitsvolle Jugend und vielleicht auch für einzelne Kämpfe, denen er sich für die Sache der Vernunft und der wahren Freiheit unterziehen gewußt. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich in diesen Kreis des freien ruhigen Gedankens einzuführen gewürdigt. Sobald strenge Pflichten mir vergönnen, darin zu verweilen, oder das Schicksal das Joch auf andere Häupter legen will, welches auf dem wenigen lastet, werde ich mein Glück darin finden, so oft als möglich die Gemeinschaft solcher Genossen aufzusuchen, die gerecht und wohlwollend und erleuchtet sind.

Wenn es mir auf diese Art zur süßen Freude gereicht, an Ihrer Seite in dieses Heiligthum der Gesinnschaften aufgenommen zu werden, so ist es mir ebenfalls eine süße Pflicht, daß ich einen Vorgänger vor Ihnen zu loben habe, einen Mann von Geist und Rechtschaft, einen echten wahrhaften Literaten, den unsere mächtige Revolution einen Moment lang ergreifen und mitten in die Wogt des Sturmes hineinschleudern durfte, dann aber ihn sei lieb, frei und unta tbehalt ihn hintrug zu einer ruhigen Freistatt, wo er dreißig Jahre lang die Jugend nützlich belehrte.

Herr Andrieux*) wurde zu Strasburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Schooße einer einfachen und anständigen Familie geboren, die ihn für den Advokatenstand bestimmte. Nach Paris geschickt, um dort Jurispendenz zu studiren, that er dies mit Fleiß und Emsigkeit, trate aber zugleich eine lebhafte und tiefe Neigung in sich, die für die schönen Wissenschaften, und fand in ihnen oft einen Trost gegen die Trockenheit seiner Studien. Er lebte einsam und zurückgezogen von der Welt, in geselligem Kreise mit einigen jungen Männern, die geistreich, liebenswürdig und arm, wie er, von ihren Aeltern für eine solide nützliche Carriere bestimmt waren und einer glänzenden und ruhmvollen Laufbahn träumerisch nachhingen, wie er. Unter ihnen befand sich der gute Colin d'Harleville, der in Paris die Rechts-Wissenschaft lernen sollte und statt dessen die großen Meisterwerke seiner alten Theaterstücke schrieb. Auch Picard gehörte zu diesem Kreise, ein Jüngling frei und offen, voll Feuer und Leben. Sie standen in einem engen Freundschafts-Verhältniß und ihr Gedanke war, eine Revolution der komischen Bühne herbeizuführen. Mahre zu jener Zeit der philosophischen Ideen einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen und die gesellschaftlichen, religiösen und politischen Institutionen einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, so lagen die Künste darniedet und waren mit den Sitten der Jahrhunderts gesunken. So erging sich das Lustspiel nur in den Charakteren einer müßiggängerischen widerwärtig verfeinerten Gesellschaftswelt, redete eine falsche steife unnatürliche Sprache. Seltsam genug! Nie war man weiter ab von der Natur gewesen, als damals, wo man sie mit Begeisterung redete und priese. Fern von dieser Welt, die die Literatur zur völligen Fadheit herabgebracht, gaben sich Colin d'Harleville, Picard und Andrieux das Wort, dem Lustspiel eine einfachere, wahrere, würdigere und schicklichere Sprache wiederzugeben, und dies gelang ihnen, Jahre nach seinem unglücklichen Genius.

Colin d'Harleville, auf dem Lande in einer ganz einfachen Familie erzogen, stellte in seinem Optimisten und den Lustschlössern jene liebenswürdigen, freundlichen, anmuthigen Charaktere auf, die er immer um sich gesehen und lieben gelernt. Picard, von dem neuen Schauspiel unserer Revolution ergriffen, brachte die bizarre Umwälzung der Geister, Sitten und Verhältnisse auf die Bühne. Andrieux, der in der Mitte der Schuljugend lebte, als er sein berühmtes Lustspiel, die „Etourdis" schrieb, entlehnte ihr diese Schilderung von Jünglingen, die eben der wachsamen Obhut ihrer Familien entlassen sind, und sich den Genuß ihrer Freiheit mit der Lebhaftigkeit des jugendlichen Alters hingeben. Gegenwärtig ist diese Schilderung ohne Zweifel ein wenig veraltet, denn die „Etourdis" aus Andrieux's Zeit gleichen nicht mehr den unseren; obgleich sie zwanzig Jahr alt sind wie unsere, würden sie doch nicht wagen, sich über die beste Regierungsform, die ihrem Vaterlande zu geben sey, auszulassen; sie sind lebhaft, geistreich, zerstreut und Verirrungen und Thorheiten hingegeben, die ein Vater adeln muß und am Ende verzeihen kann. Dies Gemälde von Andrieux ist anziehend und unterhaltend. Seine leichte, reine, scharfe Dichtung erinnert in gewissem Sinne an Voltaire. Dies Lustspiel ist unstreitig die beste dramatische Arbeit Andrieux's, weil er sie unmittelbar nach klassischen Muster verfaßt hat. So gelingt einem Autor immer sein Meisterwerk, so ist es Sage ein neugeborener Perlmann, Piron die Versucht, Picard seine Marionette gelungen. Sie stellten dar, was sie vor Augen sahen. Was man geschaut hat, das kann man besser schildern, so kommt Wahrheit in das Bild, und man malt es auch mit größerer Neigung, und hierdurch kommt in den

*) Die Deutschen politischen Blätter, und namentlich auch die Preußische Staats-Zeitung vom 22. Dezember, haben zwar bereits Auszüchlüsse aus dieser Rede mitgetheilt, doch verdient es ein solches in weiterer Beziehungen interessantes Aktenstück wohl, von dem Deutschen Publikum vollständig gekannt zu werden.

*) Vgl. Nr. 89 des „Magazins" v. Jahre 1833, wo sich bereits eine kurzen Skizze dieses Gelehrten findet.

Digitized by Google

Stil Frische und Feuer. Nicht anders hat Audrieux seine „Etourdis“ gedichtet.

Zugleich ward ihm ein ausgezeichneter literarischer Ruf zu Theil. Mit Geist, Reinheit und Eleganz zu schreiben, war auch damals nichts Gewöhnliches. Herr Colin d'Harleville hatte den Advokatenstand verlassen, aber Audrieux, der eine Familie zu erhalten hatte, und sich stets über die Masken gewissenhaft zeigte in Erfüllung seiner Pflichten, hatte seinem Beispiele nicht folgen können. Er blieb mit Entsagung in seinem Amte, bis ihm die Revolution seinen Stand nahm, und ihn später zwang, eine Zeitlang in Maintenon zu suchen, dem liebsten Zufluchtsort, wo Colin d'Harleville geboren, wohin er zurückgekehrt war, wo er von der ganzen Nachbarschaft angebetet lebte, den Kindern seiner Jugenden und seiner Familie zu ärndten, und mitten unter dem allgemeinen Schrecken der vollkommensten Sicherheit genoß.

Audrieux, mit seinem Freunde wieder vereinigt, fand nun in den Wissenschaften all' die Lieblichkeiten und den Trost, die der verbannte Cicero vor zweitausend Jahren so hoch gerühmt, die immer diejenigen diesseits in alter Zeitaltern, und die in der Bestürzung beständig in Verzweifelschaft hält für hohe Geister, die das Glück unherterdt und verfolgt. Anderseg kehrte nach Paris zurück, als die friedlichen Menschen alle zurückkamen, fand hier eine nützliche Anstellung, wurde Mitglied des Instituts, bald darauf Richter beim Cassationshofe, dann Deputirter in der Versammlung der Fünfhundert, und endlich Mitglied jener sogenannten gesetzgebenden Körperschaft, die in der langen Geschichte unserer Constitutionen den Namen des Tribunats erhalten hat. Zu allen diesen verschiedenen Stellungen und Lagen opferte Audrieux, sich selber am strengsten, sie seine Pflichten seinen persönlichen Neigungen auf. Als geschickter wohlerfahrener Jurist dem Cassations-Gericht, als eifriger Deputirter unter den Fünfhundert, und endlich in einer Stellung, wo er ihm zugehören werden vom Geschicke. Unter den Fünfhundert war er auf der Seite des Directoriums, und suchte es zu halten, weil er in dieser Regierung noch die Sache der Revolution sah. Aber er glaubte diese nicht mehr im ersten Konsul zu erkennen, und widerstand ihm daher im Schoße des Tribunats.

Man war zu jener Zeit Feinde wegen einig über den wahrhaften Sinn und die Bedeutung der Französischen Revolution. Für Viele war sie nur eine scharfe Lehre; Anderen bedeutete sie gar Nichts, und alle Meinungen von 1789 galten ihnen seitdem für wahr, auch nach dieser Begebenheit. In den Augen dieser Letzteren war die Konsulat-Regierung Restbar. Herr Audrieux gelangte in dieser Zeit nicht wenig von der Revolution gelitten, und war also wenigst gegen sie eingenommen, als Andrer. Mit einem ruhigen Geiste, sein und klug und keinesweges leicht enthusiastischer Natur, war er den Verführungen des ersten Konsuls minder ausgesetzt, den er mit Masen bewunderte und nie zu lieben vermochte. Er ward nicht die oberste Professorsstelle mit Eudemie, Gisbert, Gingueno, alles getreue Forscher des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts, die wie Voltaire dachten, in einer Zeit, wo Voltaire vielleicht anders gedacht hätte, und die wie er schrieben, wenn nicht mit seinem Genie, doch wenigstens mit seiner Eleganz. In solcher Gesellschaft lebend, wo man die Energie der konstatirenden Lehre gering, als eine Unterdrückung, wo man das Kunstwerk für eine Rückkehr zu den alten abgelegten Vorurtheilen und den Code civil für eine Convulsion von alten Gesetzen ansah, zeigte Audrieux einen anständig bescheidenen, aber festen Widerstand.

Diesen Philosophen aus der Schule des achtzehnten Jahrhunderts, die wenigstens das Verdienst hatten, sich nicht nach nachzuahmen, standen Andere gegenüber, die sehr verschieden dachten, und unter diesen befand sich einer mit Ruhm bedeckt, dem die Feder und das Wort nicht minder als der Degen zu Gebote standen, alle Mittel auf ein Mal und der feste Wille, sie zu brauchen. Dies war der jugendliche strahlende Sieger von Marengo. Er trat mit der vollen Autorität, den nunmehrigen Ruhmes versehen auf, mehr Neuerer, mehr Philosoph, mehr Revolutionnair zu sein, als seine Widersacher und Bertreuder. Denn sämmtlich, nichts war eine größere Neuerung, als das Gebäude eines Staats, einer Gesellschaft aufzuführen in einem Lande, wo nur Trümmer vorhanden waren; nichts philosophischer, als der Wille, ihren alten Glauben wiederzugeben; nichts revolutionairer im wahrhaftesten Sinne, als das große Prinzip der bürgerlichen Gleichheit in Gesetzen niederzulegen und durch Siege auszubreiten und zu begründen.

Vor Ihnen, meine Herren, kann man dieser Ansprüche erwähnen; sie zu beurtheilen, würde hier nicht der Ort sein.

Das Tribunat war die letzte Zuflucht, die der Opposition übrig blieb. Das Wort hatte so viel Verwirrung und Unheil angerichtet, daß man zeglaubt, sich gegen dasselbe sicher stellen zu müssen, und es auf der Berathung ausgeschlossen hatte. Unter der konsularischen Verfassung berathschlagte ein gesetzgebender Körper, ohne zu sprechen, und ihm zur Seite sprach eine andere Körperschaft, das Tribunat, ohne zu berathschlagen. Eine seltsame Combination, die sich als sehr verderblich erwies. Dies Tribunat, welches gegründet war, um zu sprechen, sprach nun auch wirklich; es bekämpfte alle Maßregeln des ersten Konsuls, wies den Code civil zurück, sagte schlechten und schon, aber sagte doch am Ende, was außer der Versammlung tausend Journale mit leidenschaftlicher Heftigkeit wiederholten. Die Regierung, von einem strafbaren Zorne hingerissen, brach diesen Widerstand, erstickte das Tribunat und ließ ein tiefes Stillschweigen auf diese letzten Bewegungen folgen.

Heutzutage, meine Herren, existirt nichts Aehnliches mehr; es findet keine Trennung mehr statt zwischen berathschlagenden und diskutirenden Körperschaften; zwei Tribunen widerhallen eine Autorität, und die Presse erhebt laut ihre hundert Stimmen. Sich selber überlassen, geht das Alles seinen Gang. Eine friedliche Regierung erträgt und duldet, was eine vom Siegesglanz verherrlichte Regierung nicht dulden kann. Warum? meine Herren! Weil die Freiheit, die sich gegenwärtig nach einer friedlichen Revolution als möglich darbietet, damals nach einer blutigen Revolution noch möglich war.

Die Menschen jener Zeit hatten sich furchtbare schreckenvolle Wahrheiten zu sagen; die Einen hatten das Blut der Anderen vergossen; sie hatten sich gegenseitig beraubt und geplündert; ein Theil hatte die Waffen gegen das Vaterland getragen. Sie konnten nicht einander gegenüberstehen mit der Erlaubniß, zu schreiben und zu sprechen, ohne sich die bittersten Vorwürfe zu machen. Die Freiheit wäre für sie nur ein gegenseitiger Austausch der gräßlichsten Beschuldigungen gewesen.

Meine Herren, es giebt Zeiten, wo man Alles ungestraft aussprechen kann, wo man ohne Gefahr die Männer des Staates beschuldigen kann, die Besitzgen unterdrückt, das Vaterland verraten, die Ehre verlassen und verletzt zu haben — wo man dies Alles sagen kann, dann nämlich, wenn Jene nichts dergleichen getban, wenn sie weder die Besiegten unterdrückt, noch ihr Vaterland verrathen, noch die Ehre verletzt haben; dann kann man dies Alles ohne Gefahr sagen, weil es nicht so ist; dann kann die allgemeine Freiheit eine Heerde bisweilen betrügen und kränken, vermag aber nicht, die Gesellschaft und den Staat umzustürzen. Aber im Jahre 1800 gab es unglücklicherweise Leute, die zu Andren sagen konnten: „Ihr habt meinen Vater oder meinen Sohn geschlachtet; besitzt meine Güter, mein Vermögen; kämpften in den Reihen der Fremden!“ Napoleon wollte dies verhindern, wollte all' diesem Greuel ein Ende machen. Er gab dem Haß die Zerstreuungen des Krieges; verwirrteite die wilden Leidenschaften zum Stillschweigen, so lange sie noch nicht Ruhe gefunden hatten. Im Innern hat sich ein neues, starkes, gebietgenes, schuldloses Frankreich gebildet; ein Frankreich, welches sich nichts dergleichen mehr sagen kann, in welchem die Freiheit möglich geworden ist, weil wir, Söhne der gezwungärtigen Zeit, uns wohl Irrthümer, nicht aber Verbrechen vorzuwerfen haben.“

Als Audrieux aus dem Tribunat trat, widerfuhr ihm ein Mangel und Noth sein Loos geworden sein, hätten ihn nicht die Wissenschaften, die er liebte, seine Liebe bald bezahlt. Er schrieb mehrere Stücke für das Theater, die zwar minderen Erfolg hatten, als die Etourdis, aber seinen Ruf als ausgezeichneten Schriftsteller befestigten. Hauptsächlich verfaßte er Erzählungen, die noch gegenwärtig im frischen Andenken aller derer leben, die die echte gesunde Literatur zu schätzen wissen — Erzählungen, die stets als Muster von Anmuth und trefflicher Sprache dastehen werden. Der Bruder des ersten Konsuls, der dasgroße Vermögen, das ihm so unermartet zugefallen, auf eine würdige Weise zu verwenden sucht, schenkte Herrn Audrieux eine ansehnliche und dauernde Existenz, indem er ihn zum Rentier ernannte. Bald sagte die Verfassung zu dieser Wohlthat eine zweite hinzu. Herr Audrieux fand, wonach seine Neigung und die Natur seines Geistes lange getrachtet, eine Lehrstelle. Er erhielt den Lehrstuhl für Literatur in der polytechnischen Schule, und später den im Collège de France. Als Professor dieses Professorat begann, war er vierzig Jahr alt. Er hatte eine lange Revolution durchgemacht, um sich über sie stets zu erheben. Zälle seiner Erinnerungen ein friedliches Leben nahe und gegenwärtig gehlieben. Seine Neigungen waren mäßig, seine Phantasie lieblich und fröhlich, sein Geist fein, lichtvoll, ohne alle Schiefheiten, vollkommen redlich, und sein Herz eben so gerade und rechtschaffen wie sein Geist. Wenn er auch seine Werke mit einem Rangel durchgearbeitet, so hatte er sich doch wenigstens hinlänglich in den verschiedenen Gattungen der Literatur versucht, um über alle Geheimnisse der Kunst mitsprechen zu können: endlich fand ihn' ein Talent anmuthige Erzählung zu Gebote, was den Voltaire'd beinahe gleich kommt. Mit einem solchen Leben, solchen Fähigkeiten, einem ungemeinen Wohlwollen für die Jugend, verband er, man kann es sagen, fast alle Eigenschaften eines vollendeten Kritikers.

Gegenwärtig, meine Herren, sind in diesem Auditorium, das mich umgiebt, die wie in alten Kreisen der Gesellschaft, noch Zeugen vorhanden, die Herr Audrieux's erinnern, als er im Collège de France Literatur vortrug. Ohne ein geschriebenes Wort in der Tasche zu haben, nur mit seinem Gedächtnisse, mit seinem ausgebreiteten, immer gegenwärtigen Wissen, mit den Erinnerungen eines langen Lebens ausgerüstet, bestieg er das Katheder, das immer von einer zahlreichen Zuhörerschaft umgeben war. So wie er begann, rief die tiefste Stille ein. Seine schwache leidne Stimme, die aber klar und verständlich wurde, wenn Alles still war, belebte und befeuerte sich von Wort zu Wort, nahm einen reinen, gesunden, durchdringenden Ton an. Und so ergang er sich nun abwechselnd in der verständigsten Kritik, bald in der reinsten Moral, verband Beides, wußte bisweilen interessant schlagende Anekdoten zu erzählen aus Schriftstellern ein, die selten in Audrieum auf diese Weise und eis es mit sich fort durch allen Unterricht, der weniger eine Lehrstunde war, als vielmehr eine Conversation voller Geist und Anmuth. Fast immer beschloß er seine Vorlesung damit, daß er etwas vorlas; denn man hörte ihn ungewein gern vorlesen — er that dies mit ausgesuchter Kunst — Verse oder Prosa unserer großen Schriftsteller. Jedermann verließ entzückt den Hörsaal dieses liebenswürdigen Professors, der der Jugend den besten Unterricht gab, den man ihr geben kann, den eines erblichen, aufgeklärten, geistreichen, durch das Leben geprüften Mannes, der seine Ideen, seine Erinnerungen auslegte und entfaltete und seine Seele, die so trefflich geeignet war, um sie ganz zu zeigen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Histoire administrative des communes. — Von Baron Dupin. 5 Fr.

Introduction générale à l'histoire du Droit. — Von E. Lerminier. 8 Fr.

Lois de la presse en 1834, ou législation actuelle sur l'imprimerie et la librairie, et sur les delits et contraventions commis par toutes les voies de publication. — Von Parant. 7 Fr.

Les conchini. — Roman aus dem 17ten Jahrhundert von J. Briffet. 2 Bde.

Deux originaux. — Roman von Madame B. Monkerne. 7½ Fr.

Digitized by Google

Elya de Kault, ou la cour des papes au XIVe siècle. — Von H. Arnaud. 2 Bde. 12 Fr.
Exil et patrie — Von Achille du Clésieux. 7½ Fr.
La Napolitaine, ou la couronne de la vierge. — Von Roland Bouchery. 7½ Fr.

Rußland.

Besuch bei einem Landedelmanne vom alten Schlage.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Ruſſiſchen Roman.)

Ich machte mit Maloff einen Beſuch bei ſeinem Nachbarn, Alexey Iwanowitſch Schchlimsky. Ein rundes, weites Antlitz, eine nichtsſagende Phyſiognomie, dünne in einander gewirrte Haare, ein fettiger, ſchmutziger Ueberrock, ein Paar ordinairer Stiefel — das war der Hausherr. Eine feiſte menſchliche Geſtalt, deren Formen alle in einander floſſen; ein verdrießliches, mißvergnügtes Geſicht und ein Paar derbe Füße — das war die Hausfrau. Dafür man mir die Augen verbunden und mich auf die, mit einem Wetterdache verſehene Haustreppe geführt und zu mir geſagt: mit in's Haus und rathe, in welche Zimmer Du kommſt! ſo würde ich, immer vorwärts ſchreitend, unfehlbar geſagt haben: „3 Schritt, das Vorzimmer, 8, das Speiſezimmer, 7, das Geſellſchaftszimmer, 6, das Schlafzimmer, 6, das Mädchenzimmer; der Kleiderſchrank der ihn's Speiſezimmer ſtößt rund herum; ein Ankleidezimmer. Dann links das Buffet und aus dem Speiſezimmer noch eine Thür, — in's Kabinet." — Dieſe Eintheilung haben faſt alle Häuſer der Landleute mit einander gemein; ſelten erlaubt man ſich eine Abweichung, auch haben die Architekten dergleichen Häuſer, nur nach verſchiedenen Maßſtäben, zu Dutzenden vorräthig. Bisweilen nur läßt der Beſitzer die Scheidewände verſetzen, ein Fenſter eingehen, um eine gerade Zahl zu bilden, oder das Dach noch ein Mal ſo hoch machen, aus Oekonomie, d. h. damit der Regen beſſer ablaufe und der Schnee nicht ſo lange liegen bleibe.

Schchlimsky's Haus, obgleich ſchon ziemlich lange bewohnt, ſtand noch immer unbekleidet da. Der Beſitzer meinte, es hätte ſich noch nicht genug geſetzt, und ſo war ein Jahr nach dem andern vergangen. In Folge deſſen erinnerte die Farbe der Wände an eine Oelmalſie und zwiſchen den, übrigens plattbodenen Balken, aus denen das Haus wie gewöhnlich gezimmert war, guckte der zum Verſtopfen der Fugen gebrauchte Werg hervor. An der Einrichtung der Geſellſchaftszimmer hingen die Bildniſſe des Hausherrn und ſeiner Gattin, von der Hand eines ländlichen Farben-Künſtlers gemalt. An einer Seitenwand zog man in einem feinen ſchwarzen Rahmen das Aquarellbild eines der Söhne des Hauſes, von einem, mit ihm befreundeten Kantonniſten-Unteroffizier verfertigt. Gegenüber hingen, ein Kreuz bildend, Anſichten von Moskau. Dieſes waren die einzigen Wände in ganzen Hauſe. Lebhaftfühle und Sopha waren von rothem Holz mit buntem Kattun überzogen, auf welchem, wie auf Porzellan-Taſſen, nur noch größerem Maßſtabe, die Bildniſſe berühmter Männer mit den dreieckigenen Mützen abgedruckt waren. Der Lehnſtuhl, auf dem die Frau vom Hauſe gewöhnlich zu ſitzen pflegte, hatte das ausgeſtreckte Geſicht Napoleon's.

Das einfache Speiſezimmer war mit ſchwerfälligen Stühlen umſtellt; indeſſen belebten zwei Wand-Uhren dieſe Steppen-Oede. Bei einer dieſer Uhren ſah man beſtändig eine Schildwache von einem Schilderhauſe zum anderen hin und her gehen; aus der zweiten ſprang bei dem erſten Stundenſchlage ein Kuckuk heraus und ſchrie auf vollem Halſe. Das Schlafzimmer war beinahe ganz ausgefüllt von einem großen zweiſchläfrigen Bett mit durch einen metallenen Ring gezogenen Vorhängen und einem Sopha mit Kiſſen, ausgeſtopft mit Pflaum-Federn und überzogen mit ſtrohgelb und weiß gewürfelter Leinwand. Im Kabinet befand ſich ein blauer Tiſch mit einem darauf gemalten Schachbrett, ein ſchwarz-lackirtes Schreib-Pult, ein türkiſches Gestell und ein niedriger, aber ſehr geräumiger Schrank mit aufzuklappendem Schreibpult und 32 kleinen Glasſchreibchen, aus denen eine Sammlung der Moskau'ſchen Zeitungen, vom Jahre 1800 an, hervorblickte, in welchen Herr Schchlimsky nur die Belanntmachungen über zu verkaufende Güter las. Ein Freund der Buchdruckerkunſt, litt er nur noch in ſeinem Hauſe den Meiner'ſchen Kalender und noch einen anderen gewöhnlichen Kalender, die im Schlafzimmer lag der, vom Schuhputzen des Hauſes immer brennenden Lampe ihren ewigen Platz hatten; andere Bücher waren nicht vorhanden. Das Vorzimmer, das Mädchenzimmer mit ſeinen Schemeln und Bänken und das Buffet mit allem Tiſchgeräth, konnte man kreiſt eine Sammlung aller möglichen erſinnlichen Oefe nennen. Herr Schchlimsky beſitzt 1000 Seelen und bezieht ein ſehr gutes Einkommen. Wir langeten um 12 Uhr Mittags bei ihm an und fanden einige benachbarte Edelleute mit ihren Frauen und Töchtern bei ihm vor.

Schwor ward es, durch das Speiſezimmer zwiſchen der gedeckten Tafel und den Wänden durchzukommen. Im Geſellſchaftszimmer ſtand vor dem Sopha ein großer runder Tiſch, bedeckt mit einem Jaroslaf'ſchen blauen, an den vier Ecken mit Bären verzierten Tiſchtuch, und auf demſelben ein ſehr reichliches Frühſtück. Aus dem Mittelpunkt eines grün lackirten Präſentir-Brettes erhob ſich ein viereckiger bronzener Kaffeekandelaber, über welchen ein Adler oder eine Taube feine Flügel ausbreitete; 3 Karaffen, denen zur Seite ſich Gläſer befanden, umblühten einen Gewürzneltern-, Zitronen-, Kräuter- und feinen abgezogenen Korn-Branntwein; in der ſechſten ſchien Oel zu ſeyn.

Was ſtand aber nicht noch Alles um den Fleiſchenbalter herum! Holländiſche Häringe, geräucher Kabiat, Karawatſche Rennaugen, Rigaer Sprottinge, Lombardiſcher Parmeſanſäße u. ſ. w. Wenigſtens waren alle dieſe ſchönen Dinge unter dieſen Benennungen gelegentlich bei den von Gut zu Gut unabgerichtenden Krämern gekauft worden. Außerdem prangte noch auf dem Tiſche ein großer Krebs von Porzellan, auf welchen mit gekreuzten Armen und Beinen ein Amor ſaß, als wohlgefälliger Bitterdoſe.

„Ich bitte ganz ergebenſt, treten Sie näher!" erſcholl die Stimme des Hausherrn, als wir die Schwelle des Zimmers überſchritten hatten. „Ich bin ſehr erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen! Wie heißen Sie?"

„Alexey Pawlowitſch."

„Ich empfehle Ihnen meine Frau, und bitte, ſie zu lieben und ihr gewogen zu ſeyn! Haben Sie die Gnade, welche Gattung von Branntwein iſt Ihnen gefällig?"

„Ich danke für Alles, Alexey Iwanowitſch."

„So eſſen Sie, was Gott beſcheert hat."

„Ich frühſtücke nie."

„Und ich bin gewohnt, um 12 Uhr zu Mittag zu eſſen, daher bin ich hungrig."

„Es iſt übrigens für Landbewohner die wahre Zeit, Alexey Iwanowitſch. Wahrſcheinlich ſtehen Sie früh auf und beſchäftigen ſich mit Ihrer Wirthſchaft?"

„Ja, ja, was wahr iſt, iſt wahr. Sehen Sie ſich, Alexey Pawlowitſch, ohne Umſtände!"

Ich ſetzte mich neben die Hausfrau, und erkundigte mich nach ihren Kindern, nach ihrem Garten. Sie ſah mir vorbei durch das Fenſter und beantwortete Alles gähnend. Zwei Nebensarten, die ſie faſt beſtändig im Munde führte, fielen mir am meiſten auf, nämlich: ſagen Sie ſelbſt und: Sie wollten gewiß ſagen.

Inzwiſchen hatte ſich unter den Männern ein allgemeines Geſpräch über Landwirthſchaft angeſponnen. Die Damen unterhielten ſich entweder leiſe mit einander, oder ſchwiegen.

Nicht lange dauerte es, ſo öffnete ein Diener die Thüre des Speiſezimmers, nahm das grüne Präſentir-Brett vom runden Tiſch und ſetzte es, nachdem er es umhergetrieben, wieder auf die alte Stelle hin. Der Hausherr bat der Gattin des angekommenen Beſuchen den Arm und dann folgten ihm die übrigen Gäſte paarweiſe zur Mittags-Tafel. Man ließ ſich nieder: die vorbeiratheten Frauen im Norden, die Männer im Süden und die jungen Mädchen unter der Mittagslinie.

Die Männer ſprachen von Regiments-Muſik und vom Militair.

„Sauerne!" ſchrie ein mit einer Flaſche Wein umhergehender Diener jedem Gaſte zu. Der Hausherr remarquirte nichts, jedem Eingeladenen zum Trinken zu nöthigen.

Die Taferaſeit der Ruſſiſchen Truppen ward jetzt der Gegenſtand der Unterhaltung.

„Ehawwaguse!" erönte abermals die Stentorſtimme des Dieners. Dieſes Mal galt der Ausruf einem Offizier mit Kartoffel-Kuchelbarte. Er nahm den ihm dargereichten Pokal, leerte ihn, indem er dabei einem ihm gegenüber ſitzenden jungen Mädchen freundlich zunickte, ließ ſich ihn noch ein Mal füllen und ſtellte ihn neben ſich.

„Erlauben Sie die Frage, Kleopatra Jeſimowna (ſo hieß die Frau vom Hauſe), haben ſich bei Ihnen ſchon Pörchen gezeigt?" fragte einer der Gäſte.

Alle lachten laut auf, außer Maloff und zwei Damen.

„Sagen Sie ſelbſt", erwiderte die Befragte, „wann giebt es wohl Pörchen in der heißen trockenen Zeit?"

Neues Gelächter. Das Geſpräch ging wieder auf landwirthſchaftliche Gegenſtände über, bis der Diener abermals „Ehpee-Wein" ſchrie und die Gläſer füllte. Da wurden die Stühle gerückt, und zwar mit ſolchem Geräuſch, daß man in den entfernteſten Winkeln des Hauſes hören mußte, daß die Herrſchaften abgetafelt hatten.

Wir gingen in's Gaſtzimmer hinüber. Auf dem runden Tiſch hatte ſich, mit Ausnahme des Fiſchtuches, die Decoration verändert. Eine Unzahl kleiner Porzellan-Tellerchen mit verſchiedenen Süßigkeiten flammten gebrängt neben einander; Alles war recht ſehr gut: nur lag zwiſchen den Tellern mit Eingemachtem, auf dem Tiſchtuch, ein vom Frühſtück übrig gebliebener Häringsſchwanz, und dickte rudig auf die Antommenden. Die Hausfrau bemerkte es gerade in dem Augenblick, als der Diener, einen Haufen gebrauchter Tellerchen gleich, der den Tiſch ſeine mächtigen Arme mit einem großen Präſentir-Brett ſtreckte, auf welchen Taſſen mit einer Zitſiſigkeit ſtanden, die wie Kaffee ausſah; ferner eine unvergleichbare ſilberne Milchkanne mit Sahne, eine ſchmutzige Flaſche mit Rum und eine ſilberne Zuckerdoſe mit außerordentlich klein gehackten Stücken Zucker.

Schnell blickte Kleopatra Jeſimowna auf den Diener, zeigte ihm den Häringsſchwanz, biß ſich die Lippen, drohte ihm mit ihrem an die Naſe gelegten Finger und begleitete dieſe Pantomime mit den Ausruf: „Schwein!"

Man kann ſich die Lage des Ganymed vorſtellen! Ausdrosia umherreagirt und zugleich einen beſonderen Befehl der Hausfrau erfüllen, das geht einmal nicht zuſammen. Der arme Teufel mußte zuvor ſein erſtes Geſchäft beendigen; als er aber zu ſeinem Herrn kam, befahl ihm dieſer, er ſolle ſogleich den Stallknecht aufſuchen und ihm befehlen, die Geſtüt-Pferde vor die Equipage zu führen.

Wahrſcheinlich hatte der Unglückliche den Befehl der Hausfrau vergeſſen, oder den Stallknecht nicht aufſuchen können; der Häringsſchwanz hörte immer nicht auf, zwiſchen den Tellern hinaus auf Kleopatra Jeſimowna zu blicken. Ich konnte mir denken, was geſchehen würde. Alexey Iwanowitſch erbielt einen Wink mit dem Finger, von einem Blick auf den Häringsſchwanz begleitet, ergriff dieſen ohne Umſtände, trug ihn hinaus, und miſchte ſich, als er wieder in's Zimmer trat, die Hand mit einem Zipfel ſeines Ueberrockes ab.

Die vorgeführten Pferde waren ganz gewöhnliche Thiere. Vielleicht ſtammten ſie wirklich von berühmten Heräkern aus den Geſtüten Orloff's, Besborodko's, Wſewolodsky's oder Katneff's her, indeſſen ſchon ſeit etwas längerer Zeit. Uebrigens waren es noch immer recht große, kräftige, gut eingeführene Pferde, wie ſie ein Gutsbeſitzer nicht beſſer wünſchen kann.

Damen und Herren ſetzten ſich zum Kartenſpiel hin. Die jungen Mädchen begaben ſich in's Schlafzimmer; ich aber verfolgte mich in Schchlimsky's Garten, in eines der vielen ſogenannten Luſthäuſer, die

Digitized by Google

mit ihren Façaden kleinen Bethäusern glichen und eine Musterkarte von allen möglichen Farben darboten. Das hinterste mich jedoch nicht, auf einem Lehnstuhl sehr sanft einzuschlummern. Endlich, erweckt durch ein Geräusch im benachbarten Gebäude, erhob ich mich und kehrte zur Gesellschaft zurück. Man war gerade beim Thee, der mit Sahne, Rum und alten Brezeln unbegreiflich war. Als ich eine der letzteren zerbrach, um sie zu versuchen, streckte mir eine Schabe einen ihrer wohlgenährten Füße entgegen.

Das Abendspiel endigte um 8 Uhr. Der Abend war dunkel; man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, und wir blieben, auf Einladung der Hausherrn, zur Nacht bei ihm.

Die Zeit bis zum Abendessen, oder bis 11 Uhr, ward sehr langweilig. Die Damen saßen in einem Kreise und zischelten unter einander; die Männer unter sich sprachen laut, überschrieen einer den Andern, und dann trat auf einmal das tiefste Stillschweigen ein. Die jungen Mädchen liefen ein und aus, oder gingen Arm in Arm im Speisezimmer auf und nieder, so lange man dort gehen konnte. Ein beradschiedener Offizier vollendete, wie ein unherschweifender Komet, seine elliptischen Kreise nach verschiedenen Richtungen hin.

Nach dem Abendessen stellte sich zwischen den Herren und Damen ein freierer Ton ein. Die Offizieren, neben dem runden Tisch sitzend, arbeiteten mit ihren Zahnstochern und machten zweideutige Witze. Nach Verlauf einer halben Stunde näherte sich einer der Gäste etwas schlaftrunken dem Hausherrn, und sagte ihm mit halblauter Stimme: „Dreideutliche Leute, lieber Alexey Iwanowitsch, schlafen schen lange."

„Na! wenn's denn sein soll, so wollen wir zu Bett!" erwiderte der Hausherr. Ein Jeder nahm Abschied nach seiner Weise. Man scharrte mit den Füßen. Hüste sich nach Herzenslust und wünschte sich alles mögliche Gute, bis endlich die Männer sich in den erstickenden Dunstkreis des Speisezimmers begaben. Für drei Personen waren dort auf der Diele Lager von weichen Federbetten zubereitet; Matteß, ich und der Hausherr verfügten uns in's Kabinet.

Noch war ein in seinen kupfernen Leuchter brennendes Talglicht nicht ausgebrannt, als ein baumlanger Mensch hereintrat und sich, den Rücken an die Wand gelehnt, auf die Diele setzte.

„Du Rindvieh!" sagte der Hausherr, „lösche das Licht aus."

Der Riese that es, und schien seine frühere Stellung wieder einzunehmen.

Wir spitzen die Ohren: — er schnaubte sich die Nase; — wir warten: — er hustet und sängt plötzlich an, mit tiefer Baßstimme zu sprechen: „Ein Mährchen ist bald erzählt, eine Sache nicht so bald berrichtet ....."

Matteß und ich lachten, daß das ganze Haus erzitterte.

Sehr ernst sagte Scheidinsky: „Ich kann ohne den nicht einschlafen."

„Sie sollten aber doch lieber irgend etwas lesen, Alexey Iwanowitsch."

„Da wär' ich wohl nicht recht geschickt, mit die Augen zu verderben. Auch habe ich mich einmal an diesen Erzähler gewöhnt. Sie glauben aber auch nicht, was es für ein verdammter Kerl ist. Wo er Alles herkriegt, weiß der Teufel! Und dabei ist er unermüdlich. Hier halte ich in der Regel nur meine Nachmittagsruhe; Nachts schlafe ich im Schlafzimmer mit meiner Frau, und er, gerade so, wie er jetzt da sitzt, erzählt die ganze Nacht hindurch. Wenn ich schon lange fest eingeschlafen bin, brummt und brummt er noch in Einem fort."

Mir ward die Nacht unerträglich. Das Federbett ward von dem Gewicht meines Körpers ganz aus einander gedrückt, und umfing mich von beiden Seiten dergestalt, daß ich vor Hitze kaum athmen konnte, während mir unten die ganze Härte der Diele fühlbar wurde, und ich mich gegen ein gewisses Unbequeme beständig zu wehren hatte. Dabei brummte der Barde die ganze Nacht hindurch seine Mährchen her, und, um dem Dinge die Krone aufzusetzen, fand ich, als ich, in Folge aller genossenen salzigen Sachen vom Durst gepeinigt, nach einer ohne Glas bei meinem Lager stehenden Flasche mit Quaß griff und an den Mund setzte, meine Lippen mit Lichtasg bedeckt. — Gewiß hatte die Flasche als Leuchter gedient.

Am anderen Morgen früh nahmen wir Abschied von Herrn Scheidinsky. (C. II.)

Bibliographie.

Treschtschekotkin's schwarzer Tag. Original-Lustspiel in 3 Akten und in Versen, von A. Sobolieff.

Der Archipelag und Griechenland in den Jahren 1830 und 1831. Von Constantin Basily.

Erklärungen zu Derschawin's Schriften, von ihm selbst seiner Nichte, dem Fräulein E. Lwoff, diktirt.

Jacobe Sannasar, dramatische Phantasie in 4 Akten und in Versen, von N. K. S. P.

Schriften in Prosa und in Versen, von Constantin Batjuschkoff. 2 Theile.

Ukrainische Volks-Gesänge, von Michaila Maximowitsch.

Sammlung drei- und vierstimmiger Kirchen-Gesänge aus der Rachlassenschaft des verstorbenen Kapellmeisters des Kaiserlichen Hofsänger-Corps, Bortnänsky.

England.

Die verschiedenen Theorieen über den Mechanismus der Stimme.

Unsere Ehrfurcht vor dem Alterthum kann uns nicht vor einem Lächeln bewahren, wenn wir die außerordentliche Verschiedenheit der Ansichten bemerken, welche mehrere Philosophen, insonderheit Griechische und Französische, von dem Mechanismus der menschlichen Stimme gehabt. Der Widerstreit ihrer Theorieen macht es logisch unmöglich, anzunehmen, daß irgend Eine derselben Stich halten könne; allein eben dieser Widerstreit giebt ihnen desto mehr Unterhaltendes.

Aristoteles und Galenus behaupteten, der obere Theil der Kehle (larynx) sey eine Flöte. Andere Philosophen nach Aristoteles widersprachen dieser Behauptung, setzten aber nichts an ihre Stelle. Im Jahre 1700 erklärte Dodart die Larynx für ein Horn oder eine Trompete; nach ihm ist die Stimmritze (glottis) derjenige Punkt, welcher den Lippen des Musikers korrespondirt. Im Jahre 1742 trat Ferrein mit der Ansicht auf, die Larynx sey eine Geige. Er unterschied Flöte seine Theorie mit vieler Gelehrsamkeit: die Luftströmung nannte er den Bogen, die thyroidalen Knorpel das Fingerbrett, die Muskeln, die Saiten u. s. w., allein er vergaß zu beweisen, wie ein Mensch eine Cremoneser Geige im Halse haben könne, ohne erstlich zu müssen. Ferrein's Theorie ist in Verruf gekommen, vielleicht mit einigem Unrecht. Bichat, seitdem der Kunstrichter genannt, meinte, es würde sich über diesen Gegenstand wohl nie etwas Positives sagen lassen. Richerand, dessen Theorieen den Charakter eines juste-milieu trugen, behauptete, die Kehle sey theils ein Saiten- und theils ein Blase-Instrument. Von den philosophischen Naturforschern unserer Zeit hielt Cuvier die Kehle für eine Stroh-Pfeife (flûte à bec); Dutrochet nennt sie ein wirkendes, von der Schwingung der Fibern abhangendes Phänomen, seine organische Pfeife; Magendie, ein Fagot; Savard, ein Instrument, wie es die Jäger haben, um das Gezwitscher der Vögel nachzuahmen; Despeney, eine Maultrommel.

Endlich auch haben wir eine kleine Theorie bei der Hand, die wir dem Leser als unser Schoßkind empfehlen wollen. Die Lehre, mit der wir Galenus, Aristoteles, und sämmtliche Französische Theorieen zu vernichten streben, gründet sich nicht auf anatomische Untersuchungen — wir lassen die Todten unverstümmelt zur Gruft bringen — der Mechanismus unserer Lehre ist Alles und mehr noch als das, was unsere Vorgänger behauptet haben, denen die Wahrheit nur theilweise offenbart ward. — Wir sind auf Galenus gerathen seyn, daß er den Menschen als eine bloße Flöte schildern konnte, da doch jetes Lebensverhältniß ein anderes Instrument in ihm ertönen läßt!

Wenn ein achtjähriger Jüngling zum ersten Mal sein „Julie, ich bete Dich an," hervorstürzt, so ist es eine entschiedene Flöte. Man betrachte — die junge Frau plappert gar anmuthig, und qualifizirt sich in jedem Verhältniß zu einer — Orgel. Ihre Herr sitzen hinter einander, und lange Zeit hört man nur Geigen, bis denn in der Himmel voll hängt, bis der Eheherr eines Tages ganz unverhofft in sein Gesellschaftszimmer tritt, und einen Garde-Offizier trifft, der eben seiner Frau eine zärtliche Anrede hält. Er ruft: „Scheer' Dich aus meinem Hause, Du —" und wird von Stund an eine Maultrommel. Seine Frau, höchst erbittert über ein Benehmen, das ihr in diesem Falle für gar zu eifersüchtig erklären muß, fällt in gellende Töne, und wird zur Sackpfeife. Der Mann aber möchte sie gern als eine Schlange (serpent) betrachten. Sind die Klappen und Geiste erst gewaltsam verrückt, so ist es eine gar schwierige Sache, etwas einer Harmonie Aehnliches wieder herzustellen. Die angenehmsten Instrumente-Wechsel aber bemerkt man bei solchen Menschen, in denen der Geist, nicht die Leidenschaft die Griffe leitet. Sheridan, Fox und Burke konnten im Parlamente die Geige, das Fagot oder die Orgel spielen; sie kennten nach Belieben eine Philippika donnern, oder mit allem Zauber einer wilden Beredtsamkeit übertragen. Ein echter Philosoph findet alle Mal sich selbst und bultet es nicht, daß dieser oder jener verdrießliche Umstand ihm raube oder kreischende Töne entlocke.

Wir wissen, daß Addison die Menschen nach Maßgabe ihrer Temperamente mit verschiedenen musikalischen Instrumenten vergleicht — die Analogie ist offenbar. Er begeht aber darin ein Versehen, daß er annimmt, der Mensch sey immer ein und dasselbe Instrument, da man doch allgemein weiß, daß ein an Begebenheiten reicher Tag ihn durch ganz Orchester treiben kann. Am glücklichsten mag man diejenigen Personen preisen, die abwechselnd Fagot und Flöte sind, und bei denen nur gelegentlich ein Gegenton dazwischen fährt. Wer aber stets entweder im altissimo sich befindet, oder zu den untersten Tönen der Scala hinabsinkt, der wird niemals innere Harmonie erringen. (Atlas.)

Mannigfaltiges.

— Verzeichniß der wichtigsten im Jahr 1833 in Frankreich eingebrachten Handels-Artikel.

34,000,000 Kil. *)	Seide, welche ungefähr Werth haben	40,000,000	Fr.
400,000 „	Wachs	1,000,000	„
5,000,000 „	Drangen und Citronen	2,000,000	„
11,000,000 „	Zucker	6,000,000	„
3,500,000 „	Taback	3,000,000	„
30,000,000 „	Olivenöl	23,000,000	„
8,500,000 „	Reis	4,000,000	„
4,000,000 „	Hanf	3,000,000	„
1,200,000 „	Flachs	1,300,000	„
34,000,000 „	Baumwolle	35,000,000	„
1,200,000 „	Indigo	24,000,000	„
	Summa	165,000,000	Fr.

*) Ein Kilogram ist etwas mehr als 2 Pfd. nach unserm Gewicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Mittwoch den 14. Januar 1835.

England.

Englands Philanthropie.

(Nach dem Französischen Moniteur.)

Eine gewisse Robheit der niedrern Volksklassen und ein der ganzen Nation eigenes scheinbar kaltes Benehmen haben oft zu der Meinung Anlaß gegeben, daß die Engländer ein rauhes und unzugängliches Naturell besitzen; aber man muß gestehen, daß es dieser Beschuldigung an aller Begründung fehlt. Eben so grundlos hat man in ihrem kaltblütigen Milanschauen von Hahnenkämpfen und Bärenbeißen den Beweis dafür finden wollen, daß die Englische Nation barbarzig und von heftiger Gemüthsart sey; man hat nicht bedacht, daß, wenn man seine Beurtheilungen auf solche schwache Gründe zu stützen genelgt ist, keine einzige Nation von großen Fehlern frei seyn möchte. Es würde sogar dem Englischen Volke, wenn es mit allen anderen um den Vorrang streiten wollte, sehr leicht werden, zu beweisen, daß seine Sitten, Gesetze und Stiftungen die menschenfreundlichsten im civilisirten Europa seyen.

Nach Englischen Gesetzen wird die Mißhandlung gewisser Thiere als ein vorsätzliches Verbrechen bestraft; seine Berücksichtigung, selbst die der Kindheit nicht, kann in den Augen der Gerechtigkeit das Vergehen eines freiwilligen und überlegten Mordes rechtfertigen; und in Englands statistischen Uebersichten der Verbrechen nehmen die gegen Personen begangenen nur ein sehr untergeordnetes Verhältniß im Vergleiche mit den gegen das Eigenthum begangenen Verbrechen ein. Das, was in England deretos gethan worden ist und noch täglich geschieht, bietet die schönsten Beispiele einer vernünftigen Menschenliebe dar; einer Menschenliebe, die nicht blos von den Kanzeln herab gepredigt, sondern auch von der gesammten Gesellschaft ausgeübt wird.

Alle Welt hat von der Armen-Taxe sprechen hören, aber alle Welt weiß nicht, auf welche Prinzipien sie gestellt und zu welchem Gebrauch ihr Ertrag verwendet wird. Das Wort Armen-Taxe findet in den Blättern des Festlandes öfters sein Echo, weil die Sache, die es benennt, die Quelle administrativer Verwirrung für das Gouvernement und die Ursache eines politischen Unbehagens für das Englische Volk geworden ist. Die Engländer selbst sprechen verschieden darüber. Die Eigenthümer oder Pächter von Gütern und Häusern, als die einzige dabei betheiligte Klasse, sagen, daß diese Taxe als eine dem Müßiggange bewilligte Prämie zu betrachten sey; diejenigen, welche, der Art ihrer Profession halber, oder wegen ihrer Vermögens-Umstände, angeschlossen hiervon sind, murren darüber, als über eine Ungerechtigkeit gegen Eigenthum und Industrie; die Regierung selbst sie zwar als ein doppeltes Uebel an, als ein moralisches für die Empfänger, und als ein materielles für die Geber, aber zugleich auch als ein unentbehrlich nothwendiger Heilmittel; und das Volk sindet darin eine unsichtbare Heil-Quelle gegen die schrecklichen Leiden der Armuth, und sieht sie als sein gutes Recht an. Die Armen-Taxe dient auch in der That zu der Geld-Unterstützung, welche eine jede arme Person von dem Magistrat ihres Kirchspiels in Ausübung ihres Rechtes verlangt hat, sobald sie nachgewiesen hat, daß sie sich in dedrängter Lage befindet. Die Summe, welche der Magistrat zu dieser Vertheilung bedarf, wird durch eine Taxe beschafft, die auf die Eigenthümer und Pächter nach zwei verschiedenen Verhältnissen gelegt wird, nach dem Vermögen und nach dem Ertrage.

Durch die Armen-Taxen, im Vereine mit den Hospitälern für kranke und mißgestaltete Personen, ist man in England dahin gelangt, den ekelhaften Anblick der Letzteren und die lästige Bettelei von den Straßen und Wegen zu entfernen. Alle Greise, und alle Männer und Frauen, denen Alter und Krankheit die Kräfte geraubt haben, und denen die Sicherheit in den Werkstätten unerlaubt werden ist, finden in jenen Häusern ein Obdach und eine Zufluchtsstätte, die sie der Zucht überhebt, sich dem drückendsten Mangel preisgegeben zu sehen. Sogar die Kinder der Armen sind nicht minder ein Gegenstand sorgfältiger Wohlthätigkeit. England ist mit Schulen überstüllt, zu denen das Privat-Eigenthum am meisten das Seine beigetragen hat. Es giebt Sonntags-Schulen für die Aeltern jeden Alters, denen die Werkeltage seine Mußestunden gewähren, Etwas zu erlernen. Es giebt alle Tage öffentliche Schulen für die Jugend, in welchen nicht blos der Verstand, sondern auch das Herz ausgebildet wird. Die Kinder werden auch von Kopf bis Fuß mit Kleidungsstücken versehen; und dieses Alles auf Kosten der Schulen. Solche Etablissements giebt es für beide Geschlechter; und man hat bemerkt, daß die in diesen Schulen gebildete Jugend auch spätethin der Mäßigkeit und der Arbeitsamkeit ergeben blieb, so daß man sehr selten Leute, die in solchen Schulen erzogen worden, in den Gefängnissen als Sträflinge angetroffen hat.

Manche Leute in England beklagen sich darüber, daß nicht die Regierung selbst die Direction und den Unterricht in den Schulen beaufsichtigt; aber der größte Theil begreift es klar, daß, wenn auch die Regierung die Direction führen, sie doch die Erziehung der Kinder nicht auch bestreiten könnte, und daß diese Anstalten ihre Vollkommenheit nur dadurch verlieren dürften, indem alsdann die Privat-Wohlthäter unter irgend einem Vorwande ihren bisherigen Beistand zurückziehen würden. Darum schreit man dort auch gewaltig gegen jede Maßregel, die Schulen auf eine andere Basis zu stellen, und man erhält sie so, wie sie jetzt sind.

Eine andere Gattung von Etablissements, zwar nicht so allgemein, aber doch in allen großen Städten, hier auf einem kleineren und dort auf größerem Fuße eingerichtet, sind die Zufluchtshäuser für öffentliche Mädchen. Der Absehen zur dieser entarteten Race hat doch den unglücklichen Opfern derselben die wohlthätigsten Hilfsmittel dargeboten. In vielen Oertern stehen mehrere solche Häuser immer offen, wo jedes von Gewissensbissen ergriffene Mädchen zu einer jeden Stunde eintreten und eine ehrbare Lebensweise wieder ergreifen kann, ohne von drei beschimpfenden Blicken der Welt verfolgt zu werden, und ohne die Besorgniß hegen zu dürfen, daß sie in der Jugend nur auf die Gefahr, Hungers zu sterben, zurückkehren könne. Bei ihrem Eintritte muß das Mädchen sich verbindlich machen, darin eine gewisse Anzahl von Jahren ein thätiges und klösterliches Leben zu führen; man giebt ihr anständige Bekleidung und eine gute Kost; ein beschäftigtes Leben, gute Lektüre und Andachts-Uebungen bringen es bald dahin, den Trieb zur Tugend in diesen liebgewonnenen Geschöpfen wieder aufzuregen, und man hat deren schon viele gesehen, welche mit dem festen Vorsatze in die Welt zurückgekehrt sind, ein tugendhaftes Leben darin zu führen, und denen es gelungen ist, sich die Achtung aller rechtlichen Menschen wieder zu erwerben. Solche menschenfreundliche Ideen und Realisirungen derselben werden doch wohl, unserer Meinung nach, die Bewunderung und Verehrung der übrigen Welt!

Bei Erwähnung der besonders England eigenthümlichen Wohlthätigkeits-Anstalten dürfen wir auch diejenigen zur Ausbildung und Unterhaltung der Missionaire nicht vergessen. Die Englische Nation bleibt, trotz den Bemühungen des Religeifers, doch eine weltlich religiöse. Jeder verehrt seinen Gott Christenthum, als eine unverjährbare heilige Moral, als einen Vertrag, dessen Beobachtung dem Menschen das Recht ertheilt, Aufsruch an die göttliche Fürsorge machen zu dürfen, und als die ergiebigste Quelle der schönsten Civilisation und des reinsten Genusses auf Erden. Darum glauben auch so Viele, daß es wohlgethan sey, jährlich einen kleinen Theil ihrer Einkünfte dazu zu verwenden, Missionaire in die Ferne zu schicken, um barbarische Völkerschaften eines der menschlichen Würde angemessenern Zustandes theilhaftig zu machen; und zur heutigen Stunde noch reisen junge Gelehrte, die zu Oxford und Cambridge Griechisch und Hebräisch studirt, in die Welt hinaus, die Sprache der Wilden zu erlernen, und ihnen auf diesem Wege auch Begriffe und menschliche Gefühle einzuflößen. Man findet die Englischen Missionaire beinahe in allen, von sogenannten Indianern bewohnten Wäldern; und von Nord-Amerika bis zu den Kaffern und Neu-Seeland existiren Missions-Gesellschaften in allen großen Wohnplätzen. Eine jede dieser Gesellschaften hat ihre geregelte Organisation, ihren Vorsteher, ihren Secretair, und ihre periodischen Versammlungen. In den solchen Versammlungen pflegt oft irgend ein alter Admiral, und der zur Seite eines alten Geistlichen sitzende junge Mann ist irgend ein Fregatten-Lieutenant. Denn hier ist es, wo alle Stände und alle Charaktere durch übereinstimmende Ansicht sich einander nähern; wahrlich, eine sehr schöne Ansicht! man mag sie von Seiten der Religion, oder von Seiten der Menschlichkeit betrachten.

Es ist in England vor kurzem ein Versuch gemacht worden, dessen sonderbarer Zweck allgemeine Verwunderung und Erstaunen erregt hat. Ein in Diensten stehender Ingenieur-Capitain hat es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, daß der Krieg einer der größten Widersprüche aller religiösen und philosophischen Lehren, so wie unserer Sitten überhaupt sey. Er schickte sogleich dem Kriegs-Minister seine Entlassung ein, und begann sein Bekehrungswerk auf folgende Weise: sobald er in eine Stadt kam, begab er sich in die Kirche und suchte der versammelten Menge zu beweisen, daß der Krieg ein tolles und barbarisches Unternehmen sey, dessen Opfer nur die Kinder armer Aeltern werden müssen; und daß er von Leichen und Thränen und Wittwen nur als ein vortheilhafter Erwerbszweig verachtet würde.

Einige Tage nachdem ich diesen Friedensprediger gehört hatte, ihre

Digitized by Google

ich auch einen zweiten Advokaten eines ganz anderen Gegenstandes, der aber wegen seiner praktischen Natur das allgemeine Interesse mehr anzuregen schien. Es war dies ein Matrose der Königlichen Marine, welcher es nach einer mehrjährigen Dienstzeit bis zum Grade eines Hochbootsmannes gebracht hatte. Seine Figur war kurz und dick und beweglich, wie eine Schiffspfeife und seine Stimme so hohl, wie die einer Sturmglocke im Nebel; er benutzte jede Gelegenheit, seine endlosen Reden vorzutragen. Gewöhnlich fing er sie mit ziemlich starem Tone an, aber bald setzte er sie mit einer so heiseren und erstickten Stimme fort, daß es schwer zu unterscheiden war, ob er ein Wort aussprechen, oder blos aufgehustet habe, und er hörte auch nicht eher auf zu reden, als bis er ganz unverständlich geworden. An Tage lief er seine Estrade auf dem Marktplatze errichten und Nachts nahm er seine Zuhörer in einem Saale auf, und die Menge folgte ihm überall hin. Es besaß, ungeachtet der Plattheit seiner Ideen, doch wohe Beredsamkeit und ehrbe sich von Zeit zu Zeit zu einem Reichthume von Bildern. „Ich bin nichts", sprach er, „als ein armer Seemann, meine Ohren waren nur dem Lärmen des Sturmwindes geöffnet und meine Kindheit wurde nur von den schaukelnden Meereswellen eingewiegt; mein Leben war das gerade umgekehrte von Seeleuten, welche auch komme ich jetzt in eure Stadte, um den Versuch zu machen, euch durch meine Worte zu gewinnen; wenn es nicht darum genug wäre, der Advokat einer guten Sache zu sepn, so wäre dieser Unterredung von meiner Seite eine unverzeihliche Verwegenheit." Der alte Matrose machte dann seine Zuhörer auf folgende Sachen aufmerksam. 1) daß die Matrosen der Kauffahrteischiffe gendthigt sind, einen Theil ihres Lohnes für das Militair-Hospital in Greenwich abzuziehen; 2) daß der Matrose, an das unstäte Leben ein Mal gewöhnt, nicht eher zur seßhaften Lebensart gelangen kann, bis er wieder an's Land steigt, sein dischen Vermögen der List eines jeden Betrügers preis gebe; so daß er bei einem Krankheits-Zufalle, ohne Familie und Freunde, nur dem größten Elende anheim fällt; 3) wenn er im Schooße des Meeres seinen Untergang findet, so bleiben seine Frau und Kinder ohne Unterstützung beraubt. Er meinte daher, daß es wohlgethan wäre, wenn die Bettlerzunft der kaufmännischen Marine nur auf die Bedürfnisse der kaufmännischen Matrosen verwendet würde; daß es für das Publikum ein ehrenvolles Geschäft wäre, wenn es dem bereits in London etablirten Comité durch freiwillige Beiträge die Mittel verschaffte, ein Hospital oder Zufluchtshaus für diese Matrosen anzulegen, und daß, wenn ein solches Beispiel so viele Nachahmer fände, sicher nicht saumen würde, es auch in allen andern Häfen, wo der Zusammenfluß der Schiffe bedeutend ist, nachzuahmen. Sey dieses ein Mal geschehen, dann könnten die Fonds, welche die jetzt nur dem Greenwicher Hospitale gewidmet worden, zur Unterhaltung neuer Etablissemens verwendet werden; man könnte die Administration und die Einrichtung so organisiren, daß der Matrose mit seiner Familie gänzlich darin darin sände. Krank, könnte er Bett und Flürsorge, gesund ein Asyl darin finden, so wie eine Sicherheitskasse, wo er bei seiner Heimkehr von einer langen Reise sein Geld in Verwahrung bringen könnte; er fände ein Logis und einen Tisch, wo er während seines Aufenthalts auf dem Lande, weder der Unredlichkeit der Gastwirte noch den Versuchungen seines eigenen Geschmackes preis gegeben wäre; er fände darin auch Werkstätten, wo er sich zu billigen Preisen mit den benöthigten Kleidungsstücken versehen und die Wasche ausbessern lassen und endlich, wo er seine Effekten sicher aufbewahren könnte. Solche Etablissemens könnten zugleich als Zufluchtörter für diejenigen Matrosenkinder dienen, deren Väter durch Krankheit oder Schiffbruch in den fernsten Klimaten umgekommen wären. Zu diesen Projekten gehörte aber viel Geld, und dieses suchte der alte Smith (so hieß der Hochbootsmann) durch Beitrags-Unterschriften zusammen zu bringen. Es deburfte jedoch vor allem der Genehmigung des Parlaments, um den Beiträgen der kaufmännischen Marine-Matrosen eine andere Bestimmung zu geben und eine Petition hierzu war sehr nothwendig; allein der alte Matrose hatte mit eigener Hand eine solche schon aufgesetzt und suchte nun die Unterzeichner dazu. Er hatte auch wohl vergebens seine Beredsamkeit in Rath gesetzt; eine einzige Rede erwarb seiner Petition sunfzehnhundert Unterschriften. In den Gelt Angelegenheiten selbst machte er zwar keine so rasche Fortschritte, weil er mit dem Geize der Welt zu kämpfen hatte, der in allen Ländern wohl vielen guten Willen, aber wenig Vermögen; allein es hatten sich mehrere dazu erboten, das Geld bei den Reichern durch Unterschriften aufzutreiben. Mehrere Offiziere durchreisten im letzten Winter die Englischen Städte und verbanden überall Zusammenkünfte zu demselben Zwecke mit Smith und verschafften dadurch dem Projekte um so bessere Aufnahme, weil es Viele giebt, bei denen ein Vorschlag nur einigen Werth erhält, wenn er aus dem Munde eines Gentleman kommt. Jetzt wird jene Ider schon von angesehenen Männern recht warm unterstützt, und es ist leicht möglich, daß sie binnen kurzem schon reif in's Dasepn tritt . . .

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The sacrament of baptism considered. (Ueber das Sakrament der Taufe.) Von T. Kingdom. 3 Sh.

Guy Rivers, the outlaw. — Eine Georgische Erzählung vom Verfasser des Martin Zader. (Nachdruck eines Nord-Amerikanischen Romans. Unter Georgien ist der Amerikanische Staat gemeint.).

Wanderings by the Seine, from Rouen to the source (Unter diesem besonderen Titel ist in diesem Jahre auch Turner's „Annual tour" erschienen; es enthält Leitch Ritchie's Französische Reisebilder, nebst den bekannten trefflich ausgeführten Stahlstichen dazu.)

A description of the Azores. (Die Azoren.) Von Captain Boid. Von Karoline Pichler's „Belegenund von Wien" ist in der von Leitch Ritchie herausgegebenen „Bibliothek der Romane" (The library of romance), deren 18ten Band sie bildet, eine treffliche Uebersetzung erschienen.

Frankreich.

Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française.

(Schluß.)

Ich würde die Pflicht, die mir in diesem Augenblicke obliegt, nur sehr mangelhaft erfüllen, wenn ich nicht die literarischen Ansichten eines Mannes, der so lange Zeit einer unserer berühmtesten Professoren gewesen, vor Ihnen zur Sprache brächte. Herr Andrieux hatte einen reinen Geschmack, der aber keineswegs durchgängig abstehend, einseitig ausschließend war; er verbannte weder die Freiheit des Genies, noch die Versuche der Neuerer. Ein hauptsegenstand seiner Bewunderung war das Englische Theater; er bewunderte Shakespeare, nicht aber die, welche sich an den Werken desselben begeistert. Die Originalität des großen Englischen Tragikers, pflegte er zu sagen, ist wahrhafter Art. Wenn er eigenthümlich oder barbarisch ist, so ist er dies nicht, weil er so seyn will, sondern weil er es wirklich seiner Natur nach ist; es ist die Folge seines Charakters, seiner Zeit, seines Landes. Herr Andrieux konnte dem Genie wirkliche Barbarei verzeihen, nicht aber ein künstliches Streben und Haschen danach. Er setzte hinzu: Wer sich zu dem macht, was er nicht ist, ist ohne Genie. Das wahre Genie, sagte er, besteht darin, so zu sepn, wie die Natur es geschaffen, das heißt, fühn, inkorrekt in Shakespeare's Zeitalter und Vaterland; rein, getragen, fein gebildet in Racine's Vaterland und Jahrhundert. Wer anders ist, sagte er, ist ein Nachahmer. Ob man Racine nachahmt oder Shakespeare, nach der Klassizität des Einen oder nach der Originalität des Anderen ringt, immer ahmt man nach; und nachahmen heißt ein, sein Genie tödten.

Was die Sprache betrifft, so hielt es Herr Andrieux mit Korrektheit und Eleganz und war in dieser Hinsicht in gegenwärtiger Zeit ein vollkommenes Muster. Er äußerte, die Bestrebungen für eine Sprache, zu dem Entzweck, sie erneuernd umzugestalten, seyen ihm unbegreiflich. Das Eigenthümliche einer Sprache besteht seiner Meinung nach darin, daß sie einen bestimmten Jdeenkreis angegeben, den verständlichen Ideen einkommen sey. Daher, fuhr er fort, gehört Festigkeit und Bestand zu ihrem Wesen, aber diese Festigkeit ist nicht Starrheit und Unfreundlichkeit. Man kann eine vollkommene Revolution in den Jdeen machen, ohne zu einer Umwälzung der Sprache seine Zuflucht zu nehmen, um sie auszudrücken. Den Versuch, den Voltaire mit Montesquieu und Voltaire, welch' eine unglückliche Veränderung der Jdeen! An der Stelle des Glaubens, der Zwiefel; an der Stelle der tiefsten Ehrfurcht für die bestehenden Institutionen, der kühnste Angriff und Widersprruch. Und nun! Um diese Veränderung in den Ideen hervorzubringen, ist's nöthig gewesen, neue Wörter oder neue Konstruktionen zu bilden? Keineswegs; die reine und klassische Sprache des Racine's ist es, die der Philosoir die dem Zeitalter Racine's fremdartigsten Gedanken ausgesprochen hat. Ein Mißtrauen, setzte Andrieux hinzu, muß uns das Gerede erwerken von der Nothwendigkeit einer Erneuerung der Sprache — ein gerechtes Mißtrauen, daß die, welche so reden, durch Worte die Wirkungen hervorbringen möchten, die ihnen vermöge der Ideen nicht gelingen wollen, die sie durch diese nicht hervorzubringen verstehen. Nie hat sich ein großer Denker über die Sprache beklagt, als über eine Fessel, die man zerbrechen müsse. Pascal, Bossuet, Montesquieu, Schriftsteller im wahrsten Sinne des Wortes, nie von irgend welche, haben sie, trotz mancherlei Klagen ihrem Werkzeuge gethan; sie haben groß gedacht, natürlich-ungekünstelt gesprochen, natürlich-ungekünstelt schrieben. Nur dieser ihrer großen Gedanken hat sie eben zu großen Schriftstellern gemacht.

Nur mit zögerndem Bedenken spreche ich hier diese Maximen einer Orthodoxie aus, die heutzutage mächtig angefochten wird, und ich spreche sie nur aus, weil sie der treue Ausdruck der Gesinnungen meines gelehrten Beeagungres sind; denn ich gestehe es, meine Herren, das Schicksal hat mir Streit und Kampf genug auf einem anderen Felde zugetheilt, als daß ich noch nach neuen Gegnern verlangen sollte. Diese schönen Wissenschaften, die der ursprüngliche Boden waren, auf dem ich gedieh, ich betrachte sie als ein Asyl des Friedens; ich kümmel bewahre mich, daß ich sie auch hier noch Stürmen bereiten, Zwietracht und Lärmen finden müßte! Auch sage ich deshalb sogleich hinzu, daß mein Urtheil wohlwollender und milder war, als Herrn Andrieux's, über was es auch war, und daß er es nicht war, der Galle und Erbitterung in die literarischen Streitigkeiten unserer Zeit gemischt. Schüler Voltaire's, verdammte er nur, was ihm langweilig, was ihm nicht gefallen sou sich, was sür Geist und Gemüth verderblich werden konnte.

Sanft ist Andrieux eingeschlummert unter Arbeiten, die ihm angenehm und leicht waren: des Unterrichts und der Leitung der Studien, der Verwaltung des Secretariats; im Kreise einer geliebten theuren Familie, eifriger treuer Freunde, eingeschlummert ohne Schmerz, kaum krank, um wenn ich so sagen darf, weil er genug gelebt hatte, seiner Natur und seinen eigenen Wünschen gemäß.

Er ist gestorben, zufrieden, seine beiden Töchter zwei Männern von Geist und Redlichkeit verbunden zurücklassend, zufrieden mit seinem mäßigen Glücke und der hohen Achtung, die ihm zu Theil geworden, zufrieden mit seiner Zeit, zufrieden, die Trampfliche Revolution ohne Verwirrungen und Exceße triumphiren zu sehen.

Lassen Sie uns nach dieser einfachen Schilderung einer reinen und ehrenvollen Laufbahn schließlich einen Augenblick vor dem stürmischen Zeitalter verweilen, das Herrn Andrieux's ansprnchsloses Leben auf seinen Wegen dahin trug; betrachten wir diese gewaltige Zeit, die so viele Erinnerungen in uns aufgeregt hat, die noch unser Dasepn trägt. Ich weiß, ich stehe hier nicht vor einer politischen Versammlung, sondern vor einer Akademie. Alle Sie, meine Herren, ist die Welt kein Kampfplatz, sondern ein Schauspiel, vor dem der Dichter sich begeistert, der Philosoir beobachtet, der Philosoph nachsinnt. Nun wohl! verweilen wir einen Moment vor diesem großen Schauspiel. Welch' eine Zeit, welche Dinge, welche

Digitized by Google

Menschen seit jenem denkwürdigen Jahre 1789 bis zu den anderen nicht minder denkwürdigen Jahre 1830! Die alte Französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, bei aller Bildung so morsch, so auseinanderfallend, geht in den schrecklichsten Stürme unter. Wie Geister stürzt eine Krone in den Staub und jetzt das erlauchte Haupt nach sich, das sie trug. Gleich darauf rasch hintereinander fallen die edelsten und berühmtesten Häupter. Genie, Heroismus, Jugend erliegen der Wuth der Factionen, die sich gegen Alles empören, was die Menschen reizt und bezaubert. Eine Partei folgt auf die andere, eine bringt immer die andere auf's Schaffot, bis zu dem Germinalle, den der Ewige den menschlichen Leidenschaften setzt, und aus diesem blutigen Chaos geht plötzlich ein außerordentlicher Genius hervor, der diese bewegte Welt erfaßt, zusammendrängt, zum Stehen bringt, ihr mit einem Male zugleich Ordnung und Ruhm giebt, die eigentlichste Bedürfniß, die bürgerliche Gleichheit, realisirt, die Freiheit vor seine Sehranken lodet, die ihn zu seiner Bahn geschaffen und die wachtigen Wahrheiten der Französischen Revolution als Sieger durch alle Welt trägt. Ein Tag steht sein dreifardiges Banner auf den Höhen des Berges Tabor, ein anderer auf dem Taje, ein anderer, der letzte, am Borysthenes. Endlich fällt er, läßt die Welt zurück von seinen Waffen, den Menschengeist von seinem Wirken voll und geht in sein Zelt; der thätigste aller Menschen stirbt an Unthätigkeit auf einer Insel im großen Ocean.

Nach so großen und so wunderbaren Begebenheiten schreit es nun, die erschöpfte Welt müsse still stehen, aber sie geht vorwärts, immer vorwärts: eine alte Dynastie, mißverjüngt, von ehmäerischen Vorurtheilen eingenommen, besteht Frankreich zum Kampf heraus und entseselt die Geister auf's neue; ganz Europa stürzt sich darein. Ein Strom kommt, die alten Vorstellungen werden aufgestellt, tausende von grausen Erinnerungen tauchen auf, — da plötzlich sucht die geheimnißvoll verhüllte Hand, die Frankreich seit vierzig Jahren durch Strudel und Klippen leitet, sucht nach einem Fürsten, thunt und bedt ihn auf den Schild, der alle diese verschiedenartigen Schauspiele mitangesehen, durchgemacht und in seiner Seele bewahrt hat, der selbst Mitarbeiter, Lehrer gewesen. Die Hand des Schicksals setzt ihn auf diesen von so vielen Stürmen umbrausten Thron, und augenblicks kehrt die Ruhe zurück, die Hoffnung kehrt wieder in die Herzen ein und die wahre Freiheit beginnt.

Das, meine Herren, sind die großen Ereignisse, in denen wir gelebt und leben. Jeder hier unter uns, wie alt er auch gerade sey, hat einen Theil derselben und viele unter uns haben die ganze Kette derselben mit angesehen. Wenn uns in unserer Jugend die Weltgeschichte gelehrt wurde, wir von den stürmischen Bewegungen des alten Forums, den Proscriptionen Sullas, jener tragischen Rede Cicerons gehört, von dem Unglück der Könige, dem Schicksal Karl's I., von dem Untergang und der Wiederbrit Jacob's II., der Klugheit Wilhelms III. — so sprach man uns auch von dem Genie der großen Feldherren, unterhielt uns von Alexander, von Cäsar, tischte uns die reizend dramatisirenden Erzählungen von ihrer Größe auf, von den kostenden Verführungen, die mit ihrem Genius verbunden waren, und wie sie wünschten uns Alles in der Welt, solche gewaltige unsterbliche Menschen in unserer Wirklichkeit vor Augen zu sehen.

Nun meine Herren! wir haben sie gesehen, haben mit ihnen verkehrt, leidlich sie berühren und fassen können in der Wirklichkeit unseres Daseyns solche Dinge und Bilder, die wir bisher auch nur als Ahnen gesehen, voll Blut und das Römische, Könige, unglücklicher als Karl I. und unglücklicher verblendet, als Jacob II.; wir sehen alle Tage die Klugheit Wilhelm's vor unseren Augen, und haben Cäsar gesehen, Cäsar in eigener Person! Unter Ihnen, die Sie mir Ihr Ohr leihen, sind Zeugen, denen der Ruhm zu Theil geworden, in seine Nähe zu treten, seinem Feuerblick begegnen zu dürfen, seine Stimme zu vernehmen, seine Befehle aus seinem eigenen Munde zu hören und zu ihrer Vollziehung dahin eilgen zu dürfen durch den Pulverdampf der Schlachtfelder. Wenn es erhebender Anregungen bedarf für die Dichter, lehrender Scenen für den Geschichtschreiber, lehrreicher Schicksalsverkhse für den Philosophen — nun denn, Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen unserer Zeit, werden mangelt es euch, würdige Werke für eine spate Nachwelt zu erschaffen!

Wenn, wie man oft gesagt hat, Verwirrungen und Gestümmel, dann eine tiefe Ruhe nöthig sind, um den menschlichen Geist fruchtbringend zu machen, so sind wahrlich diese beiden Bedingungen gegenwärtig vollkommen erfüllt. Seit Jahrhunderten hat kein Geschlechtsalter die Künste auch den Unedlen in Athen und unter dem friedlichen Einfluß des Perikles ihre Blüthe erreichen, daß sie in Rom nach den letzten Krämpfen der sterbenden Republik unter der schönen Regierung des Auguß sich entwickelten; daß sie in Italien unter den letzten Medicäern, als die Italienischen Republiken dahinsanken, die Zeit ihres Glanzes feierten, und bei uns unter Ludwig XIV., nach den Stürmen der Fronde. Wenn dieselben Bedingungen immer dasselbe Resultat hervorriefen, so dürften wir, meine Herren, schöne Früchte erwarten von unserer Zeit.

Es ist wir nicht erlaubt, hier das Wort für diejenigen meiner Zeitgenossen zu nehmen, die ihr Leben den Künsten gewidmet haben, die Leinwand oder den Marmor bestehen, oder die Leidenschaften des menschlichen Gemüths auf der Bühne darstellen, an ihnen selber ist es zu sagen, ob sie sich von der Reichthumsgröße dieser Schauspiele begeistert fühlen! Minder fern lage es mir, hier für diejenigen zu sprechen, die die Wissenschaften bearbeiten, die Geschichten der Völker mittheilend zu Tage fördern und die Gesetze der politischen Welt studiren. Für diese, ich glaube es vorzusühlen, ist eine schöne Epoche im Anzug. Schon drei große Männer, Laplace, Lagrange, Cuvier, haben das Jahrhundert glorreich eröffnet. Junge enthusiastische Geister schreiten ihnen voll Eifer nach auf ihrer Bahnen. Ein Trieb studirt die jenseit des Menschenerkenntnisses liegende Geschichte unseres Planeten, und derzuet strebend vor, die Geschichte unseres Geschlechts durch die des Erdballs, den es bewohnt, aufzuhellen. Andere, von einer brennenden Liebe für die Menschheit ergriffen, ringen danach, die Elemente dem Menschen zu unterwerfen, und so die Bedingungen seines Daseyns zu verbessern. Schon haben mit die Gewalt des Dampfes Meere durchsiegen und Welten verbunden gesehen, bald werden wir sehen, wie sie auch die Continente selber durchwessen, als Hindernisse des Erdbodens durchbrechen, die Entfernungen aufheben, und, den Menschen dem Menschen nahebringend, der Macht-Entwickelung der menschlichen Gesellschaft eine Unendlichkeit von Kräften hinzufügen wird.

Wenn diesen umfassenden Bestrebungen die physische Natur gehen auch in Bezug auf die moralische nicht minder freudige Bewährungen und Vorbereitungen einher. Mit einem Male werden alle Zeiten und Länder studirt. Junge Gelehrte durchstreifen alle Gegenden der Welt. Champollion stirbt, als er schon die, die auf ihn unduchdringlichen Runalen des alten Aegyptens zu lesen vermag. Abel Remusat stirbt dahin als Vorläufer Bopp's, wo er auf dem Wege war, die Geheimnisse der Orientalischen Welt zu entschleiern. Zahlreiche Nachfolger dringen ihnen nach. Ich sehe den ehrwürdigen Gelehrten vor mir, der den gegenwärtigen Geschlechtern die Sprachen des Orients lehrt. Andere Gelehrten ergründen die Tiefen unserer eigenen Geschichte; und während diese Materialien vorbereitet werden, harren schon schöpferische Geister, sich derselben zu bemächtigen, um die Geschichten der Völker zu Leben zu rufen. Einzelne, kühner, arbeiten nach Vico's, nach Herder's Vorgang, an einer Philosophie der Weltgeschichte, und vielleicht steht unser Jahrhundert den glücklichen Gelehrten, der, mit der Errungenschaft seiner Zeitgenossen genaht, uns endlich diese allgemeine Geschichte zu geben bestimmt ist. Ich sehe vor mir den Forscher des menschlichen Gesellschaftslebens, emsig daliegen werden. Was mich betrifft, so zweifle ich nicht daran, daß unser Jahrhundert berufen ist, Werke zu liefern, der Zeiten würdig, die ihm vorangegangen sind. Die Geister unserer Zeit sind nicht minder glücklich begabt, sie besitzen außerdem eine viele Gelehrsamkeit, und was die Hauptsache ist, es steht ihnen eine gewaltige Erfahrung von Menschen und Dingen zu Gebote, wie sie noch niemals diese beiden Mächte, das Wissen und die Erfahrung, nicht ihrem Genius befruchten! Wenn man erhöht und erniedrigt worden ist durch Revolutionen, Könige hat fallen oder emporsteigen sehen, so gewinnt die Geschichte eine ganz andere Bedeutung, soll ich es gestehen, meine Herren, eine durchaus persönliche Bedeutung. Ich habe in den bewegten Leben, welches mir seit mir Jahren ergriffen, habe ich nur ein einziges Mal ein Paar Tage lang in tiefer Zurückgezogenheit Ruhe gefunden. Ich griff mit Hast nach Thucydides, Tacitus, Guicciardini, las diese großen Geschichtschreiber wieder und wußte erstaunen über ein völlig neues Schauspiel. Ihre Gestalten hatten in meinen Augen ein Leben, das ich nie vorher an ihnen bemerkt hatte. Sie gingen einher, sprachen und handelten. Angeschickt, ich glaubte, sie leibhaftig mit Augen zu sehen, sie wieder zu erkennen, hätte ihnen Namen unserer Zeitgenossen geben mögen. Ihre Thaten und Handlungen, ehemals dunkel für mich, gewannen einen klaren und tiefen Sinn; ich kam von einer Revolution und aus den Stürmen derselben schlagenden Herzen.

Die Führer unserer Jahrhunderts, meine Herren, sind Wissen und Erfahrung; zwischen diesen beiden stehenden, aber mächtigen Mussen wandelnd, wird es glorreich vorwärts schreiten, neuen fruchtbaren Wahrheiten entgegen. Wenigstens fühle ich ein brennendes Bedürfniß, so zu hoffen. Ich wähne ungläcklich sey, wenn ich an die Unfruchtbarkeit meiner Zeit glauben sollte. Ich habe mich lebhaft gesehnt, mich recht oft, liebe gerade eben so sehr mein Jahrhundert; aus meinem Jahrhundert bitte ich mir ein Vaterland in der Zeit, wie das Land, in dem ich lebe, mein Vaterland im Raume ist, und es ist mir Bedürfniß, für das eine wie für das andere von einer großen Zukunft zu träumen.

Hier in Ihrer Mitte, treue Landsleute Freunde der Wissenschaft, erlauben Sie mir, daß ich ausrufe: Heil allen denen, die Theil nehmen an den hohen Arbeiten unserer Zeit! Heil allen denen, die sich diesen Arbeiten widmen dürfen, und beschleunen zu diesem Werke der Wissenschaft, der Geschichte und der Moral, das unser Zeitalter dereinst ist hervorbringen. Der schönste Ruhm, der reinste ist einen solchen Arbeiten, den seine Wurzel zu vermehren im Stande ist. Indem ich diese letzten Worte ausspreche, fühle mir ein Gleichniß ein: Sie alle erinnern sich, wie vor zwei Jahren eine furchtbare Plage des Himmels Frankreich durchstürmte, alle Alter und Stände zugleich ergriff, und der Reihe nach das Heer, die Wissenschaft, die Politik in Trauer versetzte. Zwei Säge wurden fast zu gleicher Zeit in die Erde gesenkt — der Sarg Casimir Périer's und der Cuvier's. Frankreich war tief bewegt, als sein treu ergebener Minister dahin war, der sein edles Leben im Dienst seines Vaterlandes erschöpft hatte. Aber wie groß war nicht auch sein Schmerz, als es den berühmten Gelehrten verloren gehen mußte, der so viel leicht über Frankreich vorbereitet hatte! Der allgemeine Schmerz sprach von allen Zungen, die Parteien selber waren gerecht! Niemand kann zwischen diesen beiden Gräbern, dem des Gelehrten oder des Staatsmannes, eine Wahl treffen für sich selber, denn das Schicksal ist es, welches uns, ohne daß wir selber eine Stimme dabei hatten, von unserer Kindheit an dem einen oder dem anderen entgegen leitet; aber ich sage es öffentlich zu Ihnen: hundert Mal glücklicher das Leben, das an Cuvier's Grab erlischt, und erblichend sich bedeckt mit den unsterblichen Palmen der Wissenschaft.

A s i e n.

The Journal of the Royal Asiatic Society etc. (Journal der Asiatischen Gesellschaft von Großbritannien.) Nr. 2. London, 1834.

Die Königliche Asiatische Gesellschaft von Großbritannien sah ihre Verhandlungen früher in stattlichen Quartbänden heraus; allein sowohl das Format als die Perioden der Publication wurden unbaltbar. Es

den, und so hat denn die Societät neuerlich mit Herausgabe vierteljähriger Oktavbände den Anfang gemacht, deren Inhalt eine anziehende Mannigfaltigkeit darbietet. Diese neue Einrichtung erweitert die Sphäre des Einflusses der Gesellschaft, verschafft dem Werke ein größeres Publikum und führt zu ausgedehnterem Anbau der Geschichte, Literatur und gegenwärtigen Hülfsquellen des Orients.

Der vorliegende Quartalband enthält zunächst ein Memoire über die älteste christliche Kirche von Malapsia, vom Capitain Charles Swanston. Der Verf. zeigt eifrigen Forscherstinn, und giebt uns das Historische über Ursprung und Fortgang des Syrischen Christenthums bei den Juden in einer Reihe schätzbarer Uebersetzt. Thomas, der Apostel der Syrischen Kirche, predigte das Evangelium (im Jahre 31) zu Cranganor an der Malabarischen Küste. Schon vor Christi Geburt hatten kleine Jüdische Kolonieen in Aegypten, Griechenland und einigen Theilen von Indien sich niedergelassen. Unter ihnen trat der Apostel als Verkünder auf und, wie es scheint, mit vielem Glücke. Er predigte die Kirche zu Cranganor gegründet, bekehrte er sich nach der Küste Coromandel, und hier ging sein Bekehrungswerk so reißend von Statten, daß es den Neid der Brahmanen erregte, die ihn zu Tode steinigten. Zu Mailapur gründete er eine Kirche, die lange fortblühte, aber endlich durch einen Hindu-Fürsten zerstört wurde. Das Grab der heiligen Thomas hat immer in größter Verehrung gestanden, und noch jetzt wallfahrten alljährlich Indische Christen nach Mailapur und versammeln sich auf dem Berge, wo der Apostel getödtet ward, um daselbst zu beten.

Zwei äußerst merkwürdige Artikel über den Mord weiblicher Kinder in Cutch, mitgetheilt von Burnes, dem berühmten Reisenden in Bochara, wird man mit großem Interesse lesen. Es existirt sich auf denselben, daß diese gräßliche Sitte, wie sehr auch das Britische Gouvernement ihr entgegenarbeitet, immer noch fortbesteht. Eine von dem Verf. entworfene tabellarische Uebersicht der Radschput'schen Bevölkerung verschiedener Stämme in Cutch zeigt uns, daß in 112 Städten und Dörfern die nämliche Bevölkerung zu der weiblichen wie 6 zu 1 sich verhält. Die Ursache des unnatürlichen Gebrauches ist in dem Geize der Dscharedscha's zu suchen, die in Cutch eine bedeutende und zwar erbliche Gewalt besitzen, deren sie verlustig werden könnten, wenn sie ihre Kinder weiblichen Geschlechts am Leben ließen. Sie halten es für hinreichenderlich, aus ihrem eigenen Stamme sich Frauen zu wählen; da nun ihre Töchter, wenn sie überhaupt heirathen, gezwungen seyn müßten, in eine niedere Klasse zu heirathen, so schaffen die Aeltern sie lieber aus der Welt. Ein anderer Vortheil, den dieser Gebrauch ihnen verschafft, ist der, daß sie ihr Land nicht in so viele Leibgedinge zu zersplittern brauchen, als nothwendig seyn würde, wenn alle Töchter am Leben blieben.

Ein Artikel über den Indus und den Morsch Alexanders des Großen, vom Lieutenant Pottinger, mit einer Bemerkung vom Lieutenant Burnes, welcher behauptet, daß wedre Alexander noch seine Armee oder Flotte jemals bis Cutch vordrangen, muß dem Archäologen willkommen seyn. Wenn wir nicht irren, hat unser Mitdirigee, Herr Dr. Droysen, der in seiner Geschichte Alexanders des Großen auch eine Karte zur Erläuterung der Feldzüge Alexanders mittheilt, die Ansichten des Lieutenant Burnes bereits gekannt.

Noch interessanter ist eine Abhandlung über die Landschaft Sindh, vom Capitain Mueds. Hier findet der Leser eine vollständige Analyse des Charakters der Nation, ihres Gottesdienstes, ihrer Gebräuche, ihrer Handels, ihrer Sprache, der Poesie und Musik, der Provinzen, der Verfassung u. s. w. Der Verf. ist der Meinung, die Briten sollten sich auf eine kommerzielle Verbindung mit Sindh beschränken, da die Unabhängigkeit der Radschputen-Häuptlinge ihnen sehr wichtig seyn müsse. Capitain Mueds war einer der ersten Britischen Offiziere, die an der Gränze zu ihm hatten und erwarb sich während seines dortigen Aufenthalts das unbedingte Vertrauen der Europäer wie der Eingeborenen.

Eine kurze Schilderung der Punjgar's oder Gesellschafts-Räuber (gang-robbers) und der Schedgarschid's oder Gaukler (von Herrn Stevenson), hat demnächst das Interesse eines Romans. Die Gesellschafts-Räuber erhalten sich zum Theilen Diebstahl ihrer Kunst; sie sind ganz enorme Spitzbuben. Sie gehören keiner besondern Kaste an und nehmen Individuen jedes Glaubens und jeder Kaste in ihre Brüderschaft auf.

„Ihr angebliches Gewerbe", sagt der Verf., „ist Aderbau und Tagelöhner-Arbeit, aber sie leben in der That von nichts als Raub und Mord. Sie schwören einander Verschwiegenheit, redliche Theilung der Beute und unverbrüchliche Treue. Sie rauben niemals, ohne das Opfer vorher zu tödten, greifen nie mit offener Gewalt an und lassen nie die geringste Spur von ihren Verbrechen zurück. Die Leiber der Erschlagenen werden tief in die Erde verscharrt, und ihr Eigenthum auf einem entfernten Markte verkauft. Ja sie alle ihre Opfer strangulieren, so bleibt keine Blutspur zurück. Nur sehr selten ist ein Punjgar der Gericht überwiesen worden."

Diese verdammten Mörder gebrauchen allerlei Kunstgriffe, um ihre Opfer in die Falle zu locken. Oft wählen sie eine hübsche Dirne, die den Wanderer durch eine rührende Geschichte täuscht, und hat er sich an die schicklich Stelle verlocken lassen, so erbrosseln sie ihn gewöhnlich mit einer Schlinge. — Die Beschreibung des Lebens der Gauner ist nicht minder schrecklich. Sie ziehen im Lande umher und verkaufen die Sehnen menschlicher Körper als Amulete. Alle Mittel, sich in den Besitz dieser Embleme eines barbarischen Aberglaubens zu setzen, sind ihnen gleich.

Aber bei Weitem der schätzbarste Artikel in diesem Bande ist eine Lebens-Beschreibung des verstorbenen Obersten Colin Mackenzie, General-Inspektors von Indien, nebst einem Berichte über dessen Sammlungen von Manuskripten, Münzen u. s. w. Dieser Artikel belehrt uns über Mackenzie's merkwürdige Forscherlitie in der Kenntniß der Hindostan'schen Sprachen und seinen unablässigen Eifer in Anlegung eines Museums zur Aufklärung der Geschichte und der gesellschaftlichen Verhältnisse Indiens. Ein Brief, den dieser verdienstvolle Offizier vor sechzig Jahren an Alexander Johnston schrieb, giebt seinen Eifer für die Förderung der Wissenschaft unzweideutig zu erkennen. „Es ist schon lange bekannt und anerkannt (sagt er unter Anderem), daß der Mensch selbst im Lager und Kriegsgetümmel der Wissenschaft zu leben fähig ist. Ja, der Menschengeist findet auch auf Reisen und Feldzügen Stunden der Muße, in denen er mit nützlichen Kenntnissen sich bereichern kann."

Mannigfaltiges.

— Bäume, an denen Vögel wachsen. Ein sehr geschätzter Leser unseres Blattes theilt uns, in Bezug auf die in der vorletzten Nummer des „Magazins" befindliche Notiz aus einer (im Jahre Jahrhundert verfaßten) Persischen Beschreibung von Grosbritannien, daß uns mit selsam übereinstimmende Stelle aus dem zu Köln am Rhein 1599 erschienenen „Enchiridion Cosmographicum" von Luaden mit. Beide Schriftsteller, der Perser und der ehrliche Deutsche, haben, wie es scheint, ihre Kenntniß von Bäumen wachsenden Vögel aus derselben zuverlässigen Quelle geschöpft; mindestens stimmen beide ihre Berichte große Aehnlichkeit mit einander. Der unseres Luaden lautet (S. 9 seines Handbuches) wörtlich folgendermaßen: „Es seindt auch alda (nämlich in Irland) vögel Bernacae genant, den Enten gleich, aber kleiner, welche die Natur wunderbarlich wider die Natur herfur bringt. Dan zum ersten empfangen sie auß den Zammerdenbäumen, die da vber das wasser hangen, gleich wie ein Gummi, darnach bekommen sie harte schalen wie muschelen, darinnen sie mit den schnäbeln ab den beumen hangen, so lang bis sie mit der zeit starcke Federn bekommen, fallen sie alsbald ins wasser, oder schwingen sie frey auff in die lufft. Es schreibt Silvester Giraldus ein Engländer, daß offtmals solcher junger vögeln am gestaden des Meers gar viel an einem baum mit augen gesehen in den schalen hangen die schon vollkomlich waren, es kommen auch keine eyer aus ihrer vermischung, drumb sie auch keine jungen brueten können, werden drumb an vielen orten in der Fasten neben dem Fischwerk gessen, weil sie von keinem fleisch gezielet werden u. s. w." — Die wohlschmeckende Fastenspeise hat in den gelehrten „Engländer" wahrscheinlich zu der Beschreibung eines Naturwunders begeistert, das, je wunderbarer es war, um so leichter seinen Weg auch nach Persien gefunden hat.

— Nachrichten aus dem südlichen Afrika. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kam Herr Hume, ein Kaufmann aus Grahamstown im Capland, von seiner Reise in's Innere von Südafrika zurück; er hatte sich nicht von den Griesichten abschrecken lassen, die über die Gefahren von Seiten des Stammhäuptlings Maffalikatst in Umlauf waren, sondern durchzog in Begleitung seines Freundes Mallon, mit zwei Wagen und einigen Bedienten, verschiedene Theile ganz ungefährt das Gebiet dieses gefürchteten Häuptlings, und drang eine bedeutende Strecke jenseits des Punktes vor, den die Europäer bis dahin je erreicht hatten. Die Herren Hume und Mallon brachen im Monat Juni von Latatu oder Kurruman auf, und nachdem sie jenseits der Punktes gekommen waren, an den sie in den Kampuys umkehrt, der sich in den Lagea-Bai ergießt, fuhren sie neun Tage in westlicher Richtung den Nacenge, einen Nebenfluß des Lampupo, hinauf. Nachdem sie hierauf acht Tage nordwärts zogen, kamen sie bei den Bus-Kaffern, einem Stamme der Betschuanas, an, und noch zwei Tagereisen in derselben Richtung führten sie zu den Ba-Mangatees, einem Stamme von derselben Nation, der sich gelinglicher Land Schafe- und Schaf- und Rinder-Heerden besitzt, und Getraide anbaut. Sie in jener Gegend am 25. Dezember zu Mittag lothrecht aufgehängtes Blei warf einen fast ganz undemerklichen Schatten nach Norden zu, woraus uns ihre Reisenden schließen, daß sie sich nahe an den Wendekreis des Steinbocks befanden. Nachdem sich hierselben mit Elefanten, die sie vorzüglich aufgesucht, hinlänglich versehen hatten, kehrten sie einer anderen Richtung zurück; sechzehn Tage gingen sie ungefähr in südlicher Richtung bis zum Wolf-Flusse, den Moffat schon besucht; nachdem sie hierauf noch acht Tage südlich zogen, kamen sie in das Land des Häuptlings Sobiquac, den auch Mbitile schon kennen gelernt, und zwölf Tage später waren sie wieder zu Kurruman angelangt. Sämmtliche der Sitten und Gebräuche, scheinen diese Stämme, die durch ihre eigene Kraft oder durch ihre Entfernung vor den Angriffen des Maffalikatst geschützt bleiben, im Ganzen den übrigen Betschuanas gleich zu stehen. Der Boden, den sie bewohnen, ist im Allgemeinen eben, gut mit Holzungen versehen und mit schönen Weiden bedeckt, aber auch schlecht bewässert. Man sieht hier Straußen-Heerden zu Hunderten beisammen, und unser Reisenden mit ihren Begleitern machten kräftig Jagd auf diese Thiere, um das Fleisch derselben zu verzehren, so wie sie auch mitunter Elephanten und Rhinozeros-Fleisch als Nahrungsmittel auf dem Wege benutzten. Man findet bei den Mangatas verschiedene Gewehr von Buschwolk, die sie von den Portugiesischen Niederlassungen von Mosambique oder von der Lagea-Bay bezogen. Die Eingebornen erzählten, daß ehedem ein bedeutender Handel mit Elfenbein mit der Oststüste getrieben wurde, indem die Malaquins die Zwischenhändler machten, ein Stamm, der jene Waare bis zum Meere hin transportirte. Unsere Reisenden überzeugten sich, daß die Griquas den Maffalikatst keineswegs schlechten, und daß dieser Häuptling, einen solchen Respekt vor Feuergewehr habe, daß er gewiß Niemanden, der mit dergleichen Waffen versehen, zuerst angreifen dürfte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Freitag den 16. Januar 1835.

Syrien.

Die Christen in Jerusalem.

Von Jules Amic.

Wenn man nach einem Lande, nach einer Stadt, zu einem Denkmal hinreist, die uns angerühmt worden, so sucht man sich meist im Voraus ein Bild zu entwerfen im Geiste von solchem Werke der Natur oder Kunst, und kommt oft an Ort und Stelle mit einer völlig ausgebildeten und bestimmten Vorstellung an; da trifft sich's denn nicht selten, daß die Wirklichkeit weit hinter der Einbildungskraft zurückbleibt, daß man das fahl und dürftig und gemein findet, was man sich groß-artig und im lebendigsten Farbenschmucke prangend vorgestellt hatte; und kommt man auch von diesem ersten Eindruck doch ein näheres Eingehen in alle Einzelnheiten ab, ja, fände man sich veranlaßt, das sogar noch zu bewundern, was man anfangs mit mangelhaftem Sinn in sich aufgenommen oder zu voreilig verdammt hatte, die erste Enttäuschung erweist sich dennoch als fortwirkend, und die Lust, die man sich versprochen, bleibt gehört und verstimmert.

Man müßte sich sonach jede Vorstellung in der Phantasie untersagen von einem Gegenstande, den man zu sehen bekommen soll. Es sind einzelne seltene Fälle, wo die großen Verwögen nicht auszureichen, eine gewisse Schöpfung im Voraus zu fassen, und wo man dann auch nicht jene ebenfalls störende Enttäuschung zu erleiden hat, hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben zu seyn. Der Geist bleibt dann frei unter dem mächtigen Reiz des unerwarteten Ueberraschenden, hat nicht erst nöthig, leere Hypothesen aufzugeben, und kann sich ungestreut der Wonne des Schauens und der Betrachtung überlassen. Wer einmal in die Nähe von Jerusalem gekommen ist, vermag die Macht und Stärke einer solchen Entbüllung, solch' eines überraschenden Entgegentretens einer vorher nie geahnten Schöpfung zu beurtheilen; denn diese außerordentliche Stadt, die einsam mitten zwischen Bergen, die öde und verlassen sind und, baldigst, hartet noch gegenwärtig einen Charakter von Größe und Erhabenheit dar, den man umgend so wiederfindet.

Nach einer Tour von zwölf Stunden ungefähr gelangt man von Jaffa nach Jerusalem. Die erste Hälfte des Weges geht durch schöne Ebenen, die Rama umgehen, die andere durch Hohlwege und Abgründe — man erblickt die heilige Stadt nicht eher, als bis man auf ihrer Höhe angelangt ist, das heißt, neben einer achthundert Fuß über der Meeresfläche. Dann, als ob sich ein Schleier höbe, oder vielmehr als würde man selber über den Schleier emporgehoben, gewiest man des köstlichsten Schauspiels — still steht man, von Bewunderung ergriffen, und wer auch nur ein Minimum von Poesie in der Seele trägt, bildet sich schon entschädigt für alle Strapatzen der Reise, die der gewöhnliche Pilger nur erst um heiligen Grabe sicher vergißt. Mit Wonne ruhen die Augen auf den Zinnen der Mauern, an den Thürmen und den alten Schießscharten, die sie nicht mehr zu vertheidigen vermöchten; dann schweift der Blick durch die weite gebirgige kahle Landschaft, sucht sie zusammen zu fassen, senkt sich in alle die tausend Thäler, die sie in eigentümlichen Linien durchziehen, dringt über die Todtenthäler hinaus, die vor dem todten Meere und dem Jordan liegt, und ruht endlich am Horizonte aus, auf einer langen Kette von blauen zackigen Bergzipfeln. Es sind dies die Felsen des steinigten Arabiens, die die Mauerzwälle und Bollwerke der Welt zu bilden scheinen — Alles in Duft gehüllt, denn der brennende Glanz des Himmels hat gedörrt, dalb minderer durchsichtigkeit verliehen, den er aber nie verjehrt und aufzusaugt.

Ungeduldig, an's Ziel der Reise zu gelangen, der Fülle des Neuen entgegenstrebend, setzt man sich alsdald wieder in Marsch. Der Weg führt über den Berg Zion, dessen Grund und Boden, rings von einem weiten Kirchhofe bedeckt, noch um seinen alten Glanz zu trauern scheint. Dieser Kirchhof gehört zu Armenien; er erstreckt sich bis an's Thor der Neustadt, ein Thor, einfach und roh gebaut, welches man aber in seinem gothischen denkmaartigen Stile füglich für die Thüre einer Kirche, der Kathedrale der christlichen Welt, ansehen könnte.

Wie soll man den Eindruck, die innere Bewegung beschreiben, die man empfindet, wenn man über die Schwelle dieses Thores tritt? Es ist nicht das Gefühl von religiöser Ehrfurcht, welches uns die umgebende Gegenwart eines Gotteshauses einflößt, noch die Bewunderung, zu der uns riesenartige Monumente aufzufordern pflegen; es ist ein ganz unbeschreibliches Gefühl, ein trauria verworrenes Gefühl von Liebe, ohne Zweifel das Resultat des Erwühlts von verschiedenartigen Erinnerungen, die im Geiste drängen und umherwogen. Denn der Mensch, der nicht unter dem Einfluß einer bestimmten solchen Idee, um eines einfachen Zweckes willen, aus bloßer Frömmigkeit nach Palästina kommt, kann der andere, als die Kritte der verflossenen Jahrhunderte an sich vorüberziehen lassen, den vergangenen Zustand jenes Landes mit dem gegenwärtigen vergleichen, und muß er nicht, wenn er dann den Unterstand der irdischen Dinge befestigt, eine Quelle nützlicher Lehren hier finden?

Wir treten in die Stadt ein; alle Ideen von zauberischer Herrlichkeit und Großartigkeit der Natur schwinden, um gewöhnlicher gemeinster Alltäglichkeit, deren Kette unterbrochen worden war, Platz zu machen; wir sind bei Menschen, und ihre Werke stehen uns gegenüber. Hier muß man gesagt werden, daß, wenn der äußere Anblick dieser ewigen Stadt Alles übertrifft, was man sich Hohes, Erhabenes und Wundervolles vorstellen kann, der Anblick ihres Innern zurückbleibt und noch immer zurückbleiben wird hinter dem unansehnlichsten und verblichensten Bilde, das man sich davon entwerfen mag.

Das Erste, das Einem Wunder nimmt, ist die tiefe Stille, die rings umher herrscht. Ueberall Schweigen, eine fortwährende vollkommene Grabesstille. Nur dann und wann bei großen kirchlichen Festen wird es von dem Getümmel der Menge und dem Ruf der Soldaten, die die Kirchen-Polizei machen, unterbrochen, aber niemals durch das, was am besten unseren Kultus in Europa charakterisirt, durch das Geläut der Glocken. Dieses nothwendige, wenn nicht gar unerläßliche, Zubehör des Ehristenthums hat in Palästina nicht aufkommen können, wo die Türken nicht toleranter verfahren, als in den anderen Provinzen ihres weiten Reiches. Der heilige Glockenklang macht auf ihre Ohren die Wirkung, wie die rothe Farbe auf die Augen der Stiere; sogar dem Golde haben sie bei dieser Gelegenheit widerstanden; man hat es vergebrich verschwendet, und unsere Geistlichen, obnehin in Schmach und zuweilen Drucke lebend, haben eben nicht sicheren nach der Ehre des Märtyrthums, haben sich zu einem Dienste in stummen Kirchen verstehen müssen.

Nach der Aussage dortiger Gelehrten, die im Dienst des Gouvernures stehen, enthält die Stadt, obgleich sie sehr groß ist, kaum dreißig bis fünfunddreißig Tausend Menschen. Diese Zahl, die man der Fruchtbarkeit und Oede der Gegend erwägt, so muß auch die Ersteren dieser so äußerst geringen Bevölkerung räthselhaft scheinen. Die Straßen, mit einem natürlichen Pflaster von Felsen und Granitblöcken versehen, bieten überall gefahrliche Unebenheiten dar und stimmen wunderbar mit den zerrümmerten Häusern und morschen Basars, die der Aller einfürzen und thun, thun, bis auf welchen Punkt man sie oder irgend eine Art von Reparatur läßt.*) Bei alle dem stellt sich in Jerusalem nicht jenes Gepräge, jene eigenthümliche Außenseite des Elends dar, die so viele andere Städte in der Levante charakterisirt — das zur Schaustragen des Elends von Seiten der Einwohner, wie in der Hauptstadt von Aegypten, findet hier nicht Platz. Die Bettler hervorgerechnet, die uns begegnen, sind ziemlich gut gekleidet, doch scheinen diese gröstentheils Fremde zu seyn, Pilger oder Reisende, und sind es in der That, die ihre Feierkleider angelegt haben und all' den Putz und Zierrath, der die Lappen, womit die Araber bekleidet sind, so gut zu verdecken gewiest ist, aber doch keinswoges den Eigenthümer das Aussehen von Ruhe und zufriedenem Glück zu geben vermag, das den echten Muhammedaner charakterisirt.

Um den Zustand der christlichen Religion in diesem Lande richtig auszufassen, muß man wissen, daß die Römischen Katholiken nicht die alleinzugetheilenden Herren dort sind: wie in Rom; die schismatischen Armenier und Griechen haben ebenfalls ihre Stimme und überhaupt mehr Gewicht als jene. Es darf nicht vergessen werden, daß diese drei geistlichen Mächte, eifersüchtige Nebenbuhler unter einander und häufig noch durch die Kopten, Mennoniten oder Juden in Unruhe gesetzt, übrigens unter der unmittelbaren Botmäßigkeit der Türken stehen und daß diese Herren uns Eigenthümer des Landes sind, nicht nur dem Namen nach, wie die regierenden Fürstenhäuser in Sardinien und Spanien, sondern dem Namen und der Sache nach, — nicht vergessen werden, daß diese geistlichen Mächte bei den häufigen Streitigkeiten, die unter ihnen flattfinden, keine anderen Richter haben, als eben jene Türken, von denen sie um so tiefer verachtet werden, als sie eben die fetten Zeugen ihrer blutigen Zwistigkeiten, schmählichen Verfolgungen, oft sogar vorsätzlichen Meuchelmordes unter ihnen sind. Wer kann sich hiermach noch wundern, wenn er steht, daß der Islam bei seinem ihm eigenthüm-

*) Diese Zahl ist nur annähernd, denn in allen Türkischen Städten tragen die Behörden nur die Todesfälle und nie die Geburten ein.

**) Unsere Reisende erzählen, daß im Orient, und besonders in den Provinzen, die unter Pascha's stehen, ganze Städte verlassen liegen, weil die Häuser nicht mehr bewohnbar waren und Niemand das geringe nothwendigen lassen machte, aus Furcht, sich hierdurch als wohlhabend zu zeigen.

Digitized by Google

lichen Stolz und Fanatismus die christliche Religion mit Füßen tritt, sie verhöhnt und mit Schmach bedeckt? daß sich die Pforten des heiligen Grabes nur nach Kaune und Gefallen nichtsnutziger gemeiner Janitscharen aufthun, die überdies noch eine Abgabe dafür eintreiben, die von Niemand gesetzlich festgestellt ist und die Polizei an diesem heiligsten Orte mit Knutenhieben und Stockprügeln ausübet? Soll man von ihnen Tartarstolz und Schonung erwarten, wenn selbst diejenigen, die ihre von Rechtswegen zu bezahlen pflegen, sondern sie erhalten für geringes Ansehen nur dann brauchen, ihn auszuplündern und die Erspanniße eines ganzen Lebens in wenigen Tagen zu vergeuden.

Im heiligen Lande ist Alles für Gold feil und nichts ohne Geld zu haben, räuberischer Geiz ist die dominirende Leidenschaft; die Geistlichkeit treibt einen schmutzigen Handel mit ihren Bildern und Reliquien. Die kleinste Messe kostet fünfundzwölf Türkische Piaster, ungefähr hundertundfünfzig Franken nach unserem Gelde, für Ablaß und Segen wird vorher der Preis bestimmt, eben so für die Besuchkarte und kleinen Kreuze, die von den Aradern in Nazareth verfertigt werden: alle Akte des Familien-Lebens, alle geistlichen Handlungen stehen sich in den Klöstern rubrizirt und abgeschätzt nach ihrem Preise, wie in Europa die Gegenstände des materiellen Lebens in den Kaufläden und Wirthshäusern. Es ist allerdings wahr, daß man mit Hülfe eines Führers, den man immer für den Tag miethet und den man aus den Geistlichen nehmen muß, um sonst in der Stadt spazieren gehen und sogar auch Ausflüge in der Umgegend machen kann. Nachdem man Golgatha besucht, das doch deshalb hat, wo das eigentliche Kreuz gestanden, am heiligen Grabe gebetet, unterm Thore vom Hause des Pilatus gestanden hat, kann man den Berg Zion besteigen und sich an der Stelle des alten Grabes von Jesus Christus niederwerfen; dies Grab stellt ein roher Stein vor, der, wie die Sage geht, nit hat aus dem Boden losgerissen werden können, dann kann man einen Spaziergang durch das Thal Josaphat und auf den Oelberg anstellen. Auf dem Gipfel dieses Berges wird einem der Kieselstein gezeigt, auf den der Erlöser den Fuß gesetzt, als er gen Himmel gefahren, auch die Spur des göttlichen Fußes, die noch im Steine erkennbar. Aber man muß sich in Acht nehmen, ja nicht nachher denselben Weg mit einem Muselmann zu machen, weil man diesem wieder hören müßte, wie der Prophet von dem Felsen nach Mekka, welches Mohammedsihn's Paradies emporgetragen, und es sehr schwer halten würde, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.

Es möchte zu lang werden, hier alle Stein-Grotten und Plätze aufzuzählen, denen die Kirche eine heilige Bedeutung gegeben: es möge die Bemerkung genügen, daß die mannigfaltigen Strapatzen, die man auf der Pilgerschaft durch und um Jerusalem zu erdulden hat, den Körper ermüden, ohne den Geist zu erlaben, daß sie aber dennoch nicht zu verwerfen sind, da alles dies auf den einen Sinn und das eine Ziel hinauslauft und hinweist, auf die einzige Ruhe der Seele.

(Schluß folgt.)

England.

Englands Philanthropie.

(Schluß.)

Zu den schönsten Feierschriften, welche die Menschenliebe in England gemacht hat, gehört die Ausbedung der seit mehr als 30 Jahren von ihr mit Ausdauer beklämpften Sklaverei der Neger. Der Name Wilberforce ist dinlänglich bekannt, und der Ruhm, den sich seine Zeitgenossen erworben, hat sich auch auf dem Festlande so weit verbreitet, daß Jedermann auch hier weiß, daß der große Akt der Emancipation der Neger der Englischen Kolonieen nur das Resultat der unendlichen Bestrebungen einiger Menschenfreunde gewesen ist, an deren Spitze sich Wilberforce befand. Daß die Neger-Sklaverei in den Kolonieen den Prinzipien der Menschlichkeit eben nicht entsprechend sey, ist von allen Englischen Regierungen anerkannt worden, und es konnte auch nicht anders seyn, da sich immerwährend gegen die Schändlichkeit einer solchen Bedrückung viele Stimmen im Parlament erhoben hatten. Allein der Eigennutz einer Anzahl von Betheiligten widersetzte sich standhaft dem Gefühle der Gerechtigkeit; es schien klar erwiesen, daß man durch die Vernichtung des Sklaventhums die Kolonieen vernichte, und die Gesetzgebung mußte sich zu dem Entschlusse der Erfüllung einer Pflicht aufzuleger, welche nur zu einem solchen Preise erkauft werden sollte; denn das Land mußte in dem Augenblicke, wo die Benutzung seiner Kolonieen aufhörte, die größte Quelle seines Wohlstandes verstegen sehen; und solchen dieser Umstand allein war dazu geeignet, bei einem Handel so sehr ergebenen Nation alle andere Betrachtungen zu beherrschen. Aber weder die unbesiegbaren Hindernisse von Seiten des Parlaments, noch die Widersetzlichkeit der Presse, noch endlich die Macht der öffentlichen Meinung, verwochten den Eifer der Wertheidiger menschlicher Rechte niederzuschlagen. Sie ergriffen jede Maßregel, um diese Hindernisse zu besiegen. Im Parlamente griffen sie die schlechten Gesetze an; der Presse entrissen sie durch die Presse; sie suchten in den Städten die öffentliche Meinung ihrem Systeme zu gewinnen, und ihre Beharrlichkeit mußte unzählige Hindernisse überstigen, bis endlich ein glänzender Erfolg ihre Anstrengungen gekrönt hat. Das Parlaments-Detret zur Emancipation der Neger-Sklaven hat die Neger-Freunde für ihre langen Bemühungen nach Wunsch entschädigt.

Und doch ist es noch nicht ganz so weit für es beschichtigt haben. Denn wenn es gleich keine Sklaven mehr in den Englischen Kolonieen giebt, so giebt es deren doch noch in den Vereinigten Staaten, in den Spanischen und Französischen Kolonieen, und mehr als sechs Millionen bloß in den Amerikanischen Besitzungen zu Wasser und zu Lande. Darum haben sie auch beschlossen, in London ein Comité zu bilden, welches sich damit beschäftigen soll, bei den Nationen des Festlandes die in ihren Kolonieen die Sklaverei noch dulden, eine gleiche Institution zur Vernichtung derselben zu erstreben. Ihr erster Augenmerk war auf die Vereinigten Staaten gerichtet, wegen der gemeinschaftlichen Ursprung und die gemeinschaftliche Sprache beider Nationen es ihnen, ihrer Meinung nach, viel leichter machen müßten, ihr vorgesteckes Ziel zu erreichen. Eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder durchwanderte vor seiner Abreise nach Amerika ganz England, und sammelte bei den verschiedenen Religious-Sekten schriftliche Ermahnungen, welche an dieselben Religious-Sekten der jenseits des Atlantischen Meeres gelegenen Länder gerichtet sind, und worin dargethan wird, eine barbarische Verletzung des Evangeliums die Sklaverei der Neger sey, weshalb sie auch im Namen der Menschheit und des Christenthums aufgerfordert werden, sich von den Flecken dieser Barbarei, je eher je lieber, rein zu waschen. Derjenige, welcher diese Mission übernahm, ist ein Irländer, junger noch, ungefähr Sjährdiger Mann mit Namen Thompson; er ist wegen der seltenen Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens überall sehr beliebt. Vorzüglich merkwürdig ist sein Redner-Talent, worin sich ein ernster und edler Vortrag, ein reicher und blühender Stil, und ein Feuer in Wort und Bewegung verwahren zu erkennen giebt, daß er allen seinen Zuhörern als etwas Außerordentliches erscheint. Wenn er die gransame Gesetzgebung derselben, welche in der Amerikanischen Republik in Ansehung des Sklaven-Zustandes herrscht; und wenn er die Mißbräuche und die Abscheulichkeiten schildert, die man sich gegen den armen verbannten Negerstamm erlaubt, ertquicte es sich oft, daß er von dem Geschrei der Weiber und dem unaufhörlichen Murren der Männer unterbrochen wurde. Er hat angezeigt, daß er dieser Sommer das Atlantische Meer überschreiten werde. Mehrere Personen erwarten ihn in Amerika, nachdem sie ihn lebhaft aufgefordert haben, ihn zu kommen, um alle Mittel und allen Einfluß, die sie besitzen, seiner Leitung zu übergeben. Er spricht mit vielem Enthusiasmus von einem jungen Amerikaner aus der Gegend von Neu-York, der, noch nicht 20 Jahre von der Jahren, seine sich kaum vor 4 bis 5 Jahren mit Heldenmuth bewiesenen Thatkraft gewidmet, Die Emancipation der Neger ist die herrschende Idee und der einzige Stolz dieses jungen Menschenfreundes geworden, und schon als er das Kollegium verließ, machte er sich diese zum einzigen Ziel seines Lebens. Ohne Glückgüter, ohne bereitende Verwandte und ohne ein einträge sicher Amt, ging er, ich er weiß nicht, wie, daran, sich zu einer strengen Lebensweise verdammen würden; allein er ergab sich willig darein. Anfangs beschränkte er sich auf öffentliche Reden, zu denen sowohl die Freunde der Neger, als deren Widersacher eingeladen wurden; allein die Letzteren kamen nicht ihn, um sich das Anhören lästiger Wahrheiten zu ersparen, und die Ersteren blieben ebenfalls weg, um ihre Gesinnungen nicht offenkundig zu machen, so daß jene Versammlungen bald endigten, daß er durch dieses Mittel wenig oder gar nichts gewinnen würde. Da faßte er das Projekt, ein Journal zu publiziren. Die Amerikaner sind große Freunde von Journalen, und es werden unzählige Tagesblätter in der ausgedehnten Linien verbreitet. Darüber glaubte, daß das einzige die Gunst Aller gewinnen werde; aber Thompson die ersten Nummern, das öffentliche Geschrei, man drang in sein Bureau, nahm seine Papiere weg und zerstörte seine Materialien. Glücklicherweise war der Verlust nicht sehr groß; in seiner Kammer, welche ihm zum Bureau und zugleich zur Wohnung diente, befand sich nichts, als ein schlechtes Bett, ein schlechter Tisch, eine alte Presse, und ein kleiner Kerb von schlechtem Buchstaben. Da er aber seine Publikationen erneuerte, so zog er sich einen Prozeß zu, der mit einer siebenmonatlichen Gefangenschaft für ihn endete. Jedoch benahmen diese schlecht ausgefallenen Proben ihm seinen Eifer und seine Hitze noch nicht; neue Verfolgungen fanden gegen ihn statt, und ein dritter Prozeß wurde gegen ihn anhängig gemacht, der ihm 1500 Franken strenge Ahndung zuzog. Dergleichen Menschen werden indessen durch solche Leiden für ihre Lieblings-Idee nur noch immer befreundeter mit derselben. Wie wollen hoffen, daß seine Anstrengungen nicht vergebens gemacht seyen, und daß das freie Amerika die Schande der Sklaverei, die noch theilweise auf ihm lastet, endlich einmal ganz von sich abwälzen werde.

Bis wollen unsere Liste von verjährigsichten menschenfreundlichen Stiftungen in England damit beschließen, daß wir noch Einiges über seine Mäßigkeits-Vereine sagen. Wie das Wort es schon andeutet, geht der Endzweck dieser Vereine nur dahin, dem Mißbrauche des unmäßigen Branntweintrinkens der arbeitenden Klassen entgegenzuwirken. Es ist bekannt, daß von diesen Vereinen in richtigen Begriff zu erhalten, müssen wir vorher eine kleine Diversion in die allgemeine Geschichte der letzten vierzig Jahre machen.

Diese letzten vierzig Jahre lieferten uns ein Schauspiel doppelter Art; auf der einen Seite die ungemein große Entwickelung des Handels-Verkehrs und den daraus entspringenden scheinbaren Wohlstand, und auf der anderen die arbeitende Klasse, die sich, trotz dem Reichthume der Industrie verwehrt, aber auch, einige Glückskinder ausgenommen, immer mehr verarmte, und in den letzten Jahren bis zur niedrigsten Stufe des Elends und der Demoralisation herabsank. Was man bei solchem Unglück noch am meisten zu beklagen hat, das ist die Thatsache, daß die Unzufriedenheit dieser Klasse, die sich über materiellen Drucke der Armen verschlimmert, und in ihnen das Prinzip der Nachtrembelt, der Mäßigkeit und der Ordnung gänzlich aufreiben. Die Zahl der vom Gesetze verurtheilten Männer und Frauen vermehrt sich mit jedem Jahre; und wer sich flüchtig in England aufgehalten hat, der weiß es, zu welcher hohen Stufe von Verwegenheit es hier der Diebstahl gebracht hat, indem er inmitten der am belebtesten und am meisten bewachten Straßen ungescheut sein Wesen treibt. Es findet aber auch noch eine andere Entartung statt, welche Einige dem Einbeziehungs-Verhältnisse physischer Leiden und Anderer dem Verderbniß der Sitten beimessen, die aber in der Wirklichkeit aus Beiden zugleich, wie Ursache und Folge, entsteht; und diese Entartung ist die Leidenschaft des Trunks. Es giebt einige Statistiker, welche behaupten wollen, daß dieser, besonders unter den Fabrik-Arbeitern, überhand genommene schreckliche Zustand die Ursache sey, daß sich seit zwanzig Jahren die Bevöl-

Digitized by Google

kerung in den Manufaktur-Distrikten so bedeutend vermindert hat, welche Behauptung jedoch, wie es scheint, ein wenig übertrieben ist. Denn wenn gleich erwiesen ist, daß der Genuß der scharfen Getränke die Sterblichkeit der Aeltern oft zerstört, so ist es doch nicht so ausgemacht, daß er auch auf die Erzeugung der Kinder Einfluß habe, wiewohl diese die Sünden ihrer Aeltern oft büßen müssen, indem sie gleich mit schwächlichen Konstitutionen auf die Welt kommen. Aber leider hat jenes Laster noch andere fürchterliche Folgen. Der Arbeiter will nicht sowohl zur Schnapsflasche, um sich einen erlebten Genuß zu verschaffen; nein! er ist den ganzen Tag mit Arbeit überhäuft, er hat eine schlechte Kost und nicht einmal zur Genüge, und hat ihn die unbedachtsame Jugend zum Heirathen verleitet, so sieht er eine leidende Familie um sich her, deren Jammer er nicht zu stillen vermag. Seine Einnahme sinkt immer tiefer, und der Preis der Lebensmittel steigt durch die Taxen immer höher. Er schickt seine Kinder in die Werkstätte einer Spinnerei; aber sie bringen bei ihrer Nachhausekunft kaum so viel mit, daß er sie davon ernähren kann; und die armen Kleinen haben zwölf tödtliche Stunden in einem staubigen und übelriechenden Zimmer zugebracht, und sehen blaß und abgezehrt aus. Da ersäuft ihn bisweilen die Verzweiflung; sein Kopf dröhnt; er kann den qualenden herzerdrückenden Gedanken nicht länger widerstehen; er geht hin, um in dem Wahnsinn der Trunkenheit Erstarkung zu finden. Die Trunkenheit ist das einzige seinen Verhältnissen angemessene Rettungs-Mittel, das einzige Heil-Mittel für seine körperlichen Schmerzen, und das einzige Linderungs-Mittel für seine Seelen-Leiden. Wenn er dann in die Werkstatt zurückkehrt, wo es im Winter so feucht ist, daß der Frost ihm bis in sein Eingeweide dringt, wo er dem Wetter nicht zu Willen arbeiten, wenn er sich nicht durch ein erkünsteltes Feuer zu dieselben sucht. Seine Arme sinken ermattet nieder, und würden ein schlechtes Machwerk liefern, wenn er nicht ein Mittel besäße, sie zu galvanisiren — und er galvanisirt sie, und schreckt vor der Bösartigkeit des Mittels nicht zurück. Er weiß wohl, daß es ihm oft genug, das heißt seinen unmäßigkeit entnervten feinen Körper oder seine Seele tödten wird; er weiß es, daß er in diesem Spiele Gesundheit, Ehre, guten Ruf, ja das Heil seiner ganzen Zukunft verlieren kann; allein ihm liegt daran gar nichts. Die zukünftigen Uebel existiren doch in der Gegenwart nicht, und er will nur die gegenwärtigen Uebel zum Schweigen bringen!

Bis vor einigen Jahren hat das Laster der Trunkenheit auf eine schreckliche Weise immer mehr zugenommen, und es scheint, daß auch das Aeußerste guter Sitten bei den Armen eine Beute dieses Fluches geworden sey. Wenn Ihr an einem Sonntagsabend vorüber geht, so werdet Ihr ihn zuweilen sogar von Frauen bis an die Thür geführt voll sehen. In gemischten Etablissements hingegen gewahrt man fast keine andere Geschäftsbetriebe als die der Braunwein-Händler und der Pfandleiher. Diese beiden Betriebe werfen einen so großen Nutzen ab, daß sie die Augen ihrer Nutznehmer ganz verblendet, und sie nicht im Stande sind, das Schändliche ihres Erwerbes einzusehen. Aber die Aufgabe ist so schwierig als möglich. Denn, daß sie den Exzesse der Trunkenheit bemerkt, und das Projekt, diese Ausschweifungen, wo nicht ganz zu beseitigen, doch wenigstens zu vermindern, hat das Entstehen der Mäßigkeits-Vereine zur Folge gehabt.

Um einen genauen Begriff von der Art und dem Zwecke dieser Vereine zu geben, können wir nichts Besseres thun, als hier die Verfügungen anführen, welche von dem Londoner Mäßigkeits-Verein, zum Muster für alle Vereine, welche sich außerhalb bilden werden, publicirt und wirklich von allen allgemein angenommen worden sind. Es sind darin sowohl die Erklärungen der Prinzipien dieser nützlichen Vereine, als auch die Darstellung der Pflichten, denen sich die Uebrigen unterziehen müssen, der Regeln nach enthalten.

Beschlüsse und Regeln des Mäßigkeits-Vereins innerhalb und außerhalb Englands.

„Die Societät kommt darin überein:

1) Daß der unmäßige Gebrauch der starken Getränke eine Hauptursache der Armuth, der Krankheiten und des Lasters in dem Vereinigten Königreiche ist.
2) Daß die bisher angewandten Mittel, diese Unordnung aufzuhoben oder einzuschränken, ohne genügenden Erfolg geblieben sind.
3) Daß, da das Laster der Trunkenheit von einer Beschaffenheit ist, die allen Anstrengungen und allen Gegenmitteln Trotz bietet, die erste Maßregel zur Bewahrung der Mäßigkeit und der Sitten darin besteht, die der Nächternheit treubleibenden Personen gegen jenes Laster auch ferner in Schutz zu nehmen.
4) Daß die Societät nur diejenigen zu Mitgliedern aufnehmen wird, welche folgende Erklärung unterschrieben. Wir übernehmen die Verbindlichkeit, uns aller geistigen Getränke zu enthalten, außer in dem Falle, daß uns ihr Gebrauch medicinisch verordnet wird; ferner wollen wir aus allen Kräften auch bei Anderen die Ursachen und die Anwendung der Unmäßigkeit zu bekämpfen suchen.
5) Daß die Mitglieder der Societät sich damit beschäftigen sollen, alle von dem Comité ausgehende Publikationen zur Aufklärung des Volkes über den Nachtheil der starken Getränke, und zur Empfehlung der gänzlichen Verbannung derselben, außer in Krankheits-Fällen, überall zu verbreiten und zu unterstützen.
6) Daß man, indem man ein Mitglied dieses Vereins wird, darum nicht auch verpflichtet ist, zu den Fonds oder zu den anderen Ausgaben der Gesellschaft beizutragen.

Wie lassen hier einige Artikel aus, welche nur für die neuen Mitglieder bestimmt sind, die mit der Londoner Societät in Verbindung treten wollen.

Die erste öffentliche Sitzung des Londoner Vereins fand im Monat Juni 1831 statt; und im Juni 1833 zählte man schon siebenzig neue Vereine durch ganz England verbreitet, und diese zählten nicht weniger als dreimalhunderttausend Mitglieder; diese Gesellschaften haben sich dadurch großen Einfluß verschafft, daß sie auch Frauen in ihre Mitte aufnahmen. Die Armen und die Reichen scheinen ihre Namen ein ohne Unterscheidung, und in den Sitzungen nähren sie sich einander, um sich gemeinschaftlich mit der nöthigen Ruhe zu beschäftigen.

* Wenn die Mäßig-Vereine fortfahren, sich so zu vermehren, wie es bisher geschehen ist, und sie von demselben Geiste beleht bleiben, so ist es gar nicht zu bezweifeln, daß sie binnen wenigen Jahren Wunder bewirken werden. Eine ähnliche Reform der Sitten ist auch binnen in ganz Nord-Amerika vorbereitet; noch vor wenigen Jahren waren die Amerikaner gemeinhin dem Trunke sehr ergeben und machten den unmäßigsten Gebrauch von geistigen Getränken, aber seit kurzem wurde diese Neuheit von Mäßigkeits-Vereinen bebeckt. Der Verbrauch der starken Getränke hat sich in Neu-England um mehr als Hälfte, in ganzen Umfange der Vereinigten Staaten wenigstens um ein Drittheil vermindert. Man führt, in Bezug auf die auffallende Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine, einige Thatsachen an, die wirklich in Verwunderung setzen. Die letzte General-Versammlung der Presbyterianer in Amerika, aus 1600 Geistlichen bestehet, welche an 2000 Congregationen vertraten, hat zustimmig die folgenden Beschlüsse angenommen: „Die gesetzgebenden Gewalten sind ferner, die Verbreitung und den Gebrauch der geistigen Getränke zu verhindern." Ein Amerikaner reiste vor sechs bis sieben Jahren auf einem der großen Flüsse seines Landes; die sechzig Passagiere am Bord des Schiffes setzten sich, den allgemeinen Gebrauche gemäß, ein jeder mit einer Flasche Branntwein zu Tische, und regalirten sich daraus mit reichlichen Portionen. Drei Jahre später befand sich eben derselbe auf einer solchen Reise, auf eben derselben Boote, unter eben so viel Passagieren; aber dieses Mal erschien nicht eine einzige Flasche bei Tische. Allgemeiner Gebrauch ist es jetzt in Amerika, den Arbeitern, welche Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins sind, vor den Anderen den Vorzug zu geben und dieselben, welche seine Mitglieder sind, von der Arbeit auszuschließen. In wenigen Jahre erstehen ein, von der Mäßigkeits-Societät zu New-York an die Fremden Rüzgrauenbetten gerichtetes Circular, worin diese aufgefordert werden, sich um die Aufnahme in irgend einen solchen Verein zu bewerben, falls sie Arbeit oder Unterstützung suchen, da sie, wenn sie dies zu thun verabsäumten, keine von Beiden erhalten würden.

Wir haben uns über die Mäßigkeits-Vereine etwas weitläufig ausgelassen, aber da diese Vereine sich so sehr verbreiten und von so außerordentlichem Nutzen sind, so hielten wir es für unsere Pflicht, der Englischen Nation, als der Urheberin derselben, die Ehre in vollem Maße zu Theil werden zu lassen, welche ihr, als einer jeden Schönen und Großen huldigenden Nation, von aller Welt gebührt. (Mon. Universel.)

Rußland.

Russische Skizzen.

Auch in Moskau kennt man sich nicht wieder.

Ich war 19 Jahr alt, als ich meinen Kursus in der Pensions-Anstalt der Universität Moskau beendigt hatte. Endlich war sie da, die glückliche Zeit, die so lange schon meine Phantasie beschäftigt hatte, die ich nie erwarten konnte. Das verhängnißvolle Pergament lag vor mir: ich war frei, wir eine Lerche!

Aber ein unwillkürliches, unerklärliches Gefühl durchschauerte mich, als der erste Freudenrausch vorüber war, als ich zum ersten Mal ohne Erlaubniß und ohne Billet über die Schwelle unseres elenden Gitterthores auf die Straße trat. Mein Herz war wie erstarrt; schwer und drückend war mir meine Freiheit. — Da ich mich um in der lebhaften und geräuschvollen Twerskaja*); ich kann mich rechts und links hinwenden. Es ist aber nicht mehr die vielversprechende, fast fremdsüße Twerskaja, an der ich mich aus den Fenstern unseres physikalischen Kabinets, aus den Zimmern des Direktors niemals satt sehen konnte! Die Bezauberung ist verschwunden!

Ich wandte meinen ersten Besuch an der Welt war es mir so sonderbar, so unheimlich zu Muthe: ich fühlte mich beklommen; ich spielte die Rolle einer Amphibie. Leute, die sich meiner Kinderjahre erinnerten, hielten mich für einen Schüler; Unbekannte gingen mit mir um, wie mit einem erwachsenen Menschen; das machte mich am Ende selbst verlegenheit, zu welcher Klasse ich mich rechnen sollte. Ich war einem Fischwasser, das ein Kanalisirungen in's Gras gewerfen hatte.

Am meisten aber fürchtete ich die Frauen; bei ihnen war ich verzagt, wie einst in unserem Privat-Examen; ich fürchtete sie mehr, als unseren Professor der Mathematik P . . . , mehr als unseren Inspektor. Ein junges Frauenzimmer glich in meinen Augen dem geheimnißvollen Schloß in den Radcliff'schen Romanen, die ich in der Pension gelesen hatte.

Die ersten Monate meiner Entlassung brachte ich bei Verwandten, in der Nachbarschaft von Moskau, zu. Die Gesellschaft in Perjutowa und in den benachbarten Familien war zahlreich und ausgewählt. Von allen Damen aber, die unseren ländlichen Kreis bildeten, gefiel mir unsere nächste Nachbarin, die Gräfin Julie B . . ., ihres Liebenswürdigkeit, ihres Verstandes und ihrer Schönheit wegen, am meisten; bei ihr fühlte ich mich weniger verzagt, freier und dreister.

Julie war eine verheirathete Frau von ungefähr 30 Jahren. Ihre Blicke, alle ihre Bewegungen waren unbeschreiblich; ein ma-

*) Eine der Hauptstraßen von Moskau.

Digitized by Google

gischer Kreis schien sie zu umgehen, und nachdem ich ihn erst einmal überschritten, hatte ich keine Kraft mehr, ihn wieder zu verlassen. Das feine weibliche Gefühl lehrte sie bald meine Neigung zu ihr kennen. Meine Schüchternheit bekämpfend, erleichterte sie mir meine ersten unsicheren Schritte auf dem Parquet der großen Welt; sie wunterte mich auf, ward meine Vertheidigerin, meine Beschützerin. Fast alle Morgen, wie zufällig, begegneten wir uns im Park; und Abends, wenn unsere ganze Gesellschaft im weitläuftigen Garten lustwandelte, blieben wir zurück, und gingen lange in den einsamsten Gängen auf und nieder. Unsere Unterhaltung war lebhaft und unterhaltend; und wenn wir sprachen wir nicht Alles! Von der großen Welt, in der sie lebte und glänzte, und die für mich ein unbekanntes räthselhaftes Land war; von der Liebe, vom Glück. Es schien mir bisweilen sogar, als drückte ihre bebende Hand die meinige; — sich würde es aber für die allergrößte Verwegenheit, ja fast für ein Sakrilegium gehalten haben, diesen wonnevollen Druck zu erwidern. Nur des Nachts, einsam in meinem Zimmer, ergoß sich in Briefen an Julie die glühende Lava meiner Leidenschaft. Oft fand mich die Morgenröthe an meinem Schreibtisch. — Es verstieht sich, daß ich diese Briefe verbrannte, oder sie, zerrissen, wie Schnee durch die Lüfte flattern ließ.

Einen Abend machte unsere ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt auf dem See. Die Gräfin war nachdenkend und nahm keinen Theil an der Unterhaltung. Kalt beantwortete sie die an sie gerichteten Schmeicheleien, und oft fiel ihr schwimmender zärtlicher Blick auf mich.

In der Mitte des Sees befand sich eine kleine grüne Insel mit einem von Pappeln und Hengerüschen umringten Pavillon. — „Der Kopf schwindelt mir vom Schaukeln des Bootes", sagte Julie, als wir längs der Insel fuhren; „setzen Sie mich aus, und nehmen Sie mich auf dem Rückwege wieder mit." Und, sich auf meinen Arm stützend, sprang sie, leicht wie ein Vogel, ans Ufer. Bei dieser Gelegenheit verlor ich, im Boot sitzend, das Gleichgewicht, und sprang, um nicht ins Wasser zu fallen, mit Julie auf das Ufer. Das Boot mit seiner und verschwand. Der Abend verging angenehm und schnell . . . Wir vergaßen die ganze Welt; — aber auch uns hatte man vergessen; erst spat in der Nacht sandte man das Boot nach uns.

Noch einige unvergeßliche glückliche Tage brachte ich in Prijutowna und auf dem Landsitz der Gräfin zu. Tage der Wonne und des Entzückens! Sie waren ins Leben getreten, wie lachenden Bilder des jugendlichen Einbildungskraft. Meine Schüchternheit war wie durch Zauberei verschwunden; stolz und zuversichtlich schritt ich einher . . . . . Sie liebte mich!

Meine Trunkenheit dauerte nicht lange. Julie mußte nach Moskau reisen. Schwer war der Augenblick der Scheidung, und für mich um so schwerer, da Julie mir streng verboten hatte, Gelegenheit zu suchen, im Hause ihres Mannes bekannt zu werden; sie wollte mich durch einen ihrer alten Verwandten, einen vielzährigen Bekannten meiner Familie, dort einführen lassen. Die Grausame erlaubte mir nicht einmal, ihr zu schreiben — der einzige Trost, der mir während der Trennung übrig geblieben wäre! Sie sey es, sagte sie, ihren Pflichten und der Welt schuldig!

Qualvoll und peinlich brachte ich auf diese Weise drei Monate zu; Liebe und Sehnsucht zerrissen mein Herz; unaufhörlich dachte ich nur an sie. Endlich hatte ich Gelegenheit, nach Moskau zurückzukehren. Mein ganzes Streben ging jetzt dahin, Julie überall aufzusuchen, im Theater, auf dem Boulevard, an der Schwieder-Brücke — aber vergebens. Da sollte der erste diesjährige Ball in der adeligen Gesellschaft stattfinden, und hoch pochte mein Herz vor Erwartung und Hoffnung, Julie zu sehen. Wie wird dieses Wiedersehen sie überraschen und erfreuen! Drei Monate der Trennung werden ihr eben so unerträglich geworden sein, wie mir! — Anfangs wollte ich mich im Saale des Balles ihr plötzlich zeigen, und mich an ihrem Erstaunen, an ihrem Glück ergötzen; der Gedanke aber, ihre Verwirrung könnte sie verrathen, hielt mich zurück, und ich suchte Gelegenheit, sie vorzuberiten. Ich werde neben ihr stehen; ihre volle, weiche Hand wird in der meinigen ruhen; im Cirkeltanz werde ich ihr meine Leidenschaft, meine Qualen schildern, und stolz meinen Herzen zujubeln: Sie ist dein. Viele Augenblicke in der mir ungewohnten glänzenden Welt, die es für das höchste Glück halten würde, ihre Füße zu küssen — aber sie stimmert sich darum nicht — sie denkt nur an mich!

Es wurde mit dunkel vor den Augen, als ich in den großen Saal trat; — ich mußte mich an einer Säule lehnen; mit pochendem Herzen schritt ich durch die Menge, als hätte ich glattes Eis unter mir. Endlich sah ich mich um, und es ward mir leichter: sie war nicht da. Nach einer halben Stunde öhnte durch das Gefälster der Tanzenden der Name der Gräfin Julie; ich begab mich in ein Seiten-Gemach, in welchem sich mehrere Spieltische befanden und etwas weiter hin ein Divan stand. Einem Spiegel vorübergehend, blickte ich zufällig hinein: mir ward die Sehrkraft.

Ich sah Julie. In reichem Anzuge, ihre weiße Hand auf das marmorne Fußgestell eines Kandelabers nachlässig hinstreckend, sprach sie mit dahlanter Stimme mit einem General. Er verließ sie bald, und schlichten und leise näherte ich mich der Gräfin. Mit einem kalten leichten Kopfnicken beantwortete sie meine Begrüßung; blickte erstaunt und stolz auf mich nieder, als wäre ich ihr ganz fremd, und wollte sich entfernen.

„Sie haben mich nicht erkannt, Gräfin?"

Entschuldigen Sie mich; ich habe nicht die Ehre . . . ."

Ein Frost überfiel mich, der bis auf die Knochen drang; eine Minute lang konnte ich kein Wort hervorbringen.

„Im letzten Sommer, in Prijutowna", begann ich mit bebender Stimme.

„Ach, ja!" sagte sie, das Haupt etwas neigend; „ich erinnere mich — ich habe Sie dort einige Mal gesehen; befinden sich Ihre Verwandte wohl?" . . .

Ein junger Mann in braunem Frack mit sammtnem Kragen und einer goldenen Brille trat eilig in das Zimmer.

„Der Wagen hat angefangen, Gräfin", sagte er, ihr die Hand reichend. Sie flatterte davon wie ein Schmetterling und verschwand. Ich stand da, wie ein vom Blitz zerschmetterter Baum.

Am nächsten Tage schrieb ich ihr, schilderte ihr die ganze Flamme meiner Leidenschaft, erinnerte sie an die selig verlebten Augenblicke, am ihre Schwüre, ihre Verheißungen, und schloß mit der Beschreibung der Qualen meines gefolterten Herzens. Der Brief kam unerösnet zurück!

Acht Tage später reiste ich nach St. Petersburg. Nicht wiedersehen mag ich Moskau, das mir gleich bei meinem Eintritt in die Welt eine so bittere Lehre gab; auch will ich es lange, lange nicht wiedersehen, bis in meinem Herzen die Erinnerung an meine erste Liebe erlischt. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Künstler-Stolz. Das Cabinet de Lecture erzählt folgende Anekdote von einem Besuche, den der Herzog von Wellington im Jahre 1815 dem Maler David abstattete, als dieser zu Brüssel im Exil lebte. — David stand in seinem Atelier an der Staffelei, als der Herzog unangemeldet eintrat. Das Sprengregrafel der Britischen Offiziere erregte die Aufmerksamkeit des Künstlers: er wandte sich um, und erblickte rothe Uniformen. „Meine Herren", sprach er mit leichtem Kopfnicken, „wen habe ich das Vergnügen —" Der Vorderste unter den Eintretenden, sagte: „Ich bin der Herzog von Wellington." David wurde Anfangs feuerroth, allein er faßte sich gleich wieder und antwortete mit größter Kaltblütigkeit: „Mein Herr, was steht zu Ihren Diensten?" Erstaunt über diesen kalten Empfang versichte der Herzog: „Ich wünschte einen Künstler von so großer Verdientheit kennen zu lernen, und da Sie Bonaparte gemalt haben —" „Sie meinen den Kaiser?" unterbrach ihn David, indem er seinen alten Helm abnahm, den er während des Malens immer auf dem Kopfe trug. „Ja wohl!" sagte der Herzog; „ich bin gekommen, um mich von Ihnen portraitiren zu lassen." David dickte ihn ein paar Augenblicke starr an, und versichte darauf mit einer Miene, die Verwunderung ausdrückte: „Mein Herr, ich male nur historische Gegenstände." „Das weiß ich wohl", entgegnete Wellington mit erzwungenem Lächeln, „ich bin kein romantischer Gegenstand; Sie haben mit Ihrem Pinsel das Haupt dieses großen Mannes verherrlicht — (hier drutete er auf ein Bildniß Napoleons) ich werde ein Portrait von der Hand eines so gefeierten Künstlers angemessen honorieren." „Mein Herr", versetzte David ernsthaft, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich nur historische Gegenstände male; außerdem male ich niemals Engländer." Mit diesen Worten wendete sich der Künstler wieder zu seinem Gemälde, als wäre außer ihm keine Seele im Zimmer gewesen, und der Herzog verließ das Atelier.

— Der Handel mit China. Im Canton Register befindet sich ein, in Betreff des ausschließen Handels von dem Gouverneur, dem Zu thuen, dem Ti tu und dem Hoppo (Zollaufseher) von Canton abgefaßter Bericht an den Kaiser, in welchem der Ti tu Ki erklärt, daß es unmöglich sey, die fremden Schiffe von der nordöstlichen Küste von China abzuhalten, da die große Anziehungskraft des Handels es den Fahrzeugen gestatte, unmittelbar in jene Gegenden einzulaufen, ohne die Provinz Canton im Geringsten zu berühren. Derselbe schicke daher auch besondere Kreuzer aus, um so viel als möglich an den verschiedenen Punkten alle vorbei passirenden Fahrzeuge, besonders die, welche von Canton abgingen, sorgfältig zu beobachten. Die Klagen beschwerden, die der fremden Kaufleute gegen die Ungerechtigkeiten laut werden ließen, die sie von Seiten der Hong-Gesellschaft erfuhren, sie äußerte sich der Hoppo dahin, daß es ihnen immer frei stände, sich mit ihrem Gesuche an die Regierung von Canton zu wenden, und sollten sie hier keine Genugthuung finden, so dürfte die Sache unmittelbar bis vor den Kaiser kommen. „Aber dennoch", sagte der Hoppo hinzu, „haben die Ausländer noch gar keinen Grund, sich etwa in die Gewässer des Ike Kiang und des Schan tung hineinzudrängen." — Der Hoppo hat die Sache in Betreff des Handels untersucht, und gefunden, daß die Hong-Gesellschaft nach allen den Zeugnissen, die sie aufzuweisen hat, sich keineswegs auf eine unbillige Weise benehmen; und daß ferner die vor drei Jahren ausgeführte Maßregel des großen Kaisers in Betreff der Reduction der Hafenzölle bei den ausländischen Kaufleuten Anerkennung gefunden. In Folge dieses neuen Reglements sind seit zwei Jahren mehr als zwanzig Englische Schiffe von Canton angelangt. Bis zum 17. Januar 1834 waren schon sechsundzwanzig Fahrzeuge im Hafen; die Hong-Gesellschaft sieht ihren Handel wie gewöhnlich, die Zölle werden gehörig entrichtet, und Alles befand sich in einem regelmäßigen wohlgeordneten Zustande; weder die inländischen noch die ausländischen Fahrzeuge, die an dem Handel Theil nahmen, hatten sich über irgend etwas zu beklagen. Wenn nun aber trotzdem die fremden Kaufleute gegen die Gesellschaft von Canton auf einmal Beschwerde führten, so sähe der Hoppo in jenen ungegründeten Klagen nichts als einen feinen Vorwand, um den Handel nach anderen Häfen und in andere Provinzen zu versetzen, wo sie ihre Waaren mit mehr Vortheil und Gewinn zu verkaufen hoffen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Montag den 19. Januar 1835.

England.

Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland.

(Aus dem Ladies' Magazine. *)

Woher kommt es, daß die meisten Bücher, die bisher für die besondere Ausbildung und Verbesserung der Lage der Frauen geschrieben wurden, größtentheils ihren Zweck verfehlten? Die Neu-Europäische Literatur hat mehr als dreißig specielle Werke über die Frauen aufzuweisen, und doch sind sie fast alle kaum dem Namen nach bekannt. Es war zu erwarten, daß die philosophischen Forschungen, denen sich mehrere Schriftsteller zu Gunsten eines Geschlechts unterzogen, das eine so eine flußreiche Rolle in der menschlichen Gesellschaft spielt, wenigstens von diesem mit dem wärmsten Dank und freudiger Anerkennung aufgenommen werden würden; allein dies ist keineswegs der Fall gewesen.

Wie hat man sich diesen sonderbaren Umstand zu erklären? Gewiß nicht anders, als daher, daß in den meisten eben erwähnten Werken von einem ganz falschen Gesichtspunkt ausgegangen wurde. Die Mistreß Wollstonecraft in England, die Herren Thomas und Ségur in Frankreich, sowie einige andere Schriftsteller in Deutschland, haben die Frauen gleichsam als eine eigene Nation, als eine besondere Kaste, als ein besonderes fpezielles Volk betrachtet, das seine eigenen, von der übrigen Gesellschaft geschiedenen Institutionen, das seine eigene Geschichte und Annalen habe. Man bemerkte nicht, daß doch die Frau das eigentliche verbindende Moment der Gesellschaft überhaupt, das sie, ihrem innersten Wesen nach, das verschiedene, sonderbarste und elektrische Band sey, das die Natur und das menschliche Geschlecht zusammenhalte, und daß man, wollte man sie in einen isolirten Kreis hineinbannen und ganz für sich allein dinstellen, dadurch ihre ganze Daseyn gewaltsam vernichten und aufheben würde. Denn ihre Kraft besteht lediglich in jenem wunderbaren Magnetismus, welcher angeblich, selbst angezogen wird, und herrscht, indem er selbst beherrscht wird. So wie sie als Mütter den Mittelpunkt und den Heerd der Familie bilden, so empfinden die Frauen stets mit Lebhaftigkeit und zartester Innigkeit die Leiden und Freuden aller derer, die sie umgeben, indem gleichsam ihr ganzes Leben mehr der eng zusammenhangenden Familienkette, als ihrem eigenen isolirten Selbst anzugehören scheint. Sie gleichen den Akkorden in der Musik, die nur, indem sie mit ihrem Grundton harmonisch zusammenstimmen, selbst angenehm und melodisch erklingen; oder jenen wunderbaren Farben, die nur in den sie sie eigens gebildeten und wohlgeformten Kristallen in ihrer ganzen wahren Pracht erglänzen. Entwerfen wir das Bild irgend einer Zeit oder Gesellschaft, so erscheinen uns die einzelnen Farben immer heller und lebendiger, je mehr wir bemüht sind, in das Detail der Wirksamkeit und der Sitten der Frauen einzugehen. Und es hat auch zu allen Zeiten in der That einzelne Frauen gegeben, die, wie ein Symbol, alle verschiedenen Charakterzüge ihrer Epoche in ihrer Individualität vereinigten, und mit ihrem Denken und Wirken eine ganze Phase des gesellschaftlichen Lebens bezeichneten. Dies war sowohl bei Cornelia als bei Messalina der Fall; eben so während der Französischen Revolution bei der Rolland und der Théroigne von Mericourt. Der Mann, von Natur weniger sympathetisch, kann sich leicht aus dem Kreise der Welt herausreißen und ihr Treiben; er kann, wie Rousseau und Byron, das ganze Menschengeschlecht herausfordern und Allen den Krieg erklären. Denn ihm gewährt der Krieg, oder das Studium und die Künste hinreichende Beschäftigung und Unterhaltung, und er empfindet nicht leicht die Leerheit und das Drückende des isolirten Lebens. Die Frau hingegen vermag sich nicht aus dem Kreise derer zu begeben, in den sie hineingeboren. Sie ist mit ein treibendes Rad in der ganzen Maschine, und könnte nicht gut entbehrt werden; allein sie bleibt immer nur das Secundaire, das seine Kraft und Bewegung stets erst von Außen empfängt. Wer nun irgend von den Sitten und der Lage der Frauen sprechen wollte, der müßte billig erst die Epoche in Betracht ziehen, die ihr eigenthümlichen Gesellschaft untersuchen und das Verhältniß ermitteln, in welchem sie zu derselben stehen.

Man hat viel Geschrei erhoben über die große Verderbtheit der Frauen in Frankreich, seit dem Tode Ludwig's XIV. bis zur Regierung Ludwig's XVI.; allein warum erwägt man nicht die leichtsinnige Lage und die traurige Nothwendigkeit, in die sie durch die Absurdität des ganzen damaligen Gesellschafts-Zustandes versetzt wurden? Zu Unwissenheit und Aberglauben auferzogen, den Kopf mit ascetischen Grundsätzen überladen, die ihr Beichtvater ihnen eingepreßt, traten sie in einen jenen noch unausgebildeten Alter in eine Welt ein, wo die uneingeschränkteste Verzauningungsfucht, die Sinnlichkeit und die zügellosseste Ausschweifung zur Tagesordnung gehörten, wo man sie von allen Seiten insgeheim zu den Lastern hinzog, die man öffentlich zu verdammen schien; wie konnte es nun anders seyn, als daß das schwächere Geschlecht diesen gewaltsamen Verführungen unterlag? Was war natürlicher, als daß es von nun an die Maske der Konvenienz, Verschmitztheit, List, eine zierliche geschmeidige Sprache und feine gewandte Intriguen als die letzten einzigen Tugenden ansah? Hätten die Frauen nicht schon in einem besonders hohen Grade ausgezeichnet seyn müssen, wenn ihnen auch nur eine gute Eigenschaft mitten in jener allgemeinen Verderbniß geblieben wäre?

Und steht es etwa heutzutage viel besser um die Erziehung in manchen Ländern, wo frömmelnde Andachts-Uebungen, ein oberflächliches Treiben der schönen Künste, schmachtende und sehnsüchtige Exzentrizen von Rossini, ein fast schlüpfriger Tanz, Romane mit wilden zügellosen Charakteren und eine strenge Einschärfung der Regeln und Gesetze der Konvenienz, in bunter chaotischer Verwirrung, das Wesen dieser Erziehung ausmachen? Wie wollte man auch einer solchen Anleitung mehr von der Frau erwarten, als jene feine Verschmitztheit, jene listigen und witzigen Redensarten, jene Oberflächlichkeit in allen Kenntnissen, und endlich jene selbstzeitige Betäubtheit mit allen Leidenschaften und Gefühlen? Mußte nicht die erste Blüthe der weiblichen Empfindung, jenes zarte Feuer der Liebe, das sich frei und naiv entwickeln sollte, unreif hinwelken, um der Koketterie, der Eigenliebe und dem Eigennutze Platz zu machen? Wir dürfen es nur frei heraussagen, jene so hoch gepriesene und bewunderte Civilisation hat sich an dem schönen Geschlecht schwer vergangen. Sie hat es verdorben, sie hat es bitter uns Krieg gegen dasselbe gezeigt. Selbst ihre Galanterie, diese Mischung von Ritter- und Ehrfurchtdum, die doch den Schein gab, den Frauen zu schmeicheln und ihnen zu huldigen, was war sie anders, als eine feine Verspottung und Verletzung der Rechte derselben? Sie war es, die ihnen laut verkündigte: „Man wird Euch stets die Huldigungen umgeben. Gebet Ihr ihnen kein Gehör, so ist Spott und Verachtung Euer Lohn; willfahret Ihr aber ihren reizenden Schmeicheleien, so findet Ihr selbst mit ihnen herab." Das war das Dilemma, das in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande ausgebrückt war, der von dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein sich erstreckt.

Zwei Philosophen, der Eine ein Katholik und der Andere ein Protestant, haben diese unglückliche Lage der Frauen begriffen: Fénélon in Frankreich, und de Foe in England. Allein ihre Rathschläge sind nicht beachtet worden, und seit jener Zeit hat man in diesem so wichtigen Theile der Moral wenig oder gar keine Fortschritte gethan. Ihr ganzes Leitaliter nach dem Tode Fénélons gerieth Marie Antonette, die damals noch in ihrem jugendlichen Glanze, geistreich, aber auch ihree ganzen Erziehung und ihrem Vaterlande gemäß naiver war, als man es in Frankreich damals gewohnt gewesen, in Erstaunen darüber, daß sie das Etiquette-Buch, das man ihr in Versailles eingehändigt hatte, mit einer Geheimtreppe versehen fand. Diese Vorrichtung empörte sie: „Wie!" rief sie aus, „zum Guckuck mit dieser Treppe. Eine Prinzessin bedarf keiner Geheimtreppe!" — Aber der Geistliche, der mit der Vollendung ihrer Erziehung beauftragt war, erwiderte: „Madame, in funfzehn Jahren werden Sie das nicht sagen." Das war ein Ahnd die zehn gehnten Jahrhunderts; seine Worte sind hinreichend, um die Moral jener Zeit zu bezeichnen.

Heutzutage, wo ganz Europa Eine große Nation bildet, wo alle die verschiedenen Bewohner desselben ihre alten Sitten abgestreift, um an einer allgemeinen Civilisation Theil zu nehmen, heutzutage sind es die Frauen allein, die noch mit der größten Aengstlichkeit ihre Vorrechte alle jene Unterscheidungen beibehalten haben, die ehedem das Trennungs-Meetmal zwischen den Völkern bildeten. Zwischen der Deutschen, der Italiänerin, der Spanierin und der Französin besteht noch jetzt eine Kluft, die der den Männern aller der genannten Nationen schon längst geschwunden ist.

Wir sprechen hier nicht von den hohen und vornehmen Klassen der Gesellschaft. Die Herren und Damen in den Salons sind sich überall gleich, ja sie bilden nur Eine, an ihren Abzeichen leicht zu erkennende Nation. Hier muß man nicht etwa die mannigfachen Nüancen der verschiedenen Nationalitäten aufsuchen wollen: die Speise eines Gesandten, das Diner eines Ministers und ein Ball bei Hofe haben

*) Nicht blos die Boden, sondern auch an mehreren Stellen die Worte in dem nachstehenden Artikel erwähnten an Mistreß Jamieson, welche abwesend Mitarbeiterin an dem meistens von Damen herausgegebenen Ladies' Magazine ist. Das, wird hier namentlich über Deutsche Frauen gesagt wird, kommt fast wörtlich auch in ihren Büchern so laute und abroad vor. (Vgl. Nr. 92 des Magazins vom J. 1834). Der Leser wundere sich daher nicht, wenn er einige ihm bereits bekannte Stellen hier wiederumdet.

Digitized by Google

ä herauß bieſelben Formen, dieſelben Phyſiognomien aufzuweiſen. Und dieſe Erſcheinungsweiſe wird gewiß bald auch zu den höheren Klaſſen der Geſellſchaft in der Türkei hinüberdringen, wo man ſchon jetzt unſere Hüte und Röcke zu ihren aufgenommen und in ſechſzig Jahren mit aller Wahrſcheinlichkeit auch die Emancipation der Frauen proclamieren wird. Bei dieſen Vornehmen und Großen findet's Du überall, ſowohl zu Wien und Berlin, als zu London und Rom, denſelben eng anſchließenden ſchwarzen Rock, dieſelben weiße Cravatte, denſelben geſuchten Conſonanten- und Verbeugungen und denſelben herkömmlichen Unterhaltungston, der ſelten ein Mal überſchritten wird.

Allein wir ſprechen hier beſonders von der zweiten Klaſſe der Geſellſchaft, die faſt überall und in allen Beziehungen die deßchwindere iſt, und die allein durch das mannigfache Gepräge der verſchiedenen Nationalitäten ſo ſehr von einander abweicht. Hier iſt es, wo man die Frauen und ihre verſchiedenen Sitten und Gewohnheiten zu würdigen hat, hier iſt die Sphäre, in der ſich ihr wahrer Werth und ihr wirkſamer Einfluß auf die Geſellſchaft zu erkennen giebt. Wer die Welt nur bei der vornehmen, großen Toilette geſehen, der hat noch Niemanden, den wahrhaft kennen gelernt. Willſt Du erfahren und begreifen, welches die eigenthümlichen Sitten der Frauen ſind, ſo mußt Du ſie in ihrem Hauſe, in der Küche, im Speiſeſaal und im Geſellſchaftszimmer ſehen. Laſſen wir nun aber ein Mal die privilegirten, immer genutzten und den ſtrengen Geſetzen der Etikette unterworfenen Klaſſen der Seite, ſo finden wir hier wenigſtens unter allen Frauen in der Welt, die Deutſchen die naivſten und natürlichſten ſind. Hierdurch unterſcheiden ſie ſich mehr oder weniger von den Franzöſiſchen und Engliſchen Frauen. Denn in dieſen beiden Ländern iſt die ganze Erziehung, die die Frauen erhalten, eine negative. Es wird ihnen unaufhörlich zugerufen: „Thut nur das und das nicht!“ Weiter werden ſelten Gründe und keine Bemerkungen hinzugefügt. Fragt nun aber ein Mal das junge Mädchen, das weniger ſchüchtern iſt, warum ihr dies und jenes verboten wird, ſo heißt es: Es iſt nicht ſchicklich, es iſt nicht ſo, wie es ſeyn muß, es iſt lächerlich u. ſ. w. Aber iſt denn die verbotene Handlung etwas Schlechtes? Und warum iſt ſie ſchlecht? Dergleichen Fragen werden nie beantwortet. „Meine Theure“, heißt es dann, „man muß nicht raiſonniren; junge Mädchen dürfen nicht raiſonniren. Gehe und lerne lieber Deine Italiäniſche Lection.“ — „Aber, liebe Mutter, ich dachte. . .“ — „Denken! das iſt gar ſehr unnütz; thue nur hübſch das, was man Dich heißt.“ — Und ſo glaubt man, daß der Geiſt einer Erſtgeborn, das Gefühl der Würde und die Gewalt des Herkommens alle Leidenſchaften, Gefühle und Ideen, jene geheimen energiſchen Kräfte erſticken und unterdrücken werde, die die Hand des Schöpfers ſelbſt in unſer Leben eingewebt! Welch' eine Verkehrtheit! Sieht man denn nicht, daß dieſe Gefühle, daß dieſe Gedanken gerade die eigentlichen Glieder der Kette ſind, die uns mit dem Göttlichen verbindet, und daß man, will man irgend auf ſie einwirken, man ihnen ihren Flug leihen und ermuthigen, nothwendig ſie zuerſt ganz beſonders in Betracht ziehen müſſe?

Dieſe negative Erziehungsweiſe hat ihre verſchiedenen Wirkungen in Frankreich und in England. Bei den Engländern bildet die alten Freiheits-Ideen, die überall in dem geſellſchaftlichen Leben walten, eine gute Grund, ein mächtiges Gegengewicht gegen die Zurückgezogenheit und Schüchternheit, die man den Frauen aufzuerlegen will. Denn da man in England jede Individualität beſonders reſpectirt, ſo kann es nicht fehlen, daß man das andere Geſchlecht an der allgemeinen Regel Theil nehmen läßt und daß es ſich auch ſeiner Würde bedient. Und in der That ſind auch die Engliſchen Frauen, zwar dem Scheine nach, kalt und zurückhaltend, aber in der Wirklichkeit dreiſt und kühn. Hingegen in Frankreich hat man die Frauen in weit engere Gränzen zurückgewieſen; dort iſt man bemüht, ihnen eine weit gekünſtelterer Exiſtenz zu verſchaffen; man ſucht ihnen ſelbſtthätig Maximen einzuimpfen, die ihre Freiheit feſſeln und gefährden. Dazu kommt noch unterdeſſen das jetzt leider Modemanen, die weit freiere und ungezügeltere Unterhaltung, lauter Dinge, die nothwendig das zur Folge haben, daß das Franzöſiſche Frauenzimmer weit früher reif wird, und vielleicht im Allgemeinen, wie Montaigne ſagt, während es den Verſtand ſpornt und ſchärft, den naiven natürlichen Wunterwitz zerſtört, der der erſte Schmuck weiblicher Empfindung und weiblichen Denkens iſt.

In Frankreich ſteht die Frau unter den Geſetzen der Konvenienz, in England unter denen der Etikette. Nicht etwa, daß man in dieſen beiden Ländern auf die Natur gar keine Rückſicht nähme; vielmehr macht man daraus ein ganz eigenes Syſtem der Erziehung. „Meine Tochter“, ſagt mehr als Eine gute Franzöſiſche Mutter zu wiederholten Malen zu ihrem Kinde, „ſey hübſch natürlich.“ Allein dieſe anempfohlene Naivetät beſteht in weiter nichts, als Alles das zu unterlaſſen, was Andere auch unterlaſſen, dagegen, wie es Mode iſt, gleichſam Leib und Seele in ein ewiges Mieder einzuſchnüren, und was noch ſeltſamer iſt, ſich allen Gütern und Erfahrungen zuwider zu untergießen, um nur nicht etwa gezwungen zu erſcheinen.

Von dieſer erlernten Natürlichkeit und dieſem gewachſten Modeleben finden ſich in Deutſchland weit weniger Spuren als in England und Frankreich. Die Engliſche Frau iſt im Allgemeinen dazu beſtimmt, den Ton zu ſervieren, die Franzöſiſche Frau lebt, um ſelbſt zu erſcheinen, dagegen die Deutſche Frau iſt für die Wirthſchaft geboren. Was die Liebe anbelangt, ſo mischt ſie ſich glücklicherweiſe bei Allen in's Spiel und zwar durch die beſondere Gnade des Himmels, in allen drei Ländern auf eine faſt gleiche Weiſe. Aber in Deutſchland nimmt die häusliche Exiſtenz faſt alle Ihren der Frau in Beſchlag; hier iſt man nicht beſtrebt, die moraliſchen Gefühle dem Verſtande und noch weit weniger dem ſteifen Herkommen aufzuopfern. Hier wird nicht gelehrt, wie man ſeine Empfindungen und natürlichen Neigungen unterdrücken und verſtellen müſſe, und in der That ſind auch die Deutſchen Frauen weit eigenthümlicher, und das natürliche Feuer ihres poetiſchen Geiſtes erwarmt und erheitert oft in ganz naiver Weiſe das genuine häusliche Leben. Stellt wenn die Deutſche affectirt erſcheint, iſt es nichts, als eine Uebertreibung der natürlichen Individualität, eine übertriebene Natur, die oft auch noch ihr beſonderes Anſehen hat. Eine Engliſche Frau hingegen iſt immer ariſtokratiſch, mag auch ihr Vater oder ihr Gatte nur ein einfacher Gewürzkrämer ſeyn. Ein gewiſſer hergebrachter Egoismus flößt ihr eine Geringſchätzung für mancherlei Beſchäftigungen und Sorgen ein, die ſonſt gar nichts Herabwürdigendes haben. Aber beſteht es oft, wie ſie ſich in voller Ergebenheit und geduldig an ihrem Fenſter oder an ihrem Pianoforte langweilt, oder wie ſie ein Liebeslied abtrillert, gleich als ob ſie ihr Glaubensbekenntniß herſagte, wie ſie an einem Schnupftuche ſtickt und am Filet arbeitet; dabei entwirft ſie ſich immer, aber ſie entwirft ſich noch auf eine anſtändige Weiſe. Zu München hingegen, zu Wien und Berlin ſteigt die junge und ſchöne Tochter einer reichen vornehmen Dame luſtig und vergnügt die Treppen auf und ab, indem ſie die Schlüſſel zum Spinſeſeller und Gemüſegarten am Gurte hängen hat. Werther's Lotte ſtreicht Butterbemmen, bei deren Anblick ihr Geliebter in Thränen zerfließt; das iſt nicht etwa ein Scherz, noch weniger eine Parodie. Briefwerke iſt dieſe geſchloſſene Bündchen der Butterbemmen in Deutſchland etwas ganz Gewöhnliches, ganz ſo, wie man in England nur in ſeidenen Sträußchen, in ſtrohgeflochtenen Handſchuhen und in weißen Atlas zärtlich zu ſeyn gewohnt iſt. Als ich eines Tages während meines Aufenthalts in Deutſchland mit der Frau eines Staatsminiſters eine Gemälde-Gallerie beſuchen ging, ſah ich dieſelbe drei mir damit entſchuldigen, daß ſie gerade an jenem Tage große Wäſche hätte. Uebrigens war's eine Frau von gewandtem Geiſte und feinen Manieren, und ich habe wenig Frauen gekannt, die mehr Anziehungen verbrieten. Aber die „große Wäſche“ iſt bei den Deutſchen Frauen ein Gegenſtand von hoher Bedeutung, und wehe dem, der an einem ſolchen Tage das Haus betritt, wo Alles von oben nach unten gekehrt wird. Man bemerke wohl, daß ich hier keineswegs auch von der mittleren Klaſſe der Handwerker und Tagelöhner geſprochen habe. Denn was dieſe anbelangt, ſo iſt die Deutſche Frau nur eine Sklavin erſten Ranges. Sie darf an nichts, als an die Küche und an die Wäſche denken; ſie weiß, wie Shakeſpeare ſagt, von nichts, als ihren Kleinen die Bruſt zu reichen und die Zahl der Jöpfe zu bemerken, die ſie im Keller liegen hat.

Ungefähr zwiſchen dieſen Extremen, dem häuslichen und Wirthſchafts-Leben, das alle Anſtrengung abſorbirt, und der falſchen Oberflächlichkeit, die die Naivetät erſtickt, zwiſchen dieſen beiden würde das Ideal der Frau in der Mitte liegen, die ſowohl ihre Geſchäfte des Mannes wäre, verſtändig genug, um ihn zu verſtehen und an ſeinen verſchiedenartigen Ideen Theil zu nehmen, und wiederum naiv genug, um rein und wahr zu empfinden, ſo wie beſchrieben genug, um nichts zu verſchmähen, was zum allgemeinen Wohlſtande beitragen und fördernlich ſeyn kann. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Selections from the American Poets. (Ausgewählten von Amerikaniſchen Dichtern.) 7 Sh.

Scots Worthies. (Lebensbeſchreibungen ꝛc. Schottiſcher Prediger.) 2 Bde. 24 Sh.

The annual obituary and biography for 1835. (Jährlicher Nekrolog von Großbritanien, für 1835. 15 Sh.)

Tricks upon travellers. (Foppereien, denen Reiſende ausgeſetzt ſind.) 14 Sh.

Chaos and the creation. (Das Chaos und die Schöpfung.) Ein epiſches Gedicht. 15 Sh.

The law and practice of elections. (Wahl-Geſetze und Gebräuche.) Von C. F. Wordsworth. Zweite Auflage. 25 Sh.

Nimrod's hunting tour. (Jäger-Kneipbuch ꝛc.) 15 Sh.

Syrien.

Die Chriſten in Jeruſalem.

(Schluß.)

Zur Notiz für Fromme, deren Zweck es iſt, die heiligen Oerter zu beſuchen, bemerken wir, daß die Lateiner ſeit kurzem ein Syſtem von Toleranz und Mäßigung angenommen haben, welches, wie uns geſchienen, ſeinen Grund in der neugeſtalteten Art ihrer Exiſtenzmittel hat, und daß ſie auch den Vorzug einer gewiſſen Anſtändigkeit ſie ſich in Anſpruch nehmen, gegen welche zu proteſtiren, ihnen die Superiorität, die ſie über die andere Geiſtlichkeit haben und der Umſtand, daß ſie ſchon zur Gewohnheit und Sitte geworden, nicht mehr erlaubt. Eben ſo müſſen wir hinzufügen, daß dagegen die weit minder aufgeklärten Armenier und beſonders die Griechen mit einer Unverſchämtheit ohne Gleichen die Lateiner zum Ziel ihres Witzes machen und daß ihre Politik vor Nichts zurückſchreckt, was ihnen zu einem unbeſtrittenen Supremat verhelfen könnte. Alle Mittel ſind ihnen recht geweſen, ſie haben ſich nicht geſcheut, bei der hohen Pforte um einen Firman einzukommen, ſie zu ermächtigen, das ſie diejenigen unter ihren zahlreichen Pilgern, die ſich gewiſſe Unarten zu beſchulden weigern, mit Stockſchlägen beſtrafen dürfen, und da ihnen ein Mal dieſes Recht zugeſtanden worden, dadrau ſie es auf eine himmelſchreiende Weiſe gemißbraucht. Ihre Patriarchen wohnen in Konſtantinopel und arbeiten unaufhörlich an der Vergrößerung ihrer Macht in Paläſtina. Sie ſie durch überraſchende Liſt erlangt und durch eine lange Reihe von Schurkereien zu erhalten gewußt haben; denn ehemals durften ſie nicht ein Mal in das heilige Grab hinein.

Anſtatt wie ſonſt, ihre Schätze an Paläſtina zu verſchwenden, kaufen die Europäiſchen Nationen faſt nichts mehr von den Amuletten, welche die dortigen Katholiken arbeiten. Und an der Spitze dieſer Art von Empörung, die dort einen ganzen Volksbetrug zu vernichten droht, wenn nicht durch irgend ein großes Wunder eine bekannte Reaction hervor-

Digitized by Google

gerufen wird, stehen die Franzosen. Seit einer Reihe von Jahren steht man nur Italiäner und Spanier in den dortigen Klöstern, und die Stelle des General-Vicars, die mit einem unserer Landsleute im Hauptstift von Palästina besetzt zu werden pflegte, bleibt Ihnen überlassen.

Es mag ein Jeder denken das Benehmen Frankreichs in dieser Angelegenheit denken, wie er will; aber uns kommt es zu, uns zu sagen, daß eine unendliche Menge von Gründen vorhanden sind, unser Almosen auf würdigere Weise anzuordnungen, es nicht mehr wie sonst in fremde barbarische Länder zu senden, um dort einen Schwarm von müssigen, durchaus entbehrlichen Müßiggängern zu unterhalten, Personen, die uns gar schmerzhaft fremd waren, und denen unsere Gaben später oder selbst von ihren natürlichen Tyrannen, den Türken, abgenommen wurden, bei denen es Sitte und Regel ist, ihre Expressungen immer mehr zu steigern, sobald sie vermuthen, daß Geld vorhanden ist. Ist es nicht wohlthätig einmal Zeit, ein Ende zu machen, Ordnung in die mit Recht sogenannten Privilegien zu bringen, die wir doch schlecht befestigte Klöster, die wir nicht restauriren dürfen? Ist es nicht viel vernünftiger, auf ein Paar heilige Ceremonien, die noch dazu verstümmelt und zur Bedeutungslosigkeit eingeschrumpft sind, zu verzichten, als den Muhammedanern unaufhörlich diese Veranlassungen zu Verhöhnung und Ekel darzubieten, die sie bei ihnen hätten Wurzel fassen können, wenn sie die eigenthümlich nationale Majestät unserer Gottesdienste je hätten kennen gelernt! Was die anderen christlichen Nationen betrifft, die mehr als wir der Wallfahrt der Kirche noch unterworfen sind, sollte man diesen nicht zu verstehen geben können, daß sie vermittelst einiger Millionen, die mit einem Male gespart würden, der Aussäumung und Verfeyung des heiligen Grabes bewirken könnten, den Körper des heiligen Jakob nach Madrid, wo sein Kopf schon so lange ist, transportiren könnten, und dann nichts mehr zu fürchten hätten, weder die Strapatzen einer langen und beschwerlichen Reise, noch die Dünlereien der Araber, noch die Pest im Orient, wenn sie ihre heiligen Pilgerungen unternehmen wollten?

Die Armenier und die Griechen würden dann allein in Jerusalem hausen, das Interesse ihnen genommen werden, gegen die Römisch-Katholischen gemeinschaftliche Sache zu machen, wie früher, und sie auf diese Weise selber jener gehässigen Nebenbuhlerschaft zum Opfer werden, die nur durch barbarische Leidenschaften erzeugt und genährt wird. Bei der Art von Kollision, die dann stattfände, würde jedes Schisma die Auswüchse des andern wiederspiegeln, wie jedes schlechte Spiegel ihre Mängel gegenseitig reflektiren; die Anhänger derselben würden erröthen über ihre plumpe Leichtgläubigkeit, ihre Wuth gegen ihre Vertreter nicht mehr so stark seyn, und die Wahrheit zu unterschlagen, zu verdrehen, ein System der Täuschung fallen zu lassen, von dem sie keinen Vortheil mehr ziehen, aber das sie vielmehr nicht ferner fortführen könnten ohne die Gefahr, Hungers zu sterben. Und eine solche religiöse Revolution würde aller Welt zu Nutz und Frommen gereichen, besonders aber jenen Christen-Völkern, die aus Asien, aus Persien, aus Armenien und aus der ganzen Levante kommen, um die Früchte ihrer Arbeiten und Ersparnisse nach Palästina zu bringen, und die vermöge der degradirenden Erniedrigung und unwürdigen Schmach, der sie sich unterziehen, in gewissem Sinne mit Recht den Schimpfnamen Christen-Hund führen.

Nach der heiligen Grabeskirche ist das bedeutendste Denkmal in Jerusalem unbedingt das, welches wir noch immer mit dem pomphaften Namen des Tempels Salomonis bezeichnen, obgleich die Türken in Besitz desselben sind. Seit mehreren Jahrhunderten von Sultan Saladin den Kreuzrittern abgenommen, wurde es in einer prächtige Moschee umgewandelt, in welche die Christen allein Zutritt haben, und worauf sie nun so eifersüchtig sind, als es in der Nachbarschaft des Grabes von Jesus Christus liegt, dem Schauplatz der unwürdigsten Entweihungen. Je größer die Verehrung ist, die sie hier gegen ihren Kultus zur Schau tragen, um desto tiefer ist umgekehrt die Verachtung, die sie dem unsrigen zu Theil werden lassen; und wir verschließen vor diesen Dingen nicht gern, womit sie uns überhäufen, sind diese doch ohne Zweifel gegen die Menschen und nicht gegen den Gegenstand der Anbetung gerichtet — indem sie sonst zu consequenterweise ihre eigenen Prinzipien verdammen würden. Der ganze Text der Bibel, vom Verfasser oder vielmehr von den Abschreibern*) des Korans aufgenommen, ist von seinem Ursprung an der Anhänger des Propheten vertraut worden, und das Benehmen der Eifrigsten unter ihnen, die ehemalls nach Palästina kommen, dort ihre Andacht zu verrichten, beweist genugsam für diese Uebereinstimmung.

Als der alte christliche Tempel in die Hände der Sarazenen fiel, wurde er, wie man erzählt, um seiner neuen Bestimmung würdig gemacht zu werden, auf eine seltsame Weise gereinigt. Fünfhundert Kameele schleppten aus Arabien Rosenwasser herbei, mit welchem die Mauern abgewaschen wurden. Seit jener Zeit bis auf unsere Tage nennt man nur einen einzigen Europäer, der so süßen gewesen und dort einzudringen versucht hat. Auf eine orientalische Kleidung, die er angelegt, und seine Fertigkeit, die muhammedanischen Gebete zu sprechen und sich niederzuwerfen, vertrauend, vermaß er sich, seiner strafbaren Neugier Genüge zu thun. Vielleicht hätten auch wirklich die scheinbaren Zeichen seiner Frömmigkeit in einer andern Stadt die Wächter getauscht; nur nicht in Jerusalem; alles Irrigen half ihm nichts, und er kam in die größte Verlegenheit. Was anfangen? Flintenschüsse, Steinhagel von allen Seiten, allein unter einer wüthenden Menge und alle Ausgänge zur Flucht versperrt. In solchen Fällen bleibt nichts übrig, als sich zu ergeben, und wer mit dem Leben davon kommt, kann von Glück sagen.

Das Innere einer Moschee ist überdies gar nichts so Besonderes, daß man sein Leben daran wagen sollte, es zu sehen. Die Religion der Orientalen verdammt bekanntlich allen Schmuck und äußeren Zierrath, weiß nichts von Skulptur und Malerei; auch steht die Baukunst keineswegs auf einer hohen Stufe in der Türkei; was kann nun Interessantes für einen Reisenden oder Beobachter, welcher Art auch sey, der Anblick einer Rotunde, eines Sechseck's, oder Achteck's, oder Quadrats darbieten, die nichts als die nackten Wände zeigen, des geringsten Reizwerks entblößt, das die Augenerfassenkeit auf sich ziehen oder den Augen einen Ruhepunkt gewähren könnte? Denn die Gläubigen verlangen nur einen Teppich, eine einfache Strohmatte, um Knie und Hände vor der Berührung der Erde zu sichern, die bisweilen für sie unrein ist; verlangen auch ein klein wenig Wasser für die nöthigen Waschungen, und würden alles Andere sonst verschmähen, als völlig unGebrig — denn Einfachheit und Strenge machen das Wesen dieser Asiatischen Theokratie aus.

Der Tempel Salomon's läßt keineswegs hiervon eine Ausnahme bemerken, muß sein Aeußeres betreffend. Wie sehen eine große Kuppel, der die Türken eine grüne Farbe gegeben haben, mehr, um ihr so das Siegel Muhammed's aufzudrücken*), als um glauben zu machen, sie sey mit Bronze oder Zink gedeckt. Um den unteren Theil läuft eine Galleie mit Glasfenstern, ebenfalls grün angestrichen, die mit der größten Seeglatt unterhalten zu werden scheint. Das Monument selber ist eine Rotunde, und umgiert mit einem Säulengange von künstlerischer Hand; ein prachtvoller Garten verdeckt das Thor den Augen der Passanen, und eine sehr hohe Ringmauer stellt den Garten äußerstem vor jedem Eindringen einer fremden Neugier sicher. Was die anderen Moschen betrifft, die man in den übrigen Theilen der Stadt findet, so sind ihre Höfe nicht sehr viele, und sie unterscheiden sich von den übrigen Häusern nur durch ihre Minarets, schlanke Thürmchen, manchmal zierlich, an jenen maurischen Gebäuden das, was an unseren christlichen Kirchen die Glockenthürme vorstellen. Von der Höhe dieser Thürme, die in der Regel nicht sehr hoch sind, rufen die Imame zum Gebet; hier ruten sie auch die verschiedenen Stunden des Tages aus.

Das der Antiquarsheit anhlich Würdigste, was den schönsten Schmuck von Jerusalem ausmacht und Christen wie Muselmänner ehrt, ist das Gebäude, welches vormals das Hospital der heiligen Helena hieß. Wie alles Uebrige, ist es Eigenthum der Türken; sie haben seine ursprüngliche Bestimmung in eine andere verwandelt, und es dergestalt in Trümmer lag, daß es nicht mehr tauglich war, die Abtheilungen seiner Gründerin zu verwirklichen; und sie machen in der That einen noch zweckmäßigeren Gebrauch davon, nehmen nicht nur, wie ihre Vorgänger, einzelne Kranke ihrer Religion darin auf, sondern lassen ihre Hülfe den Unglücklichen jeden Glaubens darin angedeihen. Ein Mann, der dasür bestellt wird, muß jenen Armen, der sich ihm nahet, gleichviel, aus welchem Lande, welchem Alter und Glaubensbekenntniß, einen Teller Suppe und ein Brod verabreichen; außerdem sind bestimmte Stunden am Tage für diese Austheilung festgesetzt. Die weiten unterirdischen Gemächer, die ehemaligen Kirchen des alten Hauses, sind zur Aufnahme solcher hungrigen Gäste bestimmt, und die Wirksamkeit, die das Haus in seinen Trümmern noch zieht, reichen zur Deckung aller Ausgaben hin.

Die Muhammedaner zeigen die größte Achtung für Alles, was Verspechen oder Vermächtniß ist, und vollziehen mit noch viel genauerem, ängstlich-sorgsaumerem Eifer als wir, die letzten Willen von Testatoren. Diese müssen sich genau nach Vorordnungen, die sie hinterlassen haben, der gleich kommen, Verordnungen der wunderlichsten Art, die genau nach dem Buchstaben, und mit Vermeidung alles Scheins von geringster Deutung ausgeführt werden. So bestimmte ein Türke, als er starb, sein ganzes Vermögen zur Pflege zum Füttern jener Schaaren unbenennender Hunde, die einzelne Städte besuchen, und der Vollstrecker des Testaments hat erfüllt diese Obliegenheit durch Ernennung Jemandes, ebenwohl die ebenerwähnten Legataren vom Prodeten für unrein erklärt sind; hieraus erklärt sich, warum die Herren von Jerusalem, ungeachtet ihrer wohlbekannten Habgier, doch das Vermächtniß der heiligen Helena respektiren. Unserer Seits aber würde es gar wohl geziemend seyn, in einigen solchen Beziegen die Gastfreundschaft, deren Kein die Natur in alle Menschen gepflanzt hat, anzuerkennen.

Es liegt der Türkischen Regierung mehr, als man glauben sollte, an der Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in Palästina. Der größte Theil des Geldes, das noch täglich in die heilige Stadt einströmt, geht nach Konstantinopel, und wenn eine Veränderung etwa in dem von uns angegebenen Sinne erfolgte, so würde sie Ihnen mehr dabei verlieren, als der Großherr, und doch ist es nicht möglich, auf ein Land eine geringere Sorgfalt zu verwenden, und die Angelegenheiten schlechter zu verwalten, als hier von Seiten des Divans geschehen ist.

Dies ganze Stück von Syrien, welches wir in Europa unter dem Namen des gelobten Landes kennen, gehörte seit langer Zeit zum Paschalik von Damaskus. Gegen das Ende des Jahres 1830 belehnte die Pforte den Pascha von Acre**) damit, aus Gründen hoher Politik, die wir nicht zu ergründen vermögen, die aber den gewöhnlichen Verkand des Staatsbaudvalters immer hinter sich nehmen müssen, da zu jener Zeit der Pascha, dessen Provinz durch diesen Zuwachs vergrößert ward, verdächtig, und so zu sagen im Bann war. Gegenwärtig, wo Muhammed Ali, der Vice-König von Aegypten, sich durch Eroberungsrecht des ganzen Syriens bemächtigt, muß Palästina unter dieser neuen Herrschaft schmachten, bis ein anderer noch glücklicherer Tyrann diesen wieder vertagt, oder der Sultan noch so viel Kraft wieder gewinnt, ihm aus eigenem Wohl einen aufzuhalsen. Wie es aber auch kommen mag, die Art und Weise der Herrschaft wird dort nicht geändert und die Christenheit immer von den Türken und Arabern geplagt werden, die eben so, wie gewisse Europäische Staatsmänner, der festen Ueberzeugung leben, daß keine Regierung ohne Geld möglich ist.

(K. d. P.)

*) Ein Christ und ein Jude: Muhammed's Rathe.

*) Die grüne Farbe ist von allen Nachfolgern Muhammed's angenommen worden. Es ist dies ein Privilegium, ein Recht und Eigenthum, welches von denen, die keinen Anspruch auf Verwandtschaft mit ihm haben, sorgsältig respektirt wird.

**) Abdallah, der sich später noch einer viermonatlichen Belagerung seiner Stadt Acre an Ibrahim ergab.

Digitized by Google

Frankreich.

Examen des tragiques anciens et modernes. (Untersuchungen über die alten und die neuen Tragiker, nebst einer Vergleichung und Beurtheilung des klassischen und des romantischen Systems.) Von Martine (einem Gnfer). 3 Bde.

Der Hauptzweck des Verfassers, eines Ritters für die sogenannten Klassiker, ist, für die dramatische Literatur die Lücke zu ergänzen, die La Harpe's Vorlesungen über die Literatur gelassen haben möchten und in dieser Beziehung kann man seiner Arbeit nur Lob ertheilen.

Der Verfasser unterstützt seine Urtheile beständig mit Stellen, die ihnen als Beleg dienen und zu gleicher Zeit an den Augen des Lesers die schönsten Partieen alter und neuer dramatischer Poesie vorüberführen — eine ganz vortreffliche Auswahl für die Jugend, eine wahrhafte dramatische Bibliothek, die wohl verdient, an die Stelle mancher bändereichen Sammlung zu treten.

Das Pamer, unter dem Herr Martine streitet, wird ihm indessen manchen Widersacher zuziehen; wir möchten ihm nicht rathen, in Paris der ersten Vorstellung des nächsten Dramas von Victor Hugo beizuwohnen oder vor Allem nicht seinen Namen zu nennen, wenn er sich nicht seines Nachbars wohl versichert hat: denn der Französische Romantiker ist seiner Natur nach intolerant, hat es nicht gern, wenn man ihm widerspricht; seine Bewunderung ist von so durchgreifender Art, daß man sie entweder theilen oder aus dem Saale hinaus, und noch dazu einige Treppen hinuntergehen muß.

Herr Martine hat, als ein tapferer Streiter, der Gefahr tief die Stirn geboten und sein Buch ist voll von Schmähungen, nicht bloß gegen die Romantiker überhaupt, sondern auch gegen deren große Meister Shakespeare, Goethe und Schiller. Besonders geht er einem berühmten Kritiker zu Leibe, der der Freund der Frau von Staël gewesen und mehr als irgend einer zu dieser Art von Rebellion des schlechten Geschmacks gegen die klassische Weise beigetragen hat. Wir meinen Schlegel und seine Vorlesungen über dramatische Literatur. Herr Martine urtheilt über diesen Schriftsteller, eben nicht sehr schmeichelhaften Weise: „Sophistisches Raisonnement, Definitionen, die nur dazu dienen, das, was auseinandergesetzt werden soll, noch mehr zu verwirren; unmäßiges Loben Shakespeare's und Calderon's, in ein Gebräue von unverständlichem Galimathias eingebaßt — dies macht den größten Theil eines Werkes aus, in welchem ganz gegen die guten Sitten der deutschesten Form der Verfasser sich fortwährend der heuchlerischen Autoren als Beleg und Beweis des Tadels oder Lobes zu finden ist, nur das Bestreben, durch Verschiedenheit zu imponiren, und dies Alles in einer dunkeln und enthusiastischen Sprache, die die Schwäche dieser Verfechtungen verdecken soll."

Der Plan des Martine'schen Werkes ist sehr umfassend. Der Verfasser beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über das klassische und das romantische System; er behauptet, daß dies letztere seinem anderen Ziel entgegengehe, als uns in die Kindheit des Theaters zurückzubringen; er erkennt beifremdungswerthe aber erheiternde an, daß das klassische System mannigfachen Modifikationen Raum gebe. Herr Martine setzt hierauf seine große Belesenheit fest für die Untersuchung der verschiedenen dramatischen Werke, die er in klassische Stücke, zwischen dem Klassischen und Romantischen in der Mitte liegende (!) und romantische eintheilt. Der erste Abschnitt begreift die Griechischen, Lateinischen, Italiänischen, Französischen, Polnischen, Schwedischen, Russischen Tragiker (!!!).

Im Allgemeinen ist der Martine gegen das Griechische Theater streng. Er versucht es, die Vorzüge und Mängel der drei großen Griechischen Tragiker aus einer Menge angeführter Stellen und bisweilen auch durch vollständige Analysen ihrer Werke zu entwickeln. Dieselbe Methode wendet er auf die Lateinischen Autoren, besonders auf Seneca an. Er geht dann zur Betrachtung der neueren Italiänischen Tragiker über; zu Trissino, Alfieri, Monti, Silvio Pellico, Maffei, Manzoni, die sämmtlich der klassischen Schule angehören. Der Theil seines Werkes, welcher die größte Ausdehnung und Entwickelung erhalten, ist der, wo er von den Französischen Tragikern handelt — ein Akt der Gerechtigkeit, da sie gegenwärtig einer redivivus Kritik zur Zielscheibe dienen und doch ein Ruhm unserer Landsleute sind, eine Ehre von Jahrhunderte über ganz Europa auszuüben. Die Geschichte des Französischen Theaters, die Herr Martine giebt, ist nicht ohne Geschmack abgefaßt. Er beginnt mit dem Ursprung desselben bei den kirchlichen Mysterien, und verfolgt es bis auf die Tragödien des Kaiserreichs und der Restauration.

Unter die, nach Herrn Martine, zwischen dem Klassischen und Romantischen liegenden Stücke rechnet derselbe die sogenannten bürgerlichen Trauerspiele des achtzehnten Jahrhunderts, wie z. B. Eulae, Mélanie, Beverley, diese Zwitterart, die man als einen Scheitt vorwärts der Gegner des sogenannten Klassischen ansehen kann.

Uebrigens müssen wir Herrn Martine die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erklären, daß er, trotz seiner tragen Bewunderung und Vorliebe für die Schriftsteller des großen Jahrhunderts, keineswegs die unbestreitbaren Schönheiten verkennt, die in „einzelnen Werken" Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und Calderon's sich finden; er lobt sogar auch Rotzebue und Lope de Vega, was freilich nur ein Beweis mehr für seinen schlechten Geschmack sein dürfte.

Herr Martine gefällt sich in der Ansicht, „daß Shakespeare's Schönheiten ihm selber, sein schlechter Geschmack aber und seine Fehler seiner Zeit angehören" — was aber die volle Schärfe unseres Genfer Kritikers erregt, ist der Fanatismus gewisser Leute, die an Shakespeare nur seine „Barbarei" bewundern. Herr Martine hat jedoch vergessen, uns sowohl diese „Barbarei" als diejenigen Leute nachzuweisen, die an den Werken des großen Briten nichts weiter als einige Auswüchse derselben zu bewundern finden. Er schließt mit der Bemerkung, daß er es für unmöglich halte, auf die Französische Bühne dauernd ein Stück zu verpflanzen, das Shakespeare selber nicht einmal erfunden (allerdings nicht — denn die Natur hatte es lange vor ihm gethan) und das dieser nur bearbeitet, weil er dem Geschmacke und dem Publikum seiner Zeit gehuldigt! — Nach solchem Ausspruch haben wir wohl nicht erst nöthig, gegen Herrn Martine zu Gunsten der von ihm angegriffenen Deutschen Dramatik und Dramaturgie in die Schranken zu treten.

Bibliographie.

Cours de Procédure civile française, fait à la faculté de droit de Strasbourg. — Von Ramer. 8 Fr.

Nouveau Dictionnaire de Police, ou Recueil analytique des Lois, Ordonnances etc., concernant la police judiciaire et administrative de France, depuis son origine jusqu'à nos jours. — Von Elvin, Trebuchet und Lebat, Präfektur-Beamten. 7½ Fr.

L'ami des jeunes demoiselles, ou Conseils aux jeunes personnes qui entrent dans le monde, sur les devoirs qu'elles auront à remplir dans le cours de leur vie. — 2 Bde. 6 Fr.

L'Art libétal, ou Grammaire géorgienne. — Von Brosset. 10 Fr.

Essai aur l'origine du langage et de l'écriture. (Der Verf. hält die Aegyptische, die Chinesische, die Indische und die Hebräische Sprache für allgemeine Stammsprachen.) Von Martin. 3 Fr.

Klemens, der Christallographien. Par M. Gustave Rose (de Berlin). Traduit de l'allemand par V. Regnault. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Byrons Denkmal.** Die Litterary-Gazette berichtet: „Wir vernehmen, daß das dem Lord Byron bestimmte Monument, eine Statue des Dichters von Thorwaldsen, in London angekommen, jedoch, angeblich wegen des unmoralischen Charakters seiner Schriften, zur Aufstellung in der Westminster-Abtei nicht zugelassen worden ist."

— **Feuersbrünste in Konstantinopel.** Ueber die beiden letzten Ereignisse dieser Art enthält die Türkische Zeitung (Tekwim-Wekaji) vom Monat Dezember 1833 folgende Meldung: „Den 28ten des vorigen Monats brach in der Nähe des Weiber-Marktes (Awret Basari), in der Straße Chubjar, in einem von Miethern bewohnten Hause des Herrn Tatar Ariz, durch Gottes Rathschluß ein Feuer aus. Da die Flamme nicht weiter um sich griff, so verbrannte nur das erwähnte Gebäude. — Am 27sten desselben Monats ging eine Stunde vor Mescher des Nachmittags-Gebets Bajeßid II. Moschee Bude eines Scheermesserschleifers in Flammen auf. Das Feuer griff rechts und links um sich, und Allah hies es zu, daß bei dieser Gelegenheit 17 Buden von Kupferschmieden, 11 Buden von Scheermesserschleifern, 6 Hühnerverkäufer-Buden, 6 Kopisten-Buden, 3 Barbier-Buden, 2 Fischer-Buden, eine Kuchenbäcker-Bude, eine Weiber-Bude, eine Feuerung-, eine Gewehr- und eine Flintenkugeln-Bude, eine Flechtenputzer-Bude und zwei für den Gebrauch des Imam und Muwetkki") bestimmte Gemächer eingeäschert wurden."

— **Die Papier-Fabrication in England.** Noch im siebenzehnten Jahrhundert bezog England den größten Theil seines Papier-Bedarfs von Kontinent, und zwar besonders aus Frankreich. Erst nach dem Erlaß von Nantes wurden die Englischen Papiermühlen durch mehrere Französische Kolonisten bedeutend verbessert, so daß sie schon im Jahre 1690 sehr beträchtliche Fabrikate lieferten. 1721 bezog England schon aus seinen eigenen Papier-Fabriken 300,000 Rieß; ungefähr ein Drittheil seines damaligen Bedarfes. Im Jahre 1783 schätzte man den mittleren Werth des daselbst fabrizierten Papiers auf 780,000 Pfund Sterling an. Der Doktor Colquhoun gab 1813 den Werth der damaligen Papier-Fabrication in Großbritannien auf zwei Millionen Pfund Sterling an, gewiß eine sehr übertriebene Zahl, die auch Sterveson mit Recht auf die Hälfte reduzirt hat. Diese letzteren Angaben können wir den jährlichen Werth des gegenwärtig in den drei vereinigten Königreichen fabrizirten Papiers auf 1,200,000—1,300,000 Pfund (ungefähr 9 Millionen Thaler) berechnen. Das eigentliche England besitzt 700 Papier-Fabriken, Schottland 70—80, und Irland eine etwas geringere Zahl. Ungefähr 27,000 Arbeiter sind bei der Papier-Fabrication beschäftigt, zu welcher verhältnißlich eine große Masse verschiedener Handwerker, wie Maurer, Zimmerleute, Gießer u. s. w. erforderlich sind. Uebrigens beklagen sich die Englischen Papier-Fabrikanten darüber, daß die Regierung auf diesen Artikel eine so starke Abgabe gelegt, die noch drei Mal mehr beträgt, als die Total-Summe des Arbeitslohns, das sie auszuzahlen haben. Im Jahre 1831 betrug die Zahl des in England fabrizirten Papiers 61,275,104 Buch; 1832 betrug sie 63,909,109 Buch, und 1833 67,397,868 Buch. Die Summen der davon entrichteten Abgaben beliefen sich in den drei Jahren respektive auf 679,800 Pfund, 711,623 Pfund und 752,274 Pfund. Während man bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in England noch nicht einmal das Papier für den eigenen Bedarf zu fabriziren im Stande war, führt man jetzt noch 2—3 Millionen Buch Papier jährlich aus dem Lande aus, deren Werth nicht unter 100,000 Pfund Sterling beträgt, und die der Regierung nicht weniger als 38,000 Pfund einbringen. Ja, man hat es daselbst so weit gebracht, daß selbst Frankreich gegenwärtig seine Kupferstich-Papiere aus England bezieht.

(Revue Britannique.)

*) Der Muwetkki ist derjenige Mescher-Diener, welcher dem Muessin (Gebet-Ausrufer) die Stunde des Gebetes anzeigt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Mittwoch den 21. Januar 1835.

Portugal.

Die Bewohner der Azoren.

Der Charakter der Bewohner dieser Inseln hat, bei allen seinen Fehlern, doch manches Gute, und könnte unter der Leitung einer freien und sorgsamen Regierung moralisch und praktisch ausgebildet werden. Ungeachtet der eisernen Herrschaft, der das Land so lange Zeit hindurch unterworfen war, sind sie doch weit unabhängiger, als ihre Brüder im Portugiesischen Mutterlande. Sie sind von sanftem Charakter und besitzen namentlich ein schnelles Auffassungs-Vermögen; aber es herrscht unter allen Ständen eine beklagenswerthe Unwissenheit und ein solcher Zustand geistiger Seriedrigung, daß sie in manchen Hinsicht sich kaum über das unvernünftige Thier erheben. Sie sprechen Portugiesisch, mit einigen Dialekt-Verschiedenheiten auf den einzelnen Inseln; allein sie sprechen in einem eigenthümlichen singenden Tone, der dem Ohre äußerst unangenehm ist.

In physischer Hinsicht stehen sie höher, als die Einwohner von Portugal; die Frauen sind weit schöner, oder eigentlich weniger gelb, mit schwarzen Augen und Haaren, aber mit großen Füßen und mit keinem besonderen Kinsprung auf Schönheit. Sie sind jedoch deräßmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Frau zwölf, dreizehn die sunfzehn Kinder hat. Einige Portugiesische Reisende schildern sie als außerordentlich reizend und im Allgemeinen von wärdevollem Benehmen. Ich bedaure, daß ich in dieses Lob nicht mit einstimmen kann; es müßten denn ein höchst steifes Kinderschreiten, wobei der Kopf in eine Kapuze gehüllt ist, verbunden mit einem geisterähnlichen Aufstehen und einem Gange wie bei einem Leichenzuge alle Erfordernisse zur Würde und Grazie bilden. Die Männer sind im Allgemeinen gut proportionirt, stark, von angenehmen Gesichtszügen, worin sie einige Aehnlichkeit mit ihren Maurischen Beherrschern haben. Die niederen Klassen sind aus das Landvolk stehen weit höher, als die entsprechenden Klassen in Portugal; sie sind geschickt, arglos, sanft und höflich, und wenn man ihnen Beschäftigung giebt, äußerst arbeitsam. Sie sind nicht treulos und rachsüchtig, wie ihre Brüder auf dem Kontinente; doch machen auch sie, gleich diesen, wenn man sie zur Verzweiflung treibt, von dem Dolche Gebrauch. Sie sind zu kleinen Diebstählen sehr geneigt, zu denen sie sich gleichsam für privilegirt halten, und sie schämen sich darin, so wie in der Schnelligkeit ihrer Bewegungen, mit den Lazaroni in Neapel.

Als natürliche Folge ihrer maßlosen Unwissenheit erscheint es, daß sie im höchsten Grade bigott und abergläubisch und den Priestern knechtisch unterworfen sind. Sie lieben die Musik leidenschaftlich, haben aber selbst weder Geschick noch Lust zur Instrumental- oder Vokal-Musik. Die Violine ist ihr gewöhnliches Instrument, das sie mit rohen Improvisationen begleiten. Der Tanz, dem sie sehr ergeben sind, heißt Landun, und gleicht in Melodie und Bewegung dem Bolero der Spanier. Er ist seit kurzem auch in die höheren Zirkel übergegangen, und beschließt die Tänze des Abends.

Die niederen Klassen sind unsäglich schmutzig, voll von Ungeziefer, und dabei Hautkrankheiten, namentlich der Krätze, sehr ausgesetzt. Ihre Kleidung ist roh und auf jeder Insel abweichend. Sie lieben das Spiel und alle Vergnügungen, so wie kirchliche und militairische Aufzüge, namentlich die ersteren mit ihren Sprünge und ihren Darstellungen.

Folgender Gebrauch ist diesen Inseln wohl ganz eigenthümlich. An dem Feste des heiligen Geistes wählen sie durch das Loos in jedem Kirchspiel ein Oberhaupt, dem sie den Namen Kaiser geben und das von dem Priester eine silberne Krone und ein Scepter erhält, die beide zuvor feierlich geweiht wurden. Nach beendigter Ceremonie sieht sich der Kaiser zurück, umgeben von einer Schaar seiner Brüder, die seinen Weg mit Blumen bestreuen, und dasür einen Segen empfangen, indem er sein Scepter bewegt. Er begiebt sich dann nach einem kleinen, offenen, steinernen Gebäude, das zu diesem Zwecke in jedem Kirchspiel errichtet wird und den Namen O teatro do Imperador (Theater des Kaisers) führt. Dort sitzt er in Gala, umgeben von seinen Freunden, an einem Tische, worauf er die Geschenke der Frommen empfängt, die in Brod, Wein, Geflügel und Fleisch bestehen und die am Abend unter die Armen vertheilt werden. Der Kaiser verläßt sich darauf mit seinen Freunden in seine eigene, zuvor gereinigte und mit Blumenkränzen geschmückte Wohnung, wo sie unter Schmausen, Spielen, Gesang und Tanz bis spät in die Nacht versammelt bleiben. Diese Ceremonie wiederholt sich sieben Wochen lang an jedem Sonntage, und nichts kann den Eifer, welcher die daran theilnehmenden niederen Klassen bei dieser Gelegenheit zeigen, übertreffen. Sie verpfänden oder verkaufen nicht selten ihr ganzes kleines Eigenthum, um ihre Gastfreundschaft während der Dauer ihrer Herrschaft, wenn sie für ihre Freunde offene Tafel halten, recht zeigen zu können. Sind die sieben Wochen vorüber, so werden Krone und Scepter, bis zur Wiederkehr des Festes, auf einen silbernen Teller in der Kirche niedergelegt.

Die Frauen der arbeitenden Klasse müssen alle beschwerliche Arbeit verrichten, und es ist erstaunlich, welche große Lasten sie mit aufrechtender Leichtigkeit tragen; aber sie verlieren auch bald alle weiblichen Reize, werden runzlich, furchtbar häßlich und frühzeitig kraftlos. Die niederen Klassen sind äußerst mäßig, und um sie nach seinem Weinhause zu locken, bereitet der Weinschenk (dies ist ein allgemeiner Gebrauch) schmackhafte gesalzene Fische mit einer Sauce, Linguicias genannt, welche sehr beliebt ist.

Die mittleren Klassen, d. h. diejenigen, welche sich mit dem Handel beschäftigen, stehen dieser Klasse in anderen Ländern weit nach. Sie sind träge, haben in ihrem Geschäfte nicht die geringste Achtung vor Redlichkeit und Ehre und sind vorzüglich dem Spiel ergeben. Sie sind äußerst ununterrichtet und, als Folge einer schlechten Regierung, verderbt und lasterhaft in ihren Gewohnheiten, Genüssen und Beschäftigungen. Die höheren Klassen, namentlich die Morgados und der Adel der Inseln sind prachtliebend und tyrannisch und behandeln ihre Untergebenen fast mit demselben Despotismus, wie die Regierung alle zusammen. Sie sind dessenungeachtet mitleidig gegen die Armen, freundlich und gütig gegen Fremde und von persönlichem Charakter, obgleich äußerst roh und prahlerisch und affektirn eine Pracht, einen Glanz und Reichthum, der ihre Mittel weit übersteigt. Sie befinden sich gleichfalls in einem traurigen Zustande geistiger und moralischer Verwilderung und sind mit dem Dasein, also noch viemehr mit dem Zustande anderer Nationen fast gänzlich unbekannt. Sie verbringen ihre Tage damit, daß sie sich abwechselnd in dem einen oder anderen Hause zum Spiel versammeln.

Die Frauen besitzen außer der Musik (die ein Rational-Talent ist, worin sie oft große Fertigkeit zeigen) wenig Fähigkeiten. Sie sind verlegen und linkisch in ihrem Benehmen, können nicht die geringste Unterhaltung in Gesellschaft führen und dringen ihr Leben in Trägheit und Einsamkeit hin. Man sieht sie, ausgenommen in der Kirche und zuweilen bei den Abend-Beluftigungen, niemals außer dem Hause. Ihre einzige Beschäftigung besteht im Essen, Trinken, Schlafen und in dem Gucken aus einer Oeffnung in den vergitterten Fenstern ihrer Verandas, die gerade nur für den Kopf groß genug ist, wo sie mit gekreuzten Beinen oft halbe Tage lang sitzen. Ihre Dienerinnen sind ihre Gesellschafterinnen, die sie ausfenden, um Neuigkeiten einzuholen, die ihren intimsten Freunden mitgetheilt werden, um sie den Priestern zu hinterbringen. Einige der Musik lieben sie aber auch den Tanz und den Putz leidenschaftlich; allein obgleich sie für letzteren mit allen Nöthigen aus England und Frankreich versehen werden, so zeigen sie doch in der Anordnung desselben einen eigenthümlichen Mangel an Geschmack und Zierlichkeit. Der Anzug, welchen sie außer dem Hause tragen und der bei den Frauen aller Inseln gleich ist, besteht in einem großen blauen Tuch oder schwarzer Seide, einer steifen spitzen Haube, die nur den obern Theil des Gesichts frei läßt. Die Frauen sind übrigens von so liebenswürdigem und sanftem Charakter, daß sie, bei gehöriger Erziehung, die anmuthigsten Gesährtinnen im gesellschaftlichen und häuslichen Leben seyn würden.

Die Religion der Bewohner der Azoren ist die des Mutterlandes und die Kirche der Azoren wurde im Jahre 1534 zu einem Bisthum erhoben, das von der Hauptstadt Angra, wo der Bischof residirt, seinen Namen führt. Die Ausgaben für die Geistlichkeit und die Kirche, welche fast ein Drittheil sämmtlicher Ausgaben für die ganze Inselgruppe betragen, werden dem Staat bestritten, obgleich nicht ein Viertel des Zehnten in die Hände der Regierung gezahlt wird, welcher allein den Geistlichen zufließt, wie im Mutterlande. Ich darf indeß wohl sagen, daß bis jetzt der Katholicismus nirgends mit größerer Intoleranz von seinen Dienern gelehrt worden ist, als hier. Diese Diener sind hier größtentheils so unverzeihlich unwissend, so schamlos lasterhaft, daß jenes Institut, welches mit der Kirche verbunden war, eine Quelle des größten Elends und Lasters wurde. Die Disciplin der Kirche war in der That stets so locker und verderben, daß ihre Jahrbücher mit entsetzlichen Gemälden von Lasterhaftigkeit und Verbrechen angefüllt sind. Ihre Priester haben, statt den Herzen ihrer Gemeinden die reinen Lehren der göttlichen Wahrheit einzuprägen und mit gutem Beispiel vorzuleuchten, sür ihre eigenen niedrigen und verdächtlichen Zwecke im geheimen die besten Grundsätze der Religion und Moral untergraben,

Digitized by Google

Sie haben dem Volke eine Verehrung und Liebe für die Form und die Ceremonien, die immer mit dem Geiste der Bigotterie verbunden sind, eingeflößt, und um den großen Haufen zu blenden, haben sie ihre kirchlichen Prozessionen mit großer Pracht und mit einem Ueberfluß von Reliquien, Heiligenbildern, Fahnen u. s. w. ausgestattet.

(Boyd's Description of the Azores.)

E n g l a n d.

Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland.

(Schluß.)

Was Spanien und Italien betrifft, so hat es daselbst mit der Erziehung eine ganz andere Bewandtniß. Hier bekämpft die Religionsfitte die Leidenschaften und wirft dabei ungefähr eben so auf sie ein, wie ein Glas Waffer, das man in ein großes Feuer gießt. Die Glut scheint augenblicklich zu erlöschen und abzuhausmen; der Brand erblaßt auf wenige Minuten; allein kurz darauf gewinnt die Flamme ihre Kraft wieder, und es ist eine neue Dämpfung nöthig geworden, um die gewaltige Gluth zu mäßigen. So geht es hier mit den Frauen. Unter dem Joche der Priester, sämmtlich wie Nonnen auferzogen, lernen sie schaudernd zittern, beten, sich von den Leidenschaften hinreißen lassen, und dann ihre Schwächen in feierlicher Beichte zu beleuchten, und gleich darauf wieder das Spiel der angenehmen Sünde und der bitteren Reue von Neuem zu beginnen, bis endlich das Alter herbeikommt, das ohne Erbarmen sowohl die hinreissende Liebe als die sühnende Strafe zu nichte macht. Bei diesen uttraslöschlichen und fast nur Revolutionären Völkern besteht zwar ein gewisser Formenzwang, aber die Konvenienz hat hier keine Gesetze zu geben. Das gute oder schlechte Betragen eines Mädchens oder einer Frau hat es hier keineswegs mit der Gesellschaft, sondern mit Gott allein zu thun. Da die Ehebündnisse in Italien meist das Resultat der gegenseitigen Neigung sind, so wird dieses Verhältniß auch nach gegenseitiger Neigung aufgelöst oder nicht; man übertäubt sich immer dem höchsten Richter, sich in die weiteren Angelegenheiten der Familie einzumischen. Es ist hier gar nichts Besonderes. Man verwählt sich, und man verläßt sich; man hat einen Mann, der seinen Namen für die Haushaltung hergiebt, einen zweiten, dem man sein Herz schenkt, einen dritten, der süßer einmal die nämliche Stelle einnehmen soll, seitdem aber abgebraucht wurde, endlich einen vierten, der als nächster Nachfolger alle seine vorhergehenden Anfallen treibt, und noch einen fünften, der geduldig den allmälig erfolgenden succesfiven Fall aller seiner Vorgänger abwartet.

Freilich haben wir hier nur ein isolirtes Beispiel und nicht etwa eine allgemeine Regel aufstellen wollen; aber das verführerische Alle, die in Italien gewesen sind, daß die Ausgelassenheit und Zügellosigkeit in den Sitten hier ungewein groß ist, und daß man hier mit einer Freiheit und Ungebundenheit verfährt, die nicht-bloß dem eigenthümlichen heißen Klima, sondern ganz besonders der Art und Weise der Erziehung zuzuschreiben sind. In Teutschland giebt es auch heftige und feurige Leidenschaften, allein diese verlieht man schon lange zu seinen und zu beherrschen. Man kennt hier weniger das äußere Paradiren, die Eitelkeit und die lästigen schwerfälligen Fesseln, als in England und Frankreich. Man opfert hier überhaupt weniger dem Aeußeren, und läßt sich nicht leicht von der Eitelkeit verführen.

Wiele Deutsche Frauen sind gebildet, mehrere unter ihnen sind selbst Schriftstellerinnen, obwohl sie keineswegs mit den gewaltigen Blaustrümpfen*) in England zu vergleichen sind. Hat eine Deutsche Frau nur den Willen, sich auszubilden, so bebt es ihr nicht an Gelegenheit dazu, sey es zu Berlin, zu Wien oder zu Prag; aber immer kommt es auf ihren eigenen Willen, auf ihre Luft und Liebe an, denn sie hat es keineswegs nöthig, sich durch ihre Künstlerin zu verherrlichen, wie in England und Frankreich, wo das Talent oft Mitleiden erregt, indem man eine Dame schauderhaft zeichnen, geschmacklos malen oder an einem Pianoforte pfuschen, einige elende Töne einer Harfe entlocken und endlich getzgentlich die Frau von Staël und Byron zitiren sieht und hört. In Deutschland nimmt man die weiter keine Umlagen hat und die sich nur mit ihrer Wirthschaft zu beschäftigen weiß, gar keinen Anstand, ihre Unwissenheit frei heraus zu bekennen; dagegen, tritt sie ein Mal als gebildet und gelehrt auf, so wird sie auch den Shakespeare von Grund aus (!) kennen, sie wird zwei oder drei Sprachen geläufig sprechen, die Englischen Dichter (die jetzt, beiläufig gesagt, zunfeits des Rheines sehr in der Mode sind) mit Leichtigkeit übersetzen und endlich wird sie Dich, ohne die geringste Eitelkeit, gleichsam ihrem natürlichen Triebe folgend, durch ihre mannigfachen Kenntnisse, die sie sich zu ihrem eigenen Besten erworben, gewiß in Erstaunen setzen.

In Frankreich findet man nichts grundhäßlicher, als eine satirische Frau. Zu dreißig Jahren, wenn das Schicksal sie entlassen, wenn sie erst zwei oder drei Mal ihre jugendlichen Träumereien, oder das Produkt ihrer Lektüre als nichtige Phantasiebilder dahin schwinden gesehen, wird die Französische Frau ironisch und läßt überall ohne Schonung dem Witz und der Laune freien Lauf. Ganz natürlich, denn von Kindheit auf hat sie das Joch, den Zwang der sie umgebenden Gesellschaft ertragen, immer war sie gezwungen worden, ihren freien Willen zu beherrschen und zu erfticken. Nachdem sie nun eine so lange Zeit als Sklavin unglücklich verlebt, sucht sie sich endlich ein Mal Luft zu machen und rächt sich durch eine brüsende Ironie. In Deutschland kennt man dieses dem weiblichen Charaktee so geradezu entgegenstehende künstliche Laster nicht, man findet daselbst nicht eine einzige (!) satirische Frau. Freilich aber geht auch den Deutschen wiederum das Gegenspiel, das Elegante und der so angenehme leichte Scherz der Französinnen faft gänzlich ab. (!) Während die Pariser Dame den leichten Wagen des Witzes unbesonnen in vollem Glanze vor sich her fliegen läßt, wühlen sich die armen Deutschen vergebens ab, einen schwerfälligen und plumpen Karren ungeschickt und linkisch nachzuziehen. Sie nehmen immer Alles gleich zu ernst auf, sie sind zu einfach an Leib und Seele und besitzen gar nicht das Geheimniß der gefälligen Gewandtheit, vermöge dessen die Französin in leichten und unüberdachten Worten immer und einem Jeden eine Artigkeit oder irgend etwas Schmeichelhaftes zu sagen hat.*) Man vermißt aber auch bei den Deutschen selbst jene kalte, aber elegante Höflichkeit der Engländerinnen, jenen ganz äußerlichen Reiz, der glatt wie ein Spiegel und zugleich eben so viel dieser ohne alle Wärme ist.

In dem Buche, das ich zu schreiben beabsichtige, werde ich von den Deutschen Frauen nur wenig zu sagen haben. Ich werde nämlich ein Buch in Quarto unter dem Titel: Naturgeschichte der Kokketterie, herausgeben. Dieses Werk soll mit der beräumten Abhandlung über die Schmetterlinge, von einem Holländischen Professor, in zwölf Bänden in Folio, rivalisiren. Ich werde zuerst die Instinkt-Kokketterie abhandeln, jene ursprüngliche Gattung, die allen Frauen eigen ist, und die niemals ausgeht. Dann will ich die lange Stufenleiter über verschiedenen Nüancen der Kokketterie durchlaufen; ich werde mich ungefähr über anderthalb Jahre mit dem Kapitel, das von jener wohlüberdachten und philosophischen Kokketterie handelt, jenem Treibhaus-Gewächse, welches das Produkt der vorgeschrittenen und launenhaften Civilisation ist, die sich vorzugsweise in Frankreich und in den Salons der Englischen Aristokratie kundgiebt, jener Blüthe ohne Frucht, die uns nicht minder berauscht und betäubt in den Kopf steigt, als die natürliche reinste Liebe. Der zweite Band wird die verschiedenen Nationalitäten und mannigfachen Farben der Kokketterie enthalten, die sie nach den einzelnen individuellen Charakteren annimmt. Denn was bei einer Frau Instinkt ist, das wird bei der Andern zum Amüsement, und bei noch Andern zum Geschäft, bei den im Alter schon Vorgerückten zur Wissenschaft, und endlich in Deutschland ist es gar noch zu Etwas Höherem. Wenn die Französin geistreich, und die Engländerin stolz im Kokettiren ist, so ist die arme Deutsche dabei ganz enthusiastisch. Man ist leicht versucht, die Deutsche Kokketterie für Liebe zu nehmen, obgleich es ganz einfach nur das Bedürfniß zu lieben ist. In Frankreich will man glänzen; in England will man sich verheirathen; in Deutschland endlich ist das Bedürfniß am größten, man will Liebe; nicht jene Liebe, gleich der schnell vergehenden und rasch wieder verblühenden Flammen sondern eine erhabene, eine zugleich naive und überirdische Zärtlichkeit.

Zu London und Paris herrscht die Liebe der Eitelkeit. Die Engländerinnen stehen sich bei all ihrem Dünkel und Hochmuth oft genöthigt, sich herabzulassen, um den schönen Geschlechte ihren Stolz zu beschwichtigen, der die Männerwelt am meisten quält und martert. Aber eben dieser Stolz ist es, der gegen die Liebe ankämpft, und die großen Leidenschaften in England weit häufiger macht, als in Frankreich. In Paris wäre das Leiden zu groß, selbst zu gestehen, daß man nicht geliebt werde, oder daß man aufgehört habe es zu thun. So hat die Französische Gesellschaft viele liebesgeärmte Gefühle beinahe erdrückt; denn es gehört nun einmal zum guten Ton, von Allem leichtfertig und obenhin zu reden und bei seiner Gelegenheit irgend einen Zwang zu zeigen. In Italien hingegen will man glücklich sein und die Frauen des Augenblicks genießen, so wie man in Frankreich vor Allem nicht lächerlich erscheinen will. Die Italienerin, die alle diese Vorzüge entbehren muß, empfängt bei ihrer Erziehung und zur Erdolung nichts, als die Kenntniß der Musik, die zugleich der Seele das Bedürfniß der Leidenschaft und der Liebe einflößt. In Rom gewinnt die zärtliche Empfindung, anstatt sich, wie in Paris, selbst zu verjüngen und tropfenweise hinzuschwinden, bei tausend Reizen Gewalt über sie, nimmt mehr an Kraft, indem sie durch die traurige Existenz und durch die totale Leere an großen Ereignissen geschützt wird. In Italien muß man keine tausend kleinen einstudirten und auswendig gelernten Artigkeiten erwarten, wie in Paris; vielmehr erstaunt Dich hier auf ein natürliches Feuer, die höchste Gluth der Leidenschaft; ja, die Konvenienz wird oft ganz mit Füßen getreten. Bei den Deutschen ist eine andere Bewandtniß; diese werden nicht sowohl durch eine feurige Sinnenglutb hingerissen, als vielmehr durch ein ernstliches kindliches Hingeben erst der warmen Sympathie zugänglich gemacht. Unter allen solchen Frauen zeichnen sich die Engländerinnen noch durch eine besondere bizarre Delikatesse und eine eigene Schamhaftigkeit aus. Anstatt nun sind die Engländer auch zu beschäftigt, zu sehr in ihre Handels- und politischen Interessen vertieft, als daß ihnen zu jenem sie nienie, zu jenem süßigen Schlaraffenleben, das der Boden der Italiänischen Liebe ist, auch nur die kleinste Zeit übrig bleibe.

Die Engländerin verabscheut vor Allem das Gemeine; so wie die Italienerin den Zwang und die Französin den schlechten Ton. Was Spanien, dieses lebendige Symbol des Mittelalters, betrifft, so findet man dort die Liebe noch in ihrer ganzen Naivetät, in ihrer ganzen Nacktheit und Verkehrtheit. In Spanien herrscht die Wollust, wie die Leidenschaft in Italien, die Eitelkeit in Frankreich, der Ernst in England und die Liebe in Deutschland. In dem letzteren Lande wird die Liebe bei den Frauen weniger als ein Gefühl, denn vielmehr als ein Kultus, als eine mystische Erleuchtung und ein Inbegriff aller Tugenden angesehen; sie fühlen nicht bloß, sondern sie glauben an die Liebe. Dieses feomme und begeisterte Gefühl wird noch mehr erklärt durch das geselelige Leben, in dessen Schooß sie sich so gern begeben.

Ja, aber alle diese Sitten-Verschiedenheiten und Mannigfaltigkeiten bei verschiedenen Völkern nicht sowohl, wie man zuweilen behaupten wollte, mit angeboren, sondern vielmehr ein Produkt der Einflüsse der Gesetzgebung und der Gewohnheiten sind, das dürfte kaum bezweifelt werden, wenn man nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte

*) Unter diesem Spottnamen versteht man bekanntlich die affektirt gelehrten Schriftstellerinnen in England.

*) Die Verfasserin ist so überaus freundlich gesinnt gegen unsere trefflichen Deutschen Frauen, daß wir ihr ein wenig Uebertreibung in dem eben bezeichneten Punkte schon vergeben können.

Digitized by Google

wirft, wenn man bloß bedenkt, daß Bonaparte dadurch, daß er der häuslichen Oekonomie und Wirthlichkeit die Pforten seines Hofes öffnete und sie vor der Welt ausgezeichnete, auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, den ganzen Sittenkodex von Neapel und Mailand umgewandelt hat. Dagegen ist das übrige Italien, Venedig, Rom und Florenz bei seinen alten mittelalterlichen Ideen stehen geblieben. Vorzüglich in den letzteren Städten ist es, wo das Geschlechts-Verhältniß einen Charakter angenommen, der den Ausfand des Engländers und Amerikaners faſt empören kann. Man weiß daſelbſt genau, welche und wie vielerlei Wechsel an den Liebesbäumen ihre meiſtens Früchte tragen, es iſt alles öffentlich bekannt, und doch werden die Schuldigen keineswegs gebrandmarkt; man verachtet ſie nicht einmal, ſondern ſie leben ruhig fort, und genießen zuweilen noch manchen ſtillen Verehrung. Ein ſolches Treiben iſt lediglich die Folge der abergläubiſchen Kloſter-Erziehung der Frauen einerſeits und der Nichtigkeit der politiſchen Angelegenheiten ſeiner Bewohner andererſeits.

Da hingegen, wo der männliche Geiſt ſich vollkommen zu entfalten gewöhnigt wird, wo er tauſend Hinderniſſe zu überwinden und tauſend neue Hilfsquellen zu entdecken hat; da, wo man durch Muth, Verſtand, Sparſamkeit und Bedarfsloſigkeit den ſchönſten Theil eines Bürgers erkaufen muß; da, wo Betriebſamkeit, Geſchäftsgeiſt und Uebung aller Geiſteskräfte verlangt wird, da muß der Frau und ihre Liebe nothwendig die den zweiten Rang einnehmen. Was würde man in Amerika mit der Deutſchen Myſtik, mit der Franzöſiſchen Lebhaftigkeit und der Italiäniſchen Sinnlichkeit anfangen? Es wären Krankheiten ſie Leib und Seele, und Niemand würde ſie zu heilen verſtehen. Die Amerikaniſche Frau muß häuslich und wirthlich ſeyn, aber nicht ſo wie in Deutſchland, nicht mit jenem Enthuſiasmus und ekſtatiſchen Feuer, wie das ſo treffend in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren dargeſtellt wird, ſondern man verlangt, daß ſie das Einmaleins ſtets im Kopfe habe, daß ſie Alles in der Wirthſchaft genau berechne, und endlich, daß ſie ſich langweile, ohne ſich deshalb zu beklagen. Auch die ereche Frau in Amerika ſieht zur beſtimmten Zeit auf, wie ſie alsdann die Seine verrichtet und ihr Haus beſorgt, dann nimmt ſie irgend eine weibliche Handarbeit vor und langweilt ſich dabei, oder beſucht die Kaufläden aus langer Weile, kommt aber immer pünktlich zur beſtimmten Stunde zurück, worauf ſie dann das Mittagsmahl auftragen läßt, und ſo geht es auch beſtändig fort, von Tag zu Tage, von Monat zu Monat, freilich etwas einförmig, aber ſtill und ruhig. Dieſe frommen, beſcheidenen und geſchäftsamen, aber auch niedergedrückten und in den Hintergrund geſtellten Frauen müſſen viel zu dem Wohlſtande ihrer Männer beitragen, und man darf ihnen auch viel Vertrauen ſchenken, aber vielleicht dürfte man auch deſto weniger Sympathie und Gaſtfreiheit bei ihnen erwarten. Nach iſt im Allgemeinen die Demoralate der Tod des weiblichen Einfluſſes und Anſehens.

In Frankreich läßt man die jungen Mädchen die Bibel von Royaumont, jenen ſeltſamen Roman ferer, Roſſini's Arien ſingen, die chronologiſchen Tabellen des Abbé Le Ragois einüben, und endlich ſticken lernen, das heißt ungefähr ſo viel, als ſie einmal zur Noth in Stand ſetzen könnte, ſich ihren Unterhalt durch Handarbeit ſelbſt zu verſchaffen; und damit iſt auch die ganze Erjehung der jungen Perſonen, mögen ſie auch noch ſo hoher Abkunft ſeyn, meiſtentheils beendigt. In England lehrt man ſie zeitig ein ceremonielles Pianoforte regieren, eine ſchwadronirende Konverſation hervorbringen, bei ihnen noch ausdrücklich eingeſchärft wird, ja keinen beſonderen Ausdruck bemerklich zu machen, und endlich Alles blind befolgen und nachahmen, was die Mutter will und thun. In Deutſchland ſelbſt wäre Vieles, und zwar gegen den Myſticismus, einzuwenden, dem die Mädchen bei der Erziehung oft überlaſſen werden. Was den Süden betrifft, ſo iſt hier die Erziehung ſo gut als null. Endlich in Amerika wird der weibliche Geiſt zu einer mechaniſchen Maſchine herabgewürdigt; bei der Frau des Mexikaners, der er unterworfen wird, verliert er, ſo freflich er auch ſonſt ſeyn mag, im Grunde alle moraliſche Freiheit und Selbſtthätigkeit. Wir können demnach wohl mit Recht ſagen, in der ganzen Welt, unter allen Breiten und Himmelsſtrichen iſt die Lage der Frauen mit beſonders ihre Erziehung noch ſo beſchaffen, daß ſie eine weſentliche Verbeſſerung erheiſchen. Nichts Abſurderes giebt es wohl, als wenn in Frankreich und in England die Frauen ſechs Jahre hindurch Dinge lernen läßt, die ſie ſpäter ohnehin ganz vergeſſen. Welche Dame aus dem Bürger- und Mittelſtande läßt ſich's wohl einfallen, nach ihrer Verheirathung die Harfe zu ſpielen oder in Waſſerfarben zu malen? eben ſo abgeſchmackt iſt es, wenn man in den großen Städten die Mädchen von wenig Talente als bald Künſtlerinnen öffentlich ſpielen und ſingen läßt, um die Kunſtverſammlet der Geſellſchaft auf ſich zu ziehen. Allein unſere Frauen ſind nun einmal dieſen bizarren und abſurden Gewohnheiten und Moden geſetzen unterworfen, und je weiter wir in der ſogenannten Civiliſation vorrücken, deſto ſchlimmer ſcheint es um die wahre Erziehung zu ſtehen, indem man immer mehr auf die Aeußerung und weit weniger auf die Ausbildung des Herzens und Geiſtes ſieht.

Was die beſahrten Frauen betrifft, ſo ſind dieſe in Deutſchland keineswegs ſo unglücklich, wie in den übrigen Europäiſchen Ländern. Eine Engländerin und eine Franzöſin werden zu zwanzig Jahren angebetet, zu vierzig verlaſſen und ſodann immer mit äußerſt ungerechter Strenge behandelt; ſie verlieren alles moraliſche Gewicht und alſen Einfluß für die Welt, und es bleibt ihnen nichts, als die Intrigue, die Frömmelei oder gänzliche Vernichtung der Subjektivität. In Deutſchland hingegen, wo das Häusliche, die Wirthſchaft mit in den Kreis der Betrachtungen, der Ideen und Pflichten hineingezogen wird, hier iſt die Frau bieten gerade Gelegenheit nicht unterworfen. Eine Deutſche Hausfrau, ſey ſie auch noch ſo alt, behält immer das Uebergewicht und den Einfluß, den ihr ihre Stellung einmal eingeräumt. Aber in England und Frankreich, in jenen hochgepriefenen Ländern der Civiliſation, ſehen ſich die Frauen, um ſich nur einigermaßen über ihr Alter zu tröſten, oft veranlaßt, ſich von nun an gegen ihre Zöglinge eben ſo ſtreng, als man gegen ſie ſelbſt iſt, der Verirrungen zu zeigen, an denen ſie keinen Theil mehr nehmen können. Und es iſt zuweilen recht poſſirlich, zu ſehen, wie eine alte Matrone, die ſelbſt in ihrer Jugend vor der Hölle und der ſtrengen Beobachtung aller Konvenienzen Weſchen und Mund gehabt, nachdem ſie ſich endlich über das Eine ſowohl als das Andere längſt hinweggeſetzt hat, nun auf einmal ſich ſelbſt aller der Waffen und Schreckbilder bedient, um die heranwachſende Jugend eben ſo einzuſchüchtern und in Angſt zu verſetzen.

Um endlich das Reſultat unſerer Unterſuchungen kurz zuſammenzufaſſen, ſagen wir, daß in den Verenigten Staaten und in Deutſchland, namentlich im proteſtantiſchen Theile deſſelben, das Verhältniß der Ehe und der Liebe von der Art ſey, daß es im Ganzen die größtmöglichſe Summe von Glück gewähren dürfte. Nur iſt dieſes Glück im erſteren Lande etwas getrübt und monoton. Indem nämlich die Amerikanerin ſich zu ſehr auf ihr Hauswesen einſchränkt und aus dieſer Sphäre ſich gar nicht herauskommt, verliert ſie bald alle geiſtige Eigenſchaften, die ſonſt der Frau zur Zierde gereichen. Die Deutſche aber gewinnt durch ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften und durch ihre myſtiſche Hingebung einen ganz anderen Charakter, indem ihre zärtliche Treue die gemeinſten Lebensorgane in ein gewiſſes poetiſches Gewand zu hüllen verſteht. Umgeben von ihren Kindern, immer angebetet von ihrem Manne, kommen ihr zuweilen ſogar noch Herder und Klopſtock zur Hülfe, um den Genuß ihres Glückes vollſtändig zu machen. In Deutſchland iſt daher die Werther'ſche Liebe zuerſt entſprungen, jene Liebe, welche den Geiſt für alle Einzelnheiten des Schönen empfänglich macht, für die Muſik, für die Malerei, ſo wie für alle Natur-Schönheiten, ſie ſey ein grünes Plätzchen, ein ſilbernes Luftwölkchen, ein klarer Mond u. ſ. w.; dieſe Liebe, die freilich etwas zu viel deklamirt, die den Geiſt in ſanfte Träumereien einwiegt, welche freilich auch ihre Gefahren haben, die aber doch wenigſtens nicht, wie in vielen Nachbarländern, den wilden Uebermuth eines Don Juan zu ertragen braucht, jenen Uebermuth, der überall triumphirend, von Sieg zu Sieg einherſchreitet, endlich das ganze Geſchlecht der Frauen als eine ſinnliche Nation betrachtet, die man auf jede Weiſe plündern und betrauben darfe.

Bibliographie.

Sketches in Portugal in 1834 (Skizzen aus Portugal.) Von Cap. J. E. Alexander. 10½ Sh.

Changes and chances. (Veränderungen und Schickſale.) Eine Familien-Geſchichte. 3 Bde. 31½ Sh.

Frogs and their king. (Die Fröſche und ihr König.) 3 Sh.

Tales of woman's trials. (Weibliche Erlebniſſe.) Von Mrs. S. E. Hall. 10½ Sh.

Selections of games at chess. (Auserleſene Züge im Schachſpiel.) Von Lewis. 3 Sh.

Frankreich.

Urſprung des Wortes Kokarde.

Das Wort Kokarde, von coquardeau abgeleitet, oder gar damit identiſch, wurde anfangs coquarde geſchrieben, und ſo findet es ſich auch in der Encyklopädie. Es iſt derſelben Abſtammung, wie coquart oder quoquart, welches Wort einen eitlen geckenhaften Menſchen bezeichnet. Der Ausdruck coquardeau findet ſich in dem Blazon des faulen amours, wo es heißt:

S'un (si un) coquardeau
tombe en leurs mains (in die Hände der Koketten)
c'est un oiseau
pris au glaou.

Der Gebrauch des Wortes cockade (cocarde) in der Engliſchen Sprache, worin offenbar ſich coq wiederfindet, legt für die angegebene Etymologie Zeugniß ab. Einen anderen Beweis dafür, daß jenes Wort Franzöſiſche Erfindung ſey, liefert der Umſtand, daß die Italiäniſche Sprache, aus welcher eine große Menge militairiſcher Kunſt-Ausdrücke ins Franzöſiſche übergegangen, nichts dem Worte cocarde Aehnliches darbietet, und vielmehr ganz verſchiedene Wörter, wie nappa und fiocco, dar, um dieſen Gegenſtand zu bezeichnen. Die coquarde war eine der Zierraihen, deren ſich ein coquardeau zu ſeinem Putze bediente; ſo benannte man auch die Bandſchleife, die von der Mütze eines Stutzers herabhing, und endlich auch das Strumpfband der Neuvermählten, welches man bei Bauernhochzeiten als Trophäe im Knopfloche oder an den Hüthen des Wamſes befeſtigte. Als im Jahre 1572, zur Zeit Karl's IX., die Mörder der Bartholomäus-Nacht förmlich vom Hofe organiſirt wurden, erhielten ſie die Weiſung, ſich als Kennzeichen eines an der Mütze befeſtigten papiernen Kreuzes zu bedienen. Das in dieſem Tages-Befehl ausdrücklich genannte „papierne Kreuz“ bezweifle, daß zu jener Zeit eine eigene Art von Kokarden kannte.

Die jetzige Schreibung des Wortes iſt aus der ſpäter eingetretenen Umänderung der Orthographie hervorgegangen. Ein Zeugniß für eine ſolche findet ſich in einer Stelle bei Villon, einem Gelegenheits-Dichter, ſeines eigentlichen Handwerks aber einem Beutelſchneider, der folgendes Selbſtbekenntniß ablegt:

Le diable me tentait d'arracher des manteaux
Et do tirer la laine a quelques cocardeaux.

Noch zur Zeit der Fronde, um 1650, kannte man die Kokarde nicht, wie aus den Memoiren Chavagnac's hervorgeht. Dort heißt es nämlich: „Sie (die von der Fronde) kamen überein, Stroh auf dem Hute zu tragen, als Abzeichen ihrer Partei.“ Dulaure ſagt hinzu, „daß ein Abbé Fouquet im Palais-Royal eine Rede gehalten über den Gewinn, der aus der Rückkehr des Königs erwachſe, und zugleich die Pariſer aufgefordert, ein Stück Papier auf ihre Mützen zu heften, in Oppoſition mit dem Stroh der Gegenpartei; ſo oft ſich Stroh und Papier begegneten, gab es zwiſchen denen, welche dieſe Abzeichen tru-

Digitized by Google

gen, eine wüthende Schlägerei." Die Sitte, sich gewisser Feldprodukte als Abzeichen zu bedienen, ist sehr alt. So trug eine Schaar oder Bande, welche man fenilsarda, foliards oder lances vertes nannte, einen Baumzweig auf dem Hute oder auf ihrer Lanze. Walter Scott giebt im „Fräulein von See" an, daß die Kokarde in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Hüte der Schottischen Clans zierte; indeß ist das Wort hier mehr malerische Bezeichnung, als wahrhaft technisch; man hätte vielmehr Bloc oder Roquet brauchen sollen als Uebersetzung, was in der Zeit ähnliche Bedeutungen hatte. Für den Beginn des dreißigjährigen Krieges hat siebzehnten Jahrhunderts bediente man sich, in Ermangelung bestimmter Uniformen und kenntlicher Trachten, der Kokarde, um sich daran im Kampfe zu erkennen; so waren in dem Kriege von 1688 an einem Schlachttage die Hüte der Französischen Truppen an einer Papier-Kokarde zu unterscheiden. Allgemeiner wurde der Gebrauch der Kokarde in dem Kriege von 1701 bei dem Französischen Heere, das im Norden manövrirte. Bei der siegreichen Armee erstrahlten Eugen und Marlborough den Deutschen, Englischen und Holländischen Truppen ein Büschel Stroh oder einen grünen Baumzweig als Kokarde, welcher letztere Gebrauch sich auch noch bei der Oesterreichischen Armee als Feldzeichen erhalten. Der eigentliche Gebrauch der Kokarde fällt in die Zeit von 1700 bis 1710. In Spanischen Erbfolge-Kriege bildete er sich unter den im Süden kämpfenden Truppen weiter aus; die vereinigte Französisch-Spanische Armee nahm die weiße und rothe Kokarde an, gleichsam eine Mischung aus den Farben beider Armeen, um die Einheit der von ihnen verschiedenen Interessen so auszudrücken. Der mit Frankreich in jenem Kriege verbündete Kurfürst von Baiern gab seinen Truppen weiße und blaue Kokarden; der Herzog von Mantua, sich an Frankreich und Spanien anschließend, gab seinem Kontingente die weiße, rothe und gelbe Kokarde. In dem Maße, wie sich die Uniform ausbildete, wurde auch der Gebrauch der Kokarde bestimmter, und nur die auf weißen Basin war den Französischen Offizieren zu tragen gestattet. Der Krieg von 1739 warf sie jedoch um auf einen Federhut oder einer Mütze getragen; auch dem Casquet der Husaren-Mütze u. s. w. war die Kokarde noch verhaßt; sie anders, als auf einem gewöhnlichen Militair-Hute zu tragen, wäre ein Verstoß gegen die Mode gewesen. Aus gleichem Grunde kennt die Oesterreichische Landwehr, die keine eigentlichen Soldaten-Hüte trägt, noch heutzutage die Kokarde nicht. Sie zum Revolutions-Kriege war die Kokarde ein bloß militairisches Abzeichen; so sagte man im Englischen wie im Französischen Heere: to wear a cockade oder porter cocarde, in ganz gleicher Bedeutung mit: im Dienste seyn. Damals aber hörte die Kokarde auf, bloß militairisches Emblem zu seyn. Den 13. Juli 1789 nahmen die Bürger bei brüderlicher Umarmung auf politischen Abgründen, und so ging es auch bald auf die Armee über. In diesem Abzeichen vereinigten sich — ob durch Zufall, oder absichtliche Zusammenstellung — die Farben, welche zu allen Zeiten die der Könige von Frankreich gewesen waren, nämlich die der Armee, der Nation und der Stadt Paris; es verband zwei Farben, die Heinrich IV. getragen hatte; es erinnerte an drei Farben, welche dieser große König in den Holländischen Klage gegeben, und an die, welche die Truppen Karl's VII. und die Flotte Ludwig's XIV. zum Siege geführt hatten; aber die Kokarde von 1789 mußte vor der Coalition des Auslandes erbleichen, und durch einen Beschluß vom 13. Juli 1814 ward die weiße Kokarde in der Französischen Armee wieder hergestellt.

Die Kokarde, welche als erstes Zeichen des Aufstandes angenommen ward — den 13. Juli 1789 — war weiß und grün. Ein einziger Mann, Camille Desmoulins, der unter freiem Himmel am Palais-Royal seine Vorträge hielt, erklärte schon den Tag darauf diese Farben in die Nähe. Jetzt hat die Kokarde in Frankreich ihre Bedeutung nur noch für Staatsdiener, für die National-Garde im aktiven Dienste und für die Armee. (Dictionn. de la Conversation.)

Bibliographie.
Etudes littéraires et philosophiques universelles. — Erster Bd. Erste Lfg. Pr. 35 Ctn. (Wird aus 10—12 Bänden bestehen, die in drei Abtheilungen: „Griechische Literatur", „Römische Literatur" und „Philosophie" zerfallen. Monatlich erscheinen 3 Lieferungen zu 2 Bogen.)
Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité. Par Herder. Traduit de l'allemand par E. Quinet. — 3 Bde. 21 Fr.
Manuel du franc-maçon. — Von Bazot. 2 Bchen. 7 Fr.
Manuel des Synonymes de la langue française, avec de nombreux exercices en prose et en vers, composés des plus beaux morceaux de nos meilleurs auteurs. — Von A. Bonnaire. 2 Bchen. 3 Fr.
Origine de tous les Cultes ou Religion universelle. Par Dupuis, de l'Institut. Edition revue, corrigée et enrichie d'un nouvel atlas astronomique de 24 planches; avec une notice historique sur Dupuis, par M. Auguis. — 35 Fr.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaft ist Macht. Bei dem Gastmahl, das vor einiger Zeit zu Ehren des Lords Grey in Edinburg veranstaltet wurden, äußerte sich Herr Arago, als die Rede von den gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereinen war, folgendermaßen: — „Ich glaube, mich über das Wesen dieser Verbindungen nicht zu täuschen. Die Männer der Wissenschaft und des Studiums sind es, die die Welt regierten. Ihren stets Bewährungen und Forschungen haben wir die größten moralischen Wahrheiten zu verdanken. Durch ihre Schriften wissen sie, dieselben erst zu befruchten und geistig zu beleben; sie verbreiten sie unter die Menge, machen sie den Gemüthern zugänglich, und beherrschen so, indem sie ihren Lehren den Stempel der Unverletzlichkeit aufzudrücken verstehen, unmittelbar die ganze Menschenwelt. Je enger und stärker aber das Band wird, das die Gesellschaften unserer Zeit zusammenhält, desto zwerschlichter und gewisser dürfen wir auf eine immer nähere und freundschaftlichere Verbindung der verschiedenen Nationen der Erde hoffen."
(Mirror.)

— Trinkwasserbereitung des Seewassers. Vor kurzem hat Herr Wells in London auf die Erfindung, das Seewasser in reines klares Trinkwasser zu verwandeln, ein Patent erhalten. Der Apparat besteht aus einer Kochmaschine von Gußeisen, von vier Fuß Höhe und der nämlichen Breite, und enthält mehrere Oefen, Bratheuer, Pfannen, Töpfe, Kessel u. s. w., Alles in so reichem Maaße, daß man für ein Gastmahl von siebenzig bis achtzig Mann keinesweges größere Zubereitungen zu treffen brauchte. Es werden zur Heizung der Maschine ungefähr zwei Scheffel Steinkohlen in vierundzwanzig Stunden verbraucht, dabei geht durch sehr zweckmäßige Einrichtung, vermittelst verschiedener Röhren an den verschiedenen Theilen des Apparats, das Braten, Kochen und Backen in der größten Ordnung vor sich. Während des Kochens wird das Seewasser allmälig aus einem Faß oder Becken in das Innere der Maschine hineingelassen, wo es destillirt wird. In diesem destillirten Zustande fließt das Wasser in eine Röhre von Gußeisen oder verzinntem Kupfer, die, über den Bug des Fahrzeuges geleitet, bis in das Meer hinab sich erstreckt, und nachdem es so längst des Schiffsbodens fortgelaufen ist, fehrt es dann in den Behälter zurück, wo es sich mit dem Seewasser gemischt wieder sammelt. Diese Mischung besteht vorzüglich darin, daß das Seewasser verdichtet wird, wodurch die unreine, zum Trinken untaugliche Substanz abläuft, und das übrigbleibende Wasser gleich dem gewöhnlichen süßen Wasser sowohl zum Trinken, als zum Waschen und anderen verschiedenen Zwecken benutzt werden kann. Um den Kohlenstoff herzustellen, der beim Destillren verloren geht, wird das Wasser jetzt noch durch Perkolation. In Zeit von zwölf Stunden werden neun Zehntheile von dem Seewasser in der Zisterne in reines Trinkwasser verwandelt. Durch diese Erfindung sind nun die Seeschiffe des so mühseligen und zeitraubenden Wasserreinnehmens überhoben, und der besondere Raum, der bisher für Wasserfässer bestimmt war, kann nun mehr für größere und bequemere Schiffsladungen benutzt werden. Das beste Zeugniß für die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit des neuerfundenen Apparats kann die Anerkennung gewähren, die derselbe bei den verschiedenen Englischen See-Offizieren gefunden; auch hat der König von England selbst das durch die Maschine zubereitete Wasser gekostet, und ihm eine höchst günstige Meinung beigelegt. Einem Gastmahle, das der Royal-Klub von Trafalgar veranstaltete, sprach der Kapitain Dickinson in sehr lobenden Ausdrücken von dieser Erfindung. Man ließ während des Dinens einen Pokal mit gereinigtem Seewasser herumgehen, das von allen Anwesenden gekostet und allgemein als ein vortreffliches gefunden wurde. Der Kapitain Dickinson äußerte sich darüber folgendermaßen: „Wir haben hier, meine Herren, eine der größten Erfindungen vor uns, die je gemacht worden, und die nicht bloß für unser Vaterland, sondern für die ganze Menschheit von der höchsten Wichtigkeit ist. Wir wissen es Alle nur zu gut, was das heißt: Mangel an Trinkwasser leiden, besonders wenn man, wie es meist der Fall ist, nichts als geistige Getränke an Bord hat; wie oft wird nicht diese Maschine, diese der patentirten Seewasser-Reinigungs-Gesellschaft zu London zuerkannte Erfindung, in der Zukunft als Retterin in der Noth erscheinen! Ich wünsche dieser Gesellschaft von Herzen Glück, indem ich den ganzen Umfang des Werthes ihrer Leistungen aus Erfahrung zu schätzen weiß und sehr wohl verstehen, bei jedem Gelegenheit zu ihrer weiteren Beförderung eifrigst beizutragen." Auch mehrere wissenschaftliche Journale haben sich bereits in den lobendsten Ausdrücken über diese so wichtige Erfindung ausgesprochen. (Wie mag es sich wohl mit der Erfindung eines Deutschen — und zwar eines Süddeutschen — verhalten, von der im vorigen Jahre in den Zeitungen gesprochen wurde und die ebenfalls die Trinkbarmachung des Seewassers betraf?)

— Das Opernhaus zu Lissabon. Das Theater San Carlos in Lissabon besitzt bekanntlich eine der prachvollsten musikalischen Kapellen in der Welt. Ich fand das Innere des Gebäudes wahrhaft großartig und imposant. Die Königliche Loge nimmt den ganzen Raum gegenüber der Bühne ein, und reicht bis zur Decke hinauf; als ich das Haus besuchte, war dieselbe mit einem grünen Vorhang umhangen. Ich sah mich vergeblich nach einer Gallerie um, denn die Götter des Olymps sind hier von ihrer gewöhnlichen Höhe in den Hintergrund des Parterres verbannt, indem man es nämlich, gewissermaßen im Orientalischen Geiste, für unwürdig gehalten, daß Parterre über dem Haupte des Königs auch nur einen Fußtritt der Höhe vor mir zu haben. — Ich war zuerst Willens, eine Loge zu nehmen, indeß gab ich diesen Vorsatz auf, weil ich mich ganz allein befand. Kaum aber hatte ich es versucht, mich auf eine der Bänke im Parterre niederzulassen, (dessen Boden, wie ich bemerkte, ungefegt und mit Papierschnitzeln und Pomeranzenschalen reichlich bedeckt war), als ich mich auf einmal von einem Corps de Ballet von Rühen umringt sah, das trotz den Tänzern auf der Bühne, die gewandtesten Sprünge und Wendungen machte, während meine Nase den lieblichen Geruch irgend eines benachbarten Abzugs-Kanals einzuathmen hatte. (Alexander's Lisbon.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Freitag den 23. Januar 1835.

Rußland.

Kirdschali, der Räuber.

Von A. Puschkin.

Kirdschali war von Geburt ein Bulgar. In Türkischer Sprache bedeutet Kirdschali einen Helden, einen Wagehals. Sein eigentlicher Name ist mir unbekannt.

Durch seine Räubereien hatte Kirdschali sich in der ganzen Moldau furchtbar gemacht. Um einigermaßen einen Begriff von ihm zu geben, werde ich eine seiner Thaten schildern. Einst in der Nacht überfielen er und ein Armaut ein Bulgarisches Dorf. Sie setzten es an beiden Enden in Brand und durchsuchten jede einzelne Hütte. Kirdschali mordete und der Armaut sammelte die Beute, Beide scheiten: Kirdschali! Kirdschali! Das ganze Dorf lief auseinander.

Als Alexander Ypsilanti sich an die Spitze des Aufstandes stellte und Truppen zu sammeln begann, führte Kirdschali ihm einige seiner alten Gesährten zu. Der wahre Muth der Empörung war ihm wenig bekannt, aber der Krieg bot ihm Gelegenheit dar, sich auf Kosten der Türken und vielleicht auch der Moldauer zu bereichern — und dies schien ihm unzweifelhaft.

Alexander Ypsilanti war persönlich tapfer, besaß aber nicht die nöthigen Eigenschaften, um eine Rolle durchzuführen, die er so blitzig und unvorsichtig begonnen hatte. Er verstand es nicht, die Menschen zu behandeln, denen er befehlen mußte. Sie hatten weder Achtung noch Vertrauen zu ihm. Nach der unglücklichen Schlacht, in welcher die Blüthe der Griechischen Jugend fiel, gab Jordaki Olimbioti ihm den Rath, sich zu entfernen und nahm selbst seine Stelle ein. Ypsilanti entfloh zur Oesterreichischen Gränze und sandte von dort aus seine Vermünschungen an seine zeitherigen Theilnehmer, die er Ungeheuer, Memmen und Taugenichte nannte. Diese Memmen und Taugenichte starben aber größtentheils unter den Mauern des Klosters Seck, oder an den Ufern des Pruth, in verzweifelter Vertheidigung gegen einen zehn Mal Stärkeren Feind.

Kirdschali befand sich in Georg Kantakuzin's Truppen-Abtheilung, von welchem Russischer man dasselbe sagen kann, wie von Ypsilanti. Am Abend vor der Schlacht bei Skulenami erhat sich Kantakuzin von dem Russischen Befehlshaber die Erlaubniß, unsere Quarantaine-Anstalt zu besehen. Seine Truppen blieben ohne Russischer. Kirdschali aber, Sassanes, Kantageni und mehrere Andere begaben sich in Russischer.

Die Schlacht bei Skulenami ist, so viel ich weiß, noch von Niemanden in ihrer rührenden Wahrheit geschildert worden. Man stelle sich 700 Armauten, Albanesen, Griechen, Bulgaren und zusammengerafte Menschen aller Art vor, die nicht den mindesten Begriff von Kriegskunst hatten, und sehe ihn Angesicht von 15,000 Türkischen Reitern zurückgehen. Diese kleine Schaar gelangte bis an den Ufern des Pruth und stellte zwei kleine Kanonen vor sich hin, die er in Jassi im Palast des Hospodars gefunden hatte, wo sie bei feierlichen Gastmahlen benutzt worden waren. Die Türken würden gerne mit Kartätschen gefeuert haben, wagten es aber nicht ohne Erlaubniß des Russischen Befehlshabers; die Kartätschen wären gewiß über den Fluß zu uns herüber gelogen. Der Chef der Janitscharen-Artillerie (der jetzt todt ist), wohl 40 Jahr in Kriegsdiensten, hörte hier zum ersten Mal das Sausen der Kugeln. Einige derselben brummten ihm ziemlich nahe in die Ohren. Der Alte ward fürchterlich wild und schalt dafür den Major des in der Anstalt befindlichen Ochotzkischen Infanterie-Regiments tüchtig aus. Der Major, der nicht wußte, was er thun sollte, lief an den Fluß, auf dessen jenseitigem Ufer die Türken standen, und drohte ihnen mit dem Finger, worauf sich die ganze Abtheilung zurückzog. Der Major, der mit dem Finger gedroht hatte, hieß Oberstschekkof. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Am folgenden Tage aber griffen die Türken die Verschanzungen an. Da sie es nicht wagten, weder mit Kartätschen noch anderem Geschütz zu schießen, so bedienten sie sich ihrer blanken Waffen. Die Schlacht war blutig. Bei den Türken bemerkte man Lanzen, die sie früher nicht hatten; es waren Russische. In Folge eines Befehls unseres Kaisers konnten die Verschanzungen über den Pruth geben und sich in unsere Quarantaine-Anstalt flüchten. Sie begannen, sich über den Strom zu retten. Kantageni und Sassanes blieben zuletzt auf dem Türkischen Ufer. Der Abends zuvor verwundete Kirdschali lag bereits in der Quarantaine. Sassanes ward erschlagen. Kantageni, ein sehr dicker Mann, hatte durch eine Lanze eine Wunde in den Unterleib erhalten. Mit einer Hand hielt er seinen Säbel in die Höhe, mit der anderen ergriff er die feindliche Lanze, stieß sie sich tiefer in den Leib und erreichte auf diese Weise mit seinem Säbel seinen Gegner, mit dem er darauf zusammen die Seele ausdauchte.

Alles war beendigt. Die Türken hatten gesiegt. Die Moldau war befreit. Ungefähr 600 Armauten zerstreuten sich in Besserabien; obgleich sie nicht wußten, wovon sie leben sollten, waren sie Rußland doch für seinen Schutz dankbar. Sie führten ein müßiges, jedoch kein lüderliches Leben. Man konnte sie jetzeraft in den Kaffeehäusern des halbstürkischen Besserabiens sehen, mit langen Pfeifen im Munde, und dicken Kaffee aus kleinen Tassen trinkend. Ihre verbrämten Jacken und rothen spitzen Pantoffeln fingen schon an, sich abzunutzen; ihre kurzen Seitengewehre aber und ihre Pistolen stolzirten noch immer aus ihren breiten Gürteln hervor. Niemand hatte sich über sie zu beklagen. Auch konnte man nicht denken, daß diese friedlichen armen Leute Verbrechen begehen würden. Kirdschali wurde mit ihnen nach Odessa geführt. Kirdschali befand sich unter ihnen befand.

Der in Jassy kommandirende Pascha erfuhr es, und verlangte, in Folge der Friedens-Verträge, von der Russischen Verwaltung die Auslieferung des Räubers.

Die Polizei begann ihre Nachforschungen. Sie entdeckte, daß Kirdschali sich wirklich in Kischeneff aufhalte. Er ward in der Wohnung eines entlaufenen Mönchs, eines Abends, als er gerade beim Essen war, und im Dunkeln mit sieben seiner Gefährten zusammen faß, verhaftet und in's Gefängniß geführt. Er verhehlte die Wahrheit nicht und gab sich zu erkennen. „Aber", sagte er hinzu, „seitdem ich über den Pruth ging, habe ich nicht ein Haar fremden Gutes angerührt, und nicht dem geringsten Zigeuner etwas zu Leide gethan. Den Türken, Moldauern und Wallachen bin ich freilich ein Räuber, den Russen aber bin ich ein Gast. Als Sassanes, nachdem er alle seine Patronen verschossen hatte, zu uns in die Quarantaine kam, sagt ich ihm mein ganzes Herz. Gott weiß es, daß ich, Kirdschali, vom Ataman leide! Warum liefern mich denn nun die Russen meinen Feinden aus?" — Hierauf schwieg er und erwartete ruhig die Entscheidung seines Schicksals.

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Russische Verwaltung, die seinen Muth in sich fühlte, Räuber von der romantischen Seite zu betrachten, und von der Rechtmäßigkeit der Türkischen Verlangens überzeugt, befahl, Kirdschali nach Jassy abzuliefern.

Ein Mann von Kopf und Herz, damals noch ein junger wenig gekannter Beamter, jetzt aber Inhaber eines wichtigen Postens, gab mir eine lebendige Schilderung der Abreise des Räubers.

Am Thor des Gefängnisses stand eine Post-Karutze . . . . (Vielleicht weiß man nicht, was eine Karutze ist. Sie ist ein kleiner, niedriger, geschlossener, offener Wagen, vor welchen man unlängst noch gewöhnlich sechs oder acht ausgebungerte Pferden vorspannte. Ein Moldauer mit langem Kinnbelbarte und einer Mütze von Schaffell, auf einem dieser Pferdchen sitzend, schrie unaufhörlich und peitschte auf sie los. Pferdchen lief, und diese liefen dann auch in einer Stas weit davon. Konnte einen derselben nicht weiter, so stramte er es unter fürchterlichen Verwünschungen aus, und ließ es, unbekümmert um sein Schicksal, auf der Straße liegen. Auf dem Rückwege war er überzeugt, es auf der nämlichen Stelle, ganz ruhig auf der grünen Steppe grasend, wiederzufinden. Nicht selten geschah es, daß ein von einer Station mit acht Pferden abgefertigter Reisender nur mit einem in der nächsten ankam. So war es vor funfzehn Jahren. Jetzt sind in dem Russisch gewordenen Bessarabien Russischer Vorspann und Russische Wagen [Telega's] eingeführt worden.)

Eine solche Karutze nun stand am Thor des Gefängnisses im Jahr 1821, an einem der letzten Tage des September. Zöhnmen mit zurückgeschlagenen Aermeln und klappernden Pantoffeln, Armauten in ihrer malerischen Tracht und wohlgebaute Moldauerinnen mit schwarzäugigen Kindern auf den Armen umringten die Karutze. Die Männer standen schweigend da; die Weiber schienen mit lebhafter Ungeduld etwas zu erwarten.

Das Thor ging auf und einige Polizei-Essiziere erschienen auf der Straße; ihnen folgten zwei Soldaten, die den eingeschmiedeten Kirdschali herausführten.

Er schien 30 Jahre alt zu syn. Die Züge seines schwarzbraunen Gesichtes waren regelmäßig und scharf. Er war groß, breitschultrig, und seine ganze Gestalt sprach für eine ungewöhnliche Körperkraft. Ein bunter, sein Haupt bedeckender Turban, ein breiter Gürtel, ein Dolman von dichtem blauen Tuch, ein breit gefaltetes, bis über die Knie herabfallendes Hemd und schöne Pantoffeln bildeten die Ueberbleibsel seines Anzuges. Sein Aeußeres war stolz und ruhig.

Einer der Beamten, ein alter Mann in abgeblichter Uniform, auf welcher drei Knöpfe umherbaumelten, klemmte den purpurrothen Aus-

Digitized by Google

wuchs, der seine Nase verstellte, zwischen eine metallene Brille, entfaltete ein Papier und begann, naiserie einen Artikel in Moldauischer Sprache abzulesen. Von Zeit zu Zeit warf er einen wichtig sein sollenden Blick auf den gefaltelten Kirdschali, auf den sich das Papier zu beziehen schien. Kirdschali hörte aufmerksam zu. Der Beamte endigte sein Vorlesen, legte das Papier zusammen, sicherte dem Volk mit grimmiger Stimme zu, aus einander zu gehen, und befahl, die Karuße vorfahren zu lassen. Da wendete Kirdschali sich zu ihm und sagte ihm einige Worte in Moldauischer Sprache; seine Stimme bebte, seine Geschichtzüge hatten sich verändert; er weinte und fiel, mit seinen Ketten klirrend, dem Polizei-Beamten zu Füßen. Dieser erschrack und sprang zurück; die Soldaten wollten Kirdschali aufheben, er stand aber selbst auf, brachte seine Kleiden in Ordnung, heftig die Karuße und schrie: „Hajda!“ Ein Gensdarm setzte sich neben ihn, der Moldauische Zäfrer schwang seine Peitsche und die Karuße fuhr davon.

„Was sagte Ihnen Kirdschali?“ fragte der junge Beamte den Polizei-Offizier.

„Sehen Sie, er hat mich“, antwortete lächelnd der Letztere, „daß ich mich seiner Frau und seines unmündigen Kindes annehmen möchte, die nicht weit von Kili in einem Bulgarischen Dorfe leben — er fürchtet, daß auch sie seinetwegen leiden dürften. Was das Volk dumm ist!“

Die Erzählung des jungen Beamten rührte mich tief. Mir that der arme Kirdschali leid. Lange hörte ich nichts von seinem Schicksal. Erst vor einigen Jahren traf ich wieder mit dem jungen Beamten zusammen. Wir unterhielten uns von der Vergangenheit. „Und Ihr Freund Kirdschali?“ fragte ich, „wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist?“

„Wir sollte ich das nicht wissen!“ antwortete er, und er erzählte mir Folgendes:

Der nach Jassy abgeführte Kirdschali ward dem Pascha vorgestellt und von demselben verurtheilt, auf einen Pfahl gespießt zu werden. Die Vollziehung dieses Urtheils ward die zum nächsten Freitage aufgeschoben, und der Verurtheilte die dahin in einen Kerker geworfen. Er ward von sieben Türken bewacht (die in ihrem Herzen einen solchen Räuber waren, wie sie), sie begegneten ihm mit Achtung, und hörten mit dem, dem ganzen Orient eigenen Heißhunger seinen wundervollen Erzählungen zu.

Es entspann sich zwischen den Wachen und dem Gefangenen ein sehr vertrauliches Verhältniß. Einst sprach Kirdschali zu den Ersteren: „Brüder! Meine letzte Stunde ist nahe. Niemand kann seinem Geschick entgehen. Bald muß ich mich von Euch trennen. Ich möchte Euch gerne etwas zum Andenken hinterlassen.“

Die Türken spitzten die Ohren.

„Brüder“, fuhr Kirdschali fort, „vor drei Jahren war ich mit dem verstorbenen Michalaki auf Raub ausgezogen; wir vergruben in der Steppe, nicht weit von Jassy, einen Kessel mit Geld. Weder ich, noch er, sollten ihn, wie es scheint, besitzen. Nun, es mag darum sein; nehmt Ihr ihn, wir theilt Euch freundschaftlich darin.“

Die Türken wären vor Freude beinahe um ihren Verstand gekommen. Sie übertagten endlich ihn und der, wie sie sich zu Herren des Schatzes wähnten, konnten, und beschlossen zuletzt, daß Kirdschali sie selbst dahin führen sollte, wo er vergraben lag.

Die Nacht brach herein. Die Türken entfesselten den Gefangenen, banden ihm die Arme mit einem Strick zusammen und begaben sich mit ihm aus der Stadt in die Steppe.

Kirdschali führte sie in gerader Richtung eine weite Strecke lang, hielt endlich bei einem großen Stein, zählte gen Süden zwölf Schritte ab, und rief dann: „Hier!“

Die Türken trafen ihre Einrichtung. Vier zogen ihre Atagans (kurze Seitenzgewehre) aus und fingen an, in die Erde zu graben. Drei bewachten Kirdschali, der auf dem Stein saß und ihrer Arbeit zusah.

„Nun, wie geht es? Werden Ihr bald fertig sein?“ fragte er.

„Noch nicht“, antworteten die Türken, und arbeiteten dergestalt, daß ihnen der Schweiß in Strömen hinunterfloß.

Kirdschali ward ungeduldig. „Was Ihr doch für ein Volk seid. Nicht einmal ordentlich die Erde zu durchgraben verstehet Ihr. Ich hätte die Sache in zwei Minuten abgemacht. Kinder, bindet mir die Arme los und gebt mir einen Atagan!“

Die Türken besannen sich und beriethen sich unter einander. „Nun, was ist es denn weiter? (war der Beschluß) binden wir ihm die Arme los und geben ihm einen Atagan. Was ist da zu fürchten? Er ist allein und wir sind unserer sieben.“ Und die Türken banden ihm die Arme los und gaben ihm einen Atagan.

Endlich sah Kirdschali sich frei und bewaffnet. Was wußte er das bei! fühlen! . . . Er fing an, eifrig zu graben, wobei seine Wächter ihm halfen . . . . Plötzlich stieß er einem der Letzteren den Atagan in die Brust, stieß ihn darin stecken und riß ihm seine zwei Pistolen aus dem Gürtel.

Die übrigen sechs, als sie die Pistolen in Kirdschali's Händen sahen, ergriffen die Flucht.

In diesem Augenblick setzt er seine Raubzüge in der Umgegend von Jassy fort. Vor nicht langer Zeit schrieb er dem Hospodar, und forderte von ihm eine nicht unbedeutende Geldsumme, mit der Drohung, wenn er sie nicht prompt erhielte, Jassy in Brand stecken und den Hospodar selbst zu Leide gehen zu wollen. Die verlangte Geldsumme ward ihm zugestellt.

Bibliographie.

Phantasie und Lebens.. Begebenheiten und Erzählungen von Nikolai Polewoy.

Buch für Kinder auf das Jahr 1835. von Wladimir Burnasoff.

Türkische Sitte der Pugatschoff'schen Verschwörung. Von Alexander Puschkin.

England.

Die Irländischen Dienstboten. *)

Jede Stadt, jedes Dorf in der Welt hat einen Ort, wo die Mädchen sich versammeln, um des Lebens Leiden und Freuden zu besprechen; die Geschichte des Tages zu rekapituliren und der Zunge das Wort abzugewinnen, das ihnen die Geschäfte und der strenge Dienst auferlegt. In Frankreich ist es die große Kastanie oder der Nußbaum, wo sich die Dienstboten die Rede-Freiheit gegenseitig zugestehen, es ist der Freiheitsbaum für die lüsternde Zunge der dienenden Klasse, die sich hier in mannigfachem Gestasch an ihrer Herrschaft rächt. In England schaaren sich die Mädchen um die Brunnen, in Irland halten sie auf Kreuzwegen ihre Versammlungen. Besonders nach sechs Uhr Abends steht man sie der in Haufen beisammen, auch männliche Dienstboten mischen sich unter sie, und treiben Kurzweil mit den Dirnen, und vereinigen ihre Stimmen mit den Herzens-Ergießungen der Weiber. Nicht weit von den Landhäusern der Edelleute trifft man diese bunten Societäten der Knechte und Mägde in verschiedenstlichen Gruppen. Die Hand in die Seite gestemmt, die Mütze verwegen auf's Ohr gerückt, so stehen sie da und schwatzen sich aus über Alles und Jedes. Besonders wo ein Graben aufgeworfen ist an den Kreuzwegen, beschimpfen sie am liebsten ihre Wahl- und Rede-Väter. Die aufgeworfene Damm-Erde bietet da Ruhepläße, wenn auch nicht so weich, als man sich ergehen über die Angelegenheiten des Lebens. Auch die Neugier treibt sie oft am Tage hinaus, und wenn ein Wagen von fern herrollt, lassen die Weiber Küche, Keller, Boden und Wäsche auf wenige Augenblicke im Stich, und stürzen hin und zurück. Aber des Abends werden längere Distussionen eröffnet, und ohne zu erscheinen und in etlige vor den Schranken zu stehen, werden die Herren und Damen der gebetenden Klasse vor Gericht gezogen.

Gleichwohl ist die Zunge des Irländischen Dienstboten nicht so spitz in Beurtheilung und Verdammung ihrer Herrschaft, als man in England die Diener raisonniren hört. Der Irländer hängt treuer an seinem Herrn, und zeigt sich verbundener, wenn dieser in Noth ist. Die verschiedene Stellmann bleibt noch immer für ihn dieselbe Person, die er im Glück für ihn war, ja er hält sich im Mißgeschick noch weit mehr verpflichtet, die Partei seines Herrn zu nehmen, wenn es darauf ankommt, Ehre und Reputation zu retten. „Ich bin ein erbarmlicher Kerl,“ pflegt der Irländische Bediente zu dem drängenden Gläubiger zu sagen, „allein mein Herr hat Geld, und ich bin Irländer.“ Man sieht, und wenn Du bedauptet willst, er sey Dir eine lumpige Kleinigkeit schuldig, und Dich nicht glücklich schätzest, sein zwiger Schuldner zu seyn, beim Himmel! so mache ich Dir in der Pferde-Schwemme eine Suppe zum Frühstück zurecht!“

Es ist gewiß, daß der gute Irländer seinen eigenen Vortheil im Auge hat, wenn er seinen Herrn vertheidigt in solchen Widerwärtigkeiten des Lebens, allein er hat doch auch viel Hunder-Treue, auch wenn er stirbt, es geht schief. Der Ehelmann ist nach wie vor sein Herr, und er hält sich für seinen Sklaven. „Wenn Du mich einen Schurken nennst,“ wärre ein Englischer Diener zu dem todwunden Gläubiger unter blutiger Begagnß sagen, „so will ich Dir's Gleiche auch zu thun.“ Ist mein Herr Dir Geld schuldig, so laß ihn bezahlen, wann und wie Du willst. Ich kann nicht für ihn haften, noch bin ich ein Schurke weder um seinet- noch um jemandes-willen in der Welt!“

Hiermit ist der große Unterschied angedeutet, der zwischen der Irländischen und der Englischen Dienstboten-Klasse besteht. Ein Irländischer Vater, der sein Kind entläßt, um es in Dienst zu geben, sagt zu ihm: „Mein Kind, sieh immer auf die Ehrbietigkeit und gieb Dich den Herren ganz zu eigen!“ Entläßt aber in England eine Mutter zu gleicher Condition ihren Sohn, so lautet ihre Ermahnung an ihn ganz anders „Fürchte Gott,“ sagt sie, „und schone Niemand! Ehre Deine Pfründe, und sey Deinen Kameraden zu Gefallen!“ In dieser Art von Leibeigenschaft, in die sich der Irländische Bediente mit Plan und Vorsatz begiebt, gelingt es ihm aber auch, in ein weit engeres Verhältniß zu seinem Herrn zu treten, und ist dieser reich, so zieht er den größten Vortheil aus seiner Lage. Ich kenne Irländische Dienstboten, die, weil sie selbst gute Wirthe in ihren eigenen Angelegenheiten waren, bei der ganzen Wirthschaft ihres Herren sich ein Hauptgeschäft sammelten. Der Englische Diener, der sich mit der Vollziehung seiner Diener-Pflichten begnügt, lebt oft weit beschränkter, und muß sich auch natürlich mit dem gewissen Einkommen begnügen. Soll aber der Diener einmal Diener seyn, so ist der Engländer dem Irländer vorzuziehen, denn jener kennt mehr als dieser den Umfang seiner Verpflichtungen und den Kreis seiner Geschäfte. Er ist Diener und weiter nichts, er will nichts weiter seyn; wo das Bereich seiner Obliegenheiten aufhört, hört auch das Bethätigt zu ihm auf. Der Irländer aber, der mehr als Diener, der auch unser Lebens-Gefährte, unser Verwalter, unser Hausfreund, unser Anwalt beim Gerichte der Welt seyn will, und sich wie ein Stück Hausgeräth in der Wirthschaft auffaßt, ist oft der, was er seyn soll, sehr schlecht, bedient uns schlecht, und kennt seine Pflichten als dienstbarendes Wesen gar nicht. Bei seiner gutmüthigen Sorgsamkeit werden die Hausgeschäfte lässig besorgt. Während er auf die Verbesserung der Verwaltung sinnt und auf Ersparnisse deutet, weiß er oft nicht das Vorhandene in gutem Zustande zu erhalten, ist sorglos und liederlich, nahet Alles ihm und in Dracht nehmen will. Oft weiß er das Ding, das er in Händen hält und vorsorglich beschützen möchte, gar nicht zu placiren, er wirft es zu Boden vor lauter Eifer, es an die rechte Stelle zu setzen. Er ist unordentlich, geht nicht nach der Uhr, verredet sich die Schlüssel, und hat sie dann irgendwo recht sicher, aber verstecke unbegebracht. Die glänzende Livree, die man ihm giebt, bläuet er nicht

*) Von Mrs. S. C. Hall, derselben Dame, von der wir schon in Nr. 4 dieses Jahrgangs den Aufsatz über die Irländischen Bettler mittheilten.

einmal aus, er geht unsauber in seiner Wäsche, kurz, er ist oft untauglich, bei aller Neigung, ihr er uns widmet.

Eine gute Haushaltung ist immer das Werk einer guten Familie. Wo der Gang der Befriedigung der Bedürfnisse in Ordnung ist, da schließt man auch auf die Harmonie des ganzen innern Familien-Lebens. Und hier muß ich nun sagen — warum es nicht often thun und es bloß in abgezogenen Gesellschafts-Reden auspluudern? — daß es in vielen Irländischen Familien ganz Irländisch zugeht. Ich will damit nichts Gehässiges für Irland sagen, sondern bert ist der Irländische Dienstbote oft weit mehr Englisch als bei uns. Unser Damen sind selbst daran Schuld, wenn es diebarmonisch in ihrem Hausbalte zugeht. So sehr ich die zarte, echt weibliche Sittsamkeit meiner Irländischen Landsmänninnen rühme und liebe, so sehr ich sür ihre natürliche Liebenswürdigkeit eingenommen bin und ihren Irländischen Zugenden alle Achtung zollen muß, der Haushalt ist oft keineswegs das Bild eines schön und gefällig geordneten Familien-Lebens. Es wird nirgends mehr als bei uns gewaschen, gesäubert, geputzt und getrieuigt, und doch sieht es nirgends so wenig danach aus, als in vielen unserer Haushaltungen. Man ist zu sahrlässig, man läßt sich zu sehr geben, man ist zu beauem, um sich Unbequemlichkeiten zu bereiten und das Leben gemächlich zu gestalten. Man zerstört zu oft, was man selbst baut, man ist nicht regelmäßig bedacht, das sichere Geleise in der Wirthschaft aufrecht zu erhalten, und so kommt es, daß die Dienerschaft in den Irländischen Familien zu sehr ihren Tummelplatz findet. Und diejenigen, welche, um ihr Glück zu machen, Irland verlassen, sind keineswegs die besten ihrer Gewohnheiten, sie sind oft der Auswurf ihres Standes. So bringen sie denn auch nach England den Geist der Unordnung mit herüber, da man sie in Englischen Familien ihrer Treue und Anhänglichkeit wegen sehr gern hat.

In dieser Treue und Anhänglichkeit liegen auch zugleich alle Fehler der Irländischen Dienstboten. Durch das möglichst innige Verhältniß, in das sie zu ihrer Herrschaft zu treten sich bereiten, geben sie ihren abgeschlossenen Kreis von Pflichten auf und laden mehr auf ihre Schultern, als sie zu leisten im Stande sind. Je näher vertraut sie aber mit ihrem Herrn sind, desto mehr huldigen sie allen seinen Launen und drängen ihn in seinen schiefen Anschauungen. „Er hat ja ist nicht meine Sache, auf seine Fehler zu sehen", sagt der gute Irländische Kerl, „giebt er mir nicht das Brod, das ich esse? den Rock, den ich trage? Soll und kann ich undankbar sein? Nein, ich bin ihm unterthan, so lange ich lebe, bis auf den letzten Athemzug!"

Die Anhänglichkeit der Irländischen Ammen sür ihren Säugling übersteigt alles glaubliche Maß und Ziel. Irgendwo, wenn nur irgend das menschliche Gefühl fähig ist. Sie folgen und dienen dem Erwachsenen, der als Kind an ihrem Herzen lag, in Glück und Unglück, sie begleiten ihn in seine Länder, sie haben mehr als Hunde-Treue. Ein Beispiel genug für Viele. Eine Irländische Amme hört, daß der jüngere Sohn einer selbst begüterten Familie, der verarmten Englischen Familie Hardcastle, in die Kerker sitzt. Sie wendet sich an ihn, der ihr das Gesängniß, um demjenigen Gesellschaft zu leisten, der von ihr die erste Nahrung erhalten hat. Wenn ihn alle Welt verläßt, sagt sie, so kann sie ihn nicht aufgeben. Sie hat das größte Recht auf ihn und an sie ist er mit den stärksten Banden der Natur geknüpft. Eine Amme, denkt sie, muß noch mehr sein, wenn Mutter und Bruder sich von ihm trennen. Sie sitzt in seinem Kerker, sie weicht nicht von ihm, erzählt ihm die alten Mährchen der Kindheit wieder, streichelt seine gramgetriebenen Wangen, ermuntert und belebt seine gesunkene Hoffnung, und läßt es, ohne daß ein Wort von ihrer ihre Lippe kommt, an Tröstungen nicht fehlen, die der Geist des Unglücklichen so wohl thun. Er ist nicht zu retten, das Gericht hat ihn zum Tode verdammt. Seine That war verrucht, Jeder sieht ihn, er ist ein von Gott und allen guten Menschen Verstoßener, nur die gute Amme will lieber mit sür verstoßen gelten, als ihn in der Todesstunde verlassen. Sie begleitet ihn noch zum Richt-Platze, und als sein Haupt unter dem Beile des Henkers gefallen ist, ruft sie den Umstehenden zu: Weinet nicht, seine Seele genießt jetzt ungestörte Ruhe, möge sie sein ewiges Himmelreich. Auch seinem Leichnam läßt sie nicht in Stich; sie bewacht ihn, wie es im treuen Irland Sitte ist. Sie beschwört Alle, den Uebervollen des Unglücklichen ein ehrlich Begräbniß zu gestatten, und da man es verweigert, deckt sie ihn dem Straßhigel seinen und wird selbst zum Denkstein an dem Orte, wo sie Ueberreste ihres Säuglings ruhen: wenige Tage darauf sinkt auch sie todt auf dem Platze. Diese Geschichte erzählte ich ohne alle Bemischung von dichterischer Erfindung. Es ist die Geschichte der Irländischen Dienen Treue.

Ich erinnere mich, wie mein Herz von patriotischen Gefühlen übersprang, als mir zum ersten Male in meinem Leben die Pflicht auferlegt wurde, mir eine Dienerschaft zu wählen. Ich faßte den Entschluß, nur Irländische Diener in mein Haus zu nehmen, die Reinheit und Gutmüthigkeit des Irländischen Charakters war sür mich eben so bestechend, als die Hinneigung zu meinem Vaterlande. In meinem Hausstande herrschte der freie Verkehr zwischen Dienenden und Befehlenden, ich schenkte mein ganzes Vertrauen den guten Landsleuten und wenn ich auch weniger von ihnen erfüllt sah, als ich gehofft hatte, so kann ich doch nur mit Bezeugen auf die Geschichte meines Hauswesens zurückblicken. Eine Gallerie von komisch gemüthlichen Menschen tritt mir, der Reihe nach, vor Augen, wenn ich mir alle die Diener und Dienerinnen, die in meinem Hause gedient sind, vergegenwärtige. Selbst diejenigen, welche in sittlicher Hinsicht einigen Anstoß erregern und die ich deswegen zu entlassen mich getrungen fühlte, waren so voller Hingebung für meine Person, daß sich in mir ein Widerstreit der Gefühle erzeugte, als ich mein Haus ihnen verschließen mußte. Besonders darf erinnere ich mich meiner alten Irländischen Köchin Mary Keegan, die nach und nach den Bacchus im Branntwein zu sehr zugethan wurde. Sie stieß sich, als sie in einem Rausche ein Mal zu Boden fiel, ein Auge aus, und wenn sie später trotzdem der Flasche nicht abgeneigt blieb und eine kleine Trunkenheit sie überwältigte, so hielt sie lange Reden über meine Großmuth und Güte und sprach das feste Vertrauen zu mir aus, ich würde ihr das verlorene Auge wiederschaffen, ich sey zu gut und liebenswerth, um nicht auch das an ihr zu thun.

Eine meiner Freundinnen, die ich noch täglich besuche, hatte früher einen Irländer zum Koch, der der einzige Mensch von der Welt war, der war sehr zierlich und sauber und hielt viel auf seine Person, auf seinen äußeren Menschen und seinen Verstand. Er hieß Rowland, aber man nannte ihn nur immer Rory. Rory war wirklich ein ganz kluger Kopf und ein leidlicher Mensch in seinem ganzen Wesen, und, wie gesagt, nur zu sehr von sich eingenommen. Bei alle dem war er gegen seine Gebieterin der allerunterwürfigste Knecht, der ihr alles an den Augen absehen sich bemühte. Seine Eingebrieftheit und seine Ergebenheit traten auf diese Weise gracieuinander in den Harnisch und es war seltsam, wie der gute Mensch in sich kämpfte, um den Willen seiner Herrin mit seiner eigenen Ueberzeugung in Einklang zu bringen. „Rory", sagte meine Freundin ein Mal drim Frühstück, „diese Eier sind zu hart gekocht. Du läßt sie überhaupt zu hart werden und zu lange am Feuer stehen, ich wünschte, Du brächtest sie mir weicher."

„Die Eier, Madam", sagte Rory (Madam sagte er zur Mistreß, denn er war von der alten Schule), „die Eier zu hart? Ist das Ihr Ernst, Madam? Nun ja, sie mögen zu hart sein, wenn Sie es so sinden, und wenn es möglich ist und die Sache sich machen läßt, wir wollen sehen. Sie sollen weicher werden. Und doch, ich kann Madam zuschwören, die Eier sind nicht zu hart, bei Leibe nicht! Es müßte der Teufel, — Gott segne Sie, Madam, — aber der Teufel müßte sein Spiel dabei haben, wenn ich die Eier zu hart gekocht hatte. Indessen, wir wollen sehen, die Eier sollen weicher bleiben, obwohl es hart sür mich ist, daß die Eier Ihnen zu hart sind."

Einer andern Mal sagte die Mistreß zu ihm, er möge das Mauldbir holen. „Ach, Madam," brach Rory klagend aus, „den Maulesel soll ich holen, möchte mich doch lieber der Teufel holen, es wäre besser. Wenn es noch hieße: Rory, hol' das Pferd, aber den Maulesel! Madam, hätten Sie doch meinen Rath befolgt und sich ein Pferd angeschafft, ein Rattliches Roß, ach! so ein Mauldier! Was ist ein Maulesel? — ein Nichts ist ein Maulesel, nichts als ein Maulesel, denke wie Sie wünschen, ich bolt Ihnen den Maulesel, — daß ihn der Teufel!" So gegen alle Befehle disputierend, that er doch eifrig seinen Dienst, und machte sich ein besonderes Geschäft daraus, die Neulinge unter der Dienerschaft zu gleicher Unterthänigkeit anzuhalten. Der kleine Hausmann Jacob war einst drei lang einer von diesen als Küchenjunge von ihm angetrennt wurden. Während des Frühstücks ertheilte Rory ihm seine Lectionen, und flößte ihm die Grundsätze der Subordination dandgreiflich ein, so daß man oft im zweiten Zimmer an dem klöglichen Geschrei des Burschen Rory's Eifer, seine Doctrin in den Leuten zu bringen, entnehmen konnte. „Du sollst Dir nicht schon so oft gesagt," lärmte Rory, „daß Du einen Teller nicht anfassen sollst, wie ihn beherchten, „daß unser Hergott Dir Augen und Ohren gab, bloß um Deiner Mistreß Dienst zu verrichten? daß Du Hand und Fuß nur gebrauchen sollst, um ihre Befehle zu vollziehen? daß Du ein ganz nutzloses Wesen bist, wenn Du nicht sür die Mistreß lebst? daß Du nur, um der Mistreß Dienste zu thun, täglich Brod ißest, Dein Kleid trägst, die Luft einsaugst, die Augen aus- und zumachst? Wozu bist Du sonst nütze in der Welt, dummer Teufel? Wozu meinst Du, daß der Herr Dir Leben und Gesundheit schenkt und Dreingeschicken auf Erden duldet?"

„Ei," murrte Jacob vor sich hin, „wozu sey Ihr denn auf der Welt?"

„Ich bin dazu da," fuhr Rory fort, „um meiner Mistreß zu dienen, und ich diene ihr am besten, wenn ich die schlechten Bursche, die nicht gut thun, zum Dienst anhalte. Ich diene ihr und sehe darauf, daß man ihr diene in Worten und Werken, ja auch in Gedanken. Du sollst hier in der Mistreß Roby's Hause dienen, jetzt in meinem, und sollst Du dandbar an Mistreß denken, oder ich will nicht selig sein."

„Aber ich denke jetzt nicht an Mistreß", sagte der störrische Knabe, „ich denke, wie ich meinen Hunger stille."

„Junger Teufel!" sagte Rory und gab ihm einen tüchtigen Backenstreich, „Ihr Burschen taugte nicht viel, allein zum Dienste hätte er noch vielleicht sich unterstehen lassen. Nun wollen wir mehr als das thun, er wollte den Jungen von Grund aus innerlich bessern und seine Theorie ihm einklären. Es gelang ihm schlecht, und er klagte seiner Mistreß später, daß er außer dem Maulesel nun auch noch Maulesels Bruder in Ordnung zu halten habe.

Den Irrsale sind die Irländischen Dienstboten nur allzu häufig ergeben, und man hat in dieser Beziehung viel Noth mit ihnen. Sie trinken Branntwein, der schnell berauscht, und im Rausche machen sie allerlei Tollheiten, ohne jedoch immer boshaft zu werden. Der Engländer trinkt Porter oder Bier, Getränke, bei denen ein Rausch nicht so leicht erfolgt, aber die eine Schwerfälligkeit, eine gleyende Dummheit in ihrem Gefolge haben, welche schwer liegt und lange anhält. Beim Irländer ist der Moment der ausgelassensten Stimmung schnell vorüber, ein Schläfchen heilt ihn von der vorübergehenden Tollheit, dann ist er wieder die Gutmüthigkeit selbst und sucht Dich durch die größte Dienstfertigkeit für die Unbill zu entschädigen. Die Irländer sind ein hergensgutes Natur-Volk; an ihrer Tugend, deren Zahl Legion ist — sollen der trumpfen Natürlichkeit anbrinn, der sie angehören. Die Tugenden und die Gebrechen der Civilisation kennen sie nicht. Wenn man den Irländer mit Härte und Kälte behandeln, erregt man eine Wuth der Widerstandes in ihm, von dem man bei seiner sonstigen Gutmüthigkeit keine Ahnung hatte. Behandelt man ihn mit Verträulichkeit, so vermag man Alles über ihn, und kann auch dann sehr streng gegen ihn sein, sobald er einmal eingesehen hat, man wolle ihm wohl und habe nur sein Bestes im Sinn.

(N. M. M.)

Digitized by Google

China.

Die militairischen Frauen.

In einem von Pater Amiot aus dem Chinesischen übersetzten Werke — dessen Inhalt gewiß ernsthaft zu nennen, denn es handelt von der Chinesischen Kriegskunst — in diesem Werke also finden wir das hübsche Ballet „der Russahn im Serail“ wieder, aber wenigstens die darin vorwaltende Grund-Idee vom Disziplinirten, und Einexerzirten der Damen. Das Stück, welches wir mittheilen, bildet die Einleitung zu einem Buche, betitelt: „Dreizehn Kapitel vom Kriegswesen“. Sein Chinesischer Verfasser war Sün dsü, ein General im Königreich Wu, und es wurde auf Kaiser Khang hi's Befehl (1710) auch in die Mandschu-Sprache übersetzt.

„Sün dsü“, sagt der Verf. der Vorrede oder Einleitung, „war der geschriftkundigste Stratег, den es nur geben kann. Das Werk, welches er geschrieben, und die großen Feldherrn-Thaten, die er selbst verrichtet, geben Beweise von seinem außerordentlichen Genie und seiner ungeheuren Erfahrung in der Kriegskunst.“

„Der König von Wu lag mit den Königen von Tschu und Yo lu in Streit, und schon rüstete man sich zu offenem Krieg. Sün dsü, der nie müßig bleiben konnte, machte dem König von Wu seine Aufwartung, und bat ihn um eine Anstellung in seinem Heer. Der König sprach zu ihm: „Lieber Sün dsü, ich habe Eure Werk über die Kriegskunst gelesen, und es hat mich sehr befriedigt; allein Eure Vorschriften sind, meines Bedünkens, sehr schwer ins Werk zu setzen, und mehrere derselben scheinen mir sogar ganz unausführbar. Könntet Ihr selbst wohl thun, wie ihr vorschreibt? Von der Theorie zur Praxis ist ein großer Schritt.“

„„Mein Fürst““, antwortete Sün dsü, „„ich habe in meinen Schriften nichts gesagt, was ich in der Praxis nicht schon bewerkstelligt hätte. Ich kann aber noch mehr: ich will mich anheischig machen, jeden anderen Menschen eben so weit zu bringen.““

„„Verstehe schon““, sagte der König, „„Ihr wollt sagen, daß Ihr andere Leute von Einsicht und Tapferkeit recht gut in Euren Maximen unterweisen könnt; aber die große Menge ist nicht so gelehrig, tapfer und gut gesinnt.““

„„Das schadet nichts““, versetzte Sün dsü; „„ich habe gesagt, jeden Anderen, und ich nehme keinen Menschen davon aus, wie einfältig, wie feige und verkehrt er auch sey.““

„Hierum nach Dsü lo bört' ich den König, „da sollte man denken, Ihr könntet selbst Weibern kriegerischen Muth und Geschicklichkeit in militairischen Evolutionen beibringen.“

„„Ja, mein Fürst““, antwortete der Feldherr mit festem Ton, „„ich bitte Eure Majestät, nicht daran zu zweifeln.““

Der König, der unter Commandirungen häufig Anlaß an den gewohnten Hof-Belustigungen wenig Geschmack mehr fand, benutzte diese Gelegenheit, um sich eine Ergötzlichkeit von ganz neuer Art zu verschaffen. „Man führe mir“, sagte er, „hundertundsechzig von meinen Weibern herein!“ Die Prinzessinnen erschienen. Unter denselben waren zwei, die der König ganz besonders liebte; sie wurden an die Spitze der Uebrigen gestellt. „Laßt uns hören, Sün dsü“, sprach der König lächelnd, „ob Ihr Wort halten werdet. Ich ernenne Euch zum Befehlshaber dieses neuen Corps; Ihr könnt in den Räumen meines Palastes den Ort ausfuchen, der Euch zu den Uebungen am schicklichsten dünkt. Ich werde mich bald davon überzeugen, was Ihr aus den zimperlichen Kreaturen gemacht habt.“

Der General verlor die Fassung nicht; er zeigte vielmehr große Erkenntlichkeit für die Ehre, deren Se. Majestät ihn gewürdigt, und versprach dem Könige baldige vollkommene Befriedigung.

Als der König in das Innere seines Palastes zurückgekehrt war, ließ der General vollständige militairische Equipirungen für die neuen Soldaten bringen. Dann führte er seine weibliche Compagnie in einen Hof des Palastes und redete sie also an: „Da Sie, meine Damen, jetzt unter meiner Leitung stehen, so müssen Sie mich aufmerksam anhören und allen meinen Befehlen Gehorsam leisten. Dies ist das erste und vornehmste der militairischen Gebote; hüten Sie sich wohl, dagegen zu verstoßen. Von Morgen an sollen Sie vor dem Könige exerzieren, und ich verlasse mich darauf, daß es in besser Form geschehen wird.“

Nun ließ er ihnen Degengehenke und Piken geben, theilte das kleine Corps in zwei Haufen und stellte an die Spitze jedes Haufens eine der beiden Favoritinnen. Darauf begann er seinen Unterricht mit folgenden Worten: „Können Sie wohl Ihre Brust von Ihrem Rücken, und Ihre rechte Hand von Ihrer linken unterscheiden?“

Ein gellendes Gelächter war anfangs die ganze Antwort. Als die Damen aber sahen, daß der General sehr ernst blieb, sprachen sie bald wie mit Einer Stimme: „Ja, ja!“

„Wohl“, fuhr Sün dsü fort, „merken Sie jetzt genau, was ich sagen werde. Wenn die Trommel nun einmal gerührt wird, so bleiben Sie ganz ruhig stehen. Hören Sie zwei Trommelschläge, so drehen Sie sich dergestalt, daß Ihre Brust an die Stelle kommt, wo bis dahin Ihre rechte Hand war; hören Sie aber drei Trommelschläge, so drehen Sie sich dergestalt, daß Ihre Brust genau die Stelle einnimmt, wo bis dahin Ihre linke Hand war. Wird die Trommel viermal gerührt, so drehen Sie sich in der Art, daß die Brust den hiebergen Platz des Rückens einnimmt, und der Rücken den hiebergen Platz der Brust.“

„Was ich eben gesagt habe, ist vielleicht noch unklar; ich will mich näher erklären. Ein einziger Trommelschlag bedeutet, daß Sie Ihre Stellung nicht ändern und nur aufmerken sollen. Zwei Schläge verlangen eine halbe Schwenkung rechts; drei Schläge eine halbe Schwenkung links, und vier Schläge eine ganze Schwenkung. Ich muß die Sache noch genauer erörtern.“

„Die Ordnung, der ich folgen werde, ist diese: Erst lasse ich die Trommel nur einmal rühren; bei diesem Signal werden Sie sich bereit halten, meine Befehle zu empfangen. Ein paar Augenblicke nachher werde ich sie zweimal rühren lassen; dann werden Sie sich allzumal mit Ernst auf Wörter nach der Rechten drehen. Dann lasse ich nicht dreimal, sondern viermal auf die Trommel schlagen, und Sie vollenden Ihre Schwenkung. Endlich kommandire ich Sie in Ihre vorige Stellung zurück, und lasse dann, wie im Anfang, nur Einen Trommelschlag thun. Haben Sie mich wohl begriffen? Wiederholen Ihnen noch ein Schmal, so sprechen Sie.“ Die Damen versicherten, daß sie ihn gründlich verstanden hätten.

Sün dsü wiederholte seine Instruction noch zwei Mal. Er ordnete dann die kleine Schaar, und ließ den Trommler einen Schlag thun. Bei dem Schlage gab es ein allgemeines Gelächter unter den Damen. Sün dsü ließ zwei Mal aufschlagen, und das Gelächter wurde noch ärger. Der General verzog seine Miene und bob an:

„Vielleicht war meine Anweisung doch nicht deutlich genug. In diesem Fall habe ich gefehlt; ich will es wieder gut zu machen suchen, und so zu Ihnen reden, daß es nicht über Ihren Horizont hinausgeht. Er wiederholte auch wirklich dieselbe Lection mit anderen Worten; aber Alles war in den Wind geredet, und das Gelächter wollte kein Ende nehmen.

Sün dsü kam nicht außer Fassung; er fuhr in ruhigem, aber festem Tone fort: „Hätten Sie mich einstimmig verstehert, daß meine Befehle Ihnen unverständlich seyen, so würden Sie keine Strafe verdienen; allein ich habe nach Ihren eigenen Geständnis deutlich gesprochen, und Sie leisten mir keinen Gehorsam. Das verdient eine militairische Strafe. Jeder Soldat, der den Befehlen seines Oberen widerstrebt, hat das Leben verwirkt.“ Sofort gebot Sün dsü den beiden Flügel-Damen, die beiden Favoriten, welche an ihrer Spitze standen, zu tödten. Einer der Eunuchen unterbrachte diesen Blutbefehl dem König, und der Kayserer ließ dem Feldherrn sagen, er möge ja den Spaß nicht zu weit treiben.

„Geht und meldet dem Könige“, sagte Sün dsü, „ich bleibe ihm für zu gerecht und vernünftig, als daß ich an eine so plötzliche Aenderung seiner Gesinnung glauben könnte. Der König kennt die Gesetze; er kann nicht Befehle ergehen lassen, die einer Bürde Eintrag thun, wenn er mich selbst befördert hat.“ Diese Worte wurden mir den Befehlen vollzogen, und also müssen sie sterben.“ Mit diesen Worten zog er seinen Säbel und hieb den beiden Anführerinnen ganz kaltblütig die Köpfe ab. Dann stellte er zwei andere Frauen an ihre Plätze, ließ die Trommel von neuem rühren, und — die Truppe machte ihre Schwenkungen so taktfest, wie kein geübtes Heer.

Jetzt sprach Sün dsü zu dem Boten: „Geh' und sage dem König, daß seine Frauen den Kriegsdienst verstehen; daß ich sie jeder Gefahr entgegenstellen und, wenn es Noth thut, sogar durch Wasser und Feuer führen kann.

Als der König den Hergang erfuhr, wurde er von lebhaftem Schmerz ergriffen. „So habe ich denn“, sprach er seufzend, „Alles verloren, was mir auf der Welt das Liebste war! — Fort mit diesem Fremdling! Ich will ihn nicht mehr sehen und begehre auch seine Dienste nicht. — Was hast Du gethan, Unmensch! Wie kann ich hinfüro noch leben!“

In dieser Zeit und Umständen ließen den König seinen Verlust halb vergessen. Von Feinden dart gedrängt, rief er den Sün dsü zurück, machte ihn zum Oberbefehlern und zerstörte mit seiner Hülfe das Königreich Tschu.

(F. P.)

Mannigfaltiges.

— Das Gastmahl eines Brahminen. Dieses besteht — da bekanntlich die Brahminen-Kaste nichts Animalisches genießen darf, lediglich aus Reis-Speisen, gerösteten und geschmorten Pflanzen, und einer grossen Art von gesäuerten Brode. Das Lieblings-Gericht des Brahminen ist selten etwas mehr, als eine warme Butter-Milch, mit irgend einer Körnerart und seinem Mehle und verschiedenen Gewürzen zubereitet. Eine andere Lieblings-Speise besteht aus durchgeschlagenen Erbsen mit Salz und Kurkumi gekocht, wozu Ghee, d. h. ausgelassene Butter, hinzugethan wird. Die Teller und Schüsseln der Brahminen sind immer aus Baumblättern verfertigt; denn wenn er sich auch zum Kochen des zinnernen oder verzinnten Kupfer-Geschirres bedient, so mag er doch dergleichen niemals bei Tische haben. Die verschiedenen Gerichte werden in besonderen Schüsseln von ungleicher Größe, Form und Tiefe auf einer grossen grünen Tafelbeck aufgetragen. Mitten auf der Tafel befindet sich immer eine große, hohe oder platte Schüssel mit gekochtem Reis, und bei einem Feste giebt es noch zwei andere Sorten von weißem und gelbem Reis, der mit Salz und verschiedenen Gewürzen zubereitet ist; dazu kommen noch oft zweierlei Schüsseln mit süßem Reis, der mit Chatna, eingesottenen und geschmorten Pflanzen, genossen wird. Von den letzteren werden hauptsächlich Bringalas, Bendre, Turoy und verschiedene Arten Bohnen benutzt, die alle auf's Schmackhafteste zubereitet sind. Das Dessert besteht aus Mangos, die mit Zucker, Ingwer und Citronen eingemacht sind, sowie aus anderen Konfekten, Gelees von verschiedenen Früchten, und zuweilen auch aus kleinen rohen Früchten; doch ist das Dessert überhaupt nicht sehr gewöhnlich bei den Brahminen.

(East India Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Montag den 26. Januar 1835.

Frankreich.

Cornille Bart und der Seefuchs.

Aus der, „Geschichte der Französischen Marine" von Eugene Cut. *)

Es war zur Zeit der Belagerung von Dünkirchen, im Monat Juni des Jahres 1658, ein paar Tage vor der blutigen Schlacht auf den Dünen, die über das Schicksal jener wichtigen Stadt entschied; sie wurde von einer Englisch-Französischen Armee, an deren Spitze der Marschall Turenne für Ludwig XIV. und Se. Herrlichkeit Lord Lockart für Cromwell standen, belagert. Der Marquis von Lède, der Prinz von Condé und Don Juan von Oesterreich vertheidigten den Platz für den König von Spanien, der ihn seit 1632 inne hatte; an einem schönen Abend dieses Monats also, wie gesagt, war es, daß sich eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Bürgern und Seeleuten um die Treppe eines mächtigen Hauses drängte, welches in der Kirchstraße unweit der Kirche selbst lag, die damals durch ihr wundervolles Glockenspiel so berühmt war.

Dies Haus, wie fast alle in jener Zeit, war von unregelmäßiger Gestalt, mit hohen, engen, Gothischen Bogenfenstern versehen. Die Jahrszahl seiner Erbauung stand mit eisernen Ziffern auf der Façade einzezeichnet; unterhalb der Fenster im Erdgeschoß, links von der Treppe befand sich eine Thür, die mit einer Art Gitterfenster versehen war, durch welches man in den Keller sah.

Wir haben gesagt, daß eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bürgern vor diesem Hause versammelt war, und obgleich man aus der Ferne den Donner der Kanonen von den Wällen und das Murren der Bewunderung der Engländer und Französischen Batterien hörte, so schienen doch die Forschritte der Belagerer die Aufmerksamkeit der Gruppe nicht in Anspruch zu nehmen, von der wir sprechen. Der Name des Meisters Cornille Bart, der mit leisem gedämpftem Tone unter diesen Leuten erklang, den sie mit unendlicher Neugier aussprachen, zeugte für die Popularität, die dieser unerschrockene Korsar genoß und für das lebhafte Interesse, das man an ihm nahm, seit zwei schwere und gefahrliche Wunden, die er während der Belagerung empfangen, sein Leben in Gefahr gesetzt.

Endlich, nachdem die Leute eine Weile geharrt, that sich die schwere schwarze eiserne Thüre über der Treppe auf, ein Matrose trat hervor, mit grauem Kopf, magerem und weißen Knebel, von mittlerer Gestalt, in einem Wamms von blauer Serge d'Aumale mit zinnernen Knöpfen, in weiten Flamändischen Hosen, und mit dem Finger Stillschweigen gebeutend, sagte er mit leisem Tone zu den Versammelten: „Meister Cornille ist so eben erwacht; der Physikus hatte diesen Morgen gesagt, daß, wenn er drei Stunden schliefe, dies sehr gut sein würde; nun aber hat Meister Cornille vier Stunden geschlafen, das ist also noch mehr als gut."

„Dank, Dank, Haran-Sauret", murmelte Alles mit leiser Stimme, „und möge der Herr unsere Gebete für Meister Cornille Bart erhören."

„Bei Sankt Dunes's heiligen Gebeinen", rief ein junger Buschführer**) aus, „das ist ein Mann, der sich nur vor leinen Kanonen von Engländern wieder in's hohe Meer hinaus kommt und meinen Zug Petri***) thut, gelobe ich, den ganzen Tag zu verlaufen, um eine Messe in der Pfarrkirche lesen zu lassen für die glückliche Wiederherstellung des ehrenwerthen Meisters Cornille Bart."

„Gut, gut, mein Gevatter", sagte der Matrose, „aber leiser, um's Himmelswillen, leiser, denn Du reißest ja den Mund auf wie ein Don, dem man zu Leide will." Hierauf wandte er sich zu einem Bürger von ernsthaftem Ansehen in breitkrämpigem Hut und Flamändischem Wamms und sagte ihm: „Und was haben heut die Don's getban, Meister Beisen? . . . — Berthezigen sie uns so tapfer wie ehemals der Graf d'Estrades, da wir Franzosen waren?"

„Der Marschall von Hocquincourt", erwiederte der Bürger, „ist bei einem Ausfalle geblieben, unter den Musketenkugeln von Turennes Angriffs-Linie, die der Graf von Soissons angeführt. Ich hab' es von einem Schützen, der es im Wirthshaus zu den sieben Planeten erzählte, wo ich bei der Leiche war; er hatte die Nachricht von so einem verdammten Rothmantel von der Compagnie des Don Antonio de la Guera."

„Ah, Meister Beisen, wieder eine brave blaue Schärpe, *) die durch eine Musketenkugel dem Beil des Henkers entgeht; auch trug der Herr Marschall das Prognostikum seines Unsterns auf dem Gesichte; ich hab's gesehen, des Tages, da er dem Hauptmann der Leib-Compagnie die prinzliche Fahne übergab . . . eine herrliche Fahne, meiner Treu, von weißem Atlas, mit goldenen Lilien gestickt und mit Franzen von rother und isabellfarbener Seide **) . . . ja und dann war noch auf die Fahne eine goeße Flamme gemalt, die mächtig aus einem Haufen Holz herausschlug . . . und darum als Devise, ja wahrhaftig als Devise . . . ich glaube lateinische Worte oder gar Arabische . . . nicht so, Meister Beisen?"

„Ja," versetzte der Bürger mit traurigter und sommervoller Miene, „ja, ja, lateinische Worte: Splendescam, da materiam, das heißt soviel als: Gieb mir Stoff, und ich werde leuchten. . . . Nun, Stoff, das heißt unsere Pistolen und unsere Magazine, Stoff, das sind wir, Bürger, Handelsleute und Koper von Dünkirchen, die wir bei solchen Belagerungen keine Eile Sorge verkaufen und keinen Verlauber und dem Hafen lassen können. Was das Leuchten aber betrifft, das sind die Posaunen des Ruhmes, goldne Schärpen, Helme und anderes unnützes, verdrießes, eitles Zeug."

„Ich wollte gleich jwanzig Goldgulden geben," sagte ein anderer Bürger, „wenn der alte Marschall und all seine Dons beim Teufel, denn auch Gevatter, wir sagen die drüben gleich! Und wenn ich die Wahl habe. Gevatter, ob wir in England oder zu Spanien gehören sollen, so entscheide ich mich doch lieber für die dreiten Hemdekragen der Dons."

„Nun ja, in Gottes Namen, Ihr habt Recht, Ihr redet goldene Worte Gevatter," erwiederte der Andere — „wie es auch kommen mag, der Herr wird uns nicht verlassen, ein guter Fisch findet immer seinen guten Ofen, in dem er gesotten wird."

„Apropos, bei Fischen, meine Herren," sagte Haran-Sauret mit einer wichtigen und geheimnißvollen Miene, „da fällt mir was ein. Wir dagegneten einmal auf einer weiten gefahrvollen Fahrt im Ocean einem so ungeheuren Wetterwolfisch, daß eine Schaar junger Wallfische von ihm so enorm verfolgt wurden, daß sie sich für ein mächtiges Vorgebirge, und die Jungen für eine riesenhafte Küste hielten — so sicher, daß der Pilot, der die Höhe zu nehmen hatte, ein gewisser Bugniet, ein Geschworner von Dünkirchen . . . zuerst ganz verwundert war, dann seinen Bogen ***) nahm, um die Höhe dieses unbekannten und seltsamen Landes zu messen, kannt . . ."

„Daß Euch das Wetter mit Euren Lügen, Haran-Sauret," rief der Bürger, „laß Euch nach Hause leuchten," und diermit machte er fehrt und die ganze Versammlung ihm nach die Treppe hinunter, den Ausschneideteren des Alten zu entrinnen. Als Meister Beisen sich gewissermaßen in Sicherheit befand, auf freier Straße, rief er nochmals hinauf: „Pfui, Sauret, pfui, uns immer wie Geschichtbuch zu trakten! Solch Zeug, uns, die wir doch alt genug sind. . . . Na, ohne Groll! Wahrhaftiger Sauret, verzeiht mich, Eurem Herrn Cornille Bart und Mademoiselle, †) seiner Frau, unsere Freude zu bezeugen, über die gute Nachricht, die ihr uns von seinem Befinden gegeben."

Die Versammlung zerstreute sich, Haran-Sauret schloß seine Thür, begierig über das Geschehene den Bürger, das er noch aus der Ferne vernahm, und ließ sich auf einen Schemel im Vorgemach der Meister Cornille Bart's Schlafzimmer nieder.

*) Dieses 3 erste Bände, die zunächst die (etwas romanhaft dargestellte) Geschichte dieser Marine im 17ten Jahrhundert umfassen, so eben angekündigt worden.

**) Ruscke, (spr. Rus'sche), ein Fahrzeug, das beim Heringsfang in den Hafen von Calais und Englischen Meeren gebraucht wird. Es ist vorn sehr weitbauchig, um dem Andrange der Wogen desto Widerstand leisten zu können. Die Ruschen sind 30 bis 70 Fuß lang und 13 bis 15 breit.

***) Der Heringsfang machte den Haupthandel von Dünkirchen aus, und war die Beschäftigung des größten Theils der Einwohner, man zählte in jener Zeit bis auf 300 Buschen, die in diesem Hafen bestimmt waren. Der Himmel schien aus Barmherzigkeit für die Fischer diesem Fange ganz besonders günstig zu sein, denn jeder hatte unter seinen Netzen, die er auswarf, immer eins, welches Petri Zug genannt wurde. Alle darin gefangenen Fische wurden zum Besten der Pfarrkirche verkauft. Also von dieser Art war auch die Kirche wieder aufgebaut und neu eingerichtet, nachdem sie im Jahre 1559 niedergebrannt worden war. Chronik von Dünkirchen. 4. 169.

*) Die Farbe des Prinzen von Condé.

**) Die Livreefarben des Prinzen.

***) Das nautische Instrument, welches die Seefahrer den Jakobsstab nannten; das Astrolabium.

†) Nur die Frauen der Edelleute hießen Madame.

Digitized by Google

Jacques Seyrac aus Bayonne gebürtig und Haran-Sauret genannt seit seiner Auswanderung nach dem Norden, hatte diesen Beinamen von seinem ehmaligen Gewerbe als Häringsfischer erhalten, das er anfangs in Dünkirchen getrieben, dann aber aufgegeben hatte, um Cornille Bart's willen, in dessen Dienste er getreten war, und den er begleitet hatte auf seinen Zügen gegen die Engländer und Holländer. Haran Sauret, turzweg Sauret genannt, war ein braver achtbarer Seemann, in gewisser Beziehung ein Gelehrter, denn, was in jener Zeit schon außerordentlich und bedeutend genug war, er konnte lesen und las sehr geläufig. Seine Wissenschaft und Fähigkeit nun, verbunden mit seiner durchaus südlichen Einbildungskraft, setzte ihn in den Stand, sich die lügenhaften Berichte der Seefahrer jener Zeit so zu sagen einzuprägen, und hatte ihm zu gleicher Zeit Lust gemacht, sie nachzuahmen, und dies that er denn mit großer Kühnheit, wenn er auf seine gefahrvollen und durchaus wahren Reisen im Ocean zu sprechen kam, mit wie gesehen hatte; übrigens war er redlich, unerschrocken, und in Allem seinem Capitain Cornille Bart treu ergeben.

Nachdem er sich auf seinem Schemel niedergesetzt, nahm er die interessante Beschäftigung wieder vor, in der er sich unterbrochen hatte, um Nachrichten von seinem Herrn zu geben. Er war nämlich mit dem Bau einer kleinen Galeere in Miniatur = Maßstab beschäftigt, die in Wahrheit für ein Meisterstück gelten konnte, so vortrefflich und genau war Alles daran der Wirklichkeit nachgebildet und ihr gemäß ausgeführt. Auch hielt der Alte von Zeit zu Zeit inne, und betrachtete sein Werk mit wohlgefälligem Lächeln, obgleich ihm ein Umstand großen Kummer machte. Die auf dem Hintertheil der Galeeren befindlichen Zelte waren in der Regel von scharlachrothem Seidenstoffe verfertigt, während der arme Sauret für seine nur ein Stück alles verblichenes rothes Zeug hatte. Er hatte gerade große Lust auf einen kleinen Streifen vom Banner des Herrn Prinzen, oder gar von der strahlenden Stola des Herrn Pfarrers an der Hauptkirche bekommen, um seine Galeere damit auszuschmücken, als ihn die Pfeife seines Herrn aus diesen sreveldaften satanischen Verstellungen aufstörte.

Sauret sprang sogleich auf, öffnete eine Tapetenthür mit gelb- und rothgeprenkeltem Muster, und stand in Cornille Bart's Zimmer.

Die Wände dieses Zimmers waren mit dichten Spanischem Leder überzogen, auf dem man noch hier und da die Spuren einer alten Vergoldung sah. Im Grunde der Gemächs stand ein breites maschinenhaftes Bett; vier Säulchen von Nußbaumholz, von der Zeit geschwärzt, hielten den Baldachin und die Vorhänge, die von eben solchem roth und gelb gesprenkelten Zeuge waren, wie der Ueberzug der Thür.

Ein paar große Stühle, ebenfalls von Nußbaumholz, zwei Schränke von Ebenholz mit Schnitzwerk, auf denen mehrere große Japanische Vasen standen in Gold und Silber, machten das fernere Ameublement dieses Zimmers aus; der Fußboden bestand aus bunten Fliesen; spärsam drang das Licht durch ein hohes schmales Fenster herein, dessen kleine Scheiben zierlich in Blei gefaßt waren.

Die Strahlen der untergehenden Sonne, die durch das dicke Eyben- und Hopfenlaub, welches das Fenster von außen beschattete, hindurchdrangen, stammten auf den Scheiben, und breiter goldener Lichtstreif floß in ihrer Richtung durch das Zimmer, während die übrigen Theile desselben in jenem Dunkel lagen, das die Maler aus Rembrandt's Schule so gern haben.

Auf dem Bette lag Meister Cornille Bart, eine große Gestalt, mit weißen Haaren und noch blondem Schnurrbart; aber auf seinem offenen scharfgezeichneten Gesicht sah man die Furchen und den Druck des Leidens. Er war in einen großen Ueberrock von braunem Etamine eingehüllt und stützte sein blasses abgemagertes Haupt auf die Schulter einer Frau von ungefähr vierzig Jahren, in einem schwarzwollenen Kleide mit langer Schnippe, einer weißen sauber geknifften Fraise und einer Art Häubchen von schwarzem Sammet.

Zu den Füßen des Verwundeten kniete ein Kind, von dem man nur die langen blonden Haare sah.

Diese Frau war Katharine Jonsten, Meister Cornille Bart's Gattin; das Kind Meister Sohn, Jean Bart.

„Stille! Dich seh ich wieder, mein Freund", sagte Katharine zu ihrem Manne, „fürchte nicht, daß es mir beschwerlich wird; der Physikus hat Dir durchaus jede Anstrengung untersagt. . . Du, Jean, gieb dem Vater schnell die Pantoffeln, daß er aufstehen kann. Und Ihr, Sauret", indem sie sich zu dem Alten wendete, der traurig an der Thür auf ihre Befehle wartete, „Ihr, Sauret, helft mir den Herrn auf seinen Lehnstuhl bringen."

Das Kind hatte gethan, wie sie ihm gebieten und stand nun auf. Es war ein kräftiger Knabe von ungefähr neun Jahren, nicht groß, aber stark gebaut. Seine breite Stirn, seine für sein Alter starken Augenbrauen, seine blauen lebhaften Augen drückten eine ungewöhnliche Entschlossenheit aus, während seine weiß rothen Wangen, von Luft und Sonne gebräunt, Kraft und Gesundheit athmeten.

Endlich, um das Bild vollständig anszumalen, wollen wir gestehen, daß, ungeachtet der steten Sorgfalt der Mademoiselle Katharine Bart, Mamms und Höschen ihres Sohnes viele Spuren, ältere und neuere, von der Wildheit und Lebhaftigkeit des jungen Herrn an sich trugen, wie ihn sein alter Freund Sauret nannte.

So wie Jean hörte, daß seine Mutter vom großen Lehnstuhl sprach, lief er hin und rückte den Stuhl nah an's Fenster, während Meister Cornille Bart, auf seiner Frau und Sauret's Arme gestützt, sich mit langsamen Schritten hinbewegte; er konnte noch nicht aufrecht stehen, das Athemholen wurde ihm schwer, alle Augenblick mußte er Stille stehen, und konnte manchmal einen leisen Schrei nicht unterdrücken, so heftig setzten ihm die Schmerzen zu.

Er war während der Belagerung von zwei Musketenkugeln in die rechte Seite getroffen worden, und eine hatte man nicht herausziehen können.

Endlich hatte der Capitain den Stuhl erreicht, sank darauf nieder und stieß einen neuen ängstlichen aus. -

„Heilige Jungfrau! Mein Freund, daß Du denn stärkere Schmerzen!" schrie Frau Katharine voller Schrecken.

„Nein, nein, Katharine; ich glaube, es ist nur der Verband, der sich ein wenig verschoben hat — das ist Alles."

Bei jedem Schrei des Meisters zogen sich die scharfen Augenbranen seines Sohnes fest zusammen, während der alte Sauret, Gott weiß, was für Flüche, gegen die drüben zwischen den Zähnen murmelte.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Recherches sur l'origine et l'accroissement de la prérogative royale en Angleterre. — Nach dem Englischen des Allen, von Guillet. 7 Fr.

Souvenirs de la fin du 18e siècle et du commencement du 19e, ou Mémoires de R. D. C. — Erster Band.

Adhemar et Théodeberg. Episode des guerres civiles du 16e siècle. — Von A. Pourrat des Gauds. 2 Bde. 10 Fr.

L'Ame d'un jeune homme, ou le Roman du jour — Von P. Dupertier.

Chroniques du château de Coucy. Thomas de Marle, épisode de l'histoire de Picardie, au 12e siecle. — Von Ch. Ledyp. 6½ Fr.

Le comte de Horn (1720). — Von Marie Nycard. 4 Bchen. 12 Fr.

England.

Einige Worte über Speisen, so wie über alte und neuere Kochkunst.

Als Boswell einst den Redner Burke traf, wie er wohl den Menschen definiren würde, sprach Letzterer: „Der Mensch ist ein kochendes Thier." — „Ihre Definition ist gut", sagte Boswell, „und zwar vortrefflich, ist erst das alte Sprüchwort: „„Auch im Sieden der Eier ist Vernunft.""

Der Mensch ist wirklich ein kochendes Thier — die einzige von Gottes Kreaturen, welche den Gebrauch des Feuers kennt. Die künstliche Bereitung seiner Speisen, mit Hülfe dieses Elementes, gehört zu denjenigen Dingen, die zur menschlichen Wohlfahrt nothwendig sind.

Sein Thiere, die ausschließlich von Vegetabilien leben, hat die Natur mit einem Apparate von Verdauungs-Werkzeugen ausgerüstet, den man eine innerliche Koch-Maschine nennen kann; der Mensch aber entbehrt eines solchen Apparats: sein eigener Erfindungsgeist, wie er in den mannigfaltigen Productionen der Kochkunst sich kundgiebt, sollte den Mangel ersetzen. Von diesem Standpunkt betrachtet, erscheint uns die Kochkunst in einer Wichtigkeit, mit der gestiegen Ueberlegenheit der menschlichen Natur, und wir brauchen also nicht schamroth zu werden, wenn wir erfahren, daß von Herrn Rundell's Englischen Kochbuche bereits 153,000 Exemplare abgesetzt sind!

Die Wissenschaft der Diätetik, welche unseren Gegenstand so nahe berührt, scheint den Alten weit mehr am Herzen gelegen zu haben, als uns. In einem klassischen Werke als Ko Medicus behält sich Celsus hierüber mit einer Subtilität aus, die uns als unnöthig erscheint. Sie sagt er (Kap. XX.), wo von den Dingen die Rede ist, „Quae alvum movent et adstringunt", daß gedachte Dinge, wir z. B. Eier, adstringent seyen; eben so das Fleisch der laufenden Vögel, z. B. des Kranichs. Schwimmvögel dagegen, ihm wie den entgegengesetzte Eigenschaft; Hasen- und Ziegenfleisch rechnet er zur ersteren, Austern, und überhaupt alle Muschel-Arten, zur anderen Klasse. Im Anfang seines Werkes behauptet der weise Arzt zwar, der Mensch dürfe nach seiner bestimmten Regel leben; er räth, bald auf dem Lande, bald in der Stadt zu wohnen, bald auf's Meer und bald auf die Jagd zu gehen, und kennt Alles von Speise zu meiden; — allein er sagt hinzu, diese Lebensart sey nur ferngestanden Leuten zu empfehlen; die geringste Störung der Gesundheit mache schon die größte Behutsamkeit in der Wahl der lebensmittel nothwendig.

Nach Diodorus Siculus wurde die ganze Diät der alten Aegyptischen Aerzte von dem Sohn-Heute geregelt, und um die Mitte des 13ten Jahrhunderts hatte der König von England täglich seinen Leib-Arzt an der Tafel, der ihm die zuträglichsten Speisen empfahl und die Wirkungen jedes Gerichts gar appetitlich analysirte. Dies erinnert an Sancho Pansa auf der Insel Barataria.

Der Mensch gedeiht am besten, wenn er Fleisch und Vegetabilien zusammen genießt; die Brahmanen, welche nur von Reis leben, erreichen kein hohes Alter, und haben gewöhnlich eine schwache Constitution. Gewisse Stämme in Süd-Amerika, z. B. die Otomak's, leben fast nur von Fischen, und wird ihnen dieses Nahrungsmittel durch die Ueberschwemmungen des Oronoko entzogen, so verschlingen sie, nach Humboldt, kleine Kugeln aus einem sehr feinen und fetten Thon, von gelblich grauer Farbe. Einen ähnlichen Leben schmieren die Steinbrecher auch dem Kiffhäuser als Butter auf ihr Brod. Dies erinnert an das Gelüste, Erde zu essen, welches die Neger in Westindien öfter befällt, und das man als ein Symptom der Dyspepsie betrachtet. Dergleichen Substanzen enthalten aber durchaus keinen Nahrungsstoff; sie füllen bloß den Magen und gebären so den Heißhunger einer Nerlung Schmerzen. Der wackere Arzt Wallaston hat drobachtet, daß Menschen, die nur von animalischer Speise leben, mehr Mineralsäure absondern, oder, mit anderen Worten, mehr zu Steinschmerzen geneigt sind, als solche, die vegetabilische und animalische Stoffe zugleich genießen.

Die Physiologen halten keine Substanz für eigentlich nahrhaft, wenn sie nicht ein organischer Körper ist, als dem Thiere oder Pflanzenreiche angehört. Anderer Stoffe können blos nützlich seyn, indem sie die organischen Substanzen selbst verdaulicher machen, wie z. B. Wasser, oder die Thätigkeit der Verdauungs-Organe reizen, wie das Salz.

Doktor Prout hat neuerlich dargethan, daß die vornehmsten Nahrungsstoffe, die der Mensch sich assimilirt, auf drei Klassen zurückge-

Digitized by Google

führt werden können: sie sind entweder zuckerhaltig, oder fettig, oder albuminös (eiweishaltig). Die vollkommensten Speisen sind die drei Klassen sind: Zucker, Butter und Eiweiß. Zu wertlosen Sinne des Wortes, enthalten besonders die vegetabilischen Substanzen, und überhaupt alle diejenigen, in welchen Hydrogen und Oxygen so gemischt sind, daß sie eine Flüssigkeit bilden; so z. B. — was den Leser nicht wenig überraschen wird — die Fibern des Holzes, von den Chemikern Lignin genannt. Viele Sorgfalt und Geschicklichkeit ist erforderlich gewesen, um dieses Resultat durch Experimente festzustellen. Man verdankt einem Deutschen Gelehrten (Professor Kutzweich) die Entdeckung der nahrhaften Eigenschaft der Holzfiber, und dieser Entdeckung gemäß wissen wir nun, daß aus einer bölzernen Diele, nachdem sie gewisse chemische Metamorphosen durchgegangen, ein ziemlich schmackhaftes Brod bereitet werden kann.

„Das hölzerne Brett kann Brod auch geben!“

Wie die Lappländer von Irrsfeld und Oesterladen ihre harte Brod (Brod aus Baumrinden) bereiten, erfahren wir aus von Buch's Reisen durch Norwegen und Lappland (1806—1808). Das schwammige Brod des Tübinger Professors wächten wir gern einmal kosten; aber das grobe Rindenbrod der armen Lappen dürfte nur wenig besser schmecken, als die neu erfundenen Londoner Patentbrode.

Wir erlauben uns hier einige Bemerkungen über diesen neu erfundenen Artikel. Jedermann weiß, daß, nach alter Bäckerart, der während des Backens ausgetriebene Dampf ungeführt das Weite suchen darf. Seit der einigen Jahren wurde die Erfindung gemacht, daß dieser Dampf, im Zustande der Verdichtung, Spirituosen von Alkohol zeigt, und die Sammlung dieses Alkohols wurde sofort ein Gegenstand des Speculations-Geistes. Das gesammelte Alkohol, mit etwas übrig gebliebenem Brennstoff vermengt, gab nun zur Erfindung des Patentbrodes Veranlassung, und man empfahl dieses Brod besonders denjenigen, welt es die südliche Gegend liebt, die Luxus zu treiben, wie Luxus getrieben werden soll, ohne auch aufbewahrt wirkte. Allein wie und um welchen Preis verschafft man ihm diese Unverweslichkeit? Saures Brod ist — wir gestehen es gern — eine salzte Sache; aber ist nicht gerade solches Brod, das nach langer Aufbewahrung sauer werden kann, eben der Artikel, der uns fehlt? Mit Zudertrung des Patent-Brodes wird die Destillation so weit getrieben, als sie sich treiben läßt; das ganze Produkt des Gährungs-Prozesses wird von der Masse abgezogen, und die letztere bleibt als ein wahres caput mortuum zurück, dem nun auch der Zuckerstoff, kurz, jede nährende Eigenschaft gebricht.

In Frankreich werden die meisten Speisen, durch das Medium von Oel oder Butter, einer Temperatur von wenigstens 600° Fahrenheit ausgesetzt, woraus ein Backen oder ein anderer Prozeß entsteht. Dann thut man sie zum Erweichen in ein Gefäß mit ein wenig Wasser und hält sie mehrere Stunden in einer Temperatur tief unter dem Kochpunkte (212°), vielleicht nicht über 180°. Durch diese verrinten Prozesse werden die widerstehendsten Speisen, mögen sie nun dem Thier- oder Pflanzenreich angehören, leicht verdaut, und so arbeitet man dem Magen trefflich in die Hände. In England sagten wir, daß die Speisen gewöhnlich ohne Weiteres in ein großes Gefäß voll Wasser, und bringt sie zur Koch-Temperatur: die Folge davon ist, daß eine Menge thierischer Substanzen, wenn sie gar geworden, noch schwerer verdaulich sind, als im natürlichen Zustande; denn albuminöse Substanzen (wie z. B. Eiweiß), werden um so härter, je länger sie kochen. Ist nun der Magen in einem geschwächten Zustande, so machen ihm Speisen aus einer Englischen Küche (wie z. B. halbrohe Beefsteat's Roastbeef u. dergl., die man so oft anrühmen hört), dadurch, daß sie die Säuerung fördern, große Unbequemlichkeit, während er dieselben Speisen nach Französischer Art zubereitet, ohne Beschwerden nehmen würde.

Wir haben vorhin der drei Klassen gedacht, unter welche die vornehmsten Nahrungs-Artikel subsumirt werden können. Nun ist es merkwürdig, daß die Milch das einzige Lebensmittel, welches die Natur selbst für uns bereitet, alle drei Hauptstoffe in sich vereinigt. Auch alle Gräser und Kräuter, die dem Vieh zur Nahrung dienen, enthalten wenigstens zwei dieser Stoffe, wo nicht alle drei.

Die animalische Haut besteht fast gänzlich aus Gallertt, einer Substanz, die dem Eiweiß nahe verwandt ist, und in der Haufenblase am Reinsten erscheint. Die nährende Eigenschaft des Eiweiß kennen wir Alle aus einem sehr gewöhnlichen Küchenprodukte, dem Bouillon. Wird nun die Haut getrieft, so zieht diese durch den Prozeß des Gerbens die Lohe der Flüssigkeit an, in die sie getaucht werden, und wird auf diesem Wege eine Compostion, die weder in Fäulniß übergehen, noch durch kaltes oder heißes Wasser aufgelöst werden kann. Das Leder, obwohl ziemlich unschmackhaft und schwer verdaulich, hat schon bei mancher Gelegenheit als Nahrungsmittel dienen müssen. In Sir John Franklin's Reisen nach der Polar-Gegend steht es an einer Stelle: „Bevor wir ausstiegen, verzehrte unser ganze Mannschaft die Ueberreste ihrer alten Schuhe und jedes Stückchen Leder, das man auftreiben konnte, um den Magen gegen die Beschwerden des devorstehenden Marsches zu stärken.“ Bei einer andern Gelegenheit wird erzählt: „Ich fand mehrere von der Mannschaft unter Weiden gelagert, wo sie einige Stücke Fell und ein paar alte, von Wölfen abgenagte Wildknochen gefunden. Sie hatten die Knochen durch Feuer zerreiblich gemacht und mit der Haut verspeist. Einige unter ihnen gestellten noch ihre alten Schuhe zu der Mahlzeit.“ *)

Man denke sich den Zustand dieser wackeren Leute, als sie Fort Enterprise erreichten und seine Spur von Proviant oder Indianern verfanden. „Als ich des andern Morgens aufstand“, sagt Capitain Franklin, „waren alle meine Gefährten in solchen Eifer aufgeräumen, daß ich kaum ein paar Ellen weit gehen konnte. Meine Gefährten, vier an der Zahl, suchten alte Wildknochen zusammen und einiges tripe de roche, so daß wir für zwei Mahlzeiten genug hatten. Die Knochen waren von derjenigen schlechten Geschmack, und die Gauche, die wir denselben entlockten, zerfeß uns den Mund, wurde jedoch, mit tripe de roche gekocht, etwas milder.“

Wer von tripe de roche (einem Moos von der Gattung gyrophora), dürren Knochen und alten Schuhen lebt, der genießt zwar animalische und vegetabilische Substanzen zusammen; doch würden wir sein Gastgebot gern ablehnen.

In der künstlichen Speise des Menschen sehen wir aber das große natürliche Prinzip der Vermischung am Stärksten hervortreten; unser Zucker und Mehl, unsere Butter und Eier sind in allen ihren Formen und Combinationen nichts mehr und nichts weniger, als verklarte Nachahmungen des einfachen elementarischen Prototyp's — der Milch.

Von den Nahrungsstoffen, die der Mensch einnimmt, sind die fettigen und albuminösen animalische Produkte; man könnte sie demnach ohne wesentliche Metamorphose zu den Zwecken der thierischen Oekonomie verwenden. Alle den zuckerhaltigen Stoffen, die größtentheils dem Pflanzenreich angehören, ist es anders bestellt; bevor dieß in Blige oder thierische Substanz verwandelt werden können, ist eine wesentliche Metamorphose nothwendig. Man hat aber bevbachtet, daß alle menschliche Speise, von welcher Natur sie auch sey, einen gleichartigen Chylus oder Nahrungssaft absondert.

Wir Alle wissen aus eigener Erfahrung, welchen Einfluß der Magen auf unsere tägliche Glückseligkeit ausübt. Mit Recht More sagt: „Es giebt nur zwei Urbel auf Erden — der Schuft und die Galle.“ Im vollkommen gesunden Zustande geht Alles glücklich von Statten; Alles ist couleur de rose; dagegen verschern uns die Herren Aerzte, daß die Hypochondrie mit allen ihren Schreckmissen ganz auf Unverdaulichkeit beruhe. Wir wollen dies nicht bezweifeln; aber die Französische Maxime, daß man sein Herz abhärten müsse, um den Magen in gutem Stand zu erhalten (mauvais coeur, bon estomac), hat sie noch wenig Anjehnbee.

(Quarterly Review.)

Der Wiedergefundene.

Wie theilen in Folgendem eine merkwürdige Geschichte mit, deren vollkommene Wahrheit jedoch von zuverlässigen Männern bezeugt wird.

Vor dreißig Jahren führte einen Schiffs-Capitain von der Ostindischen Compagnie sein gutes Glück in die Nähe einer Indischen Dame, die von hoher Schönheit war. Er wurde alsbald von ihren Reizen ergriffen, seine Empfindungen blieben nicht unerwidert und die Liebe, darauf verband beide Liebende die Ehe. Die Dame besaß ein großes Vermögen, so daß ihr Gemahl sein Gewerbe aufgab und sich in Lucknow (Spr. Löcknau) niederließ. Länger als drei Jahre wohnte er hier im Schooße des wohlbegabten häuslichen Glückes mit seiner Frau, die ihm während dieser Zeit drei Kinder gebar. Hierauf traten Umstände ein, in deren Folge er sich von seiner Familie entfernte, doch kehrte er noch ein Mal zurück, als sein ältester Sohn das siebente Jahr erreicht hatte, und nahm ihn mit nach England, um ihn dort die Vortheile einer Europäischen Erziehung genießen zu lassen. Aus Gründen, die uns bis jetzt noch räthselhaft geblieben, erhielt der Ex-Capitain seine Frau nicht in den Wagen, als sie er ihm nöthig fand, als sey er nur ein Fremd, dem man ihm während der Ueberfahrt zuvertraut habe. Kaum waren sie in England angekommen, so starb der Vater plötzlich, ohne seinen Schuhbefohlenen von dem nahen Bande, das sie mit einander verknüpfte, in Kenntniß setzen zu können. Das Kind hatte die eigenthümliche Farbe seiner Heimat und die Züge des Stammes, dem er durch seine Mutter angehörte, es befand sich in der Familie des Verstorbenen, die nie etwas von seiner Verbrüderung erfahren hatte, die Waise als einen Mulatten, gab ihn bei einem Spezereihändler als Bursche in die Lehre und glaubte so hinlänglich und auf eine angemessene Weise für ihn gesorgt zu haben. Der Knabe diente seine Zeit mit Eifer und Treue ab. Als er ausgelernt hatte, gaben ihm die Seinigen einen Theil des Vaters eine Summe von dunkelfarbigen Gesichtern ihn in die weite Welt hinaus, sein Glück zu versuchen, zugleich mit dem Bedeuten, sich nicht mehr in Zukunft auf ihren Beistand Hoffnung zu machen; sie waren fros, sich so mit guter Manier und geringen Kosten des Jünglings zu entledigen, den sie als eine unzeitige Last ansahen.

So ohne Geschütze, ohne Freund, sich selber überlassen, war es für den jungen Mann sehr schwierig, ja fast unmöglich, sich als Kaufmann zu etablieren; nur vermöge eines anständigen Compagnons wäre dies thunlich gewesen, denn ein farbiger Mensch hatte mit dem allgemeinen Vorurtheil zu kämpfen, welches der letzte Parlaments-Beschluß zu Gunsten dieser verachteten Klasse, wie dieses zu hoffen, vielleicht bald völlig niederschlagen wird. In solcher Lage mußte er sich entschließen, sich anderen ausgeben und sah sich in kurzer Zeit so entblößt von allen Geldmitteln, daß er sich, um nicht in die äußerste Noth zu gerathen, entschließen mußte, mit Thee zu hausiren und durch dies armselige Gewerbe sein Dasepn zu fristen — ein höchst unsicheres Einkommen, und dennoch erhöhte er die Beschwerlichkeit seiner Lage noch dadurch, daß er eine Frau nahm. Er heirathete die Tochter eines Zimmermanns, die nichts weiter besaß als ihre Schönheit und trefflichen Eigenschaften. Denn aufterdem, daß sie sehr hübsch war, war sie auch zu seinem Glücke eine vortreffliche Wirthin; aus das Allerunentbehrlichste wurde ausgegeben und sparsam und ordentlich mit der geringen Einnahme haushalten. Mittlerweile war er auch der Dürftigkeit eines reichen Partizuhers auf dem Lande empfohlen worden, wegen seiner Redlichkeit, seines guten

*) Der menschliche Magen kann sogar noch härtere Substanzen als Fell und Knochen verdauen, wie aus einem Artikel von Dr. Marcet in den Medico-Chirurgical-Transactions, B. XII., sich ergiebt. Es wird darin eines Engländers Marcion gedacht, der, um es einem Taschenspieler nachzuthun, in transparentem Lederwunde mehrere Taschenmesser verschluckte, und zehn Jahre später in Guy's Hospital starb. Einige sehr geschickte Chirurgen, die die Körper secirten, fanden zu Aller Erstaunen die Messerklingen vor, von denen einige sehr zerfressen, andere noch ziemlich gut erhalten waren. Die Klingen demonstrirt sich auf dem Museum des Hospitals.

Digitized by Google

Thees und seiner billigen Preise — und setzte an diese seine Waare mit Leichtigkeit ab. Obgleich sie sich nicht sehr honett gegen ihn benahmen und sein Gewinnst sehr mäßig blieb, so war dennoch das Haus bedeutend, er konnte viel absetzen, brauchte nie lange auf die Bezahlung zu warten und befand sich ganz wohl dabei. Ausserdem schätzten Alle seine anständigen Manieren, so daß er immer gern gesehen war und ein freundschaftlich heiteres Verhältniß zwischen ihm und der Dienerschaft stattfand.

Eines Tages, als er eben aus dem Hause gehen wollte, begegnete er dem Herrn, der eben die Treppe heraufkam. Der grädige Herr schien durch seinen Anblick betroffen, und bestete die Augen auf ihn mit einer lebhaften, ja ungebührlichen Neugierde. Der arme Handelsmann erschrak, als er so scharf und aufmerksam ins Auge gefaßt wurde. Er zog den Hut mit einem schnuen und ehrfurchtsvollen Geschicht, indem er sich an dem Herrn der Fauns vorbeidrückte, lief schnell nach seiner Wohnung zurück, voller Verlegenheit. Jener möchte in Hinsicht seiner irgend einen ungünstigen Verdacht gefaßt haben. Kaum aber war er fort, so begann der Herr bei der Dienerschaft zu erfragen, was sie über ihn wußten, und obgleich die Nachrichten, die er hier erhielt, nur von geringer Bedeutung waren, so gab er doch Befehl, den Handelsmann zurückzurufen. Als der arme Junge sich nun einem Manne gegenüber sah, der im Range so hoch über ihm stand, gerieth er in Verwirrung und fürchtete schon, böswilligen Mißtrauen wolle ihn auftragen. Der alte Herr erkundigte sich nach seiner Herkunft und Familie, und übergenzte sich endlich durch die Antworten, die er erhielt, daß er den gesuchten, den er so lange Zeit vergeblich gesucht hatte.

Er ergab sich, daß der adelige Herr in Indien zur Zeit der Verheirathung jener Indischen Dame mit dem Capitain gewohnt hatte. Er war auser diesem der einzige dort lebende Europäer gewesen, hatte damals der Hochzeit beigewohnt, und war der einzige lebende Zeuge in dieser Angelegenheit. Die Mittwe hatte ihm von Luckwon aus mehrere Mal dringend geschrieben und beschworen, alle Mittel anzuwenden, die in seiner Macht wären, ihren Sohn aufzufinden, über dessen Schicksal sie seit beinahe zwanzig Jahren in völliger Unwissenheit wäre. Mitleidig hatte er Alles angewandt, das Kind wo möglich aufzufinden, aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos geblieben, er hatte schon alle Hoffnung des Gelingens aufgegeben, da endlich führt ihn das Glück den jungen Mann entgegen, und er sieht sich plötzlich am Ziele.

Er erzählte dem jungen Manne nun, daß der, welcher ihn nach England gebracht, sein Vater gewesen, daß ihm seine Mutter in Indien lebe, die dem Moment entgegensehne, wo sie ihn in ihre Arme schließen könne. Sie hatte mehrere Tausend Pfund auf der Bank von Calcutta niedergelegt für ihren Sohn, im Fall man ihn auffände. Ihre Liebe für ihn war nie erkaltet. Sie hatte ihn als tod betrauert, obgleich sie nie ganz die Hoffnung aufgegeben, ihn noch einmal wiederzusehen — eine Hoffnung, die sie lange gemig so bitter getäuscht hatte.

Ein Licht vom Himmel war diese plötzliche Aufklärung für den armen unglücklichen Paria. Er konnte sich kaum in sein Glück finden — wollte einen Moment lang an der Wirklichkeit der ganzen Scene zweifeln, aber er träumte nicht, er war wirklich so. Sein Freund hatte jetzt ihn mit Briefen an seinen Agenten in Calcutta aus. Er schiffte sich ein, und kam nach einer glücklichen Fahrt in der Stadt der Paläste an, wobin sich seine Mutter, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, in größter Eile begab, das Wiedersehen mit ihm scierte, und ihn in ihre prachtvolle Wohnung nach Luckwon führte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft ließ er seine Frau, die in England zurückgeblieben war, nachholen; sogleich nach Empfang seines Briefes schiffte sie sich mit dem ersten Schiffe ein, das unter Segel ging. In Luckwon leben gegenwärtig die Helden dieser Geschichte, glücklich und in Fülle und Ueberfluß.

(Oriental annual)

Bibliographie.

Ou intellel and deistical writers. (Ueber abtrünnige und deistische Schriftsteller.) Von Pearson. 3½ Sh.

Precedents in pleading. (Rechts-Präredenzfälle für Advokaten.) Von Petersdorff. 15 Sh.

Robert d'Artois. — Roman in 3 Theb. 31½ Sh.

Sketches of Corfu, historical and domestical. (Geschichtliche und Familien-Schilderungen von Korfu.) 8 Sh.

Nord-Amerika.

Religions-Sekten in den Vereinigten Staaten.

Nach dem Amerikanischen Kalender vom Jahre 1833.

1) Täufer, strenge Kalvinisten, aber die Taufe nur Erwachsenen, welche nach Unterricht gewünschen, ertheilend: 2,743,453 Individuen, 2914 Prediger, 4884 Kirchen.

2) Täufer, Anhänger der freien Entscheidung: 150,000 Individuen, 300 Prediger, 400 Kirchen.

3) Menoniten, Täufer, in Gemeinden vereinigt; Zweig der Menoniten in Holland: 120,000 Individuen, 200 Priester.

4) Täufer in freier Gemeinde, welche das Abendmahl ohne Unterschied und ohne Ermen ertheilen: 30,000 Individuen, 30 Prediger.

5) Sabbat-Täufer, welche den Sonntag oder Tag des Herrn am Sonnabend feiern: 20,000 Individuen, 30 Prediger, 40 Kirchen.

6) Täufer der sechs Grundsätze, welche von ihren Mitgliedern eine Zustimmungs-Erklärung zu den sechs hauptsächlichsten Punkten der orthodoxen Theologie fordern: 20,000 Individ., 23 Prediger, 30 Kirchen.

7) Freisprechende Täufer, welche glauben, daß die Freilassung der Sklaven eine strenge Pflicht der Christen ist: 4500 Individ., 15 Prediger.

8) Bischöfliche Kirche der Methodisten: 2,600,000 Individ., 1777 Prediger.

9) Protestantisch-bischöfliche Kirche, gleich der Anglikanischen Kirche: 600,000 Individ., 558 Prediger, 322 Kirchen.

10) Presbyterianer, mit der allgemeinen Versammlung vereinigt, d. i. mit einer allgemeinen Synode: 1,800,000 Individ., 1801 Prediger, 2253 Kirchen.

11) Verbündete oder unabhängige Presbyterianer: 100,000 Individuen, 74 Prediger, 144 Kirchen.

12) Presbyterianer der Cumberland, mit modifizirten orthodoxen Grundsätzen: 100,000 Individuen, 30 Prediger, 75 Kirchen.

13) Versammlung, oder unabhängige Kirche, welche sich selbst verwaltet: 1,260,000 Individ., 1000 Prediger, 1381 Kirchen.

14) Die allgemeinen Armenier, welche die allgemeine Erlösung und die Auferstehung des Fleisches annehmen: 500,000 Individ., 150 Prediger, 300 Kirchen.

15) Lutheraner: 400,000 Individ., 205 Prediger, 1200 Kirchen.

16) Christliche Einheits-Täufer (Unitarier): 275,000 Individuen, 200 Prediger, 800 Kirchen.

17) Einheits-Versammler: 176,000 Individuen, 160 Prediger, 193 Kirchen.

18) Deutsche Reformirte: 200,000 Individ., 84 Prediger, 400 Kirchen.

19) Freunde oder Quäker: 200,000 Individuen, 462 Versammlungshäuser. Diese Sekte begreift auch die orthodoxen Freunde und eine neue Sekte, Hicksites genannt, in sich, welche ungefähr den dritten Theil ausmachen. Die ganze Sekte ist in 8 jährliche Versammlungen getheilt, wovon drei an dem innern Schisma nicht Theil nehmen, welches auch nicht nach England übergegangen ist.

20) Vereinigte Mährische Brüder (Herrnhuter): 7,000 Individuen, 28 Prediger, 23 Kirchen.

21) Methodisten, Verbündete oder Andere, mit von der Konferenz unabhängigen Kirchen: 175,000 Individuen, 300 Prediger.

22) Täufer, Deutsch-Amerikanische Täufer, in Güter-Gemeinschaft lebend: 30,000 Individuen, 40 Prediger, 40 Kirchen.

23) Tausendjährige oder Shakers, Zitterer. Diese glauben, daß nach dem jüngsten Tage die Gerechten noch 1000 Jahre auf der Erde bleiben und während dieser Zeit sume Entzücken und Vergnügen genießen: 1,000 Individuen, 45 Prediger, 14 Kirchen.

24) Swedenbergianer, oder Kirche des neuen Jerusalems: 5,000 Individuen, 30 Prediger, 28 Kirchen.

25) Römisch-katholische: 800,000 Individuen, 284 Kirchen.

26) Juden und andere nicht benannte Sekten: 500,000 Indiv. 150 Kirchen.

Bibliographie.

Life of Ma-ka-tai-mes-he-kia-kiak. (Leben des Indianer-Häuptlings, genannt der „schwarze Falke"; von ihm selber diktirt.) Boston.

Memoir and Poems of Phillis Wheatley. (Denkwürdigkeiten und Gedichte der Phillis Wheatley, einer Sklavin und gebornen Afrikanerin.) Boston.

Memoirs of Thomas Eddy. (Eddy's Leben und Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Menschenfreunden Nord-Amerikas und anderer Länder.) Von Dr. J. Knapp. New-York.

The life of Andrew Jackson. (Lebensbeschreibung des Generals Jackson, Präsidenten der Vereinigten Staaten.) Vom Major Jak Downing. Philadelphia.

The botanical teacher. (Beschreibung der einheimischen sowohl als gemeinen exotischen Pflanzen, die nördlich vom Mexikanischen Meerbusen wachsen.) Von Laura Johnson, unter der Leitung des Professor Amos Eaton. Albany.

Prize-essay on the best modes of teaching penmanship. (Preisschrift über die besten Methoden des Schreib-Unterrichts.) Von W. F. Foster. Boston.

Mannigfaltiges.

— Das Mittelalter im heutigen Korfika. Lange Zeit war die Korfiotische Gemeinde Gavignano in zwei feindliche Parteien getheilt und von dem, was der Haß in diesem Lande ist, weiß man bereits soviel, um sich von ihren ewigen Befehdungen und mehr oder minder offenen Kämpfen der Mattei und Giampetri eine Idee machen zu können. Dies Unwesen nahm endlich so sehr überhand, daß der in Korfika kommandirende General-Lieutenant Baron Lallemand ernstlich darauf bedacht war, Ruhe und Frieden zurückzuführen, was auch gelang. Bei dem Altare und im Beisein des Notars wurde ein feierlicher Versöhnungsbrief niedergeschrieben, eine Art Liebe, wodurch alle namentlich aufgeführten Mitglieder beider Familien, Vergessenheit früherer Unbill und gutes Einverständniß für alle Folgezeit angelobten; dann ward das nöthige Abkommen urkundlich verfaßt, um auf diese Basis den neuen Rechtsstand zu begründen. In der Pfarrkirche des Ortes nahm man am 19. Oktbr. v. J. diesen Akt vor, wenn ohne religiöse Ceremonie wären ähnliche Berträge hier erfolglos blieben. Ein feierlicher Segen und ein Tedeum beschlossen die Ceremonie, es umarmten sich die lange Zeit Getrennten unter dem höchsten Jubel und nun ging's zur Tafel. Die Parteihäupter der Mattei spritzen bei den Herren Giampetri mit dem General, und des folgenden Tages zog Alles in die Häuser der gestern Bewirtheten, die aus Blutfeinden nun endlich zu ruhigen Gefährten und Freunden geworden. (Echo.)

Hierbei Titelblatt und Register zum sechsten Bande.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Mittwoch den 28. Januar 1835.

England.

Die Dauer des menschlichen Lebens.

Der alte Satz Aesculyher's (in seiner Schrift über „Nahrungsstoffe"), daß nur unter mäßigen und enthaltsamen Menschen Beispiele von ungewöhnlich langem Leben zu finden seyen, wird scheinbar widerlegt durch die Erfahrung, welche uns oft genug Individuen vorführt, die ganz einer regellosen, abnormen Lebensweise ergeben sind, und gleichwohl im Alter über das gewöhnliche Maß hinaus reichen. Allein nur scheinbar: näher betrachtet stellt sich die Sache auf einen ganz andern Punkt. Wer mäßig und enthaltsam lebt, lebt bis zum letzten Hauche. Wer auf solche verwerfliche Weise seine Jahre vergeudet, kann, wenn sein Naturell Stich hält, allerdings ein hohes Alter erreichen, allein er ist oft längst schon todt, ehe er sein Auge schließt; mit Pein und Sorgen und ohne daß die Functionen seines Geistes thätig sind, vegetirt er so hin und stirbt langsam, und eine Reihe von Jahren gehört zu seinem Sterben, nicht zu seinem Leben. So kann ein Siebzigjähriger oft nur funfzig Jahre gelebt haben, und zählt auf diese Weise gar nicht mit zu der Summe derer, die ein hohes Alter erlangten.

Die Gelehrten, welche über „langes Leben" geschrieben haben, sind in ihren Ansichten sehr getheilt darüber, ob außerordentliche Fälle zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden sich in dieser Beziehung häufig ereignet haben oder nicht, und ob es überhaupt in der Urnatur des Menschen, der Möglichkeit nach, bedingt sey, ein hohes Alter zu erreichen, so daß jene Fälle entweder für ganz abnormt zu halten seyen, oder vielmehr das frühe Sterben als ein der Bestimmung der menschlichen Natur widerstrebendes Ereignis angesehen werden müsse. In der Regel gehören die Fälle einer ungewöhnlich langen Lebensdauer entlegenen und barbarischen Zeitaltern an, in denen man Betrachtungen dieser Art gar nicht anstellte, und in anderen Zeiten, wo man recht eigentlich auf solche Fälle lauerte, ergaben sich diese als selten oder als singirt und übertrieben. Es liegt dem Schreiber Dieses gegenwärtig ein Tabellr vor, von einem Manne verfertigt, der diesen Gegenstand zu einem Lieblings-Thema seines Nachdenkens machte, und 1736 Personen nachweist, die ein mehr als hundertjähriges Alter erreicht haben. Allein bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß viele dieser Angaben aller Begründung entbehren, indem sie Zeiten angehören, deren Wundersucht sich bei dieser Gelegenheit ein weites Feld eröffnete, und wirklich auch die als Fakta angegebenen Bestimmungen verdächtig macht. Unser Encyclopädieen haben daher nur aus einer und derselben Quelle geschöpft, ihre Angaben stützen sich nicht auf neue Nachforschungen. So z. B. hat der berühmte Sir William Pantett, Testamente-Vollstrecker Heinrichs VIII., der am 10. März 1572 starb, ein Alter von 97 Jahren erreicht, während die Encyclopädieen auf sehr liberale Weise ihm 9 Jahre zulegen, und ihn 106 Jahr alt werden ließen.

Es ist leicht denkbar, daß solche, irrthümlich einschleichen müssen, wenn man die Lebensdauer der Menschen in einer bestimmten Zeit nach dem damals angestellten Census der Bevölkerung berechnet, wie Lord Bacon in seinem höchst genau angestellten und schätzenswerthen Werke: „Historia Vitae et Mortis," nach dem Census des Kaisers Theodosius seinen Kalkül machte, ohne zu bedenken, daß absichtlich um der Besteuerung sich neugeborne Individuen zu entgehen, Fälle von langer Lebensdauer dabei singirt wurden. Unser eigner Census in England ist so ungenau wie möglich, trotz der Sorgsamkeit, womit er von Seiten der Behörde angestellt wird. Das Volk hat nur zu oft ein Interesse daran, sich der Zählung zu entziehen. Aus Furcht vor Militair-Dienst verlassen die Leute oft ihren Wohnort, und lassen es an Bitten, Bestechungen und allen Arten von Kunstgriffen nicht fehlen, um von dem Census ausgeschlossen zu werden. So geschah es bei uns zur Kriegszeit, und als der Krieg beendet war, wurde der Militair-Dienst eher ein Gegenstand des Wunsches, als der Furcht; deshalb ergab sich ein plötzliches Anwachsen der Bevölkerung. Im Jahre 1831 entstand in allen Städten das Verlangen, eine möglichst große Einwohnerzahl anzuzeigen, um sich die Vortheile zu verschaffen, welche die Reform-Bill gestattete, und dies war lediglich die Ursache des großen Unterschiedes, der sich zwischen dem Census dieses Jahres und dem von 1821 herausstellte.

Ich kann mit Lord Bacon nicht darin übereinstimmen, daß der Vespasianische Census die sicherste Gewähr leiste für die Abschätzung der Lebensdauer der damaligen Menschheit. Wäre dies der Fall, so müßte man annehmen, daß zwischen Padua und den Apenninen, in einem nicht eben allzu kalt beschaffenen Landstriche, 124 Menschen von einer hundertundzwanzig- und mehrjährigen Lebensdauer existirt hätten, nämlich 54 von 120, 57 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 oder 137, und 3 von 140 Jahren. Eben so wenig können wir dem, was Plinius (lib. 6, cap. 48) angiebt, vollkommenen Glauben schreiben. Nähern wir uns der neueren Zeit, — denn das Mittelalter ist in seinen Angaben noch fabelhafter als die alte Welt, so daß es, wenn man leichtgläubig seyn wollte, in manchen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung sogar zu den Anomalien gehören müßte, wenn einer unter siebzig Jahren starb, — so finden wir die Fälle von ungewöhnlich langem Leben höchst selten, und müssen analog auf die Zeiten des Alterthums und des Mittelalters zurückschließen. Beispielsweis Census beziehr sich auf die ärmeren Klassen des Volkes, deren Hause sich nicht übersehen läßt. Unter höheren Ständern erweist sich auch in den frühren Zeiten nur selten ein hochbetagter Individuum. Von Römischen, Griechischen, Fraugösischen und Deutschen Kaisern und Königen bis auf die Zeiten Jacob's I. herab, finden wir unter 200 Fürsten nur vier achtzigjährige. Unter den Apostoln und Kirchen-Vätern scheint hohes Alter eine sehr gewöhnliche Erscheinung gewesen zu seyn und dies erklärern Einige daraus, daß diesen erleuchteten Männern ein göttlicher Athem innegewohnt habe: — „nihil spiranus nisi divinum!" Allein von den Päpsten sagt man ja dasselbe, und doch giebt es unter den ersten 240 Päpsten nur fünf, welche 80 Jahre und etwas darüber gelebt haben. Von Johann, dem dreiundzwanzigsten Papste, heißt es, er habe das 90ste Jahr erreicht. Sein Historiegraph sagt von ihm, er sey ein Mann von ewig unvergänglichem Geiste gewesen, immer nach neuen Dingen trachtend, Briefe verbreitend, Bücher aus- und einschließend. Dazu heißt es, war er ein Anhäufer großer Schätze. Von seiner heitern Gesinnung meldet die Sage weniger, so daß man nicht behaupten kann, ein göttlicher Athem habe ihn so lange vor der Sterblichkeit bewahrt.

Interessant sind die Fabeleien des grauen Alterthums über die Lebensdauer mancher Menschen; auch Lord Baron sagt, man könne nicht viel darauf geben. Ein König von Spanien oder vielmehr von Cadix, Namens Agathoarieus, wurde, wie gemeldet wird, 140 J., Gingras, König der Cyprier, der ein schwelgerisches Leben führte, bewahr 160 J. alt. Manchen Königen von Arcadien wird geradezu ein Alter von 300 Jahren zugemuthet, und Lord Baron sagt, dies sey vielleicht fabelhaft. Wie sindern, daß in Epirus mancher Einwohner ein Alter von 200 Jahren mit Braunschweigkeit erlangten und einer ihrer Fürsten, Litorius, ein Mann von gigantischem Körperbau, machte seine 300 J. voll.

Die Theorieen, nach welchen den Menschen die Prognose gestellt wird, ob sie nach den und den Eigenschaften, die sie besitzen, ein langes oder langes Leben zu erwarten hätten, sind nicht minder unhaltbar. Die Farbe und Beschaffenheit des Haares und der Haut gelten Vielen für Anzeichen, die darauf schließen lassen. Knaben von rother Gesichtsfarbe, meinte man, würden in der Regel nicht so lange leben als andere von blasser Teint. Eine harte Haut sollte auf langes Leben, eine große, rauhe Haut, feinerunter Gänsehaut, auf kurze deuten. Die gerunzelte Stirn und starres, dürftiges Haar mußten wenigstens für 100 Jahr eine Caution geben, während eine sanfte Stirn und weiches Haar einen frühen Tod befürchten ließen. Ein breiter Körperbau mit kurzem Leib aber langen Beinen von den Knieen bis zu den Knöcheln als sehr Versicherung einer hohen Blüten, während Versehung vom Knie bis zur Hüfte lang gebaut und, wie Lord Bacon sagt, deorsum attenuati sind, nie lange leben können. Wohlbeleibtheit in der Jugend deute auf frühen Tod, dagegen im Alter sicherer ein umfangsreicher Leib das Leben des Menschen. Ein schmaler Kopf, ein weder langer und kleiner, noch allzu fetter, meiner proportionirlicher Nacken, weite Nasenlöcher, Sommersprossen, nicht fleischige, weiche breite Ohren, breite, gleichstoffene Zähne, besonders wenn sie noch lange Zeit in der Jugend des Menschen wachsen, alles dies galt für Anzeichen eines langen Lebens. Das gehörte so zu den Thorheiten unserer weisen Vorfahren.

Auch um Vorschriften behufs einer Materialkur waren unsere guten Altvorderen nicht verlegen. Sie empfohlen Diät, eine gänzliche Enthaltung von allen spirituösen Getränken, mäßige Bewegung, mäßigen Schlaf, veneris abstinentia ne exhauriantur, den Gebrauch von Bädern und die Einreibung von Salben und Oelen. Sie empfahlen Frömmigkeit, Beschäftigung mit Literatur und Philosophie, Landlust und in der Jugend Militair-Dienst. Auch an wirklichen Medikamenten zur Verlängerung des Lebens fehlte es nicht. Das Schwärzen der Haare hielten unsere Väter für sehr vortheilhaft, weil die allen Prüten und Virginier sich schwärzten und lange lebten. „Als Johannes de Temporibus", sagt Lord Bacon, „welcher 300 J. gelebt haben soll, gefragt wurde, was sein Leben so klabil mache, antwortete er: Del von außen und Honig von innen!" Ein Römischer Senator, der 100 J. alt

Digitized by Google

wurde, erwiderte auf gleiche Frage: „Weil ich esse, bevor mich hungert und trinke, bevor mich dürstet!“

In Betreff der Kleidungsstücke empfiehlt Hippokrates für den Winter reine und saubere, für den Sommer aber schmutzige und in Del getränkte. Heutzutage bietet man Gesundheits-Flanell aus und macht Nacht-Jacken zur Verlängerung des Lebens.

Matthias erzählt in seiner berühmten „Geschichte von Indien“ von einem gewissen Ramas de Cugna, der in Benzaten geboren war und dort 1566 im dreihundertzwölftenmittelsteinjährigen Jahre seines Lebens starb. Zu einem Manne gesellen sich natürlich immer mehrere, und so sagt Matthias, der Mann habe 700 Frauen gehabt, ein Verhältniß das so stark gebieheten, daß er sich in aller Ereignisse seines langen Lebens mit vieler Geläufigkeit erinnert habe, sein Haar hatte sich aus Schwarz in Grau und aus Grau nachmals in Schwarz verwandelt, im Munde habe er vier Reihen Zähne gehabt. So absurd dies auch klinge, so würde diese Thatsache, wie der Autor sagt, doch vollkommen von Ferdinand Lopez de Castagneda, dem Königlichen Geschichtsforschungen von Portugal, bestätigt. Man kann sich hierbei an das Lebens-Elixir des Paracelsus erinnern, das mindestens auf 400 Jahre eine Lebensdauer sicherte. Paracelsus war im Besitze dieses Mittels; warum er es aber nicht selbst gebraucht, weiß Niemand zu sagen, denn der gute Mann starb, breet er 40 Jahr alt war.

Hufeland berechnet, daß von je hundert Menschen, die geboren werden, nur neun das sechzigste Jahr erreichen und nur sechs dasselbe überschreiten. Haller, der eine große Autorität hat, macht in seinem Kalkül einen anderen Schluß. Er meint, es gäbe 1000 unbestreitbare Fälle, daß Menschen 100 bis 110 Jahre alt geworden seyen, 60 zwischen 110 und 120, 29 zwischen 120 und 130, 15 zwischen 130 und 140, 6 zwischen 140 und 150, und ein Fall sey vorgekommen von einem Lebens-Alter von 169 Jahren. In einem Werke, das 1712 Fälle von ungewöhnlicher Lebensdauer in dem Zeitraume vom J. 66 bis 1799 n. Chr. aufnimmt, finden wir 3 Personen angegeben von einem Alter zwischen 150 und 160, 2 zwischen 160 und 170, und 3 von 170 bis 185 Jahren. Laßt uns sehen, wie viele drei alten Menschen gewesen sind, und wir werden erkennen, auf welche unhaltbare Angaben sich dieser gange Kalkül stützt. Das höchste Alter von 185 Jahren wird ersteres einem Manne, Namens Kentigern, zugeschrieben, den Spotswood auch erwähnt, in dessen Leben sich aber so viel Mirakel häufen, wie für ein Zeitalter, das sechste Jahrhundert, sehr charakteristisch ist. Ein neueres Beispiel von dieser Lebenslänge bietet angeblich Peter Teeton; ein Ungarischer Bauer aus der Gegend von Temeswar, welcher 1724, in einem Alter von 185 Jahren, gestorben seyn soll. Der dritte Fall soll ebenfalls in Temeswar zu suchen seyn. Johann Rovin soll im J. 1724, in einem Alter von 172 Jahren, eine junge Alte geheirathet haben, lassen haben. Sie waren 140 Jahr verheirathet, und hatten zwei Töchter und zwei Söhne, von denen der jüngere 116 Jahr alt war, als der Alte starb. Haller macht außerdem noch zwei Engländer namhaft, Henry Jenkins aus Yorkshire und Thomas Parr aus Shropshire, Jener soll 1670, in einem Alter von 169, dieser 1635, 152 Jahr alt, gestorben seyn.

Es ist am zweckmäßigsten, die Ungarn hier ganz aus dem Spiele zu lassen, da sich die Angabe über die Zahl ihrer Jahre bloß auf Hörensagen stützt, und das Landvolk bekanntlich überall ein Gefallen daran hat, Alt vorgeführt, um dem angeborenen Hange zu abenteuerlichen Dingen zu fröhnen. Was die beiden andern angeführten Engländer betrifft, so dienen Folgendes zu kurzer Beleuchtung der Sache.

Ueber Jenkins findet sich in den „Philosophical Transactions“ eine eigene Abhandlung, aus der hier genug hervorgeht, daß der in Rede stehende Mann einige Jahre vor seinem Tode vor Gericht als Zeuge vernommen wurde und hier ein Alter von 169 Jahren angab. In den Parochial-Registern der Pfarrei Ellands die Geburten nicht eingetragen, von einem Nachschlagen im Kirchen-Buche konnte also nicht die Rede seyn. Man war, konnte man des Mannes Angabe nicht widerlegen, gutwillig, seine Aussage gelten zu lassen. Damit ist jedoch keineswegs ihre Richtigkeit zugegeben. Der Mann konnte sich leicht irren, wie dies bei Manchen häufig der Fall ist, ohne daß Betrug vorkommt. Und wenn es ferner heißt, vier Männer seinen Dritte, jeder 100 Jahr alt, hätten gefochten, sie könnten sich als Kinder des Jenkins nur als eines alten Mannes erinnern, so wird die Sache dadurch nur erst recht unsicher, weil in einem kleinen Dorfe schwerlich so viel poetische Makrobioten beisammen gewesen sind, übrigens behauptete Jenkins, sich der Schlacht bei Flodden (Sept. 1513) recht gut erinnern zu können; er sey damals 12 Jahr alt gewesen und habe den Englischen Bogen-Schützen Pfeile zugetragen. Danach wäre freilich die Rechnung in Ordnung, daß er 1670, als er starb, ein Alter von 169 Jahren erreicht habe. Der Glaubwürdigkeit giebt dies indessen noch keinen Vorschub. Es ist ein Irrthum oder eine absichtliche Verfälschung, immer eben anzubehaupten, als daß die Natur jemals ihre Gesetze so weit überschritten haben sollte. Jenkins war eine Zeitlang Aufwarter beim Lord Conyers, später ein wilder herumschweifender Fischer gewesen. Wäre sein Alter konstatirt, so hätte er viel erlebt. Vier Königinnen und ein König wurden zu seinen Lebzeiten entthronet; er hätte den Sieg des Reformationsgeistes über die Monarchie, die Restauration der letzteren, den Sieg und den Fall des Papstthums in England und die Vernichtung der Armada erlebt.

In Betreff des Thomas Parr muß nicht minder die Leichtgläubigkeit der Gebilder belächelt werden. Der bekannte Graf von Arundel, heißt es, habe ihn an den Hof Karl's I. gebracht und ihn dem Könige als ein Wunder des Landes gezeigt. Zugleich soll die Gräfin Arundel der Königin die Frau des Parr, die 129 Jahr alt gewesen, vorgestellt haben. Parr hatte bis dahin bei einfacher Kost gelebt, bei Hofe habe man ihn mit Wein und allerlei Leckerbissen todt gefüttert; er soll an Seitenstechen gestorben seyn. Dr. Harvey öffnete die Leiche und fand, daß seine Constitution derjenen war, ein Alter von 200 Jahren zu erreichen, wenn nicht das Hof-Leben seinen Verdauungs-Prozeß gestört hätte.

Dies sind die Fälle, auf welche am meisten Gewicht gelegt zu werden pflegt, obwohl man nicht sieht, mit welchem Rechte. Andere Beispiele von mehr als hundertjähriger Lebensdauer gehören barbarischen Ländern oder solchen Ländern an, wo der Mensch in den Tag, und also in das Jahr und in die Jahre hineinlebt, ohne sich um das Zählen zu bekümmern. Anschlüsse in Angaben dieser Art sind die Chinesen; denn als im J. 1785 Kien-Lung eine Schätzung seiner Unterthanen machen ließ, und die Bevölkerung auf 200 Millionen angegeben wurde, fanden sich nur vier Individuen, welche ein mehr als hundertjähriges Alter erlangt hatten.

Im Allgemeinen läßt sich kein Klima angeben, das eine lange Lebensdauer vorzugsweise begünstigte. Wir finden abnorme Fälle in Jamaika, den Inseln Barbadees, dem heißen Aethiopien und Indien, wie in dem strengen Norwegen, Rußland und Schottland, in dem trocknen Madrien und dem gemäßigten Frankreich, in den immer nebelfeuchten Inseln an der Schottischen Küste, mitten in Binnenländern wie am Meere, in tiefen Thälern wie auf Berg-Höhen, in freier Landluft wie in den schmutzigen engen Gassen Londons. Alles, was man über Beschaffenheit des Klimas, über Einwirkung der teilurischen Verhältnisse und über Lebensart der Bewohner überhaupt hat, führt zu nichtig zu stimmen. Auch in Hinsicht der Temperamente läßt sich Nichts mit Bestimmtheit angeben. Wir finden unter Reichen und Armen, Schwelgern und Mäßigen, Phlegmatikern und Sanguinikern, Weisen und Schwarzen, Kultur-Menschen und Kindern der Natur, gleich viele Ausnahmsfälle von langer Lebensdauer. Die Entdalmung alles Alkohols, aller hitzigen Getränke, mag ohne Zweifel der Exspatiation förderlich seyn, allein was die anempfohlene Reinlichkeit betrifft, welche zur Verlängerung des Lebens dienlich seyn, so weiß man nur allzu gut, daß manchen Lappländer gerade in seinem Schmutz und Fett recht alt geworden ist, und unter Ländern um Rußen, zwei Nationen, deren Unreinlichkeit weltberühmt ist, häufig ein abnormer Fall sich findet.

Man hat finden wollen, daß gewisse Beschäftigungen ein langes Leben eher möglich machen, als andere. So haben besonders Maler ein hohes Alter erreicht; man nennt Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Titian, Guercini, Guido, Maratti u. A. Auch unter den Musikern kennt man viele, die noch als Greise des Lebens sich freuten, und was man auch sonst gegen die schnöde Lebensweise einiger Klassen sagen mag, so ergiebt sich doch im Durchschnitt, daß Männer, welche geistig thätig sind, und bei denen das Nerven-System mehr in Aktivität sich befindet, als das Muskel-System, voraussetzbt, daß sie nicht übermäßigen Anstrengungen unterworfen sind und sich leidlich nichts abgeben lassen, in Betreff einer langen Lebensdauer die arbeitenden Klassen bei weitem übertreffen.

(N. M. M.)

Frankreich.

Cornille Bart und der Seesuchs.

(Fortsetzung.)

Als sich Meister Cornille nun zurecht gesetzt hatte in seinem Lehnstuhl, wandte er mit sehnsüchtigem Schmerz seine erloschenen Augen auf seine Frau, die ihn still andlickte mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit und Schmerz, und dabei das Haupt ihres Sohnes an ihre Brust drückte.

„Gott ist gerecht, meine gute Katharine“, sagte Cornille Bart; „ich hoffe zu ihm, er wird Dir Deine Liebe und Sorge um mich vergelten, dadurch, daß er uns noch nicht trennt, und mich leben läßt, um unsern kleinen Jean zu erziehen, daß ein braver und tüchtiger Seekriegsmann aus ihm wird; denn von meinen Kindern bestimme ich ihn für diesen Stand . . . Die anderen Jungen können Kauffahrer werden . . . Er aber, so Gott will, soll das Kriegs-Handwerk treiben, wie mein Vater und ich es getrieben haben.“

Katharine erhob ihre mit Thränen schwimmenden Augen gen Himmel, als wollte sie ihn anflehen, die Bitte ihres Mannes zu erhören, und Jean zog wieder die Augenbrauen zusammen . . .

„Aber“, begann Cornille Bart, „mir dünkt, mein alter Sauret, das Feuer sei heut nicht sehr lebhaft gewesen?“

„Nein, Herr . . . aber es brennt, der Marschall von Beeziniteuer sey hinausgeritten bei einem Ausfalle gebieten gegen das Angriffs-Corps Turenne's.“

„Gerechtes Ende für ihn, der gegen sein Vaterland kämpfte . . . und doch war er ein Aufführer, wie sich's gehört! Ich habe die Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit gesehen . . . Doch, zu was nützt die Tapferkeit, wenn man eine schlechte Sache verficht! Ach! ach! wenn wir doch Dänischen endlich einmal und für immer an Frankreich kommen und auf ewig von diesen Engländern und Spaniern befreit werden? . . . Großer Gott! ich werde wohl diesen Freudentag nicht erleben.“

„Warum denn nicht, mein Freund?“ sagte Katharine. „Warum zweifelst Du denn daran? Und dann, kommandirt Meister Leckart nicht eben so gut für den Lord Protektor, wie der Marschall Turenne für den König von Frankreich? Du hast mir selbst gesagt, daß unsere Stadt, trotz der Tapferkeit des Herrn Marquis von Lede, nicht mehr lange widerstehen kann, weil die Einwohner gegen den Ausgang der Belagerung gleichgültig sind und nur eine erbewonte und vortheilhafte Capitulation wünschen; nun, lieber Gott! gebe der Himmel, daß das recht bald geschieht, daß ich meine armen Kinder wieder zu sehen kriege, die mit meiner Schwester glücklich in Bergen wohnen!“

„Wir werden sie bald wiedersehen, Katharine; denn die Stadt kann sich in der That nicht mehr lange halten. Aber was das an Frankreich Nennen betrifft, das ist freilich ein Anderes . . . So lange der Krieg dauert, werden die Engländer ohne Zweifel die Stadt behal-

ten, daſſe, daß ſie ihre Flotte an Frankreich geliehen. Denn es iſt der Schande werth, wenn man ſich's denkt, daß der Kardinal nur einen einzigen Beamter zur Engliſchen Flotte hat ſchicken können; ja, ja, Katharine, einen Beamter, das iſt Alles, was man in den Häfen des Atlantiſchen Meeres hat aufbringen können... Die Galeeren der Levante verſtehen freilich nichts von der Schiffahrt auſſerhalb des Mittelländiſchen Meeres, aber — doch genug, Frau, von dieſer Belagerung", brach Cornille ab; die Schmerzen wurden wieder heftiger.

„Hütet Euch doch immer ſo geſprochen, mein Freund, und wäreſt nicht ausgelaufen, das Engliſche Kronſchloß") wegzunehmen! Du lägeſt dann nicht verwundet hier."

„Ach, was erbeut Du für Zeug, Frau? Das iſt das Loos des Krieges, das launiſche, immer wechſelnde. — Aber ſage mir doch, mein lieber Jean", fuhr er fort und zog den Knaben zwiſchen ſeine Knien mit ſeinen langen Locken ſpielend, „ſage mir doch, woran Du denkſt; Du ſtehſt ja ſo finſter und trübſelig da, wie ein Schulknabe, der die Ruthe bedarf voll."

„Ach! ich denke eben an den groſſen John Briſſh", liebes Vater", antwortete das Kind mit dem Tone unterdrückten Zorns.

„Und wer iſt denn der groſſe John Briſſh, mein Jüngchen?"

„Mit Erlaubniß, Meiſter", fiel Sauret, ſchüchtern näher tretend, ein; „John Briſſh iſt der Sohn unſeres Nachbars, des alten Engliſchen Hochbootsmannes. Seitdem Ihr verwundet ſeyd, Meiſter, fällt unſer kleiner Herr Jean über dieſen John Briſſh, ſo oft er ihn ſieht, her und prügelt ihn durch, wenn gerade kein Stock zur Hand iſt, oder auch mit der bloſſen Fauſt, und das gehörig!"

„Gott im Himmel! immer und ewig Zänkereien!" ſagte die arme Mutter erſchreckt. „Wegen das, Jean, warum peitſcheſt Du immer dieſen Engländer?"

„Ich prügle dieſen Engländer, Mutter, weil die Engländer meinen Vater verwundet haben!" ſagte der Kleine mit entſchloſſenem Tone, und Cornille Bart konnte ſich des Lächelns nicht enthalten.

„Ja, ja, darum thut es's", ſetzte Sauret hinzu und nickte trimmphirend mit dem Kopfe — „darum kriegt er ſeine Teachi! Auch ſcheinen ſich alle Nachbarn zu, ſobald ſich unſer braver junger Herr und der groſſe überſeeiſche Lümmel zuſammen auf der Straße ſehen laſſen: „„Aha, da kommt Meiſter Cornille's Kleiner; nun wird der Engländer gleich ſeine Ladung kriegen!"" Und doch, Meiſter, iſt der Wootsmanne Junge viel gröſſer und wohl um drei Jahr älter, als unſer junger Herr. Unſer junger Herr macht Euch Ehre in Düukirchen, Meiſter! Ja, mein Seel! Man ſpricht noch immer davon, wie er vor einem Jahre mit zwei Holländiſchen Schiffsjungen ſich in's hohe Meer gewagt auf dem kleinen Kähnlein, das ſie wegſtiegt, im ſchändlichſten Wetter und bei widrigem Wind auf der Rückkehr, daß unſer junger Herr, der ſich zum Capitain dieſer Nußſchaale gemacht, ſein Leben dabei eindüßen können bei dieſem Wagſtück, und wie er die beiden Jungen immer mit dem Ruder zuſammenhielt, weil er ihre Sprache nicht verſtand und ihnen auf keine andere Weiſe verſtändlich zu machen wußte, daß ſie keine Furcht haben ſollten. Darum halte ich ſo viel darauf — bei ſolchem Wetter, denn je mehr Hinderniſſe, deſto mehr —"

„Hältet Euren Mund, Sauret, Ihr ſeyd nicht klug", unterbrach ihn Mademoiſelle Bart; „Ihr ſeyd ſehr thöricht, daß Ihr dem armen Kind zu ähnlichen Thorheiten zu ermuntern, und Du, mein Freund, kannſt Du es ohne Schelte hingehen laſſen, daß der Junge ſich immer ſo in Gefahr begiebt, immer im Hafen liegt und auf den Maſten herumklettert, ſtatt in die Schule zu gehen und von den wörtigen Vatres was zu lernen? Du haſt wohl Courage! belobigen, er ſoll ihm keine lehren; aber Jean kennt kaum die Buchſtaben, und unſere andern Kinder leſen ſchon faſt geläufig."

„Du haſt Recht, Frau; aber mein Häuschen liefl Dir alle Maſten, Segel und Mauduver eines Schiffes her, daß es nur ſo eine Art hat. Ein Gelehrter ſoll er auch nicht werden."

„Aber in dieſer Weiſe hilft es den Teo holen, wenn Du ihn immer zu dergleichen Wagniſſen ermunterſt. — Groſſer Gott!" erwiederte Katharine mit Thränen in den Augen.

„Nun, ja, ja, Du haſt Recht", beſchwichtigte er ſie und nahm ſchnibaut eine ſternge Miene an; „Du haſt Recht und Jean hat Unrecht. Du groſſer nicht mehr auf's Meer hinaus, prügelſt ſeinen Engländer mehr, hörſt Du wohl, Jean?"

„Und ich, Mutter, ſage Dir, daß ich den John immer prügeln werde wie einen Hund, ſo oft er ſich nur vor mir ſehen läßt; denn als der Vater verwundet nach Hauſe gebracht wurde, hat er feebleknd geſagt: „„Aufgab' der Jean hat ſein Fett getriegt.""" Er ſoll nun auch ſein Fett kriegen von mir, Fett und Schmiere vollauf, damit er weiß, wie's ſchmeckt, und Sauret hat übrigens auch geſagt, daß ſie jeden Schmutz, den der John von mir kriegt, mein Vater einen Schmerz weniger hat."

„Da hörſt Du es, mein Freund" — ſo, hebt der Sauret den armen Jungen auf."

„O, nein, Mutter, keineswegs; denn wenn ich John Briſſh durchgeprügelt habe, ſo bin ich's geweſen, der mich dazu aufgeheizt hat, und werde es auch ferner ſeyn, darauf verlaſſe Dich!"

„Den Mund gehalten, Jean!" ſagte der Vater ſehr ernſt, „nicht in dieſem Tone mit der Mutter geſprochen, oder Du ſollſt etwas und ich ergähle Dir keine Geſchichten mehr von den alten Jacobern, den Seefuchs, wie wir ihn ehemals nannten, als er Capitain meines Vatres Anton Bart war. Deines Großvatres, Häuschen."—

„Ach! erzähle, erzähle, Vater!" rief Jean voller Freuden und kauerte ſich zu Meiſter Cornille's Füßen nieder.

„Du wirſt Dich wieder angreifen, lieber Mann", ſprach Katharine; „denke doch daran, daß es Dir der Phyſikus ganz beſonders eingeſchärft hat, wenig zu reden."

*) Ein groſſes Kriegsſchiff, von der Bedeutung einer jetzigen Fregatte.

„Gut, gut! beſorge nichts; ich will ganz leiſe ſprechen ... aber mein Sohn muß doch wenigſtens wiſſen, daß ſein Großvater nicht ruhmlos geſtorben iſt, daß wir, er tapfer unter den Kanonen der Engländer gefallen iſt."

„Alſo die Engländer haben meinen Großvater erſchoſſen?" ſchrie Jean Bart auf, und ſtihlte, wie der Zorn gegen John Briſſh von neuem in ihm kochte.

„Ja, mein lieber Held, im Kampfe gegen die Engländer iſt dein Großvater gefallen."

„Na, für dies Mal kann ſich der Galgenſtrick, der John Briſſh, bedanken, wenn er die Maulſchelle, die ich ihm eben applizirt, glücklich überſtehe!" rief Sauret, der eben hereintrat mit einer tuſſerenen Zampe. „Ich habe ein ernſthafter Blick von Mademoiſelle Bart brachte ihn zum Schweigen. Er ſetzte ſeine Lampe auf die eine Kommode und blieb ſtumm und beſeſſen.

„Vergieb ihm, Katharine!", ſagte Cornille, „er iſt ein alter treuer Diener, der unſer Häuschen auf ſeine Weiſe lieb hat" — und auf ein Zeichen von Katharinen, ſtigte er hinzu: „Meine Frau verzeiht Dir, Gott, daß Du dein Werkzeug und Deine Galeere und ſeg' Dich dann dort hin; Du magſt auch zuhören. Du hörſt ja dieſe Geſchichten ſo gern wie mein Häuchen."

Sauret ging voller Freuden hinaus und kam bald wieder mit ſeiner Galeere und ſeinem Handwerkzeug zurück; er ſetzte ſich damit auf die Erde zu Meiſter Cornille's Füßen.

Der junge Mann ſtimmte lieſ; ſich der Kanonendonner, der bis dahin geſchwiegen, wieder vernehmen. „Das ſind die Kanonen", ſchrie Jean, und wippte auf ſeinem Schemel umher. — „Ja, das Feuer brannt wieder", ſagte Cornille. — Katharine beteuerte ſich und nahm ihren Spinnroden her, o. — „Mein Gott, Häuchen, das Feuer aus allen dieſen Kanonen ſoll nöthig die Erzählung von den Waffenthaten des Großvatres und des Seefuchſes begleiten, denn bei ihrem Donner haben ſie ihren Ruhm erworben", brach Meiſter Cornille mit Begeiſterung.

Und in Wahrheit, die Scene hatte etwas Groſſes und Heroiſches; es war ein ſchöner Anblick, wie die muntergeſtreute Seemann, der ſeinen Wunden nicht unterlag, mitten in den Geſahren einer Belagerung beim dumpfen hrodbwallenden Donner der Kanonen ſeinem Sohne das ruhmvolle Ende ſeines Vaters erzählte.

„Michel Jacobſen, mein Kind", ſprach Meiſter Cornille Bart, „wurde der Seefuchs genannt, weil es keiner ſo gut, wie er, verſtand, auf der See und Schlachten die Beute zu erbeuten und ſie ſodann ſeinen Feinden zu entwiſchen. Jacobſen war der Waffenerbeuter Deines Großvatres; ſie hatten ſich einander unverbrüchliche Freundſchaft gelobt und bewieſen — eine jener ſelten Freundſchaften aus der alten Zeit . . . nicht mit viel Worten, aber That auf That, wie Du bald ſehen wirſt. Was Jacobſen anbelangt, den ich Seefuchs, ſo hieß Du oft ſein Bild ſehen wirſt, in dem Herrn Schönen Muſeum, wo ihn ein gewalt wieder von dem berühmten Maler aus Köln, der hier, es iſt nun ſchon lange her, als Geſandter des katholiſchen Königs bei Seiner überſeeiſchen Majeſtät") durchkam — und bei meinem Heiligen, mein Sohn, Du wirſt nie ein Königlicheres und prächtigeres Geſolge zu ſehen bekommen, als Deſſer Herr Maler hatte. Es ſind da Reiter und Edelleute und Stallmeiſter, Pagen und Dienerſchaft in coden und brannen mit Silber geſtickten Livreen bei ſich hatte. Da kommt man Spaniſche und Arabiſche Hengſte ſehen, mit dem ſchönſten Cattelzeug, weißen Federn und feuerfarbenen Bändern, und dann die goldenen Sänften, eine Herrlichkeit, die nicht beſchrieben werden kann — und Dort ſind Alles Köſtliches und Seltenes! Und dieſer Maler, mein Kind, dieſer vornehme Herr, ſah es als eine Gunſt ohne Gleichen an, daß er den alten Seefuchs malen durfte, ſeiner Verwegenheit und Unerſchrockenheit zu Ehren — und zu dieſem Endzweck ging Rubens alle Tage zu Jacobſen hin, der in einem kleinen ärmlichen Zimmerchen wohnte, das an das meinige ſtieß. — Nun, es kriegt Datte, und der Herr Bürgermeiſter ihm zum Lohne eine volle Börſe oder wenigſtens eine ſchöne goldene Kette verehren wollte, antwortete der Maler mit ſtolzer Vornehmheit: Wie genügt, daß man nun ſagen kann, Rubens hat Jacobſen gemalt!

„O! ich erinnere mich des Geſichtes wohl", rief Jean, „ein Mann mit einem braunen langen Geſichte, Haar und Bart ſchwarz . . . in einem ſäbleren Panzer, eine rothe Schärpe darüber; in der rechten Hand hält er ſeinen Kommandoſtab, die andere Hand ruht auf einem ſchönen gänzenden Helm; im Hintergrund des Bildes ſind Schiffe abgebildet, eine Schlacht und das Meer . . . ja ſürwahr, ich ſehe es noch, ſo wie an jenem Tage, wo ich mit den Kindern der Schiffsjungen aus Rotterdam auf der hohen See war." Dies Alles ſagte der Knabe mit einer Begeiſterung, daß Cornille darüber lächeln mußte, obwohl die Mutter ſeufzte.

*) Dem König von Spanien, Philipp IV, war das freundſchaftliche Verhältniß bekannt, das zwiſchen Rubens und dem Herzog von Buckingham, der ſich Königliches, befand, der Favorit, und von Großbritannien, weshalb er mit dem Grafen Olivarez, dem Günſtlinge Philipp's IV, war der Möglichkeit, daß Rubens in geheimer Sendung nach England und Spanien ausgereiſen, der Prinzeſſin Iſabelle, Rubens zu verabſaſſen, nach Madrid zu kommen. Dieſer begab ſich denn im Jahre 1627 dahin. Philipp nahm ihn mit ſeinem Vertrauen auf und hatte bald eine außerordentliche Meinung von ihm. Nachdem er achtzehn Monat am Spaniſchen Hofe zugebracht, gab ihm der König die Inſtruction um mit Großbritannien ſchriftlich mit dem König von England. Rubens ging alsbald nach London, ohne Dunkirchen, und wurde von Karl I. mit großer Gnade aufgenommen, bei welchem er ſich ſehr angenehm machte. Verſchiedene Stimmen ſetzen Rubens die verſchiedenen Punkte ſeiner Sendung auseinander und nach zweimonatlichen Verhandlungen waren die Grundlagen des Friedenſchluſſes zur Zufriedenheit beider Parteien feſtgeſetzt. Um ihm ſeine Hochachtung zu bezeugen, ernannte ihn Karl I. in voller Parlaments-Verſammlung zum Ritter und machte ihm den goldenen mit Diamanten beſetzten Degen, mit dem er ihn zum Ritter geſchlagen, zum Geſchenk. Während des Verlaufs ſeiner unterhandlungen malte Rubens die neuen Plafonds in Whitehall, auf denen er die Apotheoſe von Jakob I. Regierung, von ſeiner Beſtätigung des Engliſchen Thrones an, darſtellte. Außerdem malte er noch, Inſtitute Kind des Königs Karl I. in Gefahr des Ertrinkens, Pallas und Mars, die der Heilige aus der Gewalt des Drachen befreit, iſt das Bild der Königin.

Digitized by Google

„Und mit Bergamst", bemerkte Sauert, der von dem Vortrecht, das ihm seine langen Dienste gaben, bisweilen Gebrauch machte und eine Bemerkung oder Erläuterung einschaltete, „mit Bergamst, ich habe mir sagen lassen, daß dieser vornehme Herr Maler so recht die eigentliche Obrigkeitsnamie des Wortes getroffen hat, denn wer eine Stute nicht in der Brunst und das Meer nicht im Sturme gesehen, hat nur einen Schatten statt des hellen Tages gesehant, und bei Gelegenheit von Sturm, da fällt mir eine merkwürdige Geschichte ein, mit Bergamst, Meister Cornille; es war noch, bevor ich in Eure Dienste kam, als wir zum ein Mal auf einer weiten und gefahrvollen Fahrt, unsern der Küsten des Großfürstenthums Moskau, befanden, und uns plötzlich ein so ungeheurer Sturm überfiel, daß die Fische von der Gewalt des Orkans aus den Wellen herausgeschleudert wurden und in der Luft hin und her flogen, nicht anders als wie Vögel, und so hoch, daß die furchtbarsten Fischsche dem bloßen Anzg so klein erschienen, daß man sie für Schwalben halten mußte; ich will gerade nicht behaupten, daß man sie nicht wohl auch für Mücken hätten können — denn der Wahrheit die Ehre . . . aber wie gesagt, sie erschienen so klein und wurden so hoch über's Wasser emporgeschleudert, daß . ."

„Daß", fiel Cornille Bart ein, der sich an den kolossalen Lügen Sauret's manchmal ergötzte, „daß man mit einer Muskatennuß weit eher als mit Harpunen einen dieser furchtbaren Hade hätte erlegen können, nicht Sauret?"

„Ich schwöre es Euch, Meister, bei den Heiligen des —"

„Geh, geh! Pfui! Sch' Deine Seele nicht so thöricht auf's Spiel und halt' den Mund, statt daß Du mir so unverschämte Lügen aufbrehen willst, die Du wohl Nimmen und Kindern weiß machen kannst, nicht aber mir."

Sauret wurde roth, sah zur Erde, ergrimm in seiner Galerie und sagte kein Wort mehr.

„Mein Lieber", nahm Katharine das Wort, „mir scheint, Du greifst Dich mit dem Sprechen zu sehr an, Guter Gott! ist Dich doch nicht der; der Physikus hat gesagt, daß bevor die Muskatennuß nicht heraus ist, die kleinste Anstrengung Dir das Leben kosten kann."

„Wißt Du denn lieber, Frau", erwiederte Meister Cornille, „daß ich an meine Schmerzen denken und ihnen nachhangen soll, statt sie zu vergessen, indem ich vom Kriege spreche, mit diesem Kinde, das, so Gott will, die Ehre unseres ungeborenen ihre fleckenlosen Namen aufrecht erhalten und ihn vielleicht noch ein Mal adlich und groß machen soll."

Mademoiselle Bart schwieg, seufzte, nahm wieder ihren Rocken vor und Meister Cornille fuhr fort: „Nun wieder auf den Seesuchs und Deinen Großvater zu kommen, Häschen, so höre, was sich vor langen Jahren begab: (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Correspondance inédite de madame Campan avec la reine Hortense. — Herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen versehen von J. A. E. Buchon. 2 Bde. 15 Fr.

L'Eglantine, souvenirs de littérature contemporaine. — 20 Fr.

Le fils du Rajah. — (Eine Nachahmung der Sakuntala.) Von Jules Janin. 3 Fr.

Han-Wen le lettré. — Von Jules Janin. 3 Fr.

Notice sur deux anciens manuscrits inédits: Les chroniques de Gargantua. Par l'auteur des nouvelles recherches bibliographiques. (Von dem bekannten Bibliographen Bennet.) 1½ Fr.

Italien.

Der Gymnasial-Unterricht in der Lombardei, Von Defendente Sacchi.

Die Alten hatten ihre Gymnasien anfangs zu gymnastischen Uebungen, und dann zu ernsten philosophischen Studien bestimmt; bei den Völkern der neueren Zeit entschied die allgemeine Stimme dafür, daß man die Jünglinge nicht eher in die Geheimnisse der Philosophie einweihen dürfe, bis sie den Virgil und Cicero in der Ursprache lesen könnten; das Lateinische sollte die Gymnastik des menschlichen Geistes werden. Daher kam es, daß der Gymnasial-Unterricht Jahrhunderte lang fast nur auf Grammatik sich beschränkte; in der Folge gesellte man noch die Rhetorik dazu, aber eine wesentliche Reform der Gymnasien war erst der neuesten Zeit vorbehalten. Diese Reform hat auch in unserer Lombardei Eingang gefunden.

Der Gymnasial-Unterricht dauert bei uns sechs Jahre; in vier Jahren durchläuft der Schüler eben so viele grammatikalische Klassen, und in den zwei letzten die Humanitäts-Klassen. Lehrgegenstände der ersten Klasse sind die Elemente der Italiänischen und der Lateinischen Sprache, verbunden mit Uebungen im Uebersetzen aus dem Latein ins Italiänische, bei welchen eine Anthologie aus Lemond's heiliger Geschichte zum Grunde liegt. Außerdem werden die Elemente der Rechenkunst und der Geographie nebst dem Katechismus gelehrt. In der zweiten Klasse wird mit Latein, Reidmetik, Katechismus und der Geographie fortgefahren; dazu kommen noch zwei neue Lehrgegenstände, die Geschichte des Hauses Oesterreich und die Römischen Alterthümer. In der dritten Klasse beginnt der Unterricht im Griechischen, und in der vierten lernt man Lateinische Prosodie. Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß die übrigen Zweige des Unterrichts auch in diesen höheren Klassen fortbestehen; natürlich sind aber die Bücher der größeren Reife des Schülers angemessen.

Die erste Humanitäts-Klasse wird in den Anfangsgründen der Rhetorik und der Poetik unterwiesen; man giebt den Jünglingen in Analysirung einen Auswahl von Musterstücken Griechischer, Lateinischer und Italiänischer Schriftsteller. Außerdem lernen sie die Elemente der Algebra bis zu den Gleichungen vom ersten Grade, und empfangen Unterricht in Geographie, Geschichte und Religion. In der zweiten Klasse wird mit allen diesen Gegenständen fortgefahren.

Während der sechzehrigen Gymnasial-Zeit wechselt die Schüler nur mit zwei Professoren, dem Professor der Grammatik und dem der Humaniora; der erstere empfängt sie aus der dritten Elementar-Klasse und führt sie bis zur Humanität. Jeder Professor der Humanität macht seinen zweijährigen Kursus, worauf den Jünglingen der Vorbereitung wächst, daß sie seiner neuen Methode sich anzubequemen brauchen und den Professoren der andere Vortheil, daß sie ihre Schüler genauer kennen und beurtheilen lernen.

Jeden Monat, oder so oft es dem Vice-Direktor gefällt, besucht der Präfekt die Schule und wohnt dem Unterricht bei. Jedes halbe Jahr müssen sämmtliche Schüler einem öffentlichen und Privat-Examen sich unterwerfen; am Ende des zweiten Semesters folgt dem öffentlichen Examen die Austheilung der Preise, welche Feierlichkeit mit zwei Vorträgen in Lateinischer und Italiänischer Sprache, die von zweien der Schüler gehalten werden, anfängt und endigt.

Die Gymnasien selbst zerfallen in zwei Klassen: Kaiserliche und Kommunal-Gymnasien; der ersteren giebt es zehn, der letzteren acht; daneben existiren noch hischöfliche Gymnasien, öffentliche Gymnasien mit Konvikt, Privat-Gymnasien, gymnastische Kommunal-Schulen und gymnastische Erziehungs-Anstalten, so daß man in der Lombardei 66 Gymnasien mit 300 Professoren zählen kann. Jedes Jahr treten gegen 1200 Schüler ein, aber während des Kursus gehen Viele wieder ab, und wir dürfen sich dem Handel, den Künsten oder Gewerben, so daß man im Durchschnitt nur 800 auf das Jahr rechnen kann. Die öffentlichen Gymnasien kosten den Staat jährlich an 300,000 Oesterreichische Lire (100,000 Gulden C. M.). Wir theilen hier einen Prospektus statistischer Notizen mit, die sich auf das Schuljahr 1834 beziehen.

	Zahl der Gymnasien.	Zahl der Lehrer.	Zahl der Schüler.	Ungefähre Summe der Kosten.
Kaiserliche Gymnasien	10	88	4100	210,000 Lires.
Oeffentliche Kommunal-Gymnasien	8	68	1700	90,000 "
Bischöfliche Gymnasien . . .	7	62	800	60,000 "
Oeffentliche Gymnasien mit Konvikt	4	34	300	30,000 "
Privat-Gymnasien	6	48	300	60,000 "
Gymnastische Kommunalschulen	11	—	—	— "
Gymnastische Erziehungs-Institute	20	—	—	— "
	66	300	7400	470,000 Lires.

Die Zahl der Privat-Lehrer, welche einen Gymnasial-Kursus halten, beläuft sich auf ungefähr 120. Alle öffentliche und Privat-Schüler sind übrigens in den öffentlichen Gymnasien eingeschrieben, und müssen die halbjährlichen Examina mitmachen, daher man ihre Gesammtzahl kennt. Diese Gesammtzahl hat sich während der letzten zehn Jahre immer, mit geringer Abweichung, zwischen 7000 und 7450 gehalten, wie nachstehende Tabelle ergiebt.

Jahr.	Zahl der Schüler. Oeffentliche	Privatschüler	Gesammtzahl.
1825	5700	1700	7400
1826	5500	1900	7400
1827	5300	1700	7000
1828	5100	1800	6900
1829	5100	1900	7000
1830	5200	1900	7100
1831	5200	2100	7300
1832	5250	2200	7450
1833	5300	2150	7450
1834	5200	2200	7400
	52850	19550	72400

Bibliographie.

L'arte di sonare il violino di Nicolo Paganini. (Es ist dies eine Bearbeitung der von dem Kapellmeister Guhr in Frankfurt a. M. herausgegebenen Bemerkungen über das Violinspiel Paganini's und die Weise, sich einen Ideal seiner Fertigkeit anzueignen.) Mailand. Giudizi intorno alla testa di Napoleone. (Bemerkungen Französischer Gelehrten über Napoleon's Schädel.) Nebst eigenen Wahrnehmungen, von Pietro Moleffi. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Vico's Werke. Von Predari's Ausgabe der Werke des Philosophen Vico ist schon im Laufe dieses Monats der erste Band erschienen. Der Titel lautet: „Opere complete di Giambattista Vico" u. s. w. (Vico's sämmtliche Werke, zum ersten Mal vollständig herausgegeben, und mit Uebersetzungen und Kommentaren begleitet von Francesco Predari.) Dieser erste Band enthält eine Autobiographie des Neapolitanischen Denkers, die Lateinischen Reden: „Hostem hostis ... ." „De nostri temporis ete." „De mente heroica" und seine Abhandlung „De antiquissima Italorum sapientia ex linguae latinae originibus erruenda." Das Werk ist dem Präsidenten des Ober-Revisations-Tribunals der Lombardei, Ritter Antonio Mazzetti, gewidmet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Freitag den 30. Januar 1835.

Italien.

Bilder aus Sicilien.

Von einem Englischen Offizier.

Seltsames Land! Es ist so schwer, es wieder zu verlassen, wenn man erst den Fuß darauf gesetzt hat, und doch umgeben Euch hier tausend Gefahren, wenn Ihr nicht das Glück habt, ein Katholik zu seyn und die gutgelnne Landessprache zu verstehen, welche das Sicilianische Volk spricht. Ein armer Engländer, einer meiner Freunde, hat davon die traurigste Erfahrung gemacht. Er kam von der Jagd zurück, mit der Büchse in der Hand, und ging durch das kleine Städtchen Augusta. Die vorzüglichste Eigenschaft dieses Engländers war aber nicht die Gelehrsamkeit; er war ein guter Jäger und ein mittelmäßiger Forscher. Da kam die feierliche Prozession des heiligen Sebastian. Es war ein vergoldeter Kolosß auf einem beweglichen Gestelle, gezogen von Pferden, die mit Federbüschen und Guirlanden geschmückt waren, und von einer Weihrauch-Wolke umgeben. Mein Freund trug die Offizier-Uniform, und da er ein Gewehr in Händen hatte, so hielt man ihn für eine Schildwache. Die Luft erzittert vom Glockengeläute; man warf sich überall, wo der Heilige vorüberzog, auf die Kniee nieder; aber die vermeinte Schildwache blieb unbeweglich und betrachtete, mit dem Gewehre im Arme, das Volk, welches diese Bewegungslosigkeit für eine Beleidigung ansah. Es will den Engländer zwingen, das Gewehr zu präsentiren und dem Heiligenbilde seinen Respekt zu erweisen; man umgab ihn, schrie durch einander und suchte ihm begreiflich zu machen, daß er präsentiren soll; er verstehe nicht ein Wort Sicilianisch. Sieh' diese Wuth und dieses Geschrei! Will zeigt ihm das vor Ingrimm gerötherte Volk das Bild des Heiligen. Von allen Seiten gellen ihm die Worte Schelm, Ketzer und Elender in die Ohren. Er denkt aber gar nicht daran, daß alles dies an ihn gerichtet sey; er glaubt vielmehr, es gelte Alles dem Heiligen. Er findet es sehr sonderbar, daß man ihm ein hölzernes Bild mit so vielen Anbeutungen und energischer Stimmenerhebung vorführt; und ein Lächeln schwebt auf seinen Lippen. Da ging das Geschrei in Thätlichkeiten über; das Volk stürzt auf ihn zu und reißt seine Uniform in Stücke.

Man könnte ganze Bände füllen, um die sonderbaren Sitten der Sicilianer zu beschreiben. Hier theile ich das mit, was mir selbst, im Jahre 1802, als wir Sicilien militairisch besetzt hielten, hier widerfahren ist. Als ein junger Offizier, der ohne Sorgen und nur dem Vergnügen lebte, hatte ich die Taufe der Erfahrung noch nicht erhalten, die man erst im Felde und auf Reisen sammelt; ich war erst 21 Jahr alt, und man wird mir erlauben, über einen Theil meiner Abenteuer einen verhüllenden Schleier zu werfen.

Es herrscht in der Stadt Catania, am 3. Februar, nach der Prozession der heiligen Agathe, die Gewohnheit, die Stadt und die Umgebung zu erleuchten. Ein glänzender Jahrmarkt, welcher mit dem Ende des Tages beginnt, zieht viele Käufer und Spaziergänger herbei. Ihr sicher besteht Kunstfeuer, Feuerräder, bunfarbige Lampen, Pfeffer-Cörse unter den Bäumen, Wachskerzen vor den Heiligen. Priester, Landleute und junge Damen promeniren und plaudern im Finstern. Es herrscht hier auch noch eine Gewohnheit, die nur dieser Messe allein eigen ist; die Frauen nämlich aus allen Ständen, vornehme Damen und Bäuerinnen, alte und junge, häßliche und schöne, vermummen sich in ein Mantelchen, dessen langen Zipfel sie über die Augen ziehen, und wandern sie dadurch ihre Gesichte verbergen, verstellen sie auch ihre Stimme und setzen bei Allen, denen sie begegnen, und die sie beim Arm ergreifen, die Börsen in Contribution. Man verweigert ihnen ein Jahrmarkts-Geschenk unter keinem Vorwande; darum vermeiden die Geizigen und die Alten sorgfältig das nächtliche Fest der heiligen Agathe; die Ehemänner fürchten sich davor; aber die Liebenden erwarten es sehnsüchtig, und die Geliebten ziehen ihren Nutzen davon.

Ich schiffte mich eben in Sicilien ein und wußte von der Sitte dieser Art von Maskeraden noch nichts, als ich zum ersten Male das freche und glänzende Fest zu Gesicht bekam. Ich hatte meine ohnehin sehr leichte Börse gerade zu Hause geleert; aber meine glänzende Uniform und meine goldenen Epaulets wurden durch den mannigfachen Schein der bunten Lampen sehr auffällig. Da erfaßten mich zwei Intarellas — wie solche Masken heißen —, die eine beim rechten und die andere beim linken Arm, und forderten mich, im Namen der heiligen Agathe, zur Mildthätigkeit auf; ich aber stand beschämt über meine Lage. Der Körperbau, der Gang und das Wurfhaben der Intarellas verriethen Eleganz, Vornehmheit und sogar Reichthum. Nicht einen armseligen Denaro hatte ich in meiner Tasche. Was war zu thun? Ich stammelte in dem wenigen Italiänisch, das ich im Fluge aufgefaßt hatte, Entschuldigungen her und suchte bei den Damen nur Kredit bis zum nächsten Morgen zu erlangen. Sie lachten, als sie dies hörten, blieben aber unerbittliche Gläubiger; kein Aufschub, kein Mitleiden. Eine von ihnen rief in gutem Italiänisch: „Weil er sich widersetzt, soll er unser Gefangener bleiben!“

Ich war über diese Gefangenschaft wohl sehr verwundert, aber gar nicht erschrocken; und ich sah mich ganz ruhig von den beiden Sicilianerinnen weggeführt, welche, die Pistenreißer auf die Seite drängend, den ganzen Markt mit mir durchschnitten, und endlich besanden wir uns vor einer verdeckten Kalesche. Sie hießen mich einsteigen; ich hätte ihnen freilich das Recht auf meine Gefangennehmung streitig machen können, aber ich war nicht so streitsüchtig. Die Kalesche fuhr ab, und die beiden Intarellas warfen mir hurtig einen Schleier über die Augen, welche eine von ihnen vom Halse losgeknüpft hatte, so daß ich verbunden wurde, zu sehen, welche Richtung unsere Equipage nahm. Widerstand wäre hier unvernünftig gewesen; und Furcht oder Mißtrauen zu äußern, kindisch. Die Hände, welche mich hielten, waren so weich wie Seide, und die Stimmen, welche mich so eigenmächtig verurtheilten, überaus wohllautend. Ich faßte also den Entschluß, aus Neugierde, wie diese Entführung enden werde, sie mit mir machen zu lassen, was sie wollten. Nur vor Einer Sache war mir wenig: vor den militairischen Untersuchungen über mein so plötzliches Verschwinden. Endlich hielt der Wagen an; man ließ mich aussteigen, und meine über die Augen gezogene Binde wurde nicht eher gelöst, als in einem sehr prächtigen, von Wachskerzen erleuchteten Saale, in welchem ein Abendbrod gedeckt war, mir gegenüber stand. „Essen Sie Ihr Abendbrod,“ sprach eine von ihnen, „und Sie werden so lange darin verbleiben, bis Sie uns Genugthuung für Ihr Betragen gegeben haben.“ Ich willigte, wie man leicht begreifen wird, sehr gern darein, und während 14 Tagen, die mir wie eben so viele Stunden verschwanden, kam ich nicht aus dem Palaste, der prächtige, Elegante Unterhaltungen, Kunst-Talente, kindische Lustigkeit, vortrefflichen Wein und delikate Speisen — Alles fand ich hier, nur meine Freiheit nicht. Eines Morgens trat der Hausbesitzer in mein Zimmer, verband mir die Augen, während ich noch schlief, half mir dann Toilette machen, steckte mir zwei Ringe, die ich noch besitze, an den Finger, ließ mich in den Wagen steigen und führte mich bis aus Thor von Catania. Ich fand bald die Straße wieder, in welcher mein Corps kasernirt war, und was mich sehr wunderte, war dieses, daß, nach einem solchen 14tägigen Leben in Vergnügen und Müßiggang, meine Kameraden nicht aufhörten, über meine Magerkeit, über meine Blässe und über mein leidendes Aussehen zu scherzen. Ich suchte, wie man sich leicht denken kann, in den Umgegenden die Spur der Intarellas zu entdecken; aber vergebens.

Acht Tage nach dieser vierzehntägigen Expedition wurde die ganze Stadt Catania in Aufruhr versetzt: Bürger und Landleute drängten sich in den Straßen und schrieen aus allen Kräften: der Herr ist gestohlen! der Herr ist gestohlen! Die Weiber winkten und rissen sich die Haare aus; die Glocken fummten, und Alles wurde mit Entsetzen gewahr, daß die Monstranz und das Allerheiligste eines Kirchenraubes vorausgesetzt; aber ein schrecklicher Teufel, der Hunger, lenkte den Arm des einen von den beiden Männern, der sich der Monstranz bemächtigt und mit seinem Gefährten die Flucht ergreift. Sie gingen aus der Stadt, und hielten sich in einer Trattoria oder Schenke auf. In der Verlegenheit, einen Raub unterzubringen, sagten sie zu der Wirthin des Hauses, daß sie sie um Kredit bis zum folgenden Tage bäten, und versprachen dann wiederzukommen und zu bezahlen. In einer zweiten Trattoria, wo sie sich des Abends aufhielten, und die noch weiter von Catania entfernt war, ließen sie einen Theil des heiligen Sakraments blicken, welches alsbald die Ringe eines jungen Mädchens, der Magd des Hauses, auf sich zog. Die Nachricht von dem Diebstahl hatte sich schon verbreitet, und sie schrie aus vollem Halse: der Herr ist gestohlen! der Herr ist gestohlen! Die erschreckenen Schuldigen nahmen die Flucht in's Gebirg. Die Gewissensbisse und die Furcht verwirrten sie; sie glaubten, schon Gottes strafende Hand zu fühlen; aber wie sich von dieser Bürde befreien, ohne sich selbst preis zu geben? Sie gruben ein großes Loch in die Erde, hüllten mit allem Respekt das heilige Sakrament in ihr Hemd,

Digitized by Google

welches sie zerrissen, und betrachten den seltsam gewählten Aufbewahrungsort wieder mit Erbe.

Inzwischen durchzogen lange Prozessionen die Stadt; man hörte nicht auf, Messen zu lesen, und acht Tage waren schon in allgemeiner Bestürzung hingegangen, da kamen Landleute zu Mackle und erzählten, daß man in einem Gebüsche, acht oder zehn Meilen von Catania, einen Hund auf frisch aufgewühlter Erde habe liegen sehen, und daß das Thier ein jämmerliches Geheul ausgestoßen und sich nicht von der Stelle habe entfernen wollen. Es schien außer Zweifel, daß an dem bezeichneten Platze begraben sei, was Niemand mehr sein Eigen nennen und bewache. Endlich grub man dort die Erde auf, fand das heilige Sakrament, und die Bauern, welche sich nicht sie wiedig genug bieten, dieses Heiligthum anzurühren, bereiten sich, die Reinigkeit dem Bischof von Catania zu hinterbringen. Der Bischof forderte die gesammte Geistlichkeit auf, welche sich, so wie er, barfuß an den angezeigten Ort begab; die ganze Bevölkerung von Catania, Männer, Frauen und Kinder, waren in einer Viertelstunde auf den Beinen. Man sang das Tedeum, und eine prächtige Kirche, welche dem wiedergefundenen Herrn geweiht wurde, erhob sich an dem Orte, an welchem die Diebe sich aufgehalten hatten.

Es vergehen hier wenige Wochen, die nicht dem Beobachter neuen und eigenthümlichen Stoff liefern. Alles, was wir Gouvernement, ordentliche und politzeiliche Verwaltung nennen, war in Sizilien nicht zu Hause. Einige Mal hat sich das Volk, nachdem es viel gelitten hatte, mit Raserei empört, und seine Wuth überstieg einige Tage alle Schranken, und die Lava des Aetna's schien in Bewegung, Erdbeben und Heißerdbeben drängten sich in einander, wie Blitz und Donner in den Wolken. Schon die äußere Gestalt des Landes scheint nicht der regelmäßigen Ordnung und Civilisation unterworfen werden zu können. Wie sollen Landstraßen und Kanäle in einem gebirgigen Lande erbaut werden, wo die Ungleichheit des Bodens so groß ist, daß man oft drei Stunden lang um einen Berg herum gehen muß, um wirklich drei Stunden lang von ½ Stunde zu durchkommen? Nicht nur ist der größte Theil des Landes mit zickzackigen Zuflüchten und schneckenartig gewundenen Fahrwegen bedeckt, sondern Grund und Boden erhalten auch zu gewissen Jahreszeiten ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Natur. In der ganzen Länge der Berge, mit denen diese Insel wie besäet ist, stürzen sich Flüsse und Bäche herab, welche, während des Sommers mit Grün und während des Winters mit Schnee bedeckt, sich zur Zeit des Eisschmelzens mit sprudelndem Wasser füllen. Diese mächtigen Ströme, dem schnellen Abhange folgend, reißen in ihren Laufe Alles mit sich fort: Bäume, Häuser und Felsen, und sind dadurch in eine Viertelstunde Weite breit. Man sieht sie mit schrecklichem Getöse ins Meer stürzen und mit ihren gelben Wassern die grüne Flut des Landes bedecken. Sie wechseln immer ihr Bette, und sobald der ausgedehnte Laufgraben des vorigen Jahres durch angehäufte Trümmer verstopft, wälzen sie sich nach einer andern Richtung und drohen mit einer unverwandelichen Zerstörung der Hütten und der Meiereien, die sich auf ihrem Wege befinden.

Es ist die Spitze vom Berge Antennamare, der höchste Punkt der ganzen Bergkette, von wo aus man ganz Sizilien sehr leicht überblicken und sich einen Begriff von seiner äußerlichen Bodengestalt verschaffen kann. Ich unternahm gegen die Mitte des Monats Juni 1806 eine Reise dahin. Die Witterung war schön, wir machten uns des Morgens auf den Weg. Rabe bei uns zur rechten Seite befand sich ein hohles Bette der Fiumaras, von einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß, an beiden Seiten mit drohenden Felsen, welche die Gewalt des Wassers verdrießlicher hatte, sie mit ausmanischen Kräutern und mit buschen riesenmäßigen Bäumen zu bedecken, welche eine natürliche Laube über diesen ausgetrockneten Schlund bildeten und einen wunderschönen Anblick, der von Minute zu Minute abwechselt, und der an mannigfaltigen Schönheiten alle Beschreibungen weit hinter sich läßt.

Als wir die Spitze erreicht hatten, befanden wir uns 3700 Fuß über der Meeresfläche. Messina lag uns vor Augen, wir konnten seine Mühe die Häuser unterscheiden, so wie die Gassen und Hauptlagen Gebäude, sogar den Hafen und die ihn füllenden Schiffe, und der berühmte Leuchtthurm zwischen den Bergen Calabriens und den schönen Ufern Siziliens dehnte sich der unseren Blicken aus. Hier und da lagen in Zwischenräumen die anmuthigsten Dörfer und die schönsten Oeangen-, Oliven- und Citronenhäuser.

Das Auge weiter, immer weiter der klaren durchsichtigen Atmosphäre, nicht einen einzigen Gegenstand von dieser ungeheuren Perspektive, und wir sahen zugleich das Bergebirge Sizilia, die Liparischen Inseln und den schrecklichen Aetna, dessen ungeheurer Fuß sich im Meere badet; der Schnee bedeckte schon die Stirn dieses Kolosses und bildete ein Diadem, welches mit dem lebhaften Grün der Abhänge sehr kontrastirte. Was Sizilien selbst betrifft, so wüßten Ihr es mit Recht eine Fläche nennen, auf welcher eine verschwenderische Hand Lauenbaute Erdöhungen ausgestreut hat. Ueberall krumme Zuflüchte, Hügel auf Hügel, hohle und trichterförmige Schluchten und Gruppen von Bergen, Thäler, die sich nach allen Richtungen öffnen, und die den Blicken alle verschiedene Schattierungen von Grün darbieten; herabstürzende Fiumaras, Dörfer, welche bald auf den Spitzen der Berge gebohen und bald in tiefen Abgründen begraben sind; bald die Häupter nachter und kahler Berge und bald andere minder hohe Spitzen von unten bis oben mit Reben und Weinstöcken besetzt und endlich alle nur erdenkliche Kontraste und Mannigfaltigkeiten. Die Dörfer, welche am Fuße des Berges liegen, führen den sonderbaren Namen Furia, sie sind jedoch die schönsten Dörfer in der Welt.

Glaubet aber ja nicht, daß jemals in diesen Gegenden die industrielle Ordnung und die strenge Polizei von London oder Amsterdam eingeführt werden könne. Die Beamten, welche die Ruhe zu erhalten und die öffentliche Sicherheit zu beschützen beauftragt sind, setzen sehr oft eins wie das andererer auf's Spiel. Von 1810 bis 1811 war man auf den Gassen nicht vor Räubern sicher. So wie es Nacht wurde, durfte man nicht den Fuß aus dem Hause setzen; man raubte und mordete ungestraft. Bergerens wurden die Patrouillen vermehrt: vergebens bedrohete der nächtliche Polizei-Chef (capitano della notta), Signor Anga, seine Wachsamkeit; nichts nützte. Die Kaufleute wurden in ihren Läden ermordet; die Gelbarbeiter wurden gewaltsam geplündert, und man entdeckte nicht die geringste Spur, welche auf die Fußstapfen der Räuber hätte leiten können. Damals wurde auch ein junger Offizier vom 6ten Bataillon der Deutschen Legion, welcher in dem Kloster des heiligen Franz logirte, ein Opfer dieser frechen Räuber. Er hatte eben sein Tischgenossen in Spanischen Piastern erhalten und ging, um das Geld in einen Secretair; und schon an demselben Abend war die Schuldabe entdrochen und das Geld verschwunden. Man begnügte sich noch nicht mit den Piastern, sondern nahm, da es sehr stark regnete, auch den Regenschirm dieses jungen Mannes mit fort. Er zeigte den Diebstahl an, aber alle Nachsuchung war vergebens: weder die Piaster, noch der Schirm, noch die Räuber wurden aufgefunden. Drei Monate darauf ging unser Offizier in einem Platzregen, mit einem neuen Schirme versehen, über den großen Platz von Syrakus, und ein Mann ging neben ihm her, mit einem Schirme, der gerade so aussah, wie der, welcher ihm gestohlen worden war. Er hält den Mann an, erkennt seine auf dem Knopfe des Schirmes eingegrabenen Buchstaben und fragt den nach seinem Namen. Es war ein Hausbedienter des Nacht-Capitains Signor Anga, dessen Frau sehr erschrocken aussah, als sie von der Sache hörte. Signor Anga, welcher abwesend war, kam nach Hause und wies mit Unverschämtheit alle Fragen und Bemerkungen des Offiziers zurück. Endlich erklärte dieser man nach vielen Mühe die Sclaverei, das Haus zu durchsuchen. Anfangs führte diese Untersuchung zu keinem Resultat; als man aber die Bemerkung gemacht, daß der Fußboden im Erdgeschoß getäfelt war, eine Sache, die in Sizilien nur äußerst selten vorkommt, bob man das Täfelwerk empor und entdeckte einen geräumigen Keller, in welchem der Nacht-Capitain Schätze aller Art zusammengehäuft hatte, die den Besitzern noch nicht zurückgegeben waren. Mehrere wehe als fünf Jahre hatte er sich zum Schaden der Syrakuser bereichert, was ihm um so leichter wurde, als ihm die nächtliche Polizei übertragen war und er, wenn man ihn in der Nacht auf der Straße traf, immer auf seinem Platze zu sepn schien. Seine Leute, welche dieses Metier auch trieben, waren seine Agenten, und nichts war bequemer, als diese Spitzbüberei. Er stellte an den beiden äußersten Enden der Straßen, die er ausplündern wollte, Schildwachen aus, welche Niemand hineingehen erlaubten, und war die Expedition vollbracht, dann zog man sich ruhig zurück. Der Nacht-Capitain wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. (C. S. J.)

Frankreich.

Cornille Bart und der Seesuchs.

(Schluß.)

„Es war", so erzählte Meister Cornille, „während des Krieges mit den Engländern, die den Hafen blokirt hielten; wie waren glücklich mit meinem Vater vom Fang zurückgekehrt, seit drei Tagen, und unsere Beigantine, die „Meerschwalbe", lag auf der Rhede von Nizza, die Mannschaft an Bord und jeden Augenblick bereit, wieder auszulaufen. So nun, eines Winterabends, der Wind wehte aus Nord-West und pfiff und heulte, waren wir hier in dem nämlichen Saale zusammen, bei einem warmen Feuer, und rauchten Taback von Rotterdam und tranken Englisch Ale dazu, mein Vater, Steuermann und meine sämmtlichen Freunde, unser Wasser-meister, den Korsaren, (der nämliche, den der sardinische Marschall zum Ritter von Sankt Jago ernannte, weil der Korsar dem Könige zwölf wohlausgerüstete und bemannte Kreigesschiffe zum Geschenk gemacht hatte, ganz umsonst, aus bauter Freigebigkeit); wir plauderten so in alter Ruhe von Krieg und Fang, an diesem Kamine, als plötzlich die Thür aufgeht, diese nämliche Thür, durch die Ihr hier steht, und wer ins Zimmer tritt! — Der Seesuchs; in einen großen Mantel gehüllt, der von Regen triefte, denn draußen goß es in Strömen vom Himmel herab. Unter dem Mantel war er in volle Rüstung. „Guten!", sagte er zu meinem Vater und blickte ihm fest an, „ich brauche Dich, Deinen Kahn, Deine Leute und Dein Schiff!" — „Ich bin dann!" fragte mein Vater. — „Gleich nach hinaus in die See!", versetzte der Fuchs. — So entschuldigte sich der arme mein Vater bei seinem Gaste Wanderwolke, ließ ihn durch unseren Diener nach Hause geleiten und sagte zum Fuchs: „Jndeß ich und mein Sohn geben und uns waffnen, rauch Du eine Pfeife, trinke einen Krug Wier und trockne Dich!" — So, mein Sohn, bieten die Seeleute in jenen Zeiten Freundschaft; der Seefuchs hatte daffelbe sie meinen Vater gethan, was dieser ihr sie thu that, und das ohne weiter mit einander Abrechnung zu halten."

„Der Fuchs warf seinen Mantel über einen Stuhl und hielt seine großen Wasserstiefel, die ihm bis an den Gurt reichten, an's Feuer. Mir ist's als sah' ich ihn noch . . . er trug ein altes Koller von Büffelleder und einen Breitharnisch von Stahlschuppen, der ganz fertig war. Er nahm sich eine Pfeife und fing an zu rauchen, während mein Vater und ich hinauf gingen, uns zu waffnen. Als wir fertig waren und wieder herabkamen, fanden wir den Fuchs in tiefen Gedanken, in's Feuer starrend und so versunken in Nachdenken, daß ihm die Pfeife ausgegangen war und er uns nicht hatte kommen hören. — „„Nun, Michel!"" sagte mein Vater vergnügt in der Seemannssprache, indem er dem Fuchs auf die Schulter klopfte, „„lassen wir nun gleich die Kanonen zur Absahrt lösen!"" — Der Fuchs sprang auf und bewiederte in großer Bewegung: — „„Ja, ja, geben wir!"" — Plötzlich aber stillstehend, sagte er ernst zu meinem Vater: — „„Höre mich ein ehrlich Wörtchen, Anton, wie steht es mit Deiner Seele? . . . Kömmst Du ohne Furcht vor Gott erschienen und bas in dieser Stunde?"" — Alsdann

Digitized by Google

sah mein Vater wohl, daß es ein sehr gefährliches und verwegenes Unternehmen galt.

„Auch erwiderte er dem Fuchs: „„Wenn's so ist, Michel, — die Kapellenthür von der Pfarrkirche steht die Nacht über offen — wir wollen beten gehen, ob wir auslaufen, und Gott um Gnade anflehen, daß wir nicht mehr thun und die letzten Sakramente nicht nehmen können, da es uns an einem Priester gebricht.““ — So gingen wir denn ab; der Wind blies während uns zerzauste uns, und der Regen schlug uns in's Gesicht scharf wie Hagel; wir gingen alle drei in die Kapelle, verrichteten unser Gebet und kehrten um wir liefen Stande vom Hafen. Dort fanden wir unsere Brigantine bereit und die Mannschaft sämmtlich am Bord, vom Steuermann bis zum letzten Schiffsjungen, wie es immer nach dem Befehl meines Vaters auf der „„Meerschwalbe““ sein wußte, und diese Befehle wurden gehörig gehalten und auf pünktlichste vollzogen — wer dagegen sündigte, für den waren Peitschen und Geißeln da, so lang und so scharf, wie auf dem größten Kriegsschiff. . . . Der Anker wurde gelichtet; der Fuchs hatte eine Order vom Connetable der Admiralität, daß uns die Kette aufgeschlossen wurde; um Mitternacht befanden wir uns im Kanal und bald in der offenen See. Der Wind war contrair, und der Fuchs, dem mein Vater das Kommando über seine Brigantine abgetreten hatte, befahl dem Steuermann zu lavieren, um westlich zu kommen, und ließ alle Lichter auslöschen. Der Regen hielt fortwährend an, und die Nacht war äußerst dunkel; dieweilen erblickte man zwischen zwei schwarzen Wegen ganz in der Ferne die Wachtfeuer von den Kriegerschiffen, die hier und dort gleich kleinen Sternchen schimmerten, denn sie mußten sich nicht an die Küste halten. Unser Weg, der sich zwischen Klippen und Sandbänken erstreckte, war daher die dichte Nacht drang, und pfiff dem Steuermann seine Kommandos zu; in dieser Sprache antworteten sie einander und verstanden sich sehr gut. Nun ließ der Fuchs alle Waffen, die vorhanden waren, auf's Verdeck bringen, befahl einem Jeden, sich zu bewaffnen und mit Anbruch des Tages bereit zu sein zu Allem.

„Da, als mein armer Vater in den innersten Raum gestiegen, um die Vertheilung der Waffen gehörig zu besorgen, hatte er ein seltsames Gesicht. Stelle Dir vor, mein Kind, als er sich fast ganz hinten im Raume der Brigantine befand, bäuchte es ihm plötzlich, als wären die Seiten des Schiffes durchsichtig, und hindurch sah er das Meer in Wirbeln und wie erloschen grünen gräulichen Glanze . . . und in dem Meere bleiche Gestalten, bleich wie Todte, die an den Flanken des Schiffes hin und her wogten und meinem Vater Zeichen machten, zu ihnen zu kommen, und ihn riefen . . . Anton! Anton!. . . aber, ach! mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt war.“

„Großer Gott! das ist ja eine schreckliche Geschichte!“ schrie Katharine und hielt sich die Hand vor die Augen . . .

„Aber die Feinde, die Engländer, die Engländer — wieden sie ge schlagen?“ fragte ungeduldig der kleine Bart.

„Du wirst es gleich hören, Jean; doch um wieder auf meinen Großvater zu kommen, so erkannte er in diesem Gesichte einen Fingerzeig Gottes, daß er vielleicht wieder sterben werden. So ging er denn mit frommer Ergebung an zu beten; dann stieg er wieder auf's Verdeck — die Brigantine lavirte noch immer —

„Aber wohin geht es denn, Vater?“ sagte Jean Bart.

„Das wußten die Andern noch nicht auf der Seefuchs allein, mein Kind; denn da es der Fuchs war, der Befehl nicht gesagt hatte, so konnte uns dieser ihn nicht fragen: Wohin gehet es? — Wir fuhren so die ganze Nacht mit ganz kleinen Segeln, wegen der Heftigkeit des Sturmes; da wir so lavieren mußten, hatten wir, als der Tag anbrach, nur ein sehr kleines Stück Weges zurückgelegt. Der Seefuchs befand sich auf dem Hinterkastell, ging ungeduldig auf und ab, daß das Verdeck unter seinen großen Wasserstiefeln schallte, und spielte mit einer Streitart, die er in der Hand hielt, während mein Vater und ich nah bei ihm standen und seine Befehle erwarteten. Als es Tag geworden, obwohl der Tag nicht recht hervor kommte vor Regen und grauen Wolken, befahl der Seefuchs, die große Fahne am Hinterbord aufzuziehen, und ließ dem Feuerwerfer sagen, auf dem Vorderverdeck einmal klein zu feuern. Wir waren Beide sehr verwundert, mein Vater und ich, denn dieser Schuß mußte die Aufmerksamkeit der Kreuzer auf uns ziehen, sagten aber Nichts. Endlich, nach Verlauf einer halben Stunde, schrie ein Junge von der Spitze des großen Mastes: „„Ich sehe zwei große Kriegsschiffe und noch ein drittes kleineres!““ Nun, Jean, was denkst Du wohl? Anstatt zu entfliehen, befahl der Seefuchs, daß man den von einer steilen Röthe überstiegen; er hieb seine Streitart in das Verdeck ein und rief: „„Endlich sind sie da!““ mit einer Freude, als ob er eine Gallione des Königs von Spanien erbeutet hätte. Nun endlich erblickte er meinem Vater mit, daß er Order habe, die Kreuzer auf sich zu ziehen, um sie aus der Gegend des Hafens abzuleiten, daß eine dortsächliche Kauffahrtei-Flotte aus dem Hafen einlaufen könne, die seit gestern Abend von der Küste der gemeldet worden. Jacobsen's Schiff wurde gerade kalfatert, darum hatte er das unsere in Anspruch genommen. — „„Jetzt, Anton““, sagte der Fuchs zu meinem Vater, „„müssen wir über diese Engländer her und uns schlagen wie die Teufel; nun laß' uns noch unseren Leuten einbeigen.““ — Mein Vater antwortete ihm in seinem und meinem Namen, er kenne unsere Pflicht, zu sterben im Dienste des Königs und Gottes, und der Fuchs sprach nun zur Mannschaft auf seine Weise. So groß aber, so blind war das Vertrauen, Hänschen, das der brave Jacobsen Allen einflößte, daß unsere Matrosen mit Flüchen (wir können es nicht lassen) schrien, der Feind solle von ihnen kein Stück bekommen, was es auch sonst für eins sein möge. Hierauf ließ der Fuchs, der die Matrosen kannte, ein Faß Branntwein auf's Verdeck bringen. Alles trank auf die Gesundheit des Königs, und die Kanoniere beschmierten sich die Gesichter mit Pulver und Branntwein, was ihnen ein fürchterliches Ansehen gab und sie noch mehr in Zorn setzte. Hierauf las der Schiffs-Prediger, der aus dem Seminar zu Bergen vor und sich wider unsere Erwartung eingefunden hatte, als wir eben abfegeln wollten, die Messe; Alles hörte gottesfürchtig zu. Ich, mein Vater und noch einige Andere beichteten, und Jeder bereitete sich zur Schlacht.“

„Aber die Kriegsschiffe die Engländer — “ sagte Jean ungeduldig.

„Sie kamen gerade auf uns los, mit vollen Segeln — wir ihnen entgegen — das nächste an uns war eine Pinasse, die nicht so stark war, wie unsere Brigantine. Sie kreuzte zwei solche Kabungen von uns, Jas sie sich auf die Seite neigte. Nun aber singen die beiden großen Fregatten an, uns zu verfolgen, und feuerten fortwährend. Unser „Meerschwalbe“ an zu richten, daß unsere arme Schwalbe ganz ihrodelos gemacht und die Hälfte der Mannschaft getödtet oder verwundet ward. Aber welch' ein Muth auch, mein Sohn! welch' eine Vertheidigung! Wie alein gegen den Schiffe, von denen wir eins in Grund gebohrt und die beiden anderen kamen nun noch heran konnten, ein so wüthendes Feuer unterhielten wir unter dem Geschütz: „„Es lebe der König!““ Wie waren Alle wie berauscht, schwangen unsere Streitärte und dröhnten die Engländer, und riefen ihnen unaufhörlich zu: Kommt doch an Bord! Kommt doch an Bord!“ — Als Meister Cornille diese letzten Worte sprach, richtete er sich halb in die Höhe, die innere Aufregung lackte ein blasses Antlitz, und seine Stimme bebte.

„Heiliger Gott! Heiliger Gott!“ rief Katharine aus . . . „Mein Freund, Du richtest Dich zu Grunde!“

„Laß mich, Frau, laß mich!“ versetzte Meister Cornille sterug; unwiderstehlich riß ihn die Gewalt dieser glorreichen Erinnerung fort, und er setzte seine Erzählung mit feigender Erregung fort.

„Da mit die Engländer so verdrießen, so entstand sie nun wirklich auf beiden Seiten, und es fand ein furchtbarer Blutbad statt. Schwerter und Beile in den Händen, stämpfte Mann gegen Mann. Aber die beiden Fregatten waren so fast demannt, daß sie jeden Augenblick die Kette, die wir niederstrichen, ergänzen konnten, wogegen wir keinen weiteren Beistand hatten und nur noch wenig kleines Schießzeug waren und Alle verwundet. Der Fuchs selber war von einem Schuß im Leibe getroffen worden; mein Vater hatte drei Lanzenstiche erhalten; unser Verdeck war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Da der Fuchs nun sah, daß Alles zum fernieren Kampfe untauglich war, und das Hinterübril der beiden Seiten, und es fand ein furchtbarer Blutbad statt. Schwerter und Beile in den Händen, stämpfte Mann gegen Mann. Aber die beiden Fregatten waren so fast demannt, daß sie jeden Augenblick die Kette, die wir niederstrichen, ergänzen konnten, wogegen wir keinen weiteren Beistand hatten und nur noch wenig kleines Schießzeug waren und Alle verwundet. Der Fuchs selber war von einem Schuß im Leibe getroffen worden; mein Vater hatte drei Lanzenstiche erhalten; unser Verdeck war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Da der Fuchs nun sah, daß Alles zum fernieren Kampfe untauglich war, und das Hinterübril der Brigantine ganz in Trümmer geschossen und der Sinken nahe war, stieß er zu meinem Vater: „„Anton! die Kunst der Pulverkammer, die Kunst in die Pulverkammer, und Gott befohlen! Diese Engländer sollen uns nicht lebendig haben!““

„O! wie brav, wie brav ist das!“ rief Jean mit Begeisterung aus, ohne die ungewöhnliche Blasse auf des Vaters Gesicht zu bemerken, der mit seiner Hand auf die Brust legte und einen leichten Blutschaum, der ihm über die Lippen sprudelte, vor Katharinens Augen, sich leise abwendend, verdarg.

Dennoch fuhr Cornille Vast in seiner Erzählung fort, dann und wann zu einer kleinen Pause genöthigt, denn seine Schmerzen waren sehr heftig geworden.

„Ich sehe noch den Fuchs, wie er seine Streitart schon nicht mehr schwingen konnte und mit aller seiner Kraft den Englischen Captain umklammert hielt, ihn mitzunehmen auf seines Reise in die andere Welt; mehr denn hundert Engländer waren auf unserem Verdeck; der Fuchs stieß meinem Vater in Einem fort zu: „„In die Pulverkammer! in die Pulverkammer!““ — Mein Vater berieth sich, so sehr er vermochte, konnte er nicht recht vorwärts vor den Leichen, die den Weg zur Pulverkammer versperrten; endlich war er heran — doch da, mit einem Male, fühle ich — ich war schon verwundet und hieb mich nah am Hinterkastell gegen zwei Rothröcke, die mit Heilebarden dewaffnet waren, herum — fühle ich eine furchtbare Erschütterung, und die Sinne vergehen mir. Die Kälte des Wassers, in das ich gefallen war, brachte mich wieder zu mir, und ich fand mich auf einem Balken, an den ich mich ganz mechanisch angeklammert hatte. Da sah ich Engländer, die in einzelnen Fahrzeugen hin- und herschifften und die Schiffbrüchigen aufsichten; sie nahmen mich an Bord einer ihrer Schaluppen . . . ich sagte nach meinem Vater, er war todt, nach dem Fuchs, auch er war gestorben . . . von unserer Mannschaft war ren zwei Mann übrig geblieben; von unserer Brigantine ein paar Planken. Aber auch von den beiden Englischen Fregatten war nur eine übrig geblieben, und auch diese-ganz demolirt; die andere war versunken, als unsere Brigantine aufstieg. Während des Gefechtes war die Kauffahrtei-Flotte in Dünkirchen eingelaufen, und ich wußte in Wesentlichen mit den beiden geretteten Matrosen als Gefangener nach England. — So war Dein Großvater, mein Sohn . . . so war auch ich . . . folge unserem Beispiel . . . und . . .“

Aber diese lebhafte Erzählung hatte Cornille Bart's Kräfte erschöpft er sank in seinen Lehnstuhl zurück, bleich und fast regungslos.

„Heilige Jungfrau! heilige Jungfrau! er stirbt!“ schrie Katharine.

„Mein Vater! auch meinen Vater haben mir die Engländer umgebracht!“ rief das Kind.

„Sauve! Hanne! Christian! Zu Hülfe!“ schrie Mademoiselle Bart und lief aus Leibesfräften die Klingel.

Ein Diener und eine Magd kamen herbei. — „Lauf zum Physikus, Christian, und Du, Hanne, zum Herrn Pfarrer von Sankt Omer . . . lauft, eilt, um des Himmels willen! Meister Cornille stirbt!“

„O, die Engländer!“ schrie Jean Bart mit einem Ausdruck, der sich nicht beschreiben läßt. — —

Am 17ten desselben Monats, nach der Schlacht auf den Dünen, ergab sich Dünkirchen an den König von Frankreich, der es einen Tag lang in Besitz nahm und es dann, dem Allianz-Traktat mit England gemäß, an Cromwell übergab. Eugene Sue.

Bibliographie.

Histoire de la nouvelle hérésie du 19e siècle, ou Réfutation complète des ouvrages de l'abbé de La Mennais. — Von N. S. Gmillen. Erster Band.

Digitized by Google

Essai sur l'immortalité de l'Ame et sur la Résurrection — Von Marquis Fortia d'Urban.

Études philosophiques. — Von Herrn von Balsac. 5 Bdchen. 15 Fr. (Das Ganze soll aus 25 Bdchen. bestehen.)

Guide intellectuel et moral de l'étudiant en droit. — Von E. Vallet. 4½ Fr.

Manuel encyclopédique et pittoresque des sciences et des arts. Publié par une société de gens de lettres. (Erscheint in 15 Lfgn., die zusammen 4 Bde ausmachen werden.) Pr. jeder Lfg. 3½ Fr.

Paroles d'un Négociant. — 5 Fr.

La Science en miniature, ou Collection des Arts et Métiers utiles, mis à la portée de la jeunesse. — Von Bertin. 2 Bdchen. 3 Fr.

Louis XV. et le cardinal Fleury. 1736. — Von M. Bignan. 6 Fr.

Rußland.

Russische Skizzen.

Der Staatsdienst in Moskau.

Einst — es ist schon lange, lange her: es blühte noch die Republik Venedig, auch Genua war noch ein Freistaat, Norwegen gehörte noch den Dänen, Griechenland den Türken, Peru den Spaniern, Brasilien den Portugiesen, Finnland den Schweden, Italien den Franzosen; in den ersten Jahren der Regierung Alexanders I. und in dem letzten Konsulats-Jahre Napoleon Bonaparte's, als Moskau noch nicht verbrannt, in St. Petersburg keine Ebelera war, und hier weder der „Sohn des Vaterlandes", noch der „Russische Invalide" und die „Nordische Biene"*) erschienen — einst besuchte ich meinen in Gott ruhenden Onkel Mahar Makarewitsch M***, Staatsrath und Ritter des Annen-Ordens 2ter Klasse mit Brillanten und des heiligen Apostelgleichen Fürsten Wladimir 4ter Klasse. Er war ein Mann, im ganz Moskau geachtet wegen seines langen Dienstes, seiner Ehrbarkeit, seiner Verwögens, seiner Eintracht mit seiner Gemahlin, seiner Zärtlichkeit für seine Kinder und seiner strengen Beobachtung aller Vorrechte eines so anspruchsvollen Adels, als der von Moskau.

Er saß in seinem Kabinet auf einem Divan, in einem Schlafrock von blauem Atlas, um den Hals einen gestreiften Türkischen Shawl und die mit gelben Saffian-Stiefeln bekleideten Füße über einander geschlagen. Ich war schon 28 Jahr alt und Oberst; er griff mir aber, aus alter Gewohnheit, an's Kinn, küßte mich, klopfte mir auf die Wangen, wie man es mit Kindern zu thun pflegt, erkundigte sich dann nach dem Befinden meiner Mutter, die ihm jetzo Herbst ein Pud Eingemachtes sandte — meiner Tante Agathe, die ihn mit abgezogenem Branntwein versorgte — meiner Schwester, die ihn an seinem Namenstage mit gestickten Kissen und Typischen beschenkte — meinen Cousinen, von denen die eine ihren Triduit in Westen und die andere in Nordenbeden entrichtete — und ließ mich dann neben sich auf einem Lehnstuhl Platz nehmen.

Nachdem wir von Diesem und Jenem gesprochen hatten, vom Regenwetter zu der beabsichtigten Landung Bonaparte's an der Küste von Großbritanien übergegangen waren, schilten wir unvermerkt aus dem Kanal la Manche in den Sund, durchfuhren die Ostsee, gelangten in den Finnischen Meerbusen, kamen da in die Newa und dann nach St. Petersburg. Die Rede kam auf Belohnungen. — „Wissen Sie wohl, Onkelchen", sagte ich zu ihm, „daß die Moskowiten, die Sie noch in der Wiege kannten, sehr rasch in die Höhe steigen? Sokolow erhielt den Wladimir-Orden mit dem Stern, Twerdotschoff um den Hals, Tschetkin ist wirklicher Staatsrath geworden: den Fürsten Krasnojarski und den Grafen Worfolei hat man zu Kammerherren ernannt, und Witowitsch hat eine Arrende**) bekommen." — „Ja, die haben es gut; sie dienen Alle in Petersburg, in den Ministerien; ihre Dienste werden bemerkt!" rief mein Onkel nach einem schweren Seufzer aus. „Wir aber (mein verstorbener Onkel hatte sich im Dienst 800 Seelen und an Geld 2— 300,000 Rubel erworben), die wir entfernt sind, — wir führen uns zerreiben, uns Tag und Nacht keine Ruhe gönnen und unseren letzten Kopeken daran setzen, — Niemand bemerkt es. Zwanzig Jahre diente ich hier in verschiedenen Fächern. Nein, unser Dienst ist nicht vortheilhaft. Was ist das für ein Dienen? Länger wäre ich nach Petersburg gezogen: aber die Gewohnheit . . . . Noch will ich ein wenig warten, dann aber Abschied von Moskau nehmen . . . . Ein schlechteres Dienen kann es nicht geben! Die Vorgesetzten denken nicht an uns . . . ."

Mein würdiger Onkel hätte seine Jeremiade vielleicht nie beendigt, wenn nicht ein Diener eingetreten wäre, um einen Herrn Oschegin anzumelden. — „Möchte ihn herein! Möchte ihn herein!" rief höchst lebhaft mein Onkel, der noch vor einem Augenblick sehr niedergeschlagen war. „Herr Oschegin ist der Secretair unseres Chefs. Welche Neuigkeit mag er uns bringen?"

Das Eintreten des Herrn Secretairs unterbrach seine Rede. Letzterer war noch ein junger Mann und Kandidat der Moskauschen Universität. Den Herrn vor Hauses höflich begrüßend, gratulirte er ihm zum Namen Sr. Excellenz des Chefs zum Wladimir-Orden 3ter Klasse, den ihm des Monarchen Gnade verliehen, und fügte hinzu, daß der Ober-Befehlshaber es sich „als besondere Genugthuung vorbehalten habe, ihm das Kaiserliche Schreiben nebst dem Ordenszeichen persönlich zu überreichen, weshalb er ihn ersuche, sich am nächsten Tage früh zu ihm zu begeben.

Mit neugebornem Stand mein Onkel nach diesen Worten da; er ergeß sich in Danksagungen und umarmte und küßte den Ueberbringer der freudigen Botschaft. — „Timofei, Timofei," schrie er seinem alten Diener zu, „bringe uns etwas zum Frühstück, auch Liqueur." — Das Frühstück ward gebracht. Das geschäftige Onkelchen kam immer mehr in Bewegung: er goß den Liqueur ein, zerschnitt die Pastete, schmierte Butterbrod, befahl, mich gebeten Eier zu bringen, und holte selbst altestamentarischen Parmesan-Käse aus dem Schrank. Unterdessen hatte sich das Gerücht, er habe einen Orden erhalten, in ganz Moskau verbreitet, und Kollegen sowohl als Unterbeamte eilten herbei, um ihre Glückwünsche darzubringen. — „Ich bitte recht sehr, theure Freunde, ein Bissen von diesem Käse," bat der verbindliche Wirth. „Ich erhielt ihn aus Astrachan von einem dortigen Fischhändler, — eine ehrliche Seele! — sein einziger Sohn dient unter mir. Ja Ihnen nicht Kaviar gefällig? Er soll nicht schlecht seyn: einer meiner Freunde in Saratoff sandte mir ihn: er hat mir seinen Neffen anvertraut, der auch in meiner Kanzlei arbeitet . . ." — Die Gäste ließen sich nicht zweimal bitten; sie griffen zu wie hungrige Dichter und tranken wie Türkische Muftie. — „Timofei, Timofei! da hast Du den Schlüssel vom Schrank, der hinter dem Verschlage steht; im zweiten Fach stehen Weinflaschen mit beschriebenen Zettelchen: bringe uns ein halbes Dutzend, auch Pokale." „Wahrscheinlich noch ein altes Inventarium aus den Zeiten der Kaiserin Elisabeth," bemerkte ein Rath; „wenigstens kenne ich einzelne Tropfen." Timofei war bald mit Flaschen und Pokalen da; ein Pfropfen schoß los und flog die zur Decke empor; der schäumende Nektar brauste im schäumenden Kristall, und wir, die Pokale erhebend, wünschten dem würdigen Alten von ganzem Herzen noch den Annen-Orden erster Klasse und den Titel „Excellenz." Der Wein war gut. Er erwunterte die Gäste nun zum Weitern, der, seine kaum bekleiden Klagen über seine Lage und seinen Dienst vergessend, sich jetzt nur in Lobeserhebungen ergoß. „Ja wahrhaftig, unsere Beorgesherren bieben durch ihre Theilnahme unseren Dienstfeifer! Sogar die in den Ministerien Angestellten bewerben uns, und im Senat ist es schon seit langer Zeit der Fall. Unser Chef ist in der That unser Vertreter am Kaiserlichen Thron! Wir bekommen ein großes Gehalt; die unseren Aemtern Allergnädigst bewilligten Rechte und Vortheile stehen keinen andern nach; zu viel zu thun haben wir auch nicht, und mit Belohnungen werden wir überschüttet. Anderwerts werden wir von unseren Verwandten nicht getrennt und haben Pinsse, unsere Güter zu beaufsichtigen, wenn wir dergleichen haben. Kurz, Jeder mag sich noch so sehr den Kopf zerbrechen und noch so sehr umher suchen — einen besseren und vortheilhafteren Dienst findet man im ganzen Russischen Reiche nicht." — „Sagen Sie mir, theurer Freund," bemerkte der Regierungs-Anwalt, Sie beklagten sich aber doch noch ganz kürzlich über Ihr Loos!" Anstatt zu antworten, goß ihm mein Onkel ein Glas Champagner in die Kehle.

Das Trinken erneuerte sich zum zweiten Schen, immer mehr Gratulanten anlangten und Timofei bereits die dreizehnte Flasche öffnete, nahm ich meinen Hut und schlich mich durch die sehr illuminirte Gesellschaft nach Hause, indem ich mir Derschwieres Worte wiederholte:

„Der Mensch, er sey auch noch so weise,
Er ist doch eine Lüge nur."

(E. A. H.)

*) Drei Zeitschriften in Russischer Sprache.

**) Den Genuß der Zahres Einkünfte einer Kron-Domaine auf kürzere oder längere Zeit.

Bibliographie.

Gemälde des letzten Krieges zwischen Rußland und Persien. Mit historisch-statistischen Bemerkungen über die ersteren Städter, und Erinnerungen an Erivan. Von Platon Zuboff.

Malwina, oder des Herzens Vorgefühl. Von der Fürstin Isabella Czartoryski, vermalen Herzogin von Württemberg. Uebersetzt nach der fünften Polnischen Ausgabe.

Mannigfaltiges.

— Die Vorahs in Indien. Die Vohras, ein Muselmännischer Stamm, der verschiedene Gegenden von Hindostan bewohnt, sind nicht nur bedeutende Kaufleute in den einzelnen Indischen Handelsstädten, sondern führen überdaurs fast allein den auswärtigen Handel von Guserate und den westlichen Theilen Indiens; auch sind sie es, die den Hauptbandel im Lande ausschließlich betreiben, und dies hat die Anlaß gegeben, daß sie von den Engländern zu Bombay die Muselmännischen Juden genannt werden. Nach Hunter führt diese Sekte, um sich von den übrigen Muselmännern zu unterscheiden, den Beinamen Ismaeliah, indem sie ihren Ursprung von einem der Nachsolger des Propheten, Namens Ismael, oder auch von dieselbst dieser noch als die übrigen Muselmänner von dem natürlichen Sohne Abrahams ableitet. Ihre Haupt-Niederlassungen haben sie zu Burhampur, wo ihr Mullah oder Priester restirt. Derselbe ist ihr zeitliches Oberhaupt in allen kirchlichen Angelegenheiten und verwahrt die Schlüssel zum Paradiese; es bildet nämlich einen ihrer vorzüglichsten Glaubens-Artikel, daß kein Mann in die Gefilde der Seligen aufgenommen wird, den nicht einen Paß von dem Oberpriester aufzuweisen hat, für welchen denselben immer ein schönes Honorar zu entrichten ist. Außer seinen kirchlichen Functionen hat er noch die Jurisdiction über den ganzen, in alle Gegenden zerstreuten Stamm.

(Weekly Magazine.)

— Ein Mörtel aus Algier. Seit der Französischen Eroberung von Algier ist man mit einem Mörtel bekannt geworden, der bei den öffentlichen Gebäuden in jener Stadt längst im Gebrauche war. Er besteht aus zwei Theilen Asche, drei Theilen Thon und einem Theil Sand. Nimmt man zu dieser Mischung, die von den Mauren Zabbi genannt wird, noch Oel hinzu, so widersteht dieselbe allen Angriffen des zauberlen und ungestümsten Wetters, noch mehr als selbst der Marmor.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Montag den 2. Februar 1835.

Italien.

Venedig, nach Herrn von Haussez. *)

I.

Mit Recht beginnt das eigentlich Venetianische Gebiet, denn hier vertauscht man die Wagen mit Gondeln. Nach einer halbstündigen Fahrt auf einem sehr versandeten Kanal fährt man in die Lagunen ein, und mitten über dem Wasser liegt Venedig vor uns, mit seinen zahlreichen Kuppeln und viereckigen Glockenthürmen, seinen Kirchen, seinen Inseln ohne Vegetation, Wällern von Gebäuden gleich, die um die näheren Gruppen, auf denen sie erbaut ist, herumliegen. Dieser Anblick ist schön, doch nicht so schön, wie man sich vielleicht vorgestellt.

Venedig ist Einem so bekannt, man ist damit so vertraut durch die Menge meist übertreibener Beschreibungen von seiner Seltsamkeit, seinen Wundern, daß man an Ort und Stelle über Nichts in Erstaunen geräth. Ich kann wohl sagen, daß, obgleich ich diese Stadt zum erstenmal in meinem Leben sah, ich sie doch nur wiedersah, so genau kannte ich sie durch Reisebeschreibungen, Gemälde, Zeichnungen, Panoramen. Ja sogar in ihrem Detail war ich so gut zu Hause, daß ich vor keinem irgendwie merkwürdigen Gebäude vorüberging, ohne seinen Namen zu nennen. Wer kennt nicht den Dogen-Palast, den Sankt Marcusplatz, die Dogana, den Rialto! Wie oft hatte ich es vorher geschaut und empfunden das geräuschlose Treiben auf den Kanälen! Bei alle dem aber war noch Gelegenheit genug zu Bewunderung und Erstaunen — der Anblick dieser Paläste von so mannigfaltiger Bauart, die dem Fremden völlig neu ist, die man nirgends so wieder antrifft, bizarr und doch klassisch, eine Anwendung aller Stile, obgleich der byzantische der vorherrschende und sein Stempel allen übrigen aufgedrückt ist, man muß darüber erstaunen, über die verschwenderische Pracht, mit der die seltensten Marmor-Arten zu den Gebäuden verwendet sind, und wie geschmackvoll, wie kunstreich! Gebindert wird man von der Menge von Bronzen, Bergeshängen, der Verschiedenheit, mit der die Kirchen ausgeschmückt sind. Das kostbare Mosaik, mit dem die ganze Sankt Marcus-Kirche vom Pflaster aufwärts bis an die Schlußsteine seiner Wölbungen bekleidet ist — man sieht und sieht sich nicht satt, und fragt sich immer wieder, wie je ein solcher Zusammenfluß von Künstlern habe vorhanden sein können, um so verschiedenartige ausgeführte Werk zu entwerfen und auszuführen, und wie Zeit und Geld dazu hergekommen und ausgereicht?

Fährt man die Kanäle entlang, so erblickt man neben den verfallenen Façaden der schönsten Paläste, Theile, die ganz in Trümmern liegen. Wenn man nun gewahrt, daß selbst diese Paläste nur eine Façade darbieten, und der übrige Theil nur roh und unordentlich von Backsteinen aufgeführt ist, man dann ins Innere derselben tritt, sich in einem kalten düstern Flure befindet, dann eine Marmortreppe hinaufsteigt, in einen zweiten Flur gelangt, der den Korridor zu einer Reihe von Zimmern bildet, die, unzweckmäßig abgetheilt, nudequem sind, und nur die Aussicht auf die Façade des auf der andern Seite des Kanals gegenüberliegenden Palastes haben, und an dem man aus Achtung, wie man sagt, gegen das Werk und den Gedanken des großen Baumeisters, der ihn gebaut (denn in Venedig steht keine Baracke, die nicht Palladio oder Sansovino gebaut haben soll), weder das Gerüst zerstemmelt, noch die Bergeslinie aufgerissen — und man nun auch die Gemälde bewundern muß, die man alle den Meistern der Venetianischen Schule zuschreibt, in einer Anzahl, die jedenmal größer ist, als sie sammtlich, und hätten sie vom ersten Athemzuge bis zum letzten in einem Zuge gemalt, hätten hervorbringen können — wenn einem dies Alles gezeigt wird von einem bald zerlumpten Schlingel, der uns dabei um eine Gabe anspricht, und man sich plötzlich in einer Umgebung von trüber Dürftigkeit, ja Armuth befindet, mitten unter all diesem Aufwand und Pomp verrauschter Jahrhunderte, so sieht man wohl, wieviel von dieser Bewunderung der herben Wirklichkeit gegenüber wieder abfallen muß.

So ist Venedig nur noch ein Bezirk und Haufe von verfallenden Palästen, und einsinkenden Häusern; es wird nichts Neues gebaut, nichts Altes ausgebessert. Man richtet sich unter den Trümmern ein, und behilft sich so. Aus dem Theile des Hauses, der einfällt, flüchtet man in einen andern, der noch dauerhaft ist, und will die ganze Behausung die Besitzer nicht länger schirmen, so wird eine andere bezogen. Man kann nach der Häuserzahl berechnen, wie lange die Stadt noch bestehen wird. Eine Unterhaltung der Gebäude aber muß man ja nicht hierbei in Anschlag bringen, denn es wird einmal nichts ausgebessert, was baufällig ist. So wird Venedig zu Grunde gehen aus Mangel des Interesses, seine Häuser vor dem Verfallen zu schützen.

Die Stadt ist in ihren Trümmern das getreue Bildniß der Vernichtung ihrer politischen Bedeutung und Macht. Alles ist hier Vergangenheit, Alles Einsturz. Nicht mehr die Republik Venedig steht man. Die Gräber ihrer Dogen, ihre öden Paläste, ihre halb verblichenen Wappenschilder, ihre Portraits, die alle zusammen in einem Saale hängen, ein ungeheures Zeughaus, in dem ein Hundert Galeerensklaven zwei oder drei kleine Kriegsschiffe bedienen und unterhalten müssen, das ist das Ganze, was von der Republik als politischer Macht übrig ist. Alles, was man sieht, Zeichen ihrer Gesinnschaft: der Hafen ohne Schiffe, die Magazine ohne Güter, am Zollhause keine Bewegung, an der Börse keinen Handel.

Und was könnte auch wohl Venedig seine Größe, sein politisches Uebergewicht wiedergeben? Sie waren lange vorher schon unwiederbringlich dahin, ehe sein Name aus dem Verzeichniß der Staaten gestrichen wurde. An Widerstand war bei ihm nicht zu denken. Wie einer, der an einer tödtlichen Krankheit langsam dahinstirbt, ist es an Seelschöpfung und völliger Entkräftung gestorben. Der Friede von Campo-Formio war nur eine Gelegenheit, nicht ein Grund seines Todes.

Mit Entdeckung und Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung im 15ten Jahrhundert war sein kommerzielles Uebergewicht dahin. Aus dem engen Bezirk des Mittelländischen Meeres breitete sich der Handel über alle Meere des Erdballs aus, und statt im Centrum des Europäischen Handels zu bleiben, das er gewesen war, wurde Venedig zu einem ansserhalb liegenden Punkte, ohne Beziehung auf andere bedeutende Punkte der allgemeinen Production und Consumtion, ja sogar völlig ausser Verbindung mit denselben gesetzt durch die Seichtigkeit seiner Gewässer, in denen der Transport mit dem in andern Meeren keinen gleichen Schritt mehr halten konnte.

Alles was Industrie und Gewerbe zu begünstigen geeignet ist, fehlt Venedig. Rohe Stoffe, Erzeugnisse seines Bodens, Mittel Manufakturen einzurichten, Maschinenkraft, Thätigkeit und Geschicklichkeit der Bevölkerung zu industriellen Arbeiten — Nichts von allem diesem ist darin zu finden. Aus dem Schooße des Meeres durch die Noth der Umstände emporgetrieben, wird Venedig durch gleiche Noth in dasselbe wieder versinken: die Invasion der Barbaren in das civilisirte Europa war es gewesen, die eine Schaar von Flüchtigen auf die Lagunen getrieben hatte. Die Invasion einer entwickelteren Civilisation, die noch immer wächst und ihre Gränze und Gipfel noch nicht erreicht hat, hat Venedigs Reste hervorgerufen, seinen Verfall noch mehr gemacht, Hilfsquellen, zu deren Wesen und lebenskräftigen Gebrauch es sich nicht mehr bieten kann. Ueber nichts gebietet und herrscht Venedig mehr, weder durch Waffengewalt, noch durch Reichthum, noch durch Industrie. Es ist nichts als ein dürrer unproduktiver Ort, wo aus Gewohnheit einige tausend Individuen vegetiren, was sie von anderwärts her für sich unterhalten, und die hierzu noch ihre Häuser benutzen, die Schaaulust des Ganzes ihrer Ahnen und die Zeugen ihrer gegenwärtigen Noth. Ihr Geld kommt in die leeren Hände, die, um nichts Anderes zu thun, das Ruder im Hinterheil einer Gondel bewegen, und denen es schon unerträglich ist, an eine Niederung oder Wertauschung ihres Gewerbes nur zu denken. Alles dies wird aufhören, und dieser Zustand ist nicht mehr fern, denn die Häuser fallen ein und die Fischer werden leer. Die Fabrication der Glasperlen, der kleinen Kettchen und Bänder wird die Degenstadt nicht erhalten. Und andere industrielle Hülfsquellen besitzt sie nicht und ihre kommerziellen sind ebenfalls unbedeutend, wie Jeder weiß.

So müssen wir denn eilen, von Lage und Beschaffenheit dieser gefallenen Stadt ein getreues Bild zu entwerfen, ehe sie in den Sümpfen verlischt, die sie zu festen Grundlagen ihres Emporblühens ehemals umgeschaffen hatte. Ich habe dies mit vielem Interesse unternommen; denn es ist noch eine solche Fülle großer Erinnerungen dort in voller Lebensfrische vorhanden, daß man sich gar nicht erst matt und müde darnach zu suchen braucht. So viele Denkmäler ihrer Macht, so viele Zeichen ihrer Siege stellen sich unsern Blicken dar, daß man der Mühe überhoben ist, sich die Ursachen der ersteren und die Daten der anderen einzuprägen. Man kann gegenwärtig die Geschichte Venedigs schreiben, denn der Kreis seiner Existenz ist durchlaufen und abgeschlossen — Ursprung, Entwickelung, Dauer und Katastrophe liegen uns vor.

*) Aus der so eben erschienenen Voyage d'un Exilé dieses ehemaligen Ministers Karl's X.

Digitized by Google

II.

Der Sankt Markus-Platz ist der Ausgangspunkt der Wanderungen des fremden Besuchers, wie auch von ihm die Herrschaft und der Glanz Venedigs in früheren Zeiten ausgegangen. Alles steht noch so aus, als könnten Vogelverkäufen darauf spielen, wie die Einnahme von Konstantinopel, die Kreuzzüge, die Unterwerfung Moreas, die Europäischen Kämpfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts — als könnten Menschen darauf umherwandeln, von dem Schlag und Gepräge, wie die damals Herrschenden. Der Dogen-Palast hat noch seine Architektur, seinen Marmor, seine Statuen, seine Gemälde; die Portraits der furchtbaren Magistratsherren, die ihn bewohnten, hängen noch in seinen Saalen, die schrecklichen Gefängnisse, diese Hefen ihrer grausamen Politik, stehen noch. Der grässigste Löwe hat seinen alten Stand noch auf der Säule, die von Athen hergeschleppt wurde, um ihm als glorwürdiges Zuggestell zu dienen. Die vier Pferde Lysipps stehen noch über den Portiken der Sankt Markus-Kirche auf ihrer Attika, und eben so die kleinen Säulchen, die ihnen als Träger dienten von der Zeit her, wo sie von den Ufern des Bosporus herübergeschafft und ausgeschifft wurden an's Ufer der Ateia. Nicht ein Steinchen fehlt aus dem Mosaik der Sankt Markus-Kirche. Der Platz, dessen eine Seite diese Basilika bildet, ist noch so wie ihn Sansovino und Sammichelli erbaut. Prachtvolle Kirchen liehen noch heute der Aussicht den magischen Reiz mit ihren Domen und mit Statuenreichen Façaden. Die Gemälde, die Fresken, die verschiedenen Marmor-Arten, die hier angetracht sind, haben wenig oder gar nichts von ihrem Glanze verloren; bis so weit ist noch Alles, wie es vor zwei Jahrhunderten war. Außer diesem Bezirk ist Alles Zerstörung. Alles Trauer. Unfreude hat man an Lustigkeit zugelaufen, den alten Glanz des Venetianischen Handels, wenn auch in geringerem Verhältnisse, zurückrufen zu können, dadurch, daß man in Ermangelung eines anderen Hülfsmittels, seinen Hafen zu einem Freihafen gemacht. Der Handel verschmäht ihn doch, und nur der Betrug zieht Gewinn daraus. Aber welche Aufrechnung man hierüber auch geben mag, der Schleichhandel ist immer eine leidige Aushülfe, und nie zu ehrenvollem und wahrem und dauerhaftem Gewinn zu führen. Einzelne Personen kann es allerdings bereichern, aber auf ein Volk keine andere Wirkung ausüben, als es demoralisiren.

Da ich viel von den Palästen werde sprechen müssen, so scheint es zweckmäßig, sich zunächst über die wirkliche Bedeutung des Wortes zu verständigen. Palazzo ist ein Italiänisches Wort, welches die Franzosen durch palais, die Deutschen Palast übersetzen, obgleich diese beiden Bedeutungen von der ersteren durchaus verschieden sind. Was man in Frankreich ein Palais nennt, ist nicht nur ein großes Wohngebäude, sondern auch das Wohngebäude einer Person. Es muß, um diesen Namen mit Recht zu führen, der Würde der Person, die es inne hat, angemessen sein, durch Größe und Pracht derselben entsprechen. In Italien erbreit man einer Menge von Behausungen diesen Namen, die in Paris höchstens den Namen von Hotels erhalten würden. Ein Paar Stuben, ein Paar Thüre, wenige Zierrathen an einer Façade von nicht die 30 Fuß Länge, Pfeiler und Mauervorsprünge, ordentlich Scheiben in Blei gefaßt, Gemälde, die immer den größten Meistern zugeschrieben werden, ein bald Dutzend großer leerer Zimmer ohne Möbel, die eins hinter dem anderen in die Tiefe eines Gebäudes gehen, dessen ganzer Schmuck und Reiz in der Façade besteht — das heißt ein Palast. — Ich kenne in Venedig nur Einen Gasthof von dieser Regel. Und in diesen Palästen, in dem allgemeinen Gebrauche nach ein Bad so heißen, ist kein Luxus, kein Reichthum mehr anzutreffen. Alles daran ist verschwenderisch, aber vom Rothwendigsten entblößt — groß, aber durchaus in elendem Zustande. Ein oder zwei alte Domestiken, ebenfalls Trümmer eines erloschenen Glanzes wie Alles, wandern in dieser stolzen Oede umher; wird ein Fest gegeben, so wird die Dienerschaft aus den Gondoliern und einzelnen armen Teufeln retrutirt, auf deren Leib alle Livreen in der ganzen Stadt zugeschnitten sind.

Ich rede von solchen Palästen, die gegenwärtig noch bewohnt werden von ihren alten Besitzern, die nicht in Miet leben, um vort einen Kammerherrnschlüssel oder den Titel Excellenz zu erwerben, oder der Gunst eines augenblicklichen Herrn zu dienen. Diese Paläste sind Ruinen, aber ehrwürdige Ruinen, die nicht in Verfall sind, sondern in Verfall gebracht sind durch Nothwendigkeit, es ist ein Zug, der sich sonst nicht in ähnlicher Weise findet, noch weniger nachgeahmt werden kann. Es ist keine handgreifliche Eitelkeit, was ihr Verfallen bewirkt, sondern ein Überzeugungs-Hang selbstgefälliger Verspiegelung ihrer eigenen Natur. In allem, was sie schreibt, ist sie selbst der Mittelpunkt der Interessen, Alles hat nur auf ihre Persönlichkeit Bezug. In ihren Novellen ist sie selbst die Heldin, und ihr Ich leuchtet nicht bloß, wie dies sich auch bei anderen Autoren findet, aus einigen Lieblings-Gestalten hervor, sondern die Heldin ist ihre persönlichen Eigenthümlichkeit sind fast an alle Charaktere, die sie schildert, vertheilt, und die Titelleit ihres Dialogs, die künstlerische Lebendigkeit ihrer Beschreibungen, der ganze unmaskirte Ton der Darstellung in ihren Gemälden, Alles hat nur Bezug auf ihre eigenen Natur. Man findet Lady Morgan in jeder Zeile, welche Lady Morgan schrieb; man kann sie nicht entdecken, sie ist in allen ihren Werken allgegenwärtig, bald schalkhaft, bald affektirend, bald pedantisch oder sarkastisch. Dieser Hauch einer überwiegenden Selbstgefälligkeit weht uns aus allen ihren Erzählungen auf eine störende Weise entgegen; nur ihren Irländischen Roman „O'Donnell“*) möchten wir ausnehmen, weil in diesem Gemälde ihrer Landsleute die Person der eigentliche Vorwurf der Darstellung, eine Weiberheit einflößt, die man sonst häufig in den Productionen dieser Schriftstellerin vermißt.

In der „Fürstin“, dem neuesten, drei Bände starken Werke der Lady, ist ein Haschen nach Effekt sichtbich, das gerade den Effekt oft stört und verflimmert. Es kann niemand leugnen, daß der Verfasserin ein ungewöhnlich großes Darstellungs-Talent eigen ist, allein dies ihr Talent scheint uns doch nicht groß genug, um noch größere Eigenheiten ihrer Erzählungs-Manier klug genug zu verstecken. Sie opfert gar zu häufig die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse und der Personen ihrem vorwaltenden Hange zu überstürzend gelebtem Raisonnement, das auf jeder Seite soll ihre Darstellung mit Unkraut überwuchert. Sie sagt tausend brillante Dinge, äußert tausend artige Einfälle an unpassender Stelle, sie kann den Moment nicht abwarten, ihre Weisheit an den Mann zu bringen.

*) Das scheint Ihnen kein Fragezeichen? Wo bleibt die Lust, die sich die Mutzlaiken selber gewähren? Rechnet Herr von Hausse die für gar Nichts?

**) Den die Verfasserin auch noch als Miß Owenson geschrieben und der ihr bewährtester als Gatten ihrer nachmaligen Gatten, Sir Charles Morgan, erwarben.

Drei Stiften des Sankt Markus-Platzes, des einzigen, den es in Venedig giebt, sind mit gerümmigen und schönen Gängen umgeben. Hier ist es, wo im Laufe des Tages die Geschäftslosen zusammenkommen, ihre Langeweile spazieren zu führen, ihren Kaffee zu trinken und die Zeit zu vergeuden, die sie nicht mehr nützlich anzuwenden wissen. Abends lassen sich auch einige Damen sehen. Man begiebt sich auch nach einer wohlangepflanzten Promenade, die unter der Französischen Herrschaft am Ende der Stadt, am Ufer des Meeres, angelegt worden. Diese Zusammenkünfte geben keine vortheilhafte Idee von den Vergnügungen, die man in Venedig zu suchen hat, auch nicht von der Laune und dem Verfallen der Einwohner daran.

Ich habe Venedig in allen seinen Partikularitäten und der ganzen Ausdehnung seines Details kennen gelernt, und vergebens versucht, mir daraus eine Vorstellung zu bilden von jener allgemeinen Bewegung, und dem verschwenderischen Aufwand des Karnevals, von dem so viel Wesens gemacht worden ist. Ich sehe nur einige Masken, die unter den Thrii des Duals, der ihn begränzt, und daß diese allerdings hinlänglichen Raum darbieten können für die zahlreichen Zusammenströmen, für diese bewegte Menge, die die Woge der allgemeinen Lust aus ihrer gewohnten Rube erweckt und herbeiträgt, sich dem Taumel der Überheit einmal schrankenlos hinzugeben. Aber man kann nicht acht oder zehn Tage hintereinander an denselben Orte verweilen, und doch stets mannigfache Zerstreuungen daselbst finden. Entweder muß die Scene wechseln, eine Veränderung der Decoration eintreten, oder wenn das nicht möglich ist, so müssen die Spieler und die Zuschauer gehen und sich eine suchen.*) Ich sehe aber hier weder die Möglichkeit der einen noch der anderen Weise. Der Sankt Markus-Platz, so groß er auch ist, kann doch für die Bevölkerung Venedigs, die, wie man sagt, dann sämmtlich auf den Beinen ist, lange nicht groß genug sein. Die Straßen und Kanäle aber sind für eine Art Lustbarkeit, die Raum erfordert, wenig geeignet. Ohne Zweifel bieten die Salons und Theater für die höheren Klassen der Gesellschaft aus, und die Leichtherzigkeit der Sitten, die man, vielleicht mit Unrecht, auch den Venetianern mit Uebertreibung, den Venetianerinnen zuschreibt, giebt vielleicht der ganzen Sache einen eigenthümlichen Reiz und Gehalt, den diese Art von Lustbarkeit zu beglaubigen ganz geeignet ist.

Die Karnevals-Festlichkeiten haben, wie man sagt, viel von ihrer Anziehungskraft und ihren Reizen verloren. Nach dem Bedauern zu urtheilen, welches die Venetianer darüber aussdrücken, sollte man glauben, daß sie darin ein noch deutlicheres Zeichen von dem Untergange ihres Gestirns sahen, als die übrigen sind, die sie umgeben, und die ihnen von dem unwiderruflichen Verlaste und Verschwinden desselben die hinlängliche Ueberzeugung gewähren könnten.

(Schluß folgt.)

England.

The Princess, or the Beguine. (Die Fürstin, oder die barmherzige Schwester.) Von Lady Morgan. 3 Bände. London, 1835.

Goldsmith's Schreibart bezeichnet ein hervorstechender Zug der Anmuth, Steele's Schriften der Witz, Swift's Werke die Satire, Smollett's Romane der ihnen eigenthümliche Humor. Den Schriften der Lady Morgan ist eine Selbstgefälligkeit eigen, die sie vor keinen anderen Autoren ganz genau charakterisirt. Es ist kein gewöhnlicher Egoismus, was uns aus ihren Werken entgegentritt, es ist ein Zug, der sich sonst nicht in ähnlicher Weise findet, noch weniger nachgeahmt werden kann. Es ist keine handgreifliche Eitelkeit, was ihr Schreiben hervorruft, sondern ein Überzeugungs-Hang selbstgefälliger Verspiegelung ihrer eigenen Natur. In allem, was sie schreibt, ist sie selbst der Mittelpunkt der Interessen, Alles hat nur auf ihre Persönlichkeit Bezug. In ihren Novellen ist sie selbst die Heldin, und ihr Ich leuchtet nicht bloß, wie dies sich auch bei anderen Autoren findet, aus einigen Lieblings-Gestalten hervor, sondern die Heldin ist ihre persönlichen Eigenthümlichkeit sind fast an alle Charaktere, die sie schildert, vertheilt, und die Titelleit ihres Dialogs, die künstlerische Lebendigkeit ihrer Beschreibungen, der ganze unmaskirte Ton der Darstellung in ihren Gemälden, Alles hat nur Bezug auf ihre eigenen Natur. Man findet Lady Morgan in jeder Zeile, welche Lady Morgan schrieb; man kann sie nicht entdecken, sie ist in allen ihren Werken allgegenwärtig, bald schalkhaft, bald affektirend, bald pedantisch oder sarkastisch. Dieser Hauch einer überwiegenden Selbstgefälligkeit weht uns aus allen ihren Erzählungen auf eine störende Weise entgegen; nur ihren Irländischen Roman „O'Donnell“*) möchten wir ausnehmen, weil in diesem Gemälde ihrer Landsleute die Person der eigentliche Vorwurf der Darstellung, eine Weiberheit einflößt, die man sonst häufig in den Productionen dieser Schriftstellerin vermißt.

In der „Fürstin“, dem neuesten, drei Bände starken Werke der Lady, ist ein Haschen nach Effekt sichtbich, das gerade den Effekt oft stört und verflimmert. Es kann niemand leugnen, daß der Verfasserin ein ungewöhnlich großes Darstellungs-Talent eigen ist, allein dies ihr Talent scheint uns doch nicht groß genug, um noch größere Eigenheiten ihrer Erzählungs-Manier klug genug zu verstecken. Sie opfert gar zu häufig die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse und der Personen ihrem vorwaltenden Hange zu überstürzend gelebtem Raisonnement, das auf jeder Seite soll ihre Darstellung mit Unkraut überwuchert. Sie sagt tausend brillante Dinge, äußert tausend artige Einfälle an unpassender Stelle, sie kann den Moment nicht abwarten, ihre Weisheit an den Mann zu bringen.

*) Das scheint Ihnen kein Fragezeichen? Wo bleibt die Lust, die sich die Mutzlaiken selber gewähren? Rechnet Herr von Hausse die für gar Nichts?

**) Den die Verfasserin auch noch als Miß Owenson geschrieben und der ihr bewährtester als Gatten ihrer nachmaligen Gatten, Sir Charles Morgan, erwarben.

So ist alles, was natürlich und wohr genannt werden muß, in ihrem Stil und ihren Schilderungen dergleich zu suchen. Daß Lady Morgan, bei allen ihren Fehlern, eine Schriftstellerin vom höheren Range ist, bleibt nach wie vor eine anerkannte Thatsache. Gerade ihre Fehler sind nur Fehler eines Autors vom höheren Range. Ein Schriftsteller zweiter Klasse kann nicht durch zu viel Reflection sein Buch verderben.

Der Schauplatz des neuesten Romans der Lady ist bald in Belgien, bald in England. Die „Fürstin Schaffenhausen" bildet den Mittelpunkt der Erzählungen. Sie ist mit allen Reizen ausgestattet, womit ein Novellist den Leser zu fesseln vermag. Besonders glänzend ist der Farbenschmuck, der über die ganze Gestalt verbreitet ist, und der an den Schimmer erinnert, womit die Französischen Romantiker ihre Charaktere überziehen. Die Situationen, in welche sie Helden des Romans versetzt ist, haben ganz das anfangs unbestimmte Dunkel, auf dessen Enthüllung der Leser begierig wird. Obschon im Grunder der Charakter der Fürstin ein Ding der Unmöglichkeit ist, so gefällt doch diese phantastische Lebendigkeit ihres buntscheckigen Wesens. Sie ist bald eine vollkommene Künstlerin, bald eine ausgemachte Intriguantin, bald eine Heldin der Schwärmer und Verliebten. Bis solcher beherrscht sie einen Englischen Tory, Sir Frederick Montram, indem sie theils die Schwäche seines Weibes, theils seine eigene Eitelkeit zu benutzen weiß, und ihn für ihre politischen Pläne gewinnt. Der Forschritt des eigentlichen Romans im Romane wird durch manchertei Episoden im Gesprächsform unterbrochen, und in diesen Conversationen gefällt sich die Verfasserin einmal wieder recht in der Einmischung fremder Wörter, die ebensalls von Affectation zeugt.

Die in Gesprächsweise eingeflochtenen Charaktere sind eben so zahlreich als kunterbunt durch einander gemischt. Endlose Unterhaltungen lassen oft auf nichts hinaus, als ein bon-mot, auf farbastische Beredsamkeit, auf konstruirende Wortspielerei. Im Lebendigkeit fehlt es indessen der Darstellung eben so wenig, als an glänzenden Bildern und häufigem Scenen-Wechsel.

Damit der Leser mit eigenen Augen schaue, enthehen wir dem Werke einzelne Stellen. In einer Theater-Loge finden wir eine Gesellschaft Fashionables beisammen:

Unter ihnen war Lord Allington die hervorragendste Person. Er gehörte zu den Männern, die nach einem vorgeschrieben Musterbilde „weder ein übereich Wort sagen, noch ein kluges Ding thun". Dazu bezeichnete den Mann der Umstand, daß sein Charakter den Verfall seiner äußeren Glücks-Umstände überlebt hatte, und er sagte über seinen Ruin so gut angenehme Bonmots als auf Diamanten, er habe seine Reichthümer nur seinem Witz geopfert. Seine Wechsel hatten keine Gültigkeit mehr, wohl aber seine Epigramme. Seinen Kredit verdankte er seinen bon-mots, obwohl er bei seinem Schneider keinen mehr hatte. Die Loge hatte er sich auf den Abend von einem alten dilettirenden Herzog geborgt; dieser war auch geworden und brauchte nur nur noch die Dürftige Ehre. Lord Allington hatte Einladungen für den Abend von dem ehrenwerthen Ehepaare, Herrn und Mistress St. Leger, die erst kürzlich vom Kontinente angekommen waren. Mit der Letzteren lebte er aus „petits soins", und zu Jenem, der „zu seinem Witz die Dummheit brachte", trieb ihn eine Art Justinkt".

Herr und Mistress St. Leger, ein ziemlich gewöhnlicher Schlag Menschen. Sie war eine leichte Waare und er ein Narr. Somit waren sie Repräsentanten einer sehr ausgebreiteten, zahlreichen Klasse in der gebildeten Welt. Natürlich trugen sie auch deren Fehler außer deren Vorzügen zu sich. Herr St. Leger hatte sein Vermögen im Handel durchgebracht und auf der Höhe seiner Glückseligkeits-Posse stehet. Außer anderen diplomatischen Aufträgen ward ihm auch die Ehre zu Theil, England an einem Deutschen Hofe vom dritten oder vierten Range zu vertreten, d. h. er wurde von dem damaligen Minister des Auswärtigen als außerordentlicher Gesandter beordert, an dem Deutschen Hofe eine Polonaise zu tanzen und Cotillons zu spielen. Da sie hatte er ein Einkommen, welches kaum des Ministerium Brüderchen überbot und womit das ganze frugale Kabinet des Belgischen Ministeriums salarirt werden könnte."

„Bentham würde gesagt haben, Herr St. Leger besäße die Kunst, seine Einkünfte auf ein Maximum, seine Verdienste auf ein Minimum zu treiben. Indeß bedenkt man, daß der Enthusiasm unserer Vorzüge nicht ohne angemessenen Einkommen an einem Deutschen Hofe leben könnte, wo die hohe Geburt unverweiblich ist und die hohe Geburt doch immer durch hohe Gehalte unterstützt werden muß.

„Inzwischen trat die Reform in's Leben und trotz aller überkommenen Rechte exstrectte sich die Reform bis auf dies „petit bout de ministère." Der ehrenwerthe Herr St. Leger durfte nicht länger auf den öffentlichen Geldbeutel klopfen, er mußte nach England zurückkehren und zusehen, auf welchen anderen Beutel sich klopfen ließe. Man mußte sich bemühen, einen Sitz im Hause zu erhalten, wenn man könnte, einen Sitz an einer guten Mitnags-Tafel erjielen, wo man könnte, und eine Loge in der Oper zu erwischen suchen, wenn man könnte. Während dessen stand es fest, in den Zirkeln nach Möglichkeit gegen ein System zu debattiren, das den Ruin der beiden Menschen veranlaßt hatte, es mochte wo der Nation gebilligt werden oder nicht."

„Die Mistress St. Leger hatte zu fremden Höfen und in Gesellschaft ausländischer Notabilitäten ihre Manieren so sehr abgeschliffen und aufgetrieben, daß sie sich wie Art Europäische Linguen Frauen angewöhnt hatte, dir für Lord Allington eine Quelle von Ergötzlichkeiten wurde. Ihre niedliche, aber etwas „chiffonirte" Gestalt und Gesichts-Linienmente, ihre Französische Taille, Italiänischen Gesten und Deutschen Formen hatten eine Anregung in Lord Allington zu Wege gebracht, die er selbst süßlichlicher Weise sür Neigung hielt."

— Wir theilen eine andere Stelle mit, an der und die „Fürstin" vorgeführet wird.

„Die Erscheinung der Fürstin in ihrer Opern-Loge nahm jetzt die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Man stellte es beim ersten Anblick, daß eine Dame war, welcher die Zustimmung der vornehmsten und bedeutendsten Personen im Uebergewicht einräumte. Ihre Gestalt war entrückt, ihr Antlitz ernst, ihr Haupt aufgerichtet, als wenn sie mit dem Ziegesinger eine Warnung andeutet. Ihr Anzug entsprach nicht dem Mode-Kostüm der Zeit, an noch Französischem Geschmack sich richtet. Als Wittwe eines Belgischen Fürsten, Reichsgrafen und Spanischen Grandes, hatte sie eine Kleidung gewählt, in welcher eine frühere Fürstin von Schaffenhausen (eine Verdorbenstirin der Gemahlin Philipp's V.) von Belazquez in einem Bilde dargestellt wurde, von dem noch jetzt eine Copie vorhanden ist."

„Ihr schwarzes faltenreiches Gewand lag nur um die Taille eng an, rund um den Hals schmiegte sich der Sadingas (eine alte Spitzen-Kranse). Am Gürtel, der mit Edelsteinen besetzt war, hing eine Schnur mit einem Rabin-Kreuze, das einen kirchlichen Orden als Abzeichen deutet. Den einen kräftigen Arm Agraffe, mitten auf dem Brust-Tuche befindlich, fielen einige Perlen-Ketten herab, deren jede einen Agnus Dei hielt. Ihr dunkelgoldenes Haar (ob falsch oder eigen, war die Frage) scheitelte sich über den dunklen Augenbrauen und fiel in wallenden Ringen auf die Schultern. An ihre Seite stand eine Dame mit schwarzem Band, und die ganze wunderbare Gestalt ward mehr anschwärzt, als umhüllt von der Spanischen Mantilla mit reichen schwarzen Spitzen, welche von ihrem seingeformten Antlitz bis unter hernieder flatterten. Während sie so da stand in aufrechter gebietender Stellung, neben der zurückgebliebenen Gestalt und dem schönen Angesicht ihres Englischen Freundes, war ihr scharf abgeschnittenes Profil wie ein Meisterstück der Legen-Wand, war das Bild in der That vortrefflich und fertig. Nur ein Leonardo Da Vinci fehlte, und es wäre vereinigt."

— Eine kurze Beschreibung des Nonnen-Klosters in Brüssel zeigt das Talent der Verfasserin von einer andern Seite.

„Auf das große Nonnen-Kloster zu Brüssel einen ganz anderen Anblick hat, als das zu Gent. Seine ragen düstern Klostergänge, zwölf an der Zahl, sind so wüst und einsam, als herrschte die Pest in diesen Räumen. Der Sturmwind des Zeitgeistes hat dies Institut in Brüssel gewissermaßen überspumgen; es ist verschont geblieben, obschon es in diesem Zeitalter nicht mehr angehört. Hier und dort sieht man an einem offenen Fenster-Flügel noch einen Blumentopf oder einen Vogelbauer, und einige dürre abgemagerte Schwester sitzt hinter dem-Gitterfenster in der zellenartigen Wohnung, und in den geweihten-Hallen des großen Mönchs-Klosters finden noch einige mildige Beider ihr Obdach; aber solche angenehme Beudoir-Wohnungen, wie sie die Mönche in Gent bieten, findet man hier nirgendwo."

„Die Mitglieder des Ordens, dem das Nonnen-Kloster zu Brüssel angehört, überleben den Wechsel des Zeitgeistes, durch den die Hauptstadt der Niederlande in politischer und religiöser Hinsicht erschüttert wurde. In jener Epoche, als die Frauen Heerd und Haus verließen, um sich einem unabhängigen Orte, von der Religion geschützt, einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Dinge zu verschaffen, die Artikelinterimen und andere heilige Schwestern für die größten Staats-Damen gehalten wurden, weil sie in der That über Staat und Politik ein wichtiges Wörtchen mitzusprechen hatten, ward auch das Nonnen-Kloster zu Brüssel gestiftet. Es geschah im Jahr 1250, und aber Jahre darauf erfreuten sich die Brüsseler Nonnen der größten Gnade und Gunst mit hohen Privilegien. Da die Regeln dieses Ordens von allen die leichtesten waren, so war der Andrang der Mädchen und Frauen sehr groß, und die Schwesterschaft zählte bald tausend Mitglieder."

„Im J. 1843, als der Reformations-Geist des sechzehnten Jahrhunderts das Gebäude der menschlichen Irrthümer erschüttert, und einige kleinere Abhirchlein abgeschafft wurden, während größere dem Sturme noch Trotz boten, drang der Geist der Neuerung auch in die stillen Gemächer der Bettel-Nonnen, und ein Calvinistischer Magistrat von Brüssel ließ das Kloster nebst der Kirche niederreißen. Die Schwesterschaft wurde zerstreut, die Capellen wurden der Erde gleich gemacht und wie Mönche und Nonnen ist auch so manches Gotteshaus überwacht der Erden und das Schlingkraut. Killein der Irrthum hat in der Geschichte der Menschheit eine Macht und ein zähes Leben, das der Wahrheit häufig fehlt, und im J. 1657 wurde die Kirche mit noch größerer Pracht wieder aufgebaut. Die Zellen wurden wieder gröffnet und gefüllt, und die mildigen Schwestern siehtbereten wieder an den Ort wie vor durch die Straßen der Stadt. Die fromme Galanterie der Einwohner gestel sich in dem guten Werke, zur Wiederherstellung des Klosters eine Summe von 331,318 Gulden beizusteuern."

„Dann kam die große Europäische Bewegung, welche durch die Französische Revolution angekündigt wurde, und im J. 1796 wurden alle Klöster in Belgien aufgehoben; nur die barmherzigen Schwestern erhielten sich, vermöge der Standhaftigkeit, die ihrem Geschlechte eigen ist, gegen den Sturm der Zeit. Sie behaupteten sich in dem alten Neste, und noch sind einige wenige Bettel-Nonnen-Klöster ihres Ordens für den Spott des gegenwärtigen Zeitalters übrig geblieben."

— Es ist schwer, von einem Werke, wie „Lord Lebonde, solche Ausgabe zu geben, welche die Mißvergnügte des Lesers befriedigen und zugleich dem Autor Gerechtigkeit widerfahren lassen. Deshalb wechseln wir lieber mit unseren Mittheilungen aus dem Roman, und geben schließlich noch einen Blick in die Deputirten-Kammer zu Brüssel. Einige von den in Brüssel anwesenden Engländern machen zusammen den Besuch in den Belgischen Kammer."

„Die Herren zogen vor, in der Kammer der Repräsentanten einer Sitzung beizuwohnen; einige staatskundige Tory-Damen, zu denen Mistress St. Leger gehörte, schlossen sich ihnen an. Es waren alle erprobte Besucherinnen der Herzoglichen Loge im Oberhause, und auch an den Lustzug im Hause der Gemeinen zu London waren sie gewöhnt, so hatte die Sache nichts auf sich."

„Ueber die Eleganz und Bequemlichkeit der schönen Tribüne, auf die man sie führte, höchlichst erfreut, fühlten sich die vorsitzenden Staats-Damen gar sehr aufgeregt, den Berathungen, die bereits begonnen

Digitized by Google

hatten, ein gnädiges Ohr zu leihen. Einige junge Mitglieder der Kammer, die, dicht vor ihnen sitzen, jogen besonders ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese wandte sich jedoch alsbald auf den Redner, der beim Eintritt der Englischen Damen das Wort hatte. Die Beredtsamkeit des Mannes wurde für einen Augenblick gestört, denn er gehörte zu denen, welche sie das leidige Geschick eines weiblichen Mundes ein gutes Ohr haben. Die Tonsur auf seinem Haupte, die Clerical-Kleidung, die von bester Toilette war, sein ton patelin und der schlaue Seitenblick seines Auges zeigten genugsam, daß der Mann den Dienst der Kirche und den Dienst bei den Damen gleich versehen. Es war der Abbé de F., der geistliche Director und „vert-vert" der „Dames Anglaises du Bruges", der bei esprit der Englischen Gesellschaften in jener Stadt und in Brüssel."

„Seltsamer Weise war der Gegenstand seiner Beredtsamkeit ein Weib, und seine Rede war, obschon es sich dabei um Persönlichkeiten handelte, interessant genug, um die Aufmerksamkeit der Engländer zu fesseln, welche, wie Horace Walpole, „nimaiant les noms propres"; und welche sich augenscheinlich fühlten, den Redner mit einem „Hört, hört!" aufzumuntern.

„Sobald der Abbé seinen Sitz wieder eingenommen hatte, erhob sich das Mitglied für Brügge. Eine allgemeine Ruhe herrschte plötzlich im ganzen Saale. Herr Jullien sprach nie, ohne die Gemüther für seine Ansicht zu stimmen. Scharf, bestimmt, witzig und hinreissend, glich seine Rede einem Epigramm, das mit logischer Consequenz durchgeführt wird. Seine Eloquenz hatte jenen Charakter der Heiterkeit und des Muthwillens, welcher den Franzosen Vertheidigungen regen ist. Sie bemächtigte sich Herr Jullien mehr durch die Form als den Gehalt seiner Rede der Gemüther, und es herrschte im Hause, als er seine Erwiederung auf des Abbés Philippika beendet hatte, jene „grande hilarité", welche, in die Sprache der Englischen Journale übersetzt, „unbändiges Gelächter" heißen würde.

„Lady Frances und Mistreß St. Leger amüsirten sich nach Herzenslust. „Wissen Sie wohl," sagte die Letztere, „daß man sich hier weit besser unterhält, als in einem von unseren Häusern?" — „Ja," erwiederte Lady Frances, „man entwürft sich dort auf eine klägliche Weise." — „Und dann," fuhr Jene fort, „welche feine frische Luft schöpft man hier in der prächtigen Loge, man sieht sich um, und wird gesehen. Die Tribüne von St. Stephan ist ein wahrer Luftzug und ein Rauchfang dazu, es ist abscheulich!" — „Und außerdem," setzte Lady Frances hinzu, „sich mit schwarzem Thee und Talglichtern traktiren zu lassen, um einige junge Mitglieder, angehende Kandidaten für unsere Soirées und Diners, reden zu hören!" — „Kommen Sie fort!" sagte Lord Rudorf entschieden, „das ist hier antinational zu, oder noch schlimmer, demokratisch und revolutionair."

„Und doch", sagte Lord Montressor, indem er das schöne Gebäude und die treffliche Einrichtung und Benutzung der ganzen Raumes bewunderte, „dies ist ein herrliches Bauwerk! Ich kenne in Europa kein Opern-Haus, das es an Eleganz übertrifft, und wenn die Regierung ihre Autorität wieder gewinnen und diesen Jacobiner-Klubb schließen, so wird es einen delicioſen salon de spectacle abgeben. Hier sind Privat-Logen, sehen Sie, und dort das Parterre für das Publikum. Wie soll gedrängt es da sein!" — „Das ist die Kanaille, vermuthe ich", fügte Lord Rudorf hinzu, „stehen Sie nur die Männer in Blusen und die Weiber in der Lumptracht!" — „Ja wohl! Aber sehen Sie die hübschen Schleifen, die sie tragen; ich möchte schwören, das ist ein „noeud d'Herbault" auf dem „claque de paille de ris!" sagte Herr St. Leger."

„O, sehen Sie dort die Nonne mitten unter der Menge!" rief Lady Frances. „Ich habe noch nie eine wirkliche Nonne gesehen, obwohl ich auf dem Masken-Ball der verwittweten Lady Lansdowne in solchem Kostüm erschien." — „Das ist eine darmherzige Schwester vom Bettel-Orden", sagte Lord Montressor. „Ich habe mir oft vorgestellt, ein Ballet von solchen schwarzen Frauenzimmern aufgeführt in sehr grotesquen Stil, müßte sehr spaßhaft sein. Es würde sich in „Robert der Teufel" sehr gut ausnehmen." — „Ja!" sagte Lord Rudorf. „Sie haben Alle die arme Nonne so angestarrt, daß sie sich umdreht. Sie ist fort. Man sollte denken, sie könnte gar nichts sehen unter dem Wetterdach von Giersteinen." — „Hm!" brummte Lord Montressor. „Ich habe so meine ganzbesondern Gedanken über diese Schwesterschaft. Ich bin ein Mal dagegen. Ihre Gnaden, Lady Frances, auf eine darmherzige Schwester Jagd machen. Es ist noch nicht lange her." — „Ei, da steht ja Sir Frederick, glaube ich!" sagte Mistreß St. Leger, „er steht in dem Hausen, wie einer jener Pilaster. O! jetzt sieht er uns, und bemüht sich, durchzukommen!" — „Lassen Sie uns ihm entgegenreiten", sprach Lady Frances mit boshaftem Lachen, „ich habe ihn nicht gesehen, seitdem ich die Fürstin bei ihm einführte."

An anderen Stellen zeigt die Verfasserin eine große Kenntniß der Belgischen Zustände, für die sie sich, wie es scheint, sehr lebhaft interessirt. Die Novelle mag zu den gewandtesten Werken von Lady Morgan gehören, die schönste können wir sie nicht nennen. Es spricht sich hier zu oft eine Selbstgefälligkeit aus, die sehr unangenehm wirkt. (A.)

Bibliographie.
Contributions to the botany of India. (Beiträge zur Indischen Flora.) Von Wight. 7½ Sh.
Lectures on the corruption of Christianity. (Vorlesungen über das Verderbniß der Christenheit.) Von Vaughan. 10½ Sh.
Tough Yarns. — Schiffs-Erzählungen und Skizzen, nebst Holzschnitten von Cruickshank. 10½ Sh.
Sketches from a youthful circle. (Erzählungen aus einem jugendlichen Kreise.) 4½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Norden und der Süden. Das große Gesetz des Gleichgewichts, nach welchem die Völker des Nordens und des Südens sich gegenseitig die Wohlthaten der Aufklärung mittheilen, ist auch noch in unseren Tagen daſselbe, welches es früher war. Der Norden, der in allen Zeiten zuletzt von der Civilisation aufgesucht worden ist, scheint dazu bestimmt zu seyn, dieser Civilisation einen höheren Grad von Vollkommenheit zu geben, sie mehr Energie und Kraft zu verleihen, die Menge ihrer Strahlen zu vermehren und sie später auf den stationairen Süden zurückzuwerfen, der zwar die Wiege ist, in welcher diese Bewegung sich bildete, der selbst aber diese Bewegung zu einer größeren Vollkommenheit nicht zu führen vermochte. Diese Erscheinung ist eine mit Nothwendigkeit. Man findet sie überall; gleichviel, ob auf einem größeren oder einem kleineren Raume; — sie beherrscht die alte, wie die neue Geschichte! Der erste Lichtstrahl ging von Indien aus, vielleicht gar von China, durchschritt sodann Assyrien, Phönicien, Judäa, Persien, Klein-Asien, zündete in Griechenland und wanderte immer weiter nach Norden. Da die letzten Gegenden, welche der Strahl erreichte, eine von anderen Völkern bereits genährte Civilisation, eine schon groß und reich gewordene Aufklärung, Künste, die sich immer mehr und weiter vervollkommnet hatten, und Wissenschaften, die im Verlaufe der Zeiten heranzuwachsen waren, erhielten, so haben sie auch vor den ersten Gegenden einen entschiedenen Vorzug. So wanderte das Licht von Süden nach Norden (in Europa wie auch nach Westen), indem es sich immer weitere Bahnen brichte, ein immer breiteres Bett sich bildet, seinen ersten Strahlen verliert, sondern sie im Gegentheil vermehrt, nach Maßgabe der verschiedenen Stufen der Vervollkommnung, zu denen der menschliche Geist sich erhebt. — Daſselbe Verhältniß findet sich in der neuen Geschichte. Rom, Byzanz, beide durch Griechenland civilisirt, eivilisirten wieder Gallien, Britannien und Germanien, bis auf die nördlichsten Inseln, die einmerrische Finsternisse einhüllen. Selbst im Einzelnen ist die geographische Geschichte der Civilisation diesem höheren Gesetze unterworfen. Der Glanz Spaniens unter den Arabern, und der der Provencalen im Mittelalter bat dem, was das Europäische Leben Vorzügliches hat, sein Entstehen und sein Nahrung gegeben. Wenigsten und das mittlere Gallien waren, trotz der Nähe jener, in Barbarei versunken; England war es noch mehr. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse verändert; der Süden und der Norden haben gleichsam ihre Rollen vertauscht: der letztere hat die Lehren jenes so wohl benutzt, daß er ihm zuvorgekommen ist. Den Norden ist jetzt die Industrie in ihren verschiedenartigsten anziehenden Entwickelungen; den Osten hat der Künste hat er sich bemächtigt, und er hat sie mit mehr Wissenschaft und Energie, als der Süden, wenn auch nicht mit der nämlichen Phantasie und Anmuth ausgebildet. Die Musik gehört Deutschland an; und selbst die Bildhauerkunst hat in Dänemark, im Norden des civilisirten Europa, ihre ersten Meisterwerke in der Gegenwart gefunden. Scandinavien und Finnland widerstehenden der Civilisation, durch ihre geographische Lage, durch die Rauheit ihres Klimas, durch die Unfruchtbarkeit des Bodens, — ein Hinderniß, welches unüberwindlich schien. Und dennoch sind Schweden, Dänemark, Island und Norwegen weiter vorgeschritten, als einzelne Theile Spaniens und Italiens! Eine gemäßigtere, gleichmäßigere Regierung, beherrschte sie; die Macht der Einsicht ist dort aufgeklärter, verständiger und energischer, die Ausübung des Volkes sind gerechter und sittlicher. Die Civilisation hat hier nützlichere Früchte, angemessener der Lage und der inneren Beschaffenheit jener eisigen Länder, hervorgebracht. In der revolutionairen Bewegung der Nationen Europa's haben jene Völker langsam, aber verständig und mit Festigkeit fortgeschritten; sie haben es verschmäht, Throne umzustürzen und Reiche zu zerstören. Auch Rußland hat sich seit Peter dem Großen der Europäischen Civilisation zugewendet, und es kann auch nur in der ruhigen und allmäligen, aber verständigen und festen Anerkennung dieser Civilisation eben so sein selbst eigene Zukunft haben. Alles es zugleich berufen scheint, die Strahlen der Aufklärung nach dem Oriente, von wo diese ausgegangen ist, zurückzuleiten. (F. P.)

— Das Leben in Korfu. Nach einem heißen schwülen Julitage pflegt man in Korfu, wo in diesem Monate besonders die Hitze äußerst drückend ist, den Abend recht heiter und vergnügt zuzubringen, indem man sich auf ein Sopha niederläßt, mit einem Bande von Byron's Werken in der Hand und einem Glas Gefrornem auf dem nahestehenden Tische. Zwischen neun und zehn Uhr beginnt sich alle Welt aus den engen, von der Hitze durchglühten Häusern hinaus in das Freie, und werden wir uns hier ein wenig ausdrücken der Strada Reale, so finden wir die bunte Menge in kleinen glücklichen Familien-Gruppen um die Tische unter den Hallen versammelt, wo die Männer Cigarren rauchen oder zur Guitarre singen, und die Frauen bei einem Glase Limonade lustig und fröhlich scherzen und lachen. — Die Gerichtsscenen dauern wissen nichts von unserer sogenannten Feinheit, und es erschient daher besonders den hier sich aufhaltenden Engländerinnen auffallend, daß Jene es sich gar nicht träumen lassen, als könnte es irgendwie für gemein gehalten werden, außerhalb des Hauses in öffentlicher Gesellschaft mit ihren Männern und Vätern so laut zu scherzen und zu jubeln; denn hier hört man die ersten und vornehmsten Damen der Stadt in den munteresten und ungezwungensten Späßen sich unterhalten, während die Englische Lady langsam auf und ab einherspaziert, indem sie sich sehr gern auch für wenige Minuten auf eine ähnliche Weise erholen möchte, ihrem innerem Drange aber Zwang anthut, um nur nicht gegen den tyrannischen Anstand zu verstoßen.

(Sketches of Corfu.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 39); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Mittwoch den 4. Februar 1835.

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

Von einem Französischen Reisenden.

Es war im Jahre 182⁴, dem Jahre, in welchem die Bewunderung und das Interesse Europa's an dem noch nicht beendigten Kampfe der Spanischen Kolonieen gegen ihr Mutterland den Gipfel erreicht hatten, als auch ich, wie so viele Andere, auf's lebhafteste für das Heil der neuen Republiken entzündet, nach diesem Eldorado der Freiheit abgesegelt war und mich zu Buenos-Ayres befand. Man genoß dort mit sich der gepriesenen Summe von Freiheit. Jeder wollte Präsident seyn und Jeder war es der Reihe nach; manchmal war es auch Keiner, und die Republik, an diese Zwischenakte gewöhnt, befand sich darum nicht schlimmer. Von den prahlerischen Proclamationen der immer wechselnden Gewalthaber und den vier Revolutionen, die sich seit meiner Ankunft Schlag auf Schlag gefolgt waren, ermüdet, und von einer Flinte, die man für den nächsten Monat anfündigte, bedroht, beschloß ich, mich aufzumachen und eine wenigstens momentane Ruhe in einer entfernten Provinz zu suchen. Als die zweckmäßigste für diesen Plan erschien mir Entre-Rios und besonders die Hauptstadt ja Bajada. Sie war wedre zu nah noch zu weit entfernt, höchstens achtzig Meilen von Buenos-Ayres, und achtzig Meilen sind in Amerika Nichts. Ehedem lebten die zehn Tausend Einwohner dieser Provinz auf einem ungeheuren Flächenraume zerstreut, in mäßigem Wohlstand, von ihrem Vieh und wenigem Ackerbau — zu der Zeit aber, von der ich spreche, lebte der größte Theil in den Tag hinein und ließ den Himmel für seinen Unterhalt sorgen. Die eine Hälfte des Jahres lebten sie von Wasserpfirsichen und Orangen, und die andere von fremdem Gute, da lo ogono, wie sie es selber nannten. Ich fürchte, daß auch noch gegenwärtig in ihrem Unterhalts-System keine merkliche Verbesserung wird eingetreten seyn. Einzelne der kleinen Schiffe, die zwischen Buenos-Ayres und Corrientes Handel treiben, landeten bisweilen bei Bajada an, das auf dem linken Ufer des Parana liegt, Santa Fé gegenüber, und laffen ein Paar Piaster in dem Dorfe sitzen; auch sind die Bajadanos die Glücklichen, vom Schicksale Begünstigten in der Provinz und brauchen nur selten ihre Zuflucht zum jähen Fischen der Strauße zu nehmen, wie es ihre minder bevorzugten Mitbürger aus dem Lande gar oft thun müssen.

Am Abend vor meiner Abreise wurde ich vom Minister des Innern, dem ich bekannt war, beauftragt, einen amtlichen Brief an den Gouverneur von Entre-Rios, Don Geronimo B... mitzunehmen; mit einem Paße versehen, schiffte ich mich auf einer Goelette ein, die noch an demselben Tage unter Segel ging. Wir fuhren langsam den majestätischen Parana hinauf, und warfen an neunten Tage Morgens vor der Hauptstadt von Entre-Rios Anker.

Ein halb Dutzend zerlumpter Kinder und ein Paar Gruppen Gauchos in ihren Ponchos, und mit ernster Miene ihre paierne Cigarre rauchend, standen am Ufer und sahen unsere Ausschiffung mit an. Gleichgültig ließen sie uns vorübergehen, und begnunnen von neuem wieder in ihre Trägheit und in Maßlosigkeit, während ein Paar Esel hinausliefen, auf dem La Bajada erhant ist. Es war gerade die Stunde der Siesta und die Straßen leer. Zwei oder drei alte Weibergesichter, die das Geräusch unserer Ankunft an die Fenster gelockt, und die sich nach befriedigter Neugierde alsbald wieder zurückzogen, war Alles, was uns Menschliches vorkam. Ganz allein gelangte ich auf den großen Platz, der in allen Dörfern des Spanischen Amerika den Hauptpunkt ausmacht, nur von einigen Hunden verfolgt, die ich auf ihrem Schlafe gestört und über Laune gemacht hatte, und die nun den Schwanz zwischen den Beinen, Rache nehmen und mir in die Waden beißen wollten. Hier nun suchte ich mich zu orientiren: auf einer Seite des Platzes erkannte ich den (Saal) Cabildo, an dem ungewöhnlichen Luxus eines zweiten Stockwerks, das sich ziemlich dicht über dem Erdgeschoß erhob, und an dem Balkon, der Bühne der Anredern an das Volk und übrigen Expectorationen von Seiten der Regierenden in den patriotischen Jubel- und Wonnetagen; gerade gegenüber stand eine kleine Kirche von so mauterlicher Bauart, daß alle Schilderung dergleichen zu wenig wäre; auf den beiden andern Seiten waren Häuser mit schattige Gärten, Orangen-, Oeldäume und Feigen. Ein Gaucho ging vorüber; ich bat ihn, mir zu sagen, wo der Gouverneur zu finden sey. Ohne mir einen Blick zu schenken, deutete er mit dem Daumen nach der Seite des Cabildo hin und ging seines Weges weiter. Ich ging auf den Cabildo zu.

Ohne daß mir Jemand entgegen kam, trat ich im Erdgeschoß in ein dunkles Zimmer ein, in welches der Tag nur durch die Thür hereindrang; der Thür gegenüber stand ein langer Tisch, mit der einen Seite an der Wand, um die anderen drei Seiten herum drei Personen, Rillschreibern beschäftigt, geschnittenen Taback in Papier einzurollen. Auf dem Tische durcheinander lagen einzelne Blätter weiß Papier, ein Schreibzeug ohne Federn, Stummel von halb verkauchten Cigarren, und ein schmieriger Brief, der wahrscheinlich der Gegenstand der Berathung gewesen war; ein zerbrochener Stuhl machte das übrige Kameelement aus. In der einen dieser drei Personen, einer großen, hagern, knochigen Gestalt, in einer rothen gestickten Weste, die durch einen beträchtlichen Zwischenraum von den Beinkleidern getrennt war, erkannte ich, nach dem Bilde, das man mir von ihm entworfen, Seine Excellenz den Herrn Gouverneur der Provinz, Don Geronimo B..., die zweite, mit glatt anliegendem Haar, in einem Ueberrock mit großen Krägen, Schnitt und Farbe namenlos — war Seine Excellenz der Minister der auswärtigen Angelegenheiten; die dritte, eine kleine widerliche Mißgeburt in geistlicher Kleidung, einen leichten Poncho um die Schultern, war der Pater Las Piedras, Ex-Franziskaner von Buenos-Ayres, Ex-Redacteur oder Directeur von sieben Journalen, der sich nach Bajada, in Folge, ich weiß nicht welcher Revolution, in die er verwickelt gewesen, geflüchtet hatte. Ich befand mich demnach allen Autoritäten der Provinz gegenüber.

Don Geronimo nahm wir meinen Paß ab, den ich ihm offen überreichte, betrachtete einen Augenblick das Siegel der Republik, das darüber stand, dann den Polizei-Stempel, betrachtete ihn von der andern Seite, hielt ihn dann zwei Minuten lang verkehrt, reichte ihn dann seinem Minister hin und sagte: Lesel.

Der Minister begann mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen: Nation, Franzose; — Gesichtsfarbe, weiß; — Stand, unverheirathet; — Alter, fünfundzwanzig Jahre; — Augen, schwarz...

„Genug!" rief Don Geronimo. „Augen schwarz, ist hinlänglich; die Identität ist anerkannt!" und bot mir die Cigarre an, die er eben gerollt.

Ich nahm seine Gabe mit der einen Hand an, und überreichte ihm mit der anderen das Schreiben der Regierung, das ich an ihn zu überbringen hatte. Es wanderte wie der Paß in die Hände des Ministers, der es erbrach und mit lauter Stimme verlas. Es war eine Art von Proclamation, im geschraubtesten diplomatischen Stile und mit aller Pomphaftigkeit Spanischer Grandezza abgefaßt.

Als der Minister fertig war, rief Don Geronimo aus: „Que quiere decir, eso? Vaya! Glauben Sie etwa, daß ein ehrlicher Ehrsthemmensch solch' verdammtes Kauderwelsch verstehen kann? Das sind die Ausländer, von denen sie all' diese patranas del demonio lernen."

„Es ist noch ein Postscriptum," sagte der Minister; „erlaubt: Mein lieber Gouverneur; Sie brauchen das Vorausstehende nicht erst lange zu lesen; die Regierung will Ihnen nur mit einfachen Worten sagen, daß sie auf Ihren Patriotismus und im Nothfalle auf Ihre Unerschrockenheit zählt. Leben Sie lang und glücklich."

„Das laß' ich mir gefallen. Das kann man doch verstehen!" rief Don Geronimo, wie von einer großen Last befreit.

Mit diesen Worten uns nun in ein Gespräch ein. Die Nullität des würdigen Gouverneurs war über allen Ausdruck, obgleich es ihm nicht an einer gewissen Pfiffigkeit fehlte, die sich dem Talent gegenüber wie der Instinkt zur Vernunft verhält. Er hatte sich in seinem Posten zu erhalten gewußt, in einer Zeit, wo ein Geschicktever vielleicht gescheitert wäre. Die geographische Lage seiner Provinz, zwischen Santa Fé einer Theile und Buenos-Ayres andern Theile, das heißt, zwischen den beiden Heerden des Föderalismus und Unitarismus, brachte ihn unaufhörlich, so zu sagen, zwischen Thür und Angel. In dieser schwierigen Lage war Don Geronimo's einziges Hülfsmittel eine Art von Justizmilizen eigener Erfindung gewesen. Wenn Buenos-Ayres zwanzig Rekruten von ihm verlangte, so schickte er sechs, und verdoppelte sich darauf, daß zum Kriege taugliche Leute in seiner Provinz sehr selten wären. Erging eine ähnliche Requisition an ihn von Santa Fé aus, das er mehr fürchtete, so schickte er zwölf und versprach, die übrigen mit der nächsten Gelegenheit nachzusenden. So entrichtete er seinen Tribut nach beiden Seiten hin, und lebte zufrieden in friedlichem Vernehmen mit diesen undequemen Nachbarn.

Zuerst sprach er mit mir von Napoleon; dann führte ihn der Stil der Proclamation, die er eben vernommen, durch eine natürliche Ideenassociation auf das Kapitel über die Fremden, die ohne Unterlaß in das Land kämen, und er sprach seine Ansicht darüber sehr unverholen aus. Don Geronimo sah in diesem Zufluß das Verderben und den Untergang der Republik: „Das Land ist gut", äußerte er, „aber es gehört nicht uns, sondern den Fremden. Ich war der einzige in Bue-

Digitized by Google

jada.) Die Fremden sind die Heuschrecken, die den Korn Land das Mark des Vaterlandes verzehren; ch' die Ketzer bieher kamen, und unser Leder und unser Weib wegfährten, galt ein Ochse einen halben Piaster; gegenwärtig kostet er sieben Piaster, und es ist gar nicht abzusehen, wo dies ein Ende nehmen wird."

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Pater Las Piedras beschäftigten mit einem Plicken des Kopfes diese politisch-ökonomische Bemerkung. Eine übrigens auch anderwarts rege Furcht bewegte alle Drei. Die erwartete Erscheinung des berüchtigten Kometen von 1832 war ihnen bekannt, und auch die Drehung von wegen des Untergangs der Welt, den er bedeutsthen sollte. Diese Weissagung, die, wie ich glaube, ihren Ursprung in Deutschland hatte, war end ich von Watt ze Watt bis in die Journale von Buenos-Ayres gekommen, und von da in alle Winkel und Enden der Republik, und die Ursache unendlicher Sorgen und Aengsten geworden. Ich hörte, wie man in den abgelegensten Dörfern des Innern, von deren Existenz die Geographen keine Ahnung haben, mit Grausen und Entsetzen davon sprach, und alle meine Bemühungen, die Zagenden zu beruhigen, blieben ohne Erfolg.

Die Stunde der Siesta hatte schon längst geschlagen. Den Geronimo erlag einem unwiderstehlichen Gähnen, nahm den schmierigen Brief, der auf dem Tische lag, Recke ihn in die Tasche und stand auf, sich schlaten zu legen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Pater Las Piedras thaten desgleichen. Ich hatte in Folge einer Einladung von ihrer Seite gerechnet, der gastfreundlichen Sitte des Landes gemäß; aber ich sah mich in dieser Erwartung getäuscht. Allein zurückgelassen, ohne Obdach, nahm ich meinen Platz unter einem Baume, neben einigen Gauchos, die auf der Erde in ihren Ponchos hingestreckt lagen und schnarchten. Als die Siesta vorbei war, fand ich mich ohne Mühe ein kleines Zimmer, mit der Aussicht nach dem Platz, für ein paar Realen wöchentlich.

Bald standen alle Häuser in Bajada zu meiner Disposition, nach dem Ausdruck des Landes; ich konnte meinen Kopf in alle Fenster hineinstecken und in alle Thüren eintreten und war gewiß, mit courtoisen aufgenommen zu werden, das heißt ohne Feindlichkeit, als Freund. Es scheint nicht unpassend, hier die Art und Weise anzugeben, die man zu befolgen hat, um sich mit aller Welt in den kleinen Städten der argentinischen Republik zu befreunden: sie ist einfach und leicht in der Anwendung. Augenommen, man fängt an Ende einer Straße an; man klopft der einen Thüre, das völlig abgetreten erscheint; hierauf schreit man mit starker Stimme: Ave Maria purissima! — Sin pecado concebida! Pase Vmd. adelante. (Gelobt sey Maria die Reine! — Die Unbefleckte! Herein!) antwortet eine Stimme von innen; die Thür geht auf, und ein menschliches Wesen erscheint auf der Schwelle; man tritt herein, und da die Zeit für die Bewohner des Hauses auch nicht im mindesten kostbar ist, so einen Werth hat, so bleibt man vier Stunden lang, raucht, schwatzt und speist Wasser-Melonen mit ihnen, wenn die Jahreszeit dafür ist. So hat man schon ein Haus zu seiner Disposition. Beim nächsten gewahrt man am Fenster ein junges Mädchen, das dem Schwärmen der Fliegen auf der Straße zusieht. — Ist es Negig, bereits zu treten, die Jungfrau? (Spanischer Stil). — Y porque no, señor? Warum nicht, mein Herr? — Glücklicher Einfall des goldenen Zeitalters! Und wahrhaftig, warum nicht? Welcher Grund kann vorhanden seyn, einem Manne die Thür zu verdrieten, der Lust hat, einzutreten? Im Lande des Despotismus mache man ihr einen zweyten dreifachen Vorschlag. Sie man übrigens mit endlosen Umschreibungen umhüllt. Warum nicht, mein Herr? wird sie wieder antworten. So führt man fort bis zum anderen Ende der Straße; dann biegt man in eine andere; und wenn man sich fleißig daran hält, so kann man am zweiten Tage heraus seyn.

Wahrhaftig! ich hatte alle nur erwünschten Garantieen der Ruhe und der Eintracht der Wagen in diesen friedlichen Dörfe; des Schlummers süße Gewalten schienen darüber ausgebreitet; und doch stand es in den Sternen geschrieben, daß mich auch hieher noch die Revolutionen verfolgen sollten. Don Geronimo's weise Politik hatte die Stelleme vergebens zu beschwören gesucht, die in der Ferne aufstiegen; sie sollten sich über seinen Haupte entladen.

Unter seinen Bäumen befand sich zur Zeit ein grundschlechtes Subjekt aus Buenos-Ayres, ein Taugenichts, dessen Nichtsnutzigkeit angedoren erschien und der an allen politischen Unruhen der letzteren Zeiten Theil genommen hatte. Seine Familie, die ziemlich einflußreich war, hatte ihn wohl zwanzig Mal aus den Verlegenheiten herausgezogen, in die er sich unaufhörlich stürzte, endlich aber ihn ausgegeben und verlassen. Die Polizei, um der Aufsicht über ihn überhoben zu seyn, hatte ihn ersucht, nach Bajada zu gehen und dort bis auf neue Ordre seinen Wohnsitz zu nehmen, mit einer besonderen Empfehlung an den Gouverneur.

Aguirre, so hieß der Edle, wurde die Zeit lang auf einem Schauplatz, der zu eng war für seine Talente, und es sah sich auf's eifrigste nach einer Gelegenheit um, die seiner Schlechtigkeit einen passenden Stoff darbote. Ich hatte ihn zwei oder drei Mal in Buenos-Ayres gesprochen, und der Zufall, oder die Kleinheit und Enge von Bajada vielmehr, ließ mich ihm am ersten Abend nach meiner Ankunft begegnen, gerade als ich mich in meine Hütte begeben wollte, um meine Mahlzeit einzunehmen. Er erkennt mich auch der Ferne, läuft auf mich zu, schließt mich in seine Arme, drückt mir seinen Kopf über die Schulter und raucht mir mit den Händen in den Rücken.

„Amigo! endlich sieht man hier eine Christenseele, mit der man ein Wort reden kann! Was Neues im ganz Paraiso?" — „Nun", sage ich ihm außer Athem und puste meine Kravatte wieder zurecht, „die Republik hat eben eine Schlacht gegen die Brasilianer gewonnen." — „Viva! die Zidalgos haben tüchtige Prügel gekriegt, nicht?" — „Wie viel Truppen waren in der Schlacht?" — „Funfzehnhundert von der einen Seite, zweitausend von der anderen." — „Teufel! das Ding konnte dich gut werden . . . und wie viel Todte?" — „Zehn auf Seiten der Zidalgos, und drei Verwundete bei den Truppen des Vaterlandes; die ganze Stadt schwamm in Festlichkeiten, als ich abreiste." — „Ah! das muß köstlich gewesen seyn!" — „Ganz außerordentlich! ich erinnere mich nur der Inschriften, mit denen man die Seiten des Altars des Vaterlandes zeziert hatte. Die eine lautete: „„Schwindet in Vergessenheit, ihr Schlachten von Marengo und Austerlitz; ein einziger Tag der Ehre und der Freiheit hat eure Namen dem Nichts überliefert!"" Eine andere: „„Europa, du bist stolz auf die Jahrhunderte deiner Civilisation und nennst Dich die Königin der Welt; aber Amerika, du ragst empor über Europa, wie die ewigen Gipfel der Anden emporragen über die niedrigen Spitzen der Schweizerberge."" — Wenn Sie erlauben, so gehe ich nun zum Essen." — „Ich verlasse Sie nicht; ich esse mit Ihnen, de confianza, wie Unter Freunden werden keine Umstände gemacht."

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Venedig, nach Herrn von Haussez.

(Schluß.)

III.

Kunstliebhaber und Kenner finden hier reichen Genuß in den öffentlichen und Privat-Bilder-Gallerieen, in denen die Meisterwerke der größten Maler aus der Venezianischen Schule vereinigt sind. Einzelne Bilder sind wohl erhalten; für die meisten wird schlecht gesorgt, oder vielmehr gar nichts gethan. Man geht auf ähnliche Weise mit ihnen um, wie mit den Palästen, in denen sie hangen; manche bedürfen nur kleines neuen Firnisses, andere eines Rahmens — aber nein, auch das wird ihnen verweigert.

Es leben in Venedig noch geschickte Maler genug; um aber nur ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen, müssen sie ihr ganzes Talent auf das Anfertigen jener alten Gemälde verwenden. So haben sie sich mit großer Geschicklichkeit auf Fernheit der Kunst zu eigen gemacht, sogenannte Original-Gemälde zu verfertigen, die den echten bis in die verdrießlichen Farben dinein genau ähnlich sehen. Von diesen Malern rühren die vielen Original-Gemälde in den Europäischen Sammlungen, besonders in den Englischen, her, die leichtgläubig als solche angenommen und theuer genug dafür ausgegeben werden.

Die Stadt hat sechs Theater, und stehen aber acht Monat ist kein Schauspiel.

Die Kirchen sind die hervorstechendsten Gebäude in Venedig; für sie wird am meisten gesorgt und sie sind am besten erhalten. Sie allein gehen noch eine halbe Ihr von seinem Reichthum. So viel Marmor, Jaspis, Porphyr und Granit, so viele Gemälden und andere Zierden sind daselbst zusammengehäuft haben; und mag dies Geld nun vom Staate, oder von den Cooperationen aufgebracht, oder von Einzelnen hergeschossen worden seyn — es wird ein Zustand äußeren Glückes und Wohlstandes hierdurch bekundet, der in unseren Tagen durch Nichts Verwerfliches werden könnte, ja der kaum sogar gegenwärtig Nichts eine Vorstellung zu geben im Stande wäre.

Das Arsenal ist sehr geräumig und von trefflicher Einrichtung. Seine bedeckten Räume, seine Magazine, die Rüstkammer, der Modell-Saal — Alles ist im großen Stile gedacht und ausgeführt. Jetzt steht das Alles unbenutzt. Ein Fremder kann nicht glauben, die Absicht Heinrich's IV., die er in allen seinen Kriegen getragen und der Venezianischen Republik, als ein Zeichen der Anerkennung ihres festen Treuals Bundesgenossin, zum Geschenk gemacht hatte, hier im Augenschein zu nehmen. Am Eingange-Thore des Gebäudes erblickt man drei kolossale Löwen aus Marmor, die ehemals den Piräus geschmückt und die die Venezianer als Siegs-Trophäen mitgebracht hatten. Venedig ist dahin, wie Athen. Wo werden nun die Löwen hinkommen?

An die Stelle der ehemaligen aristokratischen Regierung ist eine Municipal-Verwaltung getreten; es scheint aber für Niemand etwas Kostendes zu haben, eine Stelle dabei zu bekleiden. Die alten Namen werden nur mündlig auf, den Straßen-Ecken genannt. Es gesteht Venedig ist nur noch der Hauptort einer Oesterreichischen Provinz. Es hat seine Gesetze eingebüßt. Und mit Allem würde sie auch die Erinnerung an ihre ehemalige Macht schon längst eingebüßt haben, wenn nicht noch die Bitterkeit, die sich einmischt, das Ferment hergäbe, sie täglich neu zu erwecken.

Der Umfang des Staates hat auch seinen Einfluß auf die Sitten geltend gemacht. Ein Zustand mattherziger Schwäche ist an die Stelle der gewohnten Energie und Thätigkeit getreten, die die Grundlage des National-Charakters bildeten. Es ist nichts zu thun, weder im Handel, noch in der Politik, kein lokales Interesse vorhanden; die Menschen schwinden nach und nach hinweg. Alles, was sie umgiebt.

Die Venezianerinnen haben den Ruf großer Schönheit; es wäre ungalant, wenn ich sagen wollte, daß sie ihn nicht verdienen. Ich beschränke mich nur darauf, wein Bedauern auszusprechen, daß mir nichts vorgekommen, was mit diesen Ruf bestätigen konnte. Ich bin wenig Frauen begegnet, die zu den höhern Ständen der Gesellschaft gehörten, und ich in der Gesellschaft, waren nicht geeignet, mir einen vortheilhaften Begriff von den Reizen ihrer Landsmänninnen zu machen. Ich will glauben, daß sie gerade Ausnahmen waren.

Was aber offenbar nicht schön zu nennen war, das waren die Frauen aus den niedern Klassen, an denen ich mich in den Straßen vorbeidrängten mußte, oder die in den Läden figurirten. Ihre häßlichkeit übertraf Alles, was ich je irgendwo gesehen. Amsterdam ausgenommen; unter diesen ist mir auch nicht eine Einzige vorgekommen, zu deren Gunsten ich von der Strenge meines Urtheils ein Jota ablassen könnte.

Die Tracht der Venezianerinnen hat viel Gleiches mit der der

Digitized by Google

Frauzöfinnen; nur der Kopfputz ist verschieden. Ein schwarzer Tüllschleier, dessen einer Zipfel über die Stirn herabfällt, bedeckt Kopf und Hals und läßt nur die Gestalt sehen. Bei den Frauen aus dem Volke, wenn sie sich putzen, steckt man an der Stelle des Tüllschleiers einen Shawl von weißem Mousselin. Diese Mode, die in allen Ständen allgemein ist, hat nichts Anmuthiges und thut dem Ensemble der Teilette Eintrag.

Die Venezianer sind von mittlerer Gestalt und schönen Verhältnissen. Ihre Augen und ihre Zähne sind von ausgezeichneter Schönheit.

Das Venezianische Volk ist, wie man sagt, von ungemeiner Sanftmuth und sehr leicht zu regieren. Feurig und aufbrausend, wie das Volk in allen Italiänischen Städten, hat es vor andern den Vorzug, daß diese Stimmung bei ihm nur in den Aeußerungen der Freude und der Freyheinne, die ihm von Natur eigen sind, zum Vorschein kommt.

IV.

Statt in Wagen fährt man in Venedig, bekanntlich, in Gondeln, Schiffen von 15 bis 18 Fuß Länge, eng, in der Mitte niedrig, Vorder- und Hinterdeel höher, am Vorderdeel mit einer geschmackvollen Verzierung von Eisendrech versehen. In der Mitte steht ein Kasten, in dem zwei Personen sitzen oder liegen können auf Kissen von schwarzem Maroquin, die mit Federdaunen gefüllt sind. Zwei kleine Bänkchen stehen einen ziemlich unbequemen Sitz für zwei andere Personen dar. Diese Barken werden von einem Mann gefahren, der seinen Platz im Hinterdeel des Schiffes hat. Obgleich er sich nur eines Ruders bedient und auch nur auf einer Seite zu rudern, so führt er sein Schiff doch mit einer Geschicklichkeit und Sicherheit, die auffeordentlich ist. Nimmt man zwei Ruderer, so steht der zweite im Vordertheil und braucht ebenfalls nur ein Ruder.

Als ob noch nicht schwarze Farbe genug an den Gondeln wäre, bedeckt man die Kasten noch mit schwarzem Tuch, mit Leodrein von derselben Farbe verfehen, und mit Vorhängen in Stiller oder Gold, die sich an dem vorderen Theile der Kasten befinden, machen die Vorstellung vollständig, die sich der Fremde von diesen Trauerbarken entwirft. Es giebt gar nichts, was düsterer aussähe. Um die Gondeln, die zu Marktschiffen dienen, von den gewöhnlichen zu unterscheiden, malt man jene gelb an.

Ich war der Schwartung, in meiner Gondel beim Gesange der Stanzen aus dem befreiten Jrrusalem dahin zu schweben. Doch weder die Gondeliere, die mich führen, noch die, die mir sonst ausstiegen, schienen mir für Musik oder Poesie begeistert. Sie verstanden sogar nicht ein Wal die Fragen, die ich in Bezug darauf an sie that, und wohlunterrichtete Personen versicherten, sie hätten nie etwas davon gehört, daß Verse aus dem Taffo dieser Klasse ohne Erziehung und Bildung bekannt wären, die man bei ihnen gar als einen Gegenstand wechfelseitiger Erghzung voraussetzt. *) Die Gelehrsamkeit dieser Leute beschränkt sich auf die Topographie von Venedig, die sie bis ins Allereinzelnste kennen und auf die Geschichte der Paläste; hiermit regalieren sie Fremde, ihre düsterlichen Berichte hinzufügend, die oft für die Besitzer nicht sehr schmeichelhaft ausfallen.

Die Gondeliere haben keine besondere Kleidung, selbst die nicht, die im Dienste großer Häuser stehen; einzelne tragen Livree, andere Ueberröcke; die meisten gehen in der leichten und nachlässigen Kleidung der niederen Volksklasse.

Ich glaube nicht, daß es in der Welt noch eine Stadt giebt, wo man so schlechten Wein trinkt, wie in Venedig. Man wird dies begreiflich finden, sobald man hört, daß es in der Stadt keine Keller giebt, wo man gute Weine aufbewahren könnte; daß der abscheulichste, der hier getrunken wird, in großen Fässern, die statt Faßreifen Taue haben und daß, wenn er in die verschiedenen Staatswirtel transportirt werden soll, er vermittelst Pumpen oder Röhren von Kupfer in offene Fässer abgelassen wird, aus denen dann die nöthige Quantität für den täglichen Gebrauch jedes Hauses geschöpft wird.

Man muß Venedig nicht verlassen, ohne ein Armenisches Kloster besucht zu haben, welches eine Insel für sich allein einnimmt, auf einer Fahrt, die es ganz bequem. Hier wird es Einem geboten, einen Verein von Gelehrten zu sehen, die, wie die Benedictiner, zu deren Orden sie gehören, **) sich den Forschungen tiefster Gelehrsamkeit gewidmet. Man verdankt ihrem unermüdlich geistlichen Eifer, mit dem sie Saumlungen und Quellen durchsuchen, nur Wörterbücher allein zu Stande haben können, zum Gegenstande ihrer Studium zu machen, sehr schätzbare Entdeckungen. Sie haben eine Druckerei, die für den Druck Armenischer Werke bestimmt ist, eine vortreffliche auserlesene Bibliothek und eine Schule, in der eine bestimmte Anzahl junger Leute ihrer Nation eine gelehrte Bildung empfangen. Sanft Lazarus ist für den Orient, was Mönte Cassino für Europa gewesen ist. Dort ist es, wo für jenen Weltheil das heilige Feuer der Wissenschaft erhalten wird, von wo aus sie ihren Zug in jene Gegenden wieder nehmen wird, die sie verlassen, als sie in unsere Länder, uns zu erleuchten, herüberkam.

Die lebhafte Verbindung, die im 13ten Jahrhundert zwischen Europa und dem heiligen Lande stattfand, machte ein Etablissement nothwendig, wo die Pilgre, die damals sehr zahlreich hindurchwanderten, und allen Arten von Ungemach, Plagen und Gefährdungen ausgesetzt waren, Hülfe und einen Zufluchtsort finden konnten. Wenig war der Haupt-Ein- und Ausschiffungspunkt. Zu gleicher Zeit war es der Punkt, wo in der Mitte der langen und gefahrvollen Reise Halt gemacht und ausgeruht wurde. Man dachte, hier ein Hospital zu gründen, und einige Eremiten vom Orden des heiligen Augustinus widmeten sich dieser frommen Pflicht. Sie traten auf eine Insel des Venetianischen Archipels zusammen, und erbauten hier ein Hospiz und eine Kirche unter dem Namen der heiligen Maria von Nazareth. Dies gilt für das Hospiz, von welchem die Stiftungen den Namen haben, die sich später zu ähnlichem Zwecke bildeten. Von mehreren Forschern wird dies bestritten. Die Einen leiten das Wort Lazareth von dem Eigennamen Lazarus her, andere Gelehrtere behaupten, daß es der Arabischen Sprache entlehnt, und eine Ueberfetzung von el Hazar (Hospital) sey. Was aber unbestritten feststeht, ist, daß die erste Idee dieser großen Stiftung den Venezianern gehört, daß sie Europa zuerst das Beispiel einer Barmherzigkeit, die so reiche und segensvolle Früchte getragen, gegeben haben.

Ich bin abgereist von Venedig, sehr zufrieden, daß ich es gesehen, aber ohne die mindeste Neigung, es wiederzusehen.

Baron von Hauffez.

Türkei.

Naster-ed-din Chodschah's Türkisches Bademeeum.

Wir haben bereis in einer frühern Nummer dieser Zeitschrift (Nr. 84 vom J. 1834) des im Jahre der Hedschra 1249 (1834 unserer Zeitrechnung) zu Konstantinopel neu aufgelegten Anekdoten-Buches des Naster-ed-din Chodschah gedacht. Dasselbe enthält so überaus schlagende Beweise von dem Humor des sonst so ernst erscheinenden Türken, daß wir nicht umhin können, noch einmal darauf zurückzukommen. Die Anklänge abendländischen Lebens, die wir darin unverkennbar finden, bestärken die Meinung, daß der Humor im Leben der Völker sich sehr nahe berühre, und jede Nation ihren Policinell, Hanswurst, John Bull u. s. w. besitze, die Alle zu einer und derselben Familie gehören. Schon an dem von Edgeworth in Berlin mit seiner Lesart der bekannten Miß Mary Edgeworth, im Jahre 1803 herausgegebenen „Essay on irish bulls" wurde der Beweis geliefert, daß der Engländer dem Irländer dieselben Scherze gewissermaßen aufbürdet, die der Franzose sich vom Gascogner, der Deutsche vom Schwaben, der Oesterreicher vom Ungarn 2c. erzählt, und daß nicht selten eine fast wörtliche Wiederholung der Anekdoten in den genannten Ländern ungefähr dieselbe Stattfindet. Wir wollen nur noch aus dem Menakibi (Sprüch- und Denkebuch) des Naster-ed-din Chodschah noch einige Anekdoten mittheilen und es dem Leser überlassen, die Uebereinstimmung des Türkischen Mademeums mit den abendländischen Volks-Humoristen aufzufinden. Die meiste Franzosen-Aehnlichkeit scheint der gute Chodschah mit unserm einfachen Deutschen Till Eulenspiegel zu haben, der manchen Streich des Türken ebenfalls ausgeführt hat.

„Naster-ed-din Chodschah besaß sich einst vom Nachbar einen Kessel, und als er ihn mit Dank zurückgab, stellte er einen anderen von kleinerer Gestalt neben den geliehenen, mit der Bemerkung, der große Kessel habe seinen Sohn zur Welt gebracht. Der Eigenthümer nahm den Kessel in der Meinung an, der Chodschah wolle ihm hiermit einen Beweis seiner Erkenntlichkeit an den Tag legen. Bald darauf lieh der Chodschah sich abermals den Kessel des Nachbars, und behielt ihn sehr lange in Gebrauch, so daß der Besitzer sich endlich genöthigt sah, ihn selbst wiederzuholen. Er erhielt jedoch zur Antwortung, sein Kessel sey unterdessen gestorben. „Lug den Scherz bei Seite," sagte der Mann, „und gieb mir mein Eigenthum. Wie kann ein Kessel sterben, Du Narr!" — „Ei Du Narr!" entgegnete der Chodschah, „Du glaubtest mir doch, als ich sagte, Dein Kessel habe einen jungen zur Welt gebracht! Warum willst Du mir nun nicht Glauben schenken, wenn ich sage, Dein Kessel sey todt!"

„Einst sah der Chodschah einen Schwarm Enten auf einem Teiche schwimmen. Er sagte sie fort, setzte sich auf's Ufer, nahm ein Stück Brod aus der Tasche, tunkte es in's Wasser und verzehrte es. „„Was machst Du da?"" sagte ihn einer seiner Freunde, der dazu kam. „„Ich lehre Deine Enten-Sprache,"" antwortete er. Vielleicht war er klug genug, seinen Freund mit dünner Fleischbrühe bewirthet werden."

„Als der Chodschah eines Tages Fische gekauft hatte, starte er die größeren davon auf, und setzte bloß die kleinen seiner Familie bei Tische vor. Sein Sohn, der nicht aus der Art geschlagen zu seyn schien, hielt einen Fisch an's Ohr, und als der Vater ihn deswegen befragte, erwiderte er: „„Ich frage den Fischen, ob er mündig sey." Der Jenne sich im Bauche des Wallfisches befunden habe? Der Kleine antwortet jedoch, er wisse so wenig davon als seine Aeltern-Genossen; allein die älteren und größeren seiner Brüder, die irgendwo verstreckt in der Nähe lägen, die wüßten davon zu sagen."

„Ein Bekannter des Chodschah besuchte ihn einst und bat ihn, ihm seinen Esel zu leihen, da er eines Tagthieres bedürfe. „„Mein Esel ist nicht zu Hause,"" sagte der Chodschah, um die abschlägliche Antwort zu mildern. In demselben Augenblick begann aber sein Esel im Stalle zu schreien. „„O,"" sagte der Mann, „da hör ich ja deutlich genug, daß er hier ist." „„Wie!"" rief der Chodschah entrüstet, „will er einem Esel mehr Glauben schenken, als mir?"

In einer Ebinesischen Konstantenes-Sammlung liest man von einem armen Manne, der, als man ihm sagte, ein Dieb sey in seinem Hause, ganz ruhig entgegnete: „Ich bofte, er wird mir etwas bringen, denn das weiß ich, nehmen kann er nichts." Im Türkischen Mademeum lautet dieselbe Geschichte auf diese Weise: „Ein Mönch ist in Naster-ed-din's Wohnung eingebrochen" schrie ein Nachbar, und der Chodschah Wedi lief weinend zu ihm und rief: „Ein Dieb, ein Dieb ist in unserem Hause!" „Vielleicht findet er etwas, und wir können es dann aus seiner Hand empfangen," sagte er ganz ruhig.

„Eines Tages hielte Naster-ed-din die Kanzel in der Moschee und redete die Versammlung mit den Worten an: „O Ihr getreuen Gläubigen! Ihr werdet doch wissen, wovon ich zu Euch reden werde?" — „„Nein"", sagten die Leute. — „Nun, so brauche ich Euch's auch nicht zu sagen"" rief der Chodschah und verließ die Kanzel. Ein ander Mal begann er wieder die Predigt mit der Frage: „O Ihr getreuen Gläubigen! wißt Ihr, was ich Euch sagen werde?"" Diesmal bejahe-

Digitized by Google

*) Hier ist Herr von Hauffez wohl nicht sonderlich berichtet. Daß diese poetischen Gondoliere immer seltener werden, läßt sich denken und ist sonstar; mehr aber auch nicht.

**) Es sind bekanntlich Mechitaristen, die auf Sankt Lazaro bei Venedig ein Armenisches Kloster gegründet.

ten es die Leute. „„Nun“““, rief er aus, „„so habe ich nicht nöthig, es erst zu sagen, was Ihr schon wißt!““ — Als er am anderen Tage dieselben Worte an die Gemeinde richtete, hatte sich diese zu einer neuen Antwort bereitet, und es wurde dem Fragenden geantwortet: „„Nur Einige wissen, was Du uns zu sagen hast, Andere aber nicht.““ — „„Sie lasst es die Wissenden den Unwissenden sagen!““ war seine Entgegnung, und er verließ die Kanzel.“ — In einer alten Ausgabe der „Epistolae Obscurorum Virorum“ findet sich dieselbe Erzählung in einer Note.

„Die Frau des Ebodschah wollte ihren Mann, indem sie ihm eine glühendheiße Suppe vorsetzte, necken und anführen. Eb' er selbst aber kostete und sich die Lippen verbrannte, hatte die Frau, ihrem Plan vergessend, selbst gekostet, und vor Schmerz traten ihr die Thränen in's Auge. „„Was hast Du?““ sagte der Ebodschah, „„ist die Suppe so heiß?““ — „„O nein!““, erwiderte die Frau, „„ich dachte nur daran, daß dies die Lieblings-Suppe meiner Mutter war, deshalb mußte ich weinen.“““ Der Ebodschah glaubte der Frau, schlürfte hastig einen Löffel Suppe hinunter und verbrannte sich den Mund, daß ihm ebenfalls die Thränen im Auge standen. „„Was hast Du?““ sagte das Weib spottend. „„Warum weinst Du, Ebendi?““ — „„Ich dachte eben daran““, erwiderte er, „„wie es möglich war, daß eine so treffliche Frau, wie Deine Mutter, so ein Kind, wie Du, mit hinterlassen konnte. Dieser schmerzliche Gedanke machte mich weinen.“

„Einst war Nasir-ed-din zu einem Bankett geladen. Er erschien in einem alten, schmutzigen, zerrissenen Rocke, und man zeigte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er schien still daran, bestellte sich dann einem glänzenden Pelze und mischte sich dann wieder unter die Reihen der festlich geschmückten Gesellschaft. Schon an der Thür hatte man ihn mit Ehrenbezeigungen empfangen, und als er in den Speise-Saal trat, führte man ihn zu dem obersten Sitz. Als die Tische serrirt waren, tunkte der Ebodschah einen Zipfel seines Rock-Aermels in jede Schüssel, die ihm vorkam. „„Was thust Du da?““ sagte der erstaunte Gastherr.“ — „„Ich thue nur, was diese Aermel, die mir Ehre erwiesen, verdienen.“““

Gleich darauf stellte sich aber noch eine Menge Andrer ein, die an der kleinen Thüre Einlaß zu erhalten suchten. „„Wer seid Ihr?““ fragte der Ebodschah. „„Wir sind die Nachbarn jenes Mannes, der Dir den Rasen brachte“, hieß es. Der Ebodschah nahm sie herzlich auf und nöthigte sie zum Sitzen. Bald darauf stellte er einen großen Kübel voll Wasser auf den Tisch, und als sie scheuten, was das bedeuten solle, erwiderte er ganz gelassen: „„Es ist das Wasser, womit ich den Rasen befeuchtete.“““

Auch die Genauigkeit seines Sklaven bestrafte er durch eine witzige Replik. In geschäftiger Eile kam derselbe zu ihm gelaufen und rief: „Thu' Deinen Säckel auf, ich bringe Dir die frohste Botschaft. Der Himmel hat Deine Frau mit einem Knaben beschenkt!“ — „„Schön!““ sagte der Ebodschah, „ich will dem Himmel Dank schuldig; aber ich will nicht hoffen, daß ich bei dem Ereigniß Dir etwas zu verdanken hätte!““

Keinesweges war der gute Ebodschah immer so glücklich in seinen Antworten, wie sich z. B. aus folgendem Begegniß entnehmen läßt. „Er stahl sich einst in einen Garten und begann weidlich zu plündern. Ihm gefielen die Ananas- und Moorviolen so gut, daß er sie seine Taschen damit vollstopfte. Er füllte sich demnach einen Sack davon an und wollte ihn eben auf die Schulter nehmen, um heim zu gehen, als der Eigenthümer plötzlich dazwischen trat, ihn fest hielt und fragte: „„Wie kommst Du hierher, Nasir-ed-din?““ Der Ebodschah sann eine Weile auf einen Entschuldigungs-Grund und glaubte auch einen gefunden zu haben, indem er sagte: „„Ein Vögel-Rind ertappte mich, als ich spazierte ging, und wollte mich in die Höhe mit sich nach mich hier nieder.“““ — „„Ei, wie schön!““ rief der Garten-Besitzer, „„aber die Kräuter und die Rüben, wo kommen die her?““ — „„Der Wind war so heftig““, entgegnete jener, „„daß ich mich hier an den Stauden festhalten mußte. Hier die trennenden, verräthrischen Stauden hielten mich Stand und entwurzelten sich.“““ — „„So!““ brüllte der Eigenthümer, „„aber wie kommst Du Dich unterstehen, Deinen Sack damit zu füllen!?““ — „„Ich!““ seufzte der Ebodschah, „„ich war eben im Begriff, darüber nachzudenken, wie diese Frage zu beantworten wäre, als Du kamst.“““

„Der Liebling des Türkischen Volkes, auf dem sich alle populairen Possen und Schwänke beziehen, die sich im Munde der Menge erhalten, übernahm nicht selten die Rolle eines wandernden Minnesängers. Als solcher zog er von Ort zu Ort, mit der Guitarre unter dem Arme. Einst begegnete ihm ein Reisender, der ihn fragte, weshalb er so hoch die Welt zöge? Der Ebodschah sagte: „„Um mir ein Stück Geld zu verdienen.“““ — „„Nun so spiel' mir eins auf, ich gebe Dir einige Paras!““ rief der Fremde. Jener aber traute der Zuschreiberei nicht und weigerte sich, bis er sich durch die Drohungen deßelben doch dazu genöthigt sah. Er spielte und begann zu singen:

„Ich kam und stand am Ufers-Rand“ —

Diese Anfangs-Zeile eines Liedlings-Liedes wiederholte er mehrere Male hinter einander. „„Wie?““ rief der Reisende, „„hat das keinen Fortgang?““ — „„Es scheint nicht““, sagte der Sänger und hielt die Hand zum Empfangen hin.

„Der Kadi (Richter) von Sary-Hissar (einem Dorfe bei Konstantinopel) war dem Trunke sehr ergeben. Er lag einst betrunken in seinem Weingarten und schlief. Der Ebodschah ging mit einem Freunde des Weges, sah den Zustand des Mannes und entwandte ihm seinen Rock, den er sich über die Schulter hing. Als der Kadi erwachte, vermißte er sein Kleid, berief seine Diener und schickte sie aus, das Gestohlene aufzuspüren. Einer derselben lief bald auf den Ebodschah, ergriff ihn und schleppte ihn vor das öffentliche Tribunal, wo der Kadi zu Gericht saß. „„Ebodschah Effendi!““ sagte er zu ihm, „„wie kommst Du zu diesem Gewande?““ Mit lauter Stimme, so daß die versammelte Menge es hörte, sagte dieser: „„Deine Diener ging mir mit meinem Kleide vom Weinberge einst vorbei, und mir fuhren den edlen Kadi draussicht eingeschlafen. Es empörte uns das Laster des Mannes, der den Gesetzen des Propheten Hohn spricht. Mein Freund stieß ihn mit dem Fuße, ich nahm ihm zur Strafe sein Kleid fort. Sollte dies Kleid aber Dein Eigenthum seyn, so bin ich gern erbötig, es Dir wiederzugeben.““ — „„Nein, o mein Ebodschah! es ist nicht das meinige!““, sagte der Kadi, um seinen Ruf rieinig bedacht.“

Monkir und Nekir sind nach dem Glauben der Türken zwei Engel, die sich des gestorbenen Körpers gleich nach dem Tode bemächtigen und die strafwürdige Seele züchtigen. Als der Ebodschah sein Testament machte, verfügte er, man solle seinen Leichnam in ein altes Grab legen. „Warum wünscht Du in keinem feschen ruhen?“ fragten die erstaunten Freunde. „Ja, sehr ihr“, sagte er, „wenn Monkir und Nekir kommen und mich prüfen, so erzähle ich ihnen, daß ich schon fünfzig Jahre todt bin. Zweifeln sie, so sage ich, sie möchten das Grab untersuchen, ob es nicht wahr sey. So entgehe ich den Klauen der bösen Geister.“ — Als dieser denkwürdige Schlingt das Zeitliche vom Nasir-ed-din Ebodschah, gerade wie unser Volksbuch vom Eulenspiegel mit der Beschreibung seines Grabes und seines Grabsteines schließt.

Mannigfaltiges.

— Pferdezucht in England. Es hält schwer, eine genaue Uebersicht aller der Pferde-Racen zu geben, die man heutzutage in England antrifft. Durch die großen Massen der Deutschen, Ungarischen, Arabischen und Spanischen Pferde, die man zu verschiedenen Zeiten in das Land eingeführt, hat sich daselbst eine solche Mannigfaltigkeit der Pferde-Gattungen erzeugt, daß es fast unmöglich ist, alle einzelnen Mischungen derselben hervorgehoben und in gehöriger Ordnung zusammengestellen. Besonders haben die zahlreichen mit Unrecht gelenkten Gestüte dazu beigetragen, daß die Rennpferde in England die schnellsten sind, die man irgendwo kennt, sowie die Englischen Post- und Kavallerie-Pferde wenige ihres Gleichen in Europa haben, und endlich auch selbst die Zugpferde, die ausschließlich ihrer Kraft wegen, vor allen übrigen auf dem Kontinent unstreitig den Vorzug verdienen. Die Zahl der Pferde, die sich gegenwärtig in England befinden, ist sehr bedeutend, wenn auch nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt. Nach einer Berechnung des Statistikers Middleton beliefe sich die Summe der Pferde, die man jetzt in England und Wales zu Reiten, Fahren, Ackerbau, auf 1,200,000, dagegen die Zahl der zu anderen Zwecken benutzten Pferde mit Einschluß derer für die Luxus-Equipagen, beliefe sich auf nicht mehr als 600,000. Danach besäße Großbritannien im Ganzen 1,800,000 Pferde; dagegen giebt der Doktor Colquhoun, bei dem man sonst meist sehr übertriebene Zahlenverhältnisse findet, hier nur 1,300,000 an. Noch offizieller erscheint das Verzeichniß, welches sich über die versteuerten Pferde in England im Jahre 1815 auf 1,294,307, im Jahre 1833 hingegen nur auf 340,678. Darunter sind natürlich weder die Postpferde, noch die für andere öffentliche Anstalten benutzten Pferde, noch alle die verschiedenen Gattungen von Militair-Pferden, so wie endlich auch diejenigen, die den armen Landleuten gehören, mit begriffen. Die Zahl der bei der Post und der übrigen bei den öffentlichen Fuhrwerken benutzten Pferde allein giebt Middleton auf 100,000 an, und wir halten uns nach mehreren selbst gemachten genauen Berechnungen für berechtigt, diese Zahl sogar auf 125,000 anzugeben; eben so scheint uns wahrscheinlich, daß die ist sonstige verschiedene Zwecke benutzten, die Luxus-Pferde mitgerechnet, auf 300,000 angenommen werden können. Um wenigstens einen approximativen Ueberschlag des Werthes sämmtlicher Pferde in England anzugeben, haben wir dieselben in mehrere Rubriken gebracht, nach welchen ein Durchschnitt 14 Pfund auf das einzelne Pferd und auf die Totalsumme von 19½ bis 20 Millionen Pfund Sterling zu rechnen wäre. Aus der schon erwähnten offiziellen Bericht, der eine Zusammenstellung der in England in den Jahren 1815 und 1833 versteuerten Pferde enthält, ergiebt sich, daß die Zahl der Besitzer eines Pferdes in Großbritanien in dem ersteren Jahre auf 161,123, und in dem letzteren auf 123,668, die der Besitzer von zwei Pferden respektive auf 31,842 und 31,073; die von drei Pferden auf 12,774 und 10,740; die von 10—12 Pferden auf 2097 und 4354; die von 19 Pferden auf 38 und 76; endlich die von 2079 und darüber auf respektive 1348 und 4142 sich beliefen. Wenn die Zahl der versteuerten Pferde im Jahre 1833 geringer war, als 1815, so ist das nicht etwa einer Verminderung des Pferdestandes in England, sondern vielmehr den Modifikationen zuzuschreiben, die seit 1826 im Steuer-Reglement überhaupt eingetreten sind. So zum Beispiel sind seit jener Zeit die Pferde der kleinen Pächter, die nämlich weniger als 200 Pfund Sterling jährlich Pachtzins zahlen, völlig steuerfrei. Ueberdies sind die Pferdehändler noch einer besonderen Taxe unterworfen; man zählt deren in Großbritanien 1037, die zusammen 13,888 Pfund (nahe an 100,000 Thaler) an Abgaben entrichten. Hiergu kommt noch die Steuer für die Zuführerte, die dem Staate 410,000 Pfund Sterling (nahe an 3 Millionen Thaler) eindringt, so daß die Abgaben für die Pferde im Ganzen sich auf zweiundzwanzig Millionen Pfund jährlich belaufen. (Journal of Agriculture.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2⅔ Sgr. 1⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Freitag den 6. Februar 1835.

Frankreich.

Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV.“*)

Von J. J. Ampère.

„Die Winde toben, das Meer wüthete und Blitze durchzuckten den Himmel . . .“ Mit diesen oder ähnlichen Worten ist man von jeher gewohnt, die Geschichte von Schiffbrüchen zu beginnen. Was den wenigen betrifft, so geht dieser von einem ganz entgegengesetzten Anfange aus.

Ein freundlicher stiller Wind wehte längs der Küste, an der wir vorüberfegelten. Das Meer war ruhig, und das prachtvolle Mondlicht verbreitete seinen feierlichen Glanz über den heiteren Abend. Die Passagiere befanden sich zum größten Theil auf dem Verdeck und unterhielten sich mit einander, indem sie sich alle von jener Mattigkeit ergriffen fühlten, die eine gewöhnliche Folge der Fahrt auf einem Dampfschiffe ist, selbst wenn man von der Seekrankheit verschont bleibt; die übrigen beschäftigten sich damit, daß sie das Spiel und die Bewegung der Maschine, oder das scheinbare allmälige Fortrücken des Festlandes, das Schäumen des Meeres, oder die lange schwarze Rauchwolke betrachteten, die in Gestalt eines vom Winde zurückgeschlagenen Heiwolsches hinter uns herzog.

Kurz, Jeder war sie sich auf Mittel bedacht, die Langeweile zu vertreiben, die uns bei solchen Dampfschiff-Fahrten in der Regel unversehens überfällt; denn trotz der großen Schnelligkeit, mit der sie vor sich gehen, bieten sie doch nicht die geringste Abwechselung dar, und die ganze Reise erscheint so einförmig, daß man gar bald in Versuchung kommt, irgend einen unglücklichen Wind, oder irgend einen kleinen Mißgeschick an den Segeln, oder gar das Stampfen eines Rosses und die Erschütterung eines Wagens sehnsuchtsvoll herbeizuwünschen.

Was uns anbelangt, so hatten wir uns bei unserem „Heinrich IV.“ nicht eben über das Ausbleiben eines die Langeweile vertreibenden Ereignisses zu beklagen. „Es kam von selbst und ungerufen herbei.“ — „Sehen Sie hier“, sagte ich eben zu meinem Reisegenossen, „sehen Sie wohl, das ist der Berg Argentaro. Fäßlen Sie sich nicht übertascht bei dem Anblicke dieses riesenartigen Vorgebirges, das mit seinen steilen feuerfahrenden Abhängen bis in das seefelsche Meer hinein sich erstreckt? Es ist hier einer der merkwürdigsten Punkte dieser so seltsamen Küste, die mit ihrer etruskischen Städten bedeckt ist; nicht weit davon liegt Populonia und Vetulonia, und hier in der Nähe finden Sie die noch wenig bekannten Ruinen von Cosa. Als ich von meinem Freunde Lestrenne Abschied nahm, schärfte er mir ein, den Berg Argentaro ja nicht zu vergessen, den er mir sehr angelegentlich anempfahl . . . Und wie sehr bedaure ich es, daß wir hier nicht landen können . . . Was antworten Sie dazu, mein Freund?“ — „O, ich fürchte nur, daß wir gar zu nahe an's Land steigen!“ erwiderte hierauf bedenklich mein Gefährte, der, mehr Schiffsmann als ich, den Fehler sogleich erkannte, den man begangen, indem man sich von der Küste nicht mehr entfernt hielt . . . „Warum denkt nur unser Capitain?“ rief er endlich laut. — Dieser hatte für einen Augenblick das Verdeck verlassen, indem er die Leitung des Schiffes seinem Bruder überließ. — „Aber“, erscholl es hierauf von allen Seiten, „wir stehen ja fast an die Küste an!“ — Sogleich stürzte der Stellvertreter des Capitains auf's Steuerruder los, und in demselben Augenblicke stiegen er und sämmtliche Leute, die auf dem Verdeck verkommelt waren, zu Boden nieder, während diejenigen, die, wie ich, eine stehende Stellung eingenommen hatten, zwei die drei Schritte fortgeschleudert wurden. Man vernahm einen heftigen Stoß; das Schiff, das drei Meilen in einer Stunde zurücklegte, war gegen eine Klippe angelaufen; es hatte ein ungeheures Leck bekommen; das Wasser drang plötzlich ein und das Fahrzeug sing an zu sinken.

Es war eine große Verwirrung auf dem Verdeck entstanden. Vor Allen sah man die Mannschaft, die von der Größe der Gefahr am meisten durchdrungen war, in der größten Bestürzung. Sie liefen unruhig hin und her, unter den lautesten Flüchen und Verwünschungen. Auch unser Capitain lief es an dergleichen kräftigen Exclamationen nicht fehlen; denn das ist hier die nationelle Sprache des plötzlichen Unglücks, des unerwarteten Mißgeschicks, und wer von einem Schiffbruche erzählt, müßte, um wahr zu seyn, seine Personen immer mehr Flüche thun, als reden lassen.

Die Verwirrung dauerte fort; man richtete von allen Seiten Fragen an einander, und man rief sich gegenseitig zu, es sey keine Gefahr vorhanden, obgleich man im Innern ganz andere Ueberzeugung hegte. Uebrigens zeigte sich bei den Passagieren im Ganzen eine gute Haltung; es befanden sich mehrere Frauen an Bord, und doch hörte man keinen lauten Schrei von ihrer Seite. Aber bald ertönte der tiefterliche Ruf: „Schiffet die Damen ein! Schiffet die Damen ein!“ Dies ließ sich indeß nicht so leicht in's Werk setzen. Schon war eine der zwei Barken durch den zu großen Ungestüm, mit dem man sich derselben bemächtigen wollte, zum Theile untauglich gemacht worden, und die, welche noch übrig geblieben, faßte nur jede wenig Personen; wäre nun keine andere Hülfe herbeigekommen, so hätten sich Alle zugleich auf einmal in das Fahrzeug hineingeworfen, das dann unbedingt umgestippt wäre. Glücklicherweise jedoch hatten wir uns während dieser Zeit dem Lande genähert; diejenigen, welche, wie ich, auf's Schwimmen gefaßt waren, sahen plötzlich den Raum außerordentlich vermindert, den sie zu durchwaten hatten. Nur schreckte noch der Anblick der Küste zurück, die gänzlich steil und abschüssig war, so daß man dem Strandungsorte gegenüber unmöglich zu landen versuchen konnte. Aber zum Glücke entdeckten wir bald in einiger Entfernung eine kleine Bucht, den einzigen Punkt, wo die Landung möglich war, und sogleich hatten wir unsere Richtung dorthin genommen. Je mehr wir uns derselben näherten, desto mehr schwand die Gefahr, und als der Capitain uns endlich zurief: „Es wird Keiner von Ihnen zu Grunde gehen!“ da zweifelte auch Niemand mehr daran. Dreißig Schritt vom Lande hörten wir wieder an. Alle Gefahr für die Mannschaft war vorüber, und es drängte sich nun auch Niemand mehr zur kleinen Barke hinan, die uns Alle in zwei, drei Fahrten wohlbehalten und gesund zu den gegenüber befindlichen Felsen brachte.

Was aber, frag man sich nun, ist denn die Sache anzugangen? Auf welche Weise haben wir Schiffbruch gelitten, und wir sind wir wieder geretttet worden? Es waren tausenderlei Gerüchte, tausend Beschuldigungen und eben so viel Gegenbeschuldigungen im Umlauf. — Die wahrscheinlichste Behauptung war, daß der Mann, der die Stange am Steuerruder hielt, das Kommando seinem Kameraden übertragen hatte, der Eine war nämlich ein Korse und der Andere ein Provenzale. Hierzu kommt, daß das Wort babord (die linke Seite) dem tribord (die rechte Seite des Schiffes) sehr ähnlich ist und daß beide Wörter auch zu sehr mit einander reimen. Also hätten wir unser Unglück dem Reim zuschreiben müssen, dem Reim, dem man auch noch so manches Andere vorzuwerfen hat.

Was hingegen unsere Rettung betrifft, so hatten wir sie lediglich der Dampfmaschine zu verdanken. Ich war sehr ungerecht, indem ich in dem ersten Augenblicke, wo ich den schrecklichen Stoß vernahm, sogleich den Dampf beschuldigte. Ich dachte, es müßte mit dem Kessel irgend ein Unglück vorgefallen seyn, und sogleich hielt ich mich bereit, einen Luftsprung zu machen. — Indeß beruhigte ich mich doch bald wieder, mit dem Gedanken, daß, wenn wir einmal in die Luft springen sollten, dies gleich auf der Stelle hätte geschehen müssen. So beschuldigte und verdächtigte ich den Dampf, und doch war gerade er es, der uns gerettet.

Sobald nämlich der plötzliche Stoß vernommen worden, setzte man die Maschine außer Thätigkeit; auch hatte das eingedrungene Wasser, das dem Maschinen-Meister schon bis an die Brust ging, die weitere Wirksamkeit derselben von selbst aufgehoben. Trotzdem aber dauerte die Kraft, mit der das Fahrzeug durch den Dampf getrieben worden, noch einige Zeit nachher fort, und vermittelst dieser Kraft vermochte uns der Capitain dem Lande so nahe als möglich zuzuführen. Es wäre nämlich ganz ungerecht, der Dampfmaschine irgend eine Schuld von unserem Schiffbruche aufbürden zu wollen; vielmehr hat sie gerade allein dazu beigetragen, die schrecklichen Folgen desselben abzuwenden; denn es wäre uns bei dem Winde, der uns von der Küste her in's Gesicht blies, gar nicht möglich gewesen, näher an sie heranzukommen, hätte uns nicht der Dampf seine kräftigen und schätzbaren Dienste geleistet.

Als wir uns nun einmal für unsere Person in Sicherheit sahen, war ein Jeder auf das Herbeischaffen seiner Bagage bedacht; man hatte von Zeit zu Zeit mehrere Gepäcke auf's Verdeck gezogen; die Übrigen schwammen noch auf der Oberfläche des Wassers herum, das die Kajüten des Fahrzeuges bedeckt hielt. Ich erkannte unter denselben eine Kiste mit Gemälden, Zeichnungen und Studien eines jungen talentvollen Französischen Malers, des Herrn Roux, der, nach einem Aufenthalte von drei Jahren in Italien, dieselben nach seiner Heimat zu transportiren beabsichtigte; er war der unglücklichste von allen Passagieren; sein Mißgeschick zerriß mir das Herz, als er zu mir sagte: „Ich büße hier die Frucht dreier mühevollen Jahre ein — die Frucht so manchen

*) Dieses Französische Dampfboot war bekanntlich auf der Fahrt von Neapel nach Marseille begriffen, als es in den letzten Tagen des Monats December an der Toskanischen Küste scheiterte.

Digitized by Google

Schweifes!“ Es ist uns indessen nachher gelungen, einen Theil seines Schatzes zu retten.

Uebrigens war Niemand ganz ohne Verlust davon gekommen. Eine Modehändlerin, die von Neapel nach Paris zurückkehrte, und die sich gerade in ihrer Kajüte befand, als das Wasser plötzlich hereinstürzte, hatte in der Eile sogleich nach ihrem Shawl gegriffen, so wie auch ihren Hund losgebunden, aber ihre Koffer hatte sie liegen lassen. Eine andere Person bedauerte den Verlust wichtiger Papiere, auf die zwei Liebende schon drei Jahre vergeblich warteten, um sich darauf zu verheirathen. Noch Andere, und zu diesen gehörte auch ich, fürchteten, ihre Reisebemerkungen und Schriften eingebüßt zu haben, und nicht Alle waren so glücklich, wie ich, der sie, nachdem sie eine Nacht unter dem Wasser zugebracht, den anderen Morgen zwar ziemlich durchnäßt, aber doch unbeschädigt wieder erhielt, indem sie mit nicht geringer Mühe in einem großen Sacke aufgefischt wurden.

So befanden wir uns denn am zehn Uhr Abends auf den Felsen am Gestade; Jeder saß hier in melancholischen Gedanken versunken bei dem, was er gerettet, und seufzend über das, was er verloren; die Einen hatten ihre Stiefeln oder ihr Reise-Journal, und die Anderen hatten ihre Banknoten zu bedauern; allesammt aber hatten wir noch zwei Stunden vorher in einem eleganten Kabinet in voller Gemächlichkeit und lustiger Dinge offene Tafel gehalten, und nun auf einmal waren wir nach der Seite Afrika verschlagen, unter rohen schrecklichen Felsen, gerade so, als wären wir an's Ende der Welt zu das wüste Gestade einer unbewohnten Insel verbannt worden.

Unsere Lage hatte aber, ohne daß wir es dachten, noch weit mehr Aehnlichkeit mit denjenigen, die nach irgend einer Insel im Atlantischen Ocean verschlagen werden, da von Menschenerretten bewohnt wird, und wo die Fremdlinge es nicht wagen dürfen, in's Innere des Landes vorzudringen, indem sie befürchten müssen, von den eingeborenen Wilden aufgegriffen oder zurückgetrieben zu werden. In der That waren die ersten menschlichen Wesen, die wir auf uns zukommen sahen, Soldaten, die uns von ihrem benachbarten Thurme aus bemerkt hatten, der auf einem hohen Vorgebirge lag, und welche mit starken wohlgeladenen Flinten bewaffnet waren, um uns davon zu jagen, falls Einige irgendwie zu verlassen, den wir einmal an der Küste eingenommen.

Wir befanden uns allesammt hier in Lazarantaine!

In den alt-Homerischen Zeiten pflegte man die Fremden, die ein Sturm nach irgend einer fernen Küste verschlagen, geradezu als Opfer zu betrachten, die die erzürnten Götter selbst verdammt, und man brachte sie gewöhnlich Abends als Abendessen zum Schmause.

Im Mittelalter plünderte man die Gestrandeten nach demselben Prinzip vermöge des Strandrechtes aus, um, soviel als möglich, die Rache des Himmels zu beschdern, die sich in dem Unglücke der Schiffbrüchigen stets manifestiren sollte. — Das waren wohl die Barbaren mit der Barbarei des Mittelthums und des Mittelalters. Gegenwärtig giebt es einen neuen Aberglauben und eine neue Barbarei: es ist die Lazarantaine.

Mag diesem Absperrungs-Systeme, so sehr auch die geschicktesten Aerzte und die Kunstleute in gewissen Seestädten dagegen protestiren, immerhin einige Wahrheit zu Grunde liegen, so wie ja selbst der drolligste Aberglaube bereits meist einen thatsächlich ernsthaften Kern hat, so doch gewiß, daß das Vorurtheil hier bedeutend überwiegt, und daß der Irrthum dabei die Wahrheit zu Schanden gemacht. Denn es ist außer Zweifel, daß die meisten Vorsichts-Maßregeln, die man seit mehreren Jahren gegen die Cholera getroffen, ganz zwecklos waren, indem die Reisenden hierdurch, besonders in gewissen Ländern, gerade Gelegenheit zu umgehen wußten, und je pedantischer sie in den Gesetzen auch immer lauteten, desto nutzloser haben sie sich erwiesen, da gewiß alle Welt längst die Cholera dahin wüßte, falls jene Maßregeln irgend von solcher Wichtigkeit gewesen wären, als man behauptete. — Indeß mag ich nicht gegen alle Lazarantainen in der Welt zu Felde ziehen, vielmehr will ich mich für heute auf Italien beschränken.

Das Einzige, was man bis jetzt über die Cholera mit ziemlicher Gewißheit erforscht hat, ist, daß es kein Mittel giebt, sich gegen dieselbe abzusperren, daß sie nicht nur alle Militair-Kordons, sondern auch die beträchtlichsten Zwischenräume und Strecken überspringt. So war sie denn auch mit einem Sprunge von London in Paris angelangt.

Allein in Italien glaubt man noch immer, sich durch Absperrung gegen die Cholera schützen zu können. Seine schönen Küsten sind so unaufstreunlich wie die von Tauris, und so sehr die Reisenden von denselben immer angezogen werden, so sehr ist die Gesundheits-Polizei sie stets entfernt zu halten bemüht.

Vor vier Jahren, als die Cholera in Berlin hauste, wollte man in Neapel vor Angst schon sterben. Ich weiß mich noch sehr gut zu erinnern, wie ich um diese Zeit gerade auf demselben Dampfschiffe „Heinrich IV.“ daselbst anlangte; nicht weniger, als von acht Uhr Morgens bis vier Uhr des Nachmittags, mußten wir warten, bevor man sich entschließen konnte, ob man uns arme Sünder aufnehmen wollte oder nicht; unter Verbrechen war, daß wir einen Schweizer aus Neuchatel an Bord hatten, der, als ein Unterthan der Preußischen Krone, mit einem Preußischen Paße versehen war. Es bedurfte gar vieler Anstrengungen und eines halben Tages Zeit, ehe wir den Gesundheits-Rath zu überreden im Stande waren, daß Neuchatel nicht in dem Cholerabezirke von Berlin gelegen sey.

Man kann sich gar nichts Drolligeres denken, als alle die ängstlichen Vorsichts-Maßregeln, die man damals in Neapel ergriff, um sich vor der Ansteckung der Briefe zu schützen, denn in jedem einzelnen Briefe, dachte man, könnte die Cholera sich versteckt halten. Es giebt auch gar keine besondere Art von Räucherungen und Besprengungen, die man damals nicht angewandt hätte, wenn es auch ausgemacht ist, daß jene schreckliche Krankheit weder vor dem Essig noch vor dem Rauch irgendwo Furcht hatte. Eines Tages hatte man beschlossen, daß man sich von nun an nicht mehr damit begnügen wolle, die Couverts zu durchstechen, sondern daß man sie alle öffnen, die Briefe selbst herausnehmen, und nachdem man sie einer förmlichen Räucherung unterworfen, wieder in die frühere Ordnung bringen müßte; allein man verwechselte bald die unterstreben bei Seite gelegten Adressen, und so entstand keine kleine Verwirrung in der Brief-Korrespondenz: mancher Handelsmann bekam damals einen Brief zu lesen, der an seinen Kräften Bodyeind gerichtet war; ein Anderer erhielt einen Wechselbrief anstatt eines langerwarteten Liebesbriefes und wiederum kamen Liebesbriefe in die Hände derer, die Wechselbriefe erwarteten. —

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

(Fortsetzung.)

Demnach speiste denn Herr Aguirre für diesen Tag bei mir; am anderen Morgen hatte ich das Vergnügen, ihn zum Frühstück erscheinen zu sehen; am Abend darauf brachte er einen Freund mit, am folgenden Tage zwei andere, so daß ich Gefahr lief, meinen Etat in einer arithmetischen Progression in's Unendliche steigen zu sehen, als mich eine neue Thorheit, die er sich zu Schulden kommen ließ, von seiner Person befreite.

An jenem Abend nämlich fand ein Ball statt, an welchem auch Don Geronimo mit seiner Frau, die noch jung und ziemlich hübsch war, Theil nahm — ein sogenannter Ball de confiança. Der Saal war geräumig und hell; die ganze Toilette der Männer bestand darin, daß sie sich hatten kaffiren lassen, obgleich es noch in der Mitte des Abends war, sie rauchten und machten Tapisserie-Arbeiten. Die Frauen, größtentheils jung und hübsch, hatten sich neue Französische Schuhe und sehr nette Strümpfe gekauft, die sie in einem benachbarten Zimmer anzogen, dann in kleinen Gruppen hereintraten und im Ballsaal Platz nahmen. Vor den Thüren und Fenstern drängte sich Alles, was nicht eingeladen war, und machte von dem üblichen Rechte Gebrauch, zu betrachten, was innen vorging. Von Zeit zu Zeit stand die Dame des Hauses, wenn sie einer dieser draußen stehenden Personen eine Ehre erweisen wollte, auf und lud sie ein, hereinzutreten, wobei es für diese gewaltiger Anstrengung und Mühe bedurfte, eh' sie sich losarbeiten konnte und durchdrängen durch die umgebende Menge. Das Drchester bestand aus einem alten Neger, der in einem Winkel unter einem Tische saure und mit einer wahrhaft Afrikanischen Wuth die Saiten einer Guitarre riß, wozu die Frauen accompagnirten, eielitos singend und mit den Händen den Takt schlagend. Man hatte schon unter beiläufigem Gemurmel der Versammlung mehrere Menuette getanzt; ein neues Paar trat heran und der alte Neger wollte schon losspielen, als Aguirre, der sich bis dahin ganz still verhalten, ihm sein Instrument wegnahm und in die Mitte des Saales trat.

„Die Frende doch! vaya de broma! Hier ein neues Lied, das sich des Beifalls des Präsidenten der Republik erfreut hat! ich bitte um ein aufmerksames Gehör — und mit frechen Blicken auf die Frau des Gouverneurs, fing er an zu singen:

„Para una noche sola,
No pediste cojetro reales.
Ay! Que caro tan caro
Poolendo los materiales.“

Bei jeder anderen Gelegenheit hätte sich dieser schlüpfrige Vers eines enthusiastischen Erfolges zu erfreuen gehabt; aber Don Geronimo's Gesichtszug und die unverschämte Pantomime auf seine Frau machten den allgemeinen Umwillen sehr rege. Allein Aller ungeachtet, wurde Aguirre nach verzweifeltem Widerstand ergriffen und in's Gefängniß gesteckt.

So beschäftigte ich denn am nächsten Morgen allein. Zwei Tage darauf reiste ich nach den Gestaden des Uruguay, und die erste Person, die ich bei meiner Rückkehr erblickte, war wieder Aguirre. Diesmal war er so gemüthlich, sich nur auf sechs meiner Gesundheit zu erkundigen, ohne mir um die Gurgel zu fallen.

„Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten“, sagte er zu mir und warf sich der Länge nach in meine Hängematte. „Was haben Sie diesen Morgen vor?“

„Ich bleibe zu Hause; ich habe Briefe zu schreiben, mein Wertheter.“

„Ich bin in diesem Augenblicke mit einer Revolution beschäftigt.“

„Mit einer Revolution?“ schrie ich voller Entsetzen.

„Ja, diesen Morgen noch will ich mein Unternehmen ausführen, und wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so möchten Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie mich bei einem Handstreiche unterstützten. Bei ähnlicher Gelegenheit können Sie sicher darauf rechnen . . .“

„Und auf wen ist es denn abgesehen? Doch Geronimo ist doch das beste Stück von einem Gouverneur in der ganzen Republik!“

„Ich will nicht widersprechen; aber er besteigt wer weiß wie lange schon seinen Posten, und läßt gar nichts davon verlauten, einem Anderen Platz machen zu wollen; wenn man ihm das Ding zur Gewohnheit werden läßt, so ist er am jüngsten Tage auch noch Gouverneur; das ist ein unerträglicher Skandal, von dem ich diese guten Leute erlösen will, die noch nichts von dem Repräsentativ-System wissen. Ich werde ihnen die Vortheilung eines Stückes geben, das alle sechs Monat in Buenos-Ayres mit dem größten Succeß spielt; mein zukünftiger Gouverneur ist schon ernannt, wollen Sie von den Unseren sein?

Wohlan!“

„Das geht ja gar nicht; ich bin ein Ausländer.“

„Nun denn, so geben Sie mir eine Cigarre, und Gott befohlen!“

Ich setzte mich hin und fing an zu schreiben, und verfluchte alle Republiken Amerikas.

Um Mittag hörte ich auf dem Platze Geschrei: „Viva la patria! Nieder mit dem Gouverneur! Es lebe die Freiheit!“ Ich lief an's

Fenster und sah, wie Aguirre, einen großen Säbel in der Hand, über den Platz zog auf das Cobildo los, ein anderthalb Dutzend Schufte hinter sich her, die unaufhörlich durch einander liefen. Bei diesem Lärmen zeigten sich einzelne Neugierige, wie ich, etwa auch ein Dutzend an der Zahl, an den Thüren und Fenstern und den Straßenecken, die eine Aussicht auf den Platz gewährten.

Etwa fünfzehn Schritt vom Cabildo hielt Aguirre sein Corps halt machen, und gab ihnen mit einer Stentorstimme das Zeichen, auf's neue zu schreien: „Nieder mit dem Gouverneur!"

= Nach einigen Minuten der Spannung und Erwartung erschien die lange Gestalt Don Geronimo's auf dem Balkon. — Bei seinem Anblick verdoppelte sich das Geschrei; er machte ein Zeichen mit der Hand, daß er sprechen wolle, und erhielt für einen Moment Stille.

„Was verlangt", hub er an, „das bedauernswürdige Volk (el pueblo heroico) von Bajada?"

„Viva la patria!" schrieen alle Verschworenen aus einem Munde.

„Viva la patria! Allerdings; ist das Alles, was ihr wollt?"

„Nein, nein! Nieder mit dem Gouverneur! Wir wollen einen andern Gouverneur!"

„Aber, beklemmtliches Volk, Ihr seyd nur Zunfzehn an der Zahl, und was wird Europa sagen, wenn —"

„Nieder mit Europa! Zum Henker mit den Fremden! Nieder mit den Kehern!" — Und das Geschrei wurde furchtbar. Don Geronimo fing an zu erblassen, so weit dies bei der Farbe seiner Haut noch möglich war; dennoch hielt er sich gut, und schien den Moment abzuwarten, wo die Lungen der Verschworenen von selber nach Ruhe würden verlangen müssen.

Das Geschrei ließ auch wirklich schon nach, als ein kleiner Mulatte, ein Geschmack an der Sache gefunden, vortrat, einen Stein aufhob und ihn mit aller Kraft seines Armes auf den unglücklichen Gouverneur schleuderte; indeß erreichte der Stein den Balkon nicht, sondern prallte gegen die Mauer.

Wie Don Geronimo das Geschoß kommen sah, hatte er Kehrt gemacht in's Innere des Cabildo und war nicht sogleich wieder hervorgetreten. Nach einer kleinen Pause aber sah man seinen Kopf zuerst hervortauchen, dann den ganzen Körper, und er nahm seinen Posten auf dem Balkon wieder ein. Er war in der äußersten Bestürzung.

„Erklärt Euer Angriffe auf mein Leben ein!" schrie er mit bewegter Stimme; „ich weiche dem Verlangen des Volkes. Wenn Ihr einen Chef habt, er trete hervor; ich habe mit ihm zu sprechen."

Aguirre trat flolz gegen den Balkon vor.

„Was! das ist wieder einer von Euren Streichen, Herr Aguirre!" sagte der Gouverneur zu ihm; „doch reden wir vernünftig mit einander. Was habe ich Euch gethan? und weswegen wollt Ihr einen Andern an meine Stelle setzen? he?"

In Ermangelung von Steinen hatte Aguirre immer einen Vorrath den hochtrabenden Worten.

„Deine schmähliche Tyrannei hat dies unglückliche Volk zu lange schon zu Boden getreten; es bricht endlich seine Ketten entzwei. Deine Schandthaten erlauben nicht länger, daß Du einen Platz ausfüllen . . ."

„Gnade mir! Was wollt Ihr, mein Gouverneur?"

„Den wiederum Pater Las Piedras, diese unerschrockene Stütze des Volks, diesen tugendhaften Freund der Freiheit."

„Wohlan denn! So will ich gehen und ihm sagen, daß er sich öffentlich zeigen möge. Kann ich mich mit Sicherheit in meine Wohnung begeben?"

„Du kannst es", erwiderte ihm majestätisch Aguirre; „das Volk hat sein Recht erlangt, und ist nicht lüstern nach Deinem Blute."

„Es lebe der Pater Las Piedras! Es lebe die Franziskaner!" schrieen die Verschworenen und gingen sämmtlich mit Aguirre in das Cabildo.

Während dieser Scene waren sämmtliche Thüren und Fenster der Häuser um den Platz geschlossen worden, und man sah nur einzelne Köpfe von Neugierigen, die verstohlen um die Straßen-Ecken guckten. Bald erschienen die Verschworenen auf dem Balkon des Cabildo, den Pater Las Piedras in ihrer Mitte. In diesem Augenblick strich der gefangte Gouverneur die Häuserreihe entlang, um seine Wohnung zu gewinnen. Sein Nachfolger wollte eben den Mund aufthun, als Aguirre ihn unterbrach.

„Curajo! Doch wie däucht, der Platz ist leer. Kommt, Ihr Uebrigen, und seigt mir. Wartet noch einen Augenblick mit Euerer Rede, Pater Las Piedras, bis wir unten sind, um Euch zu antworten. Dann mögt Ihr uns vorlagen, was Ihr wollt. Aber schnell hinunter, die Momente sind kostbar."

Als Aguirre mit seiner Schaar auf dem Platze angelangt war, wandte er sich zum neuen Gouverneur:

„Nun denn, Pater Las Piedras, beginnt! Wenig, aber gut!"

Der Pater Las Piedras nahm das Wort: „Welch ein süßer Lohn, meine Freunde! Welch ein köstlicher Moment für das Herz eines alten Kämpfers der Freiheit, wenn man es endlich erlebt, wie das Volk seine Ketten bricht und Gebrauch macht von seiner Vernunft, um die Stufe des Glücks zu ersteigen, sich einen Regenten seiner Wahl zu geben, das heißt: ein anderes Selbst! Einst wird, vom schneigen Gipfel der Anden, bis auf den Silberwellen des la Plata, und vom Aconcaze bis — bis —"

„Nun, bis wohin? nur zu!" schrie Aguirre.

„Vom Aconcaze, sage ich, bis —"

„Es ist gut; das Volk weiß schon! Es lebe der Gouverneur Las Piedras!" schrie Aguirre und die ganze Bande that das Gleiche.

Es blieb nun nur noch, um die Wahl des neuen Gouverneurs vollständig zu machen, eine Art Formalität, mit der es sehr streng genommen wurde, übrig; nämlich eine Proclamation. Aguirre übernahm dies Geschäft; er verfaßte ein Meisterstück von Bereditsamkeit in der Art, wie das eben mitgetheilte, und verlas es in eigener Person, an der Spitze seines Corps, in allen Winkeln von Bajada, welches nicht viel sagen wollte. Auf seinem Wege zog er Alles an sich, was ihm von Tangenichtsen begegnete, so daß, als er wieder vor's Cabildo zurückkam, seine Bande ziemlich zahlreich war. Nun wurden die Behörden einer strengen Musterung unterworfen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Aguirre größer, als die Revolution war, die er gemacht hatte; er schlug alle Steuern aus; es genügte ihm an seinem Werke. Der alte Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde in seinen Posten belassen; es war dies die Belohnung dafür, daß er die Kasse der Provinz überliefert hatte, in der sich vierzig Piaster Papier, jedes 75 Centimes nach unserem Gelde, befanden. Nur der Alkalde und sein Stellvertreter wurden abgesetzt und ihre Aemter anderen Häuden anvertraut. Um endlich diesem großen Tage die Krone aufzusetzen, verwandte Aguirre die vierzig Piaster aus dem öffentlichen Schatz zum Ankauf von Lichtern und Tafia, zu einem patriotischen Ball im Cabildo, dem er den Namen Ball der Freien gab. Um der Sache ein noch feierlicheres Ansehen zu geben, wollte er Einladungs-Karten machen, was ihn einen Theil des Nachmittags beschäftigte, eben so wie den Pater Las Piedras, der das Geschäft übernahm, die Adressen zu schreiben.

Der Ex-Franziskaner, der eben so wenig taugte, als sein Verbündeter, war der eigentliche Urheber der Revolution, und hatte sich Aguirre's bedient, um sich den Weg zu Don Geronimo's Posten zu bahnen; aber er hatte sich in seinem Kaltblut fürchterlich verrechnet, und nicht mit in Anschlag gebracht, daß das verbrecherische Genie seines Verbündeten über ihn selber sich der Herrschaft anmaßen und ihn die Anobhung seiner Gewalt durchaus verkümmern würde.

Der Ball der Freien hatte denn mit allem Glanze statt, der in der Hauptstadt von Entre-Rios vorhanden und aufzureiben war. Keiner der Eingeladenen unterließ es, zu erscheinen, und Aguirre sang ohne Einspruch den ganzen Vorrath seiner Lieder ab. Mitternacht, das Zeit seinem Nebenbuhler überlassend, schiffte sich Don Geronimo, von der Nacht begünstigt, in einem Kanot ein und setzte über den Parana. Wohin aber? (Schluß folgt.)

England.

Erinnerungen aus einer Reise nach dem Polar-Ocean.

Von einem Britischen Offizier.

Der erste Gegenstand, welcher, nachdem wir (im Mai 1824) den Atlantischen Ocean passirt hatten, meine Aufmerksamkeit fesselte, war ein Eisberg, der mit anfangs wie ein gewöhnlicher nur kahler Berg erschien. Aber schon nach wenigen Minuten nahm dieser blose ungeheure Masse die verschiedensten fantastischen Formen an, die mein Auge je gesehen. Gegen Abend verschwand er in die Ferne, wo sich das westlichen Horizontes, daß mit in die Eis-Zone eingetreten waren. Dies lebhafte reflektirende Sonnenlicht wurde immer sanfter, je tiefer es zum Wasserspiegel hinabsank, und verwandelte sich am Ende in ein sanftes Blau.

Des folgenden Morgens anferten wir in einem kleinen Hafen an der Küste Grönlands, wo eine Dänische Niederlassung war. Einige schlecht gebaute Hütten lagen zerstreut nach Innen zu. Der Statthalter dieser kleinen Kolonie, ein geborener Däne, hatte einige hundert Eskimo's unter seiner Gerichtsbarkeit. Ihr Aeußeres stimmte mit dem ihrer wilderen Brüder, die ich auf früheren Reisen gesehen, vollkommen überein; aber ein Individuum unter ihnen verdiente Auszeichnung.

Es war Lea Mutsefek, die Dienstmagd des Statthalters und die Gesellschafterin seiner Frau. Sie hatte einen Dänen zum Vater und eine Eskimo zur Mutter. Ihre Züge waren fast männlich, aber interessant und ausdrucksvoll; in Grönland konnte sie für eine Schönheit gelten. Ein so großes und schönes blaues Auge war mir noch niemals begegnet. Fast jeder Offizier unserer Expedition machte ihr ein Geschenk.

Ein anderes merkwürdiges Individuum, ein gewisser Peter, war das Faktotum der Kolonie; er qualifizirte sich als Zimmermann, Pilot, Dolmetscher und — Prediger. Peter besaß eine so gründliche Kenntniß von den verborgenen Klippen im Hafen, daß er die Direction des „Hekla" kaum übernommen hatte, als auch das Schiff auf der einzigen Klippe, die wirklich gefährlich war, sich festrannte. Diese Vorfall schadete dem Schiffe nicht viel weniger, als Peter's seemännischen Rufe. Peter schenkte einem der Offiziere einen Hund von Eskimo'scher Brut, der ein eben so großer Scheim war, als sein Herr.

Nun will hier kein vollständiger Tagebuch unserer Polar-Expedition vom Jahre 1824 mittheilen, und erlaube mir also, manchmal ganze Monate zu überspringen. Dem steten Wechsel von Eis, Wind und Wetter ausgesetzt, waren die Schiffe bald wie eingefeilert, bald — und oft schon im nächsten Augenblick — wieder flott und frei. Auf Windstille und Sonnenschein folgten Schneestürme und Frost, und es begann mit einem so ersprießlichen Sturme, wie ihn der älteste Seemann auf unserer Expedition noch nicht erlebt hatte. Die Schiffe waren rings vom Eis eingeschlossen — kein Mensch wußte, wie weit das Eisfeld sich erstreckte; allein der Druck ließ auf wenigstens hundert (Engl.) Meilen schließen! Es war ein Sonntag — die feierliche Stille um uns her unterbrach nur das Geräusche irgend einer schneeweißen Möwe, die nach Ueberdrüssen von Speisen haschte. Eines der Schiffe war deinahe umgeeräckt, und konnte schon in der nächsten Stunde zerschmettert, zu zerbröckelt seyn! In dringender Lebensgefahr sehen wir den Zinger, der nach der Ewigkeit hindeutet, und erkennen zerknumend die wunderbaren Mittel des unendlichen Wesens! Die ganze Mannschaft betete — es ist unmöglich, das schauerlich Großartige dieser Scene zu beschreiben.

Bei einer anderen Gelegenheit waren wir beinahe verloren. Die Nacht brach herein — schwarze dräuende Wolkenmassen verfolgten einander am Himmel — die Wogen feuchteten phosphorisch, und das

Digitized by Google

Treibeis drückte die Schiffe gegen die Felsen. Der gefürchtete Sturm brach los; aber zu unserm Glücke hatte der Wind sich gedreht, sonst würde keine menschliche Anstrengung uns gerettet haben.

In unserem Winter-Quartier erlebten wir ein rührendes Beispiel von der Mutterliebe des Bären. Ungefähr eine halbe Meile von der Station der Schiffe zeigte sich eines Tages eine Bärin mit zwei Jungen. Unsere Eskimo'schen Hunde machten Jagd auf sie. Als das Thier sah, daß der Rückzug landeinwärts ihm abgeschnitten sey, lief es dem Rande des Eises am Eingang des Hafens zu, wo das Meer noch zum Theil vom Eise fest war. Da die Hunde schneller liefen, als die jungen Bären, so blieb die Mutter stets hinter den letzteren und machte ihren Verfolgern jeden Zoll Erde streitig, bis sie den Rückzug der Jungen wirklich gedeckt hatte. Die Jungen sprangen in's Wasser, und die Alte hielt den Feind mit großer Klugheit so lange zurück, bis sie ganz außer seinem Bereiche waren. Dann eilt schwankte sie sich um und schwamm ihrer Brut nach. Aber kalb hatte das ganze Thier mit einem anderen Feinde zu kämpfen. Eines von unseren Böten kam den Bären entgegengerudert. Beim Anblick des Bootes überfiel die Mutter verzweifelte Angst. Ihre eigene Gefahr ganz vergessend, tauchte sie zu wiederholten Malen unter, und bemühte sich, die Kleinen vorwärts zu schieben. Als diese durch ein paar Schüsse verwundet waren, tauchte sie von neuem unter und wieder empor, so daß die Kleinen auf ihren Rücken zu sitzen kamen. Endlich hatte die Mannschaft des Bootes alle drei getödtet.

Bald nach diesem Vorfall nahm Cottrell, der Aufseher der Kinten-Kammer auf dem Schiffe „Fury," ein tragisches Ende. Dieser Mensch, ein wahres Original in seiner Art, verdient eine genauere Beschreibung. Sein Leben war vom funfzehnten Jahre an das eines wandernden Seemanns gewesen; beziehnmal hatte er mit den Erdfeinden seiner Nation gekämpft; er hatte einen Franzosen wie den Teufel, und einen Yankee noch zehnmal mehr, in den nordamerikanischen Kämpfe zwischen „Jonas" und der Nordamerikanischen Fregatte „United States" war er schwer verwundet worden. Er bestand mehrere harte Krankheiten, die den tropischen Klimaten eigenthümlich sind, und mußte nun an einer ihm Küste der Polarländer sein Daseyn beschließen.

Obgleich von Natur kreimüthig und ungezwungen, bergaß Cottrell doch niemals den schuldigen Respect gegen seine Vorgesetzten. Unter dem Schiffsvolk war er sehr populair, aber niemals ein Aufwiegler; er hielt ihnen oft derbe Strafpredigten, wußte sie jedoch immer wieder mit irgend einer launigen Anekdote zu versöhnen.

An einem sonnigen Nachmittag ging Cottrell mit mehreren Anderen einen sehr tiefen Hohlweg hinan, der sich in einer mineralogisch interessanten Stelle führte. Während hier seine Kameraden Steinbeil, der ihre Aufmerksamkeit erregte, bebämmerten, legte er sich auf einem Häzel nieder und versank in Schlaf. Beim Erwachen sah er einen großen Bären, der nur wenige Schritte von ihm entfernt war. Cottrell erhob sich in größter Bestürzung, und rannte, wie er glaubte, dem Hohlweg zu. Der Bär setzte ihm nach, und seine spitzen plumpen Tatzenspuren im Laufe bedrohten, schienbeite er beide von sich, rannte mit verdoppelter Hast vorwärts, und stürzte von einer sechsphundert Fuß hohen Klippe herunter. Der arme Kerl lag in einem schrecklichen Zustande auf dem Eise. Sein Kopf war klaff beschädigt, der Körper voller Quetschungen, und ein Fußgelenk gänzlich zerfetzt. Seine Kameraden, die ihn den Vorfall nichts wußten, brachten ihn an Bord. Als er wieder zur Besinnung kam, erzählte er seine Geschichte, und verfiel dann in einen erquickenden Schlaf. Cottrell erholte sich langsam, und sein Zustand hörte beträchtlich; dennoch machte er als Reconvalescent einen neuen Ausflug, der in diesen Leben sein letzter war. Damals hatte sich das Eis in dem Flußbette, wo die Vögel zogen nordwärts. Cottrell verwundete einen Vogel, der nach empfangenem Schuß in eine offene Stelle der Eisdurste fiel, und darin zappelte. Während er sich nun abmühte, seine Beute mit dem Kolben der Flinte zu erreichen, verlor er das Gleichgewicht, fiel in das Loch und ertrank. Cottrell hatte eine Ahnung davon, daß er seinen Sturz niemals verlassen würde. Wenige Tage vor seinem Tode sah ich, wie er auf dem Vorder-Kastell stand, und nach dem einigen Fleck Landes hinstarrte, der Spuren von Vegetation zeigte. Als er mich erblickte, deutete er nach der Stelle, und sprach mit melancholischem Lächeln: „Dieser Fleck wird mein Grab seyn, Sir!" — In wenniger als einer Woche wurde der arme Kerl hineingelegt.

Um die Mitte des Novembers fühlten wir das furchtbare Herannahen eines Polar-Winters. Ein schwacher Lichtschimmer färbte noch den südlichen Horizont, während es im Norden immer finsterer wurde. Das blendende Weiß der grotesken Eisklumpen, die auf der Fläche gestreut umher lagen, bildete zu dem finstern, purpurnen Zwielicht einen seltsamen Kontrast. Der Vollmond warf seinen bleichen Glanz auf die schauerlich der Szene, und die Planeten blitzten in ihren Kreisen. Das Nordlicht wurde oft gesehen. Bei einer Gelegenheit bildete es den vollkommensten Bogen, den ich jemals gesehen habe: eine einfache, aber hell strahlende Linie stieg aus Süd-Ost am Himmel empor, ging durch den Zenith, und endigte am entgegengesetzten Rande des Horizonts.

Das Thermometer stand um diese Zeit auf 30° Fahrenheit unter Null. Wehte ein Wind, so hatten wir auf unseren Gesichtern eine Empfindung, die nur mit dem Prickeln von hundert feinen Nadeln verglichen werden kann. Unsere Augenlieder wurden fortgestalt irritirt, daß wir sie durch ein Fensit eingebüßt hätten, wäre nicht die Wärme unserer Hände ihnen zu Hülfe gekommen.

Das Weihnachtsfest rückte heran, jene heitere Epoche des Jahres, in der ein Jeder seiner Sorgen sich zu entschlagen sucht. Selbst in dem starren, unwirthbaren arktischen Klima hatte der freundliche Gruß „vergnügte Weihnachten!" etwas Ermelichen, weil er in dem Gemüthe jedes Individuums unserer Kolonie Erinnerungen an harmlos glückliche Stunden weckte. Um die Mittagszeit versammelten sich die Offiziere und nahmen die Anstalten zur Feier, welche die Mannschaft getroffen hatte, in Augenschein. Die Speisetische der Matrosen waren mit feinen Englischen Tischtüchern gedeckt und alles Tischgeräth niedlich geordnet. Als die Diner-Trommel das „Roast Beef of old England" gerührt hatte, präsentirten drei von der Mannschaft dem Capitain und jedem der Offiziere ein Stück Roßmelkuchen und ein Gläschen Branntwein, man trank auf die Gesundheit des Schiffsvolks und auf baldigen Eintritt in den Stillen Ocean.

Die Offiziere hielten später am Tage ihr Festmahl. Auf den Obstland-Inseln hatten wir einige gesalzene Gänse gekauft, von denen die eine zum Weihnachtsfest aufbewahrt worden war. Um nun das Salz herauszuziehen, hing man die Gans des Abends vorher in das sogenannte Feuerloch (eine Stelle am Schiffe, die vom Eise frei gehalten wurde), und schon wässerte Manchem der Mund nach dem schönen Brustfilzet. Als aber der Steward des nächsten Morgens den Bindfaden auzog, fand er nichts, als ein gar sauberes Skelett. Während der Nacht waren die See-Garnelen (shrimps) uns zuvorgekommen und hatten an der verthen Gans sich gütlich gethan.

Noch sieben lange Monate sollten wir in der eisigen Oede zubringen. Alle die Abenteuer, die wir in jenen Regionen erlebten, wohin vor uns noch kein Sterblicher sich verirrt hatte, kommen eigentlich nur für unser einsames Häuflein Interesse haben. Welcher Mensch, der das Sonnenlicht einhundertundeindreißig Tage lang nicht gesehen hat, wird sagen können, daß ihm dort in den Gefilden des ewigen Eises die lebende Welt und ihre geselligen Freuden nicht fremd geworden seyen?

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Sir Thomas Picton. Als die Britischen Soldaten unter dem Kommando des Obersten Picton auf Trinidad landeten, brachen sie daselbst mit Gewalt in eine Zuckerfabrikerei und Brennerei ein, und bereiteten sich hier auf eine ganz originelle Weise Grog in Ueberfluß. Sie nahmen nämlich Kessel voll Zucker und sieben Fässer mit Rum, und warfen Beides in einen in der Nähe befindlichen Brunnen, worauf sie die durch die Mischung entstandene Flüssigkeit in Eimern herausfegen und tranken. — Sir Th. Picton war später bemüht, bei der Englischen Kolonial-Verwaltung darauf anzutragen, daß man dem Eigenthümer sier den erlittenen Verlust entschädige; allein es gelang ihm nicht, da durchaussichtslos. Uebrigens hatte Thomas Picton durch sein würdevolles Benehmen als Gouverneur auf der Insel vortheilhaft aus. Man hielt besonders die Weise seines Verfahrens gegen Schuldner hervor, welche, obgleich wohldemüthelt, dennoch nicht bezahlen wollten: die Gläubiger pflegten sich nämlich, anstatt sich dem schwerfälligen Spanischen Prozeß, der auf lange Zeit hinaus Verdruß und der Verlegte, und bloß an das Geld in dem Augenblick nicht vorräthig habe, so fragte ihn der Gouverneur wiederum ganz lakonisch: „Wann werden Sie denn die Summe bezahlen können?" Dieser antwortete dann etwa: „In Laufe dieser Woche." Hierauf wandte sich Picton sogleich an den Gläubiger, und zahlte ihm auf der Stelle den Betrag der betreffenden Schuld aus seiner Tasche aus; zum Beklagten aber sagte er: „Sehen Sie zu, daß Sie mir das Geld innerhalb zehn Tagen berichtsschaffen." Und damit endigte die Sache immer auf's beste, denn es würde es Niemand gewagt haben, sich den Gouverneur selbst zum persönlichen Feinde zu machen. Derselbe verstand überhaupt die Kunst, sich bei der achtbaren Klasse der Bevölkerung im höchsten Grade beliebt zu machen, während er bei den Uebelberüchtigsten sich gehörig in Respekt zu setzen wußte.

(Monthly Magazine.)

— Der Theebau in Ostindien. Nachdem der Chinesische Handel freigegeben worden, und das Europäische Publikum nunmehr bei der Einführung des Thees ohne die Kontrolle der Ostindischen Compagnie durch die Betrügereien der Chinesen, die jenes Produkt zu verfälschen gewohnt sind, sehr oft hinters Licht geführt werden dürfte, erscheint es nicht unwichtig, daß man anderweitige die Kulturerfahrniß auf den Anbau dieser Pflanze in den nördlichen Provinzen von Indien gelenkt hat. Mehrere Distrikte derselben sind zu dem Zwecke sehr geeignet, und die Arbeit ist daselbst überall billig, so daß die Ostindische Compagnie in wenigen Jahren ihren eignen Thee auszuführen im Stande seyn dürfte, wenn sie nur mit Beachtung der nöthigen Prinzipien bei der Anpflanzung und mit gehöriger Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Klimas dabei zu Werke geht.

(Madras Gazette.)

— Eine Art, im Schnee zu schlafen. Die Schiffsmannschaft des Capitain Ross schützte sich oft auf ihren weiten Reisen auf folgende Weise gegen die heftige Kälte in der Nacht. Sie gruben nämlich ein Loch in dem Schnee, breiteten darin eine Decke von Segeltuch aus, und übergogen dieselbe dann wieder mit Schnee. Gegen Abend stellten sie ihre Füße sammt dem Leibe in Säcke von doppelter Leinwand, die sie um den Nacken oben zuschnürten, trochen alsdann in die ausgegrabenen Löcher und legten sich dicht neben einander hin. — Eine sehr angenehme Schlafstätte ist dies freilich immer nicht gewesen, aber sie sicherte doch wenigstens gegen das Erfrieren.

(E. F.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Weltblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Montag den 9. Februar 1835.

Frankreich.

Die verschiedenen Gesichter Napoleon's.

Von dem Akademiker P. F. Tissot.

Das Gesicht eines jeden Menschen ist gewissen Modificationen unterworfen, die von seiner Lebensweise, von seiner Erziehung, seiner geistigen Richtung, seinen Leidenschaften, seiner Stellung zur Gesellschaft abhängig sind. Diese Modificationen wirken so lange fort, bis die Physiognomie einen ganz neuen Typus erhält. Die großen Künstler, Feldherren und Fürsten, besonders diejenigen, welche alle Proben des Schicksals bestanden haben, geben Zeugniß für diese Beobachtung. Jede Epoche ihres Lebens und Wirkens drückt ihrer Gesichtsbildung ein anderes Gepräge auf, das gleichsam die Offenbarung ihrer jedesmaligen Lage ist. Einen neuen Beweis für die Wahrheit dieser Beobachtung habe ich in den verschiedenen äußeren Metamorphosen Napoleon's gefunden, der von seiner ersten Erscheinung auf dem Schauplatze der Welt bis zu seiner Absahrt nach Sankt Helena ein Gegenstand meiner beständigen Aufmerksamkeit gewesen ist.

Ich sah Napoleon zum ersten Mal am Tage nach dem 13. Vendémiaire im Hofe der Tuilerieen. Er saß zu Pferde: seine Haltung war ohne Anmuth und ziemlich linkisch; sein Gesicht blaß, mager und hohlwangig. Sein Haar, welches zu beiden Seiten des Gesichtes straff herabfiel, gab ihm ein verkümmertes Ansehen. Bei allem dem weiß ich nicht, wie es gekommen war, daß die schönen Frauen im gesellschaftlichen Zirkel der Frau von Beauharnais ihn den „häßlichen General" nannten; ein Gesicht, wie das seinige, mit einem so reizenden Lächeln und so blitzenden Augen, konnte nie häßlich seyn. Er schien ernst, beinahe finster, mit seinem Schicksal unzufrieden. Sein Aeußeres ließ den oberflächlichen Beurtheiler noch keinen Genius ahnen. Der große Mann schien so traurig verdrießlich, als die Hand des Directoriums auf ihm lastete, als er die 17te Militair-Division befehligen mußte. Auf den Gipfeln der Alpen, von wo er unserem seit langer Zeit im Gebirge eingeschlossenen Heere die Ebenen des fruchtbaren Italiens zeigte, erschien er zuerst in seiner Gloria. In seinem erhobenden Augenblick war er den Generalen, wie den Soldaten, ein Genius des Sieges, mit unbedingter Autorität ausgerüstet. Leider dahr ich Napoleon in jener Epoche seines ersten Aufschwunges zu den hohen Regionen, wo verwandte Geister ihm freundlich zuwinkten, nicht beobachten können; ich habe ihn nicht gesehen, als er seine ersten Großthaten verrichtete, und jene unsterblichen Proclamationen diktirte, die seinen Kriegern Dinge befahlen, deren Ausführung nur sein Geist und ihre Kühnheit für möglich halten konnten.

Sey es nun, daß die natürliche oder fingirte Ruhe seiner Züge, sey es, daß der Schleier, in den er sich hüllte, nun den Neugwohn finsterer Gemüthsart zu beschwichtigen, das Gepräge des Italienischen Feldzuges aus seinem Gesichte verlöscht hatte — genug, ich konnte in dem jungen Sieger, als er aus Italien zurückgekommen war, jene Heldengröße nicht wieder erkennen, die er bei Montenotte, auf der Brücke von Arcole und in der Hochebene von Rivoli bewiesen hatte, wo ihn Jeder wie ein übermenschliches Wesen anstaunte. Statt auf dem Staatsschiffe so gearteter zu seyn,*) schien er vielmehr verstimmt; sein Gesicht war voller und weniger blaß, seine Miene heiter und zufrieden. Seine kurzen Phrasen waren sinnschwer, aber sie glichen noch keinen Orakelsprüchen.

Wenige Tage später wohnte ich im Hofe des Palastes Luxembourg einer Ceremonie bei: die Fahnen der Italiänischen Armee wurden feierlich übergeben. Seit jetzt verdunkelte Napoleon's ehedem so klarer Blick und flammendes Auge den Helden von Arcole; allein derselbe General, welcher in Mailand einen Königlichen Hof gehalten und seiner Kaiserrolle präludirt hatte, ließ, während er seinen Lorbeerkranz dem Directorium zu Füßen legte, keine Spur von beleidigtem Stolze blicken; nichts verdunkelte seinen Gesichtsausdruck, der in der That einen unserer diplomatischen Agenten in Venedig mit den Worten vertreten hatte: „Ich werde der Venus der Künste und der Cäsar von Frankreich seyn."

Die hohe Poesie seines Gedankens und sein ganzer Genius waiten sich wieder auf Napoleon's Antlitz, als er bei den Pyramiden und in jener anderen Schlacht des Orients siegte, nach welcher Kleber, einer der Riesen der Revolutions-Kriege, ihm entgegenrief: „Kassen Sie sich umarmen, mein theurer General; Sie sind so groß wie die Welt!" Aber keine Feder und kein Pinsel konnten, nach dem einstimmigen Berichte aller Augenzeugen, die Seelenruhe wiedergeben, welche seine Züge ausdrückten, als er von der Zerstörung unserer Flotte bei Abukir Kunde erhielt. Seine Pläne waren gescheitert; der Orient ging ihm verloren; die Rückkehr nach Frankreich war ihm abgeschnitten. Er war Gefangener in dem Lande, das er erobert hatte, und durfte sich, wenn die Französische Armee in ein ewiges Exil willigte, keine höhere Gunst vom Schicksal versprechen, als die Würde eines Sultans von Aegypten, wo sein Ruhm, gleich dem Nilstrom in der Wüste, verflogen konnte. Alle diese gewichtigen Gründe zu tiefer Schwermuth hätten seine gewitterschwangere Stirn erschüttern müssen; allein er zeigte sich ebenso über das Schicksal, und bewährte dieselbe großartige Kaltblütigkeit, wie früher nach der Explosion der Höllen-Maschine am dritten Nivose. Die Armee sammelte frischen Muth, als sie ihren Anführer die Niederlage bei Abukir nur wie eine Aufforderung zu noch größeren Thaten betrachten sah.

Nach seiner wunderbaren Rückkehr aus Aegypten und jener Reise durch Frankreich, die einer Eroberung glich, war Bonaparte außerordentlich mager, und von der Sonne geschwärzt, wie ein Araber; seine Züge glichen denen eines Menschen, an dessen Daseyn ein tief verbedauerndes Uebel zehrt; es schien, als könne er nicht lange mehr leben. Kaum war er wieder zu erkennen, als er im sechssitzigen Wagen, unter militairischer Estorte, den Palast des Directoriums verließ, um die Wohnung der Könige zu beziehen. Kurze Zeit nachher sah ich einmal den ersten Konsul, wie er in offenem Wagen nach Saint Cloud fuhr; ich weiß nicht, was sein Gedanken ihm damals bewegten: vielleicht hatte er eine neue Verschwörung gegen sein Leben entdeckt — genug, er schien im Innersten empört, und entschlossen zu strafen.

Das Klima Frankreichs, ein neuer glorreicher Zug über die Alpen, der Tag bei Marengo und seine unerhörten Folgen, vor Allem aber die Eroberung des Friedens, schienten Napoleon seine Gesundheit wieder, seine klare Gesichtsfarbe, seinen Adlerblick, und die ganze Schönheit des Hauptes, dessen obere Hälfte, nach David, an Cäsar, wie die Antike an Brutus erinnerte. Ich sehe ihn noch, wie er uns an dem Tage erschien, als der Friede von Amiens publizirt wurde. Er lag an einem Fenster des Pavillons der Flora; die untergehende Sonne verklärte seine heitere Stirn, und sein Auge strahlte von Licht und Freude, als er den rührenden Jubel der Erkenntlichkeit hinnahm.

Dieser ganze Zauber hatte einer ruhigen Miene voll Resignation Platz gemacht, als Napoleon, in Begleitung des berühmten Fox, die Französische Industrie-Ausstellung besuchte. Man sah ihm deutlich das Bestreben an, den Genius der Verdetlankeit zu ehren, und den lebhaften Wunsch, dem Britischen Demosthenes zu zeigen, wie sehr er Handel und Industrie, diese Quellen der Britischen Macht, zu schätzen wußte. Fox, mit seiner schlichten Würde und jener Art von Bonhomie, die seinem Genius verbündete, wenn man das Flammenauge und die gewaltige Stirn des großen Englischen Staatsmannes unbeachtet ließ — Fox schien von Napoleon bezaubert.

Dieser kam Anfangs an seinem Hochzeitstage, mitten unter dem Volke und den erlesensten Kriegern Frankreichs, in den Tuilerieen einherschritt, hatte er die befriedigte Miene eines Fürsten, der sein Glück befestigt und seine Dynastie begründet zu haben glaubt.

Er war damals viel beleibter geworden als früher, und sein Kopf hatte den imponirendsten Charakter angenommen, der auf seinen von Ehrgeiz und Cäsarea gemeißelten Büsten erscheint. Ich erinnere mich, wie er eines Tages auf einem Throne saß, in einem Saale, dessen Mauern mit den Trophäen seiner Siege geschmückt waren. Sein Haupt bedeckte ein Hut à la Henri IV., an welchem der Regent, der schönste Diamant der Krone, funkelte; vor drei Stufen des Thrones stand ein Ehrengeneral, Murat, Prinz, worunter die Könige von Westphalen, Würtemberg und Sachsen, Alle mit entblößtem Haupte. Nie habe ich Napoleon's Züge solche Flammen sprühen sehen, wie bei jener Gelegenheit; nie fand ich ein gewisses triumphirendes Selbstgefühl so ehrl in seinen Mienen ausgedrückt. Nur derjenige, welcher den Kaiser in Dresden oder in Tilsit gesehen hat, nur der kann meinen, nach der Natur gezeichneten Portrait Napoleon's noch Etwas beifügen. Nach dem unglücklichen Feldzug von 1812 zeigte sich auf Napoleon's Antlitz, als er die Tuilerieen wieder betrat, keine Spur von Schwäche oder Niedergeschlagenheit, wohl aber das Gepräge eines tiefen Schmerzes und starken Entschlusses. Daneben konnte man jedoch in seiner Haltung und in seinen Worten eine Art von Mißtrauen gegen die Zukunft nicht verkennen. Er träumte nicht mehr von Theilung der Erde, und sah einer allgemeinen Coalition Europas wieder den entgegen, der die Verpflichtung auf sich geladen hatte, immer Sieger zu seyn.

Vor Eröffnung des Feldzuges von 1814 sagte er zu einem seiner Minister: „Jetzt, wo es einen Kampf mit zwölfmal Hunderttausenden

*) Eigener Ausdruck Napoleon's.

Digitized by Google

gilt, kann ich mordet dafür einstehen, daß die Verbündeten nicht bis Paris vordringen werden." Dieser Ausspruch beweist klar genug, daß er seinem Glücksterne nicht mehr traute. Und dennoch hätte er mit seinem Einem Hundertttausend beinahe dem ganzen coalisirten Europa Schach geboten: mit war Napoleon gewaltiger, als in diesem Verfassen Kampfe; die glücklichen Erfolge sachten seine Jugendglut wieder an, und noch einmal leuchtete in seinen Zügen das Vertrauen auf den glücklichen Fatalismus, der an seinen Namen geknüpft war.

Die unruhige Rache, zu der sein Aufenthalt auf Elba Napoleon verdammte, brachte in seinem ganzen Wesen eine merkwürdige Veränderung hervor. Nach seiner Wiederkehr sagte man bei ihm seine Sorgen von den Geschäften und Hoffnungen, die Frankreichs Eroberung durch einen einzigen waffenlosen Mann seiner Physiognomie hätte einzugeben sollen. Er schien wie von frühem Alter gebeugt; sein dünner gewordenes Haar lief die Stirn fast kahl: seine Haltung war nicht mehr fest und kräftig; sein immer durchdringender Geist kaufte seine Blicke nicht; er war mit sich selbst im Kampfe, und zeigte fast nur noch den prophetischen Blick des Genius, der nicht mehr Herr der Begebenheiten zu sein glaubt.

Nichts war bewerklicher, als die Physiognomie dieses großen Mannes. Einige Zeit nachher sah ich ihn zu Pferde stehen, wie er im Hofe der Tuilerien die Petition der Handwerker aus den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau anhörte. Napoleon hatte wieder seinen alten Cäsarkopf; das Gesicht war bleich und ernst. Er beklämpfte sich, um das Erstaunen und vielleicht den Zorn nicht merken zu lassen, den die stolzen und muthvollen Worte dieser Menschen bei ihm erregten, die Freiheit verlangten, während sie ihm die Hülfe ihrer Arme anboten.

Als die Unruhe zu Ende war, rief Napoleon durch die Reihen der Handwerker, die aus allen Kräften schrieen: „Es lebe der Kaiser!“ Er ritt im Galopp, als wollte er eine Scene abkürzen, die ihm Verdruß machte. Aber welche Veränderung in seinem Aeußern! Er war nicht mehr der glühende, begeisterte Feldherr in Italien und in Orient, den sein kriegerisches Roß mit Windesschnelle davon trug; sein Körper hatte sehr an Beleibtheit zugenommen, und er saß auf einem plumpen Pferde, das ihn mit Mühe zu tragen schien. Ach! seufzte ich in meinem Innern, wied er noch ferner der aufgehenden Sonne vorauseilen, wie bei Austerlitz? wied er noch ferner sinnsträgige Schlachten liefern können, in denen ein Sieg den andern verfolgt?

Dessenungeachtet bedürfte der große Feldherr noch ein Mal mit Kämpfen, die seiner würdig waren, nachdem er einen Feind überrascht hatte, der täglich seine wartete, und ohne die Verspätung eines ganzen Armee-Corps konnte auch der Erfolg ein ganz anderer sein. Das Glück verließ den Genius, und der Genius hatte nicht Alles gethan, was er vermag gethan haben würde, um es zu fesseln. Es scheint, daß die große Seele des Helden nicht mehr einen solchen Aufschwung nehmen und gleichsam über dem Schlachtfelde schweben konnte, wie in früheren Zeiten.

Ich sah Napoleon den letzten Abend, den er im Palaste Elysée zubrachte. Er war allein, traurig, ohne Niedergeschlagenheit, aber auch ohne Feuer im Blick, ohne jenen Ausdruck, den seine Seele in die Züge legte, so oft sie mit großen Plänen schwanger ging. Es schien das Lebehoch der Volksmenge nicht mehr zu beachten.

Ich redete den Kaiser mit größter Offenheit an, als hätt' ich auf dem Gipfel seiner Größe. Nach einem kurzen politischen Gespräch, worin ich ihm mein lebhaftes Bedauern ausdrückte, daß er gerade jetzt Paris verlassen wolle, verspeach ich ihm, den Interessen seines Ruhmes treu zu bleiben. Er bedankte sich in den herzlichsten Ausdrücken, und warf mir schreibend noch einen Blick zu, der mir ewig im Gedächtniß bleiben wird.

Nimmer hat es mich sehr gereut, daß ich Napoleon nicht, wie es mein Wunsch war, nach Sankt Helena gefolgt bin. Welche Gelegenheit ging mir da verloren, ihn im feegefesteten Kampfe mit dem Unglück zu beobachten, zu studiren! Mit welcher Geringkeit würde ich die Worte des Helden eingesogen haben, als er von seinem Glück, seinen Niederlagen, seinen Schlachten, seinen andere Heldenthaten sprach! Ich würde mit Zerstreuung, seinen Feblern und vor Allem von seinen großartigen Plänen zum Besten Frankreichs sprach! Wie unverleschlichar hätte jedes Wort sich einprägen müssen, das der gefesselte Prometheus an sein Jahrhundert und an die Nachwelt richtete! Dem Genialität seiner Unglücks-Gefährten zufolge, war Napoleon in der Mitte Periode auf Sankt Helena größer, als im Meridian seines Glanzes.

Selbst der Tod hat den schönen Typus seines Antlitzes nicht zerstören können; der Gyps-Abdruck, den Doktor Antomarchi von seinem Gesichte genommen, bewahrt noch einen großartigen Charakter. Vermöge einer sonderbaren Metamorphose schrint Napoleon in die Zeit des Konsulates zurückgekehrt; seine Aneisse ganz Physiognomie sind unmarkirter geworden. Die Maske des Helden hat manches Mitleidsvolle: die Stirn erscheint breiter und gewölbter; die nicht völlig geschlossenen Augen bewahren eine gewisse Feindheit des Ausdrucks, und den so der Mund, obgleich dieser etwas entstellt ist. Die gerade und etwas stärker gewordene Nase verräth ein Gefühl des Schmerzes: eben so die Oberlippe, die zum Theil ihre Form verloren hat, während die Unterlippe so geblieben ist, wie sie bei Lebzeiten war. Von der rechten Seite betrachtet, ist das Profil bemerkungen fast ganz gleich, das Napoleon's Gesicht nach dem Frieden von Amiens zeigte; an der linken Seite aber zeigt die Maske einen tentiren und sehr nachdenklichen Charakter. Der Stempel des Todes und der Leiden, die ihm voran gingen, ist nie dem Blande aufgedrückt. Betrachtet man aber die Maske, etwas schräg gehalten, von unten nach oben, so zeigt sie einen tiefen Ausdruck des Schmerzes; man glaubt, einen sterbenden Alexander zu sehen. Ein Englischer Maler, der berühmte Lawrence, war zwei Stunden lang in das Anschauen dieser Maske ganz versunken, die auch wirklich dem Künstler wie dem philosophischen Forscher unerschöpflichen Stoff zur Betrachtung bietet.

Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV.“

(Schluß.)

So geschah es zu Neapel im Jahre 1830. Gegenwärtig geht es in Italien nicht eben viel besser. Wenn man auf dem Dampfschiffe von Marseille abgeht, so muß man zu Genua oder zu Livorno fünf Tage in Quarantaine liegen; reist man hingegen zu Lande, so bleibt man mit der Quarantaine ganz verschont.*) Man sieht leicht, daß in diesen Absperrungs-Maßregeln und Vorsichtsmitteln eben nicht viel Logik liegt; und wollte man denselben von Rußen her zu steuern suchen, so dürfte man sich auch aller anderen, zur leuter verschärften Mittel bedienen. Es ware gut, wenn man mit ganz Italien so verführe, wie man es mit Neapel gethan, wo man es sich hatte einfallen lassen, die Französischen Dampfschiffe allesammt Quacantaine halten zu lassen; die Französische Regierung konnte nichts Besseres thun, als daß sie zur Reziprozität, Alles, was von Neapel nach Frankreich kommt, ebenfalls einer Quarantaine unterwirft.

Wenn ich mir über eine Digreffion gegen die Quarantaine erlaubte, so geschah das nicht ohne Grund, denn gerade diese letztere war es, die den tragischsten Abschnitt unserer Schiffbruchs bildete. Die eigentliche Gefahr, der wir ausgesetzt waren, dauerte nicht gar lange; auch unsere Verlufte waren nicht von so großer Bedeutung, aber wahrhaft schrecklich war es, uns im Anfange der Nacht auf ein Mal für eine ungewisse Zeit als Gefangene an die rauhen Felsen unk Klippen gebannt zu sehen, die wie eingenommen hatten.

Unsere Päße waren sämmtlich unversehrt geblieben und wir konnten uns alle gesund nennen, daß wir auch an trockenen Morgen von Civita Vecchia aufgebrochen waren und daß wir unter der Zeit unmöglich anderswo gelandet, und doch sahen wir uns, als der Pest Verdächtige, in Kontumaz erklärt, als Leute, die man nicht mit der Fingerspitze berühren durfte und die genöthigt wurden, an einem der schrecklichsten Oerter der Welt zu verweilen. Es befanden sich unter uns teche Frauen und mehrere Greise; allein hätten wir auch noch so viele Kinder und Kranke bei uns gehabt, wären wir auch bei unserem Schiffbruche gänzlich durchnäßt worden und hätte das fürchterlichste Wetter gewüthet: Alles dies hätte uns doch nichts gebolfen; man hätte uns immer verwiesen, selbst das Wachthaus betreten zu lassen, aus dem die Soldaten herauskommen waren und aus das kamale kalt als ein Palais erschien, in einem Lande, das das civilisirteste von Italien ist, in dem Großherzogthum Toskana!

Was war zu machen? Wir spannten, so gut es ging, ein Segel aus in Form eines Zeltes, zündeten ein Feuer an und so streckte man sich hin auf Felse und Kieselsteinen.

In der ersten Nacht ging's noch ziemlich munter her; wir waren alle froh genug, daß wir uns wenigstens auf festem Boden sahen; man unterhielt sich von allerlei Dingen, nur nicht vom Schiffbruche, und glücklicher Weise hatte mir das Loos einen gesitteten Gefährten zugewiesen, der etwas Baskisch verstand und vor kurzem aus Afrika zurückgekehrt war, wo er gefangen war bei den Arabern, um uns den Pyrenäen und Kabira zu unterhalten, und es verfloß mir ein ganz guter Theil der Nacht, indem ich ihn über die so oft behauptete Aehnlichkeit der Baskischen Sprache mit dem Idiom der Beobern genau ausfragte.

Einige von uns waren unterdessen näher zu dem Wachtfeuer hingetreten, das die Soldaten angezündet hatten. Es waren vortrefflich gute Leute, die uns immer aufforderten, uns an ihrem Feuer zu wärmen, nur verhalten sie sich jede übereilte Berührung mit ihnen. Und dazu hatten sie wohl gerechten Grund; denn unser Capitain, der sich unvorsichtiger Weise auf den Arm des Sergeanten gestützt, verunsicherte, daß Letzterer mit uns zusammen in der Quarantaine sich aufzuhalten hatte.

Ich habe noch keine erbsemlichere und bejammernswürdigere Figur gesehen, als die unseres unglücklichen Sergeanten. Bis zu jenem Augenblick war er die Obrigkeit des Ortes gewesen; er hatte das Kommando über die vier Mann, unter deren Obhut wir kamen, und diese Stellung, welche ihm einen gewissen Rang und Wichtigkeit gegeben, hat einzig den, von Natur ihm anklebende Bonhomie nicht ganz vermichen konnte. Nun aber war er auf ein Mal von seiner Höhe herabgestürzt und mitten unter unsern verdächtigen Haufen verbannt; traurig sah er auf seine schönen Tressen brad, die seine Achtung und Respect mehr vor Allen einflößten, in einer solchen Gesellschaft, wie er sie nun da vor sich gruppirten man und wo Niemand dazu aufgelegt war, sich für den armen Teufel zu interessiren, der selbst in die Gefangenschaft seiner eigenen Hölle geratben war.

An anderen Morgen erlaubte man uns, eine Quarantaine-Ausfahrt in einer Umfernung von zwei Meilen in einem kleinen Boote zu begehen. Wäre es uns gestattet gewesen, den Weg zu Lande zurück zu legen, so hätten wir dabei eine sehr erträglich kurze Promenade zu machen gehabt, allein in Folge der ängstlichen Vorsicht waern wir trotz des unglinstigen Windes genöthigt, die Reise zur See zu machen; man schickte uns eine Barke zu, die zu klein war, um uns alle zu fassen. Wir ließen daher die Frauen und die bejahrten Leute zuerst abreisen, und es hatte nicht eben viel gefehlt, daß diese bei der Fahrt völlig drei unglückt wären; als aber die Barke zurückgekommen war, um uns abzuholen, da war es schon zu spät und wir mußten uns schon auf ein zweites Bivouak für die Nacht gefaßt machen.

In dieser Nacht ging es uns schlimmer, als in der ersten: wir waren allesammt abgemattet, der Zeelt war heilig und die Schiffes mannschaft, die sich immerhin im Besitze ihrer natürlichen Freiheit zu sein dünkte, bezeugte keinen Respekt mehr gegen die Paßagiere, sondern suchte sich's selbst so bequem als möglich zu machen und nahm noch die wenigen Matratzen, die man aus dem Fahrzeuge herausgezogen hatte, sie sich allein in Beschlag. Das Feuer ging mehrere Mal ganz aus

*) So war es, bevor noch zu Marseille einige Choleraefälle sich gezeigt.

Digitized by Google

und wenn man es dann wiederholte, so fülle sich das Zelt mit Rauch an. Indeß trotz aller dieser Ungemächlichkeiten hatte es für mich doch noch einen gewissen Reiz, bei dem Feuer sledendy zu wachen, das ich in Gemeinschaft mit einem armen Teufel aus Belgien, der mir das bei allerlei Geschichtchen erzählte, unterhielt. Es machte mir Spaß, diese in Schlummer versenkte Gruppe hier zu sehen, die das Feuer matt beleuchtete; die schwarzen Bärte und schwarzen Gesichter unserer mitsäßlichen Mannschaft stachen seltsam gegen das blonde Haar und die rothen rothen Wangen der Englischen Maschinen-Meister ab, die auch hier Mittel gefunden hatten, sich so komfortabel als möglich einzurichten. An der Seite des Einen aus ihrer Mitte ruhte seine junge Frau, die einzige weibliche Person in unserem Quartier, die hier gleich einer armen Marketande in einer Felsenhöhle schlummerte. Unteressen riefen sich die Soldaten im Gebirge einander zu, das Meer rauschte am Eingange unseres Asiles, als wäre es ungeduldig, Gesellschaft zu bekommen, und ein blasser Mondstrahl beleuchtete den Hintergrund unserer finsteren Grotte.

Am nächsten Morgen beeiligten wir den Aufbruch, um uns endlich nach der verheißenen Quarantaine zu begeben, nach jenem Hause oder vielmehr nach jenem Neste, wo unsere Gefellschaft von derselben Mann schwerlich Platz gefunden haben würde, wo sie aber doch wenigstens gegen die Kälte, gegen den Wind und Regen geschützt gewesen wäre. Allein dieses Glück, so gering es auch war, sollte uns nicht zu Theil werden. Der Sturm tobte noch heftiger als den Tag vorher, und es war nicht möglich, mit unserer schwachen Barke über die Hälfte des Weges von Porto-Ercole hinaus zu gelangen. Wir mußten schlechterdings wieder umkehren. Der gefallene Sergeant, der unser Schicksal theilte, belehrte uns auf dem Wege, daß wir wahrscheinlich nicht eher unsere Freiheit wieder erhalten würden, als ein Schiff mit Befehlen von Livorno angekommen seyn dürfte; diese Nachricht eröffnete uns die Aussicht, noch acht Tage das angenehme Leben fortzuführen, das wir seit zwei Tagen begonnen. Als wir nach unserem Landungsorte zurückgekommen waren, fiel uns vor Allem der Capitain auf, der in einen lebhaften Wortwechsel mit dem Patron von Corbitello begriffen war. Seine ungeschlimmen Gesten, seine aufgerzogen heftigen Worte ließen uns gar nichts Gutes erwarten. Endlich zog sich der hartnäckige Deputirte zurück. Der arme Capitain sah sich durch das unbeugsame Prinzip der Quarantaine außer aller Hoffnung, irgend etwas für die Rettung seines Fahrzeuges versuchen zu dürfen. Unsere Rückkehr war nun ein neues Unglück für ihn, denn er hatte darauf gerechnet, daß unser Boot neue Post- und Porto-Ercole frische Mund-Vorräthe mitbringen werde; statt dessen aber bekam er noch mehr hungrige Magen zurück; unterdessen schien auch eine Aenderung im Wetter einzutreten. Es drohte zu regnen. Und dann hätte es gar schlimm mit uns ausgesehen. Wir hatten auf dem ganzen Raume keinen Winkel, wohin wir uns vor dem Wetter hätten zurückziehen können, als das aufgerrechte Bett eines Stromes, das noch einigermaßen eben war; hätte es nun geregnet, so wäre unsere Wohnung nach wenigen Stunden von dem anschwellenden Strome gänzlich überschwemmt worden; dazu waren noch die Felsstücke gang losgerissen und eins über das andere gewerfen, und der einem nur etwas verändertem Winde, wenn das Meer noch heftiger würde, unwohnbar geworden wäre, so wären wir ganz den Lawinen ausgesetzt gewesen, die sich dann von allen Seiten über uns herabwälzten. Denke man noch hierzu die Unruhe, die uns ergriff, indem wir uns in die Unmöglichkeit versetzt sahen, von jenem verzweifelten Orte aus irgendwie weder unseren Verwandten noch unseren Freunden Nachricht von unserer Lage geben und die Besorgniß, daß Jene durch eine, aus der Ferne erhaltene übertriebene und entstellte Schilderung unseres Mißgeschicks noch mehr beunruhigt werden könnten; endlich stelle man sich nur den Unwillen vor, den in uns sehr natürlich der Gedanke erregte, daß wir all unsere Plage und Angst einem ganz unvernünftigen Prinzip, einem völlig sinn- und bedeutungslosen Vorurtheil aufopfern hatten, so wird man sich einen Begriff von der Verzweiflung und Aufregung machen können, in der wir uns befanden. Es war der Augenblick, wo unser Mitgeschick den höchsten Gipfel erreichte.

Indeß wie in den schönen Schauspielern, wenn der Held die äußerste Stufe des Unglücks erreichen muß, das Geschick sich wendet, und ohne daß man es irgendwie vermuthet, einen glücklichen Ausgang nimmt, eben so sahen wir, nachdem wir im sinstern Ast unserer Tragödie waren, endlich eine glückliche Entwickelung herbeikommen.

Unser Mitgeschick rührte besonders aus dem Umstande her, daß unser Capitain einige Ballen Flockseide, Italiänisch stupa di seta genannt, an Bord hatte, die er unter dem Namen Bourre de Strasseri di seta, das heißt Seidenlumpen, einregistrirten ließ. Die Seidenlumpen waren aber, wie die Lumpen überhaupt, überall verdächtig, als Stoffe, die unfehlbar die Pest brächten, wenn sie nicht vorher in einer Quarantaine zweckmäßig gereinigt würden. Hatten wir die Ballen aus dem Meere herausgeben können, so hätte das Uebel gänzlich gehoben gewesen, allein dies war uns unmöglich, und so sahen wir uns außer Stand gesetzt, uns über unsere gerechte Sache zu auswweisen. Da um wollte man denn auch zuerst nach Livorno schreiben, und uns noch acht Tage im Quarantainehause schmachten lassen. Aber unser Unglück rührte endlich den Himmel und den oben erwähnten Deputirten; es war ein braver Mann, dem schlug das Herz blutig, als er sich zum Werkzeug jener grausamen Abhurdität verdammt sah. Er sah deßhalb auch der Sache wieder; wir versammelten uns in großer Aengstlichkeit um ihn der, wie Gefangene um einen Richter, der uns einem Worte die Fesseln zu lösen und zu schließen vermag. Er besragte noch einmal in sinrtlichem und langsamem Tone den Capitain, den es nicht wenig Mühe kostete, sich hierbei gemäßigt und ruhig zu halten. Der brave Deputirte begnügte sich damit, daß er der ganzen Mannschaft einen Schwur auflegte, daß die Ballen stupa und nicht stracci di seta enthielten. Dieser Schwur wurde von Allen willig geleistet, und ein Jeder war dabei von Erwartung und Hoffnung erfüllt. Endlich sah man den Deputirten die Feder eintauchen, die ihm der Capitain hinreichte — sie waren einig geworden. — Das war ein herrlicher Augenblick! Wir durften nun den Fels überschreiten und landeinwärts gehen. Zwar erblickte man an der Küste mehr Weg noch Steg; — allein man war doch nun einmal frei — und man flog davon. Niemand dachte daran, sich etwa noch einmal umzuwenden, um dem armen Fahrzeug ein Lebewohl zu sagen, das allein trauungslos auf der Werres-Klippe zurückgeblieben war. Was mich anbetrifft, so erinnerte ich mich an den Rath meines geschätzten Kollegen, des Herrn Lettonne, und bestieg den Argentaro . . . Diesen Vortheil hatte ich meinem anderweitigen Mißgeschick zu verdanken, in Folge dessen ich auch dazu gelangte, die Maremma zu besuchen, die ich durchzog, um mich nach Livorno zu begeben. Die Maremma fehlte gerade noch zu der Wanderschaft, die ich im vergangenen Sommer in der Absicht unternahm, alle Punkte in Toskana zu betreten, die Dante gefeiert; dem Schiffbruche „Heinrich's IV." war es nun vorbehalten, meine Dantisch-Toskanische Reise vollkommen zu machen, und ich weiß denselben um so mehr Dank, als die Maremma ein sehr merkwürdiger und zugleich sehr unzugänglicher Landstrich ist. Die Maremma ist eine große Einöde, wo man leicht dreißig Meilen zurücklegen kann, ohne auf irgend ein bewohntes Dorf zu stoßen, ähnlich den großen Steppen Amerikas, wo die feierliche Stille durch nichts, als etwa die Glocken der Schaafherden, das Bellen des Schakals oder das Heulen des Wolfes, das Zischen des Büffelochsen oder die Schläge des Holzfällers unterbrochen wird. Es sind von den jetzigen Großherzog von Toskana angebrene Arbeiten unternommen worden, in Folge deren der Zustand jenes Landstrichs, der bisher während des Sommers ganz unbewohnbar war, schon zum großen Theil verbessert ist und gewiß allmälig in völlig gesunden Boden umgewandelt werden wird. Die Maremma wird bereits in einer ziemlichen Strecke durchgegangen, die, wenn sie fort von Seiten des Kirchenstaats auf dessen Gebiet fortgeführt wird, wo sie noch auf wenige Meilen ausgetrocknet werden dürfte, gewiß einst die vortheilhafteste und zweckmäßigste seyn wird, welche die Reisenden, die sich im Winter nach Rom begeben, am meisten benutzen werden. Die Maremma ist die Sache die jetzt steht, ist ferilich nicht leicht, den Raum zu durchdringen, der noch völlig unbekannt, das nächstliegende Gebiet von dem Toskanischen abgesondert hält. — Es giebt in der That nur ein Mittel, um bequem zur Maremma zu gelangen: nämlich, sich zu Civita-Vecchia einzuschiffen und am Argentaro-Berge Schiffbruch zu leiden.

J. J. Ampere.

Bibliographie.

Melanges politiques et littéraires, faisant suite au voyage à Rennes-les-Bains. — Von Brn. v. Labuisse-Rochefort. 6 Fr.

Spiritualismus et progrès social. Esquisses du tems présent. —

Ben Nd. Mayer. 7 Fr.

Annuaire historique universel, pour 1835. — Redigirt von Ulysse Tenré. 15 Fr.

Pasculine. — Roman von Jenny Bastide (Camille Bodin). 2 Bde.

La roman pour les cuisinieres. — Von Emil Cabanen.

Chansons de Brazier. — 8 Fr.

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

(Schluß.)

Nichts verkünderte am anderen Morgen die großen Ereignisse, die am Abend vorher vorgegangen waren. La Bajada war wieder in die gewohnte Apathie zurückgesunken; man sah nur einen von den Verschworenen, der vor dem Cabildo die Fronte entlang auf- und abging, den Säbel in der Hand, mit dem Aufchein, als stünde er Wache. Die Mitglieder der neuen Regierung waren seit acht Uhr Morgens in der Sitzung; nachdem sie zwei Stunden damit zugebracht, von Don Gregorio nimo's Tabak Cigarren zu machen, war die Diskussion unter der Präsidentschaft des Pater Las Piedras eröffnet worden. Zwei Ansichten wurden laut und theilten die Meinungen. Aguirre einerseits schlug vor, alle seine Gegner Parteien, die sich in Zukunft ruhig verhalten, sogen vorn herein dadurch zu verzeihigen, daß man Abends einen zweiten Ball der Freiru gäbe, und damit fortzufahren, bis die Bildung von Factionen überdurch völlig unmöglich gemacht worden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten anderseits wollte, daß man eine alte Trommel und ein hald Dutzend Klinten, die im Arsenal der Provinz verdunkten waren, hervorsuchen, die Einwohner bewaffnen und sich mit einer nachdrücklichr Bestheidigung im Fall eines Angriffs vorbereiten solle. Als der Pater Las Piedras sah, daß die beiden Redner sich erhitzten, nahm er das Wort. In seiner Rede drang er zuerst auf ein gemäßigtes Benehmen, um hierdurch die Wache Europas zu Freunden zu gewinnen, und versuchte dann, ein Reskums der Diskussion zu geben, mit dem er indessen nicht fertig werden konnte; bei alle dem war es leicht zu sehen, daß ihm der von Aguirre vorgeschlagene Ball ein äußerst wirksamer Hebel für die Regierung zu seyn schien. Glücklicherweise zog ihn die Stunde der Siesta aus der Verlegenheit; der Rath ging aus einander, und drei Stunden lang lag La Bajada in einem tiefen Schlafe.

Nach allgemeinem Erwachen wurde die Diskussion von neuem wieder aufgenommen, nachdem man zuvor noch einige Cigarren gerandt; aber auch diesmal kam es zu keinem Beschlusse. Die Nachricht von der Revolution hatte sich im platten Lande verbreitet, und die Gauchos, hoch erfreut, begannen, von allen Seiten und Enden berdzuströmen, seh entschlossen, auf Kosten der Bajadrnse zu leben, so lange man sie möchte gewähren lassen. Die Schenke an der Ecke füllte sich mit neuen Ankömmlingen, die ihre Pferde an die Pfosten der Gallerie anbanden, und der Ton zweier oder dreier Guitarren, der aus dem Innern schalte, verkündigte, daß ihre Zahl von Minute zu Minute zunahm; Gruppen von Reitern, die bis an die Augen in ihre Ponchos gehüllt waren, bildeten sich auf dem Platze; eine ungewöhnliche Fülle von sarazu und

Digitized by Google

hijo de una grandissima puera strömte von Aller Munde. Mittlerweile kam man im Conseil um keinen Schritt vorwärts; die Gauchos fingen ab, ungebuldig zu werden und drachen in Geschrei aus, so daß Aguirre von Zeit zu Zeit auf dem Balkon erschienen und sie beruhigniren mußte. Der Schatz des Pizarros hatte den Kopf verloren und war dieich vor Entsetzen; ein unheimliches Vorgefühl hatte sich seiner bemächtigt und ängstigte ihn unbarmherzig ab.

Eine solche Störung in allen Gewohnheiten war für Bajada zu heftig, um von Dauer zu sein. Als die Nacht hereinbrach, setzte einer verdrießlich Schulmpf, die von Santa Fé kam, in aller Stille sämtliche zwanzig Mann mit wahren Galgen-Gesichtern, sämmtlich in rothen Ponchos und von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, an's Land; der Offizier, der sie kommandirte, ließ sie sich in Reih und Glied stellen und stellte sich an ihre Spitze; in ihrer Mitte befand sich Don Geronimo in seiner Amts-Kleidung, das heißt, in seiner rothen gestickten Weste; außerdem hatte er sich einen ungeheuren dreieckigen Hut aufgestülpt, von dem ein hoher Federbusch in den Nationalfarben, blau und weiß herabwinkte: in der Hand hielt er einen Säbel, der so lang war wie er selber, und auf dessen Klinge die edlen Worte eingraviert waren: „No me saques sin razon y no me envaynes sin honor".*) die Scheide schwankte an seinen Füßen und schlug ihm an die Hacken. Dies kleine Heer klomm an's Gestade empor, erreichte bald den Platz, und erhob das Geschrei: „Es lebe Santa Fé! Es lebe der rechtmäßige Gouverneur! Tod den Rebellen!"

Bei diesem furchtbaren Geschrei verstummten plötzlich die Guitarren in der Schenke; die Gauchos schwangen sich auf ihre Pferde, und waren mit Blitzesschnelle verschwunden; die Kneipwirthin verbarg sich in's dunkel der Nacht, und man hörte auf dem einsamen Platz nichts mehr, als das Knarren der Thüren, die in aller Eil geschlossen wurden; das Gebild log gleichermaßen in tiefer Stille. Nur der Schatten einer Gestalt war auf dem Balkon bemerkbar, die ruhig, was vorging, zu beobachten schien.

Die Truppen zogen vorsichtig in das Cabildo ein, drangen in das Berathungszimmer im Erdgeschoß; man fand daselbst nur die bleierne Tabaksbüchse vor, an ihrer Stelle auf dem Tische, aber sie war leer. Der Muth der Truppen wuchs, sie drangen mit raschen Schritten weiter, stiegen die Treppe hinan, und erblickten die Gestalt, die mit abgemessenen Schritten auf dem Balkon auf und ab ging.

„Wer da?" rief der Offizier.

„Aguirre!" antwortete die Gestalt.

„Legt an!"

„Canajo! Herr Offizier — nicht zu eilig! — Ist das nicht dort Seine Excellenz Herr Geronimo, den ich die Ehre habe, inmitten Ihrer Reihen in seinem Parade-Kostüm zu erblicken? Excellenz, ich warte auf Sie; Ihr Machtspruch hat sich völlig unfähig bewiesen, und wenn Sie nicht, wider alles Vermuthen, unsichtbar geworden wären, am diese fünfundzwanzig Krebse herbeizurufen, so hätte ich morgen eine Revolution zu Ihren Gunsten gemacht. Uebrigens finden Sie die Provinz in trefflichem Zustand, in der Sie vielleicht verlassen haben, eingenommen, daß im öffentlichen Schatz eine unbedeutende Summe fehlt, die zu einem patriotischen Zweck verwendet worden und für die der Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle möglliche Garantie leisten und Ausweise geben kann, die Sie wünschen. Es würde mir im Augenblick schwer werden —"

„Picaro!" erwiderte Don Geronimo, „ein Anderer, als ich, würde Dich in's Gefängniß werfen und nach drei Tagen erschießen lassen; ich aber schenke Dir das Leben. Morgen wanderst Du unter gehöriger Escorte nach Buenos-Ayres!"

„Excellenz! Nach Buenos-Ayres? Wo denken Sie hin? Sie sind dort im Stande, das Ding schief zu nehmen... Uebrigens befinde ich mich nur unter Ihrer Regierung wohl..."

Der Santa Fé'nische Offizier sah Aguirre von der Seite mit einem furchtbaren Blicke an: „Hundsfott verdammter! Möchtest Du vielleicht lieber zum Gouvernour kopfs nach Santa Fé? Du wärst nicht der Erste, der dort eingebracht worden; um mit weder herausgekommen."

„Nun", versetzte Aguirre, „es mag darum seyn! Reden wir nicht mehr darüber; ich werde gehen, wohin Sie befehlen. Nur brauche ich auf der Ueberfahrt einen Gefährten, und ich glaube, Herr Don Geronimo, wenn Sie das Gestrüpp hinter dem Cabildo durchsuchen ließen, so würden Sie Ihren Nachfolger finden; sollte Sie ihn aber vermuthen nicht in dem Gestrüpp finden, so versäumen Sie nicht, ihn in den Biscacha**)-Löchern suchen zu lassen. Der Vater Las Piedras ist von solcher Körper-Beschaffenheit, daß er überall hinein kann. Man wird sich sehr freuen, ihn in Buenos-Ayres zu sehen."

Sechs Soldaten marschirten ab und kamen nach Verlauf einer halben Stunde mit dem Vater Las Piedras zurück, den sie in einem Loche gefunden hatten, aus dem nur sein Kopf hervorgesehen. Auch war er äußerst erbärmlich und jämmerlich anzuschauen. Er tu quoque! (auch du mein Brutus!) hätte Don Geronimo ausrufen können, wenn er was von der Römischen Geschichte gewußt hätte; aber er hatte sich nie mit den Weltgeschichten abgegeben und begnügte sich, dem Gefangenen den Rücken zu kehren.

So war denn die Restauration von Bajada gemacht, durch fremde Waffen, es ist wahr, ebenso wie gewisse andere Restaurationen, aber ohne Blutvergießen, und eine allgemeine Amnestie wurde noch am selben Abend proklamiet. Don Geronimo, es muß gesagt werden, war von Charakter ohne alle Grausamkeit; übrigens war es nicht das erste Mal, daß ihm dergleichen begegnete. Zwei Jahre vorher war er acht Tage lang abwesend, und hatte bei seiner Rückkehr seine Stelle besetzt gefunden; damals hatte er sogleich, in Erwartung besserer Tage, sich mit der Ministerstelle der auswärtigen Angelegenheiten unter der Regierung des Usurpators begnügt. Er verzieh dem seinigen, weil er seiner zur Unterstützung in den Mysterien der Diplomatie und bei Lesung der Pläße bedurfte; bei alle dem verpflichtete er ihn, das Dessizit, das sich in der Provinzial-Kasse vorfand, zu ersetzen. Dieser Edelmuth wurde allgemein bewundert. Nur die Frauen seufzten, wenn sie an die Bäle der Freiin Lucretia dachten, die ihnen die Verwaltung Aguirre's versprochen hatte.

Am andern Morgen erfuhr sich dieser mit dem Vater Las Piedras inmitten einer Abtheilung Soldaten am Ufer, um einzuschiffen zu werden. Die Menge sah ihrem Abgange mit Mitleiden zu. In dem Augenblick, als Aguirre an Bord stiegen wollte, wandte er sich zu dem Santa Fésinischen Offizier, der die Abtheilung kommandirte.

„Ich kann nicht abreisen, sagte er zu demselben, „ohne Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur meine Erkenntlichkeit zu beweisen; mögt er mir die Gnade ertheilen, zu erscheinen, im Namen des Himmels!"

Don Geronimo kam an's Ufer.

„Excellenz", sagte Aguirre zu ihm, „ich habe Sie in meiner Gewalt gehabt, und kein Haar ist Ihnen gekrümmt worden — erinnern Sie Sich desselben wohl?"

„Es ist wahr", erwiederte Don Geronimo.

„Ich hätte Ihnen bei Ihrer Rückkehr Widerstand entgegensetzen und Sie zwingen können, sie mit Gefahren zu erkaufen; ich habe es nicht gethan. Gedenken Sie auch daran?"

„Ich muß es ebenfalls bejahen."

„Wenn dem so ist, so werden Sie einem Manne seine letzte Bitte nicht abschlagen, der vielleicht erschossen wird, so wie er an dem Orte seiner Bestimmung ankommt."

„Wir wollen sehen. Worin besteht diese Bitte?"

„Lassen Sie mir für die Zeit der Ueberfahrt eure Guitarre geben. Sobald ich in Buenos-Ayres bin, will ich Ihnen die Kosten dafür erstatten."

„Daß Dich der Teufel!" rief Don Geronimo; „doch — man gebe ihm seine Guitarre, und dann an den Galgen mit ihm!"

Ich schicke mich mit den besten Gelangen ein und ging nach Buenos-Ayres zurück. Don Geronimo hatte für der Aufsicht drei seiner treusten Beamten übergeben, und diesen vier von den sechs Zinnen, aus denen sein Arsenal bestand, zu diesem Behufe anvertraut.

So wie sie in Buenos-Ayres angekommen waren, wurden Beide in's Gefängniß geführt. Es ist nun einem Monat darin, denn wurde er seiner Familie zurückgegeben, die nicht Lust hatte, ihn erschießen zu lassen. Der Vater Las Piedras nicht so glücklich und von seinem Kloster nicht reklamiet, mußte ein volles Jahr sitzen, während ihm der Prozeß gemacht wurde, und es wäre ihm vielleicht schlecht ergangen, wenn nicht eine Revolution, in der Ster wie die zu Bajada, seine Freunde an Ruder gebracht hätte.

Fünf Monate darauf brachte ein Schiff, welches von Hävre kam, die neuesten Pariser Journale. In allen, wenige ausgenommen, war unter der Rubrik: Ausland, Folgendes zu lesen:

Privatbriefe aus Buenos-Ayres melden, daß ein furchtbarer Aufstand in Entre-Rios, einer der blühendsten Provinzen der Republik, neuerdings stattgefunden. Die Insurgenten, an deren Spitze der Oberst Aguirre und der berühmte Franziskaner Las Piedras standen, hatten sich, des lebhaftesten Widerstandes ungeachtet, der Hauptstadt der Provinz bemächtigt. Beide Theile haben sich einen Tag und eine Nacht lang mit Erbitterung geschlagen. Die Anzahl der Gefallenen wurde man bei Abgang des Schiffes, das diese Nachricht mitgebracht, nicht genau, sie ist aber sehr beträchtlich. Endlich, Dank der Energie des Gouverners Don Geronimo B*** und der Einwohner, hat die Sache der Ordnung triumphirt und sind die Rebellen in die Flucht geschlagen worden. Der Oberst Aguirre und sein Mitschuldiger, auf dem Rückzug von ihrer Partei getrennt, sind verrirt und ohne Bedeckung nach Buenos-Ayres gesandt, wo ihnen gegenwärtig der Prozeß gemacht wird. Der National-Kongreß war beschäftigt, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, um zu verhindern, daß sich dieser Aufstand nicht über die anderen Provinzen verbreiten möchte ꝛc. ꝛc.

(K. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Der Amerikanische Bohrwurm. Es war noch kein Jahr verflossen, nachdem das schöne Gagat-Gebäude zu Valparaiso aufgeführt worden, als die Pfähle, welche, die man mit Kupfer zu bekleiden unterlassen hatte, von einem sonderbaren kleinen Thiere, der Bohrwurm (teredo navalis) genannt, gänzlich durchbohrt und zerfressen waren. Das Thier ist über sehr klein, von weißer Farbe, und zum größten Theile gallertartig, bis auf den Kopf, der mit zwei beweglichen Schalenklappen versehen ist, mit denen es, wie man annimmt, das Holz und andere Massen durchbohrt. In mehr dieser Thiere, deren Zerstörungswerke arbeitet, desto größer und stärker wird er, immer in dem Verhältnisse, das erforderlich ist, um das Bohren mit Erfolg fortzusetzen. Die Zelle des Thieres ist mit einer gallertartigen Bekleidung (die von dem Thiere selbst abgesetzt wird) versehen, welche es mit den übrigen verschiedenen Gattungen von Knochen gemein hat. Der Wurm wird zuweilen einige Fuß lang, und hat oft einen Zoll im Durchmesser. Aus dem Schaden, den dieses Thierchen an dem erwähnten Gagat-Gebäude zu Valparaiso angerichtet, läßt sich leicht schließen, wie gefährlich es sein würde, wenn ein Schiff, das nicht mit Kupfer bekleidet wäre, in jenem Hafen auf längere Zeit liegen bliebe.

*) Zieh' mich nicht ohne vernünftigen Grund heraus, und steck' mich nicht ohne Ehre wieder in die Scheide.

**) Ein Thier, welches einem Kaninchen ähnlich sieht, aber breimal grösser ist und tiefe Löcher wühlt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Mittwoch den 11. Februar 1835.

Frankreich.

Die Galeeren-Sklaven Aly und Solyman.

Von Méry.

Die Geschichte dieser beiden armen Algierer ist sehr traurig, und ist unglücklicherweise eine wahre Geschichte. Die Hoffnung auf den Trost: „Es ist nur eine Dichtung", findet hier nicht Statt.

Wir haben Algier eingenommen; es ist eine sehr schöne Eroberung für den südlichen Handel; wir stehen am Atlas in Garnison; die Civilisation, nach Algier übergestürzt, verbreitet sich augenblicklich der Mauern, in nächster Nähe über die Beduinen. Um die Sitten der Eingeborenen zu mildern und zu vergeistigen, befolgen wir die Spanische Methode; wir liefern den einzelnen Stämmen eine endlose Schlacht, schießen sie mit Kanonen zusammen, lassen Tagesbefehle und Bulletins ergehen; unsere Kundschaft und Kenntniß des Nordens von Afrika ist so weit vorgeschritten, wie die Levantiner's vom Süden. Alles zu Allem gerechnet, fürchte ich sehr, daß als Facit für uns auch nur ein ausgestopftes Thier herauskommen wird, wie für ihn.

Annibalis spolia et victi monumenta Sipbacis.

Einstweilen schlägt man sich einander todt, um die Zeit todtzuschlagen. Die Cholera ist bei den Beduinen angebrochen; jeder Tag versetzt neue Familien in Trauer. Dieser Civilisations-Versuch, der unter jeder Bedingung durchgesetzt werden soll, hat den völligen Ruin der Menschen zur Folge, die sein Gegenstand sind, Menschen, die wir, wir, als Barbaren betrachten — und die umgekehrt sich zu unserer Civilisirung anschicken würden, wenn sie leichte Artillerie und ordentliche Kriegsschiffe hätten. Wir zählen unsere Todte, beweinen sie, das ist ganz in der Ordnung, löblich und gerecht; aber die Barbaren, die in diesen Kämpfen fallen, beachten wir nicht. Und diese Barbaren haben doch auch Frauen, die sie lieben, Kinder, die sie in Gottesfurcht und Ehrfurchtbarkeit erziehen, Familien, die sie von ihrer Jagd oder durch kunstlose Arbeit ernähren. Wenn in irgend einem Stamme am Abend diese armen Menschen einen Vater beweinen, so ist es nicht ein Löwe des Atlas gewesen, der ihn zerrissen hat, sondern eine christliche Kugel hat ihn niedergestreckt.

Und nun will man, die Wittwen und Waisen sollen etwa folgendermaßen sprechen: „Allah sey gelobet! Nur zu unserm Wohle sind die Christen gekommen; vereinigen wir uns unter dem Panier der Christen. Sie tödten uns unsere Väter, unsere Männer, unsere Kinder; aber sie civilisiren uns. Schwören wir die Vorurtheile unserer Väter ab. Seit vier Jahrhunderten und noch länger liegen wir im Argen und im Finstern. Die Christenbande sind unsere Brüder. Ehemals, als wir sie nur dem Namen nach kannten, empfanden wir einen Abscheu vor ihnen; aber gegenwärtig ist es eine Pflicht und ein Vergnügen, sie zu lieben. Sie haben die heilige Stadt zerstört, haben viele von den unsrigen getödtet, haben das Gold der Casauba in Beschlag genommen, haben den dritten Mond vom Thore Babazun hinuntergeriffen; o! es ist gerade der echte Moment, auf unsere alten Vorurtheile zu verzichten. Es leben die Christen!"

Eines Abends wandelten zwei dieser Waisen, die wir dazu gemacht, um einen Schlag mit einem Fliegenwedel zu rächen, melancholisch in einem Thale am Abhang des Atlas, Beide noch Kinder, Aly und Solyman mit Namen, der Eine vierzehn, der Andere fünfzehn Jahr alt. Sie dachten an ihren vernichteten Stamm, an die Plünderung und Wegtreibung ihres Viehes, an ihre getödteten Aeltern, und vergessen reichliche Zähren, wie civilisirte Kinder; sie sprachen zu einander mit Gesinnen der Wermuth, die ihnen als die richtigen erschienen. Aly sagte zu Solyman: „Aber, was haben wir diesen Christen getban, die von der Welt Ende hergekommen sind, die Mutter zu tödten, die uns genährt hat, unseren Vater, der so gut war? Es brißt, der Dey habe einem Christen einen Schlag mit einem Fliegenwedel gegeben; das ist eine Angelegenheit, die nur den Christen betraf, der den Schlag bekam, nicht so? Wir waren zwei Tagereisen vom Algier entfernt, als dies vorging; haben wir, weder den Dey, noch den Christen, gesehen: warum hat man uns unser Vieh weggenommen, unseren Vater getödtet und unsere gute Mutter, und unseren Stamm zerstört? Begreift Du das, Solyman?"

Der Bruder antwortete: „Ich glaube, die Christen sind der Vernunft beraubt. Die Vernunft ist nur den Kindern des Propheten gegeben; man muß die Christen beklagen, wie wir die Narren beklagen, die Unglücklichen, die Gott verlaffen hat."

„Ja, wenn diese Narren in ihrer Heimath blieben, so wollte ich sie beklagen, um dem Gesetz des Propheten nachzukommen; sie kommen aber zu uns, um uns zu tödten, und wie willst Du sie dann noch beklagen? Wäre ich nur groß und stark und hätte ein Pferd, wie wollte ich mich mit diesen Christen herumschlagen und meinen Vater rächen! Hier ist das Beil unseres Vaters, siehst Du es? Es ist noch roth, wie diese Granaten."

Die beiden Kinder wanten vor Wuth, und Aly schloß seine rechte Hand fest um das Heft eines kleinen Messers.

In diesem Augenblick gewahrten sie einen Christen-Knaben, der in einem Granatenbusch Früchte pflückte.

Aly war außer sich vor innerer Aufregung. — „Sieh' dort", schrie er, „einen jener Hunde! Ich steche ihn mit diesem Messer nieder!"

Solyman sieh seinem Bruder in den Arm. — „Es ist ein Verbrechen, was Du begehen willst", sagte er zu ihm. „Er ist allein, dieser Knabe, und wir sind zwei; er ist waffenlos, wir sind bewaffnet: Bruder, denk' an Gott, gegen den Du Dich vergehst."

„Und als sie kamen, sie", schrie Aly wüthend, „waren sie etwa nicht zwei gegen einen, hundert gegen einen, mit ihren Schiffen, ihren Kanonen, ihren Kriegs-Maschinen, ihrer höllischen Vernichtungs- und Zerstörungskunst? Glaubst Du, daß sie gekommen wären, uns anzugreifen, wenn sie nicht ihrer Sache sicher gewesen wären? Sie haben uns getödtet, ohne Gefahr sie sich selber, wie ich diesen Christen jetzt tödte, ohne Gefahr für uns."

Und er stach den Christen-Knaben nieder.

Soldaten gingen des Weges, sahen den Leichnam und die Mörder. Aly und Solyman wurden ergriffen und nach der Stadt gebracht.

Aly gestand sein Verbrechen ein; Solyman leugnete seine Mitschuld nicht.

Es wurde ihnen der Prozeß gemacht. Man fragte sie nach ihrem Alter, ihrem Gewerbe, ihrem Wohnort. Ein Königlicher Prokurator entwarf die Anklage, welche mit den Worten anfing: „Wenn es ein Verbrechen ist, was . . . ." Ein Advokat vertheidigte sie pro forma. Sie wurden zu lebenslänglicher Arbeit auf den Galeeren verurtheilt; sie die Gnilloline fand man sie zu jung.

Aber es giebt keinen Wagno in Algier; diese Stadt trägt noch die Spuren der Barbarei an sich; sie ist noch nicht mit unseren philanthropischen Etablissements versehen, mit Ruderbänken und Sklaven-Prosilien. Aber Geduld! sie wird auch einen Wagno erhalten, wenn die Civilisation erst weitere Fortschritte macht. Aly und Solyman sind bestimmt, den ersten Bestand abzugeben für die künftige Pflanzschule der Afrikanischen Galeeren-Sklaven; sie sind die lebendige Grundlage des einstigen Monumente, die erste Basis des Etablissements. Man schiffte sie auf ein Dampfschiff ein, was ihnen Bohnen vor (die Speise der Galeeren-Sklaven) und legte ihnen peinliche schwere Ketten um die Füße. So kamen sie auf Frankreichs gastfreundlicher Erde an, in Toulon.

Dort logirten sie denn im Wagno; es wurde ihnen alsbald von ihren neuen Kameraden anempfohlen, die Sitten der Gemeinde anzunehmen, die Gebräuche, Gewohnheiten, Geschmack und Neigungen der Französischen Galeeren-Sklaven zu studiren, um die Civilisation des Wagno von Toulon nach dem des Atlas verpflanzen zu können. Nun denn! Will man wissen, was geschehen ist? Gleich in der ersten Nacht zeigten sich die jungen Barbaren vom tiefsten Abscheu und Entsetzen ergriffen vor der Moralität, die sich auf den Schandbänken entwickelte — sie schrieen laut auf und riefen den Donner des Himmels herab auf die alten Bewohner, die eine Sprache zu ihnen redeten, vor der sich all ihr Haar auf dem Haupte emporsträubte; die Barbaren hielten diesen civilisirten Laster den Spiegel der Tugend vor; ja, was noch mehr sagen will: Aly und Solyman baten einen Damen von scheuer Achtung wie einen Mauer um sich gegogen, der sie vor dem Verderben der allgemeinen Nichtsvorhergesehen schützte. Sie baten Gott vergeffen, tragen den Namen Mörder mit Recht, und zeigen dennoch so viel Gelehrigkeit, Reue, Reßignation, daß man ihr Verbrechen darüber vergißt. Man denkt nur an ihre Jugend, an ihr Unglück, an das beklagenswerthe Verhängniß, das sie in einer Stunde wilder Verzweiflung zum Morde verleitete.

Wir haben sie im Wagno gesehen; von allen Bildern dieser schauerlichen Gallerie, allen Leidens-Gestalten dieses irdischen Fegefeuers, hat uns keines so erschüttert und ergriffen, wie die unbeweglich Gruppe Aly's und Solyman's, Henri Mennier und ich, wir hatten die traurige Erlaubniß erhalten, die geheimsten Winkel des Wagno zu durchstöbern, in die Kerker hinabzusteigen, in die nie das Tageslicht fällt, die Orte der Knuten zu besuchen, wo nur Heulen und Zähneklappern ist. Wir verdankten diese Gunst zwei Männern, deren Namen selbst in

Digitized by Google

dieser Welt des Bagno, wo nichts mehr gilt, geachtet wurde, — wir derliefen uns nämlich auf Herrn Rudan, den Chirurgus des Arsenals und Herrn Commissair Semenard. Man zeigte uns diese lebende Gruppe, die Henri Monnier mit zwei Strichen, mit einer so treffenden Wahrheit auf sein Portefeuille hinwarf, daß alle Galeeren-Sklaven, die der Skizze beiwohnten gerufen, der Erstaunten laut zuschrieen. Der Künstler zeigte den dritten Knaben eine Stellung; sie nahmen dieselbe mit einer stummen und zähnenden Gelehrigkeit an; mit der Unbeweglichkeit des Marmors behielten sie sie bei; nur das Feuer ihrer Afrikanischen Augen übergenge den Beschauer, daß sie lebten. Sobald ihre Portraits fertig waren, stürzte Alles aus den benachbarten Sälen herbei, um zu sehen und zu bewundern; nur sie allein blieben stumm und gleichgültig; sie warfen nur einen flüchtigen und melancholischen Blick auf das Blatt, das sie darstellte. Monnier gab ihnen eine Belohnung an Geld; da flog ein Schimmer von Lächeln über ihre sonnverbrannten Gesichter; gleich darauf verfanken sie wieder in ihre gewöhnliche Träumerei; der Kerker hatte sie wieder.

Das sind nun zwei Unglückliche, an die kein Mensch in der Welt denkt; sie haben keine Aeltern, keine Freunde, keine Gönner; sind Waisen von Alias: Verbrecher, weil sie Waisen waren; sie haben Nimt vergessen, weil sie sich in einem Aeußerste befand, der ihnen richtig und gerecht geschienen; denn wenn sie zum Dank für ihre Wohlthaten sie auftlagen, so müssen wir sie gestehen, daß wir eigentlich an ihrem Verbrechen schuld sind und daß wir sie bestrafen, weil Algier in unserer Gewalt ist. Wenn wir trocken juristisch raisonniren, nach der logischen Strenge des Code, so haben wir vollkommen Recht; im Allgemeinen geben sich die Völker niemals Unrecht; sie haben eine Logik, die sich Alles anpaßt, ein gefälliges Recht, das ihr nationales Gewissen mit Blute reinigt. Man hat unseren Konsul beschimpft, wir haben dem Dey den Krieg erklärt; wir haben Algier eingenommen; es ist unsere Eroberung, unser übereinkehes Departement; von diesem Augenblick an üben wir alle Art Recht aus über das unterworfene Land; begehen die Eingeborenen Verbrechen gegen uns, den Sieger, so trat das Recht ein und besteht die Verbrechen; denn Verbrechen müssen immer bestraft werden. Rechtlich läßt sich nichts dagegen sagen.

Aber die Philosophie enthält die Antworten für solche Fälle und sie ist es, die fast immer dem Rechte Unrecht giebt. Die Philosophie urtheilt nicht wie das Kriminalrecht, sie schreibt keine Gesetzbücher auf, sondern macht welche. Ein ganz Theil der menschlichen Verurtheile liegen bei Greuius und Pufendorf zu Grunde. Die Philosophie gestattet nicht, daß man Männer und Weiber, die von jedem Verbrechen rein sind, ungestraft niederschießt und dann zwei unglückliche Kinder in Ketten schlage, weil sie sich berechtigt glaubten, von einem Rechte Gebrauch zu machen, das sie über Nation ausübt.

Wissen, daß man leider Gesetzen und Gebräuchen Raum geben muß, auf denen die Existenz der Völker beruht; wir wissen, daß wegen des großen Imbroglio's unserer gesellschaftlichen Organisation es sehr schwierig sein würde, nach philosophischen Ideen zu regieren, daß Macht und Komödie gen. Alles in harmonischer Einigung zu bringen, wahrhafte Gesetzgebung, eine Humanität, Moral, Völkerrecht und unsere modernen Sitten eigen ist, die, so wie sie weiter fortschreiten, dies Alles wieder in ein Chaos sich auflösen und untergehen lassen. Aber es giebt doch Ausnahmsfälle, wo man den strengen Buchstaben des Code widern, wo man sich ganz in der Stille gestehen kann, daß die Vernunft der Staaterkunst unrecht sei, daß eine Regierung dasselbe thun würde, was unvermerkt philosophisch zu Werke gehen mag in kleinen Details, ohne darnach ihre Würde, ihre Macht und Existenz bloß zu geben und zu gefährden. Es würde freilich ein Ueberfall von philosophischer Absurdität sein, im Bezirks jeden Algierer, der einen Franzosen tödtet, freizusprechen, aus dem Grunde, weil wir zuerst gelaurt, oder weil sämmtliche gefallene Bewinnen an der Obstruge die der Konsul erhalten, unschuldig gewesen und ungestraft von den Ihrigen gerächt werden dürften; Leider müssen wir die Eroberung aufgeben. Staatsrechtliche Gründe haben uns nach Afrika geführt; der Mund und die Kanonen sind uns günstig gewesen — unser Unterwillen ist gelungen, wir sind als Herren anerkannt, die Bewinnen sind unsere Unterthanen, unseren Gesetzen unterworfen, unseren Gerichten verantwortlich.

Nun aber bietet sich gegenwärtig einer jener Ausnahmsfälle dar, wo philosophische Milde den Zügel des Gesetzes ein wenig schlaffer halten könnte, ohne befürchten zu müssen, es könnte eine jener gesellschaftlichen Erschütterungen daraus entstehen, so denn und wann die Völker Gelegenheit gegeben hat. Zwei Kinder stehen vor den Schranken: schon ihr Alter ist ein Anspruch auf das Mitleid — zwei Wilde, wenn man will, die nach den Prinzipien des natürlichen Rechtes geurtheilt, die vom Evangelium nichts wissen und deren Glaube noch ist: Aug' um Auge und Zahn um Zahn. Es ist dies ein Irrthum, der am Fuß des Atlas vorgekommen ist; uns scheint es aber als Pflicht, diesen Irrthum als solchen Irrthum an Schuldigen solcher Art mit dem absoluten Verlust der Freiheit für ein ganzes Leben lang, mit der insamierenden Strafe des Bagno, mit dreißig Pfund schweren Ketten an Händen und Füßen zu bestrafen. Ein Volk, welches sich tagtäglich sagt, daß es groß ist, und welches dies mit Recht sagen kann, das welches seine Strafen verhängt, gerade gegen Wilde, die weder Deputirte, noch Advokaten, weder Verwandte noch Journale haben, um gegen dieses Uebermaß der Strafe Einspruch thun zu können. Wir sind keineswegs der Meinung, daß man ihnen mit einem Male plötzlich die Freiheit wiedergeben solle — und zwar aus dem Grunde, weil diese beiden armen Kinder von dieser Freiheit keinen Gebrauch wissen zu machen wissen, und dann, weil es die Klugheit erfordert, daß man nicht zwei entflammte Afrikaner, die der Gerechtigkeit durch eine blutige That verfallen sind, im Staate frei umherlaufen lasse. Aber man sollte sie auch nicht in das Grab eines verwesenden Bagno hinabstürzen, nicht ihren Gebersinn, ihre Reue, ja ihre Moralität selber dazu benutzen, sie als Muster für zukünftige Galeeren-Sklaven aufzustellen, die, gleich ihnen, aus dem Innern von Afrika kommen sollen, um die Ketten auf den Rudersbänken von Algier zu schleppen. Diese Berechnung ist nicht sehr würdig; wie schlagen hier eine andere Behandlungsweise vor, die mit der Moral vielleicht besser übereinstimmt.

Ja, man muß ihre Thatkraft benutzen: schreckt geleitet, hat sie ein Verbrechen begangen; gut benutzen und mit Weisheit benutzt, wird sie Gutes leisten. Weil alle Berichte der Aufseher schon günstig für die beiden Afrikaner lauten, so kann man hieraus auch hoffnungsreiche Folgerungen für ihre Zukunft ziehen. Nicht einen neuen Bagno muß man gründen, sondern eine eigenthümliche Sistung, eine Stätte der Buße, wo die Kindheit, die durch verhängnißvolle Gelegenheit Verbrechen begangen, gebildete Lehrer finden würde, Lehrsäle, anstatt der Galeeren, und gute Bücher, statt der Ruder.") Man sperre Aly und Soliman mehrere Jahre lang ein, aber fern von jenen höhlen des Lasters und der Verderbniß, jener peskartigen Atmosphäre, die bis selbst die Tugend lasterbaft machen könnte. Man unterweise diese lebendigen Afrikanischen Gruben in dem, worin man unsere Kinder unterweist, vor Allem in der Religion, die den natürlichen Menschen mildert und beffer macht. Man gebe diesen vier traftvollen Leuten Arbeit, die nichts weiter wollen, als thätig sein und arbeiten, ein Gewerbe, und dann, wenn Klugheit und Vernunft uns sagen werden, daß aus ihrer Freiheit Niemanden weiter ein Schaden erwachsen könne, dann lasse man sie frei, Selbst, der Reisende, kann jetzt Alles gewinnen, die noch das Schlimmeres thaten, als Menschen tödten, sie fragen sie. Später ließen sie von dieser ihrer ursprünglichen Neigung gänzlich ab, sie wurden in dem Stamm, aus dem sie gebürtig waren, Missionaire und predigten ihren kannibalischen Landsleuten den Abscheu gegen Blutvergießen und die Furcht vor Gott. Sie würden in Marseille einen Maladen kennen gelernt, dessen Gesicht die Narben von zwanzig Wunden trug, die er in Schlachten empfangen; er war der blutdürstigste Krieger der Sunda-Inseln. Man hat ihn getauft, er ist nach Indien zurückgekehrt — und gegenwärtig predigt er auf Madagascar das Evangelium und hat den größten Zulauf. Aly und Soliman sind in einem Alter, das für die Bildung am günstigsten ist. Anstatt sie in einen Bagno zu erziehen, um einen anderen Bagno zu civilisiren, muß man sie gründlich unterrichten, um Algier zu civilisiren. Den Barbaren, die man bekehren will, muß man ihre bekehrten Brüder schicken — ein wirksameres Bekehrungsmittel giebt es nicht. Daß sie in Frankreich eine sichere Existenz, Unterweisung genießen, das müssen sie den Afrikanischen Stämmen, jenen Völkern der Wüste, erzählen, die in der trefflichen Hüre sind, auf die Erzählungen einen so mächtigen Eindruck machen. Aly und Soliman sind dergleichen Missionaire, die man an die neuen Franzosen des Atlas senden muß — es würde mehr nützen, als alle Bleichsüchter, Bülletins, Tagesbefehle und Kanonenschüsse.

Bibliographie.

Le Pentateuque, avec une traduction française et des notes philologiques. — Von J. B. Blaire und Franck. Erste Lfg. (Es erschienen 15 — 16 Lfgn. à 5 Bogen.)

Agenda général: Livret pratique d'empioi du temps, pour l'année 1835 etc. — Von A. Jullien. 5 Fr.

Essai général d'éducation physique, morale et intellectuelle etc. — Von A. Jullien. 24 Fr.

Archives curieuses de l'histoire de France, depuis Louis XI. jusqu'à Louis XVIII., ou Collection de pièces rares et intéressantes, telles que chroniques, mémoires, pamphlets, lettres, exécutions, sièges, batailles, massacres etc. Publiée, d'après les textes conservés à la bibliothèque royale, par M. L. Cimber et autres employés de la bibliothèque royale. — Erster Band. 7½ Fr.

Bibliothèque historique de Diodore de Sicile. — Uebersetzt von A. F. Miot. 2 Bde.

Histoire de Normandie, depuis les temps les plus reculés jusqu'à la conquête de l'Angleterre, en 1066. Par Th. Licquet. Précédée d'une introduction sur la littérature, la mythologie, les moeurs des hommes du Nord, par M. G. B. Depping. — Erster Band.

Précis de Chronologie ancienne. — Von Toulouzan. Erster Bd.

Jonische Inseln.

Ueber Volks-Unterricht und dessen Nothwendigkeit. **)

Der aus der Bildung eines Volkes sich ergebende Nutzen wird selbst von denen anerkannt, die dies Alles gleichwohl mit Gleichgültigkeit ansehen. Es ist daher nicht nöthig, mit vielen Gründen die Vortheile für jeden Staat nachzuweisen, um welcher Mitten es nöthig ist, daß das Volk in demselben gebildet sei; vielmehr genügt es, denen, die der Meinung sind, daß die zu große Verbreitung von Bildung die Kraft der Gesetze schwäche, die Worte Bacc's entgegen zu halten: „Wer sagt, daß die übrige Gewohnheit des Gehorsams ein sicheres Band sey, als die durch Bildung gewonnene Pflicht, der behauptet das Nämliche, wie Jener, welcher meint, daß ein Blinde sicherer mit seinem Führer gehne, als der Sehende mit seiner Laterne."

Die Vernachlässigung der Volks-Erziehung ist weniger zu entschuldigen, seitdem die Erfindung der Buchdruckerkunst dieselbe erleichtert hat.

*) Die eiserne Kugel, welche die Galeeren-Sklaven zwischen den Füßen tragen.

**) Auf der Insel Korfu erscheint seit 1834 eine „Jonische Anthologie" alle drei Monate ein Heft oder Band, in Griechischer, Italianischer und Englischer Sprache, eben sowohl zur Belehrung, als zur Unterhaltung. Doch ist die erstere Absicht die vorherrschende, und die Epitome unserer oft so seichten und leeren Unterhaltungs-Blätter hat sich zum Glück noch nicht in jene Gegenden Europa's verbreitet. — Obiger Aufsatz ist aus dem ersten Hefte entlehnt, wo er sich Englisch und Griechisch befindet.

Allein eben so wahr ist es, wenn gleich es paradox klingt, daß, so das gemeine Wohl nicht ein Mal litte, lernt, die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich sey.

Wenden wir zum Beispiel unsere Blicke nach der alten Hellas, der Lehrerin alles Schönen und Guten, so finden wir, daß, wie hinlänglich bekannt ist, damals die Bücher mit, großer Pflicht geschrieben wurden, und daß sie daher selten waren. In jenen Zeiten ward fast alle Bildung durch mündlichen und öffentlichen Vortrag mitgetheilt. So wurde das Geschichtswerk des Herodot während der Olympischen Spielen öffentlich vorgelesen, und gewiß wußte, wie der Magnet das Eisen anzieht, auch der Historiker in einer solchen Versammlung alle Geister der Zuhörer erfassen und mit sich fortreißen — derer wenigstens, die im Stande waren, ihn selbst zu würdigen und seine Schönheiten und Vorzüge nachzuahmen. Auch wird von Thucydides erzählt, daß, da er sich unter der Versammlung mit bekannten und den Vater der Geschichte gehört, Thränen der Freude und des Eifers bei dem tiefsten Stillschweigen, womit alle Zuhörer der Vorlesung lauschten, und bei dem lauten Beifall, womit sie aufgenommen ward, vergossen habe. Auch blieben diese Thränen nicht unfruchtbar; aus ihnen ging vielmehr die Geschichte des Peloponnesischen Krieges hervor. So waren auch die Lehren der Griechischen Philosophen allmählich und faß durchdringig öffentlich vorgetragen. Dies hatte das Gute, daß der ärmliche Bürger, wenn er nur Geist hatte, von diesen Lehren eben so gut Nutzen ziehen konnte, als der reichere. Wen den Körper-Bewegungen des Laufens und Ringens konnte er zu den ehrenen Wechsstigungen der Phantasie und des Verstandes übergehen. Stirbt sand er überall einen Mittler in der Stoa, wo er die erhabene Lehre: daß die Tugend das alleinige Gut sey, vernehmen konnte, und auch im schattigen Hain der Akademie war doch immer ein kühles Plätzchen, um daselbst der edelsten Arbeit, dem Suchen nach Wahrheit, sich zu widmen. Und konnte nicht selbst der Trunkenbold, der aus dem Wirthshause kam, wie Alexander Severus, in den Schulen treten, um durch die ernsten Worte des Philosophen zu lernen, zurst zu erröthen über sich und seine Unthaten, und dann gut und tugendhaft zu werden?

Auf diese Weise war der lebendige Geist der Lehre thätig und wirksam, und hierin liegt auch ein Grund der Schönheit und Feinheit der alt-Griechischen Trefflichkeit, Kenntnissen und Weisheit. Nicht druckmuthige, wo man über seine Wissenschaft oder Kunst scheidet, nimmt sich Keiner die Mühe, öffentlich und in mündlichen Reden seine Entdeckungen und Ansichten mitzutheilen. Jeder glaubt, genug zu thun, wenn er eine einzige Abschrift seines Buches für die Oeffentlichkeit bestimmt; kann er mir, daß diese Abschrift mittelst der mangelhaften Kunst der Presse verviellfältigt werden und so an allen Nationen gelangen kann. Allein, wer vermag, hieraus Nutzen zu schöpfen? Nur der, welcher selbst kann. Diejenigen im Gegentheile, die nicht lesen gelernt haben, sind dadurch nicht nur gehindert, die Bücher und ihren Inhalt Neuen zu lernen, sondern sie bleiben auch, weil sie in seinem Maße der Wiedung stehen, in der tiefsten Unwissenheit über die Wissenschaften, die mit Leichtigkeit von den Gebildeten ergriffen werden. Dies Alles führt einen sehr südlichen und mächtigen Unterschied zwischen den Armen und Reichen, in Anfehung des Druckens, mit sich, — einen Unterschied, der durchaus nicht nothwendig aus der Natur der Verhältnisse hervorgeht, und der daher auch solcher Gestalt nicht in Betrachtung sich stattfinden.

Entlehnen wir für unsere Behauptung ein Beispiel aus der Wissenschaft der Gesetzgebung, welche in dem vergangenen Jahrhunderte so große Fortschritte gemacht hat, so kennen diejenigen diese Fortschritte nicht, die nicht lesen können, und sie vermögen auch eben so wenig in vollem Maße die Absichten des Gesetzgebers zu begreifen und zu würdigen, mag dieser die Gesetze noch so sehr verbessern und vervollkommnen. Würden nun aber die Lehren und Systeme des Beccaria, Montesquieu, Bentham u. A. von Zeit zu Zeit öffentlich vorgetragen, so würden Viele aus dem Volke, besonders da, wo die Kunst zu lesen nicht gelehrt worden, die von Jenen vorgetragenen Wahrheiten lernen und sie dann auch Andern mittheilen.

Wir sind weit entfernt, hierdurch die Wohlthat der Buchdruckerkunst, dieser großen Vervollkommnungs-Maschine menschlichen Wissens, herabsetzen zu wollen; wir wollten nur die Einsicht der Staaten darauf aufmerksam machen, daß ein Volk, welches die Mittel verloren hat, Kenntnisse mittelst der Augen sich zu verschaffen, in dem Zustande sittlicher Entartung sich befindet, deren wir in den Jahrhunderten vor jener bewundernswürdigen Erfindung kein Beispiel haben.

Nord-Amerika.

Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten.

Es war im Jahre 1639, als die erste Druckerei in den Englischen Kolonieen Nord-Amerika's errichtet wurde. Es währte 35 Jahre nach ihrem Anfangen in Cambridge, bevor die Kunde sich nach Boston vor richtete, und 50 Jahre, bis die Philadelphia errichtet. Die erste Zeitung erschien im Jahre 1704; sie hieß „the Boston News Letter“ und wurde jeden Montag ausgegeben. Die ersten 18 Jahre gehörte sie dem Postmeister Campbell, einem Schotten von Geburt; hernach Green, und wurde von diesem und seinen Nachfolgern fortgesetzt, bis die Englischen Truppen im J. 1776 Boston räumten. Sie war in den letzten Jahren das Organ der Tory-Partei und das einzige Blatt, welches während der Belagerung in Boston erschien. Campbell's Nachfolger im Postamte, die Berdrive, die diese Stelle gewährte, zu gleichem Zwecke benutzend, gab vom 21. Dezember 1719 an die „Boston Gazette“ heraus; sein Drucker war James Franklin. Dieser wechselte bald mit einem anderen, von einem neuen Postmeister angenommenen Drucker, Namens Koreland, welcher, als er gleichfalls den Druck der Gazette verlor, auf eigene Unkosten das „Journal von Neu-England“ herausgab, welches fünfzehn Jahre erschien und hierauf mit der Gazette vereinigt wurde, den Namen „Boston-Gazette und Wochenblatt“ führend, bis zum Jahre 1752, wo Koreland sich von seinem Handels-Geschäften trennte und nun ein „Weekly Advertiser“ herausgab, der aber schon nach zwei Jahren, als ein Opfer der Stempel-Akte, wieder einging.

Mittlerweile gab der erwähnte Franklin am 17. August 1721 das dritte Bostoner Blatt heraus, „the New England Courant“, das sechs Jahre bestand. Um sich ein Publikum zu schaffen, griff der Herausgeber die angesehenen Männer und die geltenden Meinungen des Tages in offener oder bitterdeingter Sprache an. Seine Mitarbeiter waren unter die Freidenker oder auch mit minderer Schonung den Klubb des Höllen-Feuers. Aber das Vorzüglichere in den besseren Tagen der Courant lieferte Franklin's Bruder, Benjamin, der damals als Lehrling in der Druckerei arbeitete. Die mit dem Blatte unzufriedene Geistlichkeit und die Regierung suchten es mit Prozessen dem, doch währe es sich durch die Volksgunst und bei einer verständigen Verwaltung erhalten haben, wenn nicht Franklin sich mit seinem Bruder entzweit hätte. Des Letzteren Flucht nach Philadelphia machte dem Leben der Courant bald ein Ende; inzwischen mußte doch auf Befehl der Behörde der jüngere, obgleich noch minderjährige Benjamin, als Herausgeber genannt werden. Vier Jahre nachdem die Courant aufgehört hatte, erschien das „Weekly Rehearsal“, herausgegeben von dem berühmten Jeremias Gridley, nachmals General-Advokat in Massachusetts Bay, zu jener Zeit aber ein junger Rechtsgelehrter von ausgezeichnetem Talente; allein schon nach einem Jahre stellte er seine Arbeiten in diesem Fache ein, und das Blatt kam in die Hände des Humoristen Kleet, der ihm noch einige Jahre sein Talent widmete. „Boston-News Letter“ hielt sich, wie es bis an seinen Tod, 13 Jahre lang, fortsetzte. Aufrerdem gab es, der 1750, noch zwei andere Bostener Zeitungen: „Der wöchentliche Postbote“ (1734 bis etwa 1734) und der „Independent Advertiser“, (1748 — 1750); in sämmtlichen Englischen Kolonieen aber und zwanzig und zwar außer den genannten 7 in Boston noch ein deutsch-amerikanischer wöchentlicher „Merkur“ (seit 1719, 22. Dezember) in Philadelphia, die Neu-York-Gazette (1728, 16. Oktober) und noch drei andere in dieser Stadt; die Pensylvanische Gazette, die im Jahre 1729 von Franklin gekauft und von ihm 30 Jahre redigirt wurde, noch zwei andere — eine Deutsche in Philadelphia; die Gazette von Annapolis (1728), Charlestten (1731) Rhode Island (1732) Virginia (1736) und eine zweite von Charlestten (1734).

Die ersten Zeitungen erschienen auf einem halben Bogen, bald in Folie, bald in Quart. Als die News-Letters erschien, gab es im ganzen Britischen Amerika nur 4 bis 5 Post-Aemter; in der ersten Nummer des Bostoner Blattes befand sich nur eine einzige Anzeige, in der zweiten zwei. Erst im J. 1718 — nachdem die Zeitung 14 Jahre bestanden, zeigte der Eigenthümer, Campbell, an, daß es bei einem halben Bogen wöchentlich unmöglich sey, alle Nachrichten aus Europa zu liefern; er werde daher versuchsweise alle 14 Tage einen vollen Bogen ausgeben. Einige Monate nachher machte er seinen Lesern bemerklich, wie sehr durch diese Verbeße der Absatz seines Blattes sich vermehrt habe. Denn ein Jahr vorher seyen sie — Großbritannien ausgenommen — mit den Nachrichten aus der alten Welt um dreizehn Monate zurück gewesen, jetzt aber nicht mehr sind Monate. Aber es kostet der ganze Bogen ihm auch beträchtliche Opfer, da er nicht 300 Abnehmer habe, und sey es billig, daß jährlich für dieselben 24 Bogen à 8 Schillinge zahlen zu geben, wenn auch seine Arbeit unkosst liefern wolle. Der sinnreiche Campbell lieferte aber auch ganze Bogen, die Hälfte mit Zeitungs-Nachrichten, die andere Hälfte aber ganz leer zum Briefschreiben, so daß solche Briefe nur das Zeitungs-Porto zu zahlen hatten. Campbell, der sich noch mit der Courant weiblich zankte, starb als Friedens-Richter in einem Alter von 70 Jahren.

Von einer periodischen Literatur, die mehr als Tagesblatt sey, findet sich vor der Revolution nur Weniges. Das am 2. März 1743 begonnene Bostener Wochen-Magazin (ein halber Bogen in Oktav) kam nur die zu vierten Nummer. Die „christliche Geschichte“, die in Perfekten verfaßt ausgegeben wurde, dauerte von 1744 bis 1747. Dieser Letzter erschien ein Monats-Heft (50 Oktav-Seiten), genannt „das Amerikanische Magazin und die geschichtliche Chronik“ (1743 — 1745), herausgegeben von Gridley, nachdem er sich von dem „Rehearsal“ zurückgezogen hatte. Nur vier Mal erschien das Monats-Blatt „Neu-Englands Magazin zum Nutzen und Vergnügen“ (63 Seiten in 12.) im J. 1758. Das Königliche Amerikanische Magazin lebte von dem Jahr (1774). In Woodbridge (New-Jersey) wurde zwei Jahre, von 1758 an, ein „neues Amerikanisches Magazin“ monatlich herausgegeben, von dem Oberrichter und Sprecher Samuel Nevil. Das im J. 1741 zu Philadelphia begonnene Amerikanische Magazin ging bald wieder ein; ein gleiches Schicksal hatte das gleichzeitig von Franklin unternommene General-Magazin, welches nur dem Verdrusse Franklin's, nicht als Theilnehmer des ersteren Blattes zugelassen zu seyn, seinen Ursprung verdankte. Nur drei Monate lebte ein anderes Magazin vom Jahre 1757, zwölf Monate eines vom Jahre 1769, und noch kürzer trat eines vom Jahre 1771. Im Jahre 1775 begann Robert Aitken das Pensylvanische Magazin, welches seinen Ruf den Beiträgen des Thomas Paine verdankte. Das Werk, was Paine für die Presse lieferte, war der Ergauß derjenigen Stimmung, in die ihn drei Glas Braunstein versetzten. Im Ganzen hat es demnach vor der Revolution 12 Monatsblätter gegeben, 3 in Boston, 6 in Philadelphia, 1 in Neu-Jersey, von denen aber keines jene große Periode überlebte. Auch war das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts derzleichen Unternehmungen eben so wenig günstig. Am längsten erhielten sich das Columbische Magazin und das Amerikanische Museum, beide zu Philadelphia von 1787 bis 1792, die Magazine von New-York (1790 — 1797) und von Massachusetts (1789 — 1795). Im Jahre 1794 verfuchte Charles Brockdenbrown, Verfasser von Wieland, Ormond und Arthur Mervon, in Philadelphia die Herausgabe einer „American Review,“ die aber bald wieder eingestellt wurde.

Digitized by Google

Mit dem 1. Januar 1801 erschien die erste Nummer von Dennie's „Portefeuille", einem geistvoll geschriebenen Wochenblatte, das einige Jahre bestand, doch aber dem Herausgeber wenig einbrachte. Seinen Ruhm wie seine Zufriedenheit überlebend, starb Dennie im Jahre 1812. Bebarrlicher war Brown, Verfasser einiger Romane, der 1803 das „literarische Magazin" und 1806 ein „Annual Register" herausgab; er brachte letzteres auf fünf, ersteres Werk auf acht Bände, und starb wenige Wochen nach der Erscheinung des letzten Bandes vom Register. Eine Lebens-Beschreibung dieses verdienstlichen Mannes, von Prescott, findet man in Spark's Sammlung. Im November 1803 gab Pinebas Adams, unter dem Namen Sylvanus Pierce, zu Boston die erste Nummer der „monatlichen Anthologie" (3 Bogen in 8) heraus. Da er aber soll allein den Inhalt liefern wollte, so verlor er mit der sechsten Nummer die Geduld; die siebente, welche der Prediger Emerson herausgab, führte auch den Namen: „Massachusetts Magazin", der bei der zehnten Nummer in „Boston Review" geändert wurde, welcher Titel dem Werke bis zu seinem Aufhören (1811) verblieb. — Emersen hatte sich mit gelehrten Freunden vereinigt, so daß er anfänglich konnte, das Werk werke von einem Vereine besorgt. Dieser Verein war der Ursprung des anbelegischen Klubbs, und da dieser sich schnell vergrößerte, entstand endlich daraus das Besloner Athenäum.

Zwei Bände des literarischen Alterlei erschienen 1806 in Cambridge, von einem Comité der Phi Beta-Kappa-Gesellschaft; ebendaselbst 1812 und 1813 zwei Bände Quartalschrift, genannt „General-Repertorium." Der Herausgeber des letzteren, Panten, hatte 27 Mitarbeiter. Im Mai 1815 stiftete William Tudor, nachmals Gesandter in Rio Janeiro (wo er 1829 gestorben), die Nord-Amerikanische Review. Es erschien anfänglich alle zwei Monate ein Heft, Recensionen, Gedichte und Miscellen enthaltend; aber nach dem dritten Bande wurde sie vierteljährlich ausgegeben, und lezterlich für Vertheilungen von Werken und vermischte Aufsätze bestimmt. Im Jahre 1819 wurde auch diese letztgenannte Rubrik ausgeschlossen, und das Blatt ganz dem Typus Europäischer Werke dieser Art angepaßt. Damals ging die Review so gut, daß von mehreren Bänden neue Auflagen gedruckt wurden. Von 1820 bis 1830 besorgte Everts die Herausgabe, seit jener Zeit Eb. Bowen. Im vorigen Monat (1835 Januar) ist die 86ste Nummer, oder das erste Heft des vierzigsten Bandes ausgegeben worden. Im J. 1827 begann zu Philadelphia die Herausgabe der Amerikanischen Quarterly Review, unter der Leitung des Hrn. Walsh, und die der westlichen Review in Cincinnati (bis 1833); im J. 1828 der südlichen Review in Charleston, herausgegeben von Hrn. Legaré, zeit Gesandten in Belgien (auch nur bis 1833). Herrn Blum's Amerikanisches Annual Register erscheint seit 1827 in New-York, ebendaselbst eine andere Quartalschrift, außerdem noch in Philadelphia eine „United States Review."

Blos theologischen Inhalts sind der Christian Examiner von Boston (seit 1813), und der „christliche Zuschauer" in New-Haven (Connecticut). Von den mehr belletristischen Werken der Art, deren Zahl sehr beträchlich ist, führen wir nur hier an: Salmagundi vom Jahre 1807, 500 Seiten in 18.; das analytische Magazin, worin Irving Lebensbeschreibungen von Seelenten lieferte; das rothe Buch des Erste in Baltimore, der an der Chesapeak-Bay. Von Cooper's Pilot gab in seinem 14ten Jahre zu New-York den Thespischen Spiegel heraus, ein wunderbares Beispiel frühreifen Genies. In Boston lieferte Bladom Murray den „Gleaner;" ebendaselbst erschien 1808 „the Ordeal," mit Briefen nach Art der von Junius. Auch an Almanachen haben wir keinen Mangel. Der Wachsthum der periodischen Literatur seit 90 Jahren ist erstaunungswürdig. Im Jahre 1730 gab es nur vier Zeitungen in dem Britischen Amerika, im Jahre 1775 vierundbreizig. Bald nach der Revolution wurden in Philadelphia und New-York die Wochenblätter zu Tagesblättern; in Boston war dies erst 1813 der Fall. Im Jahre 1800 gab es in den Vereinigten Staaten 150, und zehn Jahre später, 350 periodische Blätter zu 22½ Millionen Exemplaren. Im Jahre 1833 betrug deren Zahl, einem Amerikanischen Almanache zufolge, an zweihundert, und zwar blos eigentliche Zeitungen, worunter 100 auf Massachusetts kommen. In Boston allein berechnete man die Zahl der periodischen Productionen des gedachten Jahres auf nicht weniger als 90, nämlich: 43 Zeitungen, 3 halbmonatliche, 22 monatliche, 3 zweimonatliche, 7 vierteljährliche, 1 halbjährliches und 9 jährliche Werke, worunter 6 Almanache. Ganz Europa soll nur zweitausend Zeitungen u. dgl. haben, wovon auf Spanien und Rußland zusammen 100 kommen. Vor dreihundert Jahren hat es nur eine einzige Zeitung in Europa gegeben, nämlich in Venedig.

(N. A. R.)

Bibliographie.

Esop junior in America. (Der jüngere Aesop in Amerika.) Eine Sammlung von Original-Fabeln.) New-York.

Lessons on elocution. (Lehren über die Aussprache.) Nach Sheridan, von Dr. Hrosdow. Baltimore.

Mannigfaltiges.

— Englische Literatur im Jahre 1834. Die Zahl der im verflossenen Jahre in London herausgekommenen Bücher, mit Einschluß der neuen Ausgaben, Flugschriften und Zeitschriften, belief sich auf 1270, also gegen 100 mehr als im Jahre 1833. — Die Zahl der Kupferstiche war 73 (worunter 31 Portraits).

— Wachsthum des Menschen. Unter den in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 19. Januar von Hr. Lavenet in Brüssel eingegangenen Abhandlungen besonders sich auch die Recherches sur la loi de croissance de l'homme. — Der Verfasser stellt in denselben die Resultate seiner Beobachtungen in Brüssel und der Provinz Brabant in folgenden allgemeinen Sätzen zusammen: 1) Die Gränzen des Wachsthums sind bei beiden Geschlechtern verschieden. Die Frau wird nämlich nicht so groß, als der Mann; sie erreicht den höchsten Standpunkt ihrer Entwickelung früher als jener, und endlich ist das Zusammen ihres jährlichen Wuchses geringer, als das des Mannes. — 2) Der Städter ist in einem Alter von zwanzig Jahren im Durchschnitt um zwei bis drei Centimeters größer als der Landbewohner. — 3) Das Wachsthum des Mannes scheint mit dem fünfundzwanzigsten Jahre noch nicht ganz beendigt zu sein. — 4) Junge Leute aus wohlhabenden Familien, die sich mit Mühe den Studien widmen, erreichen im Allgemeinen mehr als die mittlere Größe. — 5) Beim Kinde, und schon beim Embryo mehrere Monate vor der Geburt, schreitet der Grad des Wachsthums bis zur vollständigen Entwickelung in einer beständigen Progression ununterbrochen fort, während er mit dem ferneren Alter sich allmälig verringert. — 6) Ungefähr zwischen dem fünften und siebenzehnten Jahre schreitet das Wachsthum ziemlich regelmäßig fort, und die Schnelligkeit, mit der es vor sich geht, ist etwa auf ein Zwölftel derjenigen des Zöglings in den letzten Monaten vor der Geburt anzuschlagen.

— Das Gewicht des Menschen nach dem verschiedenen Alter und Geschlecht. Aus den in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris von Herrn Lavenet in Brüssel mitgetheilten Recherches sur le poids de l'homme aux différens âges entnehmen wir folgende Resultate: 1) Gleich bei der Geburt bemerkt man, so wie hinsichtlich der Größe, eben so auch hinsichtlich des Gewichts, einen Unterschied zwischen den Kindern beider Geschlechter. Das mittlere Gewicht der Knaben ist 3 Kilogramm 20 Gr.*), dagegen das der Mädchen 3 Kilogr. 91 Gr.; die Größe der Knaben ist 0,,,, Mètres**), und die der Mädchen 0,,,, Mètre. — 2) Das Gewicht des Kindes nimmt gleich nach der Geburt ungefähr bis zum dritten Tage etwas ab, und erst am Ende der ersten Woche beginnt es merklich zuzunehmen. — 3) Bei gleichem Alter ist das männliche Individuum im Allgemeinen schwerer als das weibliche; nur in dem Alter von 12 Jahren haben beide im Durchschnitt ein gleiches Gewicht. Zwischen dem ersten und eilften Jahr beträgt die Differenz bei beiden Geschlechtern 1½ Kilogr.; zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Jahr ungefähr 6 Kilogr. und nach dieser Epoche 8—9 Kilogr. — 4) Wenn das männliche und das weibliche Individuum den höchsten Standpunkt ihrer körperlichen Entwickelung erreicht haben, so wiegt der erstere zwanzig Mal mehr, als im Augenblick der Geburt; ihre Größe hingegen übertrieft die zur selben Zeit um nicht mehr als ungefähr 3½. — 5) Im Alter verlieren beide Geschlechter ungefähr 6—7 Kilogr. von ihrem Gewicht und 7 Centimètres von ihrem Wuchse. — 6) Während der Zeit der Entwickelung verändern sich die Quadrate des Gewichts im Verhältniß zu den verschiedenen Altern wie die fünfte Potenz ihres Wuchses. — 7) Nach vollendeter Entwickelung verhalten sich die Gewichte ungefähr wie die Quadrate des Wuchses. Aus diesen beiden letzteren Angaben läßt sich entnehmen, daß der Mensch mehr in die Höhe wächst, als in die Breite und Dicke. — 8) Der Maximum-Gewicht des Menschen erreicht ungefähr in seinem vierzigsten Jahre, während dasselbe gegen das sechzigste Jahr merklich abzunehmen beginnt. — 9) Das Frau erreicht das Maximum ihres Gewichts erst in dem Alter von funfzig Jahren, und während der Zeit ihrer Fruchtbarkeit, nämlich zwischen dem achtzehnten und vierzigsten Jahre, nimmt das Gewicht bei ihr auf eine nur wenig bemerkliche Weise zu. — 10) Bei völlig ausgebildeten Personen in regelmäßigem Zustande zeigt sich eine Verschiedenheit hinsichtlich des Gewichts, das ungefähr von 1—2 abweicht, während man hinsichtlich der Größe nur eine Verschiedenheit von 1 und 1½ bemerkt. Daraus ergiebt sich etwa folgender Ueberschlag:

	Maximum.	Minimum.	Mittlere Zahl.
Männliches Gewicht	98,4 Kil.	49,2 Kil.	63,2 Kil.
Weibliches Gewicht	93,8 "	39,4 "	55,2 "
Männliche Körpergröße ...	1,000 Met.	1,000 Met.	1,000 Met.
Weibliche Körpergröße ...	1,720 "	1,000 "	1,572 "

11) Wie gesagten Wuchse, ist zu einer Mètre und zu einem gewissen Alter der Pubertät entspricht, wiegt das weibliche Individuum etwas weniger als das männliche, dagegen über die angegebene Höhe hinaus wiegt es etwas mehr. — 12) Das mittlere Gewicht eines Individuums ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter beträgt 44,2 Kilogr., unterscheidet man dagegen beide Geschlechter von einander, so beträgt dasselbe 48,8 Kilogr. bei den Männern, und 42,4 bei den Frauen. — Denkt man sich eine Bevölkerung von zehntausend Seelen von gleichviel Männern und Frauen, so wäre das Gewicht auf ungefähr 447,000 Kilogr. anzuschlagen, wovon 226,000 auf das männliche Geschlecht kämen. Die Gesammtheit der Einwohner von Brüssel, die man auf 100,000 schätzt, würde 4,472,810 Kilogr. betragen, oder ungefähr vierundreihalb soviel wiegen, als ein Wasserreibus, der 10 Mètre zur Baße hätte, und das ganze menschliche Geschlecht, das man auf 737 Millionen anschlägt, würde demnach nicht mehr wiegen als 33 Wasserreiben, die je 100 Mètres zur Baße hätten, eine Wassermasse, die in einem Bassin Platz fände, das nicht mehr als eine Oberfläche von einem Drittel einer Hectare, und eine Tiefe von 100 Mètre haben dürfte. ***)

*) Ein Kilogramm ist ungefähr 2 Pfd. 1½ Loth unseres Gewichts.

**) Ein Mètre beträgt 3 Fuß 11,,,, Linien Pariser Maß.

***) Man vergleiche mit dieser Notiz übrigens einen in Nr. 150 des „Magazins" vom Jahre 1833 befindlichen Artikel über denselben Gegenstand d.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Freitag den 13. Februar 1835.

England.

Die Musik der Shakespeare'schen Poesie.

Poesie und Musik sind so tief, so innig und auf so naturgemäße Weise mit einander vereinigt, daß es unmöglich scheint, die eine könne irgend einen Weg wandeln, auf dem die andere ihr nicht folgte. Wo die Poesie ihren Fuß hinsetzt, da beugen sich die Kräuter, und die Blumen neigen sich still zur Erde und bleiben gebückt mit ihren Blättern und Kelchen, denn sie wissen, daß auch die schöne Rompbe Musik nicht fern ist und bald hinter jener der bestehen Wege wandeln wird. Wie Echo und Narcissus rufen sich die beiden himmlischen Gestalten immerwährend und suchen sich mit dem Laut zu erreichen. Sie sprechen und singen, und Rede und Gesang sind wie Frage und Antwort. Man nehme ein Shakespeare'sches Drama, welches man wolle, man versenke sich ganz in den Gedanken des Dichters, aus dem er es schuf, erfasse seine Intentionen in der Duelle, aus der sie strömten, und man wird sich in ein Gebiet versetzt fühlen, wo nicht mehr Worte und Sprache, sondern Töne laut werden und uns entzücken. Oder man betrachte einen einzelnen Charakter in seinen Dramen, wie Julia, man lausche auf ihre Klagen voll Gluth und Kindlichkeit, voll Leidenschaft und zarter Mädchen-Keuschheit, — und frage sich, ob man nicht Musik vernimmt, ob die ganze Gestalt nicht in Tönen zerfließt und ein duftender Hauch uns umweht, wie er dem Kelche der Blume entsteigt? Oder man betrachte Shakespeare's Titania. Welche reine magische Accorde im Gesäusel der Wolke! Die Strahlen der Sonne klingen im Glockenkelch der Lilien, die Blätter reden, die Bäume der Felder flüstern, Alles singt und spricht von Freude oder Sehnsucht, und über die mannigfachen Töne fährt der Hauch des Abendwindes und macht die vielen Töne zu einem einzigen Accord. So sind wir in das Gebiet der Musik versetzt durch die Poesie, und wenn wir ein Beethoven oder ein Weber wären, so schrieben wir die Symphonie auf, die uns aus Shakespeare entgegenweht. Deshalb suchte ich Shakespeare einen Musiker nennen, einen Musiker, wie Pythagoras und Plato es waren.

Es giebt zwei Arten Musik, die sehr verschieden sind. Die eine erscheint uns wie ein großes harmonisches Meer, wo alle Mächte des dunklen Schicksals ihre Wogen ungezwiß durch einander werfen. Wir stehen am Ufer und möchten oft eine Frage hineinschicken in den Lärm der Elemente, wo alle unsere Träume sich heut durchkreuzen und unser dunkelster innerer Mensch Gestalt gewinnt, aber eine unsichere, zerfließende Gestalt. Hier ist Beethoven Meister. Dies Meer voll Harmonie beherrscht seine Musik. Es giebt aber auch eine andere Art Musik; dies ist die Musik der Erde. Sie verliert sich nicht, wie die wogende Fluth, in ein ungewisses Element, sie zeigt bestimmte Gestalten voll bestimmter Gefühle, es sey Liebe oder Haß, Eifersucht oder Rache. Diese Musik voll Wirklichkeit und gegebener Wahrheit ist Shakespeare's Musik.

Shakespeare ist deshalb ein so großer Tonkünstler, weil er ein so großer dramatischer Dichter ist. Beide Musen, Musik und Poesie, sind himmlische Blumen, aus demselben Element wachsen; derselbe Blumensaft nährt und tränkt sie. Die Musik, wenn man sie einem Shakespeare'schen Stücke komponiere, könnte dem Werke nichts mehr hinzufügen; es hat schon alle Musik selbst in sich. Wenn Mozart Julens Stirn küßte, wenn er um ihre weiße Schulter eine Fülle von Tönen wie ein neues ätherisches Gewand legte, würde das doch nichts an der Gestalt der Julia ändern; sie bliebe was sie ist; die Tonsetzer Shakespeare's, Romeo's Geliebte; sie würde nicht schöner, reiner, göttlicher: sie würde bloß singen, statt zu reden. Ich weiß nicht, aber es kommt mir so vor, daß man einmal sagen den Hamlet in Musik setzen wird, diesen melancholisch grübelnden, in allen Zweifeln des Gedankens umherirrenden Hamlet, dessen Charakter doch so sehr nur der Poesie angehören scheint. Es schwimmt über einem Shakespeare'schen Gedicht eine Fülle von musikalischen Ideen, so daß ein Musiker nur die Hand öffnen dürfte, um Lieder, Arien und Passagen abzuschöpfen. Auch der Philosoph findet auf dem Grund und Boden der Poesie dieses Breiten tiefe Schätze; er darf nur die Schaale aufwerfen, so steht er Gold und Edelsteine vor sich. Shakespeare ist wie die Erde, in seinem Tiefe Metalle schlummern und auf deren Oberfläche die Blumen-Felder wogen. Im „Kaufmann von Venedig" heißt es einmal, der Mann, der nicht in sich selbst Musik habe, den nicht die Harmonie der Töne rühre, der sey zur List, zum Verrath, zu allen Ränken fähig; sein Herz sey wie die Nacht, seine Leidenschaften wie der Tartarus so dunkel. Einem solchen solle man nicht trauen! — Man könnte, ohne den Text des Dichters allzu sehr zu verändern, auch sagen: Der Musiker, der Shakespeare nicht versteht, der von den Reizen Juliens nicht gefesselt, von Lear's Unglück nicht erschüttert wird, sey auch für die tiefsten Gewalten seiner eigenen Kunst verschlossen. Von ihm erwarte man kein Werk. Seine Harmonie kann nur ein Mischmasch von Stimmen und Tönen, seine Melodie nur ein frivoler Lärm seyn, der einen Augenblick unser Ohr betäubt und dann verhallt, ohne das unsere Seele berührt zu haben. Einem solchen Musiker traue man nicht!

Unter den Dramen Shakespeare's sind es vornehmlich drei, aus denen die Musik ihre Stoffe schöpfen kann, ohne den Reichthum derselben ganz zu verbrauchen. Ich meine Romeo, Othello und König Lear. Die Liebeshauche Julienes, der Sturm der leidenschaftlichen Eifersucht des Mohren und der Wahnsinn aus Unglück, der mit ein Gewitter auf das nackte Haupt des greisen Lear hereinbricht, dies sind ewige Themata für Symphonieen. Die tiefsten Mysterien des Menschen-Geschicks, seine süßeste Lust und seine bitterste Qual, sind hier zur Offenbarung gebracht. Musiker, nur zu überstehen in eurer Sprache habt ihr, was hier geschrieben steht. Höheres könnt ihr nicht ersinnen, tiefer nicht hinabsteigen in den Schacht der menschlichen Seele! Ihr habt hier nur zu lernen und dann für euch zu benutzen, was der gottgewaltig Dichter schon im seiner Sphäre vollendet hinstellt. Der Taucher ist schon hinabgestiegen in den Ocean, er hat die heiligen Perlen schon herausgebracht; euer Werk ist es, sie zu nehmen, zu fassen und einzufädeln in einen Ringbesten Metall die zarte Perle nicht verunreinigt. Man sage nicht, diese Shakespeare'schen Stücke seyen schon zu bühnig auf der Bühne gedrechselt zu viele Musiker hätten bereits die Stoffe zu Opern benutzt. Die Shakespeare'sche Muse ist in allen drei Dramen für den Musiker noch jungfräulich und unberührt, sie wartet noch wie eine keusche Braut auf den musikalischen Bräutigam! In das Cabinet des Theater-Direktorgebäudes ist Lear's Verdammung bin, ob es zweckdienlich sey, Romeo und Julia oder Othello mit neuer Musik auf die Bühne zu bringen; wollt ihr Künstler seyn, dürft ihr nicht also reden. Genug, die Shakespeare'sche Muse ist noch weit reicher in den drei Stücken, als in den Compositionen, die jene Stoffe zur Unterlage nahmen.

Daß ein mittelmäßiger Musiker sich in den Kopf setze, einen Romeo zu schreiben, kann dem Romeo nichts thun, er ist derselbe geblieben. Der frivole Sinn saßt die Fülle des reinen idealen Gehaltes nicht, der in Shakespeare's Liebes-Tragödie vorhanden ist; er fährt über den Stoff hin, wie der Hauch über eine Krystall-Scheibe. Wer sich der reinen, keusch verhüllten Götter-Gestalt naht, dessen Sinn muß rein und keusch seyn, sonst erblickt er und sinkt ohnmächtig zusammen, wenn er den Schleier lüften will. Zingarelli schrieb einen Romeo. Zwei lange Akte tändelt und läuft seine Musik hin, ohne an den Stern zu denken, der ihn dahin leiten sollen. Seine Töne sind ohne Licht, sie tappen im Dunkel. Aber das Shakespeare'sche Liebespaar kennt, findet in Zingarelli's Oper seinen Romeo und seine Julia. Erst zu Ende tritt wirklich Romeo ein Mal vor uns, wie wir ihn kennen. Als er in dem Todten-Gewölbe wie eine blasse Lilie über das Grab der Julia hinsinkt, als Schmerz und Verzweiflung in ihm den Gipfel erreichen, und er jene Arie singt: „Ombra adorata" —, da ist es, als wenn ein Shakespeare'sches Drama vor Euch stände die Seele des Musikers gesahren sey, während er jene Töne setzte. Das ist das Einzige von Werth in Zingarelli's Oper. Diese Arie ist unsterblich, als Partitur erstirnt gar kein musikalischer Romeo. Anderen Künstlern muß es überlassen bleiben, das Werk zu ergänzen.

Welche Oper könnte ein tiefes Genie aus Shakespeare's Drama schaffen? Als Grazie Cimarosa's, alle Phantasie Weber's müßte sich vereinigen, um des Dichters Ideen zu erschöpfen. Welche Duette könnten entstehen aus den Scenen, wo sich Romeo und Julia begegnen, zuerst auf dem Masken-Balle, dann im Garten, voll weicher, üppiger, süßer Nachtruhe, und endlich unter den Schauern des Todes. Wie wollten diese Scenen durch eine Musik verklärt werden, welche in ihrer Sphäre das leistet, was Shakespeare in der Poesie leistete. Und wie harmonisch gruppiren sich die anderen Charaktere in dem Drama um die beiden Liebenden! Welche humoristische Lieder könnten die Amme und Mercutio singen? Wie herrlich müßte sich die Erzählung von der Königin Mab in Musik ausnehmen!

Ich kenne unter den heutigen Komponisten nur Einen, der von Romeo und Julia eine würdige Musik liefern könnte, wenn er sich in sich concentrirte. Dies ist Rossini. Er ist ein zu großer Künstler, um das, was er geschrieben, — es sind ungefähr dreißig Opern — für erschöpfend zu halten. Er verachtet zu sehr das Lob der Journalisten und schlägt den Beifall des Parterres nicht zu hoch an. Rossini hat gewaltige Mächte in seinem Innern, aber er hat seine Schätze vergeudet, zerstreut, man kann nicht eine einzige seiner Opern nennen, die frei von Flüchtigkeit und Nachlässigkeiten wäre. Er hat, wenn man seine Werke

Digitized by Google

von Anfang bis Ende durchmustert und auf die Waagschale legt, kein einziges durch und durch gediegenes aufzuweisen, das ihm seinen Ruf so sicherte, wie es durch Euryanthe oder Oberon sie Weber geschieht. Meister! — möchte ich zu ihm sagen — Du stehst in der Reihe der Jahre, Du hast noch die Fülle Deines Genius unverwelkt und blühend in Dir, bereite Dich, ein Werk zu schaffen, in dem alle Deine zerstreuten Schönheiten beisammen sind, denn wenn Du sie so als Einzelnheiten unter einer Masse nichtssagender Töne ruhen lässest, so wird die Nachwelt kaum nach Deinen Weeken fragen, oder es wird sie zerpflücken und sich eine Rehrenlese machen, die allein für sie werthvoll ist. Sammle Du selbst die Perlen zu einer reichen, einigen Bude!

Rossini wird, selbst oder spät, noch einen Remeo schreiben. Er muß es, und wäre es auch nur, um Shakespeare mit sich zu versöhnen, den er in den ersten beiden Akten des Othello so unwürdig behandelt hat. Jede Partie ist hier mit einer unglaublichen Fahrlässigkeit gesetzt, es ist ein so schöner Wurf an Erfindung, Leidenschaft und Charakter in den ersten Akten dieser Oper, daß, wenn Rodrigo Lust hätte, eine Arie des Mohren zu singen, und dieser eine Passage von jenem roulirte, dies gar kein Aufsehen erregen würde.

Wie Zingarelli, hat auch Rossini nur die letzte Scene von Shakespeare'schen Werke aufgefaßt und verarbeitet. Weder Desdemona's zweideutige, zahlreiche Seelenmühe, noch des Mohren wildbewegter Wogencrauch, noch Jago's höhnende Teufelei, nichts von allen diesen Mächten spricht sich in den ersten Akten geuügend aus, bis den Komponisten in der letzten Scene die Situation selbst ergreift, und in eine dichterische Höhe versetzt, die Shakespeare's würdig ist. Wie gerathen plötzlich mitten in den Rausch der Leidenschaft, wie sie wirken, wie sie sich mit einem Mal geschieden. Im Dichter erleben wir Alles stufenweise, und begreifen die letzte Scene, da sie nur das Resultat der früheren Leidenschaften, nur der Ausgang der früheren Zustände ist. Rossini ergreift uns aber nach langem Hin- und Herschwanken jetzt erst wie ein Wirbelwind, der uns Alles mit sich fortreißt. Und doch fehlt auch die Einfachheit dem letzten Akte nicht, die so künstlerisch in die wilden Greuel der Leidenschaft gemischt ist! Rossini zeigt hier, was er Großes vermag. Anfange die verhängnißvolle, dunkelmächtige Melodie, die durch das Orchester läuft, und die uns wie ein unterirdischer Orkan mit banger Todes-Ahnung erfüllt. Alle ein unschuldiger Gesang, der sich in rein irdisches Weh verstrickt, Theils kann eine helle Passage voll süßer Einfalt dazwischen, und wir zittern für den armen Vogel, der sich in's Verhängniß hineinfreiste. Emilie tröstet die bange Desdemona, und so schlafen sich deren Angst ein, und verläuft sich in das stille Lied vom Weidenbaum. Sie schläft ruhig. Die letzten Töne ihres Gesanges sind verhallt, es herrscht in der Leidenschaften Mitte — uns ein mit düstern und doch tückisch thatlustigen Tönen. Der Mohr tritt ein. Ein gellendes Ritornell begleitet seinen Eintritt. Und, o Wunder! es ist kein Komödiant mehr, der mit den Gefühlen seines Herzens spielt, um uns für sich zu gewinnen, es steht der ganze Shakespeare'sche Mohr vor uns; er ist in Alles, was er spricht, seine ganze glühende Seele legt. „Löst mich es euch nicht gestatten, Tränen, das Verbrechen!“ So spricht er, und sein Wahn ist ihm die bitterste Wahrheit. Er kann nicht anders, er muß hier werden. Rossini hat die ganze Liefe dieser Situation verstanden.

Und wenn die jungen Komponisten sich auf ein ganz unbetretenes Feld wagen wollen, wenn einer von ihnen sich in Werdbeverlicher Stimmung zum Grandiosen ausschließlich hinneigte, so erschiest König Lear eine ganze Welt voller Töne, wie sie noch nicht hervorgerufen sind. Der von seinen Kindern verstoßene Greis, welch' ein Sujet für eine musikalische Dichtwande! Welche herzzerschreibende Töne sprechen aus seinen Klagen! Welch ein Kontrast gäben die drei Kinder, die Königliche Lear, der wahnsinnige Edgar und der Hofnarr! Alle drei hat die Welt ausgespieen, alle drei treibt die Verzweiflung zu einander, und doch, welcher Kontrast zwischen dem Königlichen Wahnsinn und der Insolenz des guten Narren! Jeder wählte auf seine Weise singen, der alte Lear müßte aber auch im Wahnsinn sine immer bedeutenden, ja den Ton seiner ganzen Rolle im Verein! Wo will man eine schönere Gestalt finden, in der sich lieblichere Harmonie, und eine tiefere Verföhnung der dunklen Elemente des Lebens aussprechen?

Möchten doch die jungen Musiker meiner Zeit davon durchdrungen sein! Möchten sie die Quellen ihrer Kunst in der Poesie suchen, und die Flamme der Begeisterung für sie neuem anfachen. Es kann nichts Trefflicheres geben, als wenn sich die beiden Musen, die einen Bund im Himmel geschlossen haben, in unseren Tagen von einander trennen und den Nächsten zulieben. Auf den Stoff, den ein Musiker wählt, kommt erstaunlich viel an. Läßt er sich von einem Baudeville- und Lustspiel-Dichter einen Text fabriciren, der sich an ganz verbrauchte Bagatelle-Intrigen der bürgerlichen Gesellschaft anschließt, so kann ihn das nicht anregen, tiefere Töne anzuschlagen. Er fühl gefällige Sachen für den Mäßigung, tändelt in der letzteren Manier seine Romanzen und Passagen hin, und kann dieß oder jene Situation im Stoffe heute so, morgen anders komponiren, wie ihm die Laune steht. Was soll sich aus einem leeren Gedanken, wie sie der Tag mit sich bringt, für den Komponisten Neues erzeugen? Wie kann aus dem Boudeiseund dem Alkoven-Leben unserer heutigen Lustspiele ein tieferes Tonstück hervorgehen? Welche Früchte kann der Musiker einem in der Wurzel schon verdorbten Baum abgewinnen? Man Lustche sich nicht! Es giebt in Frankreich seine musikalische Schule, weil unsere Komponisten sich dorthingegen, daß aus gewöhnlichen Situationsmaßstäben sich keine Opern voll tieferer Töne machen lassen, weil enem sie recht poetische Stoffe herauziehen, werden sie ästetischer sein in ihrer Kunst. Die Deutschen haben eine tiefere Musik, weil sie eine tiefere Poesie haben. Eines läßt sich kaum ohne das Andere denken. Ich will nicht einmal zu den Jnan einmal Mozart, das wunderbare Ton-Gedicht, das so meeresartige Brewandelschaft mit der Poesie Shakespeare's verräth. Ich nenne nur Oberon. Hier ist eine Mannigfaltigkeit von Situationen, die Romantik der Elfter und Menschen kreuzt sich hier durch einander, alle Gesetze der Symmetrie scheinen verletzt zu seyn, und doch besteht diese bunte Gewirr ein einziger bindender Gedanke, der das Chaos von Verhältnissen zu einer Harmonie verklärt. So nimmt der Deutsche Musiker eine Fülle von Stoffen, und bezwingt sie durch die Kraft seines Idealismus. Die Französischen Komponisten wählen entweder einen zu Können, oder einen alltäglichen Stoff, aus dem sich selbst mit Phantasie nichts schaffen läßt.

Aber nur nicht muthlos! ihr jungen Musiker der Jetztzeit. Hebt sich nur tief in eurer Brust eine Stimme, will sich eine Welt der Töne zur Harmonie in euch gestalten, so greifet nur keck in die Saiten der Clavierez und stehmt es von euch! Die Jungfrauen Shakespeare's werden eure Klagen hören, sie werden eure Thränen sehen, die euren Augen entrünnen, und sie mit sanfter Hand trocknen. Wann wäre ein Engel nicht erschienen, sobald die Seele des Sterblichen nach ihm gerufen? Aber ruft sie nicht an, die Elfenfrauen'sche Musik, die göttliche Jungfrau, und sie wird euch die Julia senden, oder irgend eine Stellvertreterin ihrer selbst auf Erden. Julia wird euch die Hand drücken, ihr Athemzug wird eure Stirn wie ein himmlischer Luftbauch umwehen, und alle Töne unrer Brust werden vereinigt Sprache gewinnen. Dann wird die scheinen Liebes-Klage reden, und das Unsagbare in die tiefsten Seele wird laut werden in stiller Nacht, bis die Morgenröthe vom Lerchen-Schlag verkündet. Denket an Beethoven, wie er mit Rebläuben auf dem Blumen-Teppich sitzt, an Mozart, wie er an seiner Anna Seite die Nächte durchträumt. Wenn ihr nur den Funken der Begeisterung in euch findet, dann sind nicht mutlos. Singet, singet! nun gilt es nicht, daß die Poesie gefallen ist auf Erden, und daß Alles vergeblich, sie wieder in's Leben zu rufen. Solche Klagen sollen nur eure Ohnmacht beschönigen. Lebt ein Gedanke in euch, so wird der Tag kommen, wo in der Stille sich die Geburts-Stätte findet. Der Lärm des Plages, der Tumult der Straßen taugt freilich nicht dazu; die eitle Stätte, wo sich Alles dicht an Alles drängt, liegt verborgen. Ich weiß es, die Zeit ist der Kunst nicht günstig. Seidem Geld-Spekulanten und Financiers den Gang der Dinge beherrschen und ein grober Materialismus das unseres Lebens bemächtigt hat, ist die Poesie den alten Seiten verjagt. Und wo die Musik sich unter die Rudre beugte und nicht die Flucht ergriff, da lächelt sie herschisch zu unsinnigen Partenmonien und schlägt Purzelbäume zu leichtsinnigen Tänzen. Wie die Römischen Cäsaren in der Trunkenheit einen Sklaven züchtigten, so haben wir die unsterbliche Jungfrau verstümmelt und sie zu schlechten Dienstleistungen herabgewürdigt. Aber gerrost! sie ist es gar nicht. Auch sie ist entsoben und ließ nur ihren Mantel zurück, indem sie zum Himmel flog, und ihren Mantel schlepppen die Leute durch den Kot der Straße. Aber wenn die Luft gereinigt sein wird, wenn eure Blumen sprießen werden auf den Feldern, die ihr Fuß verlassen: dann wird die Nymphe von den Bergen wieder herabsteigen mit dem Chor der Jungfrauen, und, wie in alten Zeiten, werden die Völker ihnen entgegenziehen und ihre Blumenkränze binden dardringen.

(R. d. d. M.*)

Bibliographie.

Penruddock. — Eine Erzählung dem Werk. von „Waldburg.“

Narrative etc. (Die Feldzüge des 15ten Regiments seit seiner Rückkehr aus Aegypten im J. 1802.) Vom Oberst-Lieutenant C. Cadell.

The classic and romaunt of Italy and Sicily. (Klassische und Kunst-Erzeugnisse in Italien und Sicilien.) Von G. W. D. Evans. 3 Bde. 36 Sh.

Facts and fictions. (Wahrheit und Dichtung.) Bemerkungen eines Reisenden. 7 Sh.

The maid of Padua. (Die Paduanerin.) Eine Venezianische Erzählung von Mrs. Gosland. 4 Bde. 24 Sh.

The mysterious bridal. (Die geheimnißvolle Hochzeit.) Roman von W. S. Stone. 3 Bde. 15 Sh.

The revolutions of the globe. (Die Veränderungen unseres Weltkörpers.) Populair dargestellt von Dr. A. Bertrand. 7½ Sh.

The riches of Chaucer. (Die schönsten Stellen aus Chaucer's Dichtungen.) Von C. C. Clarke. 2 Bde. 18 Sh.

Italien.

Historische Notizen über die Feier des Neujahrstages.

Von Defendente Sacchi.

Die Natur war die erste Lehrerin des Menschen; ihre ewigen Gesetze erweckten in dem menschlichen Geiste die Idee der Ordnung. Die regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten waren für jede Nation große Ereignisse, die sie zur Abgrämung des Jahres aufforderten. Weltlich hat man bei den vier Jahreszeiten immer, in politischer und religiöser Hinsicht, als große Epochen angesehen. Schon die ältesten Kaiser der Chinesen verordneten, daß man mit Eintritt der Aequinoctien und der Solstitien Opfer bringen sollte. Eben so wurde es bei den Aegyptern gehalten.

Das Jahr begann mit dem Eintritt einer dieser vier Jahreszeiten, die Wahl des Zeitpunktes aber hing von klimatischen Verhältnissen und von dem eigenthümlichen Charakter der Völker ab. Piolowäus, einer der größten Astronomen des Alterthums, spricht in seinem bekannten Werke (Bd. I. Kap. 10) über diese verschiedenen Anfänge des Jahres bei den verschiedenen Nationen. Einige begannen ihr Jahr mit dem Frühlings-Aequinoctium, weil der Tag in dieser Jahreszeit

*) Obwohl einer Frauensichen, übrigens auch sehr achtbaren Zeitschrift entlehnt, erlauben doch diese Betrachtungen, die eine tiefere Kenntniß des Shakespeare und eine verwandte Bekanntschaft mit Deutscher Musik verrathen, als bei einem Franzosen vorauszusetzen worden dürften, in ihne das Gepräge Deutscher Ideen, als daß wir nicht einen Landsmann für den Verfasser halten sollten. D. R.

Digitized by Google

wieder seine Herrschaft über die Nacht gewinnt, und das Licht gleichsam über die Finsternis siegt. Daher die erneute Vegetation, die wieder sich verjüngende Natur. Andere Völker gaben dem Sommer-Solstitium den Vorzug, weil der Tag alsdann am längsten ist. Wieder andere wählten lieber den Herbst, weil man als dann Zeit hat die Früchte einzuernten, und der Erde neuen Saamen zu einer neuen Aernde anzuvertraut. Noch andere endlich wählten das Winter-Solstitium, weil die Sonne — d. h. die Erde — in demselben ihren Kreislauf vollendet, um einen neuen zu beginnen. So weit Protonius.

Kaiser Julian wiederholt (Orat. 4) die Beobachtungen des Protonius, und fügt dann hinzu, man habe das Jahr in dem Winter-Solstitium beginnen lassen, um, wie Numa lehrte, den Augenblick zu heiligen, in welchem der große Kindig Sonne, nach beendigtem Laufe, die unversiegbare Quelle seiner Wohlthaten von Neuem eröffnet. Gleichwohl bestand in Rom seine feste Kalenderregel, und der Anfang des Jahres rückte immer weiter, so daß man z.B. im Jahre 365 nach Roms Erbauung den 1. Januar am 15. Oktober feierte. Julius Cäsar sah diesen Uebelstand, berief den Astronomen Sosigines aus Aegypten und stirte das Sonnenjahr auf 365 Tage 6 Stunden. Er machte der bisherigen Unordnung ein Ende, indem er das Release- oder Ergänzungs-Jahr durch Einschaltung (Intercalation) genannt, auf 45 Jahre ausdehnte. Der Jahres-Wechsel wurde bei den Römern mit verschiedenen Festen gefeiert, je nachdem er in den Winter oder in das Frühjahr fiel.

Die Aegypter begannen ihr Jahr, das aus 365 Tagen bestand, mit der Herbst-Nachtgleiche, und die erste Monat Thoth entsprach dem August. In den Zeiten der Monarchschaft verlegerten sie, um das Defizit zu regulieren, alle vier Jahr den August um einen Schalttag. Sie feierten das neue Jahr, indem sie die Sonne unter der Gestalt eines Kindes verehrten; doch wurde auch der Tag nach dem Winter-Solstiz festlich begangen, weil die Aegypter (l. Manilius, B. 1, V. 69) an dem längsten Tage fürchteten, die Sonne möchte sie auf ewig verlassen.

Die Perser begannen ihr Jahr im Frühling, mit dem Aufgang der Constellation Perstus, die nach ihrer Meinung das heilige Feuer herabsandte. Das Neujahrs-Fest hieß bei ihnen Newrus (von new neu, und rus Tag). Ihr Jahr begriff 365 Tage und zerfiel in 12 Monate, von denen jeder einen 30tägigen Umlauf gewahrte.

Das Hebräische Jahr, das dem Geschäftsleben, namentlich dem Landbau, zur Norm diente, nahm in der Frühlings-Nachtgleiche, im Monat Nisan, seinen Anfang; es bestand aus 360 Tagen. Ihr religiöses Neujahr, nach welchem die Erschaffung der Welt datirt wird, feierten die Israeliten jedoch am Anfang ihres siebenten Monats, beim Eintritte der Herbst-Solstitialzeit. Nach der babylonischen Gefangenschaft, hinsichtlich der Benennungen ihrer Monate mit dem ersten Sichtbarwerden des Mondes.

In Frankreich ließ man das Jahr bis auf Karl IX. mit dem Frühlings-Aequinoctium anfangen. Diese Sitte wurde in unserem Jahrhundert erneuert, aber bald wieder aufgegeben.

Unser Jahr endlich heißt das Gregorianische, weil Papst Gregor XIII. einen Irrthum in dem Julianischen Kalender verbesserte, nach welchem das Sonnenjahr ungefähr 12 Minuten länger sein sollte, als es wirklich ist. Seine Heiligkeit stirb im Jahre 1582 jehn Tage aus dem Monat Oktober, so daß man von dem fünften zum fünfzehnten übersprang, und statt 365 Tage in einem Zeitraum von 400 Jahren drei Schalttage ausfallen müßten.

Der gewöhnlichste Leckerbissen, den man in Italien am Neujahrs-Tage backt und verzehrt, ist die focaccia (eine Art zunder Brodkuchen). Sollte die Form dieses Kuchens nicht eine uralte Nachbildung der Sonne sein? Hierüber mögen die Archäologen entscheiden, die ich zugleich bitte, eine solche Profanation der Götter-Jünglings Apollo mir in jedem Falle nicht übel zu nehmen.

Da liegt er auf der Schüssel — er birgt eine Münze in seinem Schoße; wohl dem, welchem das Schicksal sie zuweist! Der prächtige Kuchen wird zerschnitten; jeder Gast empfängt sein Stück; jeder kostet und sucht — endlich ist der Schatz gefunden! Wer ihn findet, preist sich glücklich; das Kind hüpft fremdenrunden im Hause herum; das fünfzehnjährige Mädchen überzieht eine hohe Röthe, während alle Tischgäste ihr zunächeln; die Kokette giebt durch bedeutsame Seitenblicke zu verstehen, daß diese Erörterung nicht ohne letzte sein würde; der Stutzer thut sich, als ob der allgemeine Beifall sein Verdienst erhöhte, und der Greis endlich tröstet sich mit Erinnerungen an seine Jugendzeit.

Und was haben wir Journalisten von allen Neujahrs-Genüssen? O, gewiß keinen geringen Theil — wenigstens ihre Blätter; wer weiß, an wie vielen Orten diese dem Kuchen des Tages als Schlüssel dienen werden!

Rußland.

Wo überwintern die Krebse?

(Eine Russische Geschichte.)

Wir waren unserer acht junge Leute, die, das schöne Wetter benutzend, einen Spaziergang außerhalb der Stadt machten. Wir von uns waren trüge geworden, durch die auf jedem lastenden Pandekten und Codices; hier dagegen waren fleißig. — Der Jüngste von uns zählte 19 und der Aelteste 22 Jahre. Arm waren wir Alle, und wir wünschten nichts sehnlicher, als recht zu werden. In einer langen Reihe, am Eingange eines Waldes sitzend, überlegten und berathschlagten wir, auf welche Weise wir in der Welt zu Reichthum und Ansehen gelangen könnten.

Da trat plötzlich aus dem Walde ein Greis heraus und stellte sich vor uns. In erhabenen Stil müssen alle Greise silberhaaren und tugendhaft, und alle Jünglinge schön sein. Ob unser Greis tugendhaft war, weiß ich nicht, aber silberhaaren war er, und wir waren, obgleich nicht schön, so doch jung, und daher hatte der Alte Mitleiden mit uns und sagte uns Folgendes:

„Ich habe Euren Gespräch zugehört, und bedaure Euch, daß Ihr, Reichthum und Ansehen wünschend, mit der Absicht habend, sie in der Welt aufzusuchen, nur diejenigen Wege Euch gewählet habt, die Euch zu demselben nur Vergnügen können. Ihr nennet von Ruhm, von Ruterschaft, von ritterlichen Thaten, von Recht, von Tugend, und Gott weiß, wovon noch! Jugendschwärmereien, Traum-Gesichte einer fieberen Lebens-Epoche! — Hört mir zu."

„Der Fisch sucht da, wo er am tiefsten, der Mensch da, wo es am besten ist. Auf diesem Russischen Spruch ruht die Welt, und wird von ihm gehalten. Wo ist es aber am besten? — Da, wo es am tiefsten ist. Und wo ist es am tiefsten? — Da, wo es am besten ist. — Philosophisch genommen ist das nun eines und dasselbe."

„Wie aber die Orte in der Welt aussinden, wo es am tiefsten, das heißt, am besten ist? Da ist diesem Zweck schon vorgesehen, die große Fischkünger und Fischerei-Ver waren, uns Meermale hinterlassen, indem sie dergleichen Orte mit dem Sprüchworte bezeichneten: Wo die Krebse überwintern. Da ist es also am besten und tiefsten. Geht mithin, Jünglinge, in die Welt und suchet diese Winterlagee, und findet Ihr es, so wird Euch das, was Ihr wünschet."

„Kann ich Euch nicht mitgehen, und darum versehe ich Euch mit guten Rathschlägen. — Da, wie ich Euch schon gesagt habe, es da am besten, wo es tief ist, und auch so umgekehrt, so müßt Ihr in jedem Fall, wenn Euch etwas Lockeres unter die Hände fällt, die Pfote so tief hineinstecken, als Ihr könnt, und wenn es beshalb Euren Nächsten nicht besser geht, so wird es Euch doch um so vortheilhafter sein. — Habt Ihr mit Leuten Geschäfte, so seht ihnen so tief ins Herz, als Ihr nur immer vermöget, und benutzt diejenigen Ihrer Schwachheiten, die Euch am dienlichsten sind. Euren Lebensweg erse folgend, vergeßt es keinen Augenblick, daß es da am besten, wo es am tiefsten ist, und erbohrt Euer Haupt nicht selber, als bis es Zeit ist, und Ihr Euch, wie das Krebse überwintern, hattet Euch nieder zur Erde, kriechet, tauchet unter, wühlt und tastet um Euch her, ob Ihr die Pfote nicht tiefer hineinstecken könnt. Der Krebs sey Euer Wahrzeichen, Euer Muster. Schweigt, und erbebt in keinem Fall Euer Stimme; denn der Krebs ist stumm, und giebt keinen Laut von sich. Ihr werdet auf solcher Weise sprechen, so sprecht ieie und in's Ohr. Nach irgend einem bitterlichen Berichten hat sein einziger Römischer, unter dem Vorsitze mit lauter Stimme vereriendet Redner so viel gewonnen, als die Freigelassenen und Klienten der Römischen Großen, die diesen in's Ohr flüsterten. — Man meint und glaubt daran, daß der Krebs immer rücklings geht, weil sein Gang etwas Aehnliches hat; er laufet jedoch so wie Jedermann, wärts und erreicht sein Winterlager! Laßt Euch dies als Weisheit dienen! Geht immer dergestalt vorwärts, daß andere Leute glauben, Ihr ginget rückwärts; dann wird man Euern Weg nicht bemmen, weil man dies nur mit denen thut, die rasch gehen, laut schreien und sie Stock und Stein tragen. — Verfolget Ihre einmal vorsätzlich, so werdet Ihr die Stelle finden, wo die Krebse überwintern, und zu Reichthum und Ansehen gelangen."

Nach diesen Worten verschwand der silberhaarene Greis in den Wald, und wir entschlossen uns, nach gehöriger Ueberlegung, seinen Rathschlägen zu folgen, wandten Schlechen unsere Hefte fort, dingen einen Mannschlitten an die Schnitten, und verthielten uns Verhaltnisse nach allen vier Weltgegenden, das heißt, zwei gingen nach Norden, zwei nach Süden, zwei nach Osten und zwei nach Westen.

So verflossen 15 Jahre, da fanden wir uns Alle wieder im Mittelpunkte Rußlands, in Moskau, zusammen. Der nämliche Ritt, der uns in Bewegung gesetzt hatte, hielt sich immer auch in Gang auf, und ihn uns bei sich zum Mittag ein. Wie erschienen alle drei ihm, in unseren eigenen Wagen mit Kalschen, mit Taschenbüchern, die mit Banknoten, mit Bank-Billets und mit Verschreibungen auf Häuser, Dörfer und Landdüser angefüllt waren, in reichen Festgewändern u. s. w. — Der Alte nahm uns Alle freundlich auf und wendete sich, nachdem er, als wir mit dem Champagner fertig waren, die Diener festgewiesen, mit folgenden Worten an uns:

„Es scheint mir, daß Sie für meine Rathschläge mir Dank schuldig sind. Ich verlange aber nichts von Ihnen, als Essendeln!"

Einer von uns, Dorimedont Agathowewitsch Schaschkow, erhob sich von seinem Sitz, verbeugte sich gegen den Alten und antwortete: „Offenheit kann Ihnen von uns nicht werden. Sie war uns höchst hinderlich beim Aufsuchen der Stelle, wo die Krebse überwintern; wir warsen sie von uns, sogleich haben wir sie nicht und können sie Ihnen nicht mittheilen."

Der Alte lächelte. „Das weiß ich und ich will nicht zu viel von Ihnen verlangen," sagte er, „nur darum bitte ich, daß Ihre von Ihnen mir auf's Gewissen sage, wo er die gesuchte Stelle fand. Nähere Umstände wissen will ich nicht. . ."

„Auf's Gewissen sagen! Erbarmen Sie sich", riefen wir Alle einstimmig. „Wo soll denn das Gewissen bestemmen! Und hätten wir es gefunden, so wären wir nie zu der Stelle hingelangt."

„Nun, so werden Sie doch wenigstens der Wahrheit gemäß berichten!" fuhr der Alte fort. Wir sachten Alle laut auf. „Die Wahr-

Digitized by Google

breit haben wir lange begraben, so tief als möglich, damit es uns um so besser gehe," rief Sobatschinko aus.

Der Greis ward nachdenklend. — „Antworten müssen Sie mir", sagte er. „Nun sagen Sie mir, wie Sie mir antworten wollen."

Unser Repräsentant, Dordemont Agathonowitsch Sobatschenko erwiderte: „Wir werden Ihnen antworten, wie wir es gewohnt sind, wie es sich gehört, d. h. den Umständen gemäß. Wo die Wahrheit uns nicht schadet, wohl aber Nutzen bringt, werden wir sie sagen."

„Gut, dem sey also! Und somit sagen Sie mir, Herr Sobatschenko, wo überwintern die Krebse? — „In Konkursen und Vormundschaften", antwortete Sobatschenko.

Der Alte wandte sich mit der nämlichen Frage an mich. — Ich erwiderte: „Die Krebse überwintern in den Vorzimmern der Großen."

„Herr Perreifenko! Und Sie, wo fanden Sie das Winterlager?" — „Bei den Verschwendern."

„Und was sagen Sie", fuhr der Alte fort, sich an Saschenin wendend, unsern großen, starken und breitschultrigen Gefährten. — „Die Krebse überwintern in den Schatullen verwitter Schönen, die ihre Ruinen mit Gold bedecken und Liebe nach Goldgewicht kaufen."

„Wo fanden Sie das Winterlager, Herr Pemilekk?" — „In der Branntweins-Pacht."

„Und Sie Herr Iswoertsin?" — „In einem gehörig verauskalteten Bankerott."

„Und was sagen Sie, Herr Schlachtiewitsch?" — „In der Führung fremder Prozesse." — „Und nach meiner Erfahrung in der Verwaltung fremden Vermögens", sagte Herr Wuschteeff, ohne erst eine Frage abzuwarten.

Der Alte versank wieder in Nachdenken. — Also die Krebse überwintern weder im Aderbau noch in den Künsten, weder in Fabriken noch in Manufakturen, weder im Kriegsdienst noch in der Marine?

Der Greis schüttelte das Haupt und sagte: „Ich habe Sie belogen, um einige moralische Wahrheiten kennen zu lernen. Ich habe Ihnen allegorische Rathschläge ertheilt, und Sie, dieselben buchstäblich befolgend, haben, wie ich sehe, das Winterlager der Krebse wirklich ausfindern. Ich wünsche Ihnen Glück — bemerke Sie aber nicht."

Der Alte verbeugte sich, und begab sich in ein anderes Zimmer. Wir trennten uns, mit dem einstimmig gefaßten Beschluß, das, was sich mit uns zugetragen, Denen zur Nichtschnur niederzuschreiben, die in der Welt den Ort suchen, wo die Krebse überwintern!

Unterzeichnet: Pamphil Pudelente.

Mit dem Original übereinstimmend.

Th. Bulgarin.

Bibliographie.

Polnische Metronomie, oder Beschreibung Polnischer Maaße, Gewichte und Münzen. Von Th. Petruschewsky.

Erinnerungen: Von Tutalewsky.

Melana, eine Russische Ballade. (Eine Nachahmung von Bürger's Lenore, und zwar eine unglückliche, nach dem Urtheil der Russischen Biene, die auf Schukowsky's Uebersetzung hinweist.)

Ueber die Siebzehnte Peter's des Großen.

Pädogogisches Journal, herausgegeben von Obodowsky, Gugel und Gurjeff.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II. Die Kaiserin machte einst, theils zu ihrem Vergnügen und aus Müßiggier, theils um ihre Achtung für das Verdienst zu bezeigen, auf einer Kriegsjacht eine Fahrt zwischen Kronstadt und St. Petersburg. Der Abend brach ein, und ein heftiges Gewitter verfinsterte den Himmel. Diese der begleitenden Jachten stieß auf die Kaiserliche Jacht, und veranlaßte Schrecken, Geschrei und Lärm, bis die beiden Fahrzeuge endlich ohne bedeutende Beschädigung von einander getrennt wurden. Die Kaiserin war während der ganzen Zeit in ihrer Kajüte, wo sie sich bereits zur Nacht zurückgezogen hatte, ruhig sitzen geblieben, überzeugt, wie ihr am folgenden Morgen erklärte, man würde sie, im Falle wirklicher Gefahr, davon benachrichtigt haben. Der Capitain der Jacht, die das Zusammenstoßen veranlaßte, hatte sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt. Als die Monarchin es erfuhr, seufzte sie, und sagte: „Es thut mir leid, daß er mich nicht besser kannte." — Katharina bewies Geringen und verdienstvollen Leuten die größte Achtung. Einst auf einem Balle bei Hofe, saß sie dem alten Grafen Ostermann gegenüber, neben welchem ein Page stand. Diesem gab sie einen Wink, sich zu ihr zu begeben. Der Graf, in der Meinung, ihm gelte der Wink, stand auf und näherte sich der Kaiserin, die ihn sogleich erbat, den Grafen zu einem Fenster führte, dort einige Worte mit ihm sprach, und dann wieder ihren Platz einnahm, wo sie gegen die, über ihre Herabsetzung erstaunte Gräfin Golowin äußerte: „Es wäre dem alten Mann unangenehm gewesen, zu hören, daß mein Wink nicht ihm gegolten; jetzt wird er mit mir zufrieden seyn." — Einst übersandte der Ober-Befehlshaber von Moskau dem Grafen Samoilow mehrere gegen die Monarchin gerichtete Verse, deren Verfasser bereits entdeckt war. Der Graf flatterte darüber seinen Bericht an die Kaiserin ab. Sie verlangte die Verse zu sehen. Der Graf zögerte und bemerkte, sie wären zu zügellos. „Gieb sie nur her," sprach Katharina fort, „was die Frau nicht lesen darf, das muß die Kaiserin lesen." Sie nahm die Verse, las sie; ihre Augen funkelten vor Aerger und Zorn, und mit großen Schritten ging sie im Kabinette auf und nieder. Bald aber gewann sie ihren Gleichmuth wieder, näherte sich dem Kamin, warf das Papier in's Feuer, und sagte, sich zum Grafen wendend: „Nenne mir den Namen des Verfassers nicht, ich will nichts von ihm wissen." (A. A. 4.)

— Die Britische Seemacht. Diese besteht gegenwärtig aus 557 Fahrzeugen, die je 1 — 120 Kanonen führen. 166 (mit Einschluß der Falmouther Packetschiffe) sind beständig im Dienste; die übrigen werden abwechselnd ausgebessert, oder stationiren an bestimmten Orten in seinen Häfen. In Friedenszeiten übersteigt die Zahl der Matrosen nicht 20,000, und die der Seesoldaten 12,000. Uebrigens hat England allein so viel See-Offiziere, daß es alle Flotten in der ganzen Welt damit hinreichend versehen könnte. Es giebt bei der Britischen Marine nicht weniger als 44 Admirale, von diesen sind aber nur zwei im aktiven Dienste; ferner 31 Vice-Admirale, von denen vier im aktiven Dienste; Contre-Admirale giebt's 64, darunter fünf im aktiven Dienste, und außerdem stehen noch 34 Contre-Admirale auf halbem Solde; — im Ganzen giebt es alle 193 Admirale für die 166 im Dienste befindlichen Schiffe! Capitaine sind 763, so daß beinahe fünf auf ein Schiff kommen, und außerdem giebt es noch 867 Commodore; von den Ersteren sind aber nur 50, und von den Letzteren 35 im aktiven Dienste. Zu diesen kommen noch 9 verabschiedete Capitaine und 276 verabschiedete Commodore hinzu. Es giebt 3155 Lieutenants, so daß 20 auf ein Schiff zu rechnen, davon sind aber nur 369 im aktiven Dienste; Midshipmen giebt es 483. Aerzte zählt man 12, und Chirurgen 694; dazu kommen noch 42 verabschiedete Chirurgen, im Ganzen sind aber nur 96 im aktiven Dienste. Aufseher, Lehrer auf der Marine 309 Assistent-Chirurgen, außer den Krankenwärtern u. s. w., so daß man im Ganzen 1027 Männer, denen das Heilwesen obliegt, ungefähr sechs auf ein einzelnes Schiff, zählt. Es ist auffallend, daß die Marine weit mehr mit Chirurgen und Aerzten, als mit Dienern der Religion und der Kirche versehen ist; von Letzteren hat sie im Ganzen nur 63 Kapläne, unter denen mehr als 30 im aktiven Dienste stehen. Endlich giebt es noch 619 Proviantmeister, von denen 90 im aktiven Dienste. Der Kästendienst wird von 2 Capitainen, 30 Commodoren, 300 Lieutenants und 2 Chirurgen verrichtet.

(Tait's Magazine).

— Valparaiso. Um vier Uhr des Nachmittags wird's in den Straßen dieser Stadt meist auf ein Mal leer. Man hört zu dieser Stunde Nichts von Geschäften; denn die Einwohner halten die Siesta, und die hier sich aufhaltenden Fremden (meist Engländer) begeben sich nach ihrer Behausung, um zu dinniren. Erst mit Sonnen-Untergang geht alles wieder an seine Arbeit, und die Straßen werden wiederum gleichsam neu belebt. Da erschrint denn alsbald der Lichtschänder mit einer Ladung von schmierigen Talglichtern, die er an einer Stange über seine Schulter hervortragen läßt, indem er dabei ausruft: Velas de sebo! (Talg-Lichte!) Eben so hört man den Klempner überall wuhen, mit dem gellenden Ausrufe: El hojalatero; vasinicas de hojalata, mui baratas! (Der Klempner; ganz gemeine Nachgüsse, sehr billig.) Die vornehmen Damen und Herren wallen dann in Masse nach dem pasco (Promenade) zu, bis man endlich das Geläut der Kirchen-Glocken vernimmt, die Jedermann zum Abend-Gebet einladen, das hier in aller Stille mit entblößtem Haupte im Freien verrichtet wird. Nach Verlauf einiger Minuten ertönt die Glocke abermals, worauf sich ein Jeder bekreuzigt und dem Nächster eine gute Nacht wünscht. Bei dieser Gelegenheit verlangt die Etikette, daß man den Aeltesten aus der Gesellschaft vor Allen zuerst „gute Nacht" sagen läßt, und es ist oft spaßhaft zu sehen, wie drollig sich dabei die verschiedene Welt hier in ihren höflichkeitsbezeigungen benimmt, indem der Eine immer dem Andern diese Ehre und Artigkeitsbezeigung des vorläufig zu — „Vaya, Vmd!" (Sagen Sie zuerst!) böet man sich gegenseitig zurück zu — „No, Señor, diga Vmd!" (Nein, mein Herr, sagen Sie zuerst!) ist die allgemeine Erwiderung hierauf. (Three Years in the Pacific.)

— Die Condore. Eben als wir uns von der Küste abwarts wandten, bemerkten wir das Fahrzeug eines einzelnen Fischers, den sechs ungeheure Condore mit schwarzen Flügeln und spitzen Schnäbeln und eine Anzahl von Weyhen sich gütlich thaten. Sie ließen uns so nahe herankommen, daß wir, wenn wir mit Waffen versehen gewesen wären, sie leicht hätten schießen können, da sie nur langsam aufzustiegen vermögen. Diese ungeheuren Raubvögel haben eine oft allerlei feine vierfüßige Thiere. Inweilen schließen sie ein Schaaf oder eine Ziege in einen Kreise ein und breiten ihre Flügel immer mehr aus, bis sie endlich ihrer Beute dicht an den Leib kommen. Ihr erster Angriff mit dem Schnabel ist dann gegen die Augen des gefangenen Thieres gerichtet; schreit dieses, wie es gewöhnlich der Fall ist, so suchen sie dessen Zunge mit den Klauen zu packen, hervor saugen sie mit Gewalt über daffelbe der und verschlingen es oft bis auf die Knochen. Man fängt sie in dem Lande auf folgende Weise: — Man baut einen Käfig mit sehr hohem Pfahlwerk auf und legt ein frisches Aas in die Mitte desselben. Hierauf entfernt man sich von demselben. Es dauert dann nicht lange, so kommen die Condore, die ihr Lieblings-Futter meistentheils anfressen, darauf undlassen sich auf daffelbe hinab; während sie aber hier den Schmaus begimmen, eilen die Ausfänger, nachdem sie sich gehörig mit Knütteln versehen, und den Leib und die äußern Glieder alle sorgfältig in Thierhäute gebüllt, schnell heran, und bauen auf die Raubvögel ein. Die Condore können sich nicht in die Höhr schwingen, wenn sie nicht vorher einen Anlauf von dreißig oder vierzig Fuß auf der Ebene nehmen; dies erlaubt ihnen aber hier der beschränkte Raum des Käfigs nicht, und so bleiben sie denn den Prügeln fortwährend ausgesetzt, bis sie endlich ganz ermatten, wobei sie es jedoch vorher an Widerstand nicht fehlen lassen, und oft ihren Verfolgern schmerzliche und gefährliche Wunden beibringen. (Three Years in the Pacific.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Montag den 16. Februar 1835.

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

Erschlicht sich Shakespeare's Herz.

— Hiermit Schlüssel,
Erschlicht sich Shakespeare's Herz. —

Es war um das Jahr 1583, als sich zuerst eine privilegirte Schauspieler-Gesellschaft zu London bildete. Die Königin Elisabeth stand damals in vollem Glanze, von den Heldenthaten Sidney's und Raleigh's umstrahlt. Aber bei alledem ist die Errichtung jener Gesellschaft von Schauspielern eine der anmuthigsten Zierden ihrer Regierung. Das waren hochgesinnte Bursche, — arm, wie es den Dienern einer Königin geziemt; aber stolz, wie es Schöpfer von Königen und Königinnen mit Recht sein dürfen. Für sie hatte die Armuth all' die Schrecklichkeiten abgestreift. Man hat jenen Schauspieler im Gil Blas, der, ruhig schlendernd, seine trockene Beredtsamkeit erst im Woche an Mann einmischt, immer als das vollendetste Bild menschlicher Glückseligkeit bezeichnet; unsere Schauspieler stellen es nicht minder lebendig dar. Sie hatten in ihrem Witz einen mächtigen Talisman, sich einen Becher guten Weines heranszuzaubern, — wenn auch der Säckel leer war.

Unter diesen Schauspielern waren mehrere aus Warwickshire. Richard Burbadge, ihr großer Tragöde, Thomas Green, ihr bester Komiker, Hart und Heminge — waren Alle aus Warwickshire. Man kann denken, mit welchem Nimbus der neue Beruf dieser Leute sie in ihrer Heimat umgab. Man denke, was es heißt: „Niemand konnte als Gentleman passiren, der nicht Dick Burbadge gekannt." — Keine ehrliche Bauersfrau, die Stillinger's Runde sangen konnte, unterließ, von Dick Burbadge und Tom Green zu sprechen! Und doch sollte dieser Umstand noch erschwierender werden. Green's Geburtsort war Stratford am Aven, und zu Stratford lebte der junge Shakespeare. Es ist erwiesen, daß jenen Augenblick zu denken, wo Green, als er sich seines jungen Landsmanns erinnerte und ihn aufforderte, der Londoner Truppe sich anzuschließen, mit edler Selbstentsagung schon im Geiste seine größeren Triumphe geahnt, die des größeren Genius warteten. Mit einem Male, es war im Jahr 1586, verließ William Shakespeare sein Haus zu Stratford, sein Weib und seine drei Kinder, und wanderte ganz allein nach London, — mit was sie herrichen, aber ihm selbst wohl dunklen Aussichten!

Er schloß sich dem Blackfriar's-Theater an, und ward daselbst Schauspieler. Man kann sich kaum der Verwuthung erwehren, daß nicht schon damals in seinem Geiste dunkle Vorahnungen von den Schöpfungen sich gregt, mit denen er einst die Welt segnen sollte. Aber ihre Zeit war noch nicht gekommen. Sein Wahrheitsgeist, der ihn Alles klarer sehen ließ, seinen Weg ruhig, beschleunigt, ohne Anmaßung verfolgen. Er beschäftigte sich damit, die Stücke Anderer zu verbessern. Denke sich nun Einer das Erstaunen der ersten Autoren, wenn sie ihre Schöpfungen zurückerhielten, bereichert um Züge von dieser Meisterhand! Man genahrte bald, daß die von ihm redigirten Stücke einer günstigen Aufnahme sicherer waren, als die von Anderen geschriebenen. Bald aber erhob sich die Mißgunst auch gegen den stillen, bescheidenen Mann. — „Da hat sich eine Krähe eingefunden", heißt es bei einem mißvergnügten Stribenten jener Zeit, der offenbar auf Shakespeare zielt, „die sich mit unseren Federn schmückt, und im Tigerherzen meint, einen Pferdehuf zu können, der sich unseren besten gleichstellen dürfte; der, ein komplettter Johannes Factotum, sich einbildet, der einzige Bühnen-Umgestalter („Shake-scene" mit deutlicher Anspielung auf Shakespeare) im Lande zu sein."

Dies war im Jahre 1591. Zwei Jahre darauf ward er jene Fessel, nur sie Andere zu ertragen, ab, und strahlte plötzlich in dem hellen Glanze seiner eigenen Schöpferkraft. Derselbe war er am Schlusse seiner Bahn, derselbe bei ihrem Beginne. Seine Jugend kannte keine Unreife, sein Alter keinen Verfall. Noch hat sich keinem Sterblichen eine solche Laufbahn eröffnet, wie sie sich jetzt dem jungen Shakespeare auftat. Allerdings gestalteten er das Theater des Landes um, und die leeren Räume der Bühne stimmen den Lappen, die vor derselben hingen und statt des Vorhanges dienten, wurden unter seinem allmächtigen Wirken zu einem wiederholten Plan für Könige und für Schöpfungen, die größer sind, als Monarchen, die allen Wechsel der Welt zu überdauern bestimmt sind, und deren Ruhm niemals verbleichen wird. Er wußte alle Leidenschaften des menschlichen Gemüthes seinen Zwecken unterzuordnen; alle Tugenden und Laster standen vor seinem Blicke entblößt; die Natur legte ihm ihre Schätze zu Füßen; die Welt der Geister entschleierte ihm ihre lieblichen Phantasie-Gebilde und ihre verhüllendsten Mysterien; ihm kleideten die Eichen der Ardennen sich in Grün, und auf seinen Spruch umschwärmten Geister-Ehöre ringe das Schiff beim Sturme.

Was aber erstaunenswürdiger ist, als dies Alles, ist die Erscheinung, daß seine allgemeine Familien-Aehnlichkeit, sein Typus menschlicher Einheitlichkeit an seinen vielen herrlichen Gebilden sich auffinden läßt. Alle genialen Menschen haben ihr eigenthümlich Charakteristisches. Shakespeare allein war universell. *) Die mannigfaltigen Werke aller seiner Zeitgenossen haben durchaus ein gewisses persönliches Gepräge des Stils, und oft genug stellten sie unter dem Bilde ihrer Phantasie-Gestalten nur den eigenen Gemüths-Zustand dar. Er allein hatte sich über diese Besonderheiten zur Vorsichtlichkeit erhoben. Gleich einem Gotte und nicht einem „Manne von unserer Hinfälligkeit", rief er eine Welt in's Dasein, und den ersten Aether der höchsten Einsicht als Himmel darüber wölbend, stellte er sie hin, eine selbständige, abgeschlossene Sphäre der Menschheit. Wenn seine herrlichen Gestalten an den Blicken der Zuschauer vorüberzogen, da dachte Niemand an Shakespeare, den Autor; nein! er dachte nur:

„Oh wonder!
How many goodly creatures there are!
How beauteous mankind is! O brave new world,
That has such people in 't!"**)

Aber der beschriebene Schöpfer saß inzwischen wohl in der „Mermaid" oder verbrachte seine Zeit auf dem Blackfriars-Theater — ein stiller, anspruchsloser Mann! — Ja bin der festen Ueberzeugung, daß die eigentliche Grösse an Shakespeare's Genius, seine Universalität, gerade aus dem gänzlichen Mangel aller Würdigung, auch bei den größten unter seinen Zeitgenossen, abzuleiten sey. — Denn gewiß, wie schön auch manches der ihm erwiesenen Zeichen von Verehrung ist, — so galt doch keins von ihnen dem Urheber der Werke, auf welche jetzt Jahrhunderte das Siegel gedrückt, als auf das Herrliche, was damals in einem Menschen ist erschaffen worden. In solchen Extemtlichkeits-Bezeugungen herrschte immer mehr eine persönliche Zuneigung vor, als jenes höhere Gefühl von Verehrung und liebender Huldigung, die ihm gebührt, und ihm allein gebührt. Woher kame es sonst, daß wir keine Mittheilungen über Shakespeare's persönliche Verhältnisse überkommen? Niemand ist es eingefallen, uns auch nur die dürftigsten Notizen über Shakespeare's Leben aufzuzeichnen, die endlich Vetterton, von leidenschaftlicher Verehrung getrieben, viel später erst zu Stratford Untersuchungen für den Dichter Rares anstellte, der auf dieselben eine Biographie dastete, welche Malone mit mühseliger Arbeit umzustoßen suchte, indem er weitläufig darthat, daß man eben Nichts über Shakespeare schreiben könne, und indem er ganze Schwadronen von Thatsachen aufmarschiren ließ, um darzuthun, daß eben keine Thatsache feststehe, zwei Momente ausgenommen, die sich im Kirchenbuche von Stratford vorfinden, und von der Wirklichkeit noch sicherer bewährt sind, daß er nämlich geboren worden und — gestorben ist. Diese Zeitumstände als ein Vorwurf gegen Shakespeare's Zeitgenossen gerichtet seyn, geborgbeit wohnt immer in mächtigen Genien, und ich halte keinen seiner großen Zeitgenossen niedriger Scheelsucht für fähig. Sie gehörten selbst zu den „Söhnen der Erinnerung", waren selbst die großen Erben des Ruhms und haben uns selbst ein reiches Vermächtniß schöner, einiger Gedanken hinterlassen. Sie waren befreiten Geschlechtes mit Shakespeare, nur daß er sie stolz überragte. Ich weine vielmehr, daß der Geist, der nach einander einen Hamlet, einen Falstaff, einen Lear gezeugt, hier zu universell war, um individuelle Zuneigung zu erwecken. Die Menschen dachten bei jenen Werken an die Natur, nicht an eines ihrer Kinder. Jenes Gefühl von Bewunderung und flammender Verehrung wandte sich zu dem erhabenen Schöpfergeiste, aus welchem auch jene Werke als Ausflüsse erschienen; der einzige Zoll, der Shakespeare selbst dargebracht ward, war der Ausdruck persönlicher Zuneigung.

Bald verschaffte ihm indessen seine größere Celebrität, als etwas ganz Aeußerliches, auch eine höhere Stellung in der Gesellschaft, und er besuchte noch länger die „Mermaid", bloß als armer Schauspieler, sondern mit der Würde und Anerkennung eines beliebten Schriftstellers. Begreiflich sind die Aeußerungen Ben Johnson's. „Ich liebte den Menschen!" so lautet sein erster warmer Ausdruck in Bezug auf Shakespeare. „Ich erweise seinem Andenken die ehrende Anbetung, die ihm irgend wer erweist." — Das ist schon eine würdigere Huldi-

*) Man vergleiche damit die merkwürdigen Worte Goethe's, die ungefähr so lauten — „Unendlich, wie das Universum, das er wiederspiegelt, ist Shakespeare. Wie Alle, wie wir sind, können wieder seinem Andenken nicht ganz genügen."

**) „O Wunder! — Wie viele treffliche Geschöpfe giebt es hier! — Wie schön ist doch die Menschheit! O herrliche, neue Welt, die solche Bewohner hat!"

gung, wiewohl auch einen Vorwurf veranlaßt. Unmittelbar darauf, was nicht öfter ſehen werden darf, befindet er ſich durchaus nur perſönlicher Begierde zunge Shakſpeare's. „Er war in der That wohlgeſinnt, von offenem,, ſeinem Naturell, hatte eine glänzende Phantaſie und außerſt gl. Kliche Anstedtide, die ihm in ſolcher Fülle zuſtrömten, daß ihr oft Einhalt gethan werden mußte.“ Der letzte Zug iſt außerordentlich bezeichnende. Er eröffnet eine neue Scene, wie ſie damals oft in den Tavernen vorkommen mochte. Shakſpeare's Witz mag dem derbſaft ihrten Ben Johnſon genug zu ſchaffen gemacht haben, daß ihm oft Einhalt gethan werden mußte! Ja wohl! Wir glauben ſelbſt!

„Zahlreich,“ ſagt Fuller, „waren die Witzgefechte zwiſchen Shakſpeare und Ben Johnſon, welche Beide ich mit einer großen Spaniſchen Galleone und einem Engliſchen Kriegsſchiffe vergleichen möchte. Walter Johnſon, jener Wiſſbold, war mich deſſen mit Selbſtbehilf, ſelbſt doch ſchwerfällig im Arbeiten. Shakſeſpeare dagegen war ein Engliſches Kriegsſchiff, minder umfangreich, aber feſte leichter vorwärtskommend; er zog alle Segel auf, und wußte den günſtigen Fahrwind wohl zu nutzen — bei der Friſche ſeines Witzes und ſeiner Erfindungsgabe.“ Dieſes Witz iſt lebendig genug, um ſeinen Beſitzern noch nach einem früheren Boswell ſtatt des früheren und größeren Johnſon. — Nichts deſto weniger können wir uns doch eine Vorſtellung davon machen, auf welchem Fuße Shakeſpeare lebte.*) Beim Eintritte eine gewöhnliche Begrüßung: — ſein Witz, um den Reſt der Unterhaltung zu beſtreiten; — übrigens aber von beiden Seiten feine Scheu, die auf die Gaſtfreiheit ſeines Genius hindeutete. — Niemand konnte alſo ſchen „mit erforſchtesvollem Blick!“ — Er ward als Kamerad begrüßt, freundlich aufgenommen. Nur im Theater bengte man ſich dem Genius, — bei den Agenten der Leidenſchaft Othello's, bei den erhabenen Schreckbildern vor Macbeth's Seele; da trümmten ſie mit dem tiefgefühlenden Mannes auf über den Lord-Lieben und ſahen nur im Tode die einzige Löſung des Rathſels! — Wie? iſt der Mann, der eben in das Gaſthaus zur „Merwaid“ zu leichten eilenden Schritten ſich verſiigt, der Urbeber all dieſer Wunder-Schöpfungen? Iſt er jener Halbgott von Genius, der Meiſter der Menſchen und der Herr der Geiſter? — Sieh da, wie er eintritt, ſich umbewußt ſeiner Größe, offen, beſcheiden wie ein Kind. Nur wie der Wein ihn allmälig mehr belebt, und der Schaumkopf Johnſon etwas weniger diktatoriſch ſich gebredet, ſpoilben die leuchtenden Witzfunken gegen ihn los. Wie können es uns ausmalen, wie in dem Gemüthe Shakeſpeare's der Satyr ſich regte, bald ſcherzend, bald ſpottend, wenn er die jungen Dichter ſich an Johnſon, wie an den großen Lenker ihres Geſchicks, anſchmiegen ſahen. Vielleicht lauſchte er auch als dem Zeichen ihrer Verzammung, und wie ſie dagegen vor Jubel im Herzen aufblühten, wenn von den Lippen dieſes Orakels, — dieſes Schöpperſtuhls der Poeſie, Weisheit und Gelabetheit — in affektierem, pedantiſchem Tone das Heilswort: „Meine lieben Söhne!“ ertönte, und er hinzufügte: „Ich gebiete zum Theufel Benjamin!“*) — Aber gewiß wagte ſich kein Einfall in ſeinerbrunſt ſo bißwürdiger Geſtalt hervor.

So ſah Shakeſpeare die mächtigſten Werke, die dem Menſchen hervorzubringen gegönnt iſt, und ſank keine Anerkennung für ſich, als ihren Urheber. Wie ein jedes dieſer Werke erſchien, tauchte es in den Strom des allgemeinen Geiſtes unter, dem es von Rechtswegen zugehörte, — des Geiſtes der Menſchheit, ging ſie ein in das große Weltherz. Und er, der ihnen den Urſprung gab, ging inzwiſchen ruhig im Alltagsleben ſeinen Scheitt, lud ſeinen Gemüſche die kleinlichen Obliegenheiten auf, verhalf ſeinen Mitſchauſpielern dazu, das Leben möglichſt luſtig zu verbringen; und, der ewigen Dauer ſeiner Kunſt-Geſtalten vergeſſend, bie er der Welt zu ewiger Luſt geſchenkt, war er für ſeinen Nachruhm ganz unbeſorgt.

Lamb äußert einmal: ſogar in der Autorſchaft gebe es Hochherzigkeit. Und, wenn anteres dies Wort überhaupt von Shakeſpeare wirklich gebraucht werden darf, ſeben wir ſie nicht hier? — Die Nachwelt hat ihnerfeits alle Sorgfalt aufgewandt, daß Nichts durch jene alte Schickterſetzung verloren ging. Man hat ſeine Handſchriften ſo treu gegen — wird jetzt angeſtrebt; es gereicht zur Ehre, die Sprache zu ehren, die er geſprochen; zum ſeinem Tode ab bis auf den heutigen Tag hat man mit aufmerkſamem Ohr ſeiner Muſik gelauſcht, und im Herzen hat die Muſik ſeiner ewigen Gedanken wiedergetönt. Doch wir ſagen: ſeiner Gedanken? Wirklich ſeine? Sind ſie Eigenthum Alle? Je doch let? Vielleicht waren ſie doch die ihm verwandteſten! — Denn unter allen Charakteren jener unſterblichen Stücke ſcheint uns die Individualität Hamlets unſerer Vorſtellung von der am nächſten zu kommen, aus welcher ſie alle hervorgezangen; und es ſcheint hier vielmehr darauf abgeſehen, das innere Treiben einer individuellen Natur, die Reflexionen einer einzelnen Gemüthsbelebung, ein Gewälze von moraliſcher Einheit aufzuſtellen, als die allgemeinen Intereſſen des Geſammtlebens, leidenſchaftliche Konflikte oder im Allgemeinen die Leidenſchaft abzuſchildern. Aber welche Wagſchaft haben wir dafür, daß Hamlet's Gedanken diejenigen Shakeſpeare's ſeyen? — daß nicht die des John Zaſtaff es noch in höherem Grade ſind? — oder daß nicht im Text noch koloſſaler die gigantiſchen Verhältniſſe ſeines unſterblichen Geiſtes, ſo wie die kleinen Anſechtungen ſeiner ſterblichen Natur hervorträten? — „Schade!“ rufen die Kommentatoren, „es giebt keine! Keine Wiſſenſchaft kann dem Forſchergeiſte der Nachwelt geboten werden.“ — „Schade!“ ruft Herr George Chalmers aus, „wie Jammerſchade, daß wir nicht in Shakeſpeare's Häuslichkeit, in ſeine Freundſchaften und Vergnügungen, nicht in die Einzelnheiten ſeines Charakters eingreifen können!“ — „Ja, freilich iſt es Schade!“ klingt das Echo des Herrn Steevens nach; „wir wiſſen leider nichts von ihm, als daß er geboren war zu Stratford, eine Frau genommen und Kinder gehabt, daß er nach London gezogen und drei Dramen geſchrieben, nach Stratford ſich zurückbegeben, ſeinen letzten Willen aufgeſetzt hat und geſtorben iſt.“ —

*) Unſer Ludwig Tieck hat ſie ſich bekanntlich auch auf das Vortrefflichſte zu ſeinem „Dichterleben“ gemacht.

*) Anſpielung auf Ben, die Abkürzung von Benjamin.

„Und ſeyd Ihr denn auch wirklich ſicher, daß dem Allen ſo ſey?“ fragt geimmig Herr Malone und erſchüttert das Fundament auch dieſer wenigen Daten. — Ach, dieſe Kommentatoren, ſie ſchier laſſen ſie auf Shakeſpeare! Wir hoffen, daß die Erde ſanfter auf ihnen ruht!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The mayor of Wind-Gap. — Roman vom Verf. der „O'Hara Family“. 3 Bde. 24 Sh.

Specimens of the theatre of the Hindus. (Theater der Hindus.) Aus dem Sanskrit überſetzt von H. H. Wilſon. Zweite Auflage. 2 Bde. 21 Sh.

The manuscripts of Erdely. (Die Handſchriften von Erdely.) Roman von G. Stephens. 3 Bde. 31½ Sh.

Book of the constitution of Great-Britain. (Die Verfaſſung von Großbritannien.) Von T. Stephen. 16 Sh.

Rußland.

Die ſchreckliche Hochzeit.
Eine Koſaken-Sage.

Faſt auf dem halben Wege von Saturin nach Koropa, auf derſelben Seite, wo jetzt das große Dorf Roſchertwenneje mit ſeiner ſchönen Kirche und dem prachtvollen Kirchhofe des Gouvernirts liegt — ſtand einſt eine ärmliche Koſaken-Hütte. Die Kirchen-Oberen verſteckt lagen vielleicht noch 10 andere ebenfalls weiße Hütten, und eine alte Kapelle mit einem Mutter-Gottesbilde war die Nachbarin eines tiefen Brunnens, deſſen klares Waſſer noch jetzt in der umliegenden Gegend berühmt iſt. Nach Saturin hin ſehnte ſich das Dörfchen an einen dichten Fichtenwald; weiterhin befand ſich ein großer undurchdringlicher Moraſt.

Ungefähr 20 Schritte vom Brunnen ſtand eine Hütte, die ſich von den übrigen durch ihr Aeußeres und durch ihre Größe auszeichnete; aus den vor dem Thore liegenden und ſtehenden Fäſſern, und aus den Düngerhaufen, die ſich rund um die Hütte befanden, konnte man leicht errathen, daß hier eine Schenke war. Jeden, der von Saturin nach Koropa oder von Koropa nach Saturin fuhr, hielt, wenn auch nur auf einen Augenblick, bei dem Thore der Schenkwirthin Evdocha an, um Pferde und Ochſen zu tränken, ein halbes Quart Branntwein zu trinken und ſich die ſchöne Tochter der Schenkwirthin, Namens Gala, anzuſchauen. Die jungen Leute, die längegend verloren bleiben würde ihren Verſtand, wenn ſie in Gala's helle Augen blickten; von Evdocha's Gala ſpeach man ſogar in Saturin.

Die größte Auszeichnung ſeiner Gala zeigte aber Grigko Koſchuch, der Nachbar der Schenkwirthin. Wiewohl ſich bereits graue Haare in ſeinem ſchwarzen Knebelbart zeigten, und ſich einige Rangeln auf ſeiner hohen Stirne hineingruben, ſo war er doch noch nicht alt, und konnte ſich einen rüſtigen Mann nennen, wenn nicht ſein Antlitz von einer zurückſcheckenden Bläſſe bedeckt geweſen wäre, wenn ſeine feſtlegenden Augen nicht einen ſo matten Glanz von ſich gegeben hätten, wie Flämmchen auf einem Todtenacker. — Im Dorfe liebten Männer und Frauen den Grigko nicht, weil er nicht mit ſeinem Reichthum groß that wie ein Magnat, ſtets finſter und verſchloſſen einherging und Niemanden ein freundliches Wort gönnte. An Feſttagen, ſelbſt an den größten, ſah man ihn nie in der Kirche, und mit ſo großem Gewinn er auch ſeinen Buchweizen, ſeine Wolle und ſeine wilden Schweine verkaufte, ſo gab er doch nie etwas zum Beſten, nicht ein Mal ein Glas Branntwein. Sorin Lieblings-Aufenthalt war der Wirthsſtube, welchem er oft Stunden lang ſtumm und in ſich gekehrt ſaß.

Unter den Gläubigen gingen nicht die vortheilhafteſten Gerüchte über Grigko und ſeinen Reichthum; einige glaubten, er ſtige Menſchen und Vieh Schaden zu und habe ſeinen Reichthum nicht auf die beſte Weiſe erworben. Andere Nachbarsleute ſagen, ſie hätten mit ihren eigenen Augen eine große feurige Schlange Nachts in ſeine Wohnung ſchleichen und ihm Geld bringen geſehen. Junge Leute, die ihre Pferde zum Nachtlager auf's Feld trieben, hatten ihn mehrere Mal auf dem Gottesacker ſitzend bemerkt.

Alle dieſe erſtaunten wohlmeinende Leute, als ſie hörten, die Schenkwirthin Evdocha gebe ihre Tochter Gala dem Koſchuch. Niemand wollte es glauben, und als man es ihnen endlich beſtätigte, hieß es allgemein: Grigko habe die alte Evdocha und die arme Gala durch Zauberkünſte verblendet.

Das Brautpaar ward in dem benachbarten Dorfe Litiſcha ehelich verbunden, und von dort begab ſich Alt und Jung mit den Neuvermählten nach Grigko's Wohnung. Es war im Herbſt; der Regen floß in Strömen und durch den Fichtenwald ſtürmte es dergeſtalt, daß den Leuten ein eiskalter Schauder durch die Glieder fuhr. — Als man aber in der warmen, reinlichen und geräumigen, unlängſt erſt weiß getünchten Wohnung Grigko's angelangt war, und jeder Kokal ſein halbes Quart guten Kiſchk- oder Wogelbeer-Branntwein zu ſich genommen hatte und die jungen Mädchen mit Eingemachten bewirthet worden waren, — da nahmen Spaße, Geſänge und luſtige Erzählungen kein Ende. — Es fehlte nur noch der blinde Muſikant Ehoma Golowatie aus Koropa. — „Gewiß hat ihn das ſchlechte Wetter abgehalten“, ſchlerten ſich die jungen Mädchen einander zu. — Da ſchrie eine vor den anweſenden Frauen, die kurz vorher das Zimmer verlaſſen hatte, mit der Nachricht zurück, es ſey ein Unbekannter draußen, der Grigko zu ſprechen wünſche. Dieſen hatte man noch nie ſo ausgelaſſen luſtig geſehen; er ſprang auf und lärmte mit ſeiner jungen Frau, trank ſogar mit einem Jeden, und war ſo freigebig mit ſeinen Späßen gegen die jungen Leute, daß ſie vor Lachen bälten berſten mögen. „Hoſ' ihn der Teufel!“ antwortete er der Berichterſtatterin, ſtand unwillig von ſeinem Sitz auf und wäherte ſich der Thüre, durch welche in demſelben Augenblick der Unbekannte hereintrat: wahrſcheinlich war es ihm zu kalt und

zu langweilig vor der Thüre gewerden. Grigke erblaßte und zitterte am ganzen Leibe, als schätterte ihn das Fieber.

„Wie geht's, Herr Grigke?“ sagte der Unbekannte dem Neuvermählten; „komme ich zur rechten Zeit?“

„Ich bitte ergebenst, näher zu treten“, antwortete Koschuch mit erzwungener Fremdlichkeit.

Der fremde Kosak, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, setzte sich sogleich an den Tisch, goß sich ein ganzes Quart Branntwein ein und trank es mit einem Zuge aus, goß auch nur einen Tropfen zu vergießen. Dann nahm er in größter Geschwindigkeit ein ganzes gebratenes Spanferkel mit allen Knochen zu sich, und setzte darauf ein zweites Quart Branntwein. — Alles das ihn mit großen Augen an, und in der Hütte war es still geworden, als beginge man eine Todtenfeier. Nachdem er sich satt gegessen und getrunken, übe er seinen Gürtel, klopfte eine kurze Tabakspfeife, die er aus den Stiefeln hervorzog, und machte sich's am Tische bequem, als kümmere er sich um die ganze Welt nicht. — Als er bei einer Wendung seines Kopfes Grigke bald todt neben sich stehen sah, rief er ihm vertraulich zu: „Ei, herr Bruder, warum strikst Du mir nicht Dein schönes junges Weib vor? Du weißt, Grigke, daß ich vor allen Leuten nicht besser war, wie andere Menschen, und gern mit Jünglingen und Mädchen zu thun hatte. Die Zeiten sind nun freilich vorbei! Ich habe jetzt ganz andere Beschäftigung.“ Dabei warf er einen verdrießlichen Seitenblick auf Grigke.

Wider Willen führte dieser die arme Gala dem unthrimlichen Menschen vor.

„Ein herrliches Weibchen!“ rief der Unbekannte aus, Gala auf die rechthrenden Bangen klopfend; „wahrlich, ein herrliches Weibchen! Du hast einen guten Geschmack, Koschuch! Schade nur, daß in dieser Nacht . . .

Das Uebrige sagte er dem Neuvermählten in's Ohr, der am ganzen Leibe zitterte, wie Espenlaub.

„Hr! he!“ fuhr der Unbekannte fort, Grigke's Verwirrung nicht bemerkend: „He, he, Ihr habt ja feine Musik! Was ist das für ein Kosaken-Hochzeit ohne Musik!“

Einer der Gäste, dreister als die Uebrigen, erwiderte, daß das schlechte Wetter wahrscheinlich den Koroposchen Spielmann abgehalten hätte, zu erscheinen.

„Kragt es nur daran! Da will ich Euch, meinem Freunde Koschuch zu Gefallen, aus der Noth helfen. Zufällig habe ich meine Geige bei mir, und bin ich gleich kein Musikant von Profession, so will ich Euch dennoch nicht schlechter zum Tanz spielen, als Euer Freund aus Koropo!“

Er ging aus dem Zimmer und kehrte sogleich wieder mit einer Geige zurück. Alle waren vor Erstaunen darüber sich, und besonders die Frau, die den Unbekannten angewirkert hatte, und die einen Gib aber, gu wollte, daß er, als sie ihm am Thore begegnete, seine Geige bei sich gehabt habe.

Dem möge nun gewesen seyn, wir ihm wolle; der Unbekannte begann einen Tusch, nun fing so lustig und fertig an auf seinem Instrumente zu spielen, als wäre er in seinem Leben nichts als Grigorjspieler gewesen. — Die jungen Leute, alle Furcht vergessend, begannen, aus allen Kräften zu springen und zu tanzen, als hätt die Teufel zitterten.

„Und warum tanzest Du nicht, Freund Grigke?“ schrie der Musikant, ohne sich in seinem Spiel unterbrechen zu lassen. „Du warst doch sonst immer ein tüchtiger Tänzer!“

Bei diesen Worten klopfte er mit seinem Bogen auf Grigke's Kopf. Kaum war dies geschehen, als der Bräutigam seinen Kummer vergaß, zu hopsen, zu tanzen, zu springen, zu pfeifen und zu lärmen; seine Lustigkeit hatte aber so etwas Seltsames an sich, daß man ihn ohne sein innes Wahnsinnigen, als für einen Menschen hätte halten sollen, der so eben einem schönen Mädchen angetraut worden war.

Die Wahrheit zu gestehen, verletzte das Spiel des Unbekannten die ganze Gesellschaft in einer Art von unwillkührlicher fremdartiger Lustigkeit: Alle tanzten und lachten wie toll, und doch lag es ihnen schwer auf der Brust. Die sündhaftesten Gedanken durchzogen das Hirn, und sogar die Luft im Zimmer war drückend und beängstigend geworden.

Als um Mitternacht die Hähne krähten, steckte der Unbekannte seine Geige ein, sprang vom Stuhl und trat auf den Neuvermählten zu.

„Es ist Zeit, Grigke!“ sagte er, ihre Hand ergreifend.

„Noch eine Nacht! Nur noch eine Nacht!“ stehen Koschuch, dem alle Glieder schlotterten.

„Nein!“ antwortete der Unbekannte.

„Gewährt mir wenigstens eine Stunde, nur eine einzige Stunde . . .“

„Nein!“ erwiderte Jener in dumpfem Ton.

„Aber doch eine Viertelstunde“, bat er, auf die Knier sinkend.

„Du jammerst mich“, sagte der Unbekannte, sich an Grigke's Verzweiflung weidend. „Wenn Dirne Frau dieses Papier unterzeichnet, so gebe ich Dir noch acht Tage Zeit.“

Es muß hier bemerkt werden, daß Gala bei ihrem Oheim der in Koropa Kirchendiener war, lesen und schreiben gelernt hatte.

Der Unbekannte nahm aus der Tasche ein rothes Papier und eine silberne Feder. Als Grigke diesen Apparat erblickte, schrie er aus allen Kräften:

„Nein! Um nichts in der Welt!“

„Nun, so loß uns gehen!“ sagte kaltblütig der Unbekannte, „und Du wirst mich führen.“

Höflich nun sich der grüßend, umfaßte er Grigke und sagte freundlich zu der Neuvermählten:

„Kürne nicht, schöne Gala, daß ich Deinen Liebsten entführe; Du wirst ihn bald wiedersehen, mein Herzchen!“

Und sie entfernten sich.

Am nächsten Tage entdeckte man nach langem Suchen Grigke's Leichnam unter einer großen vom Blitz zerspaltenen Eiche an der Straße nach Rechajeff. Als man seine Todten-Messe hielt, verblickten die Kerzen in der Kirche, und unter dem Volk ging das Gerücht, sein Leichnam sey am Tage nach seiner Verlautung aus dem Grabe gestohlen worden.

Die arme Gala verlor den Verstand und starb ein Jahr darauf, gerade an dem Tage und zu der Stunde, als sie den ihr bestimmten Gatten verlor.

(C. H.)

Nord-Amerika.

Washingtons Papiere.

Die vom General Washington hinterlassenen, aus achtzig Bänden bestehenden Papiere und Briefschaften, sind vor einigen Jahren von der Regierung der Vereinigten Staaten angekauft und im Staats-Archive niedergelegt worden. Auf Befehl des Kongresses erschien ein Auszug jener Papiere damit dem lesenden Washingtons im Drucke; der Beaebeiter dieses Werkes ist Herr Jared Sparks, rühmlich bekannt durch seine Sammlung der Dokumente aus der Zeit der Amerikanischen Revolution. Bereits ist der zweite und der dritte Band ausgegeben;*) der erste, die Biographie enthaltend, wird später erschinen. Letzteiger Theil des Manuscripts, welcher Nachschriften von der, während des Unabhängigkeits-Krieges geführten Korrespondenz enthält, besteht aus 24 Bänden, die unter Washingtons eigener Aufsicht sauber abgeschrieben und unter folgende Rubriken gebracht worden: 1) Die Korrespondenz mit dem Kongresse und dessen Comitees, mit dem Kriegs-Amt, Amerikanischen Gesandten an auswärtigen Höfen und Kongreß-Mitgliedern in Bezug auf ihr Amts-Verhältniß; 2) Briefe an Provinzial-Behörden, hitzerlicher Lieutgieten und Bürger; 3) als Militair-Personen; 4) an auswärtige Gesandte, fremde Offiziere und bei den Vereinigten Staaten diruende Ausländer; 5) an Offiziere des Feindes, Britische Unterthanen und solche Personen, die Sclavhnis, zu dem Feinde zu gehen, verlangten; 6) Privatbriefe, deren Inhalt jedoch größtentheils die öffentlichen Angelegenheiten betrifft. Der Herausgeber liefert die Auszüge mit Anmerkungen, Erläuterungen und einer ausführlichen Notiz, ausgestattet. Aus letzterer erhellt, mit welcher Umsicht und welchem Fleiß Herr Sparks sich seiner Aufgabe entledigt hat. Er hat selbst die Archive des Kongresses und der Vereinigten Staaten geprüft und auch die von England und Frankreich durchsucht, welche ihm zu diesem Behufe mit rühmlicher Bereitwilligkeit geöffnet worden sind. Auch machte derselbe noch den verschiedenen Staaten, die zu dem ursprünglichen Bunde gehörten und an dem Kriege Theil genommen, um deren Archive zu untersuchen, wo er zugleich Zugang zu privaten Privat-Sammlungen erhielt. In London und Paris verwandte er zwölf Monate auf Studien in den Staats-Archiven. Dorther verschaffte er sich die vollständige Korrespondenz der Minister Dartmouth und Lord Georg Germain mit den Britischen Befehlshabern während des ganzen Krieges, dir der Englischen Kommissäre, welche in Paris den Friedrn unterhandelten, so wie die Original-Papiere, die Lord North von Zeit zu Zeit dem Parlament übrrreichte. In Paris durchforschte rr die Korrespondenz zwischen Graf Vergennes und den Französischen Gesandten Gerard und Luzerne, faß 400 Depeschen betreffend, aus denen die Politik der Französischen Regierung vom Anfange bis zum Ende des Krieges deutlich zu ersehen ist; ferner Druckschriften und andere, die Angelegenheiten von Amerika betreffende Papiere. Die Staatsmänner, ihr seinen Wünschen und Unterstützungen besonders Gehörlich waren, sind Sir James Mackintosh, Marquis Lansdowne und Earl Holland, General Alexander Maconb, Mr. Gallatin, (damals Nord-Amerikanischer Gesandter in London) und Brown, der Amerikanischr Gesandte in Paris.

Der erste von den dritten erschinenen Bänden enthält Washington's Briefe und Papiere, die vor dem Unabhängigkeits-Kriege geführt wurden, die Streitschriften betreffend, die zwischen ihm, Lord, und welchem Washington fünf Jahre (1754 — 1758) Anthril genommen, und zwar drei Jahre als Befehlshaber der Streitkräfte von Virginien. Die folgenden fünfzehn Jahre, bis zum Ausbruch der Revolution, verlebte er als Privatmann auf seiner Besitzung in Mount-Vernon. Die während dieser Epoche geschriebenen Briefe, meist Privat-Angelegenheiten betreffend, sind in zwei Bänden in zusammenhängender Ordnung gesammelt. Auch aus diesem Theil der Korrespondenz werden Auszüge mitgetheilt. Schon mehrere Jahre vor der Revolution hirlt Washington ein Tagebuch, in welchem er seine Beobachtungen unter drei Rubriken einzutragen pflegte: „Wie, wie, und mit wem ich meine Zeit verbracht habe;“ „Wetterbruchr“, „Bemerkungen und Beobachtungen.“ Das Tagebuch, das während des Krieges unterbliebt, wurde nachher wieder fortgesetzt. Sowohl aus dieser Quelle, als aus andern Untersuchungen des Herausgebers fließen manche Nachrichten über das frühere Leben Washington's, die bis jetzt nicht hinlänglich bekannt gewesen.

G. Washington war der ältere Sohn von Augustin Washington, der zweimal verheirathet war, zuerst mit Jane Butler, und demnach mit Maria Ball. Von der ersten Frau hatte er drei Söhne und eine Tochter, von der zweiten vier Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn erster Ehe hieß Butler und starb jung. Der zweite, Lawrig, war, um das Jahr 1718 geboren. Georg war der älteste Sohn aus der zweiten Ehe und im Jahre 1732 geboren. Lawrig war Hauptmann in dem Britischen Heere, und diente bei der Expedition, die 1741 unter Admiral Vernon gegen Porto Bello auslief, und einen unglücklichen Ausgang hatte. Als sein Vater starb (1743), nahm er seinen Abschied, und kaufte bald darauf eine Besitzung am Flusse Potomac, die er zum Andenken an den Admiral, Mount-Vernon nannte. Was

*) The Writings of George Washington: being his Correspondence, Addresses, Messages, and other Papers, official and private, selected and published from the original Manuscripts; with a Life of the Author, Notes and Illustrations. By Jared Sparks. 3. Vols. II and III. Boston. 1834.

Digitized by Google

die Erziehung des jungen Washington betrifft, so war sie mehr auf das sogenannte Praktische gerichtet, und seine sittliche und äußere Ausbildung war ein Gegenstand ernster Sorgfalt, denn in einem seiner Bücher vom Jahre 1745, also in seinem dreizehnten Jahre, finden sich 410 Maximen des guten und höflichen Betragens, die höchst wahrscheinlich ein älterer Freund für den Knaben gesammelt oder aufgesetzt hat. Sie haben, von ihrem innern Werthe abgesehen, ein besonderes Interesse, da sie zweifelsohne einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung Washington's gehabt. Hier zur Probe folgende:

„Was man in der Gesellschaft thut, sey mit einem Zeichen der Achtung gegen die Anwesenden. — Zeige keine Freude bei Jemandes Unglück, selbst wenn er Dein Feind gewesen. — Mit Geschäftsmännern spreche kurz und deutlich. — Versuche Du einen Kranken, so spiele nicht den Arzt, wenn Du keiner bist. — Versuche nicht, Deiner Gleichen in der Kunst zu unterweisen, die er selbst treibt; dies schmeckt nach Anmaßung. — Thut Jemand, was er vermag, lobe ihn nicht, obgleich es mittlmäßig. — Haß Du Rath oder Verweis zu geben, überlege, ob es Oeffentlich oder unter vier Augen, jetzt oder zu einer andern Zeit, und in welchen Ausdrücken es geschehen müsse. Beim Tadel zeige keinen Zorn, sondern Milde. — Spotte und spaße nicht bei ernsten Dingen; mache keine deißende Scherze, und lache nicht, wenn Du etwas Witziges sagst. — Worin Du Andere zurechtweisest, sey selbst tadellos, denn Beispiel ist eindringlicher, als Lehre. — Sey nicht schnell, umkundige Urtheile zu fällen; so Jemandes Beschaffenheit anzunehmen. — Suche Dich beschränken, suche mehr der Natur gemäß zu verfahren, als Bewunderung zu erregen. Halte Dich an dem Anzuge von Deines Gleichen. — Verbinde Dich mit Männern von guten Eigenschaften, wenn Du Deinen Ruf achtest; besser einsam seyn, als in schlechter Gesellschaft. — Deine innere Gesinnung beobachte sorgfältig, daß Du nie Zeichen des unanständigen, sich empfehlenden Sinnes; wo Deine Leidenschaft aufgeregt ist, lasse doch die Vernunft regieren. — Dränge Deinen Freund nicht, ein Geheimniß zu verrathen. — Träume erzähle nur vertrauten Freunden. — Verspotte keines Menschen Unglück, selbst wenn Grund dazu vorhanden scheint. — Beleidigende Worte sprich auch im Scherze nicht. — Ungefragt gieb keinen Rath, und wird er verlangt, sey kurz. — Tadele Anderer Unvollkommenheiten nicht, denn dies gebührt Aeltern, Lehrern und Vorgesetzten. — In Gesellschaft sprich nicht in fremder Sprache. — Hält Jemand in seinen Worten an, hilf ihm nicht, wenn es nicht verlangt wird, unterbrich nicht, und antworte erst, wenn er fertig ist. — Entwirfe Dich den Vergleichungen; wirb einer aus der Gesellschaft wegen einer guten Handlung gelobt, empfehle keinen Anderen wegen ähnlicher That. — Ergötzt Du Gehörtes nach, nenne nicht stets den Urheber. — Sey im Streit nicht so des Sieges begierig, daß dadurch die Meinungs-Freiheit Anderer beeinträchtigt wird; sprich von dem Abwesenden nichts Böses; sprich nicht stets Einerlei. — Tadele nicht, was Du selbst thust. — Suche Deinen Augen das himmlische Feuer, Gewissen genannt, in Deiner Brust lebendig zu erhalten."

In einem Alter von 14 Jahren erhielt Washington, auf seines Bruders Lorenz Empfehlung, eine Stelle als Schiffs-Kadet, die er aber, weil seine Mutter es nicht gern sah, wieder aufgab. Jetzt Jahre nachher übernahm er das Geschäft der Feldmessung, bis welchem er drei Jahre ausharrte.

Der Schauplatz seiner Thätigkeit war auf den Alleganh-Bergen und an den südlichen Armen des Potomac. Die Gegend war gänzlich wild, und die Arbeit so beschwerlich, daß er selten länger als 14 Tage auf einmal abwesend war. Er wohnte bei seinem Bruder in Mount Vernon, zuweilen bei seiner Mutter in Fredericksburg. Schon damals hielt er bei seinen Exkursionen ein Tagebuch, dessen Inhalt zeigt, daß er bereits als Jüngling sehr reif dachte und schrieb. Er war damals einer „Schönheit des Thal-Landes" gewigt, deren Namen und Geschichte aber nicht mehr bekannt ist. Seine überseeische und geistige Ausbildung für seinen eigentlichen Beruf, den Kriegerstand, wurde durch diese Beschäftigung wesentlich gefördert. In seinem neunzehnten Jahre wurde er einer der General-Adjutanten von Virginia mit Majors-Rang. Dasselbe Jahr begleitete er seinen Bruder, der kränkelte und um Erlaubniß zu einer Reise nach der Insel Barbadoes. Einen dem Tagebuche, das er während derselben führte, einige unterhaltende Auszüge mitgetheilt. Im Jahre 1753 theilte der Vice-Gouvernent Dinwiddie die Kolonie in vier Militair-Bezirke, jeden unter einem Adjutanten, und im November wurde Washington's Anstellung für den nördlichen Bezirk erneuert. Um dieselbe Zeit wurde er zu einer Sendung an den Französischen Befehlshaber am Ohio beordert, und hier erschien Washington zuerst auf der Bühne des öffentlichen Lebens. Das Tagebuch seiner Mission ist oft gedruckt; aber zum ersten Male in der gegenwärtigen Sammlung sind Dinwiddie's Verhaltungs-Befehle und dessen Kreerefrendung mit den Englischen Ministern, in der Washington ausnehmend gerühmt wird, beständig.

Bald nach Washington's Rückkehr von dieser Expedition betam er den Oberbefehl über einige Compagnieen Freiwilliger, die am Ohio-Strom ein Fort errichten sollten. Damals war er Oberst-Lieutenant. Am 2. April 1754 marschirte er von Alexandria aus; nach denselben Sommer wurde er Oberst des Virginia-Regiments. Eine den Rang des Militairs betreffende Verfügung der Kolonial-Versammlung veranlaßte Washington, im Herbst des gedachten Jahres seinen Abschied zu nehmen. Allein sein Ruhm war schon so groß und seine Gegenwart wurde so wichtig erachtet, daß General Brodbock, der neue Ober-Befehlshaber, ihn beim Beginn des folgenden Jahres zu seinem Adjutanten mit Oberst-Rang erbat. Der Feldzug endigte mit Brodbock's Niederlage; Washington kam unbeschädigt davon, obwohl ihm zwei Pferde unterm Leibe erschossen wurden und er vier Kugeln in den Rock bekam. Den 14. August ernannte ihn der Gouverneur zum Befehlshaber der Truppen von Virginia, die aus 1000 Mann bestanden. Er war damals erst 23 Jahr alt. Die Korrespondenz, welche er in dieser Eigenschaft, hauptsächlich mit dem Gouverneur, führte, erstreckt sich durch die folgenden drei Jahre und füllt den größten Theil des Bandes. Zu Ende des Jahres 1758 zog er sich von der Armee zurück und nahm seinen Sitz in der Bürger-Versammlung, zu deren Mitgliede er unlängst gewählt worden. Die Dürftigkeit erlaubte ihm eine feine schmeichelhafte Adresse. Sobald Washington seinen Sitz in dem Repräsentanten-Hause einnahm, hielt, auf Befehl der Versammlung, der Sprecher, Herr Robinson, eine sehr lobende Anrede an den jungen Obersten. Dieser stand auf, um für die Ehre seinen Dank zu bezeugen; aber er war so bewegt, daß er keine Silbe hervorbringen vermochte. Er stammelte errötheud und zitterte eine Sekunde lang, als der Sprecher ihn durch folgende Worte erlöste: „Setzen Sie sich, Herr Washington", sprach er lächelnd; „Ihre Bescheidenheit kommt Ihrer Tapferkeit gleich, und das will mehr sagen, als ich durch irgend eine andere Weise auszudrücken vermöchte."

Die Sammlung schließt mit einigen Privatbriefen, die Washington zwischen 1758 und 1773 von Mount Vernon aus geschrieben. Der Herausgeber hat einen 130 Seiten füllenden Anhang hinzugefügt, der verschiedene Punkte aus Washington's früherem Leben erläutert.

(N. A. R.)

Bibliographie.

Memoir of Rev. George Dana Boardman. (Leben des Missionairs Boardman, der zuletzt unter den Birmanen lehrte.) Von Alonzo King. Boston.

Lectures on popular education. (Vorlesungen über eine volksmäßige Erziehung.) Von G. Combe. Boston.

An English and German and German and English dictionary. (Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch.) Philadelphia.

Remarks on the classical education of boys. (Ueber den klassischen Unterricht der Knaben.) Von einem Lehrer. Boston.

History of the United States. (Geschichte der Vereinigten Staaten seit Entdeckung des Amerikanischen Kontinents.) 1r Bd. Boston.

History of the American revolution. (Geschichte der Amerikanischen Revolution, nebst einem vorhergehenden Abriß über die Kolonisation ir.) Baltimore.

Anecdotes for Sunday-schools. (Anekdoten für Sonntags-Schulen.)

The Esculapian Tablets of the 19th century. (Medizinische Tafeln für's Jahrhundert.) Von Sylvester Graham. Providence.

American antiquities and discoveries in the West. (Amerikanische Alterthümer und Entdeckungen im Westen.)

A letter to his countrymen. (Sendschreiben an seine Landsleute.) Von J. Fenimore Cooper. New-York.

A reply to the letter of J. Fenimore Cooper. (Antwort auf Coover's Schreiben.) Von Einem seiner Landsleute. Boston.

Mannigfaltiges.

— Bevölkerung mehrerer Städte Rußlands. Nach einer vom Russischen Ministerium des Innern herausgegebenen Uebersicht, zählte in Jahre 1833: St. Petersburg 445,133 Bewohner; Moskau 333,260; Kasan 50,244; Riga 49,867; Kieff 37,760; Wilna 33,637; Saratoff 33,641; Charkoff 32,836; Astrachan 30,770; Schitomir 26,428; Kaluga 26,118; Woronesch 24,529; Orelon 24,508; Orel 23,737; Kasenlaf 22,746; Jekaterinoslaf 21,785; Nishney Nowgorod 21,687; Tula 20,353; Tambeff 20,147; Kursk 20,050; Twer 20,020; Tiflis 19,170; Archangel 18,827; Penn 18,666; Rasan 17,635; Tobolsk 17,558; Mobileff am Dnieper 15,842; Brest 15,618; Kamenetz 15,599; Pensa 14,944; Witepsk 14,324; Jekutsk 13,522; Nowo-Tscherkask 13,387; Minsk 13,223; Simbirsk 13,168; Mitau 13,225; Wologda 12,635; Kostroma 12,149; Jekaterinoslaf 11,648; Orsk 11,428; Brjansk 11,284; Smolensk 10,639; Toroff 10,577; Pultawa 9248; Bielostok 9217; Pskoff 8876; Nowgorod 8634; Petrofawodoff 8556; Wladimir 7310; Ufa 6936; Wiatka 6683; Tschernigoff 6672; Simpferopol 6010; Jenisseisk 5162; Stawropol 5013; Gredne 4719. Von den übrigen Städten sind die bewohnteren: Odessa mit 35,000 Einwohnern; Schlüsselburg hat 25,343; Nikolajeff 20,468; Jeletz 16,484; Archtiela 15,832; Kosloff 15,577; Welchoff 15,391; Ateenan 13,689; Kolenna 13,048. Die am wenigsten bevölkerte Stadt in Rußland ist Wattischpori mit 166 Einwohnern.

— Seltsame Vegetation. Nichts ist merkwürdiger, als die seltsame, unerklärbare Weise, auf welche einige Pflanzen bei gewissen Gelegenheiten plötzlich hervorschießen. Kurz nach dem großen Feuer in London im Jahre 1666 war die ganze Oberfläche der verbrannten Stadt auf einmal mit dem üppigsten Sisymbrium irio in solcher Masse bedeckt, daß man, wie man damals berechnete, in ganz Europa keine gleiche Anzahl der verschiedenen Species dieser Pflanzen-Gattung hätte auftreiben können. Eben so bemerkt man überall, wo eine Salzquelle in der Nähe eines Sees plötzlich hervorbricht, unmittelbar darauf in der ganzen Gegend eine Fülle von salzhaltigen Pflanzen, die man vorher dort nie gesehen. Wenn Sees austrocknen, erzeugt sich immer plötzlich eine neue Pflanzen-Vegetation an der Stelle. Dies bewährte sich auch auf der Dänischen Insel Seeland. Bileo bemerkte dort, nach der Trockenlegung eines Torfes verschiedene, die Carex cyperoides, die sich sonst nirgends in Dänemark vorfindlich findet, sondern dem nördlichen Rußland eigenthümlich ist. (Dr. Graver's Lecture).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Mittwoch den 18. Februar 1835.

Frankreich.

Ein Französisches Urtheil über C. M. von Weber's Musik und namentlich über den Freischütz.

Der bekannte Französische Musikkenner, Herr Fetis (eigentlich ein Belgier), läßt sich bei Gelegenheit einer neuern Aufführung des Freischütz auf einem Pariser Theater folgendermaßen in einer Französischen Zeitschrift vernehmen:

„Wenige Künstler haben ein seltsameres Geschick gehabt, als Weber. Die Natur hatte ihn mit einem ganz eigenthümlichen Genius begabt, und originelle Talente schienen ihn frühzeitig auszeichnen zu sollen; dennoch verfloß fast sein ganzes Leben, wenn nicht in Dunkelheit, so doch wenigstens in einer Halbstellung, die ihn lange Zeit unglücklich machte. Und man glaubt nicht, daß das Publikum allein an der Verlaßenheit Schuld war, in welcher der Komponist des Freischütz seine Jugend mit unfruchtbaren Bemühungen hindrachte: er selbst hatte sich verkannt.

Ein Schüler des Abt Vogler, der ohne Genie nach den unabhängigen Pianieren der Originalität strebte, hatte er die zu einem gewissen Punkt die Meinung der Menge verachten und diese zum Trotz die von Natur zur Satire geneigte Anlage seines Geistes üben gelernt; dabei fehlte es ihm aber an Dreistigkeit, um seinen künstlerischen Beruf zu erfüllen. Seine schwächliche Konstitution und seine Kränklichkeit nöthigten ihn zu längerer oder kürzerer Ruhe, und in diesen Augenblicken der Muße kam ihm zuweilen der Gedanke ein, der Musik ganz zu entsagen. Die Lithographie, deren Erfinder er zu seyn glaubte, hatte ihn zum Nebenbuhler Senefelders gemacht; sie beschäftigte ihn beinahe ein Jahr lang sehr ernstlich, und in dieser Zwischenzeit erinnerte er sich kaum daran, daß er ein Musiker sey. Dann aber wurde ihm die Lithographie zuwider, wie er denn überhaupt mit Allem unzufrieden war, und er kehrte wieder zu seiner ersten Bestimmung und zu seinen alten Studien zurück.

Carl Maria von Weber war noch sehr jung, als sein Name zum ersten Mal in der musikalischen Welt ertönte; aber anfangs machte er sich nur als Klavier-Virtuos bemerklich, denn seine ersten Kompositionen ließen den Schwung noch nicht ahnen, den sein Genius darin nehmen sollte. Sein Neigung war unsicher, er hatte sich kein bestimmter Plan darin; er suchte sich selbst, und mit seinen Gedanken, die aus seiner bekannten Ordnung hervorgingen, unzufrieden, träumte er eine, dem Zustande seiner Seele entsprechende Musik, eine Musik, der er gern ganz Ideal, unabhängig, ja phantastisch, und vor allen Dingen originell gewünscht hätte, denn, mit Ausnahme der ersten Zeit seiner Kindheit, in welcher er nach bloßer Nachahmer war, verjehrte sich die ganze Thätigkeit seines Lebens in dem Streben nach dieser Eigenthümlichkeit, die sich freilich jeder Künstler zum Ziel setzt, mit der aber die Natur so karg ist.

Alles, was seine Seele bewegte, suchte Weber in „Tonkünstler's Leben", der bedeutendsten seiner nachgelaßenen Schriften, zu schildern. Enthusiast in seiner Kunst, glaubt der junge Musiker, in welchem er sich selbst gemalt hat, das Rechte zu erkennen; er hofft es zu erreichen und ist doch nie mit seiner Arbeit zufrieden. Manchmal wird er mißmüthig, zweifelt an seinem Talent, ja selbst an seinem Beruf; es fehlt wenig, so fragt er sich, ob die Kunst selbst auch etwas Wirkliches sey. Aber so ausjehend auch das Gemälde dieser Träumerei und Schwankens ist, worin gerade Weber's Charakter bestand, so steht man doch gleich, daß seine Beobachtungen sich in einem zu engen Gesichtskreis umherbewegten: eine weitere Welt schlitt ihm, um ihm alle sittliche Verhältnisse zu zeigen, in denen der Künstler sich befinden kann. Gewiß, wenn er unter uns gelebt hätte, so würde er wohl in seiner Jugend das wechselnde Gefühl der Hoffnung und Niedergeschlagenheit gehabt haben, welches von einem auffeimenden Talent unterbrabt ist, aber er hätte bald an sich selbst oder an Anderen wahrgenommen, daß man sich bei verschiedenen Jahren weniger mit seinem Genius, als mit äußeren Verhältnissen beschäftigt; denn in unserem civilisirten Leben wird durch die Berührung der Selbstsucht und Eigenliebe ein jeder Künstler, der sich einen Ruf zu erwerben und ihn zu vertheidigen, Reichthümer zusammen zu scharren und den Ehrgeiz zu befriedigen hat, allmälig verschlechtert und ist zuletzt nicht mehr er selbst. Ueberdies wirkt in seinem reiferen Alter Alles darauf hin, daß er dem Zeugniß seines Bewußtseins das Urtheil der Gesellschaft unterschiebt. Vermöge eines sonderbaren Irrthums schmückt diese mit denen Bewunderung und Beifall, die Bescheidenheit verdienen außerdem haben; sie multiplizirt die Talente der Jugend, die sie oft verkannt hat, mit den Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen des Alters und überredet sich, daß die Belohnungen eines ehemaligen Talents das Kennzeichen des jetzigen seyen.

Der arme Weber hatte niemals Gelegenheit, dies Alles zu beobachten: stets dem Bedürfniß, der Unruhe über seine Zukunft und den Sorgen, die ihm seine Familie machte, zur Beute, kannte er aus dem engen Kreise, in dem das Schicksal ihn gebannt hielt, nicht heraustommen, vermochte er sich nicht auf einen weiteren Schauplatz zu versetzen. Ohne Zweifel sollte dies so seyn, weil er dabei die originellen Eigenschaften bewirkt, oder vielmehr nach und nach entfaltete, welche er der Natur verdankte, und die er in der großen Welt vielleicht eingebüßt hätte.

Einige Opern, die bei ihrer Aufführung kein Glück machten, und eine Menge von Instrumental-Compositionen, die von den Musikliebhabern mit Kälte aufgenommen wurden, waren Weber's Werke im Anfange des Jahres 1813; dies Alles hatte dem Künstler nur einen zweideutigen Ruf verschafft. Die Konzerte, die Klavier-Sonaten, welche er bis dahin herausgegeben hatte, waren wenig gesucht worden, und die Verleger fürchteten sich, die neuen Werke anzunehmen, die er ihnen anbot. Ein unvorhergesehener Umstand riß den Komponisten aus dieser kage heraus, für die er nicht geboren war: die Erhebung des ganzen Deutschlands gegen die Französische Herrschaft, nach dem unglücklichen Feldzuge in Rußland. Es handelte sich darum, den Muth der Jugend anzufeuern, sie im Namen des Vaterlandes zu den Waffen zu rufen und sie durch den Gesang der Freiheits-Lieder zum Kampfe zu treiben; Weber schrieb die Melodieen zu diesen Ehor-Gesängen, und da erst entwickelte er die Quellen seines Genius. Nicht, als ob seine früheren Erzeugnisse gar kein Verdienst hätten, aber in den Liedern, die er für den heiligen Krieg — so nannte man diesen letzten Kampf gegen Napoleon's Despotismus — in Musik setzte, offenbarte sich zum ersten Mal der eigenthümliche Charakter seines Talents. Da ging Deutschland an, den genialen Mann zu erkennen, der ihm so lange verborgen geblieben war, und der Weg zum Erfolg des Freischütz war gebahnt.

Diese originale Tonschöpfung erschien einige Jahre darauf; den Enthusiasmus, den sie in ganz Deutschland erregte, ist unbeschreiblich. Der Erfolg war so groß, daß es kaum ein Dorf von einiger Bedeutung giebt, wo der Freischütz nicht aufgeführt worden wäre, so gut als es ging. Das Werk trug den Stempel eines schöpferischen Genius. Die Deutschen sind Kenner und nicht; sie fühlen, daß in dieser Musik eine dramatische Kraft und eine Erfindung von Formen enthalten sey, wie sie sich in den Werken keines anderen unter Mozart's Nachfolgern zeigten. Diese neuen Formen lagen sowohl in der Melodie, als in der Harmonie und in der Art und Weise der Instrumentirung. Der Rhythmus ist die einzige Seite der Kunst, worin Weber nichts Neues geschaffen hat (?); in dieser Beziehung steht er unter den ausgezeichneten Tonkünstlern des letzten halben Jahrhunderts gleich; und doch ist dies eine unerschöpfliche Fundgrube, an deren Ausbeutung man die jetzt kaum gedacht hat.

Das Erfinden war seine leichte Arbeit für Weber; es kostete ihm Mühe, und das Komponiren einer Oper nahm ihm viele Zeit weg. Er äußerte daher in einem Briefe sein Erstaunen darüber, wie man ihm hätte den Vorschlag machen können, den Oberon für das Covent-garden-Theater binnen sechs Monaten zu schreiben. Zur bloßen Entwerfung seiner größeren Werke brauchte er nicht weniger als ein Jahr. Diese schwere Empfängniß zeigte sich besonders, wenn er nach Melodieen suchte; er hat dies auch selbst in einem seiner Briefe bekannt. Wenn er aber eine Melodie fand, so zeichnete sie sich stets durch Originalität aus, obgleich es ihr manchmal an natürlicher Form fehlte. Zuweilen stößt man jedoch bei ihm auch auf Wendungen, die große Mühe und Anstrengung verrathen, und er hat ohne Zweifel öfters der Harmonie, die den Gesang begleiten sollte, einige Opfer gebracht. Daher rührt es, daß im Allgemeinen die Musik des Freischütz, der Euryanthe und des Oberon schwer zu singen ist, besonders für Französische Sänger; Italiänischen würden gar nicht begreifen können, daß eine solche Musik für die menschliche Stimme gemacht sey.

Und doch ist es ganz eigentliche Melodie, der es auch an Anmuth nicht fehlt; aber es ist eine harmonische Melodie; sie entspricht stets allein nicht ihren ganzen Sinn; sie empfängt vielmehr einen großen Theil ihrer Bedeutung von der Harmonie. Zuweilen ist ihr sogar die Mitwirkung der Instrumentation unentbehrlich; so offenbart sich der träumerisch-schwärmerische Charakter der köstlichen Introduction zu Agathen's großer Arie nicht allein durch die Melodie und die begleitende Harmonie; damit beide den Charakter erhalten, den ihnen Weber geben wollte, bedarf es der mit ihnen verbundenen Töne der Violinen und Bratschen, und zwar gerade in der Reihefolge und Ordnung, wie ihre

Digitized by Google

Stimmtes eintreten. Man hört diese Arie mit Pianoforte-Begleitung, und wird das Cantabile, welches man auf dem Theater gehört hat, kaum wieder erkennen. (!) Ich setze voraus, daß meine Leser nicht glauben werden, es sey der Zweck dieser Bemerkungen, Mehr's Verdienst in seiner Art, eine Melodie aufzufassen, schmälern zu wollen; ich wollte nur eine Thatsache anführen und zu begründen suchen, die mir zur richtigen Würdigung des Talents dieses Tonkünstlers von einiger Wichtigkeit scheint.

Man hat dem Komponisten des Freischütz vorgeworfen, daß er in Trivialität verfalle, wenn er in seinen Melodieen natürlich seyn wolle; dies Urtheil beyzog sich wahrscheinlich auf den Jägerchor im dritten Akt; ich hatte es aber nicht für nöthig. Die Haltung und Farbe einer Melodie steht immer mit dem Gegenstand in Verhältniß, auf den sie angewandt ist; nun scheint es mir aber, daß ihre Farbe in dem besagten Fall nicht angemessener seyn konnte. Die Ausführung ist es, welche diesen natürlichen und einfachen Sachen oft schadet und ihnen den Anstrich von Trivialität giebt.

Weber's Harmonie ist nicht immer vollkommen gut gesetzt; man findet darin oft die verwickelte Manier der Schule des 16ten Jahrhunderts wieder, aber sie hat stets etwas Anziehendes und Reizendes; sie ist treffend und nimmt auf eine wunderbare Weise den Charakter der Verhältnisse und Leidenschaften an, von denen die Personen bewegt werden. In der wilden Jagd des zweiten Akts ist diese Harmonie eine Schöpfung von der eigenthümlichsten Originalität. Die Scene in der Wolfsschlucht macht einen Eindruck, wie ihn vordem noch keine Musik, ausgenommen der letzte Akt des Don Juan, hervorgebracht. Diese Anlage des Weberschen Genius, sich stets der Gattung von Harmonie zu bemächtigen, welche diese oder jene Situation erheischt, machte sich besonders noch in mehreren Stücken des Oberon mit seltenem Glück gattend. In dem Charakter dieser Musik ist wirklich Zauber, und die Harmonie übt auf einige Theile der Oper einen unverkennbaren Einfluß aus.

Ich habe schon gesagt, daß in Weber's Musik die Instrumentirung fast immer mit der Melodie und Harmonie in vollkommener Uebereinstimmung ist; diese Eigenschaft, welche von den Kritikern selten bemerkt worden, ist eine der seltensten, denn bekanntlich instrumentiren die meisten Komponisten nur nach einem einmal angenommenen und ewig wiederkehrenden Plan. Einige Effekte, wie zum Beispiel die Art und Weise, wie Weber die Flöte und Klarinette mit einander verbindet, und die Lerne, welche er manchmal zwischen den Ober- und Unter-Stimmen läßt, ist ganz von seiner Erfindung. Mehrere Komponisten haben sich später dieser Effekten ebenfalls bedient, aber sie setzen so gut angebracht.

Wenn es nun auch, nach diesen Allen, leicht seyn möchte, einige sehr bedeutende Fehler in Weber's Stil nachzuweisen, so kann man doch nicht leugnen, daß er viel Neues erfunden hat und mit dramatischem Genie zu begabt war. Seine Talente vereint mit der Frische noch eben solche Bewunderung in Deutschland, wie in den ersten Tagen nach seinem Erscheinen, und man darf wohl glauben, daß sich die Verehrung, welche dieser merkwürdigen Composition gezollt worden ist, noch lange Zeit erhalten wird.**

Die Kochkunst am Hofe Napoleon's.

Aus den Memoiren des berühmten Kochkünstlers Carême. *)

Eines Tages fragte Napoleon seinen Ober-Küchenmeister, meinen Freund Dunan, warum er niemals Schweine-Leopinetts (eine Art kleiner Würstle) auf seine Tafel bringe? Diese Frage kam dem guten Manne sehr seltsam vor: „Sire", erwiederte Herr Dunan, „was unverdaulich ist, das ist nicht gastronomisch." Ein anwesender Diplomat bemerkte: „Ew. Majestät würden nicht gleich nachher arbeiten können, wenn Sie Leopinetts kosteten." — „Ja! das sind Possen", sich wieder dennoch adreiten.'''' „Sire", sprach nunmehr Dunan, „Ew. Majestät sollen das Gericht morgen zum Frühstück haben." Wirklich standen die Leopinetts des andreen Morgens auf dem Frühstücktische; allein das Fleisch war von jungen Rebhühnern, und das verdünnte die Sache gar sehr. Der Kaiser aß mit großem Appetit. „Ihr Gericht ist saftig, Dunan, ich mache Ihnen mein Kompliment."

Einen Monat spätre — eben war es zum Beuche mit einer großen Europäischen Macht gekommen — schried Dunan wieder ein Mal Erneuerts auf den Speisezettel, und präsentiete sie zum Frühstück. An jenem Tage sollten Mutat und Bestieren in Pastete sheisen; allein dringender Geschäfte hatten sie vor Tages-Anbruch von Paris abgerufen. — Wie ganz anders wurden die armen Leopinetts diesmal empfangen! — Napoleon hatte eben, wie es seine Gewohnheit war, in einer Sekunde ein paar Löffel Suppe geschlürft, als er, den ersten Teller beiseit zurückstoßend, seine Lieblingsspeise erblickte. Der Kaiser verzog das Gesicht, sprang auf, stieß den Tisch um, daß alle Delikatessen auf einen prachtvollen Persischen Teppich fielen, und entfernte sich, mit dem Arme hin und her fahrend und eine Thür um die andere zuschlagend, bis er in seinem Kabinette war.**) Dunan stand, wie vom Blitz getroffen, und flerte die Scherben des schönen Porzellans an, die am Fußboden lagen. Welch eine Verwirrung im ganzen Palaste! Die Zeugen Verschiedener Arten und die Beflügelten Bewohner der Gemächer flohen durch die Fenster, die bald zurückkehren, den Tisch wieder aufstehen und die Scherben zusammenraffen. Der bald entfernte Küchenmeister lief unterdeß zum Hof-Marschall, um seinen Rath zu vernehmen. — Durch sah einem kalten und stolzen Menschen ähnlich; allein er war keines von beiden; er lieb dem

*) Die hier unserer Zeitschrift wegen sich bietet Künstlers, der im Jahre 1833 gestorben ist, noch aus einigen früheren Artikeln erinnern. Einer versetzen 1833 Nr. 40 handelte von der Küche Napoleon's auf St. Helena, und der andere 1833 Nr. 29 betraf Carême's Meisterwerk über „die Französische Kochkunst im 19. Jahrhundert."

**) Vermuthlich hatte diese köstliche Speise den Kaiser an einige verungünstige Plätze erinnert. (Anmerk. des Herrn Carême.)

Erzähler ein freundliches Ohr. Nachdem er Alles erfahren hatte, sprach er zu Dunan: „Sie kennen den Kaiser nicht; wollen Sie meiner Erfahrung glauben, so geben Sie und bereiten Sie gleich ein neues Frühstück und eine neue Schüssel Leopinetts; jener wüthende Ausbruch galt nicht Ihnen; nur die Geschäfte des Kaisers sind Schuld daran. Sobald der Kaiser fertig ist, — vielleicht schon in einer Stunde — wird er sein Frühstück begehren. Gehen Sie, Dunan, und halten Sie sich bereit."

Der arme Küchenmeister ließ sich nicht erst bitten; er eilte und bereitete ein zweites Frühstück. Kaum war es fertig, als der Kaiser klingelte. — Dunan brachte das Frühstück in's Zimmer und Rustan (der Mamelouk) wartete dem Kaiser auf. Napoleon vermißte seinen Küchenmeister und fragte mit freundlicher Lebhaftigkeit, wo er sey, und warum er nicht servire? — Man rief ihn — er erschien mit einem, noch immer freudentrüben Gesichte, trug aber das schönste gebratene Huhn auf beiden Händen. Der Kaiser lächelte ihm gnädig zu, verzehrte einen Flügel des Huhns und einige Leopinetts und lobte dann das Frühstück. Hierauf winkte er Dunan, näher zu treten, klopfte ihm einige Mal auf die Wange und sprach gerührt: „Dunan, Sie sind glücklicher, mein lieber Küchenmeister, als ich, der Kaiser dieses schönen Landes." Er schlürfte schweigend weiter und schien dabei innerlich bewegt. Dunan erfuhr an diesem Tage, daß der Schmerz auch in dem Busen deffen Eingang finden könnte, den nichts in der Welt zu Größe übertrage. Das betrübte ihn sehr, und er ging mit der tiefen Ehrfurcht davon.

Er folgte ihm auf allen seinen Feldzügen, und marschirte immer mit dem dreyfachen Generalstabe der Garde, um gleich bei dem Ebef zu seyn, so oft Halt gemacht wurde. Täglich war Dunan im Feuer und steckte in den Kolonnen der Garde. War die Schlacht gewonnen, so bereitete Dunan dem Kaiser und seinen Generalen schleunigst eine Mahlzeit. — Er improvisirte die Tafelzierte. — Wenn er konnte, servirte und große Waffenthaten erzählten ihrbe, konnte er deeiß sagen: „Ich habe dabei gebolfen; ich war an jenem Tage da, oder ich war dort unter Ihnen, meine Herren."

Hatte der Kaiser dem Frühstück oder Dinner sein Schmuntuch oder seine Dose mit Tabak liegen lassen, so brannte Dunan zurück, was fehlt, und ging, es zu holen. Napoleon sagte ihm einmal lächelnd mit seiner Dose zurückkehren sah: „Aber Dunan, Sie sind ja ein Herenmeister, wie können Sie immer erraihen, was ich verlangen habe?" — „Sire, ich habe bemerkt, daß Ew. Majestät Ihre Dose in die linke, und Ihr Schnupftuch in die rechte Tasche zu stecken pflegen; wenn man also Ihre Majestät zu Tische bittet, so bemerkt man nur die Hand nach einer Tasche fahren, so sehe ich, was fehlt." — „Das ist nicht übel", sprach der Kaiser, „Sie sind ein feiner Beobachter", und er lachte ihm beifreich.

Eines Tages hielt Napoleon, nach einem Frühstück, in den Tuilerien mit mehreren Generalen einen Kriegs-Rath. Da in demselben wohl Fragen der Meinungen galt, so wurde die Konferenz manchmal sehr lebhaft, und Napoleon hörte nur auf Einwürfe der Zeit. Dunan, der bemerkte, als er eben abdecken wollte, daß sich zurückzegogen; gleich nachher war er wiedergekommen, hielt sich aber in gewisser Entfernung, als der Kaiser, dem selbst, wenn er vollauf beschäftigt war, die geringsten Details nicht entgingen, zu ihm sagte: „So bleiben Sie doch, Dunan; Sie sind hier gar nicht überflüssig; hier sind Ihre Landsleute; Sie sind auch Soldat!" — Welch zauberischer Worte, und von welchem Manne gesprochen!

Ein anderes Mal hatte einer der Senatoren beim Aufstehen der Tafel bemerkt, daß die Dose des Kaisers leer war. Er rief einen Bedienten, ließ sie füllen und eilte sie dann selbst dem Kaiser, der sie rasch hinnahm. Noch in vollem Gespräche mit dem Herzog von Massa begriffen, öffnete Napoleon die Dose, warf den Tabak ins Fenee, und winkte Dunan, sie wieder zu füllen. Dunan erzählte mir dies, und setzte hinzu: „Ei, welche lange Nase bekam an jenem Tage der Hofmann!"

Als der Ball-Saal des Elysäen von Schwarzenberg in Feuer aufging, blieb auch Dunan an der Seite des Kaisers, so lange die Gefahr dauerte. Auf Napoleons Befehl führte er Marie Louise nach Saint Cloud, und kehrte dann in die Gärten der Stroße Taitbout zurück. — Des folgenden Morgens stellte Napoleon seinem Küchenmeister neue Fragen, um alle Details des Ereignisses zu erfahren. Er bemerkte während der Erzählung Dunan's Niedergeschlagenheit, und sagte ihm mit vieler Güte: „Seitdem Sie in meinem Dienste sind, haben Sie noch ich Ihnen viele Noth gemacht; aber rechnen Sie auf mich." — Mit diesen Worten setzte er seine Hand, führte ihn in sein Kabinet, öffnete die Schatulle und gab ihm 10,000 Franken in Banzzetteln.

Der Kaiser zeigte mit nichts als mit seinem schönen Kreuz der Ehrenlegion, welches damals das Ziel eines verschlungen Ehrgeizes war. Doch hatte er im Jahre 1812 auch Dunan auf die Liste der neuen Berleihungen gebracht, die er seinen Hausbeamten bestimmte. „Dunan (so schrieb er) ist der Erste auf der Liste, weil er ein Tapferer ist; meine Soldaten sehen ihn im Feuer." Diese Besörderungen haben jedoch, in Folge der Unglücksfälle von 1812, nicht stattgefunden; sie wurden vertagt. — Kräfte sich, wahrlich, Dunan auf den Preis seiner Tapferkeit gebracht, die er seinen Hausbeamten bestimmte. „Dunan (so schrieb er) ist der Erste auf der Liste, weil er ein Tapferer ist; meine Soldaten sehen ihn im Feuer." Diese Besörderungen haben jedoch, in Folge der Unglücksfälle von 1812, nicht stattgefunden; sie wurden vertagt. — Kräfte sich, wahrlich, Dunan auf das Lob, das ihm mehr als Ein Ehrenkreuz, da der Gallische Cäsar solch ein Urtheil über sich gefällt. . . . Ich habe mich schon öfter darüber ausgesprochen, daß Cambacerès Küche niemals ihren großen Ruf verdiente. Man vergöhne mir, noch einmal darauf zurückzukommen.

Herr Grand-Manche, der Oberkoch der Feuerjanlers, war ein höchstiger Praktiker, und dabei ein Ehrenmann, den wir Alle sehr hoch schätzten; von seinem Herrn aber ist deste weniger zu rühmen. Der Fürst beschäftigte sich des Morgens sehr angelegentlich mit seiner Tafel; allein es geschah nur, um die Kosten derselben, so gut es gehen wollte, einzuschränken. Er befaß in hohem Grade jene unruhige Kleinlichkeits-Krämerei, die den Geschäfts kennzeichnet. Bei jedem Dinner, das er gab, merkte er sich diejenigen Speisen genau, die entweder ganz unberührt blieben, oder von denen man wenig genossen hatte, und setzte aus diesen Ueberbleibseln des andern Tages sein Dinner zusammen. Welch

Digitized by Google

ein Diner! gerechter Himmel! Ich will nicht eben sagen, daß eine abgetragene Speise ganz verstoßen werden soll; aber sie darf doch wenigstens kein neues Diner, kein Diner einer Fürsten und Gesellschaften abgeben. Es ist dies in der That ein sehr zarter Punkt: der Hausherr darf nichts sagen, nichts sehen; er muß Alles der Geschicklichkeit und Ehrlichkeit seines Koches anheimstellen; abgetragene Speisen darf man nur mit Beobachtsamkeit wieder zu Ehren bringen, und vor Allem ist dabei die tiefste Verschwiegenheit nöthig.

Im Hause des Fürsten Talleyrand, dem ersten Hause in Europa, in der Welt und in der Weltgeschichte *), handelt man nach diesen Principien: es sind die Principien des Geschmackes; es waren die Principien aller hohen Personen, die ich bedient habe, z. B. Castlereagh's, Georg's IV., Kaiser Alexanders u. s. w.

Der Erstanzüer (Entremettier) empfing aus den Departements unzählige Dinge, namentlich das schönste Gestügel, zum Geschenke. Alles wurde in eine ungeheuere Speisekammer vergraben, zu welcher Herr Cambacérès selbst den Schlüssel hatte. Er hielt sich eine Liste seiner Mundvorräthe, in die er sogar das Datum ihrer Ankunft eintrug; er allein verfügte darüber, was gekocht oder gebraten werden sollte, und oft kam die Verfügung erst, wenn die Verräthe schon verdorben waren. Was auf seiner Tafel erschien, hatte seine natürliche Frische bereits verloren.

Cambacérès war nie ein Gourmand im edleren und gelehrteren Sinne des Wortes; wohl aber ein gewaltiger Esser, oder vielmehr ein Fresser. Sollte man wohl glauben, daß er warme Pasteten mit Fleischfüchen — diese pflanzte er sich Gott — allen anderen Speisen vorzog? Eines Tages, als der ehrliche Grand-Manche die Pastete mit Gestügel, Nieren und dergl. stillen wollte, wurde der Fürst feuerroth vor Zorn, und verlangte seine gewohnten Boulettes aus gebacktem Kalbfleisch, die so hart waren, daß man sie kaum zermalmen konnte: er allein fand sie außerordentlich delikat. Als Abendspeise brachte man ihm oft ein Stück Pasteten-Kruste, das auf dem Roste aufgewärmt war, oder den Rest eines Schinkens, der nicht selten schon eine ganze Woche seine Dienste gethan hatte. Pfui, über diese Knickerei und Geschmacklosigkeit!

Wir ganz anders ging es in dem würdigen Hause des Fürsten von Talleyrand her! Da setzte man unbedingten und vollkommen gerechtfertigten Vertrauen auf den Küchenmeister, einen der berühmtesten Praktiker unserer Tage, den sehr ehrenwerthen Herrn Bouchet; da kamen nur die gesündesten und feinsten Speisen auf den Tisch; da war Alles Ordnung, Glanz und Geschicklichkeit; da war das Talent glücklich und doch angestrengt. Der Koch beherrschte den Magen, und nur weiß, ob er nicht auf die geistige Gewandtheit und Lebendigkeit des Ministers einen entschiedenen Einfluß übte! Diners von 18 Entrées wurden in der Straße Varennes gegeben. Ich habe sie mit Zuversicht besehen, habe sie gezeichnet. Welch' ein Mann war dieser Herr Bouchet! Welch' ein malerisches Ensemble bildeten alle seine saftrosenschönen Schöpfungen! Wer so etwas nicht gesehen hat, der hat noch nichts gesehen!

Napoleon war weder ein starker Esser, noch ein feiner Speisenkenner; allein er wußte es an Herrn von Talleyrand zu schätzen, daß er eine so herrliche Tafel führte.

Weder Cambacérès noch Berthier de Sauvrin haben sich jemals auf's Essen verstanden. Beide Herren litten nur gemeine nachhaltige Kost, und fällten sich schlechterdings den Magen an. Herr von Sauvrin war ein starker Esser, und plauderte, wie mich dünkt, sehr wenig und sehr unbedeutlich; sein Aeußeres glich dem eines wohlgenährten Privatiers. Nach der Mahlzeit absorbirte der Verdauungs-Prozeß sein ganzes Ich.

Die ausgezeichnetsten Feinschmecker meiner Zeit waren: der Fürst von Talleyrand, Murat, Junot, Fontanes, der Kaiser Alexander, Geismed de la Revnière, Castlereagh, Georg IV. und der Marquis von Cusso, weiland Präfekt des Kaiserlichen Palastes, ein ganz scharmanter Mann, den wir jetzt noch zu besitzen die Ehre haben. — Der wahrhaft geschickte Effer ist eben so selten, als der wahrhaft geschickte Koch.

Bibliographie.
Briefe du soir. — Gedichte von Madame de la Berge, geb. von Villars. 6 Fr.
Chansons de Brazier. 8 Fr.
Le facteur, ou la justice des hommes. — Drama in 5 Akten von Dronover und Boulé. 2½ Fr.
Laïude, ou trente-cinq ans de captivité. — Melodrama in 3 Akten von Pixerécourt und Bourgeois. 2½ Fr.
Archives des découvertes et des inventions nouvelles faites dans les sciences, les arts et les manufactures, pendant l'année 1833, avec l'indication succincte des principaux produits de l'industrie française, etc. 7 Fr.
L'art de créer les argent. — Von Bergnaud. In Fol. Preis jetzt Lfg. 12 Fr.

England.

Selbstbekenntniß Shakespeare's.

(Schluß.)

Glaub' ihnen nicht, jenen Kommentatoren, guter Leser! — Shakespeare hat selbst über sich geschrieben; Shakespeare selbst hat von seinen Freundschaften und Liebschaften und von allen jenen innern Vorgängen, welche allein den Charakter ausprägen, Genügsk abgelegt; Shakespeare selbst hat die eigenthümlichen Launen seiner sterblichen Natur, wie die eigenthümlichen Wendungen seines sterblichen Lebens aufgezeichnet; Shakespeare selbst hat unbewußt der schaulustigen Welt ein Gewälde hinterlassen, das ihren ersten Kunstrath, — aber doch viel tiefer Wahrheit — seinen Glanz, Erscheinungen auf dem Theater und seiner Heiterkeit in der „Mermaid" und der „Mitre" gegenüber steht; Shakespeare selbst hat uns aus der erhabenen Einsamkeit, in welche ihn zu allen Zeiten sein mächtiger Geist versetzte, höhere Seufzer vernehmen lassen, und man konnte sie mitten unter den Schlägen seines großen Herzens verstehen! Shakespeare selbst hat mit seiner tiefsten Gemüthsinnigkeit niedergeschrieben, und diese Confessionen sind noch vorhanden.

Die erste Andeutung von einigen, nicht der Confessionlichkeit bestimmten Schriften Shakespeare's finde ich im Jahre 1598. In jenem Jahre erschien nämlich ein Buch, betitelt „the wit's treasury" (Schatzkästlein des Witzes), von einem gewissen Francis Meres, der in folgender Weise auf unseren Dichter anspielt: „Wie die Seele des Euphorbus in den Pythagoras eingekehrt sein soll, so scheint die sanfte, witzige Seele des Ovid in den süßtönenden, honigklingenden Shakespeare zu leben;" bald nachher erwähnt er der „zuckersüßen Sonnette desselben, die unter seinen Freunden existiren." — Nun bitte damals ein gewisser Buchhändler Jaggard, ein Art Emanuel Exell, diesen unmittelbar Wirkenden des ehrsamen Geschäfts die besonneren Einkeit und einsichtigen Tonsinn jener Zeit höchlich verletzte. Doch die Vorstellung wird über Verletzung zu wühlen, und Herr Jaggard hat bei der Nachwelt seine größere Gunst gefunden. Kaum hatte er die Bemerkung des Meres gelesen, als er sofort jene Sonnette auszuführen trieb und sie zu einem Bande zusammenschaarte. Er gelang ihm, jedoch nicht vollständig, indem aller Einsprüche des Autors ließ er sie im folgenden Jahre drucken. Kaum lag dieser eigenmächtigen Veröffentlichung, wie ich vermuthe, etwas Anderes zum Grunde, als die Autlockung, die er von einzelnen persönlichen Aussällen in jenen Sonnetten sich versprach; denn der Liebder derselben hatte jetzt, da er als Schauspieler und Miteigenthümer des Theaters „Globe" kurz vorher aufgetreten war, einige Autmerksamkeit erregt. Dies schließe ich aus einem interessanten Dokumente, das vor kurzem der geistreiche und gelehrte Collier bekannt gemacht, in welchem der Name Shakespeare's als der sünfte auf der Liste der Eigenthümer und Schauspieler jenes Theaters erscheint. Erst 1609 erschien von den Sonnetten eine zweite Ausgabe: es sügte nämlich ein gewisser W. B. die bis zu diesem Jahre von 1599 ab verfaßten hinzu, und verlegte das Buch bei Thomas Thorpe, der aus Dankbarkeit dasselbe seinem ungenannten Verfasser widmete.

Diese Sonnette nun sind die Selbstbekenntnisse Shakespeare's. In ihnen spricht sich seine Liebschaften und Freundschaften, sein ganzer Charakterbild, wie ich es oben entworfen, aufbewahrt. Das sind tiefe Seufzer, die aus der Fülle des Herzens kommen, und seine gebeimsten Regungen aussahmen; da sehen wir die sanfteste Selbstvertiefung und das eifersüchtigste Selbstbewachen; sie erzählen uns eine Menge mannigfaltiger persönlicher Begebnisse; es sind Bruchstücke des Lebens, durch alle seine Phasen, von der Jugend an, und von den erhabensten Aussichten seines Geistes bis zu der kleinsten seines Alltagslebens. Zu welchen wunderbaren Geheimnissen gewähren sie uns den Zutritt, was für interessante Momente theilen sie uns mit! Die innersten, tiefsten Empfindungen solch' eines reinen Herzens, die sich in Worte zu ergießen genöthigt sind, sind Offenbarungen. Ich konnte aus diesen Sonnetten eine Reihe von inneren Erfahrungen, von Lehren der Wahrheit und der Weisheit geben, wie sie selten ein Mensch ausgesprochen. Und wie ausgesprochen! Mit wie unvergnnßigem Gefühl, wie tiefen Gefühlen, welcher Zartheit, welcher Naivetäre! Mit welchem Schmucke bekleidet er nicht seine Liebesgedanken, mit wie herrlicher Bildhe schmückt er nicht seinen Schmerz! Sie sprechen von Kummernissen, Widerwärtigkeiten, Aerwuth, Schmach; — aber sie sind nicht thränenfeuchtz; denn aus dieser Zerdrungerheit, diesen Liebesgedanken und diesen Zauberworten bildet sich ein Regenbogen der Hoffnung. — Wenn der Leser meiner Führung folgt, so soll er Alles fehen; denn ich glaube, manche Erscheinungen entdeckt zu haben, obgleich sie offen, doch sich unlösbarer Rätsel zurückbieben; denn in einem Geiste, wie Shakespeare's, muß es immer bodenlose Abgründe geben.

Wie werden bei einer andern Gelegenheit kurz jene Andeutungen zu einer Auto-Biographie ordnen. Hier wollen wir noch Einiges über einzelne Gedanken und Andeutungen bemerken, die in jenen Sonnetten verkommen, und welche in den wenigen bekannten Notizen über Shakespeare's Lebensverhältnisse ihre Erklärung finden. Um auch den Unglaubigsten meiner Leser einiges Vertrauen zu meinen Bemerkungen einzuflößen, führe ich hier eine Stelle von einem ausgezeichneten Schriftsteller an, dessen Autorität hinlänglich anerkannt, und der auch für sie Schwerglaubigen eine solche sein dürfte. Die angeführte Stelle ist nur erst nach dem Beginn dieses Aufsatzes unter die Hände gekommen. August Wilhelm Schlegel in seiner meisterhaften Kritik Shakespeare's rügt den gänzlichen Mangel kritischen Taktes bei dessen Anslegern; keiner von ihnen, so viel ihm bekannt, habe die Sonnette benutzt, um die Züge zu seiner Lebensgeschichte daraus zu entnehmen. „Jede Sonnette," fährt der große Kritiker fort, „scheint unter die Eigenthümlichkeit der Stimmung und Lage des Dichters bas; sie setzen uns in den Stand, seine innersten Erlebnisse zu erkennen." — Mir war die Stelle beim Beginnen dieser Blätter noch unbekannt; aber ich bin stolz darauf, mit einer so großen Autorität zusammenzutreffen. — Das Verfahren der Kommentatoren, wie es Schlegel rügt, scheint und aber minder verwunderlich, als daß er, nachdem er sich also ausgesprochen, dabei stehen geblieben. Wir können leichter den Kommentatoren, als Schlegel's verzeihen! Denn am Ende ist die Unvollendheit doch wohl eine Entschuldigung, und die Austeger Shakespeare's können diese Bergünstigung mit dem größten Rechte für sich in Anspruch nehmen. Wenn Stevens sagt, daß der geschärfteste Parlaments-Beschluß nimmer das Volk dahin bringen wird, diese Sonnette zu lesen, so können wir nicht umhin, Herrn Stevens in diesem Punkte für unwissend zu erklären, und ihm auch demgemäß

*) Herr Capome war bekanntlich lange Zeit im Hause dieses historischen Feinschmeckers.

Digitized by Google

zu behandeln. Wenn aber Schlegel sich ausdrückt, wie wir eben gesehen, und seine eigene Anbetung nicht weiter verfolgt, so müssen wir über ihn klagen. Er hat das Unternehmen in gar schlimme Hände fallen lassen! Was gäben wir darum, es in den geringern zu sehen! — doch ist das jetzt unmöglich! — Was würden wir darum geben, zu welchen Opfern und verpflichten, wenn es in der Hände unseres Landsmanns, des mit Shakespeare noch vertrauteren, des tiefsinnigsten, feinfühlendsten Kritikers, des reinsten, bescheidensten, herrlichsten Prosaisten, wenn es in die Hände Eugelots Lamb's käme! — O, daß es noch möglich wäre! *)

So eben fällt mir eine Stelle in Lamb's Werken auf, die einzige, wie ich glaube, wo er von Shakespeare's Sonnetten spricht; doch ist auch sie allein schon geeignet, zu zeigen, wie feinsinnig er den Gegenstand würde behandelt haben. Ich führe sie theils deshalb, theils auch darum an, weil sie einen Punkt berührt, den ich hervorgehoben beabsichtigt. In dem trefflichen „Versuche über Shakespeare's Tragödien, in welchem sie sich zur Darstellung auf der Bühne eignen", spricht sich Lamb unwillig darüber aus, daß man Garrick einen Geistes-Verwandten Shakespeare's genannt hat (Works vol. II p. 1): „Ist nicht Garrick erschienen, za, setzte er nicht einen Stolz darein, zu erscheinen in jeder langweiligen Tragödie, worin seine leichtfertige Art hervorgebracht, — den Machwerken eines Hill, Murphy, Brown, — und dennoch sollte ihm die Ehre werden, als ein inzwischenzüchter Genosse Shakespeare's zu gelten? Er, sein Geistes-Verwandter! — Wer kann dies gefühllovelle Sonnett Shakespeare's, worin er auf sein Schauspieler-Leben anspielt:

O for my sake, do you with fortune chide,
the guilty goddess of our loathed deeds. — —
Thence comes it that my name receives a brand;
and almost thence my nature is subdued
to what it works in, like the dyers hand. **)

oder jenes andrer Selbstbekenntniß lesen:

Alas! 't is true, I have gone here and there,
And made myself a motley in the view;
Gored mine own thoughts, sold cheap what is most dear. ***)

wer kann diese Ausdrücke eifersüchtiger Selbstbewachung in unserem sanften Shakespeare lesen, und von einer Congenialität zwischen ihm und einem Menschen träumen, der, nach aller Kunde, die uns von ihm geworden, so durch und durch Nichts weiter als Schauspieler war?" — Allerdings sind das ergreifende Stellen, und von dieser Art ist der größere Theil der Sonnette. Welch' ein Anblick, einen so mächtigen unsterblichen Dichter so seine individuelle Lage beleuchten zu sehen, in dem Treiben des Alltagslebens, umdrängt von dem Gewühle des Nichtigen, Irrsichen! — Wie durchaus rührend sind die einzelnen Züge! Diese breiten Sonnette enthüllen uns die ersten unerdichteten Ausgüsse Jaggard's, und sie sind also schon früh geschrieben, vielleicht noch bevor er irgend eines seiner größeren Werke verfaßt, und, von den unabweislichen Bedürfnissen des Tages hart gedrängt, an gemeiner Arbeiten seine Kraft vergeuden mußte. Und bei alle dem übvt er seine Schuldigkeit, spielt mit gewöhnlich auf dem Theater; das Alles lähmt ihn nicht; er geht nachher vielleicht in die „Gemeinde" oder „Mitre", trägt hier den Schein fröhlichen Sinnes, — und seine Qual im Herzen währt doch! Allein mit sich selbst sinkt sein Geist in sich zurück. Ich kann mir wohl die Qual ausmalen, die ihn durchzucke, als er es zuerst sich sagte, daß er — ein bloßer Tagelöhner, am Ende außdenen würde, seine eigenen Gedanken zu prahlen, — daß er ein Etwas geworden sei der Gedanken Anderer, sie täglich sprechend und in ihnen verkehrend. — und daß er am Ende würde die Kraft verlieren, jene Wunderschöpfungen hervorzubringen, die schon damals in ihm lebten. — Es gab Augenblicke, wo Raphael sich entbildete, es sey kein Maler; so hat es gewiß Momente gegeben, wo Shakespeare strebte, er könne keinen Hamlet oder Othello schreiben. Die tiefinnere Kränkung in den zweiten Sonnette, daß er mit seinen Gedanken seilschen müsse, zeigen nur zu deutlich, daß es ihn immer nach der Quelle seines eigenen Innern hindrängte. Er mußte seine Gedanken opfern, um die Anderer auszudrücken, — seine eigensten Empfindungen mußte er an Andere verschachern, — und wofür? — Wenigstens Schilling hatte jenem Shakespeare wöchentlich für seine theatralische Wirksamkeit — Antwortsmann ist die Frage, von welcher Art diese gewesen. Aus den Sonnetten, so wie aus anderen Quellen hat sich mir eine Vermuthung hierüber gebildet. Ohne Frage war Shakespeare, wenn nicht ein Schauspieler, doch ein Lehrer der Schauspieler, man denke nur an seine vortrefflichen Vorschriften für die Schauspieler im Hamlet, an das köstliche Dialog zwischen Richard und Buchhagham, und an unzählige andere Anspielungen in seinen Stücken.

Doch ist das noch nicht Alles. Der Verfasser des Roscius Anglicanus giebt nach einer genügenden Autorität an, daß Shakespeare selbst den Tabler gelehrt, wie er den Hamlet und Lewin, wie er Heinrich den Achten darstellen solle; er selbst war mit der Rolle des Geistes im ersten Stücke bekannt. Wenn dies wahr ist, daß diese Rolle Shakespeare's vortrefflichste Leistung gewesen, und gewiß war die Darstellung ausgezeichnet. Welch' ein poetischer Geist mochte da herrschen, was muß da für ein tiefer, Ehrfurcht heischender Ernst sich ausgesprochen haben! Gewiß ergriff es die Zuhörer, waren sie anders im Herzen nicht verknöchert, mit tiefem, ehrfurchtsvollem Grauen, jenes „Mitleid rührende Spiel" des Geistes, wie es Taylor nennt. — Eine zweite Rolle, die er bekanntlich dargestellt, ist der Adam in „Wie es euch gefällt." Wie begeistend sie für das Herz des Mannes, — wie hoch der Geistes sie seine Phantasie — das ist sich diese Partie voll schöner, erhebender Ergebung ausgezeucht. Ein wie sicherer Beweis, daß er seinen ideellen Charakteren gleich war. Rudrey bemerkt ausdrücklich, „daß er außerordentlich gut spielte." Gewiß war es jene oben bemerkte ängstliche Selbstbeobachtung und noch wohl mancher andere Grund, der ihn das Schauspieler-Amt verleidete. — Gewiß mußte es ihn empören, sich als „Buntjack" darzustellen vor jenen Gecken, die damals das Recht hatten, als Zuschauer auf der Bühne zu sitzen, sich drängen und grob behandeln zu lassen von dem rohen rechten Lassen, der, in „Tabackspfeife im Munde", in seinen Mannes mit goldenen Tressen", wie sie uns so lebendig dargestellt sind, — vielleicht Markweit oder Tarlton selbst lachte. — Dazu der Umstand, daß in seiner Zeit die Schauspielkunst noch im Werden begriffen war. Und was ist ein Schauspieler ohne Applaus? ein Kriegeroß ohne Trommete! Ein Schauspieler muß seinen Triumph leibhaft sehen und fühlen. — Bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbot, verließ Shakespeare auch die Bühne. Im Jahre 1603 spielte er den Sejanus in Ben Johnsons Stück und das ist das letzte Datum, bei welchem ich seinen Namen finde. Im Jahre 1605, als Volpone gegeben wurde, erscheint sein Name nicht mehr. — Aus der vom Jahre 1603 datirten Urkunde ergiebt sich nämlich, daß er sich einen größeren Antheil an dem Globe-Theater erkauft und der erste Gebrauch, den er von seinem größeren Einfluß machte, war der, seinen Namen aus der Schauspieler-Liste zu streichen. (N. M. A.)

Bibliographie.

- Exposition of the nature, treatment and prevention of continued fever. (Die Lehre vom Fieber.) Von Dr. H. Mackarmac. 6 Sh.
- Principles and illustrations etc. (Anatomische Darstellungen in colorirten Steindrücken.) Von Dr. J. Hoyt. 3½ Pf.
- History of Greece. (Geschichte von Griechenland.) Von Thomas Keightley. 6½ Sh.
- Influence of democracy on society. (Einfluß der Demokratie auf die Gesellschaft.) Von einem Amerikaner. 3½ Sh.
- Villeroi: or religion founded on principle not on excitement. (Die Vernunft-Religion.) 5 Sh.
- The art of bookbinding in all its branches. (Die Buchbinderkunst.) Von J. A. Arnot. Mit 9 Abbildungen. 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Lebrn in Tver. Aus dem Schreiben eines hiesigen Einwohners an einen Freund in St. Petersburg.) Du erinnerst Dich wohl noch, mein Freund, oft wir uns über die unsinnigen Lehrmethoden in Tver beklagten? Nur das Gebäude der Glocken unterbrach die überall herrschende Oede; nur der Anblick der Diligencen und der durchfahrenden Equipagen erinnerte uns, daß wir an einer großen, zwei Residenzen mit einander verbindenden Landstraße wohnten. Wir verglichen Tver mit einer schönen Post-Station und mit gewissen Personen; es erscheinen unbekannte Gesichter, schreiben Namen, Rang und Stand ein, essen und trinken sich satt, zanken auch oft wegen schlechter Bewirthung, sprechen über Alleerei, bisweilen auch über Rechts, und reisen dann weiter. An ihrer Stelle kommen wieder Andere, die auch wieder abfahren, und von Allen bleibt nichts nach, als die Notizen im Stationsbuche. Manchmahl brachte ich mir in der That vor, ich reisete Streben in Russland zur Vervollkommnung und in Folge der wohlwollenden Verfügungen unseres Monarchen, konnte es nicht fehlen, daß auch Twer sich erheben und verschönern mußte. Anstatt des früheren verdorbenen Platzes, der Wohnung des Gouverneurs gegenüber bis zur Wolga, steht man jetzt einen schönen Englischen Garten; die Hauptstraßen bedecken Trottoirs, und der sogenannte Bazarplatz, wo sonst früher die armen Bauern, die mit ihren Produkten zur Stadt gekommen waren, beinahe verkamen, ist gehörig gepflastert worden. — Besuche und jetzt. Und mit Twer nicht wieder kennen. Unser gesellschaftliches Leben hat sich völlig umgestaltet. Vergnügungen folgen auf Vergnügungen, und immer geschieden und seiner mit der allgemeinen Bildungsstufe Europa's. Fast ununterbrochen kommen adelige Familien an, so daß die oft mit Mühe Wohnungen finden können. Fast täglich giebt es Abend-Gesellschaften, Mittags-Essen und Bälle, bei denen es an schönen Mädchen und rüstigen Tänzern nicht mangelt. Ehemals war hier ein sehr kostspieliges Kartenspiel der wesentlichste Theil der Unterhaltung; jetzt würden Du mehrere Häuser finden, wo man auch diese Karten die Reis auf angenehme Weise zubringen kann. Die Unterhaltung beginnt sich nicht mehr bloß auf die Stickerei der Uniformen, auf den Wersuft einer Federbusches oder auf Stiefeln nach der Form, sondern man spricht über Russische und ausländische Literatur, von eigenen und fremden Sitten u. s. w. Mehrere Familien sind, der Erziehung ihrer Kinder wegen, hierher gezogen. Das Gymnasium füllt sich größtentheils mit Kindern des benachbarten Adels, der seine Rechnung nicht mehr bei Privat-Erziehungs-Anstalten findet. Man spricht von einer öffentlichen Bibliothek, von einem großen Buchladen und von einer mit dem Gymnasium verbundenen besonderen Erziehungs-Anstalt für Kinder des Adels. Mit einem Wort, es scheint, daß unsere Steppe von einem Zauberstab berührt ward. Und doch war es nur ein einziger Mann, ein gemeiner Vollzieher des Kaiserlichen Willens, der Ober-Befehlshaber der Twerschen Statthalterschaft, der Graf A. Zolstoy, der eine so schnelle Veränderung herbeiführte. (C. H.)

*) Der edle Schriftsteller ist leider nicht mehr! Der Tod hat ihn vor wenigen Wochen seinen schönsten Kränzen entrissen.

**) Du bist um mich zerfallen mit dem Glücke,
Als meinen Unbestand Verschuldnerin. —
Es ist in meinen Namen Schmach gebrannt,
Es hastet sich mein Treiben und mein Sinnen
An mir, wie Farbe an der Färbers Hand. —

***) Ach, wahr ist's, daß ich da- und dorthin trete,
Daß ich als Buntjack durch die Straßen lief,
Mich selbst verspottend durch mich in mir verwirrte
(Nach der Ueberzeugung von Schumacher, die leider sehr oft den Sinn des Originals verfehlt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erschienen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Freitag den 20. Februar 1835.

Frankreich.

Vorlesungen über Welt-Literatur. *)

Von Philarete Chasles.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts saß in einem armseligen Dorfe in Spanien ein unbekannter Mann, schmachtete dort in einem Gefängniß. Er hatte einen Arm verloren und war mit Wunden bedeckt. Er hatte zur See und zu Lande gedient und stand schon beinahe im sechzigsten Jahre seines Alters. Ich weiß nicht, was für eine Kabale der Justiz, die die Alkalden des Dorfes gegen ihn erregt, ihn in diesen ruhmlosen Kerker hinabgestoßen hatte, wo Keiner ihn vermuthete und in welchem ihn seine Armuth lange genug festhielt. Man erlaubte ihm zu schreiben: und er verfaßte zu seiner Zerstreuung einen Roman.

Dieser Schriftsteller, der von seiner Zeit verachtet in bitterem Elend lebte und für den seine vornehmen Beschützer, der Erzbischof von Toledo und der Graf von Lemos, höchstens so viel thaten, daß er eben nicht Hungers starb, war Miguel Cervantes Saavedra, der Verfasser des Don Quixote. In unbekanntem Dunkel hat er gelebt und ist auch ebenso gestorben. — Wenden wir uns über's Meer und sehen uns in England um, zu derselben Zeit.

In einer Vorstadt von London finden wir ein kleines Haus, in dem ein Mann von sehr mäßigen Vermögen ein einziges Stockwerk, oder vielmehr nur ein Zimmer bewohnt. Ein Mann von sanftem, melancholischem Gemüthe, von gefälligem, schüchternem Wesen; sobald ihm seine Tages-Geschäfte Zeit gönnen, dichtet er Sonnette in Petrarkas Manier, hierin findet er seinen Trost und seine Freude. Der Geist zarter Trauer beherrscht ihn. Er nimmt keinen Theil an den politischen Bewegungen Englands. Die Puritaner erheben sich und stehen auf der Höhe des Tages, er ist kein Puritaner; die Katholiken empören sich, was sicht es ihn an? In seinen Sonnetten, den Werken seiner besonderen Neigung, beschäftigt er sich vorzüglich damit, in seiner Seele zu wühlen und die geheimen Schmerzen derselben an den Tag zu fördern. Er lebt in Liebes-Verhältnissen, die er selbst unwürdig findet und deren er sich doch nicht entwinden kann. Er ist arm, ist Schauspieler geworden, ein damals sehr verachtetes Gewerbe. Diese Verachtung faßet auf ihn wie eine bleierne Hülle. Er klagt, er leidet; der Herbst seines Lebens beginnt und er ist unzufrieden mit sich selber. „Mein Leben", sagt er, „ist ein Häufchen Asche, sonst nichts; meine Seele hat sich in sich selber verzehrt und vor diesem ausgegossenen Feuer kauren sich nieder, das sich mit thränenvollen Augen betrachte." Alle diese Betrachtungen sind in den Sonnetten niedergelegt, von denen ich so eben gesprochen, und die im Jahre 1599 gedruckt wurden. Von dieser Art sind die Offenbarungen seines Innern, die Bekenntnisse des süßen Shakespeare (sweet Shakespeare), wie ihn seine Zeitgenossen nannten — seine Zeitgenossen, die kaum einer Ahnung hatten von seinem Genius und ihn dauptsächlich wegen der Anmuth seines Charakters und der elegischen Grazie seiner Liebes-Gedichte schätzten.

Dieser Mann hatte nur eine geringe Schuldbildung. Man verkaufte um ihn herum kleine Romane und Chroniken, zu sechs Pfennige den Band, die er theils aus dem Italiänischen übersetzt oder Italiänischen Geschichten nachgebildet. Er faußte davon und machte Dramen daraus. Das Drama war zur damaligen Zeit, was heutzutage das Journal ist, die allgemeine Erwerbsquelle unbemittelter Talente. Seine Dramen nun gingen in dem großen Schwarme der anderen mit vorüber; man fand sie weder besonders gut noch besonders schlecht, und erkannte Shakespeare eine ziemlich ehrenvolle Mittelmäßigkeit zu. Man zog ihm den gewaltigen Ehoyman und den feurigen Marlowe vor; man dachte gar nicht ein Mal daran, ihn mit dem berühmten Lilly in Vergleich zu stellen. Diese waren die großen Männer der damaligen Mode; alle Zeiten haben dergleichen gehabt, deren Namen fünfzig Jahre nach ihrem Triumphen im Strome der Zeit verloren gehen; neugierig umherstöbernde Antiquare, die Ausserliebungen-Männer (resurrection-men) in der Literatur, graben sie dann später zu ihrem Vergnügen auf dem Friedhofe der Bibliotheken aus.

Als William dreißig solcher Dramen, die sämmtlich nach nationalen Ehronisten, Balladen, Erzählungen, Volks-Romanen, oder auch selbst nach alten Dramen bearbeitet waren, hatte aufführen lassen, sorgte er nicht ein Mal dafür, eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu veranstalten. Er hatte ein paar Guineen bei Seite gelegt, und so begab er sich denn ruhig in sein Geburtsstädtchen zurück, zu seinen alten Freunden und Nachbarn und starb hier still und unberühmt.

Und was ist nun nach ihrem Tode aus diesen beiden großen Unbekannten geworden? Don Quixote ist in alle Sprachen übersetzt, ist zum Typus geworden. Cervantes, den seine Zeitgenossen in ihren Pamphleten einen elenden Krüppel und alten Schwätzer schimpften, sitzt auf dem literarischen Throne in seinem Vaterlande. Sancho's praktische Philosophie hat sich in ganz Europa in Ansehen gesetzt; man erkennt in der Person des Ritters von der traurigen Gestalt das verlebte Ritterthum, das dahinschwinden der idealischen Welt.

Cervantes Einfluß, die Schärfe, Klarheit und Wahrheit seiner Gedanken hat sich offenbar über das neuere Europa erstreckt; man findet die Spuren dieser Gedanken bei Voltaire, bei Swift, bei Le Sage wieder.

Shakespeare's Geschick ist noch seltsamer. Cervantes glaubte wenigstens an seinen Genius; er besaß das Vertrauen auf sich selbst; der Shakespeare beherrschte eine große Gleichgültigkeit über diesen Punkt.

In seinem Testamente sprach er von seiner Frau, seiner Tochter, von einem oder zwei Freunden in Glück und Unglück — aber keine Spur von seinem Namen und seinen Werken.

Er stirbt; das siebzehnte Jahrhundert beginnt! der religiöse Gedanke, mit dem politischen verknüpft, ergreift England mit einer solchen Gewalt, so rob und traub und Alles andere niederdrückend, daß das Englische Theater zu Grunde geht. Niemand erinnert sich mehr des Namens Shakespeare, nur Milton, Milton allein, dessen erhabener und zarter Geist den Kultus seines süßen Shakespeare mit heiliger Religion bewahrt. Welcher Gelehrte des siebzehnten Jahrhunderts, in Frankreich, Italien, Deutschland, Spanien hätte diesen unbekannten Namen nennen dören? Man hätte Baillet und Tiradoschi, diese Männer, in deren ungeheurem Gedächtniß kein Datum, kein Eigennamen fehlte, dreist nach einer Notiz über Shakespeare fragen können, und sie würden keine Antwort haben geben können Mit Karl's II. Wesitz-Ergreifung des Englischen Throns dringt die Französische Nachahmung in die Englische Literatur ein; Shakespeare wird beurtheilt, aber mit pedantischer Strenge; man findet Schönheiten an ihm, aber barbarischer und verabscheuter Art.

Plötzlich, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, erhebt sich, wie durch ein Wunder, Shakespeare's Ruhm; auf die unerwarteste Weise tritt sein Genius hervor; der Satiriker Pope, der Klassiker Johnson und Voltaire selber, Voltaire durch und durch Franzose, werden die Beförderer seines Ruhmes. Der puritanische Geist war nach und nach in Großbritannien untergegangen. Man fand, daß, um den düsteren Fanatismus überdrüssig zu werden, der idealischen Romanen-Gestalten und der plumpen Französischen Parodie der Rochester und Waller. Man fängt an, die sichtvolle Unparteilichkeit Shakespeare's zu begreifen, findet in seiner dramatischen Welt die wirkliche, mit allen ihren Nüanzen, Verstellten, und dem ganzen Reichthum ihrer Mannigfaltigkeit wieder. Unterdessen Jahrhunderte bedurfte es dazu, daß die Richtung der Intelligenz so weit kam, mit dieser Intelligenz des sechzehnten Jahrhunderts auf gleicher Stufe zu stehen. Kaum hatte man angefangen, seine Größe zu ahnen, als man ihn nun auch durch Preis und Vergötterung für die lange Vergessenheit zu entschädigen suchte; sein Einfluß wächst, dreifach seit sich immer mehr und mehr aus; er macht sich auch in Französisch Bahn und wird auch von denen für ein Genie anerkannt, die ihn nicht verstehen. So prägt dieser arme Schauspieler hundertfünfzig Jahre nach seinem Tode allen Europäischen Künsten seinen Stempel auf. Eine ganze Literatur, die neuere Deutsche ist ausschließlich auf das Studium Shakespeare's gegründet; auf ihn weisen, als auf ihr Vorbild, ihren Meister und ihren Gott, die ersten Deutschen Schriftsteller hin. Goethe, Schiller und Wieland und selbst die neueren Deutschen Philosophen. Sie finden in ihm den frischen Saft und die Urkräftigkeit des Deutschen Genius, die nordische Begeisterung in ihrer Reinheit, die Tiefe und Stille der Betrachtung, die Schärfe der Beobachtung, das hohe, sichere Barbierlächeln über allen Besonderheiten des Partei-Geistes und eine Kenntniß der Welt, der Menschen und der Leidenschaften, wie sie nir Einer in solchem Grade besessen. Alle poetischen Studien unserer Nachbarn richten sich auf Shakespeare; er ist der Homer des modernen Deutschlands.

Und sein Einfluß beschränkt sich nicht nur hierauf. Er, der Nordländer, dieser Genius, der immer Meister und Herr über sich selbst bleibt, dieser freie, parteiiose Genius dringt in Italien und Spanien ein; er begeistert Rossini, die ganze civilisirte Welt sympathisirt mit ihm. In England gründet sich sein Kultus fester und fester, und seine schönste Schöpfung in neuerer Zeit, sein letztes Werk ist Walter Scott. Walter Scott, sein Sohn, sein Zögling, der die Welt aus denselben Gesichtspunkte betrachtet, wie er. Zwei Jahrhunderte hat es zu dieser Entwicke-

*) Wir haben uns erlaubt, das etwas gewundene Litteriature comparée zu dem gelänfigere Welt-Literatur zu verwandeln.

Digitized by Google

lung bedurft — wird man nicht vergeblich, sich hierbei des schönen Ausspruches eines Schriftstellers zu erinnern, der heut zu Tage wenig gelesen wird, des heiligen Chrysostomus: „Es giebt", sagt er, „Ideen, die in einem Jahrhundert keimen und in einem andern Jahrhundert wachsen. Der Keim des Christenthums lag in der Bibel; im Evangelium ist er zur Blüthe gekommen."

Das soll der Gegenstand unserer Beschäftigung seyn: dieser weitdurchreichende Einfluß eines Geistes auf alle, die fruchtbare Kraft des Gedankens, die aus den stillen Werkstätten eines oft dunklen Lebens ins Weltleben und entfernte Völker kräftige Jahrhunderte erobert. Wie das wahrhaft Menschliche, die Sympathie, das innere Band des Geschlechts, der Geist des Friedens und der Liebe, sein Wort fortsetzt und allen Kriegen und Verwüstungen widersteht, so ruhen auch die geistigen Berufe nie und scheinen ewig fort und verschlungen sich immer inniger in einander. Italien medicäischer Frankreich und Frankreich Spanien; immerwährend ist Retieu wie Reaction, keine Epoche läßt sich aufweisen, sie sey so barbarisch oder unglücklich, die sie wolle, die nicht adzweckte auf die ungebrenne ewige Arbeit, die nicht, Alles zu Allem gerechnet, in ihrer Wahrheit betrachtet, die große Arbeit der Civilisation darstellte.

Nicht auf das Wort kommt es an, auf die Phrase der Bücher, sondern auf ihre Seele, ihren Geist. Hierdurch bewegen sie die unsere — aus diesem innersten Kerne fließt das Licht aus, welches so weit in die Ferne leuchtet und das Wunder bewirkt, von dem wir reden, — das ist der Verbrüderungspunkt zwischen Wahr dem Protestanten und Montaigne dem Katholiken, zwischen Dante und dem Provenzalen, zwischen Moliere und Lope; hierin liegt der Einfluß der Dichtungen auf einander, und auf die Generationen der Zukunft — die waltenden Führer bleibt sind die großen Männer.

Studiren wir diese großen Männer — diese reichbegabten, die das Verdienst empfangen haben, den Kreis der allgemeinen Sympathien zu vergrößern; erforschen wir, wie diese Gewalt ihnen zuerkannt worden, wie viel von ihren Bestrebungen über-gekommen, was sie ihren Nachfolgern hinterlassen haben. Ergründen wir die Wirkung der Gedanken auf einander, die Weise der gegenseitigen Modifikationen der Völker — was jedes gegeben und was es empfangen hat. Die Veränderung der Nationalsitten in Folge dieses freien Austausches; wie der nordische Genius, der so lange einsam gestanden, sich entblößt von dem Bilde des Südens durchdringen lassen; welchen geistigen Einfluß Frankreich auf England und England auf Frankreich ausgeübt, wie überhaupt Deutschland mit seiner Theologie, Italien mit seiner Kunstbildung, Frankreich mit seiner regen Thätigkeit, Spanien mit seinem Katholizismus, England mit seinem Protestantismus eingewirkt hat auf jeder von ihnen, wie die beiden Köpfe des Janus aufgekommen sind, sich an Shakespeare's Tiefen zu machen; wie der Römische Genius und der Italiens überhaupt Milton's katholischen Glauben verschönert und geschmückt — alle diese Beziehungen und Sympathien, diese bestandige allseitige Bedeutsamkeit jener Gedanken, diese Wechselwirkung von Leben, Liebe, Begeisterung, Melancholie, Reflexion und das Verbündniß der Menschen zu Menschen — dieser Austausch der geistigen Regungen und Interessen unter allen Nationen Europas.

Besonders werden wir uns viel mit Frankreich beschäftigen.

Frankreich ist vor Allen das Land der Sympathie, Anregbar für Alles, verstebt es, alle Gedanken zu ergreifen. Man hat gesehen, wie es, seinem es reißhet uns in der Zahl der Völker mitzählen, sich seiner Art von Sittung angeschlossen hat.

Wenn an irgend einem Ende von Europa eine geistige Bewegung vor sich geht, so kann man sicher seyn, daß Frankreich daran Theil nehmen wird. Es ist ein Land ohne Ruh und Rast, in dem Alles anklingt und nachschwingt, das sich für die übrigen, wie für die erhabensten Interessen begeistert, ein Land, das gern verschönt und sich gern verschönen läßt, gern Empfindungen empfängt und mittheilt, sich gern von dem, was es reizt, forteissen läßt, und den Drang, der in ihm angeschaft werden, gern weiter leitet und auf andere überträgt. Es ist Centrum, Centrum der Sympathie, zieht der Civilisation die Richtung, weniger vielleicht dadurch, daß es den Weg bahnt, die es mangeln, als dadurch, daß es sie sich mit einer Wucht, deren Zuverschtlichkeit ansteckend ist, in die Bahn der Civilisation hineinwirft. Was Europa sie die übrige Welt ist, das ist Frankreich für Europa; bei Allem, was vorgeht, hat es, auch wider seinen Willen, die Hand mit im Spiele; sei es nicht wohl das Schwerste des Vertaufs in die Waagschale wirft, wirft es die Lebhaftigkeit seines Gedankens hinein, und die Waagschale muß sich auf seine Seite neigen.

So, um es nur in literarischer Beziehung zu betrachten, hat es sich innerlich unklug genug dem pedantischen Studium der Alten hingegeben, hat Ronsard vergöttert. Mit derselben Leidenschaft und Hingebung hat es sich später auf die Nachahmung der Italiener gelegt, unter Anna von Oesterreich auf die Nachahmung der Spanier. Dann unter Ludwig XIV. Diese verschiedenartigen Einflüsse, einen durch den andern kerrigierend und aufhebend, gewann es seine eigene Reife in sich selber mit der Weisheit eines Mannes, der die Thorheiten seiner Jugend hinter sich gelassen; da war es nicht mehr pedantisch, nicht mehr affektirt, nicht mehr geschraubt; es verschmähte nachgeahmt, geholfen, bald antike, bald moderne (!) Literatur, diese bewundernswürdig weise, wie Manche dafür halten, zu weise Literatur — die, in der die großen Namen Racines und Pascals glänzen, und die ihr reines, freigeklärtes Licht über die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet.

Ich gebe hier in seine theoretische Dictatissen ein. Ich erzähle nur die reine trockene Geschichte, zeige nur auf, wie Frankreich immer von außen her durch Ein-flüsse bewegt worden, und wie es sie immer für seine Eigenthümlichkeit verbraucht und verwendet hat. Es war ein Werk, daß die Deutschen und sogar die Engländer im siebzehnten Jahrhundert die poetischen Gesetze Boileau's annahmen; Frankreich war es, das auf Voltaire's Stimme den Einfluß des Englischen durch ganz Europa verbreitete. Kaum hatten die Soldaten Karl's VIII. Italien überschwemmt, als auch in Frankreich die Liebe für die Ihren, die Sprache und die Civilisation Italiens erwachte. Die Vermählung Ludwig's XIV. mit der jungen Infantin findet an den Ufern der Bidassoa statt, und sogleich ist Frankreich Spanisch, trägt Spanische Mäntel und Krausen, und Comedie schreibt, Spanier und Römer in einer Person. Nun sogleich ist auch ganz Europa Castilianisch; die großen Ritter-Romane werden von den Engländern und Deutschen nachgeahmt, und die Spanischen Helden machen ihr Glück an den Ufern der Donau und des Rheins.

Ich bin nicht von so blindem Patriotismus besangen, daß ich nicht empfinden sollte, daß dieses Glück Frankreichs, die Kühnheit und Leidenschaftlichkeit seiner Regungen eine Quelle des Unglücks enthält; es liegen Gefahren in diesem reißenden Anschwung, und schwere Kämpfe hat diese fortpflanzende Thätigkeit innerhalb ihrer selbst zu bestehen. Es ist hier aber gerade das Interesse unserer Geschichte, und unser Interesse gleichen dadurch einem Roman. Wüßten wir beim Roman haben, wenn wir weise wären! Unsere Theorieen, die Thränen, die wir vergessen, unsere Fehltritte, unsere Illusionen, die wir hegen und pflegen und die uns bestandig betrügen, sind es, die uns unserem Leben eine so humlschreige und so unnütze Leber bilden. Wenn sich ein Dichter junger Franzosen im sechzehnten Jahrhundert, erbleicht unter den Griechischen und Lateinischen Büchern, so soll er seinen Blick des Alterthums, die sie von Italien übertommen, darauf setzt, zu pindarisiren und zu homerisiren; wenn sie die Französische Sprache umgebrochen und sie mit Lateinischen Wörtern anfüllen; wenn aber kleine fanatische Schaar die allgemeine Bewunderung auf sich zieht, und nach den Regeln Aristoteles' ein neues und strengeres System, als das seinige, aufstellt, so kann man das Alles sehr sächerlich finden, allerdings; und doch, welche Dienste haben sie der Sprache geleistet! — Sie sind es, beim Ronsards und Remy-Belleau, die auf immer jenen pedantischen Amboß den Hexameter Boileau's aus dem Groben herausgeschmiedet haben; sie sind es, die Racine's bewundernswürdige Reinheit und Pascal's männlich ernste Größe vorbereitet haben. Mit Ueberzeugung, mit Begeisterung haben sie sich betrogen. Sie haben ihren Zweck verfehlt, und ihre poetische Aber hat unter der Zucht ihrer engbrzigen dürftigen Theorie wenig Sonderliches hervorgebracht; aber welch' eine geistige Bewegung haben sie ihren Zeitalter mitgetheilt! Welche Fragen haben sie in Anregung gebracht und wie schwer sind sie seinem Geist, dem, ihrem gelehrten Lerrungen sein Interesse zu versagen, auch wenn man die sächerliche Seite und das Barbeske und Uebertriebene beseitigen erwägt! (Fortsetzung folgt.)

England.

Narrative of a voyage to the Southern Ocean. Bericht über eine Reise in die südlichen Gegenden des Atlantischen Meeres, in der Jahren 1828, 29 und 30, unter dem Kommando des Capitain H. Foster, verfaßt von W. H. B. Webster. 2 Bde. London, 1834.

Der Zweck dieser, auf dem Schiffe „Chantiteer" unternommenen Reise war ein durchaus wissenschaftlicher. Der Capitain Foster war schon vorher der schätzbaren Beobachtungen, die er unter E. Parry im den Polargegenden angestellt hatte, von der Königlichen Gesellschaft in London mit einer Medaille geehrt worden, und als von derselben Gesellschaft der „Chantiteer" ausgerüstet ward, übertrug der Lord-Groß-Admiral ihm die Führung dieses Schiffes. Die Hauptabsicht bei dieser Unternehmung war, eine Reihe von Beobachtungen des Pendels an verschiedenen Punkten der nördlichen und südlichen Hemisphäre anzustellen, um dadurch zu einer genaueren Einsicht über die Gestalt der Erde zu gelangen. Es bedarf für unsere Leser wohl kaum der Erklärung, daß je nach den verschiedenen Entfernungen von dem Mittelpunkte oder Schwerpunkte unserer Erde die Schwingungen des Pendels in einer gewissen Zeit verschieden sind; daß man durch die Beobachtungen dieser den Maße der Erde auf den verschiedenen Breitengraden erkennen und so die Gestalt der Erde berechnen kann. Zugleich beabsichtigte die Expedition genaue Chronometer-Messungen der Meridian-Entfernungen, meteorologische Beobachtungen, Bestimmungen über die Strömungen des Oceans, über den Magnetismus und andere Fragen. Das Schiff war auf eine höchst geeignete Weise mit den nöthigen Instrumenten versehen.

Es nahm seinen Lauf von England sogleich südlich nach Madeira, von da nach den Kap-Verdischen Inseln und über Fernando Noronha nach Rio Janeiro, wo der südwärts nach Monte-Video, der Staaten-Insel, dem Kap Horn und der Insel Decepticn, von dieser wieder zurück nach dem Kap Horn und dann quer über den Atlantischen Ozean nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von welchem das Schiff nach diesem Aufenthalte wieder abgesetzt und über St. Helena und Ascension zurück nach Fernando Noronha ging; von diesem Punkte aus fuhr es an der Küste von Süd-Amerika hinauf nach Maranham, Para, Trinidad, La Guayra und von Jamaika nach Havana. In dieser Gegend kam Foster leider mitten im Verfolg seiner eifrigen Bestrebungen um, indem er aus einem Kanoe in den Chagres-Fluß stürzte; der Strom war so reißend, daß, ungeachtet zwei seiner Gefährten ihm sogleich nachsprangen, es doch schon zu spät war, und noch ehe der Kahn zu der Stelle zurückgebracht war, wo sich das Unglück ereignet hatte, der Capitain in den Fluthen sein Grab gefunden hatte. Diese Katastrophe setzte der Unternehmung ein Ziel: das Schiff kehrte sogleich wieder nach Havana zurück, nach einer Fahrt von drei Jahren, auf welcher es die verschiedensten Klimaten

Digitized by Google

vom Aequator bis zum Pol beschaut hatte, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, außer demjenigen, der die Scele des Ganzen gewesen war.

Bei dem Bericht über diese Fahrt hat Dr. Webster getrieft, der bisherige als Schiffsarzt mitgemacht hat; er trägt den Character der Wahrheit und Genauigkeit und ist in manchen Theilen auch für den, in Werken dieser Art bewanderten Leser von bedeutendem Interesse. Es sey uns erlaubt, hier auszuheben, was der Verfasser über die Gauchos oder die Landbewohner von Monte-Video erzählt.

„Als die Eingeborenen von Amerika zuerst die Spanische Reiterei erblickten, sollen sie Pferd und Reuter für eine Person gehalten haben, ein Glaube, der durch den Anblick der Gauchos sehr wohl entschuldigt werden könnte. Diese verrichten jegliches Geschäft zu Pferde, ohne welches sie kaum existiren zu können scheinen; diesem Umstand hat das Thier es auch wahrscheinlich zu verdanken, daß es vom Zeichen der Wagen befreit ist. Wollen sie irgend etwas aus der geringsten Entfernung herbeiholen, so besteigen sie ihr Pferd, sie säen ihr Getraide und bestatten ihre Todten zu Pferde, ja, man will sie selbst zu Pferde beten lassen hören. Hierzu kann eben das sich leicht denken, daß sie gute Reiter sind und ihren Wuf in dieser Hinsicht wohl verdienen; aber seinesgleichen sind sie so sorglam für ihre Thiere, als man sich denken sollte. Der Araber ist stolz auf sein Pferd, aber der Gaucho von Monte-Video kennt ein solches Gefühl nicht. Wenn er auf der Reise zu einem Rastplatze gekommen ist, so zieht er dem Thiere die Vorderbeine zusammen und läßt es hingehen, wohin es will; denn er weiß wohl, daß es es gewiß selbst finden wird. Dieses Verfahren heißt die Schlinge aus einem Gerstchte von Rinnen) jeden Augenblick wieder einfangen kann. Dann hüllt sich der Gaucho in seinen Poncho ein und legt sich auf den Boden nieder, indem der Sattel ihm zum Kopfkissen dient. Er denkt nicht daran, sich einen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln, denn mit seinem Messer kann er zu jeder Zeit einen Stier einfangen, um darnach seinen Fleisch seinen Hunger zu stillen; der Beobes bedauf er dazu nicht, Fleisch verleidigt ihm jegliches Bedürfnis. Ja, ich habe aus glaubhafter Quelle vernommen, daß man, um das Rindfleisch zu kochen, sich anderer Theile dieses Thieres zur Feuerung bedient, so sehr selbe es an seinem Gegenstande in diesen weiten Ebenen, die Pampas genannt werden."

„Die Farbe der Gauchos ist dunkelbraun, ihr Haar gewöhnlich schwarz und lang hinunterhängend, zuweilen mit einem schmalenbinden, zierlich flechtenden Hute bedeckt. Schultern und Leib verhüllt ihr Poncho, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Farben und das glänzende Roth von Gelb, welche vorzüglich aus Frankreich verwechsen, nicht wenig dazu beiträgt, den Kindvieh, den ihre Kenntnis machen, zu scheuen. Das Haar hängt gerade so weit hinab, daß man noch die Borte ihrer weißen Pumphosen erblicken kann, die bis auf die Füße gehen; diese sind gewöhnlich wollenbleiet, ohne Schuhe und Strümpfe. Es ist wirklich ein wundersicher Anblick, ihn so gekleidet zu Pferde zu sehen, zumal wenn er noch seine Dulcinea hinter sich auf dem Thiere hat und diese mit irgend einem Liebesmadrigal auf wahrhaft romantische Weise mit der Zither begleitet.

Doch bei all' seinem Zitherspiel und Romanzen-Gesang ist dieses Volk doch äußerst demoralisirt, ein Umstand, der besonders seiner Spielsucht zuzuschreiben ist, in deren Gefolge sich Armuth, Faulheit, überische Feindseligkeiten und Ermordungen einfinden."

Von den sonderbaren Vögeln, die unter dem Namen Penguins bekannt sind, fanden unsere Reisenden große Schaaren in den südlichsten Gegenden der neuen Welt, wie auf der Staaten-Insel. Die Gestalt dieses Vogels, sein aufgerichtere Gang und seine langen Flügeln statt der Flügel, deren er sich zum Rudern bedient, sind bekannt. Seine feine Federn wird uns berichtet, daß sie von keinen anderen Vögel sehr verschieden seyen, sowohl durch ihre auffallende Kürze, als ihre rauhe Oberfläche, und die Wurzeln derselben tief im Fette des Thieres hatten. Die Brustfedern sind glänzend weiß, und die an den Flanken so lang, daß sie fast eng geschlossen über einander liegenden Schuppen gleichen. An der Bauch des Penguins scheint sich sehr viel Fett, und sie scheinen zu keinem Gebrauche dienlich zu seyn. Ihre Füße sind nicht mit einer regelmäßigen Schwimmhaut verschen, sondern haben eine dicke fleischige Bedeckung, so daß sie mehr zum Gehen, als zum Schwimmen geeignet scheinen. Sie haben ein so zähes Leben, daß sie derbe Knittelschläge vertragen können, und wenn man sie so eben todt glaubt, sich nach kurzer Frist noch einmal wieder erheben.

Südlich von der Gruppe der Shetlands-Inseln fuhren unsere Reisenden längs einem Lande hin, welches von den Schiffern (wie auch auf den gewöhnlichen Charten) Trinity-Land (Dreieinigkeits-Land) genannt wird, und welches Manche für ein südliches Festland hielten, während Andere glaubten, es sey eine Reihe von Inseln, die sich bis zu den Shetlands-Inseln erstrecke; auf jeden Fall ist es der südlichste uns bekannte Landstreich. Hier fahren sich die Reisenden so dicht von Eisbergen umgeben, daß sie einmal zu gleicher Zeit deren 86 von ihrem Schiffe aus zählen konnten. Von einem Platze, an welchem sie hier landeten, nahmen sie im Namen des Königs von England Besitz und nannten ihn, zu Ehren des jetzigen Königs, der damale Lord-High-Admiral war, Clarence-Land. Der reide Schnee, den Herr Webster anfänglich in dieser Gegend zu finden glaubte, erwies sich, nach einer Untersuchung unter dem Mikr, bald als eine Färbung, die durch die Schaaren der genannten Vögel hervorgebracht wird. Einer der Eisberge, neben dem das Schiff einige Zeit lag, war 80 Fuß hoch, hatte vollkommen glatte Seitenwände und war von einer durchsichtigen meergrünen Farbe mit dunkelgrünen Adern, so daß er einen wirklich prächtigen Anblick gewährte.

Die Gruppe der kleinen Inseln, die von der dampfschiffschiffer denselben den Namen Fernando Noronha tragen, liegt ungefähr sechs Tagereisen von Neuenfun entfernt, und ist bemerkenswerth durch das Malerische ihrer Lage. Fernando Noronha wird von den Brasilianern als Platz für die Transportation der Verbrecher gebraucht und hat eine kleine Brasilianische Besatzung. Die Küste dieser Insel, welche nur eine Länge von 7 und eine Breite von 2½ Meilen hat, ist von vielen Buchten eingeschnitten und von den grünen Bergketten umfaßt, die wiederum durch kreisförmige Gestalt mit einander verbunden sind, wo die spülenden Wellen über den silbergleichen Sand hinreiden und die abgefallenen Blüthen der Wälder deutzen. Ein frisches üppiges Grün strömt die Gipfel der Hügel, deren sanfte Farbe sich allmälig in das allgemeine Kolorit dieses Himmelsstriches verliert. Ueberall zeigt sich die größte Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation, mit Ausnahme der nackten Felsen ausgenommen, der sich, gleich einer kolossalen Pyramide, majestätisch erhebt und über den lachenden fruchtbaren Schauplatz hinblickt. Der Gipfel dieses riesenhaften Felsens ragt 800 Fuß über die Meeresfläche empor. Füße die Seeleute ist er ein vortreffliches Zeichen, und auch, wenn man die mahlerische Lage der Insel durchstreifen, kann dieses großartige Monument als sicherer Wegweiser dienen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Fischfang; mit Angeln und Netzen fischen sie gruppenweise an den Felsen, während große Raubvögel über ihnen in den Lüften schweben. Ihre Angeln bestehen in den sonderbar knotenden Schlingenschnüren, die sie mit den Händen in das Wasser senken, um zwischen diese die sich wohnenden Fische zu verwickeln und so an das Land zu ziehen. Die baumwollenen Netze, deren sie sich gleichfalls bedienen, sind ganz plötzlich eingerichtet und pflegen viel reicheren Gewinn zu bringen. Oft saßen Haufen nackter Menschen um die Fischkörben, um ihr Verfahren zu beobachten, während Pelikane dicht am Ufer auf- und abgingen und mit nach Beute umherstreiften, und wiederum ein Geier, in dem Augenblick, wo der Pelikan mit seinem Fang emporkam, mit unglaublicher Schnelligkeit auf ihn losstürzte und ihn seinen entriß.

Porto Bello, das einst in der Geschichte der Schiffahrt eine so bedeutende Rolle spielte, fanden unsere Verfahrer in dem kläglichsten Zustande. Der Hafen ist voll Mist, aber einige erbärmliche Hütten ausgenommen, die an dem äußersten Ende der Bai liegen, fanden sich keine Spuren früherer Bewohnung dieses Platzes. Schon seit 10 Monaten hatte kein Schiff im Hafen gelegen. Die ganze Zahl der Bewohner belief sich auf 300 Menschen, die in schmutzigen Hütten wohnten, aber im Gegensatz mit Fledermäusen und Kanarienvögeln, in den Ruinen einiger bedeutenderen Gebäude ihr Obdach gesucht hatten. Die einst so schön gepflasterten Straßen waren aufgewühlt und von Wölfen, Fröschen und Kröten bewohnt; auch die Waage war verfallen, und von den Kirchen lag eine in Schutt und die andere war dem Einsturz nahe.

Mit diesen geringen Notizen aus dem genannten Werke müssen wir uns für dieses Mal begnügen, indem wir nur noch hinzufügen, daß, so viel uns bekannt ist, eine Deutsche Uebersetzung dieser Reise bereits veranstaltet und in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird.

Armenien.

Schicksale der nach Polen ausgewanderten Armenier.

Im Jahre 1060 n. Chr., als die Stadt Ani *) unter fremde Herrschaft gekommen war, wanderte eine große Anzahl ihrer Bewohner vereint mit andern Stammgenossen der umliegenden Districten nach der Moldau und nach Lebastan (d. h. Polen) aus. Vier Jahre darauf, als die Perser Ani eroberten und plünderten, folgten ihnen viele erst nach der Moldau, und dann nach Lebastan nach. Aber zur Zeit der sechsten Eroberung der Stadt, im Jahre 1239 n. Chr., wandten sich die Häupter der noch übriggebliebenen nach der Krimm, um hier sich in der Gegend von Astrachan und Achsara (Achjar am schwarzen Meere?) nieder; einige andere zerstreuten sich nach verschiedenen Orten, nach Gis, nach Dschugh (Sjuhsa) und nach Van. Die Anlenser, welche nach Achsara zingen, wurden fortwährend von den Tataren gedrückt und verfolgt. Als sie daher vernahmen, daß die Genuesen in Kaffa herrschten, schrieben sie an ihren Patriarchen Oxchaun in Gelale, und nachdem sich erbaltirer Erlaubniß in die Krim, wo sie in Kaffa ihren Wohnsitz anschlugen.

Bei der letzten Zerstörung von Ani zog ein Theil der Einwohner nach Bapuaskan (eine der 18 Provinzen Groß-Armeniens), von da nach Persien, und dann nach Astrachan. Ein anderer Theil kam nach Lagestant, wo ihnen der Griechische Kaiser Alexius Komnenus ein Platz für Kirchen und Klöster anwies. Schon früher hatten sich viele Armenier dahin gestlichtet, welche, als sich ihre Anzahl vermehrt hatte, einen Bischof erbielten. Einer derselben, Namens Stephanos, war im Jahre 1342 bei der Synode zu Gis zugegen. Viele Andere ließen sich in der Umgegend auf Dörfern nieder; und der Verfasser verfertigter Schrift, welcher im J. 1817 als Vicarius und Bischof auf Befehl der Synode jene Gegenden bereiste, sah in der Provinz Pontus verschiedene Gebäude von Anlenfern.

Der größte Theil der Anlenfer verstummelte sich aber in Lebestan. Denn unaufhörlich kamen sie von allen Seiten über das Meer nach der Moldau und an die Donau, von da nach Galizien, Podolien und in andere Provinzen von Lebastan (d. h Polen nach seiner weitesten Ausdehnung), weil dieses Land in Betreff der Fruchtbarkeit des Bodens und der Sitten der Einwohner, welche sich gastfreundlich, sesigebig und gutmüthig zeigten, einige Aehnlichkeit mit Armenien hatte. Im Jahre 1060 herrschte Demetrius, Duc (d. i. Präfect) von Rech-Rußland als Souverain in Galizien. Als dieser Sohn Theodor von der Tapferkeit der Armenier in ihren Kämpfen gegen die Griechen und Perser hörte, wünschte er sie in sein Land und unter seine Truppen mit aufzunehmen, um mit ihrer Hülfe den König von Polen zu bekriegen. Er sandte deshalb im J. 1062 ein Einladungsschreiben an sie, in welchem er ihnen auf 3 Jahre völlige Freiheit versprach. Dies bestätigte auch Wladislaus IV., König von Polen, in seinem ausführlichen an die Arme-

*) Vergl. Nr 128 — 30 des Pagazins vom J. 1834.

Digitized by Google

nier von Jwow (in Lemberg) gerichteten Schreiben vom J. 1641 n. Chr. Aus diesem ersieht man, daß im J. 1062 die ersten Armenier auf Antrieb des Dux Demetrius nach Lehastan kamen, und in Kiew sich niederließen, wo damals die Residenz des Dux war. Es existirt dasselbst auch noch eine steinerne Armenische Kirche, aber kein einziger Armenier mehr. Je mehr um seit jener Zeit Armenien und insbesondere die Provinz Schirak verödet wurde, um so mehr vergrößerte sich die Anzahl der Auswanderer nach Lehastan, welche sich auf 40,000 Familien belaufen haben soll. Man erzählte dem Verfasser nach einer Tradition daselbst, die Armenier seyen so mächtig geworden, daß die Polen aus Furcht vor ihnen im Kriege viele derselben hinterlistiger Weise umgebracht haben.

Die zuerst dahin gekommenen Armenier gingen mit dem Dux Demetr zu Felde, halfen ihm durch ihre Tapferkeit den Sieg erringen und wurden von ihm sehr geehrt. Deshalb kehrten sie nicht wieder nach Armenien zurück. Viele blieben unter dem Militair, übten sich im Kriege hervor, wurden gradirt und erwarben sich große Besitzungen, welche bis auf den heutigen Tag noch bei ihren Familien geblieben sind. In Litthauen namentlich haben sie noch ihre Familien-Namen zum Theil polonisirt beibehalten, wie: Grigoromitsch, Malchahowski, Murtitschan ꝛc. Einer derselben, Namens Malchahowski, schwang sich sogar bis zur höchsten Würde auf, und ward der Nächste nach dem König von Polen.

Ein sehr Theil von ihnen ergab sich aber dem Handel, bewirkte, daß derselbe in vielen Städten aufblühte, und gab der Kultur des Landes aller Orten einen bedeutenden Aufschwung. Sie rissen den ganzen Handel Polens an sich, und gelangten zu einem solchen Reichthum, daß, als einstmals Wladislaus IV. von einem Armenischen Kaufmann, Namens Stefanowitsch, die Summe von 100,000 Dukaten leihen wollte, dieser ihn fragte, in was für Münzsorten er sie begehre, ob in goldenen, silbernen oder kupfernen? Der König, um ihn auf die Probe zu stellen, erwiederte: in allen dreien; und Jener schickte ihm alsbald dreimal die verlangte Summe. Dies verwehrte die Achtung des Königs gegen die Armenier, die dem Grafen von Nieuhof Nägern brachten.

Bei den Bewohnern von Jwow (s. d. Lwow, Lemberg) fand sich noch der Erzählung der Alten, wie bei denen von Trapezunt, noch eine Genealogie aus Ani vor. Ein Greis, Stanislawski, erzählte, daß die Familie des Theodoromitsch einen Brief, in Ani geschrieben, besäße. Von diesem rehnte ihn sein Schwiegervater Hidaworitsch. Der Verfasser hat ihn aber vergeblich in seinen Händen zu bekommen gesucht.

Im J. 1183, als sich die Armenier in Polen verbreitet hatten, erbauten sie verschiedene Kirchen in Lemberg, in Litthauen, in Kamenitz (Kamenetz), in Lutzka (?) und anderen Ortschaften. Sie erhielten auch durch Königliche Decrete verschiedene Freiheiten und Privilegien; sie hatten eigene Gerichtsobrige, und einen Kanzler, Namens Odrelan, Wlodislaw (?) genannt; ferner 12 Richter, selbstständig, ihre Stamm-Genossen zu richten, und 40 Gemeinde-Deputirte. Dieselben Freiheiten hatten sie in allen einzelnen Städten. Dieses Gericht wurde in Kamenetz festgesetzt im J. 1344, und in Lemberg im J. 1356 durch ein Edikt des Königs Kasimir. Sie behielten sich dabei lange Zeit ihre Gesetze des Königs Armanes und der Dynastien Sagratiden, und übersetzten sie in das Lateinische, wie sie noch jetzt existiren.

So gelangten die Armenier im Polnischen Reiche zu großem Ansehen und Reichthum, und wurden zu den ebelsten Geschlechtern des Landes gerechnet. Dies bewog die übrigen Armenier in der Tatarei, welche dort von den Tataren hart gedrückt wurden, in großer Macht nach Polen anzuwandern, wo sie sich zuerst in einer weiten Ebene niederließen, die bis auf den heutigen Tag noch den Namen Ormani hat. Es geschah dies nach dem Jahre 1500, wie aus ihren in Tatarischer Sprache geschriebenen Büchern zu ersehen ist. Denn sie hatten in der Tatarei nach und nach ihre Sprache ganz verlernt; und weil sie in großer Anzahl zugleich ankamen, und über anderen Sprachen unkundig waren, so fingen auch die anderen Armenier Polens, dem Beispiele Jener folgend, an, Tatarisch zu sprechen und zu schreiben; so daß dies nun die allgemeine Sprache der Anienser wurde, deren sie sich nicht nur in den Gerichtshöfen, sondern auch in den Kirchen von nun an bedienten. „Denn es ist unserer Nation eigenthümlich*), das Eigene zu verachten und das Fremde zu umfassen."

Der Verfasser fand ein Buch von Rechtssprüchen, angefangen im Jahre 1463, welches Armenisch bis zum 12. März des Jahres 1521 fortgeführt war; aber dann beginnt es mit dem 26. August desselben Jahres in Tatarischer Sprache, und erstreckt sich bis zu dem Jahre 1564. Das Detretum-Buch von Lemberg fängt mit dem Jahre 1630 Tatarisch an, und geht so fort bis zum Jahr 1641. Von da an werden viele Lateinische und Polnische Ausdrücke mit eingemischt.

Auf diese Weise veränderte sich nach und nach die Sprache der Anienser, und ward zuletzt ganz Polnisch, so daß jetzt nur Wenige noch ihre Mutttersprache verstehen, wiewohl die Geistlichen Armenisch lesen und den Gottesdienst in dieser Sprache halten, ohne den Sinn der Worte recht zu verstehen. Der Verfasser sah die Horen und Psalmen in Tatarischer Sprache, vor 270 Jahren geschrieben, und außerdem noch andere Schriften in das Tatarische übersetzt, ein Gebetbuch, die christliche Lehre, wieder auch der Brief des Nersis Clajensis mit dem Glaubensbekenntniß der Armenier, der Decalogus, der Glaube, das Vaterunser ꝛc. So war das Schicksal der Anienser vor zwei oder drei Jahrhunderten; sie veränderten ihre Sprache, bereicherten sich aber sehr durch ihren Handel, welcher durch sie in allen Städten der Polnischen Reiches blühte, weshalb sie auch verschiedene Schenkungen erhielten. Später zogen sich noch Viele der übrig gebliebenen Armenier aus Persien und anderen Ländern den Zeit zu Zeit nach Polen; sie vereinigten sich dort mit ihren Stamm-Genossen, und man fing von dieser Zeit wieder an, Armenisch zu sprechen. Noch bis jetzt haben sie an vielen Orten, wie sich der Verfasser bei seiner Durchreise überzeugt hat, ihre Sprache zum Theil auch ganz rein bewahrt; und in Ungarn haben sie für einen besonderen Gerichtshof und Richter, und werden von allen anderen Nationen geachtet. Ihre Aussprache ist nicht sehr verschieden von der Pronunciation der Trapezuntier, welche Uebelreidsel von ihnen sind; nur ist ihre Articulation stärker und ihre Zunge schwerer.

Fast in allen bedeutenden Städten Polens findet man Königliche Bäche aus den Armeniern; auch ihre Geistlichen sind sehr angesehen. Dennoch haben viele ihren Namen verändert, indem sie Polnischen angenommen; und wenn nicht in Lemberg ein erzbischöflicher Stuhl der Armenier wäre, so würden alle Anienser ihren Gottesdienst verändert haben.

Das Erzbisthum der Armenier in Lemberg erstreckte sich früher bis nach Ungarn, der Moldau und selbst bis zur Tatarei, wie aus der auf Pergament, in Armenischen Buchstaben Erzbischofs Jakobus zu ersehen ist. Jetzt aber umfaßt es nur den Deutschen Antheil Polens, und ist in 16 Parochieen getheilt, deren sämmtliche Geistlichen von dem Erzbischof in Lemberg geweiht werden und nach dessen Anordnungen ihre Parochieen verwalten.

Im J. 1606, als der Persische König Schach Abbas die Armenier aus Persien vertrieb, flohen Viele derselben nach der Tatarei und nach Polen, wo sie sich mit den Anderen vereinigten, und bedeutende Kirchen und andere kostbare Gebäude aufführten.

Aber, da sie im Anfang durch Uneinigkeit ihres Schatzen väterlichen Erbes beraubt wurden, so war es ihnen, trotz ihres Reichthums, in fernen Landen und unter fremden Nationen nicht möglich zu werden, dennoch unmöglich, sich eines ungestörten Genusses ihrer Freiheit, die sie von den Polnischen Königen erlangt hatten, zu erfreuen. Denn als im J. 1795 mit der letzten Theilung Polens das Königreich aufhörte, verloren auch die Anienser alle Orten ihre Freiheiten. Seit dieser Zeit nahmen sie immer mehr ab, und blieben unzählig. So sagt daher der Armenische Geschichtschreiber Arakatel mit Recht: „Die Armenier verdannt und vertrieben in ein fremdes Land, und unter ein Volk von anderem Stamme und anderer Sprache . . . und dort verminderten sie sich alltäglich mehr und mehr durch Tod und Verderben."

Dr. Petermann.

Mannigfaltiges.

— Die letzten Tage von Pompeji. Bulwer's Roman, von Buckstone in Scene gesetzt, wird jetzt mit großem Prachtaufwand auf dem Adelphi-Theater zu London aufgeführt, wobei besonders die Schönheit und Treue der Decorationen, welche das Innere der Stadt, ja der Häuser, die Straße der Gradwälzer, den Ausbruch des Vesuvs u. dgl. m. darstellen, gerühmt wird.

— Thron-Reden eines Königs im inneren Afrika. Die constitutionnellen Staaten dürfen nicht glauben, daß die verantwortungsschweren Thron-Reden erst mit ihnen ins Leben getreten seyen. Laut der Gebrüder Lander Reisebericht von ihrer endlichen Entdeckung des Niger-Laufes im Jahre 1830 (Bd. II S. 148 f.) wird eine solche Rede sogar von dem Neger-König von Bussa gehalten, dessen Unterthanen in vier Fünftel aus Sklaven bestehen, die alle eben so gut wie Ludwig XIV. sagen könnte. „L'état c'est moi", und der auch, wie eben dieser flattirte König des goldenen Zeitalters, öffentlich im Schauspiel vor seinem Volke tanzte, zwar etwas steif und pedantisch, und noch mehr im nackten Tanz-Costüm, als einst König David, aber nicht minder zu Aller Verwunderung und unter rauschendem Beifall und Freudengeschrei, wobei er sich um so mehr hervorthat, als er alle seine Krieg Saul, wenigstens einen Kopf länger war, als alle seine Unterthanen. Dieser Neger-König, der zugleich, wie er den Richard Lander bei Abfertigung von Nähwaaren sagen ließ, ein Schneider war, und auch sein Handwerk, als das allererste nach dem Stammfalle, noch aus dem Paradiese mitgebracht kann, erbat sich von den allerhöchsten Gütte, bei dem großen beidnisch-muhammedanischen Feste einmal öffentlich zu seinem Volke, welches sich rings um ihn versammelt. — Se geschah es denn auch im Jahre 1830, als die Brüder Lander mit ihrem Gefolge in Bussa waren. Der König begann mit der Versicherung, daß das Reich innerer Ruhe genieße und die fremden Mächte gegen dasselbe freundliche Gesinnungen hegten. Sodann ermunterte er seine Zuhörer, auf die Bebauung ihres Bodens zu achten, fleißig zu arbeiten und mäßig zu leben. Endlich schloß er mit einer Ermahnung an Alle, im Genusse des Bieres enthaltsam zu seyn. Sich dieses zu sehr überlassen, erklärte er, sey die Quelle großer Uebel und vielen Elends, die Ursache der meisten Rauferein und Streitigkeiten, welche in der Stadt vorgefallen wären. „Weber, begann auch zur Ruhe, freudig und ohne Rausch", sprach er noch, „und thut, wie ich euch gebeten habe, wenn ihr euren Nachbaren ein Beispiel geben und ihre gute Meinung, den Beifall der Menschen, gewinnen wollt." — Wohl drei Viertelstunden dauerte seine Rede. Er sprach mit Nachdruck und großer Beredsamkeit, seine Worte waren kräftig und machten Eindruck. Die Gebärdensprache stimmte dazu und war geübterisch. Mit Anstand und edlem Weisen entließ er die Versammlung. Statt eines Scepters hatte er einen Löwenschweif. — Die Ermahnung zu Arbeit und Mäßigkeit ist gewiß auch in Europa sehr nachahmungswerth, und liegt in Betreff des Bieres dem Engländer besonders nahe: wie denn Richard Lander auch schon die Aehnlichkeit des Anfanges der Rede mit der Englischen Thron-Rede bemerkte. Der Englische Löwe möchte es freilich übel vermerken, wenn er zu ähnlichem Behufe englisirt würde.

*) Worte des Armenischen Verfassers.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Montag den 23. Februar 1835.

England.

Das Englische und das Französische Heer.*)

Erster Artikel.

Die Verfassung des Französischen Heeres ist von der des Englischen in wesentlicher Beziehung abweichend und ganz verschieden. Die Französische Heeresmacht wird hauptsächlich durch die Conscription recrutirt, nach welchem Prinzip alljährlich aus jedem Distrikt eine bestimmte Anzahl junger Leute, die ihr 20stes Jahr erreicht haben, zu sechsjährigem Kriegsdienst ausgehoben wird, während das Britische Heer aus Freiwilligen besteht, die zwischen dem 16ten und 25sten Lebensjahre sich enrollirten lassen, und dann auf lebenszeit Soldaten bleiben. In Frankreich braucht die Regierung dem Konskribirten nur so viel Sold zu bewilligen, als ein nothdürftiger Unterhalt erheischt, wogegen der Sold in England immer zu der Durchschnitts-Summe des Arbeitslohns in einem gewissen Verhältniß stehen muß, damit den jungen Leuten die Lust zum Kriegshandwerk nicht verleidet werde.

Allerdings dürften junge Leute auch in Frankreich als Freiwillige sich enrolliren lassen; allein auch der Freiwillige bekommt bei der Französischen Armee nicht mehr Sold als der Konskribirte, wofern er nicht als Substitut für einen Konskribirten eintritt, in welchem Falle er selbst in Friedenszeiten 150—200 Thaler für seine Dienstzeit erhält. Es ist also natürlich, daß die meisten Freiwilligen nur als Substitute eintreten, was jedoch vor dem 20sten Lebensjahre nicht erlaubt ist. Die Total-Summe der Freiwilligen bildet übrigens kaum den 20sten Theil der in jedem Jahre erforderlichen Mannschaft, gewiß eine zu geringe Zahl, als daß sie einen Maßstab zur Vergleichung abgeben könnte.

Eben so unzweckmäßig wäre es, wenn wir den Sold des Substituten mit dem des Britischen Soldaten vergleichen, wir müßten denn zur Summe seiner Besoldung einen verhältnißmäßigen Theil der 150—200 Thaler addiren, die er für seinen sechsjährigen Dienst als Substitut empfängt; da jedoch diese Prämie immer sich wechselnd ist, je nachdem das Begehr nach Konskribirten größer oder geringer ist, so müssen wir einen sicheren Standpunkt zur Vergleichung wählen.

Ungefähr ein Sechstheil des Französischen Heeres wird, nachdem die sechsjährige Periode der Dienstpflicht abgelaufen, durch die Aussicht auf Zulage bewogen, noch zwei oder zwei Jahre länger zu dienen. Nur die Löhnung dieser vornehmsten Klasse von Freiwilligen können wir bei unserer Vergleichung als Maßstab gebrauchen.

Die Löhnung eines Französischen Konskribirten in einem Infanterie-Regiment von der Linie beträgt 45 Centimen (4½ Sgr.) per Tag. Ein oberflächlicher Staats-Oekonom könnte hieraus folgern, daß der Britische Soldat mit 13 Pence (10½ Sgr.) zu gressmäßig bezahlt sey; aber dasse muß auch der Letztere seine Ration selbst stellen, während der Letztere 45 Centimen ohne seine Ration daneben erhält. Dieser Umstand erklärt uns zu gr Genüge den großen nominellen Unterschied in der Besoldung beider Armeen.

Wer nach Ablauf der sechs Jahre seines pflichtmäßigen Militairdienstes von Neuem sich enrolliert, bekömmt abe um ein Bedeutendes mehr, und nur die Besoldung dieser Klasse kann, wie schon bemerkt, mit der eines Britischen Soldaten verglichen werden.

Die resp. Zulage, die man den Freiwilligen von der erwähnten Klasse bewilligt, ergiebt sich aus folgenden Tabellen:

Man zahlt ihnen im Voraus:

	Linien-Infant. Soldaten.	Unteroffiziere.	Uebrige Corps. Soldaten.	Unteroffiz.
Für Enrollirung auf 2 Jahr	22 Fr.	50 Fr.	37 Fr.	74 Fr.
" " 3 "	44 "	120 "	74 "	148 "

Außerdem wird die tägliche Besoldung jedes Einzelnen in folgender Art erhöht:

	Totale Dienstzeit, die Conscriptionsjahre mit eingerechnet	Täglich Zulage. Linien-Inf. Soldaten u. Unteroffiziere.	Uebrige Corps. Soldaten u. Unteroffiziere.
Nach 2 Jahren freiwilligen Dienstes	8 Jahre.	8 Cent.	12 Cent.
Nach 6 Jahren	12 "	10 "	15 "
Nach 10 Jahren	16 "	10 "	15 "

*) Nach dem zu Ende des vorigen Jahres in London erschienenen Werke: „The British and French Armies". (Vergleichende Uebersicht des Soldes und der Besoldungen für militairische Dienste beim Französischen und beim Britischen Heere.)

Rechnen wir nun 8 Centim. täglich als Durchschnitts-Summe der Zulage eines Soldaten, der seine Dienstzeit durch freiwillige Enrollirung verlängert hat, so ist seine Löhnung im Ganzen folgende:

Täglicher Sold	45 Cent.
Zulage für freiwillige Enrollirung	8 "
Vorausbezahlung (nach täglichen Quoten gerechnet)	3 "
	56 Cent. (4⅔ Sgr.)

Diese Löhnungs-Taxe bezieht sich jedoch nur auf die Soldaten der Central-Compagnieen; die Grenadiere und die Mannschaft der leichten Compagnieen bekommen täglich 5 Centimes mehr. Da nun diese compagnies d'élite über ein Drittel der Mannschaft jedes Bataillons ausmachen, und ganz aus Leuten bestehen, die mehr als zwei Jahre gedient haben, so darf man wohl annehmen, daß jeder Soldenate nach zurückgelegter pflichtmäßiger Dienstzeit, auf den dieser Klasse zukommenden Sold Anspruch machen kann. Somit würde die Durchschnittslöhnung des Französischen Soldaten, der freiwillig dient, auf 61 Centimen oder beinahe 6 Pence (5 Sgr.) täglich erhöht.

Bei diesen Berechnungen haben wir noch den Umstand unberücksichtigt gelassen, daß der Soldat, wenn seine pflichtmäßige Dienstzeit vorüber ist, auch bei den Garden oder der Gendarmerie Dienste nehmen kann. Da nun Jeder, der die erforderlichen Eigenschaften besitzt, sobald die Conscriptions-Periode vorüber ist, in diese Corps treten darf, so würden wir den Sold um Durchschnitt noch höher und bis auf 8 Pence täglich anschlagen können. Doch wollen wir bei 6 Pence stehen bleiben.

Neben dieser Löhnung bezieht aber der Französische Soldat, wie schon bemerkt, auch seine Ration, und zwar in Friedenszeiten 1 Pfund 9⅓ Loth (Engl.) guten Brodes, eine Quantität Brennstoff, und (während der Monate Juni, Juli, August und September) ½ Pinte Branntwein täglich. In den Kolonieen werden ihm 1 Pfd. 9⅓ Lth. Brod oder Mehl, oder 1 Pfd. 3 Lth. Zwieback, nebst 3⅓ Lth. frischem oder geräuchertem Rindfleisch, oder 2 Lth. Schweinefleisch täglich verabreicht. Auf dem Kriegsfuße bezieht er dasselbe, was in den Kolonieen, mit einer Zulage von 1 Lth. Reis oder 2 Lth. Erbsen, ½ Lth. Salz und angemessenem Brennmaterial.

Die besagten Rationen werden den Französischen Soldaten ohne den geringsten Abzug von ihrer Löhnung verabreicht. Nur wenn sie auf Schiffen oder in Festungen an der Seeküste Dienste thun, bekommen sie eine Ration auf dem Kriegsfuße, wofür sie täglich 15 Centimen erlegen.

Die Kost des Französischen Soldaten besteht aus Suppe und Brod zum Frühstück und Fleisch und Brod zum Mittag. Dafür bezahlt er nun, als Zuschuß zu seinem Rationen-, wie zu seinem Brod bekommt, 30 Centimen; wenn er Kolonial-Rationen bekommt, 20 Cent., und endlich, wenn er Rationen auf dem Kriegsfuße bekommt, 15 Cent.

Die obgenannten Summen werden unter der Direction der Unteroffiziere jeder Compagnie zu Anschaffung Alles dessen verwendet, was noch sonst nothwendig erscheinen dürfte, um die Kost des Soldaten nahrhafter zu machen.

Auf Märschen zahlt der Französische Soldat einen Penny extra für seine Kost, erhält aber auch eben so viel an Zulage. Marschiren die Soldaten in Detachements von weniger als sechs Mann, so erhalten sie keine Ration, dagegen aber 10 Pence tägliche Zulage als Marsch-Geld.

Vergleichen wir nun mit Obigem den Sold und die Zulagen eines Britischen Soldaten in ähnlichen Verhältnissen.

In der Heimat beträgt sein Sold 1 Sh. 1 D. täglich. Von diesem Gelde muß er seine Mahlzeit bestreiten. Hier dürfen wir nicht außer Augen lassen, daß der Englische Soldat, theils weil er seine Rationen neben seinem Sold erhält, theils auch wegen des sehr verschiedenen Preises der Lebensmittel in England und auf dem Kontinente, für seine Kost beinahe drei Mal so viel zahlen muß, als der Französische.

Die Lebensmittel des Britischen Soldaten sind Kaffee und Brod des Morgens, und Fleisch nebst Kartoffeln oder anderen Vegetabilien zum Mittag. Bei einigen Regimentern giebt es auch Kaffe und Brod am Abend.

Die Ausgaben für den Mundbedarf des Britischen Soldaten betragen ungefähr 8 Pence (6⅔ Sgr.) täglich, wofür der Soldat ¾ Pfd. gutes Fleisch, 1 Pfd. Brod u. s. w. bekommt. Die Quantität dieser Artikel hängt jedoch von dem Marktpreise derselben ab.

Die respective Surplus-Löhnung der Britischen und Französischen Infanterie verhielte sich also wie folgt:

Digitized by Google

	Löhnung	Abzug für Kost.	Surplus.
Der Britische Soldat ohne Ration	1 Sch. 1 Pence.	8 Pence.	5 Pence.
Der Franz. Soldat mit Ration	0 „ 6 „	3 „	3 „
		Differenz . . .	2 Pence.

Wir wissen recht gut, daß der Britische Soldat, nach 14 jährigem Dienste, eine tägliche Zulage von 2 Pence erhält, während die Zulage des Französischen Soldaten für eine eben so lange Dienstzeit nur 2 Cent. oder 1 Pence über die angenommene Durchschnitts-Summe beträgt. Da nun etwa ein Fünftheil der Britischen Soldaten diese Extra-Löhnung bezieht, so hatten wir aus eben dem Grunde obigen Surplus noch höher anschlagen können, wären wir nicht überzeugt, daß dieser Vortheil beim Britischen Heere durch die größere Anzahl von Unteroffizieren weit mehr als aufgewogen wird. So giebt es in jedem Französischen Bataillon von 432 Mann, mit Ausschluß des Regiments-Stabes, acht Sergeant-Majors, acht Quartiermeister, 32 Sergeanten und 64 Korporale, also im Ganzen 112 Unteroffiziere. Dagegen findet man in einem Britischen Regimente von 623 Gemeinen, außer dem Stabe, 36 Sergeanten und Fähndriche, und 36 Korporale, in Allem 72. Bei einer gleichen Zahl von Gemeinen würden im Französischen Dienste 161 Unteroffiziere nöthig seyn, folglich mehr als das Doppelte von obiger Zahl. Dies muß nothwendig die höhere Löhnung des Britischen Soldaten für längere Dienste aufwiegen.

Der Britische und der Französische Soldat beziehen eine so ziemlich gleiche Quantität Nahrungsmittel; da aber der letztere, aus Gewohnheit und Wahl, mehr Brod und weniger animalische Kost genießt, als der Erstere, so werden die respektiven Quantitäten dieser Bedürfnisse darnach bestimmt. Der Französische Soldat empfangt, wenn er in seiner Heimath Dienste thut, an Fleisch 4 Unzen weniger und an Brod 9½ Loth mehr, als der Britische. Am Morgen hat er Suppe statt des Kaffee's, und während der Sommer-Monate eine kleine Quantität Branntwein. Ein Jeder, der weiß, wie verschieden die Preise der Lebensmittel in diesen Ländern sind, wird zugeben müssen, daß man für 2 Pence, wenn eine freie Ration Brod hinzukommt, in Frankreich eben so gut speisen kann, wie für acht Pence (ohne Ration) in Großbritannien.

Sind beide Heere auf dem Kriegsfuß, so reduzirt sich der Unterschied im Werthe der Französischen und Englischen Rationen auf ungefähr einen halben Penny pro Tag, die Ration Branntwein mit eingeschlossen, da der Französische Soldat alsdann, wie zuvor bemerkt, zu seinem Brod und Fleisch noch eine Ration Reis oder Erbsen und Salz erhält.

Bevor wir nun aus unseren bisher angestellten Vergleichungen Schlüsse ziehen, werfen wir noch einen Blick auf die respektive Bekleidung beider Armeen, da jeder wesentliche Unterschied in dieser Beziehung bei unseren Berechnungen in Betracht kommen muß.

	Perioden der Dauer.	
	Franz. Dienst.	Englischer Dienst.
Rock u. wollene Epauletten . .	3 Jahr	1 Jahr.
Jacke mit Aermeln	1 „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft, wenn er sie braucht.
Tuchbeinkleider	1 „	1 Jahr.
Mantel (oder Ueberrock) . . .	3 „	3 Jahr.
Soldatenmütze	2 „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Tschako	3 „	2 Jahr.
Ueberzug, Feder u. Futteral dazu	2 „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Halsstiefeln	1 „	1 Jahr.
Tornister	1½ „	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Lederne Handschuhe	2 „	2 Jahr.

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß der Französische Soldat fünf Kleidungs-Artikel mehr erhält, als der Britische, daß er aber seine Uniform und seinen Tschako länger tragen muß, was recht wohl geschehen kann, da er nur auf der Parade den letzteren erscheint.

Die Quantität anderer nothwendigen Stücke, als Hemden, Schuhe, Socken u. s. w., die der Französische Soldat auf eigene Kosten anschaffen muß, ist viel geringer, als im Britischen Dienste, und die deshalbigen Abzüge von seiner Löhnung sind also auch viel geringer. Da er außerdem bei seinem Eintritt in den Dienst eine Gratifikation von 40 Franken erhält, so kann er sich weit besser mit diesen Artikeln versehen, als der Britische Soldat, dessen Handgeld 3 Pfd. beträgt.*)

Aber auch der Preis eines jeden dieser Artikel ist in Frankreich viel wohlfeiler, wie folgende Tabelle ausweist:

	Engl. Preise.	Französische Preise.
Weiße Pantalons	4 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 15 Sgr.)	2 Sh. 8 Pence. (27 Sgr.)
Hemden.	4 Sh. 9 Pence. (1 Thl 17½ Sgr.)	2 Sh. 9 Pence. (27½ Sgr.)
Jacke	7 Sh. 6 Pence. (2 Thl. 15 Sgr.)	3 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 5 Sgr.)
Schwarze Halsbinde und Schnalle	1 Sh. 1 Penny. (11 Sgr.)	6 Pence. (5 Sgr.)
Tornister u. s. w.	14 Sh. 6 Pence. (4 Thl. 25 Sgr.)	5 Sh. 10 Pence. (2 Thl.)
Halbstiefeln im Britischen oder Schuhe mit schwarzen Kamaschen im Französischen Dienste.	8 Sh. (2 Thl. 20 Sgr.)	Schuhe. . 3 Sh. 4 Pence. (1 Thl. 2½ Sgr.) Kamaschen 1 Sh. 4 Pence. (13½ Sgr.)

*) 24 Pfd. von dieser Summe muß er für nothwendige Artikel ausgeben.

In Betreff der Kleidung hat der Französische Soldat also augenscheinlich einen Vortheil vor dem Britischen.

Berechnen wir nun die Gesammtzahl der Gemeinen, die zur Britischen Linien-Infanterie gehören, auf 70,000 Mann, so giebt es ungefähr

28,000 in Großbritannien und Irland, die täglich mehr Löhnung beziehen als der Französische Soldat, und zwar . .	2 Pence.
3,000 in Jamaica	3½ „
15,000 in Ostindien	1½ „
24,000 in den übrigen Kolonieen	1 „
Im Durchschnitt . .	1½ Pence.

Nun ersehen wir aber aus einem sehr gründlichen Werke des Herrn Dupin (Forces de la France), daß der Lohn eines Französischen Ackerbauers im Durchschnitt jährlich 338 Franken, oder ungefähr 3 Sh. 9 Pence (4 Thl. 25 Sgr.) wöchentlich beträgt, während der Durchschnitts-Lohn eines Ackerbauers in England, in den letzten vier Jahren, wöchentlich auf 12 Sh. (4 Thl.) sich belaufen hat, und in Schottland jährlich 12 Pfd. bis 12 Pfd. 12 Sh., sammt Kost und Wohnung, also ungefähr 10 Sh. (3⅓ Thl.) wöchentlich, ohne Beides, ausgemacht hat. Wer es mit dem Ackerbau in Irland stehen mag, können wir nicht genau bestimmen; aber angenommen, er beträgt 5 Sh. per Woche, so hätten wir die wöchentliche Durchschnitts-Summe von 9 Sh. (3 Thl.), als Ackerlohn in den drei Reichen, folglich 62 Procent mehr als in Frankreich, während die Löhnung des Britischen Soldaten die des Französischen nur um 27 Prozent übersteigt. Wenn nun der Lohn des Ackerbaues in jedem von beiden Staaten der reelle Maßstab zu Regulirung des Selben ist, so erhält der Britische Soldat verhältnißmäßig 35 Prozent weniger als der Französische.

Allein der Sold darf nicht bloß nach dem Arbeitslohn geregelt werden; er muß auch der Art und Dauer des Dienstes, und den Ansichten auf Avancement, Pensionen u. s. w. angemessen seyn. In allen diesen Punkten werden wir die außerordentlichen Vortheile nachweisen können, die der Französische Soldat vor dem Britischen hat.

Wenn man einen Arbeiter nur auf zwei, oder selbst auf vier Jahre miethete, so würde der verlangte Arbeitslohn die gewöhnliche Durchschnitts-Summe schwerlich um ein Bedeutendes übersteigen; wollte man ihn aber auf Lebenszeit in Dienste nehmen, so dürfte wohl seine Art von Erhöhung des Lohns ihn dazu auffordern, daß er auf Lebenszeit seine Freiheit aufgäbe. Dies ein trifftiger Grund, warum die Löhnung des Britischen Soldaten weit beträchtlicher seyn sollte, als die des Französischen; denn Jener ist Soldat für sein Lebenlang.

Der Dienst selbst ist in beiden Heeren nicht weniger verschieden, als die Dauer des Dienstes. In Friedenszeiten dient nicht mehr als ein Fünftheil der Französischen Linien-Truppen in den Kolonieen; von den Britischen Linien-Truppen aber weilen beinahe zwei Drittheile in die Kolonieen geschickt. In einem Zeitraum von dreißig Jahren dient der Französische Soldat im Durchschnitt nur zwei Jahr in den Kolonieen, und nie braucht er wider seinen Willen länger als vier Jahre außer dem Vaterlande zu verweilen; der Britische Soldat dagegen müßte, wenn er eben so lange diente, wenigstens zwanzig Jahre außer der Heimat zubringen, und seine Absendung nach den Kolonieen wäre beinah einer Verbannung auf Lebenszeit gleich zu schätzen.

Dieser lange Militair-Dienst in den Kolonieen ist aber dem Britischen Soldaten auch in anderer Hinsicht unheilbringend. Das tropische Klima verursacht ihm körperliche Leiden aller Art, und kürzt ihn oft in ein frühes Grab. Von 33,133 Soldaten, die in unseren Kolonieen dienten, starben während eines Zeitraums von zehn Jahren jedes Jahr im Durchschnitt 3037, und die Sterblichkeit war um das Sechsfache bedeutender als zu Hause, und um das Dreifache bedeutender als beim Französischen Heere, das während zehn Jahren im Durchschnitt nur 1,⅓ vom Hundert jährlich einbüßte. Im Dienst, der den Soldaten derlich größerer Gefahr aussetzt, wird also gewiß durch ein Viertheil Ersparniß an der Löhnung sammt den Pensionen.

Außerdem verdient Berücksichtigung, daß ein höherer Grad der Sterblichkeit dem Französischen Soldaten auch mehr Aussicht auf Beförderung eröffnet. Er wird, bei wenigstens ein Drittheil der unbesetzten Unteroffizier-Stellen durch nachrückende Gemeine angefüllt wird und daß er durch Tapferkeit und gute Aufführung in den Britischen Regimentern eines Grades sich emporschwingen kann. Aber er pflegt, so erhält er 350 bis 1500 Franken Gratifikation zu seiner Equipirung und außerdem ein Pferd, wenn die Truppen-Gattung, bei der er sich befindet, es nothwendig macht. Da nun der Ehrgeiz der Französischen Krieges so rühmlich angeregt wird, so legt er auf seinen Sold viel weniger Werth, als auf die Beförderung, der er entgegensieht.

Bibliographie.

Treatise on friendly societies. (Ueber wohlthätige Vereine.) Von Ansell. 5 Sh.

New Atlas of classical geography. (Atlas der alten Geographie.) Von Lewis. 16 Sh.

Lives of illustrious Scots. (Leben berühmter Schotten.) 4 Bde. 52 Sh.

Treatise on colours and pigments (Ueber Farben und Pigmente.) Von Field. 4. 21 Sh.

On mental derangement. (Ueber Geisteskrankheiten.) Von Gaitskill. 4½ Sh.

Of the use and governance of time and temper. (Ueber den Gebrauch der Zeit und die Beherrschung des Temperamente.) 3½ Sh.

The hebrew characters derived from hieroglyphics. (Ableitung der Hebräischen Buchstaben von Hieroglyphen.) 8½ Sh.

Digitized by Google

Frankreich.

Vorlesungen über Welt-Literatur.

(Fortsetzung.)

Auch der Antheil der andern Nationen an dieser allgemeinen civilisirenden Bewegung ist schon und groß. Jede, ihrer eigene Bahn verfolgend, sich hier oder dort an bestimmte Kreise anschließend, von andern sich abstoßend, trägt zu dem gemeinsamen Werke das Ihrige bei. Zuerst unter allen warf Italien sein Licht auf England, Frankreich und Deutschland. Aber dies Italien nun selber, wahrt man etwa, daß es nichts übernommen, daß es Keinem seine Kultur schuldig sey? Die Provenzer, im Mittelalter durch die Strahlen Arabischen Lichtes so mächtig erhellt, hatte das Bildungswerk Italiens übernommen. Man weiß, wie schnell und verabredetbrud die Provenzalische Blüthezeit gewesen ist; der Feuchtland ward sein dürregewordt, und Italien war derauchtet. Zu diesem Einfluß kam später der der Griechen im Mittelalter, die mit der gelehrten Beute des Alterthums beladen herüberzogen. Sie zogen sich Italien, der Provenzalischen Muse gleich, im Gewande platonischer Liebe; voll gelehrtem Eifer und Fleiße, gleich den Alexandrinischen Kommentatoren; theologisch und symbolisch, wie Byzanz. Aus allen diesen Strahlen, die von so verschiedenen Punkten ausgingen, bildete sich sein neuer Charakter, entflammte sein neuer Ruhm. Man betrachte Dante, Boccaccio, Petrarca und Andere, wie sein ihn Alle, wie sehr sie sich selber erkennen, christlich und gelehrt heißt, ist in diesen drei Namen enthalten, die dem sechzehnten Jahrhundert vorausschreiten und den Gotterruf der Bildung erschallen lassen.

Italien verkannt man den Anstoß in den Künsten und in der Literatur. Deutschland, dem Lande des Gewissens, der Treue, der eyke geadten Liebe für die Wegangenheit, muß der Impuls der Gesetzsamkeit, der Impuls in Philosophie und Religion zuerkannt werden. Des theologischen Schaffsinnes und der Kraft der Wissenschaft hat es sich bemächtigt, nicht, um mit Worten gegen Worte zu streiten, neue Phrasen an die Stelle der alten zu setzen, ein Dilemma durch ein anderes zu bekämpfen, sondern um das Wesen der Sache zu ergründen, die Folgerungen, die es giebt, sind abholut, und seine Raisonnements sind das Urbild der Thaten. Es schreitet langsam, das alte Germanien, aber es ist groß in der maßestätischen Entwickelung seiner Kräfte. Was die Hierstarchen zwölf Jahrhunderte lang versucht, und vergebens versucht hatten, das trat es ein's Werk; mit starkem Arm führt es die Freiheit der Forschung und der Untersuchung auf die Höhe der Welt zurück. Seit Luther ist es diesem Prinzipe getreu geblieben, sei Luther's Zeiten hat man es immer forschen, richten, vergleichen, lernen gesehen. Es ist der Richter, der die Entscheidungen ausspricht über alle Völker, der Sitz des Urtheils und der Kritik. Erst nach langer Lehrzeit hat es gewagt, Schöpferisch aufzutreten, nach einem Studium von mehr als drei Jahrhunderten hat es sein Epochenwerk 1750 gebauert. Seine Jugend ist die Beschreibereidt, und bevor es spricht, versammelt es lange und geduldig die Massen seines Wissens. Beschreibereidt! und es hat Luther, Leibnitz, Kant und Goethe hervorgebracht! Nur diese Namen brauchen genannt zu werden, um den Einfluß Deutschlands auf Europa zu begreifen und seine philosophischen, religiösen, ästhetischen und literarischen Entgegengesetzt, den Gedanken zu seinem Gegenstande hat, nicht die Sinne und Leidenschaften. Von diesem Lande vor allen muß man die höchste über Allen waltende Parteilosigkeit erwarten. Allen Einflüssen ist es zugänglich, alle hat es in sich aufgenommen. Aber man wähne ja nicht, daß es irgendeinen unterthan geworden. Das ist eben seine Hinneigung und sein Glück, daß es alle Nationalitäten verstebt und begreift, daß es in die innerste Eigenthümlichkeit aller einzudringen vermag, daß ihm beschieden ist, mit den Genies aller Zeiten im Bruderbunde zu leben. Weich' ein Verständniß aller Literaturen in diesem Lande, welch ein Mittelpunkt begreifender Extenntniß für alle intellectuelle Thätigkeit der Welt!

Ich gehe zu Spanien über. Wir dächt, der kveische Genius steht vor mir auf; es ist ein Land bewundernswürdiger Energie und großer Selbstständigkeit des Gedankens, das Vaterland des Cervantes und Calderon. Der Arabische und der Gothische Einfluß haben es wie verlassen. Wenn es, mitten in seinen Eroberungen, zwei Italien und Frankreich Ruomen empfängt, die es medsfiziren, so ist dennoch nichts im Stande, es seinem nationalen Genius abwendig zu machen. England, nicht minder unabhängig, aber durch seine centrale Lage für alle äußere Einflüsse zugänglich gemacht, findet das Mittel, seine Originalität und Eigenthümlichkeit, die Freiheit seines Gedankens, seinen nationalen Kern zu bewahren, indem es Alles aufnimmt, was ihm von Italien, Spanien und Frankreich zugeführt wird. Spanien ist ein christlicher Krieger, der da singt, betet, und auf seinen Schild beim Wachtfeuer des Lagers die Epopöe seiner Siege schreibt. England gleicht einem Schiffs-Capitain, der alle Küsten besucht, sein Schiff mit allen Schätzen beladet, sich mit Diamanten und Perlen schmückt, die er von allen Völkern gewonnen, und dabei immer sein Englisches Matrosenkleid anbehält, immer seine insularischen Neigungen und seinen Character mit allen Unaussprechlichkeiten desselben bewahrt.

Wir sehen, daß diese beiden Völker sogar, zwei mächtige und stolze Nationen, die in der Abgeschlossenheit von den übrigen ihre Lust und ihr Behagen finden, an den Werke der Civilisation Theil genommen haben. Und wer vermöchte es auch in der That, sich abzusondern? Nichts kann ihnen bestehen; nichts vermag, sich in solcher Unvertlichkeit zu halten; die wahre und einzige Isolirung für uns ist der Tod. Shakespeare hat von den Italienern gelernt, Pope von den Franzosen, Johnson von den Römern; Cervantes und die Spanischen Dichter ebenfalls. Alle bergen — von Allen; und nur dieser Austausch ist das gemeinsam Allgemeine, immer Beharrliche und Dauernde.

Sehen wir nun, was aus den Völkern wird, die in keinem geistigen Verkehr mit den übrigen stehen. Peru, Mexiko und China haben lange vor unseren Zeiten den höchsten Grad derjenigen Civilisation erreicht, die sie den Menschen, wenn er in Massen mit seiner Thätigkeit isolirt, möglich ist. Aber dieser Schatz ist ihnen unter den Händen verschwunden. Weil sie die Triebe ihrer Lebenskraft und Entwicklung zu erneuern, und sich vermöge jener geistigen Verbindung, von der ich gesprochen, zu verjüngen unterlassen haben, sind alle Hoffnungen, die ihre Kindheit verhieß, zu nichte geworden, so gerade ins Entgegengesetzte umgeschlagen. Man könnte jenen alten Persischen Stamm, die Ghebren anführen, die durch die Satzungen ihrer Religion verdammt wurden, aus sich selber zu verkümmern und in wüstes Unkraut aufzuschießen; Bücher und Schwestern verhrieathen sich unter einander, und das Resultat dieses verderblichen Systems ist die völlige Entartung und der Verfall eines Geschlechts, welches ehemals das schönste auf der Welt war. Man kann sich davon überzeugen; es existirt noch als waenendes Beispiel, und alle Reisenden stimmen darin überein, daß man niegend unter den Menschen, in keinem Stamme, so abschreckende Mißgestalten, eine so widerliche Häßlichkeit, ein verdidderndes und so stetig fortschreitendes Verstümmern und Abschwächen wieder antrifft.

Sitten mit das merkwürdigste Beispiel von dieser Verstümmerung des Gedankens. Seit Jahrhunderten existirt ein Volk, das unwiderlegte und das sinnigste zugleich von allen Völkern; ganz intellectuell und ganz materiell, verbindet und undekannt zugleich; ein Paradoxon unter den Völkern, dessen bloßer Name schon das Ohr mit einem lächerlichen Gegensatze verletzt, den sich nicht genauer ausdenken kann, ohne zu verlieren. Es hat die Wirkung des Gedankens auf den Gedanken, seine Thätigkeit und Wechselwirkung begriffen, aber als eine Plage, vor der man sich hüten und sicher stellen müsse. Diese Alles durchdringende, allüberragende, mitwirkende Gewalt der Zuteiligen ist ihm deutlich gewordent; aber es sieht darin nur eine Pest und einen Feind, dagegen seinen Sanitäts-Kordon zu ziehen. Seine Lage zwischen Europa und Asien hat ihm diese Möglichkeit benutzt, hat es allen moralischen Verkehr mit der übrigen Welt aufgehoben und von sich abgehalten. Im Besitz einer seit langer Zeit her fest bestimmten Sprache, hat es eine Unzahl hieroglyphischer Zeichen zu Buchstaben verwandt. — Diese Zeichen nun zu verändern, zu verbessern, ist ihm nie in den Sinn gekommen, ist zum unverletzlichen Verbrechen geworden. Die Masse dieser symbolischen Zeichen macht sie die, welche das Idiom dieses Volkes lernen wollen, eine ungeheure Anstrengung des Gedächtnisses erforderlich; die ganze Intelligenz hat sich hier auf das Gedächtniß, das heißt, auf den materiellen Theil der Intelligenz konzentriert. Man hat die Menschen nach der größeren oder geringeren Fähigkeit zu diesem Theile beurtheilen können, klassifiziert; wer deutsamend Wörter weiß, ist Mandarin zweiter Klasse; wer viertausend weiß, Mandarin erster Klasse. Das Leben jedes dieser Geschehen ist zu einer unermeßlichen Existenz geworden. Wo sollte eine Thätigkeit oder Energie des Geistes hervorkommen, wenn alle seine Kräfte auf diesen Punkt hingewiesen worden sind? Ein solches Volk, ein solches System ist eine traurenhafte Mißgeburt von Civilisation, die sich nie aus den Zeiten der Freiheit der Untersuchung, des unbehinderten Gedankens hat erheben können, und um so wunderbarer erscheint, als diese südliche Welt, diese Ebenesen, alle unsere Hilfsmittel, alle unsere Zustimmende lange Zeit vor uns besessen haben — den Kompaß, oder ohne Entdeckungen, die Buchdruckerkunst, das Pulver, oder ohne Eroberungen. Pulver, aber keine Eroberungen! die Materei, aber ohne die Wissenschaft der Perspetive! praktische Philosophie, und keinen einzigen Versuch zur Entwickelung einer Existenz als freies Volk! Statistik, und keinen Versuch, das Land von dieser alles Maaß übersteigenden Bevölkerung, die sich von Hungers von Mißbrauch in den Gebirgen von den Ufern der Flüsse nährt, erleichternd zu befreien! Keine Gewinnung an Kolonien in's Ausland, die allen diesen Unglücklichen, die der Staat nicht ernähren kann, einen Ausweg der Rettung eröffnen würden!

Und dies Alles, weil es die allgemeine Intelligenz, die ihm einwohnt, in sich selber hat verschoren und erstarren lassen, weil es einen unüberschreitlichen Damm zwischen sich und den übrigen Völkern aufgeführt hat, die ihm den lebendigen thatvollen Gedanken hätten bringen können. Der Gedanke will Stoff, Nahrung, Bewegung, Verändrerung; er drängt vorwärts, will den Kreis des Universums durchlaufen, den Pol zu Pol schreiten, von Jahrhundert zu Jahrhundert: er ist, wie in der Physischen Welt, jenes flüssige Metall, jenes Beweglichste so reflamlich ist, das unter dem Finger, der es niederdrücken will, entweicht und in die Körper mit unwiderstehlicher Geschwindigkeit eindringt.

Ja, der Gedanke bewahrt seinen Einfluß, nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch in kaum berechenbaren Entfernungen. Aristoteles wird im Mittelalter die Regel der Schulen; er bewachtigt sich der ganzen Philosophie bei den Arabern. Die späteren Generationen sind durch ein unaufhörliches Band mit den früheren verkuüpft; sie hinterlassen einander Vermächtnisse, die Jahrhunderte lang schlafen, aber immer in irgend einer zukünftigen Zeit an's Licht treten und sich als fruchtbar geltend machen. Die Generationen sind die Lebenstage des menschlichen Geschlechts. Es geht nichts verloren, was das Leben seinen Griffes hört nie auf, trotz aller Trümmer der Zeiten. Oft, wenn es zu schlafen scheint, stärken sich seine Kräfte während des Schlafes. Eine Woge der Ideen reißt die andere; neue Dogellen brechen auf, stärker braust der Strom als zuvor; Anschauen, Sitten, Religionen, Sprachen, Institutionen — Alles drängt und treibt einander, verschlingt und zerstört und ersetzt sich wieder. Man glaubt, den Gipfel der Vollendung zu sehen, und man sieht beim Verfalle; in dem Verfalle wähnt man, dahin gerissen zu werden, und es entsteht ein unerwarteter Aufschwung. Die großen Meister in diesen allgemeinen Werke sind die Menschen von Genie.

Schöpfung und Zerstörung, Leben und Tod, diese beiden Mächte ergänzen sich ewig und erhalten sich in lebendigem Gleichgewicht. Wir leben, sagt man, in einer endlichen Welt; alle Institutionen sind dem Wankel unterworfen, der allgemeine Verfall umgiebt nur; so bitter bekagen wir uns und beschuldigen den Himmel und vergessen, daß in der

Digitized by Google

Hülle dieser dahinsterbenden Welt schon eine neue geheimnisvoll vorgebildet liegt, daß diese verwerbrechen noch vollkommen und leuchtend dastehen wird in dem Augenblick, wo man wähnt, die allgemeine Vernichtung müsse alle Völker verschlingen. Seltsam wunderbares Werk! Die alten Ideen scheinen zu neuen Formen, zu Lügen und Phantomen herabgesunken, und nun bauche man diesen Aschenhügel an, und was wird neue Ideen gewahr werden, die ganz in Feuer stehen und voll sind von Leben und Zukunft. Die Todeszuckungen der Ligne und das Grab des Feudal-Wesens sind die Wiege der Monarchie Ludwig's XIV. Keinen tieferen Fall kann es geben, als den Rom's, der Königin der Welt, wie sie sich überall gegen die Völker mit langer, wüster Agonie bezahlt — und das Leichentuch, in das sie sich einhüllt, verwandelt sich in die Windeln einer neuen frischdarren und blühenderen Civilisation: die christliche Welt schlägt ihre Wurzeln und keimt aus den Trümmern der Römischen empor. Das sind keine Theorieen, das ist die klare Geschichte, die bekanntesten Thatsachen, die jeden Mann, die unbestreitbaren Momente der Erinnerung des Geschlechtes sind es, an die ich mich halte. So oft ein allgemeiner gesellschaftlicher Zustand in Trümmer sinkt, von welcher Art er auch sey, haben offenbar geheime Einflüsse schon immer an dem Gewebe einer neuen Welt gewirkt; jener fällt, und sie tritt hervor.

Welche ich auch betrachte von allen Nationen des gegenwärtigen Europa's, und wir ich alle Fragen, die sie in Bewegung setzen, hin und her wende und mit Rechenschaft zu geben suche von ihren Ansprüchen und Hoffnungen, so sind es doch nur immer zwei Namen, die in meinem Ohre wiederhallen, zwei Mönchsgestalten, die vor mich hintreten, zwei ernste Männer, aus dem Schooße der Zeiten, aus den tiefen wüste hervorleuchtend, die Luthers und Calvins, die ich sehe, Zwei Litteraten zu ihrer Zeit, haben sie eine Gewalt ausgeübt, die ihres Gleichen nicht! Der Gedanke war ihr einziges Werkzeug.

Alles Neuerste, was sich uns darbietet, die Reform in England, die Toleranz in Irland, die Untersuchungen in Spanien, die Kämpfe der Theorieen in Frankreich, alles ins Gesamt auf dem Rechte des indrisso duellen Urtheils, der Berechtigung des Einzelnen zur Prüfung der höchsten Interessen, auf der Vernunft des Menschen, die das Privilegium ihrer Freiheit in Anspruch nimmt; es ist der Kampf des Gedankens gegen die blinde Autorität. Freiheit der Presse! sagen wir Franzosen. Man befrage das Orakel der Vergangenheit. Die Vergangenheit ist ein Prophet, der immer wahr spricht, und sie wird uns antworten: Luther. — Persönliche Freiheit! Und die Vergangenheit wird antworten: Calvin.

Wer hat zu den Völkern gesagt: Presse! Wer hat die Bande der blinden Autorität gesprengt? Jene beiden Mönche.

Luther kehrte sich gegen den Missbrauch des Glaubens, der andere gegen die Hierarchie. Was haben Voltaire, Diderot, Rayneal weiter gethan? nur das Werk dieser beiden Mönche vollendet, sonst Nichts. Vor ihnen nieder, vor diesen furchtbaren Vorkämpfern, ihr Alle, ihr Chalaws und Fox, und Beccaria's und Wilke's und Picadan's und all' ihr gewaltigen Trümmer jener Zeit. Schlage, Mose Luther! Calvin! Das Echo dieser beiden Namen sind unsere heutigen Ansichten, unsere heutigen Lehren und Kämpfe, Hoffnungen und Schmerzen. O, wie das Leben dieser beiden Theologen Zeit und Raum wunderbar überschritten und überdauert hat! „Inseits des Atlantischen Oceans, wähnt man, sind Republiken gegründet! O neun! in Blockhäusern und Sennerien herrscht heute noch, als unumschränkter König, Calvin.

Versetzen wir uns um zwei Jahrhunderte zurück; in das Jahr 1626. Auf einer ihren Ufern belebten in der Grafschaft Lincoln in England stehen wir ein Zwanzig armer Leute, friernd, zitternd, betend, sich in den Fellenthüten verbergend. Die Nacht ist dreingetrocken; auf dem feuchten Sande liegen sie auf den Knien hier; die barocke Arche des Schiff, das sie aufnehmen soll; ihre Weiber und ihre Kinder neben ihnen, Alle entschlossen, — ohne Thränen, ohne Schwachheit ihre frühere Existenz aufzugeben — alle bereit, mit ihren Vätern und Männern in die Verdammung zu gehen. — Anbekannte Anhänger Calvin's sind es, die ihren Glaubens abschwören sollen. Schon zwei Mal haben sie den Versuch gemacht, aus England zu entfliehen, zwei Mal hat man sie erwischt und mit Bußen, mit Kerker und Pranger gestraft. Von den Protestanten verfolgt, sie, die jüngste Geburt des Protestantismus, der letzte Ausdruck desselben, geben sie, wie uns einer dieser Leute, der uns einen Reisebericht hinterlassen, traurig sagt: geben sie, sich selbst entwöhnend von der süßen Milch der Heimath, ihr Leben des. Das Band des gemeinsamen Unglücks vereint sie. Sie bilden eine kleine Republik, gehen über das Meer, ziehen mit ihrer Armuth und ihrem Muthe mitten durch die Welt und realisiren dort drüben in jenen unbekannten Ländern Calvin's Gedanken ungeflört und unverkümmert.

Glaube man, daß dieser Gedanke auf der langen Bahn erloschen oder schwächer geworden sey unter der Last der Jahre und Arbeiten? O nein! Man wird es sehen, ob der Geist Calvin's in den Trübsalen der Verbannung, des Elends und langer Dunkelheit seine eigenthümliche Energie zu bewahren vermocht — später zeigt es sich, wenn die Kampfestage gegen das allmächtige Großbritannien zur Sprache kommt. Die Stunde der Amerikanischen Revolution schlägt, und wir erfahren, ob das Blut der calvinistischen Lehre noch heiß und rein in den Adern der Bürger von Massachusetts rollt, ob sie treu sind den Theorieen ihrer Vorältern und ihr Vermächtniß heilig bewahrt haben, ob es noch diesen Menschen sind, die sich keiner Autorität, die ihnen das Joch eines fremden Gedankens aufzegen wollte, unterwerfen mochten, und sich lieber entwöhnten von der süßen Milch des Vaterlandes!

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Les adieux du vieux conteur. — Von J. N. Bouilly. 3½ Fr.
Contes pour les enfans. — Von Fr. Soulié. 2 Bdchen 2½ Fr.
L'echelle des femmes: la femme du peuple. la griselle. la bourgeoise, la grande dame. — Von E. Souvestre. 2 Bde. 10 Fr.
La femme et la maitresse. — Von Max. Perrin. 2 Bde. 15 Fr.
Le monde comme il est. — Vom Marquis von Custine. 2 Bde. 15 Fr.
Le receleur. — Von Hypp. Ballée. 4 Bdchen. 12 Fr.
Le roman de l'avenir. — Herausgegeben von Felix Bodin. 7½ Fr.
La vie d'un garçon. — Von Raban. 3 Bde.
Une apostasie. — Von E. Delacombe. 2 Bde. 15 Fr.
Emprunts aux salons de Paris. — Novellen von Anceleot. 7½ Fr.
Parole de providence. — Von Madame Clarisse Bigenrenty. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— Wirklicher Ausdauer. Auf einem Schiff, welches bei Billingsgate in London vor Anker lag, wurde vor kurzem durch einen Zufall die Entdeckung gemacht, daß ein Mädchen, als Knabe verkleidet, schon längere Zeit auf demselben Matrosendienste verrichtet hatte. Es war nämlich gerade ein Hafenbeamter an Bord des Schiffes, als der vermeintliche Schiffsjunge von einem alten Matrosen geschlagen wurde. Dieser verwies zwar dem Letzteren sein hartes Verfahren, wandte sich aber zugleich an den Gemüthsmenschen und den Matrosen: „Ei, so schreit doch nicht wie ein Mädchen!“ „Mädchen!“, brüllte der alte Matrose, „ja, ganz recht, das ist sie, und wenn sie noch lange Zeren macht, so soll alle Welt die Geschichte erfahren.“ Der Beamte forschte natürlich der Sache augenblicklich nach, und fand die Aussage des Matrosen bestätigt. Das Mädchen war aus einer nördlichen Grafschaft von Irland, wo ihr Vater, wie sie sagte, seit einigen Jahren das Geschäft eines Getraidemäklers betrieb. Sie hatte die Bekanntschaft eines Schiffs-Capitains gemacht, der sie lieb gewann, und dessen Neigung sie erwiederte. Nach einiger Zeit mußte dieser aber nach Amerika, und da sie lange keine Nachricht von ihm erhielt, entschloß sie sich, ihm zu folgen. In Amerika angelangt, hörte sie, daß ihr Geliebter gestorben sey. Nun beschloß sie, aus Pietät gegen den verlornen Mann, selbst in den Seedienst einzutreten. Sie verschaffte sich Matrosenkleider, und da sie eine bräunliche Gesichtsfarbe hatte, so ward ihr die Täuschung leicht. Man hielt sie für einen jungen Burschen, und es gelang ihr, auf dem Schiffe „Beiskill“, das nach dem Mittelländischen Meere segelte, als Koch und Schaffner angestellt zu werden. Sie war zwei Jahre lang zur See gewesen, die endlich durch obigen Vorfall ihr Geschlecht an den Tag kam. Als der Lord-Mayor von London die Geschichte hörte, wollte er aus seine Mädchen nicht länger in dieser unnatürlichen Lage lassen, und schickte nach ihr. Sie erschien in Begleitung des Capitains Jones, seiner Frau, seiner Tochter und seiner Gattin, die sich sie für interessirten. Aus der Aussage des Capitains ergab sich, daß derselbe einige Zeit vor der Ankunft des Schiffes im Hafen von London erfahren hatte, daß sein Koch ein Mädchen sey, Namens Anna Thornton. Es hatten ihn nämlich einige von der Mannschaft, denen es aufgefallen war, daß der verwünschte Koch niemals Grog trinken wollte, darauf aufmerksam gemacht, und die Vertheidigung hatte ihr Schicksal entdeckt. Der Lord-Mayor fragte sie, ob es wahr sey, daß sie von ihrem Capitain und von der Mannschaft, wie er gehört habe, oft übel behandelt worden, worauf sie erklärte, der Capitain habe sich immer menschenfreundlich gegen sie benommen und sie gelobt, sie möchte sich nur ihm allein erkennen, wenn einer von den Matrosen hart gegen sie verfahre; nun habe sie zwar im Verlauf der Reise einige Mal von den Matrosen Schläge bekommen, weil sie im Sturme nicht so angestrengt arbeiten gekonnt, sie hätte es aber dem Capitain nicht gesagt, weil sie entschlossen gewesen, sie mit als möglich ohne Murren zu ertragen. Der Lord-Mayor: „Ist es möglich, daß dies junge Mädchen, denn sie kann nicht mehr als 16, höchstens 17 Jahre zählen, die Strapatzen einer Matrosen-Laufbahn?“ Capitain Mac Intyre: „Ja wohl, Mylord; sie that es zum Erstaunen; sie war im ärgsten Wetter bei der Hand und half die Segel aufziehen und beilegen, obgleich wir eine schlimme Fahrt hatten. Das arme Wesen, es ging sehr hart. Sie schien von der Nasse viel zu leiden, aber sie achtete es nicht und brachte sich wie ein Mann durch.“ Lord-Mayor: „Ist die Erzählung von dem romantischen Geschick dieser Person ganz wahr?“ Mac Intyre: „Ich habe keinen Grund, an ihren Aussagen zu zweifeln. Sie war nicht im geringsten geschwätzig; im Gegentheil, sie that die Matrosen-Dienste ohne Murren und brauchte ihre Hände weit mehr als ihre Zunge.“ Lord-Mayor: „Bist Du eines so gezogen Lebens nicht müde?“ Das Mädchen: „O ja, ich möchte nun wohl wieder nach Hause. Ich hoffe fest, mein Vater wird mir den Kummer verzeihen, den ich ihm gemacht. Habe ich doch auch Kummer genug gehabt.“ Capitain: „Ich will ihr gern den sünfmonatlichen Sold bezahlen, den sie noch zu empfangen hat, nämlich für den Monat 2 Pfd. 10 Schillinge; es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihr etwas davon abzuziehen. Erst vor wenigen Tagen hörte ich, daß wir ein Mädchen an Bord hätten. Ich war der Letzte auf dem Schiffe, der es erfuhr, und ich wollte es kaum glauben, als der Bootsmann es mir anzeigte. Ich kann übrigens bedeuern, daß sie sich auf der ganzen Fahrt doppelt anständig aufgeführt hat.“ Lord-Mayor: „Ich werde für das Mädchen sorgen, bis ich von ihrem Vater Nachricht habe, an den ich noch heute Abend schreiben will.“ Anna Thornton dankte dem Lord-Mayor auf's innigster für seine Theilnahme und Menschenfreundlichkeit und verdrante sich seiner Obhut an. (Morn. Her.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Mittwoch den 25. Februar 1835.

Spanien.

Das Reisen in Spanien und das Museum von Madrid.

Eine bekannte Pariser Zeitschrift enthielt im Dezember des vergangenen Jahres einen, aus der Feder des Herrn Louis Viardot geflossenen Artikel, mit der Ueberschrift: „le Musée de Madrid". Die Revista Española nimmt davon Veranlassung, gegen die neueren Reisebeschreiber Spaniens's, zu denen sich nun bald auch ein bekannter Deutscher Fürst gesellen wird, ein wenig zu polemisiren, und sagt, in Bezug auf die Bemerkungen des Herrn Viardot:

„Schon die Einleitung zu diesem Artikel hat uns nicht wenig überrascht, und wir erinnerten uns dabei unwillkürlich an jene Anekdote von dem Gemälde, das einen Löwenbändiger darstellte, und bei dessen Anblick Jemand ausrief: „„Der Maler selbst ist wahrlich kein Löwe gewesen!"" — Herr Viardot ist zwar kein Spanier, allein er hat Jahre lang in Spanien und namentlich in Madrid verweilt, und man könnte also wohl von ihm verlangen, daß er pflichtere Data hätte, um der Wahrheit gemäßer zu sprechen. So ungerechte Behauptungen, wie die seinigen, dürfen aber in keinem Falle ungerügt bleiben, obschon jeder andere Franzose, der über unser Spanisches Vaterland raisonnirt, in ganz ähnlicher Weise zu Werke geht."

„Der Verfasser sagt in der Einleitung: „„Wenn die Pyrenäen in ihren malerischen und großartigen Partieen so gut angelegte Heerstraßen hätten, wie z. B. die über den Simplon; wenn in den Ebenen am Ebro gute Posthäuser und statt schielender Mauldiere tüchtige Relais-Pferde zu finden wären; wenn man nicht mit Karavanen reisen müßte, als ging es nach Arabien und bei jedem Schritt auf Räuberbanden stieße; wenn der Fremde in Spanien überhaupt gute Wege, sichere Fuhrwerke und keine so ermüdigen Wirthshäuser fände: da wäre den Reiselustige wahrscheinlich von dem alten Schlendrian zurücktommen und die pyrenäische Halb-Insel noch lieber besuchen, als selbst die appenninische.""

„Es würde uns nicht schwer werden, Hrn. Viardot zu beweisen, daß es in Spanien weder an guten Wegen, noch an guten Fuhrwerken und Wirthshäusern fehlt. Wir haben diese Dinge zwar nicht in so großer Anzahl wie die Franzosen, aber sie kommen den übrigen an Güte mindestens gleich, und mit den Wirthshäusern in Frankreich ist es, wie Rez. aus eigener Erfahrung weiß, oft noch weit schlechter bestellt. Herr Viardot klagt über die schlechte Kost in den ventas, und wir könnten ihm dagegen eben so viele Französische auberges anführen, wo nichts besseres zu bekommen war, als garbure avec un petit salé (etwas Kohl und versalzenes Fleisch), sehr schlechter Wein und noch schlechteres Bier. Gesetzlich muß die gemüthlichen Pestwege verlässt, muß man hier und in Frankreich viel Ungemach erleiden; aber es darf auch nicht vergessen werden, daß Spanien noch gleichsam auf der Schwelle der Freiheit steht, während Frankreich schon vieljährige politische Erfahrungen gemacht hat."

„Wo Herr Viardot von der Königlichen Bibliothek in Madrid spricht, ist er so gütig, uns anzuzeigen, daß man daselbst eine reiche Sammlung von Manuscripten findet, daß aber nur wenige von dem Personale der Bibliothek Homer's Namen in Griechischer oder Muhamed's Namen in Arabischer Schrift lesen können. Wenn dies bei den Bibliothekaren damaliger Zeit wirklich der Fall war, so lag die Schuld davon nicht bloß an den Spaniern: verhalten uns nicht die Französischen Truppen selbst zu Calomarde, jenem geschworenen Feinde alles Wissens und aller Gelehrten?"

„Von der Bibliothek wendet sich Herr Viardot zu dem Münzen-Kabinet: er sagt von demselben, es sey das reichste und prächtigste in der Welt, wo man auf 130,000 Münzen aus der Phönizischen, Griechischen, Punischen, Römischen, Gothischen und Arabischen Periode die Geschichte aller der Nationen studiren könne, die Spanien der Reihe nach beherrscht; nur sollten diese festbaaren Alterthümer, wie unser Verfasser meint, nicht in den Schubladen der Wandschränke unordentlich durcheinander liegen, und einen Direktor haben, der etwas mehr von seinem Amt verstände, als das Verschließen der Thüren. Herr Viardot hat in diesem Punkte nicht ganz Unrecht; allein die Verwahrlosung des Münz-Kabinets ist auch eine Wirkung der vorhin erwähnten Ursache, und wir wünschen schnlichst, daß auch diesem Uebel bald abgeholfen werde. Eben so richtig urtheilt Herr Viardot über das Zeughaus, das naturhistorische Kabinet und den botanischen Garten."

„Treten wir nun an der Hand der Verfasser in das Museum, welches zu seiner Relation den Titel hergegeben, „„das Gebäude"", sagt Herr Viardot, „„ist prächtig, obschon man ein halbes Jahrhundert daran gebaut hat."" Der Bau wurde nämlich erst im Jahre 1828 beendigt. Man hat einen Theil der Gemälde, die bis dahin in den Palästen von Madrid, Aranjuez, San Ildefonso, El Pardo, La Zarzuela und La Lanina zerstreut waren, dahin transportirt und nach Materien geordnet."

„Der Verfasser eilt von Saal zu Saal und findet, daß unser Museum an Italiänischen Gemälden erstaunlich reich ist. „„Man sieht hier"", bemerkt er, „„nicht bloß die, in gewissem Betracht secundairen Werke Bellini's, der Bassano's, Caraccci's, Andrea del Sarto's, Guercino's, Jordano Bruno's, Caravaggio's, des sanften Albano und des rauhen Salvator Rosa: auch die Meister von ersten Range haben zu diesem Kunstschatze das Ihrige beigesteuert. Leonardo da Vinci liefert ein Bildniß der schönen Monna Lisa, der Gattin Jocondo's, die er zwei Mal konterfeit hat.*) Guido eine Kleopatra, eine Maria Magdalena, eine Himmelfahrt Maria's und andere seines großen Rufes würdige Stücke. Von Tintoretto besitzt das Museum eine Menge verschiedenartiger Gemälde, worunter sein Meisterwerk, das Innere des Senates von Venedig. Auch Paul Veronese und Tizian, der wunderbare Genius, haben dem Museum von Madrid ihren Tribut bezahlt. Cadore kann man hier in allen seinen Genres studiren, und selbst von dem unsterblichen Jüngling Raphael bewahrt das Museum einige Produkte."

„Nach den Italiänischen Meistern folgen die anderen großen Maler des Auslandes. Die kleinen Gemälde der Niederländer füllen zwei Säle; man sieht hier Werke von Tenier, Ostade, Ruisdael, Wouverman, und einige Meisterstücke der drei Gewaltigen, Rubens, Vandyk und Rembrandt."

„Wenn Herr Viardot die Italiäner und Niederländer gemustert, begiebt er sich in die Seitenhallen zu den Spaniern. „„Ich möchte wohl"", sagt er, „„das Ihnen der Kunst verstehen; nicht etwa die todten technischen Ausdrücke, sondern jene Sprache, die alle Empfindungen, welche ein Meisterwerk der Kunst in unserm Innern erregt, mit Leben und Lebendigkeit wiedergeben kann. In Italien hat die moderne Malerkunst zur Welt; dort sah man sie fortschreiten und blühen: als die Ausländer sie eroberten, stand sie schon im Alter der Reife, und so gelangte das künstlerische Ausland mit einem Mal auf die Stufe der Vollkommenheit, die es überhaupt nur erreichen konnte, ohne eine Entwicklungs-Periode durchzumachen. In Spanien, wie in Frankreich, entstand die Geschichte der Kunst einem Zeitraum von ungefähr zwei Jahrhunderten, und wir lernen eine isolirte Generation kennen, die weder Nachempfinden, noch Nachempfinden hat. Juan de Juanes, der Zeit nach der erste und seinem Verdienste nach gewiß nicht der letzte Spanische Maler, besuchte Rom, wo er unter Raphael's Schülern sich befreundete, als er nach Spanien zurückgekehrt war, stiftete er die Valenzianische Schule, deren Korypháen er immer blieb, weil keiner seiner Schüler ihm den Rang ablief. Juanes war gewiß der treuste Nachahmer Raphael's. Seine Gemälde haben dieselbe Schärfe der Umrisse, dieselbe Schönheit der Formen und dieselbe Energie im Ausdruck.""

„Herr Viardot zählt nun die berühmten Spanischen Maler der Reihe nach auf; am Schlusse derselben ist bei Velazquez und Murillo, von denen er mehrere vinlänglich bekannte Anekdoten erzählt. Er behauptet, es würde seinem Vaterlande vielen Segen bringen, wenn einige Französische Künstler nach Madrid reisten, um die Werke der Spanischen zu studiren. Er sagt ihnen: „„Warum besucht Ihr nicht Spanien? Dort ist das Klima eben so heilsam, der Sternhimmel eben so glühend, der Himmel eben so klar, die Luft eben so rein wie in Italien. Wollt Ihr Natur und Kunst studiren, Ihr könnt es nirgends, nirgends besser als in Madrid!""

„Hier scheint aber Herr Viardot zu vergessen, daß man ja in Spanien nicht reisen kann, daß es keine Landstraßen und in den Ventas nichts zu essen giebt, als höchstens Gerste; daß man entweder bei jedem Schritte auf Räuberbanden stößt. Welchem Französischen Künstler wird es wohl in den Sinn kommen, ein so barbarisches Land zu bereisen?"

„Herr Viardot schließt mit der Bemerkung: „„Frankreich habe eine schöne Gelegenheit vorübergehen lassen, sich in den Besitz einiger Dutzend trefflicher Gemälde — wie sie in Spaniens Palästen so zahlreich —, einiger hundert Manuscripte und einiger tausend Medaillen zu setzen.""— Sollte dem wirklich so seyn? Die schöne Gelegenheit war übrigens, wie Herr Viardot berichtet, folgende: „„Als Ferdinand VII. im Jahre 1823 mit Hülfe von hunderttausend Französischen Bajonetten den Spanischen Thron wieder bestiegen hatte, stellte er dem

*) Das andere Portrait ist in Paris.

Digitized by Google

neuen Bembôme frei, einige Treppchen seiner Expedition sich auszuhelfen. Der Französische Chef, welcher seine Gendarmerie großmüthiger Weise zu Riego's Hinrichtung hergegeben hatte, nahm nun, als Entschädigung für die 400 Millionen Franken, die im Spanischen Feldzug draust gegangen waren, bloß einige Reliquien für seine Hauskapelle mit.“

„Das Blut muß jetzen wackeren Spanier in den Adern kochen, wenn er so lügenhafte und ehrenschänderische Ausdrücke hört. Hatte der Chef jener Französischen Heeres wirklich so ganz vergessen, sich auf andere Weise schadlos zu halten? Darauf mögen die Kanonen von Cadix, Barcelona und anderen Orten, wo seine Truppen eine Zeitlang verweilten, antworten; darauf wollen wir die Südstern antworten lassen, die wir zehn Jahre lang unter dem Titel „Strob- und Gerstegebäuderen“*) den Französischen Truppen liefern mußten, und überhaupt alle die herrlichen Vortheile, die uns daraus erwuchsen, daß jener ehrenwerthe Chef seine Gendarmen bezahl. Welche ruhmvolle Erinnerungen für das Französische Heer! Kein Wunder, daß man sie immer von Neuem aufsuchen!“

Bibliographie.

Los rebeldes en tiempo de Cárlos V. (Die Aufrührer aus der Zeit Karl's V.) Nach dem Französischen des Vicomte von Arlincourt. 3 Bde.

Manual para el cultivo de sedas. (Handbuch für den Seidenbau.) Von D. Jojé Garcia Sanz.

El siglo XVI. en Francia. (Das 16te Jahrhundert in Frankreich, oder Mina von Montpensier.) Historischer Original-Roman. Von Don Bernardino Nuñez de Arenas.

Breve diálogo, en que con reflexiones muy sencillas se demuestra la obligacion de conciencia, que tienen los Españoles, de obedecer al gobierno de S. M. la Reina Doña Isabel II. (Ueber die Verpflichtung jeder Spanierin, der Regierung der Königin Isabella II. zu gehorchen.) 4. Pr. 3 Rl.

Frankreich.

Wissenschaften über Welt-Literatur.

(Schluß.)

Man könnte wir vielleicht einwenden, jene Einfälle seyen allerdings politischer und religiöser, aber nicht literarischer Art. Es ist schwierig, in diesem viel verzweigten Gewebe angehen zu können, bis wie weit jeder Einfluß reicht, und wo er aufhört. Calvin zum Beispiel, dieser Mann, der uns zunächst als Reformator entgegentritt, ist zugleich einer der großen Schriftsteller seines Jahrhunderts. Die gedrängte Fertigkeit seines Stils entsprang aus der Strenge seines Gemüthes; sie entsprecht der Härte seines Systems, und diente allen jenen protestantischen Predigten, in denen heiße Strenge der Gedanken und Schmucklosigkeit der Rede charakteristisch ist, zum Muster. Andererseits wird Michel Montaigne, der weltlicher Schriftsteller, der skeptische Geschwätzer, der nur die Feder regreift, um die Zeit zu tödten, und seine Erinnerungen zu sammeln, er, der wohl nie im rufternsten daran gedacht hat, Lichtenhaupt und ein Licht der Schule zu werden — wieklich Haupt einer Sekte, ohne daß er es verlobt oder danach gestrebt. Alle skeptischen Geister regt er an; Bayle geht aus seiner Schule hervor, Voltaire saugt sich start an seinen Brüsten, Rousseau ist ihm mehr als einen Satz schuldig, und Hume thut nichts weiter, als daß er seinen Zweifel in ein System bringt. Wer hätte Montaigne und Calvin auf eine Linie stellen mögen — den Erstmann, den Spitzruder, der ganz seinen Neigungen lebt, und den unredlichsten, kaltlos thätigen Häresiarchen. Worin bestehen sie sich denn? Der eine hat zerstört und aufgehaut, kraft seines Gedankens, der andere hat sich begnügt, der Welt seine Gedanken zu hinterlassen, und diese haben sie sich selber Jünger getragen. Wer in die menschliche Gesellschaft einen Gedanken geschrent hat, zerstörend oder schaffend, gleichviel, hat etwas Unsterbliches gethan.

Ihre Kunst in einer Geschichte der Literatur Luther vergessen, wer in einer Geschichte der Politik Calvin? Die Französische Prosa des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts datirt von dem Genfer Reformator; die Deutsche Prosa von dem Wittenberger, das dies Literarische ist aber ein sehr beschränkter Gesichtspunkt. Die Geschichte des Geistes ist unser Gegenstand, nicht die Literar-Geschichte. Die Thaten und Werke der Intelligenz wollen wir studiren, bei Calvin und Montaigne, Baco, Luther, Shakespeare, Molière, Calderon und Voltaire, bei Allen, die die Bahnen der Civilisation gebrochen haben; sie mögen Dichter oder Reformatoren, Dramatiker oder Denker heißen, wir sehen in allen nur die Werkmeister eines und desselben Baues.

Wir sehen hier von Vorliebigung und nicht von Literatur.

Was heißt Literatur? Umfaßt dies Wort in seiner weiten Bedeutung alle schriftliche Hervorbringungen des Geistes? Muhammed's Koran und die Proclamationen Bonaparte's? ein Madrigal vom Marquis von Pojay und Zoroaster's Gesetzbuch? Woher kommt dieser bizarre Name, und wir ist diese wirrige Geschäftigung mit den höchsten Gedanken zu einem gemeinen Handwerk herabgesunken?

In Griechenland, wo das Wort eine so große Gewalt über die Menschen ausübte, wo es zu Ehrenstellen, zum Ruhme, zur Herrschaft führte, wurde das Wort zu einer Kunst: Lehrer traten auf und versprachen sie ein bestimmtes Honorar reden zu lehren über Alles und gut. Nun kamen alle ihre Regeln der Rhetorik auf, der ganze Wust von künstlichen Systemen; der Bildung der Phrasen wurde die höchste Wichtigkeit beigelegt, auf ihre Abrundung und schmeichelnden Wohlklang vor Allem gesehen. Als ihr Vaterland zu Grunde gerichtet war — ihr selber sind der Ausdruck und die Manifestation dieses Verderbens — gingen die Sophisten nach Rom. Hier schlugen sie nun ihre rhetorischen Lehrstühle auf, unterwiesen in den Wissenschaften, in der Literatur die Söhne der Luitiren, und je wankender die Organisation des Staats-Körpers wurde, desto größer wurde ihre Menge. Sie sind die erbittertsten Feinde des Christenthums bei seinem ersten Auftreten. Mit ihnen beginnt die Herrschaft der Kommentare, das sorgfältige Studium der Prosodie, das Abwägen der Wörter und Silben, das Aussarbeiten der Perioden. Am Hofe zu Alexandrien finden sie freien Zutritt und den günstigsten Boden ihrer Herrschaft. Groß als Kritiker, ohne irgend eigene Schöpferkraft, von beunruhigendem Scharfsinn sind diese Sophisten die Lehrer des neueren Europa's gewesen. Einzelne Byzantinische Griechen bringen nach Italien das alte Feuer der antiken Bildung mit Kommentaren und gelehrten Scholien bedeckt und verschüttet. Ihnen haben wir es zu danken, daß die Schätze des Alterthums nicht verloren gegangen sind; aber mit dem Pedantismus hat das neuere Europa angefangen.

Wir sind Pedanten gewesen, eh wir jung gewesen sind. Unsere ersten Jahre, die Jahre der jugendlichen Frische und enthusiastischen Anschwungs, wir haben sie der Gelehrsamkeit und der Dialektik geweihet. Da sind die neueren Nationen, und besonders die, welche der Römische Einfluß knechtemmen hat, jahrelang jung und alt, mythologisch und christlich. Dante, der christlich symbolische Dichter, wählt zu seinem Führer den Sänger der Aeneide. Alle Völker Europa's behaupten, von Hektor und Priamus abzustammen.

Die Professoren im sechszehnten Jahrhundert sind den Lehrern zu Bologna und Perugia schon das Geschlecht der Sophisten seit; in ihren Disputationen leben Gorgias' und Prodikus' Künste wieder auf. Aber Alles sprechen zu können, wurde wieder Gewerbe; besonders bei den Nationen, auf die sich die Einflüsse des Nordens nicht erstreckten, und die unter dem Gesetze der Römischen und Griechischen Tradition blieben. Die Literatur, im eigentlichen Sinne des Wortes, entstand — ein Ding, das weder Philosophie, noch Geschichte, weder recht Gelehrsamkeit, noch Kritik ist — ein Unbestimmtes, Schwankendes, das sich nicht ordentlich definiren läßt. Pico von Mirandola, einer jener jungen bewunderungswürdigen Sophisten, die die Erlösung zu Ende des Mittelalters bedeutsführen, charakterisirte dieses Gewerbe, oder, wenn man will, diese Kunst, sehr gut, indem er sie das Talent nannte, Alles auf einander zu setzen, zu erklären, und ohne Ende und Rast zu fragen und zu sprechen de omnibus rebus et de quibusdam aliis über Alles und noch etwas.

Wir haben uns nur mit der Macht und Allgewalt des Gedankens zu beschäftigen: er spricht, und sie dringt sieht da — er erzählt, und das ist die Geschichte. Die Geschichte der Gedanken zu verfolgen, das ist unsere Aufgabe.

Aber nicht etwa in Form eines strengen Systems wollen wir sie zu lösen versuchen. Es ist nichts leichter, als Eintheilungen, Haupt- und Unter-Abschnitte mit A und B zu machen, und dann alles Beliebige darunter zu bringen. Was soll ein Kulturgemälde, ein anschaulend zufälliger Spaziergang. Vom sechzehnten Jahrhundert gehen wir aus, dieser verhängnißvollen und fruchtbaren Epoche, wo das Recht der freien Untersuchung zum ersten Male sich geltend machte — überall werden wir verweilen, wo sich uns ein Stück blauer Himmel, eine unbekannte Bucht, eine klare Quelle zeigt, zu weiten wir unsere Zelt aufschlagen, ausruhen, und Blumen und Boden und Bäume studiren, die Landschaft von allen Gesichtspunkten aus betrachten, uns mit dem Charakteristischsten einer jeden vertraut zu machen, die Total-Eindrücke uns einzuprägen versuchen. So genommen ist das Studium der Literatur ein köstliches und herrliches; es bekommt kaum nicht mehr und trockenen Daten und Abhandlungen, die mit vielen Phrasen gegen Phrasen; es erforscht, was jeder Schriftsteller von der allgemeinen Bildung empfangen und was er selber für sie gethan hat, betrachtet ihn als aktiv und passiv, als Einflüssen unterworfen und als Einflüsse mittheilend, als einen Sohn der Vergangenheit und einen Vater der Zukunft, als einen Lichtpunkt in der großen Linie der Entwicklung. Es studirt sein Leben und seine Leidenschaften, nicht um kleine menschliche Anekdoten anzusprechen, sondern um zu erfahren, auf welchem Heerde der Schmerzen und Kämpfe, der Liebe, der Neigungen und Schwächen der große Geist gezüchtet und geboren worden. Man nehme die originellsten Naturen, die vor Allen zu unserm Studium herausfordernd sind, und man wird leicht zeigen können, welche Bildung der Vergangenheit zur Erziehung ihres Geistes beigetragen habe. — Cervantes und Shakespeare, deren Originalität Niemand bestreiten wird, haben aus dem Schatz Italiens und der Alten geschöpft.

Die Analyse, der wir die großen Schriftsteller unterwerfen wollen, soll nicht die Elemente ihrer Genialität in chemischer Weise zerlegen und zerstören. Indem wir sie in ihre Elemente auflösen, werden wir sie zu gleicher Zeit in ihrer Ganzheit herstellen — in seiner ganzen Schönheit und Kraft und Jugendfrische wird jeder große Mann vor unseren Augen stehen; sie es Molière oder Milton, Racine oder Pascal, Reisot oder Lafo, den innersten Roman seiner Lehren, die Bildung seines Gefühl wollen wir uns zu zeigen machen; wir werden ihn dann noch inniger lieben, wenn wir mit ihm gelitten haben, ihn noch lebhafter bewundern, wenn uns das Warum unserer Bewunderung in allen Beziehungen klar geworden ist. Anstatt den Strom an einem Punkte zu betrachten, da etwa, wo er eine große Stadt durchströmt und seine Wogenstrudel in steinerne Dämme eingezwängt sind, wollen wir sein Wasser trinken aus der ersten schwachen Quelle seiner Ursprunge, ihn in den Schlangenwindungen seines Pfades, wir er die Bäche des Gebirges aufnimmt, verfolgen, sein Wachsen, seine Fruchtbarkeit kennen lernen, die Hindernisse, die seinen Lauf aufhemmt, und die Stärken und Schwelungen, die ihn fortgetrieben. Ich kenne kein interessanteres Studium. Der große Mensch erscheint als Zeitgenosse der Vergangenheit, wie der

*) Utensilien de pajo y cebada. Unter utensilios versteht man Alles, was der Hauswirth seiner Einquartirung geben muß. Man sieht übrigens, die Franzosen haben es in Spanien gerade so, wie weiland in unserem Deutschland gemacht.

Digitized by Google

Zukunft. Noch eh' er geboren ist, gehören ihm schon die Meine zu eigen, aus denen seine Größe werden soll, und der Einflüsse, die er verbreitet, gehören ihm über Tod und Zeit hinaus. Der große Gedanke hat weder Grab noch Wiege. Lange Zeit schon lebendig, bricht er plötzlich aus der Schale hervor und erscheint in sterblicher Gestalt. Nach einem Leben, voll Elend oft, stirbt die Gestalt in Staub — aber der Gedanke bleibt, thätig, fruchtbar, allgegenwärtig, daß oft, nachdem das gebrechliche Wesen verschwunden ist, dem der feststare Schatz vertraut war, Kronen zertrümmern wie Glas, wenn er sie anrührt, Religionen stürzen oder sich erheben, Völker und Institutionen sich bilden auf den Ruf dieses Phantoms — eines Phantoms, das sterblicher ist als die Lebenden und mächtiger als sie!

Philarète Chasles.

Bibliographie.

Bibliothèque de Droit et de Jurisprudence, ou Analyse des questions judiciaires, et définitions de termes de pratique, avec les lois et decisions analogues. — Von G. Decambs. 8½ Fr.

Code des Codes, contenant: 1° Le Code constitutionnel; 2° Le Code civil avec les lois qui s'y rattachent etc., avec des notes, analyses, commentaires etc. Chaque matière précédée d'un exposé des principes et de l'histoire de la législation, et suivie des formules d'actes qui y correspondent. — Von Eremitur und Bolsen. Erster Bd. Erste Lfg. Pr. 30 Cent. (Das Ganze soll aus 3 Bdrn. bestehen.)

Traité du gouvernement représentatif. — Von Th. Descudes. 4½ Fr.

Rußland.

Die Entdeckung von Amerika.

(Sendschreiben des Gouvernements-Secretairs Petuschkoff (Chahuchin) an den Hofmeral in Spanischen Indien und Ritter Christoph Columbus.)

Ew. Excellenz!

Die völlig entgegengesetzten Lebens-Bestimmungen, die Ihnen und mir vom Schicksal vorgezeichnet wurden, veranlassten mich, nach dem Gesetz, welches alle Extreme einander nähert, Sie zu meinem Helden zu erwählen, und mich Ihnen mit Lob und Scherz anzuschließen. Ungeduldigen Sie das Kübdrin, das ich bin, ohne Ehre zu haben. Sie persönlich zu kennen, es wage, Ihnen zu schreiben. Ich lebe aber in einer Zeit, wo die Jugend das menschliche Geschlecht leiten will; in einer Zeit, wo man dahin strebt, durch Dreistigkeit Kenntnisse und Verdienste zu ersetzen. Dem Einflusse des Geistes meiner Zeit unterjocht, werde ich unaufhörlich Ihnen über Gegenstände sprechen, die ich nur dem Namen nach kenne, und damit beginnen, von mir selbst zu sprechen, oder Sie mit mir zu vergleichen, weil Sie unbestreitbar ein großer Mann sind, und ich Anspruch auf Größe mache, was nach der moralischen Reinheit unserer Zeit ein und dasselbe ist.

Sie befuhren Ihr ganzes Leben hindurch die Meere, ohne daß Sie Schiffbruch litten; ich bewege mich auf festem Lande und-stolpere dabei dieweilen. Sie verschönten der Welt zwei wichtige Wahrheiten, nämlich: daß man ein Ei auf seiner Spitze nicht anders auf einen Teller stellen kann, als wenn man es zerschägt, und daß, wenn man beständig vorwärts geht, gerade der Platz nicht, wo man vermeintlich die Nase (oder dem Schnabel) des Schiffes irgendwo auf festes Land stoßen muß. Auch ich verschönte zwei, vielleicht noch wichtigere Wahrheiten, nämlich: daß Geld besser ist als Verstand, und daß ein ruhiges Leben nur die Apanage der Dummheit ist. Sie entdeckten eine neue Welt; ich entdeckte Nichts, war, nach dem System unsrer Deutscher Philosophen, eins und dasselbe ist, einen ihrer Meinung nach, einen „Unaussprechlich Großes" und etwas „Unaussprechlich Kleines" gleich Null = 0 ist, und 2 Nullen sich einander ähnlich sind. Sie hatten mit wilden, unwissenden und rohen Völkern zu thun; ich hatte Geschäfte mit feinen Buchhändlern und Schreibern. Sie hatten einen Prozeß mit dem Rath von Castilien, weil Ihnen ihn und erbeiten die von Ihnen aus Amerika gebrachten Reichthümer zurück; ich hatte einen Prozeß mit der Gouvernements-Verwaltung, gewann ihn zum Völlen und erhielt nicht nur nichts, sondern mußte noch, für gesetzliche Prozeßkosten, aus meiner Tasche Geld zuzahlen. Sie führten Ihre Angelegenheit selbst und persönlich, ich sie zu Hause durch Bauern, Bedienten der Ubeilnahme über Ihre Reise; ich hatte einen Rausch genommen, der mir in's Gesicht lachte, als ich mich wunderte, daß der gewonnene Prozeß mir nichts einbrachte, indem er mir sagte, daß ich schon damit zufrieden sein müsse, den Prozeß losgewonnen zu haben. Die Matrosen Ihres Schiffes wollten Sie ermorden, weil sie an dem glücklichen Erfolg Ihrer Unternehmung verzweifelten; mich mordeten die Kritikschreiber und Dichter wegen meiner Schriften und Kritiken herunter. Die von Ihnen entdeckte Welt ward nach einem anderen Namen benannt; ich, im Gegentheil, mache nicht nur meine, sondern auch die Namen-beten ten Anderer unter meinem Namen durch den Druck der Welt bekannt. Sie hatten Neider; ich habe deren auch, nur mit den Unterschiede, daß Admirale und Gelehrte Sie beneideten, mich aber Unwissende, weil ein Halsband von Juwelen so gut wie der Kessel des Bettlers ihre Neider haben. Es ist indessen Zeit, die Parallele zu schließen. Ich bin ein abgesagter Feind von langen Rechnungen, langen Auseinandersetzungen, langen Reden und hauptsächlich von langen Briefen mit langem Sinn. Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen von Amerika spreche, wo ich niemals war, das aber in meinem Kabinet hängt.

Auf meinem Tische, von rothem Holz, steht eine Tasse Chocolade. Neben derselben befindet sich ein kleines Körbchen mit Brustkuchen aus Ipecacuanha. Auf meiner Brust glänzt ein Hemdenknopf ein Brasilianischer Diamant; meinen Finger ziert ein Ring von Peruanischem Gold. Der Bogen meiner Bioline ist von Sandelholz; mein Sandfaß von einer Kokusnußschale. Indigo lieferte die Farbe meines Rockes; Cochenille die meiner Weste. In Baumwolle bin ich von Kopf bis zu Fuß eingewickelt, wie eine Raupe. Mein Pelz, mit dem ich in die Stadt fahre, wegen meiner Asiatischen und Europäischen Angelegenheiten, ist von Amerikanischen Füchsen. Alles dieses ist vermischt von Havannah-Zigarren durchräuchert, daß ich weder Schönheit noch Liebenswürdigkeit brauche, um durch mein Erscheinen ganzen Dutzenden von reizenden Modedamen die Köpfe zu verwirren. In meiner Börse befindet sich ein Dollar, den unsere höchst spekulativen Wechsler nebst einer Menge fremder Münzsorten aller Art, des süßen Genusses des Agio wegen, auf Russischen Boden verpflanzten.

Am Fenster sitzend und in Gedanken vertieft auf das Stadt-Krankenhaus blickend, frage ich mich, ob ich glücklicher, geschickter und besser bin, weil ich Chocolade trinke, Tabak rauche, Amerikanische Farben und Amerikanische Felle auf dem Leibe trage, und dabei auf einem Sessel von rothem Holze sitze? Ich zweifle daran! Um mir selbst deutlicher zu werden, stelle ich mir die Frage in gelehrter Sprache: Ist das menschliche Geschlecht durch Vermehrung der Bedürfnisse, und in Folge dessen durch Erweckung neuer Bedürfnisse und Wünsche, glücklicher; geschickter und besser geworden?

Nach ernstlicher Ueberlegung antworte ich, mit Erlaubniß Ew. Excellenz, ganz entschieden: Nein!

In dieser Zeit gab es noch keine Staats-Oekonomen, die, wie jetzt, die Welt nach der Landtarte regieren. Nicht im Stande, ihre eigenen 25 Rubel einzurechnen und ihre Zimmer in Ordnung zu halten, verfügen sie über die Kapitalien der ganzen Welt, und bilden Königreiche, verschaffen sich, auf dem Papier. Diese Herren verstehen, daß, je größer die Bedürfnisse und Wünsche seien, auch um so größer Bewegung, Gewerbfleiß, Reichthum, Aufklärung und allgemeines Wohl sein müßten. Der Himmel gebe, daß es wahr sein möge!

Niemals war die alte Welt so bewegt, als seit der Zeit, daß Ew. Excellenz Amerika zu entdecken geruhten. Welcher Nutzen aber ging daraus für Amerika und die alte Welt hervor?

Amerika war damals von seinen eingeborenen Stämmen bewohnt. Was sind diese jetzt? Anstatt sie durch Ueberredung für die Wahrheiten der christlichen Religion zu gewinnen, sie durch Religion und Wissenschaften aufzuklären, ihnen zu zeigen, wie man Fleiche verwaltet, erbleiten sie von den gesichätzigen Kaufleuten Unterricht im Beamtenwesen, und Letztere lernen begierig von ihnen das Schachzudenken, anstatt ihre Thätigkeit auf allgemeine Ausbildung zu leiten, lieben sie sie in die Erde nach festdaren Metallen und Steinen graben, und erklären den diejenigen Ueberwohner, die sich in Berge und Wälder zurückzogen, für ihre Feinde. Um sie auszurotten, sandte man ihnen die Inquisition zum Lehrer, Bekehrte. Kriege, Beamtenwesen und scheußliche Kraft-Anstrengung veranlaßten Elend und Krankheiten, und in Folge dessen den Untergang ganzer Völkerschaften. Auf den von Ew. Excellenz entdeckten Inseln ließ schon kein einziger Ueberwohner mehr. An der Küste des festen Landes zieht es kein einziges von Eingeborenen bewohntes Gebiet. Sie irren umher in den Bergen, in den Wäldern, in den Moeästen, mitten in unzugänglichen Gegenden; sie kämpfen unter sich, sind Gefangenene, wie zu Zeiten Ew. Excellenz, saufen Branntwein und kommen um. Mir, der ich Ew. Excellenz mit ganzer Seele verehre, ist es in der That eine große Beruhigung, daß jene Wilden Ihren Namen nicht kennen. Auf den von Ihnen entdeckten Inseln und Küsten des festen Landes siedelten sich Europäer an. Sie erbauten Städte und Häfen; schufen Flotten, Fabriken, Manufakturen und Druckereien; führten Pelzwerk ein; pflanzten Kaffee, verarbeiteten das Zuckerrohr und vergrößerten den Anbau der Tabacke. Da es aber leichter ist, zu konsumiren, als zu arbeiten, und die Eingeborenen nicht genug Arbeiter lieferten, so verfielen die Europäer auf den Gedanken, Neger einzuführen und führten sie nach Amerika über, um nach Metallen zu graben und Tabak und Zuckerrohr anzubauen.

In der Geschichte der Menschheit spielt die Entdeckung der Branntweins eine wichtige Rolle, als die Entdeckung des Kompasses, des Pulvers und der Buchdruckerkunst.

Die Märkte Europa's füllten sich mit den Erzeugnissen Amerika's. Der Handel mit Kolonial-Waaren lief allen anderen Spekulationen den Rang ab. Die Preise der Metalle und Edelsteine sanken, aber das Arbeitslohn stieg, obgleich die arbeitende Klasse sich dabei nicht bereicherte, weil zwei Mittelmänner sich bereit, und in derselben Zeit, als sie denen, von welchen sie Arbeit erhielt, neue Bedürfnisse entstanden, zu deren Befriedigung es immer neuer Mittel und Wege bedurfte. Angenehm ist es indessen nicht, im Schweiß seines Angesichtes zu arbeiten, und da die Kopfarbeit, oder das Nachdenken, mehr Gewinn bringt, als Handarbeit, so erschien die mäßigste und nützlichste aller Beschäftigungen, der Ackerbau, der einst von heidnischen Völkern so hoch geehrt ward, den Leuten bald als etwas Erniedrigendes. Die Menschen strömten den Städten zu, um das zu ihren Bedürfnissen nöthige Geld leichter zu gewinnen. Man erfand tausend neue Mittel, sich auf die höflichste und anständigste Weise einander das Geld aus den Händen zu spielen.

Vor Allem kamen die Spoeteln an die Tagesordnung. Die Schreiber fingen an, Tabak zu rauchen, aus goldenen Dosen Tabak zu schnupfen und Punsch zu trinken — Alles Amerikanische Erzeugnisse. Ihre Frauen wollten Juwelen haben, Papageyen, und mit Indigo oder Cochenille gefärbte Stoffe. Ihre Kinder lernten an Zuckerarrt und Chocolade, anstatt, wie früher, an Kehlstreimen und Honigkuchen. Was blieb den Bittstellern, die alle diese Bedürfnisse befriedigen mußten, zu thun übrig? Sie ließen sich auch auf Spekulationen ein. Zu Ew. Excellenz Zeiten spielte man nur mit Würfeln; dann erfand man das Kartenspiel, mit allen seinen Variationen und Teufelskünsten, und die öffentlichen Lotterien. Später entstanden Privatbanken, mit ihren Escomptes und Discontos und Bankerotten. Ihnen folgte das Wechselgeschäft, zur Beschleunigung des Umsatzes des allgemeinen Wohlstandes, und zur

Agiotirung, von welcher der Gewinn nur in die Taschen der Wechsler fiel. Die Hansa hörte auf. Man mußte Noll-Remter anlegen, und diese riefen den Schleichhandel hervor. Es erhoben sich aus dem Staube ganze Völkerschaften von Mäklern und Faktoren, die sich, ohne die Grenzen des Handels zu laufen, auf Kosten von Käufern und Verkäufern bereicherten. Die Gastfreundschaft verschwand. Die Leute begannen, mit Feuer, Wasser, Luft und Zeit zu handeln. Es traten ganze Regionen von Nerzten auf; die Städte füllten sich mit Apotheken, um Kolonial-Waaren nach den Fakturen der Aerzte los zu werden. Lange Sterzeiten, häufiger Wechsel von Lebensart und Klima und sonstige Umstände erzeugten neue Krankheiten; epidemische, sporadische, hypische u. s. w. u. s. w.

So lange der Städte nicht so viele waren, als jetzt, und so lange sie nicht so bevölkert waren, als jetzt, gab es viele Leute, die nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten. Mit der Zunahme des Luxus wuchsen Mittel aufgeschickt zu werden, um diese Leere auszufüllen. Da entstanden die Fabriken albener Bücher und später die Massen nichtssagender Zeitungen. Leichte Köpfe hielten sich für geschriebte Männer, weil sie für ihre Albernheiten auch Käufer und Leser fanden. Der Verfall dauert vorher 50 Procent an Werth, weil es mühsam ist, ein verständiges, — Schwerverdirb gern, ein verständisches Werk zu lesen. Früher lachten die Leute von selbst, später aber mußte man sie gewaltsam zum Lachen bringen, da sie immer in Speculationen, Punsch, Tabak, epidemische, sporadische und hypische Krankheiten, und in ihre Berechnungen mit Banquiers, Mäklern, Faktoren, Nerzten und Apothekern vertieft waren. Narren und Spaßmacher gewannen den geschwächten Leuten den Rang ab. Thorheit und schwerer Scherz wurden systematisch ausgebildet und erlangten in allen geselligen Verbindungen das Bürgerrecht. Anwuth ward das Loos derer, die eine Menge von Zeit verspannen, um Mißvergnügen zu beseitigen und ihren Launen zu schmeicheln . . . . Entschuldigen Sie, Excellenz, es ist mir nicht möglich, länger fortzufahren! Das Herz ist mir schwer geworden. Ich werde eine Tasse Chocolade zu mir nehmen.

Welches wahre Gute brachte uns die Entdeckung Amerika's? Keines . . . . verzeihen Ew. Excellenz!

Zum Leben des Menschen reichen Licht hin, Wärme, Nahrung und Kleidung. Zum Glückseligen braucht man zur Religion, Liebe für die Menschheit, Mäßigkeit in seinen Wünschen und geistige Genüsse für den Verstand.

Dies Alles ward nicht in Amerika entdeckt . . . . Ew. Excellenz werden entschuldigen.

Wäre die Entdeckung Amerika's nur dazu nöthig gewesen, um den Ueberfluß der Bevölkerung Europa's los zu werden, wie es von den Staats-Oekonomen — der Himmel vergebe es ihnen — behauptet wird, so habe ich die Ehre, denselben unser südliches Sibirien zu empfehlen, unsere übrigen sibirischen Provinzen, unsere Steppen an der Wolga, unsere Krimm, unsere Länder jenseits des Kaukasus. Der Himmel bewahre Rußland vor aller fremden Industrie, die mit halbem Wissen, Thorheiten, Narrenspäßen, Bankerotten u. s. w. u. s. w. handelt! Recht sehr aber laden wir alle thrtichte, dreiste, arbeitsame, gestirnte Leute zu uns ein. Auch bei uns scheint die Sonne, auch ist es bei uns nicht kälter als in Kanada, und gedeihung wohnen und saten werden kann man bei uns auch. Und hab man auch bei uns sich glücklich fühlen kann, darauf gebe ich Ew. Excellenz mein Wort, und habe die Ehre, mit tiefstem Respekt zu sein:

Für den Gouvernements-Secretair Petuschkoff (Hähnchen),
Thaddeus Bulgarin.

Bibliographie.

Moscou. Tableau statistique, géographique, topographique et historique de la Ville et du gouvernement de ce nom. Par M. J. H. Schnitzler.

Mannigfaltiges.

— Illuminationes Patriotismus. Ein König von Spanien genas einst von einer gefährlichen Krankheit. Zur Feier seiner Wiedergenesung wurde in der Residenz eine Illumination angeordnet, die Seine Majestät selbst in Augenschein nahm. Der König bewunderte die Ehrenpforten, die geschmackvollen Gruppen von Lämpchen und die geistreichen Inschriften. Eine der letzteren, die in besonders schönem Lichte prangte, frappirte den Monarchen am meisten. Sie lautete also:

Viva el Rey!
A cuya disposicion
Tengo un millon.

Es lebe der König!
In seiner Disposition
Stehe bei mir ein Million.

Der König wollte den großmüthigen Unterthan auf der Stelle kennen lernen. Er schickte nach ihm in das Haus, und bald erschien ein ehrenwerther wohlgenährter Kaufmann vor der Thür, der sich ganz unbefangen also vernehmen ließ: „Ich heiße Sancho Millon (Million), und mein Sohn heißt Sancho Millon; diese Millon steht Euer Majestät zu Diensten, und zwar als Soldat im Regiment Numancia." — „Nur immer weiter!" sagte der Fürst — nämlich zu seinem Gefolge.

(Rev. Esp.)

— Wohlfeile Prachtausgabe Französischer und anderer Klassiker. In Paris wird in diesem Augenblick eine Reihe von prächtigen Ausgaben der Französischen und ausländischen Klassiker angekündigt, die sich durch Schönheit des Papieres und des Drucks und besonders durch prächtige Ausstattung auszeichnen sollen. „Wir haben", sagt das Journal des Débats, „die erste Lieferung des Gil Blas vor uns liegen, und bald werden zwei auch den Molière erhalten, dem in wenigen Tagen der Don Quixote folgen wird. Jedes dieser Werke soll mit einer unzähligen Menge von Holzschnitten, Vignetten, Randstrichen, Einzelstücken und verzierten Anfangs-Buchstaben nach Zeichnungen der geschicktesten Künstler ausgeschmückt werden. England, dessen literarische Meisterwerke auf diese Weise verschönert erschienen sind, wird nichts geschmackvolleres aufzuweisen und die Französische Presse ihrer Nebenbuhlerin nichts zu beneiden haben. Es wird sich auch bald zeigen, ob der Geschmack unseres Publikums diese glänzenden Ausgaben eben so aufnimmt, wie unsere Nachbarn ähnliche Unternehmungen, bei denen zum Beispiel der auf diese Weise ausgestattete Shakespeare einen Absatz von mehr als 200,000 Exemplaren hatte. Wir wünschen es, wäre es auch nur, um jene bewundernswürdigen Werke wieder zu Ehren zu bringen, die man in unserer Zeit viel zu wenig liest, oder, wenn man sie liest, doch ungenügt läßt. Nächst der Pracht dieser Ausgaben ist das empfehlenswertheste ihre große Wohlfeilheit, denn sie werden nicht mehr als die gewöhnlichsten kosten."

— Die Eitelkeit Kneller's. Der berühmte Portraitmaler Sir G. Kneller strebte nach nichts mehr, als nach Ruhm, und wenn Eitelkeit, daß er zur Dienstbeide des Witzes aller seiner Freunde und Bekannten ward. Er war ein Deutscher von Geburt, als Lübeck, und trotz seines langen Aufenthalts in England, brachte er es doch nicht dahin, das Englische rein und ohne fremdartigen Accent aussprechen. Wie sehr dieser Nebenfehler ihn drückte, las Alle des Tages unserem Sir Godfrey Kneller Verse vor, in denen der Dichter so Schönheiten als auf die Spitze getrieben, daß er jeden Augenblick stürchtete, Jener könnte es übel nehmen. Allein Kneller dörte Alles bis zu Ende aufmerksam zu und sagte endlich in seinem ausländischen Style: „Ah! Mr. Gay, was Sie mir da sagen, ist Alles sehr schön und wahr; aber Sie haben noch Etwas vergessen, mein lieber Freund; bei dem Allen muß auch sehr gut zum General einer großen Armee gewapt; als ich in Benedig war, fand daselbst einmal ein Feuerwerk statt, in Folge dessen der ganze St. Markus-Platz in einem Pulverrauche stand, und dieser Geruch, mein lieber Gay, verrieth damals mit wahrer Kapferkeit —; wahrhaftig, ich hätte ein großer General werden können, mein guter Gay!" In gleicher Weise erzählt Pope von unserem Maler, der sich seiner Eitelkeit so ziemlich selbst bewußt war, Folgendes: — „Ich saß eines Tages bei Sir Kneller, als er eben an einem Portrait beschäftigt war. Da stand er mit einem Male auf, und sagte zu mir: „„Ich kann gar nicht so gut arbeiten, wenn ich nicht dabei ein wenig geschmeichelt werde! Sie wissen es, Mr. Pope, ich bin ein Genie, wenn man mir schmeichelt.““ — „Da", erzählt Pope, nahm ich mir vor, zu sehen, wie weit er eigentlich mit seiner Eitelkeit gehe; zu dem Zwecke richtete ich mein Auge auf ein Portrait, das er eben vollendet hatte, und betrachtete es eine gute Weile mit großer Aufmerksamkeit; hierauf wandte ich mich an Kneller selbst und sagte zu ihm: „Ich habe noch nie in meiner Conversations-Sprache während der ersten Zeit seines Aufenthalts in England): „On lit dans les Ecritures Saintes, que le bon Dieu laissait l'homme d'après son image; mais, je crois, que s'il vouloit en faire un autre à présent, il le feroit d'après l'image que vous" (Sie haben recht in der Sache, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, ich glaube aber, daß er, wenn er etwa jetzt ein neues Menschengeschlecht hervorbringen wollte, dasselbe nach diesem Muster ihrer machen würde). Darauf wandte sich Sir G. Kneller um und sagte in einem sehr ernsten Tone: „Vous avez raison. Monsieur Pope; par Dieu, je le crois aussi (Sie haben recht, lieber Pope, bei Gott, ich glaube es auch)."

— Ursprung des Englischen Wortes Quiz. Es giebt wenig Wörter im Englischen, die so sehr im Umlaufe und dabei von so ungewisser Bedeutung sind, als dieser einsilbige Laut. Der Eine denkt sich bei dem Worte dies, der Andere Jenes, und selbst die berühmtesten Englischen Lexikographen, von Bayley bis Todhson, warm nicht im Stande, die Ableitung und Bedeutung desselben anzugeben. Kein Wunder, denn es hat im Grunde auch gar keine Bedeutung, noch ist es von irgend einer Sprache in der Welt, die man seit der Babylonischen Sprachverwirrung bis auf den heutigen Tag je gekannt, irgendwo abgeleitet. Zur Zeit, als Richard Daly in Dublin das Patent auf die Irländischen Theater besaß, pflegte er einmal Sonntag-abends Abend in einer Gesellschaft zu, die aus lauter witzigen und ausgelassenen Leuten bestand; bei dieser Gelegenheit wurden, nach der damaligen Sitte, Wetten zur Belustigung angestellt, und dieser Schaustellvidrieller setzte eine große Summe darauf, daß man, wenn es ihm beliebte, zu einer gewissen Stunde des morgenden Tages, nämlich des Montags, in allen Hauptstraßen von Dublin auf einmal ein Wort aussprechen solle, das ohne alle Bedeutung und von keiner bekannten Sprache abgeleitet sein würde. — Die Wetten waren geschlossen und die Summen deponirt. — Hierauf begab sich Daly nach dem Schauspielhause, und schaffte sich eine Zettelträger und überschüssigen Schauspieler, die er zusammenrief, mit dem Auftrage aus, daß sie an allen Ecken und Kreuzen sich in der Stadt das Wort „Quiz" mit Kreide aufschreiben sollten. Des anderen Morgens, als alle Leute aus der Kirche kamen, oder sich dahin begaben, sah Jedermann an den verschiedensten Läden, die des Sonntags wegen nicht geöffnet waren, das angeschriebene Wort, und überall in ganz Dublin hörte man sogleich auf einmal „Quiz" laut ausrufen; der seltsame Umstand, daß ein Wort ohne Bedeutung an allen Thüren und Fenstern in der Stadt zu lesen war, erregte so viel Erstaunen, daß man seit der Zeit in England, wenn Jemand eine seltsame und auffallende Geschichte erzählt, ihm mit den Worten zu begegnen pflegt: „Du wo quizzing me".

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Freitag den 27. Februar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Nachdrückliches Treiben der Deutschen Literatur in Frankreich; — Revue du Nord. — Die Musen in Avignon. — Rostock, Kiel und Göttingen.

Nachgerade fangen die Franzosen schon an, sich etwas zu viel mit Deutscher Literatur zu beschäftigen. Sie wollen nämlich unsere Klassiker nicht mehr bloß lesen, sondern auch drucken und, wo möglich, uns selbst sogar verkaufen. „Das hat man nun von der vielgepriesenen Welt-Literatur!“ schreien unsere Buchhändler, und die ganze Leipziger Böse ist in Allarm, als ob das Kapitel der Deutschen Literatur in Gefahr wäre. Nun, so arg ist es freilich nicht! Die Franzosen drucken bekanntlich schon seit 15 Jahren Alles nach, was die Englische Literatur nur irgend Werthvolles besitzt, und doch hat die Englische Presse darum nicht aufgehört, gute Werke zu gutem d. h. ihrem Verlage fortzuhelfen; so, noch viel ärger wird den Franzosen selbst in Belgien mitgespielt, „dessen Mühr ist, daß es richte Andrer Mühe stets zu Gründe“ und das unter seiner „Preß-Freiheit“ nichts Anderes als „Nachdruck“ zu verstehen scheint, und doch ist den Franzosen deshalb nicht um ihre Literatur bang geworden. Inzwischen bleibt doch allerdings zu bedenken, daß die literarische Zollline Deutschlands keineswegs so gleichmäßig streng bewacht wird, wie die von England und Frankreich und daß es daher den allzeit fertigen Schleichhändlern leichter werden bleibe, den Nachdruck bei uns als in jene dreien Länder einzuschwärzen. Auch scheinen die Franzosen einen förmlich organisirten Krieg mit dem Deutschen Buchhandel führen zu wollen. Unter der Firma: „Librairie étrangère du dépôt central de la librairie“ will nämlich eine sogenannte „Gesellschaft von Gelehrten“ in Paris folgende Deutsche Schriftsteller nach und nach erscheinen lassen:

Apel, Arnim, Börne, Brentano, Bürger, Eichendorf, Engel, Fichte, Jonqué, Goethe, Grillparzer, Grimm, Hebel, Hegner, Heine, Heinse, Herder, Herbert, Hölty, Hoffmann, Jacobs, Jean Paul, Kleist, Klinger, Klopstock, Körner, Leisewitz, Lenz, Lessing, Matthissen, Mendelssohn, Menzel, Müller, Müllner, Musäus, Novalis, Oehlenschläger, Pforte, Rabener, Raupach, Rückert, Schreckendorf, Schiller, Fr. Schlegel, A. W. Schlegel, Schulze, Seume, Steffens, Stolberg, Tieck, Thümmel, Tiedge, Uhland, Voß, Wagner, Werner, Wieland, Zschokke.

Die Auswahl ist, wie man sieht, etwas seltsam und bunt; um so übereinstimmender soll aber die äußere Ausstattung seyn; es sollen nämlich Bände zu 50 Bogen ausgegeben werden, deren jeder 10 Fr. kostet, und zwar so, daß z. B. Goethe's sämmtliche Werke aus 5 und Jean Paul's aus 6 Bänden bestehen werden. Die besten Verbindungen der Deutschen Buchhändler in diesem Kriege, dessen Eröffnung auf den 1. April 1835 angekündigt ist, werden unstreitig die Druckfehler seyn, denn noch ist keine Zeile Deutsch in Paris gedruckt worden, ohne daß sich darin fast eben so viele Fehler als Worte befunden hätten; wir dürfen jedoch hoffen, daß auch diese andere Macht, und zwar die: selbe, wie den Nachdruck innerhalb der Deutschen Gränzen, wenn auch nicht schon ein endliches, doch wenigstens ein bald zu erreichendes Ziel gesteckt hat, auch diesen neuen Feind weniger furchtbar machen werde.

Einstweilen wollen wir uns, ganz abgesehen von jener Unternehmung, mit einer anderen freuen, die eben auch in Paris angekündigt worden, nämlich mit der Revue du Nord, die es sich, eben so wie die Revue Germanique, hauptsächlich zur Aufgabe machen will, die Kenntniß Deutscher Literatur in Frankreich zu verbreiten. Hoffentlich wird sie auch gleich dieser von aller Einmischung in die Politik sich fern halten, denn die zarte Sinnpflanze der Poesie gedeiht nun ein Mal eben so wenig als der ehatige Baum der Wissenschaft unter dem verderbenden Sauerstoffe politischen Parteihaffes und nationaler Anfeindung. Die Namen Lerminier, St. Marc Girardin, Philarète Chasles, Depping u. s. w. sind uns übrigens Bürge dafür, daß in der angekündigten Zeitschrift, deren Mitarbeiter sie seyn sollen, die Gegenstände, die uns darin versprochen werden, mit Kenntniß behandelt und nicht einseitig aufgefaßt werden dürften, wenn auch der Name eines der Redacteure (Spazier) den Gedanken an solche Einseitigkeit in uns aufkommen ließe.

Ein Beweis von den Fortschritten Deutscher Sprachkenntniß in Frankreich ist wohl der Umstand, daß nicht bloß in den Schulen der größeren, sondern auch sogar in denen der kleineren Französischen Städte Professuren und Lehrstellen der Deutschen Sprache gestiftet sind. In Avignon, der Residenz Petrarkas zwar, aber auch der Päpste und des Mönchthums, dem Orte, wo Thümmel noch, mehr als an irgend einem andern in Süd-Frankreich, eine sanctissima simplicitas und die allerseligste Unwissenheit angetroffen hat — also auch in Avignon, wo man noch vor zehn Jahren nicht recht wußte, ob Deutsch und Samojedisch nicht dieselben Sprachen seyen, existirt nicht bloß ein öffentlicher Lehrstuhl der Deutschen Sprache, der jetzt, nach dem vor kurzem erfolgten Tode des Professor Grieb, durch die Berufung eines jungen Straßburgers, Herrn Schweighäuser, neu besetzt worden ist, sondern auch ein dortiges literarisches Blatt, das den an Laura erinnernden poetischen Titel „L'écho de Vaucluse“ führt, liefert in einer fortlaufenden Reihefolge recht hübsche und belehrende Artikel über die Deutschen Universitäten. Verfasser dieser Artikel ist Herr V. A. de la Nourais, dessen wir bereits selber bei seiner Geschichte der Universität Jena Erwähnung gethan, und der nun in derselben Weise Mittheilungen über die Universitäten Leipzig, Rostock, Kiel u. s. w. gegeben hat. Wer hatte es wohl in Deutschland für möglich gehalten, daß man sich in Avignon für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin und insbesondere für die Stadt Rostock so lebhaft interessiren könne, daß eine Monegraphie der letzigenannten Universität durch drei Nummern einer dortigen Zeitschrift gehe und Aufmerksamkeit erregt? Die Beweise dafür liegen uns in den Nummern 659, 660 und 661 des „Echo de Vaucluse“ vor. „Rostock“ heißt es darin, ist der Sitz einer im Jahre 1419 gegründeten Universität, die große Vorrechte besaß, welche zum Theil auch jetzt noch existiren. Das Recht, Universitätsrath zu begründen und zu unterhalten, war in Deutschland auch in früheren Zeiten immer das Attribut der souverainen Macht. Die nicht souverainen Städte durften daher keine stiften, während die Republiken oder segenannten freien Reichsstädte entweder nicht daran dachten oder nicht reich genug dazu waren, um solche Institution aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Rostock war die einzige Deutsche Stadt, welche, als solche, wenn auch nicht eine ganze Universität, doch wenigstens einen Theil derselben, für sich allein besaß. Sie theilte mit den Herzogen von Mecklenburg das Souverainetäts-Recht darüber. Im J. 1764 brach inzwischen unter den beiden Protectoren ein Streit aus; der Herzog erlangte, um die Stadt zu bestrafen, den ihm gehörenden Theil der Universität nach Bützow; erst nach langen Unterhandlungen kam die Ausführung zu Stande und Rostock wieder in den Besitz der ganzen Universität. Seitdem hat jedoch die Stadt dem jetzigen Großherzog alle ihre Rechte in dieser Beziehung abgetreten. Was in Rostock besonders auffällt, ist die Bescheidenheit, mit der man bis jetzt alle neue Universitäts-Gedränge, so wie die früheren Berühmtheit der Studirenden zu den Professoren und Einwohnern, beibehalten hat. Gewöhnlich sind die dortigen Studenten sehr arm; die vermögenderen Mecklenburger studiren mehrtheils im Auslande, namentlich in Berlin und in Göttingen; es kommt daher oft vor, daß die Stipendia, welche den Letzteren aus dem Donations-Fonds der Universität erhalten, nicht ausreichen, und alsdann bitten sie sich, ohne irgend Umstände zu machen, bei den Einwohnern selbst zu Tische. Gewöhnlich geht der Student am Tage vorher zu dem Kaufmann oder ehrsamen Handwerker hin, sagt ihm, daß er morgen Mittag sich einfinden werde, und niemals hat wohl ein Familienvater eine solche Selbst-Einladung unpassirlich abgelehnt. Glücklicherweise kommen solche zwar gern gesehene aber doch ungebetene Gäste nicht gar zu oft kommen, denn die ganze Universität zählte im Sommer-Semester 1834 nur 90 Studirende.“ — Herr de la Nourais giebt darauf im weiteren Verlaufe seines Artikels eine Uebersicht der Universitäts-Vorlesungen und rühmt besonders die der Professoren Diemer, Normann und Hartmann, welche er selbst besucht hat. Am Schlusse seines, augenscheinlich mit vieler Liebe geschriebenen Artikels, sagt der Verfasser: „Wir sind weit davon entfernt zu glauben, daß wir Alles, was sich über die Mecklenburgischen Küstenstriche und von dem Großherzogthum überhaupt sagen ließe, hier auch nur berührt haben. Wenn wir uns zu Entwendung dieser Skizze entschlossen haben, so geschah es lediglich in der Hoffnung, daß Andere sie vollenden, und so zum großen Vortheile der Leser dem Ungenügenden dieser Arbeit nachhelfen werden.“

Ein anderer Artikel des Herrn de la Nourais beschricht die Universität Kiel. Man sieht, es war demselben um Vollständigkeit bei seinen Deutschen Universitäts-Studien zu thun; sonst würde er wohl nicht gerade die entlegensten Hochschulen aufgesucht haben. Daß dabei keine politische Neben-Absicht zum Grunde gelegen, geht aus dem Inhalte seiner Bemerkungen hervor, die sich rein mit den wissenschaftlichen Zwecken der Universitäten und mit ihrer historischen Fortbildung beschäftigen. Auch hier Kiel sagt er Manches, was selbst in Deutschland weniger bekannt seyn dürfte und wovon wir Nachstehendes anheben:

„Die Universität Kiel ist unter allen Deutschen Universitäten die-

Digitized by Google

jenige, von der man, seit der Zeit ihrer Gründung bis jetzt, weit weniger aus von den übrigen, im Auslande sprechen gehört. Darum aber ist sie jedoch nie ohne Einfluß auf das nördliche Deutschland und auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein gewesen; auch hat es ihr nie an ausgezeichneten Männern, an gelehrten und emsigen Forschern unter ihren Professoren gemangelt; wenn sie daher trotzdem so lange in der Ferne unbekannt geblieben, so ist dies lediglich ihrer topographischen Lage, der Zeitverhältnisse der Stadt Kiel, zuzuschreiben. Holstein ist überhaupt in Folge seiner unbenannten, mit so vielen Hindernissen verbundenen Landstraßen lange Zeit gänzlich abgeschlossen und von dem übrigen nördlichen Deutschland getrennt geblieben; erst seit achtzehn Jahren hat man daran gedacht, das Herzogthum durch eine Chaussee mit der Stadt Hamburg zu verbinden. Auch ist die Universität bis auf die gegenwärtige Zeit fast ausschließlich von Landeskindern besucht worden, und ihre Geschichte während des ganzen letzten Jahrhunderts beschränkt sich auf rein innerliche Verhältnisse, die für den Ausländer wenig Interesse haben."

„Gegenwärtig besteht das Lehr-Personal der Universität, die drei Lectoren der neueren ausländischen Sprachen mitgerechnet, aus achtundzwanzig Individuen, worunter sich Bröndsted-Degrumm, der Sommer-Semester 1834 gab, vier achtzehn ordentliche Professoren, von denen vier der theologischen und vier der juristischen Fakultät angehörten; letztere zählt aber seitdem nur drei Professoren, da der Professor Brinckmann in Folge seiner Ernennung zum Rath bei dem durch die Königliche Verordnung vom 15. Mai 1834 zu Kiel errichteten Ober-Appellations-Gerichte ausgeschieden ist. Die medicinische und philosophische Fakultät haben je fünf ordentliche Professoren; aber, was merkwürdig ist, bei der letzteren giebt es hier keinen Professor der Geschichte. Seit Dahlmann nach Göttingen abgezogen, hat man die Professur, die er bekleidete, unbesetzt gelassen, und nur ein außerordentlicher Professor, Dr. Michelsen, hält alle Jahre Vorlesungen über die Geschichte.

„Was die Privat-Dozenten anbelangt, so erhalten diese, wie dies bei den meisten Deutschen Universitäten der Fall ist, gar kein Gehalt. Eine Ausnahme hat man jedoch mit dem Dr. Hauffen gemacht, welcher der Einzige an der Universität ist, der seit dem Tode des Professors Riemann Vorlesungen über Statistik und Staats-Wirthschaft hält. Die Dänische Regierung hatte ihn nämlich veranlaßt, gewissen ihrer anerkannten Bemühungen für die Ausbreitung der Wissenschaft besonders zu berücksichtigen und ihm demnächst eine jährliche Gratification zu bewilligen. Auf diese Weise bildet Herr Hauffen, dem wir unter Anderem auch eine interessante Beschreibung der Insel Femern verdanken, gleichsam eine Mittelsperson zwischen den ausübenden Professoren und den Privat-Dozenten, unter ihm gab es noch elf junge Dozenten an der Universität, von denen aber der Dr. Franke kürzlich, in Folge seiner Ernennung zum Archivarius beim Appellations-Gericht, ausgeschieden ist."

„Unter den ordentlichen Professoren der Kieler Universität sind zwei besonders hervorzuheben, nämlich Dr. Falk, Professor der Jurisprudenz, und Dr. Twesten, Professor der Theologie. Von Ersterem haben wir mehrere schätzbare Werke, unter Anderem eine Encyklopädie des Rechts; auch hat er einige Chroniken und verschiedene Dokumente für die Dänische Geschichte herausgegeben, wodurch er sich gerechte Ansprüche auf die Anerkennung und den Dank seiner Landsleute erworben hat. Twesten, Professor Twesten, Verfasser eines Werkes über Dogmatik, hat bekanntlich nach dem Tode Schleiermacher's einen Ruf nach Berlin erhalten, um die durch denselben erledigte Professur zu übernehmen."

„Was die Studenten betrifft, so besteht sich diese zu Kiel ganz in derselben Lage, wie an den meisten übrigen Deutschen Universitäten. Sie haben ihre eigenen Gelage und Gastmähler, denen sich selbst Professoren bei der Immatriculation besonders eingeschärft und zur Pflicht gemacht wird, und stehen sämmtlich unter dem sie für eigens organisirten Universitäts-Gericht, das von dem akademischen Senat, unter dem Namen Consistorium academicum, besetzend aus dem jetzigen Rektor, den ordentlichen Professoren und Privat-Docenten, verwaltet wird. Die Zahl der Studirenden ist im Ganzen nicht sehr bedeutend, obwohl dieselbe in den letzten 15 Jahren um ein Drittheil gestiegen ist. In dem Winter-Semester von 1818—1819 zählte man an der Universität 222 Studenten, worunter 109 Juristen und 61 Theologen; in dem darauf folgenden Sommer waren im Ganzen 230, worunter 68 Theologen und 103 Juristen. 1826 war die Zahl auf 296 gestiegen, worunter nur 31 Studirende der Theologie, und in dem folgenden Jahre zählte man volle 300. Damals mußte man zum zweiten Male des Immatriculations-Buches der Universität schreiten, indem der erste kleinen Raum mehr übrig hatte, und seit dieser Zeit, nämlich seit 1827, wechselt die Zahl fortwährend von 300 bis auf 330. So belief sie sich im Jahre 1829 auf 323; zu Ostern 1829 auf 330, und um dieselbe Zeit in dem folgenden Jahre auf 328; 1831 hingegen zählte man nicht mehr als 311 Studenten. In dem letzteren Jahre ward die Kieler Universität durch die Nachricht von dem Ableben Niebuhr's in tiefe Trauer versetzt; denn dieser Gelehrte, der im Lande Dithmarsen geboren war, ward von den Kielern als ihr Landsmann angesehen, und mit Recht, auch einmal zu Wenn, wo er in der letzten Zeit gelebt, hatte die traurige Nachricht einen schmerzlicheren Eindruck hervorgebracht, als hier. Die ganze Universität, Professoren und Studenten hatten sich feierlich versammelt, um die Lobes- und Erinnerungs-Rede Niebuhr's, die der Professor Pisch im Namen seiner Kollegen hielt, mit innigster Theilnahme anzuhören."

„Im letzten Semester betrug die Zahl der Studirenden 330, worunter 88 Theologen, 123 Juristen und 73 Mediziner. Aus dem ausgegebenen Programm ist nicht zu ersehen, in welchem Verhältniß die Zahl der Inländer zu den Einheimischen steht. Interessant ist nur noch, zu bemerken, in welcher Progression die Zahl der Studirenden der Medizin in den letzten dreißig Jahren gestiegen ist. Im Jahre 1802 waren nicht mehr als neun; 1803 gab's ihrer zwölf; 1812 zählte man schon einundzwanzig und 1818 vierundvierzig; im Jahre 1819 belief sich die Zahl auf einundfunfzig; 1826 auf sechsundfunfzig und endlich 1834 auf dreiundsiebzig."

Wir glauben, diesen Artikel nicht besser beschließen zu können, als indem wir einige Bemerkungen „über das Leben der Deutschen Professoren" mittheilen, welche aus der Feder des noch immer auf Dominschem Felde rüstig fortarbeitenden Herausgebers der Nouvelle Revue Germanique, Herrn Marmier, geflossen sind. Bei Gelegenheit eines Artikels über die Universität Göttingen sagt derselbe über die dortigen Professoren:

„Eine erfreuliche Erscheinung war für mich der einfache und bescheidene Charakter dieser Männer, die ein so geschäftsvolles Leben hindurchgebracht und zu so viel schönen Früchten auf dem Felde der Wissenschaften und Künste Anlaß gaben, ohne sich deshalb im mindesten mit Solchen, die in den Kreisen der literarischen Hierarchie weit von ihnen entfernt stehen, in Verbindung sind, und die freundschaftlichen Beziehungen, die sie unter einander vereinen. Hier trifft man nicht jenes drückende Verhältniß, welches auf katholischen Universitäten die Professoren beengt, die entweder der geistlichen Censur ungarnt, oder aufdringenden Vorsicht und Regierungen gegenüber stehen; hier herrscht volle Freiheit, offen zu sagen, was der Einzelne denkt. Die edle Freiheit der Wissenschaft, die Alles, bis auf die Privat-Verhältnisse, beseelt und durchdringt. Niemals ist mir das Bild einer Republik der Wissenschaften so lebhaft vor die Augen getreten, als da ich diesen Verein von Professoren sah, die, durch ihr Beruf gegenseitiger Achtung verbunden, alle mit gleicher Liebe nach dem nämlichen Ziel strebten, sich unter einander für den Weg, den sie verfolgen, ermunterten und die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, sich erleichtern helfen."

„Eines Tages wohnte ich einem ihrer Feste bei, durch welches das funfzigjährige Doktor-Jubiläum des Hofraths Heeren gefeiert wurde. Seitens Heeren's Einer in den gleichen Grade ergriffen. Es war ein Tag der Freude und des Jubels für die ganze Universität. Am selben Morgen überreichte eine Deputation der verschiedenen Fakultäten dem verehrten Manne ein neues Doktor-Diplom, das mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben war, und später vereinigten sich sämmtliche Professoren, der einzelnen Behörden der Stadt und mehrere Fremde zu einem Mittagsessen. Wir hatten bereits unsere Plätze eingenommen, als Herren, von zwei Professoren geführt, eintrat, und in der That vermag ich nicht, die Gefühle der Achtung auszudrücken, womit sich Alle erhoben, als er kam, und die Rührung zu schildern, die die Versammlung ergriff, als wir das ehrwürdige graue Haupt des Mannes erblickten. Sein Gesicht leuchtete von Wohlwollen und Heiterkeit; Segen hatte dem Leben, das sich hier darstellte, seinen Beifall zugejauchzt. Heeren setzte sich auf den für ihn bestimmten Stuhl, unter Zweigen, die eine Krone bildeten. Der erste Toast galt dem Könige von England, als Rektor der Universität; der zweite ward ihm gebracht. Einer der anwesenden Professoren hat darauf, mit den Thränen in den Augen, ein Gedicht an ihn, als seinen wollen Herren, gerichtet, und nach der Rührung brauste seine Worte. Mit seiner hohen Stirn, seinen silberweißen Haaren, seinem noch lebhaften und führen Blicke, schien dieser edle würdige Greis einer jener alten Heroen zu sein, deren Kraft und Majestät uns die Poesie und die bildende Kunst darstellen. Als ihr Lorbeer gepflückt worden war, wandte er sich zu seinen Nachbarn, und erzählte ihnen sein Leben, und wie er Doktor geworden war, welche Reisen er gemacht und in welchem Jahre er seine akademischen Vorträge begonnen habe. Es war wie eine Epoche, aber es war die freudige Epoche eines Rektors der Universität, und, wie schön und herrlich sind diese Feste der Wissenschaft, wo man den Einzelnen eines Lebens in seine lange Laufbahn auf solche Weise feiert, und wo er selbst mit solcher Freude die Erinnerungen seines vergangenen Lebens sammelt, und seinen Freunden erzählt von seinen Mühen und seinen seligsten Erobrungen! Nach dem Schlusse des Festmahls wurde Heeren von der nämlichen Deputation nach Hause begleitet, die ihn zu demselben abgeholt hatte, und Abends versammelten sich bei ihm die Studenten und sangen vor seinen Fenstern Gesänge ihm zu Ehren. In zwei Jahren (1837) wird man sein funfzigjähriges Professor-Jubiläum und das hundertjährige Jubiläum der Universität Göttingen feiern; wird das nicht ein seltenes Fest werden?"

Die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, die dem Deutschen so eigenthümlich ist, und die auch als die Seele der Feste anerkannt werden muß, deren eines in Vorstehendem beschrieben worden, kann ihm den Mangel mancher National-Vorzüge ersetzen, die dem Deutschen im Gegensatze zu anderen Völkern abgehen. Er ist das, was er sein will, durch und durch, und mit inniger Liebe, während andere Völker oft was Etwas — darstellen.

Frankreich.

Das Karneval zu Marseille.

Es giebt Städte, in denen immer Karneval ist, und zu diesen, man kann es wohl sagen, gehört auch Marseille. Etwas größer als

*) Heeren ist am 2. Oktober 1787 in Bremen geboren; 1779 kam er auf die Universität nach Göttingen und schon 1784 wurde er in die dortige Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Nachdem er 1786 eine Reise nach Wien, Preußen, Polen, Sachsen, Holstein, Mailand, Piemont, Frankreich, Belgien und Holland beendet hatte, lehrte er 1787 nach Göttingen zurück und ward in dem nämlichen Jahre Professor der Philosophie daselbst. Seitdem hat er diese Stadt nicht mehr verlassen. 1808 ward er Professor der Geschichte und nach und nach war er als Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu München, Kopenhagen, Berlin, Paris u. s. w. aufgenommen worden. Seine „Ideen über Handel und Politik der alten Welt" sind fast in alle Sprachen Europa's übersetzt; im Jahre 1803 erschien sein „Versuch über die Reformation", 1808 sein Werk „über die Kreuzzüge", welches das Französische National-Institut krönte, und fast in jedem Jahre erhielt er noch historische und andere Schriften für die Göttinger Akademie.

Digitized by Google

der Saal des Opernhauses, steht sein Hafen tagtäglich zu jeder Stunde unter den Sonnenstrahlen eines blauen Himmels auf dem rothen Ziegelpflaster an seinen Häusern, die gedrängt und verdrannt aufeben wie Matrosen, und an seinem digten und ruhigen Wasser entlang, Charakter-Masken einherwandeln, die aus allen Ländern der Welt kommen, im Kaftan von Konstantinopel, in der Tuneser-Mütze, in den weiten Hosen der Diepper Matrosen oder in der engen Tunika des Provinzen Pilsoten, die mit Mützen, Andere mit gelbem bartlosem Kinn von jenseit des Ganges — und nun die mannigfaltigen Sprachen aller dieser Völker; ein Gebrause und Gewirre, dem alles Geterisch und Gezische der tollsten Maskigras-Nacht auf den Variété's nicht gleichkommt. Von den Italiänern klemmt der Genueser, wenn er spricht, seinen Mund zu, wie ein Hund, der einen Knochen festhält; der Neapolitaner reißt ihn auf, wie ein Hund, der einen Knochen knackt; der Sicilianer wiehert, der Sardinier bellt, der Korse heult, der Venetianer lispelt, der Malteser spricht in hellem, der Türke in tiefem Tone. Man verstehe sich die Ohren, und man wird den Spanier sehr wohl an seinem Gestus kennen, und leicht den Katalonier von Barcelona von dem von Malaga, und Beide von den von Majorca ebenfalls an diesen Zeichen zu unterscheiden im Stande sehn — alle diese haben eben so viel Idiome, als sie Finger haben, und fragen und antworten uns mit ihren Händen. Und dann mache man die Augen zu, wie man sich die Ohren zugehalten hat, und man kann jedes einzelne Volk am Geruch erkennen. Der Deutschfisch-Geruch hängt sich an Werkzeuge, der Häringduft den Seemann an; der Araber riecht nach Bisam, der Türke nach Ambra, der Indier nach der Vanille, die er kaut, der Malaye nach Zimmet. Nun frage ich Alle und Jeden, ob man mit diesem Anblick wohl den vergleichen kann, der uns in dem Hafet Gustav geboten wird, die Türken darauf, die Chinesen in rothem Atlas, und die Griechen, die ihre Tracht tragen, mit diesen Lücken und Ebbinen im Italiänern und Spaniern, Engländern, Amerikanern, Russen und Preußen, die keine Pas machen, aber echt sind.

Was kann das Karneval hier noch Seltsames bieten und aufstrengen, in dieser Stadt, die das ganze Jahr über so viele Lustbarkeit kurze und lange Wärte bietet, Worin auf der Straße wenig Leute stehen bleiben, so würde man sagen: Da gehen zwanzig Türken! und damit Punktum. Und wenn diese zwanzig Türken Türkisch sprächen, so würde man ihnen auf Türkisch antworten. — Was wäre darin für ein Witz? Wie könnte man zu Bett! zu Bett! schreien zu den Wilden, die bald nach einbrechen und schwarz wie der Teufel aussehen; es sind nur Bedienten, die nach der Verdrehung von Algier vertrauter Landsleute der Marseiller sind, als die Pariser.

So ist das Karneval zu Marseille etwas Aenserliches, ohne innres Interesse und Originalität; man beobachtet es eben nur wie etwas Hergebrachtes, und wer es bezahlt, nimmt aus gutem Gefühlen wie seine Zuflucht zum orientalischen Gefühl, das der Marseiller so leidenschaftlich liebt. Der Pariser schwärmt bekanntlich für den Orient, und es kommt ihm in seinem Enthusiasmus nicht viel auf Verrücke gegen Ort und Zeit an. Er staffirt sich mit dem Verschicken Ueberfluß aus, legt dazu ausgezählte Tuniker Schuhe an, fährt damit in die Weinkeller des Kiepdten und hüllt sich zu guterletzt die Mütze des Archimandriten auf. Marseiller, in allen Dingen mehr Realität suchend, ist mit Wirklichkeit zu entgehen, die an der Thüre des Wallaals seiner wartet, hat nichts, als die bunte Jacke des Polichinells und den bästeren Domino; die Nationen, die es besuchen, haben ihm nur noch diese beiden Kostüme offen gelassen. Gott gebe, zum Heile der armen Marseiller, daß man in der Opern-Welt nicht noch ein Volk entdecke, das diese zu ihrer Tracht erwählt hat.

Dennoch aber giebt es einen schönen Tag für Marseille in der Karnevals-Zeit, und das ist der, wo das Karneval zu Grabe gebracht wird — und zwar auf die Art, daß es zuerst verbrannt und dann in vollen Flammen ins Meer geworfen wird. Fetters und Wasserbad also. Nichts kommt dem Vergnügen dieser Verbrennung gleich; alle Einwohner sind dabei auf den Beinen, bleicher und fahler von den Fatiguen der Nacht und der Maske, die ihnen die ganze Nacht lang auf den Wangen gelegen hat, als von der Asche, die sie am Morgen auf ihr Haupt gestreut.

Der Leichenzug des dahingeschiedenen Karnevals führt eine prachtvolle Chaussee entlang, die den Namen Arena hat. Sie steht vor unserer Einbildungskraft als ein weißer Pfad, auf der einen Seite von Landhäusern begränzt, die auf dem Rücken einer Hügelkette erbaut oder vielmehr gepflanzt sind. Diese Hügelkette bleibt Einem immer zur Seite, mit allen ihren kleinen, bunten, luftigen Wirthshäusern, mit ihren Gittern und ihren Trinkern dahinter, wenn man in einer Karre am Ufer entlang fährt. Zur Rechten also das freie grüne Land, zur Linken das Meer — und was für ein Meer, dieses Mittelländische!

Schon vom frühen Morgen an am Aschermittwoch ist die ganze Arena nur ein langer Zug von Wagen. Und was für Fabrioleto kriegt man hier zu sehen — von allen erdenklichen Formen und Gestalten. Einige sind wie Heime gebaut, andere haben die Gestalt von Muschelhälgen, andere von Muscheln, noch andere von Schiffen, von ledernen Briefstaschen — und in diese Dinger sind ganze Familien hineingepreßt und gequetscht. Man setzt die Kinder vorn auf den Wagen hinaus, um sie nicht zu erdrücken; die Domestiken reiten, nun allem Unglück vorzubeugen, oder ein Unglück ist ganz unmöglich. Denn der gelassene Pferd liegt schon immer mit seinem Kopfe auf dem Hintertheil des vorherfahrenden Wagens, und schimmert ganz sanft darauf — und so fort bis zum letzten Wagen der ganzen Reihe, so daß sich ein Wagen durch den anderen hält und alle zusammen nur einen einzigen zwei Meilen langen ausmachen.

Das Meer, seinen Schaum und seine Wogen bis an den Sockel dieser Chaussee hinanforstehend, bietet einen nicht minder mannigfaltigen Anblick dar. Schon bei guter Zeit sind eine Menge kleiner, bunter, geschmückter Barken aus dem Hafen abgefahren, alle mit Fatterndem Vorhängen und Zelten, mit Matten beladen, daß man glauben sollte, ein guter Wind habe sie von Venedig herübergeweht in die Bucht der Arena. Und in dieser Bucht, welch' eine ungemeine Thätigkeit herrscht darin! Die Wirthe in der Arena sind berühmt wegen der Beretrefflichkeit ihrer Fischgerichte und der Frische ihrer Muscheln — zwei Gerichte, die unter den Händen geschickter Köche unendlicher Variationen fähig sind; an diesem Tage beginnt ihre Fabelhaft-Saison. Fischerfähne werfen ihre Netze, in denen es von Fischen wimmelt, an's Ufer — und was für Fische! Nicht die matten Pariser Fische, die aus dem Hospital zu kommen schrinen nach langer schmerzlicher Krankheit, sondern welche, die frisch sind, wie das Gras im Frühling, die noch den Salzduft des Meeres atmen, gelb sind wie Bernstein und blitzen und schillern. Und nun die Zubereitung! Das geht Alles mit das Wetter, wie der Wind so schnell. Man spricht das erste Gericht, während das zweite noch im Wasser schwimmt. Andrer Fischer kommen und legen den Reichthum gesangener Muscheln unter den Tisch zu unseren Füßen nieder; die Schalen klaffen von einander, noch voll von Sand und Kraut, und feucht von Seewasser. Man schlürft die Fluth des mittelländischen Meeres mit dinunter. In Marseille behuptet man sich mit Schwimmen im Karneval. Schwimmer im Monat März! während Herr Chevalier in's Journal de Paris die Kälte gerade einsticken läßt und die Seine noch zugefroren ist.

Es versteht sich von selber, daß Marseille, eine Heimath der Phantasie, auch diese Gelegenheit mit einer Fiktion beautigt, wenn es sein Karneval begeht: dies Karneval ist in gewissem Sinne ein wirkliches todtes Wesen, das ein bestimmtes Kostüm hat, ja sogar mehrere gehabt hat, je nach dem Bedürfnis der Zeit, das einen Namen hat, Karêmentrant heißt. Ein bestimmter Name, dessen Symnologie noch Untersuchung zum Gegenstand der gelehrtesten Gelehrsamkeit unserer Blodemit nöthig machen wird. Man sieht in die Fastenzeit ein: Carême entrant (Fasten-Anfang). Der Buchstabe K ist ein Scherz, um das Wort zu maskiren — es werde dem, der das Wort erräth, ein Preis von 500 Franken bestimmt. Das K steht für C: und somit gebe man mir die 500 Franken.

Karêmentrant stellte vor der Revolution wahrscheinlich einen Philosophen vor, den man von Stroh ausgestopft hatte, die Beine voll Kleie, den Contrat social unter dem Arme; man verbrannte ihn, ihn und seine Beine und sein Buch am Ufer des Meeres. Während der Revolution trat der Philosoph Karêmentrant in den Rang des souveränen Volkes, und man verbrannte an seiner Statt einen Priester. Auf seine Strafe war man nicht sehr Karêmental einher und Kleider mit dem Tyrannen! Hierauf fändete man den Tyrannen an. Unter der Kaiserherrschaft ließ man einige Edelleute aus Heu und Pappe braten; aber dies Braten war von noch längerer Dauer. Unter der Restauration hatte es seine Schwierigkeiten, einen Kardinal zu verbrennen, und man begnügte sich mit einem Bischof, oder einem Erzbischof; die Engländer mußten verboten für Alle. Carêmentrant erschien in einem rothen Rocke, in einem Hut mit Hahnenfedern, mit goldenen Epaulettes, nach seinem jungen Kostüm offenbar von der Marine, und wurde so den Deuten des Marsigras geopfert.

Wen verbrennt man heut zu Tage, da doch die genannten Ansländer verschwunden sind? Ich weiß es nicht. Das Karneval, ich weiß nicht, in welchen Jahre und es ist auch einerlei, ging zu Marseille beim Klange der Geigen und Kontrabäße zu Ende. Es waren die Stunden des Marsigras, wo Jeder, der die ganze Woche über aus Rand und Band gewonnen, es sich noch zu guter Letzt zum Ehrenpunkt macht, alle seine Kräfte zu verdoppeln, um die Freuden der Tage in der Nacht zu schauen. wiederholen und vollstes auszuhalten; das paroli von Ausschweifungen und Thorheiten, wo es auf das Sprengen der Bank abgesehen ist — die Stunde der Verführung, wo jeder, der bis dahin aus Frömmigkeit, Sparsamkeit oder irgend einer Pflicht widerstanden hat, von dem Tumel der allgemeinen Trunkenheit, die unter seinen Fenster, über seinen Kopf hinwegtobte, nicht ergriffen wurde. Karêmental einher saß, sondern hängt, oder in einen gestreiften Harlekin oder einen ewigen Mont-anciel fährt und dahin stegt in den Wirbel der Andern, in's allgemeine Gestümmel — auf und fort!

„Auf und fort!“ so sprach auch Einer aus der Bedienschaft der schwarzen Büßer zu seinen Kameraden, indem sogleich ein erklärendes Wort über diese Bedienschaft sagen — lief und lief sich einen Polichinell-Anzug, dessen originellsten Schnitt, vortrefflichte Buckel und schönen Sammet er längst bewundert hatte. Ein Polichinell in Sammet!

Was die Bedienschaft der schwarzen Büßer betrifft, so hat Marseille zehn oder zwölf geistliche Corporationen, in denen kein Gottlobe abgelegt noch sonst eine ähnlich bindende Verpflichtung übernommen wird: Karmeliter, weiße Büßer, rothe, graue Büßer u. a. Es stehen sich zugenthaste Handelsleute in die Kutte, drave Leute aller Art, Lastträger, Courtiers, die nicht gekannt sehn wollen, wenn sie Wohlthaten spenden oder sonst Gutes thun, und Gesicht und Gestalt unter dem Gewande eines Büßers verbergen — eine lange Kapuze mit bestimmter Farbe, die bei einem Streit als Visirkel zusammengeschlagen wird — an dessen Enden zwei Todtenköpfen hängen, oben mit einer spitzen Kapuze verbehen, die über den Kopf gezogen wird, und zwei Löcher für die Augen hat. Sie sorgen für die Kranken, besuchen die Gefangenen, begraben die Armen, wo kein Geld zum Begräbnis vorhanden ist, und begleiten die Verurtheilten bis zum Schafott. Ihre Handlungen sind schön und liebenswerth: ihr Anzug ist aber abscheulich und Furcht erregend, besonders das der schwarzen Büßer; bei Nachtzeit geben ihnen die Frauen voll Angst aus dem Wege, wenn sie ihnen begegnen mit ihren klappernden Knochen, in ihren schwarzen rauschenden Gewändern, ihre Laternen in den Händen auf einem schwarzen Stocke, in denen zwischen nire Tüchelchen von Eisenblein ein mattes Flämmchen brennt.

Unser Polichinell nun gehörte zu der Genossenschaft der schwarzen Büßer. Er war noch jung, das Karneval spulte ihm in den Eliedern, eine Schelle klang vor seinen Ohren, eine Peitsche auf seiner Schulter,

Digitized by Google

er wird Feuer und Flamme und kriegt Lust zu tanzen. Man bindet einen Stäbländer zu tanzen!

Der Chef der schwarzen Bläser fand gegen die Maske Gewichtiges einzuwenden; er erwahnte den ehrenwerthen Bruder, die abnorme Nase, das unbeschreibene Kinn und den gottlosen Mund des Polichinell mit einem heftigen Donnerkommando zu vertauschen. Der Bruder versprach es und gehorchte. Man paßte ihm auf; man tadelte ihn heftig in voller Versammlung, als er grade nicht zugegen war; er achtete es nicht. Das samtene Kostüm, über das einmal das Verdammungsurtheil gesprochen war, kam ihm nicht aus dem Sinn: er sah sich im Geiste darin lustig, ausgelassen, seinen Polichinellitanz tanzen, in dem er Meister war. Doch widerstand er bis zum Aschermittwoch. Wenn er verlöre wußte, wo der Polichinell ding, so verdoppelte er seine Schritte und kniff die Augen zu, um die Versuchung zu vermeiden. Seine Schritte waren aber wohl beobachtet und gezählt, ob er der Verleckung verfallen würde oder nicht? Er verfiel ihr wirklich. Der Martigras war zu schön. Das Karneval ging durch die Straßen, vor Freude ganz Kopf heulend, auf den Armen der feurigen Stäbländerinnen einhergetragen, deren Seele in ihren Augen ist und deren Augen immer andere suchen. Diese Frauenschaaren gingen unter seinen Fenstern vorüber, mit raschen Füßen, nackten Schultern und entflammten Wangen, riefen ihm, luden ihn ein, herunterzukommen — das Alles schwebte ihm vor, und er flog in seinem Bette auf und nieder, sprang von Polichinellkang in seiner vorigentalen Kugel; er weinte, bereuete, daß er noch immer lag und tanzte immer fort, immer wieder von neuem. Und aus dem Bette war er mit einem Satz und bin zum Kleiderverleiher. — „Ihr Polichinell?" „Er ist noch nicht verliehen?" — Wieviel?" „Dreißig Franken." — „Hier" Und somit kleidete er sich an, fertig steht er da, und ruft aus: „Auf und fort! heran, ich auch!"

Niemals wurde der Polichinellkang so vortrefflich erekutirt. Der Teufel selber tanzt ihn nicht halb so gut. Der Bläser tanzte ihn zehn, zwanzig Mal hinterreinander, bis er seine Füße kaum mehr fühlte. Lange! tanze nur immer zu! ein wachsames Auge steht dir zu, das Auge eines schwarzen Bläsers — Bruderchen!

Um drei Uhr Morgens ging er nach Hause; es war stockfinstere Nacht, wie es im März um diese Stunde ist. Er kleidet sich aus, wirft sich ermattet auf seinen Lehnstuhl und schläft ein.

Welch ein Gerausch aber — horch! Welch ein Schimmer, der über sein Fenster fliegt? — Er sähet auf; er weiß nicht, ob er noch schläft, ob er träumt; er reibt sich die Augen auf, sieht auf die Uhr hinab — es ist keine Täuschung — er sieht sechs schwarze Bläser. Dreimal zählt er sie genau, ihm erstarren die Finger; sechs schwarze Bläser mit ihren schwarzen Stockfacternen, ihren Büchern, ihren Sandalen, ihren schwarzen Gewändern und Augenklöhren: sechs Bläser mit der Fahne der Bruderschaft; sechs lateinische Inschriften, sieben vor seiner Thüre. Sie öffnen sie, die Thüre muß man sich den Schlüssel verschafft haben. Sie kommen schon die Treppe hinauf. Die Sache wird immer grausiger. Ihre Stimmen sangen an, dumpfer, klagender zu werden; schon drangt der Lichtschimmer durch die Ritzen der Stubenthür. Sie klopfen an. Unser Freund ist nicht sehr schreckhaft und nicht leicht einzuschüchtern, zu seinem Glück — er ist ausgezeichnet. Was thut er? Er klebt seinen Polichinellanzug in's Bett, so daß nur die ungeheurere Nase, das spitze Kinn und die Mütze hervorsehen. Hierauf wirft er sich sein schwarzes Bläsergewand über — Alles das Werk einer Sekunde. Nun öffnet er den sechs Bläsern die Thür und verbirgt sich hinter ihren selben. Nie der sechste eingetreten ist, schließt er hervor und folgt ihm.

Die sechs Bläser klagten sich um das Bett, ihre Blicke richten sich voll Zorn auf den unwohlgesannen Polichinell, der die Heiligkeit des Ordens verletzt und sich der Gottlosigkeit schuldig gemacht hat. Ein Todesgebet erschallt um ihn; Weihwasser trieft auf das Mastengesicht.

„Bruder, wie viel waren unserer, als wir von der Kapelle hierher zogen?"

„Gerade sechs. Nicht mehr und nicht weniger."

„Das meine ich auch, aber zählt ein Mal. Eins, zwei, drei — eben so viel drüben auf der anderen Seite des Bettes — und da steht noch Einer — unserer sind also sieben." — Er fängt von vorn an zu zählen, immer sieben. Er teilt seine Bemerkung dem Nachbar mit; auch dieser zählt und fängt ebenfalls an zu zittern. „Sieben, so wahr ich lebe. Und wir waren nicht mehr als sechs, als wir hergingen — ich weiß es am besten, denn ich habe ja die Gebetbücher ausgetheilt."

Ein dritter wird aufmerksam gemacht, ein vierter. — Der Schrecken geht von Mund zu Mund, und jede Kapuze neigt sich zu der des Nachbars und flüstert ihm in die vor Entsetzen erstarrten Ohren: Sieben!

Des Polichinell wurde nicht mehr gedacht, der in friedlich tiefem Schlafe des Gerechten zu liegen schien.

Man weilte die Flucht ergreifen: kein Schlüssel im Schlüsselloch, — Und sie sind und bleiben drinnen im Zimmer! Wenn ein Stäbländer Muth hat, so hat er ihn gedörig; hat er aber keinen, so ist merkwürdig zu sehen, wie er sich geberdet; wenn aber gar Sechse von Furcht ergriffen sind, dann ist es erst eine Lust, sie zu sehen.

Einer entschließt sich und springt zum Fenster hinaus, ein kleines Stockwerk hinunter; ein zweiter folgt ihm nach, ein dritter; der vierte, der fünfte, der sechste ebenfalls, die nur noch einer im Zimmer bleibt, der das Fenster schließt und höhnisch hinunterspricht in dumpfem Tone:

„Beati qui moriuntur in Domino."

Ein schrecklicheres Calembour, das nur noch ein paar von ihnen im Ohrdem vernahmen. Zwei schwarze Bläser starben vor Schreck in Folge dieses Karneval-Spaßes. Der Schrecken und die Angst hatten sie zu hart mitgenommen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le Citateur féminin: Recueil de littérature féminine, ancienne et moderne. — Erster Jahrgang. Erste Lfg. Jährlicher Pm 10 Fr. (Erscheint am 5ten jedes Monats.)

Le Guide des humanistes, ou Premiers Principes du goût développés par les remarques sur les plus beaux vers de Virgile et autres bons poëtes latins et français. — Vom Abbé Tuet. 2½ Fr.

Oeuvres de F. Rabelais, orné du portrait de l'auteur. — 11 Fr.

Description d'Egine. Par M. Puillon Boblaye; précédée d'une Notice historique sur le commerce, la navigation et les colonies d'Egine. — Herausgegeben von S. H. La Blanchetais à Bonheur de la France, ou moyen d'obtenir la prospérité nationale. — Allen Handeltreibenden gewidmet von A. B. Locaine. 2 Fr.

Manuel du chasseur, contenant un traité sur toute espèce de chasses, un vocabulaire des termes de vénerie etc. — Von de Mersan u. B.

China.

Barbaren und Barbaren-Auge.

Es ist wahrhaft belustigend, zu sehen, wie es sich die Britischen Dolmetscher bei Uebersetzung Chinesischer Proklamationen angelegen sein lassen, die Großheiten der Chinesischen Statthalter oder ihrer Secretaire noch mehr zu vergrößern. So hat man dem ziemlich harmlosen Chinesischen Wörtchen fy (sprich i), dessen die heutigen Chinesen sich gern bedienen, wenn sie von Ausländern im Allgemeinen sprechen, die Bedeutung Barbar aufgebürdet. Es läßt sich aber grade bei diesen Worte durchaus nicht nachweisen, daß man jemals einen gehässigen Nebendegriff damit verbunden hat, wie dies allerdings bei anderen Nationen der Fall war, womit die Chinesen in älterer Zeit ihre bald näheren Nachbarn belegten.

Man findet nun den Verfasser des uralten Wörterbuches Schi wen unter dem Artikel Ji: das Zeichen für Mann (die südlichen Nicht-Chinesen) ist mit dem Bilde Gewürm; das Zeichen für Ti (die nördlichen) mit dem Bilde Hund *), das Zeichen für Kiang (die westlichen) mit dem Bilde Schaf zusammengesetzt. Der Charakter fy (die östlichen Nicht-Chinesen) aber besteht aus den Bildern groß und Bogen. Diese Leute sind tugendhaft und erreichen ein hohes Alter.** Schon diese kurze Notiz lehrt uns 1) daß früher nur ein Theil der Ausländer (namentlich die Bewohner des heutigen Korea) die Benennung fy erhielt; 2) daß fy weit eher eine ehrende als eine verächtliche Bezeichnung war. ***)

Mit dem Barbaren-Auge verhält es sich nun so: In der Chinesischen Sprache wird Auge oft als gleichbedeutend mit Kopf gebraucht, wenn man einen Chef bezeichnen will. Beide Wörter kommen auch in diesem Sinne verbunden vereint. So finden wir in dem trefflichen Chinesisch-Mandschuischen Wörterspiegel des Chinesischen Uebung unter dem Kompositum Theu-mu (Kopf und Auge) folgende Erklärung: „So heißt jeder, der Andere anführt und Vorsteher leitet." ***) Selbst in den besonderen Titeln gewisser Chinesischer Beamten kommt mu (Auge) vor. Es liegt also im Gebrauche dieses Wortes eben so wenig etwas Gehässiges oder Lächerliches, als in unserem Chef (Kapitain, caput) oder Haupt, wobei kein Mensch den materiellen Kopf im Sinne hat. Liebe nun ein Secretair des Statthalters von Canton sich's einfallen, statt Ji mu (der Ausländer Auge), fytheu (der Ausländer Haupt) zu schreiben, so würde man von Englischer Seite unmaßgeblich Barbaren-Kopf übersetzen. Wer hat nun größere Barbarei bewiesen, der Chinesische Kompilator, oder sein Britischer Translator?

Dr. W. Sch...

Mannigfaltiges.

— Sonderbares Testament. Einer der sonderbarsten Testamente ist wohl dasjenige, welches Luigi Cartucio, Richter von Palma vor seinem Tode aufsetzte. Die vornehmsten Clauseln desselben waren folgende: „1) Ich will nicht, daß man nach meinem Tode mein Haus mit schwarzen Lüchern behänge; ich will, daß alle Zeitgenossen, die meine Leiche folgen, grüne Kleider anziehen. — 2) Ich will, daß alle Violinen, Zithern, Pauken und andere musikalische Instrumente, die man in der Stadt auftreiben kann, zu meinem letzten Fest mit gespielen, — 3) Ich will, daß derjenige, welcher bei meiner Beerdigung am lustigsten lachen kann, mein alleiniger und universaler Erbe werde."

— Einer Anleihe vor alten Zeiten. Als Richard II. Shrewsbury besuchte, welchselb er eine Parlaments-Sitzung hielt, schuf ihm Reginald de Mitten (der Abnherr des bekannten Dichters John Mitten) die, für die damaligen Zeiten so bedeutende Summe von vierzig Mark vor; darauf erbielt derselbe von dem König ein gutes Handschreiben vom 10. August im 11n und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, worin er die Dienstleistung seines „geliebten und treuen Reginald's Mitten" feierlich anerkennt, und sich verbindlich macht, zu nächsten Ostern das Kapital treu und redlich zurückzuzahlen.

(Burke's History of the Commoners.)

*) Wenigstens ein Dutzend sogenannter Namen von fremden (sonst Nichtchinesischen Völkern) erscheinen im Chinesischen Wörterbuch unter der Rubrik Hund.

**) Das Radikalen überlegt Ji durch adversa et terra remota, und Gonchel durch extranegero (Fremder).

***) Die Mandschuischen Worte sind: yaya baitalo dalacha, gurun de sembi.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Montag den 2. März 1835.

England.

National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner.

„Ich hasse die Franzosen", sagt der hinkende Wootsmann bei Goldsmith, „denn sie sind Sklaven, sie tragen höhere Schuhe (poline)." Dieser Ausdruck des Nationals-Hasses schrieen dem Französischen Liederdichter Beranger vorgeschwebt zu haben, als er gleichsam in Erwiederung darauf folgende Verse in seinem „Anglomane" sang:

„Quoique leurs chapeaux soient bien laids,
Dieu dam moi! j'aime les Anglais."

Wie unförmlich auch ihr vertrackter Hut,
Ein ich, ihr mich bei'm Teufel hier — doch den Engländern gut.

Hierbei fällt Jedem die Anekdote von jenem Engländer ein, der in einem Kaffehause nicht neben seinem gewöhnlichen Nachbar Platz nehmen wollte, weil derselbe zu seinem Verdrusse niemals Mostrich nahm. Diese Abweichung von der gewöhnlichen Englischen Sitte hatte den Mostrich-Verschmäher in den Augen jenes Engländers so verhaßt gemacht, daß dieser einen wahren Abscheu vor ihm hegte. — Man glaube nicht etwa, daß diese und dergleichen Antipathieen, wie gegen die „hölzernen Schuhe" und den „teuflischen verdrachten Hut", diese Erdichtungen sind; es giebt in England noch heut zu Tage viele Leute, die sich unter einem Franzosen nichts anderes denken, als einen Menschen, der beständig hin und her tanzt, Fröhse als Delikatesse speist und „vous, vous!" parlirt.

Will man ähnlichen Possen und thörichten Einbildungen, die nicht selten der Leitung des eingewurzelsten National-Hasses geworden, zu begegnen suchen, so lohnt es wohl der Mühe, die Charakterer der verschiedenen Nationen näher in's Auge zu fassen. Beginnen wir mit den Franzosen und fragen, wodurch sich denselben vorzugsweise von anderen Völkern unterscheiden?

Vor Allem ist man darin einverstanden, daß der Franzose höflicher ist, und betrachtet man die Höflichkeit als den äußeren Ausdruck der Humanität, so müßte man, was diesen Punkt betrifft, dieser Nation den Vorrang vor allen anderen zuerkennen. Indeß entspricht der innere Charakter wohl nicht immer dem Gepräge der äußeren Form. Die Franzosen hassen ferner zu gewissen Zeiten alle Butgerliche; ihre Geschworenen haben das größte Bedenken und die größte Scheu gegen ein Todesurtheil. Dagegen zeigt sich in London schon in dem täglichen Gewühl auf den Straßen die leichtsinnige Lebens-Verachtung weit mehr als in Paris, wo mehr als in irgend einer Stadt der civilisirten Welt. Selbst in der Straße Toledo in Neapel, wo Alles doch bestandig außer dem Hause ist, wo das Gerassel der Wagen und das Rennen der Pferde niemals einen Augenblick ruht, selbst da dürfte man nicht den hundertsten Theil der aus Mangel an Versicht unsicherndon Unglücksfalle aufzuweisen im Stande seyn, die man in London alle Woche in den Journalen unter der Rubrik „Cab and Omnibus Nuisance" oder „Accidents from furious Driving" aufgeführt findet.

Ein Franzose ist immer unruhiger und aufgeräumter, als ein Engländer — das heißt aber bloß, wenn Beide in Gesellschaft sind; denn sind sie allein, so ist der Franzose weit öfter daran, und der Engländer läuft ihm gewiß den Rang ab, indem er, um zufrieden zu seyn, nicht der Gesellschaft bedarf. So viel muß man aber eingestehen, daß der Franzose im Umgange weit liebenswürdiger erscheint: Du bittest ihn um Salat, Suppe und einen Gesellschafter geben, mit dem er nach Lust schwatzen kann, so sind seine Bedürfnisse für den ganzen Tag befriedigt. Der Franzose macht Paraden mit seinen Gefühlen; der Engländer hingegen ist bemüht, sie geheim zu halten. Während der Ehre mit Enthusiasmus affektirt, macht der Andere ganz kalt den Steifen. Der Franzose verzagt nie, selbst im Augenblicke des Todes nicht, wie er vor den Augen der Welt erscheinen will. Wie viele Reden waren nicht zur Zeit der Schreckens-Regierung in Frankreich im Voraus von denjenigen abgefaßt worden, welche die traurige Aussicht hatten, dieselben in ihrem letzten Augenblicke von der Guillotine herab an das Volk zu halten! Noch vor kurzem ist von einem Perrückenmacher in Paris ein Selbstmord lediglich deshalb, wie er selbst zur Nachricht hinterließ, begangen worden, weil er alle seine Chancen genau berechnet und gefunden hatte, daß er nie die Höhe erreichen würde, zu der Napoleon sich emporgeschwungen. Ein anderer Fall dieser Art ereignete sich denselben vor nicht langer Zeit in Paris bei einem jungen Mädchen; dieselbe war nämlich ängstlich darüber, daß ihre Verwandten sie nicht genug lieben möchten, und so machte sie, verminderst Steinfodien-Dampfes, ihrem Leben selbständig ein Ende. Noch kurze Zeit vorher aber hatte sie sich mit vieler Anstrengung bemüht, das Schreiben zu erlernen, lediglich zu dem Zwecke, um vor ihrem Dahinscheiden einen Brief aufsetzen, in dem sie ihre Motive zu erkennen gab. Sie hatte dieselben wohl auch mündlich gegen ihre Verwandten oder Bekannten äußern können, allein dies genügte nicht, denn die große Welt mußte Notiz davon nehmen und ein Selbstmord ohne einen Brief würde ohne alles Interesse vorüber gegangen seyn. Wer erkennt hier nicht den theatralischen Charakter der Nation!

Wie aber, ist nicht zu hoffen, daß die Menschen endlich mit der Zeit ihre unterscheidenden Nationalitäten abstreifen und sie mit einander vermischen? Allerdings hat die neuere Politik dieselben mit einander ausgesöhnt, die früher Erbfeinde gewesen waren. Das leichtere Reisen, der erweitrte Handel, der steigere Gedanken-Austausch der modernen Literatur, das wechselseitige Studiren fremder Gewohnheiten und viele andere ähnliche Umstände tragen wohl dazu bei, das gemeinschaftliche Band immer enger zu knüpfen. Man bemerke nur, wie die Italiäner jetzt ihr Haar trinken; wie die Franzosen nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß ein „Trottoir" seine Vorzüge vor der totalitie de la rue habe. Und was unterscheidet jetzt den Franzosen noch so wesentlich von dem Engländer? Das Aristokratische ist längst verschwunden, auch haben sich manchederei Renderungen in den Ansichten wohl zugetragen; — allein trotzdem ist der Franzose noch immer Franzose geblieben; er ist noch immer seinem Wesen nach derselbe Mann der Fronde, des Feldherrn Ludwig's XIV., der Mann der Revolution und des Kaiserthrons.

In den Zeiten großer politischer Stürme sind, wie man bemerkte, die Französischen Theater immer vollgepfropft, während das Umgekehrte in England stattzufinden pflegt. Der Franzose lebt nur unter dem großen Haufen; er ist niemals allein. Du darfst ihm nur sagen, daß „alle Welt" (tout le monde) dies oder Jenes zu thun beschlossen, und Du wirst ihn zu allem Möglichen bereit finden. Es giebt keine Ergesse, sie mögen guter oder schlechter Art seyn, an denen er nicht Theil zu nehmen im Stande wäre. Indeß, kommt die Gefahr erst ernst herein, ertönt das unglückliche sauve qui peut unter ihnen, dann hat es auch mit aller Besinnung und mit allen Mitteln der Franzosen bald ein Ende. Man sehe nur einmal einen Französischen Marschall bei einem Schiffbruche; welch' ein panischer Schrecken, welcher verderbliche Mangel an Subordination, welche blinde Wuth, Uebereilung, Verwirrung und Verzweiflung! Wie abscheidend gegen die kalte Geistesgegenwart eines Englischen Matrosen!

Woher kommt es aber, daß John Bull ein so verrufener Brummbär ist? Warum murrt er zu Hause und wettert auf der Straße? Warum brummt er bei Tische und eben so beim Trinkgelage? Warum ist er bei Sonnenschein nicht minder mürrisch, als beim Regenwetter? Warum schmeckt er beim Roast-Beef eben so wie bei der feinen nassen Suppe? Was macht ihn unzufrieden bei den Rauche und Dunstwolken in der City, wie unter dem schönen Himmel und in der lieblichen Landschaft der Campagna Felice? Warum brummt er ohne Unterschied und zu allen Zeiten? — und er gesteht Dir dies Alles ganz gutmüthig ein. — Jedes John Bull ist entweder in der That mehr als jede andere Nation um sein körperliches Behagen, um sein Comfort besorgt, oder er hat das Bestreben, seinen Egoismus immerdar und zu jeder Zeit zur Schau zu tragen.

Bei dicken Nebeln, bei Regenwetter und rauhen Winden geht der Engländer nicht zur Thüre hinaus; seine Beschäftigungen und Erquicklichkeiten bekommen hiervon auch, so zu sagen, einen echten Sinden-Charakter. Die Franzosen und Italiäner bringen dies aufrednerische Nationen, die sind lustig und gebehrden sich der feinen Art zu. Wären auch Sonnenschein durch, gerade so wie ein Fisch der Wassers bedarf; um ausserhalb desselben leben zu können, müßte vorerst seine ganze Natur einen anderen Charakter annehmen. Freilich aber giebt's auch hier bedeutende Ausnahmen. Aus derselben Nation, die das „Lust uns denne essen und trinken, denn morgen sterben wir!" zum Motto hat, ging auch ein Kante und ein Galliei, ein Tasso und ein Buonarotti hervor.

Eines Tages überraschte mich in Florenz ein junges Mädchen in nachdenklicher Stellung. — „Was machen Sie hier so allein?" sprach ich. — „Ich dachte über Etwas nach", erwiderte ich. — „Nachdenken! Bei der heiligen Jungfrau! Was haben Sie denn nachzudenken? Ein junger Mann, wie Sie sind, ohne Frau und Kind! Worüber wollen Sie denn nachdenken!"

Das war eine echt Italiänische Aeußerung; denn ohne Frau und Kind, die noch allein zuweilen Angst und Sorge machen können, kennt man in Italien nichts, das Einen je davon abhalten könnte, alle Tage

Digitized by Google

im Sonnenschein vor der Thüre zu sitzen und das Dolce far niente, als das summum bonum der irdischen Welt, mit Muße zu genießen, und man kann sich dort auch gar nicht vorstellen, daß es irgend noch andere Dinge gäbe, die uns zum mühseligen Nachdenken veranlassen könnten.

Der Engländer wie der Franzose, Beide sind stolz; der Irländer ist es nicht. Nur die Römer machen hiervon eine Ausnahme. Denn das „Sono Romano io!" („Ich bin ein Römer!") das Selbstbewußtsein, die Bedeutung und Klugt sind verschwunden, wo das „Je suis Français moi!" („Ich bin ein Franzose!") „Do you know, Sir, I am an Englishman!" („Wissen Sie wohl, mein Herr, daß ich ein Engländer bin?") Jndeß unterscheidet sich doch der Stolz des Römers von dem der Uebrigen. Der Englische oder Französische Stolz gründet sich eben sowohl auf das, was ihre respektiven Nationen gegenwärtig sind, als auch auf das, was sie in der früheren Zeit waren; dagegen ist der Römer lediglich auf seine frühere Geschichte, auf die Vergangenheit stolz. Denn wie könnte es ihm auch nur einfallen, mit etwas Anderem sich noch zu brüsten, als etwa mit dem, was seine Vaterstadt noch als Ueberreste aus alten Zeiten, als die Werke der Vergangenheit aufzuweisen hat? Was das gemeine Volk betrifft, so mag dies freilich immerhin noch glauben, daß die „ewige Stadt" noch jetzt fortwährend die Beherrscherin und Gesetzgeberin der Welt sey, zumal, da es seit geraumer Zeit im Theater Mode geworden, das „Roma invincibile sempre sarà!" unaufhörlich laut anzujauchzen.

Kommen wir wieder zu den Franzosen zurück, so finden wir, daß die alten Kunstwerken von ungemein abgeirrten Ansichten seines wegen unwahr gezeichnet sind. Es ist unmöglich, einen Franzosen je mit einem Engländer zu verwechseln — jene dünne lustige Suppen- und Salat-Figur mit dem kräftigen, gesunden und robusten Roastbeef-Esser. Wer jemals ein Französisches Heer unter den Waffen gesehen, konnte sich nicht genug über die kleinen mageren Gestalten der Soldaten verwundern, die doch das Aussehen von Riesen unter Zwergen hatten. Neulich lasen wir in einem Französischen Journal, daß man in Frankreich einen Rekruten als untauglich für den Kriegsdienst erklärte, weil er von zu hoher Statur war. So viele sinnreiche Gründe man auch für das Faktum aufsinden wollte, so erscheint mir doch keiner so wahr, als daß man den übrigen Nationen den persischen Schmerz zu ersparen beabsichtigte, durch den Anblick des gedrängt ausgewachsenen Rekruten an ihre zwergartige Statur erinnert zu werden. Spricht Du mit einem Französischen Offizier, so wird er Dir zu beweisen suchen, daß man absichtlich kleine Leute anwerbe, weil sie hungrer und dehnbarer sind, und weil bei dem Französischen Soldaten überhaupt Alles auf die Schnelligkeit der Bewegung ankommt. Aus dieß Weise sind die Franzosen das, was mangelhaft an ihm ist, selbst als einen Vortheil dar. Die Siege Napoleon's haben der männlichen Bevölkerung der Franzosen drei Viertel Zoll von ihrer Höhe gekostet. Die Engländer sind um einen Zoll größer, als die Franzosen, und die Yankees (Nord-Amerikaner) übertreffen auch Jene noch an Körpermaße, indem sie im Durchschnitt noch einen Zoll größer werden, als die Engländer.

Was die Häßlichkeit der Pariser betrifft, so ist sie weniger der Ausdruck eines wirklich liebenswürdigen Gefühls, als vielmehr die Einbildung, daß ein Mitglied von Paris nie aus dem Auge verlieren dürfe, „seine Vaterstadt sey der Mittelpunkt des guten Geschmacks."

So ist zum Beispiel, mit welchem Eifer die elenden Leute unter den Franzosen für die Erzählichkeiten und Vergnügungen ihrer Jugend eingenommen sind. Nichts ist gewöhnlicher in Paris, als bejahrte grauköpfige Leute über allerlei Gegenstände des Theaters eben so eifrig raisonniren zu hören, als man es etwa von jungen Leuten in einem Alter von siebzehn Jahren erwartet; man muß oft darüber lächeln, wenn man Leute, deren Geschmacksige Grundsätze, Redensarten, Phrasen und der schwarzen Rotte widerstanden hat, das sieht etwas zweifelhaft aus. Ich variet, daß der Schwefel das Oberhaupt gewinnt.

Besteigen wir ihren schwarzen Thurm, der aber nicht etwa eine Schwärze hat, die wie Monumente in Paris, die vielmehr grün sind. Jndessen, wenn man gehauent, nur Mauern und Thürme sind, der ersteigt und den Thorgualm, der so gut für die Lungen ist, daß, wenn Marseille eine Blume wäre, die Einbildungskraft seiner Kinder ihm keinen anderen Geruch leihen würde. Der Blick von diesem Thurme ist schön. Was will man sehen? die Stadt? Aber rothen Dächer liegen tief unter unseren Füßen, und die Bäume, die dazwischen hervorstehen und Vorgärten, sind die Alleen und der Promenaden; eine parkartige Böschung, ründet sich der Himmel über uns. Aber nicht ein Himmel, wie von Jean Goujon oder Perrault, wie die Pariser sich leicht einbilden können, die von einem solchen, gleich dem Marseiller, gar keine Ahnung haben, sondern ein wirklicher echter, dessen Sonne heiß, dessen Luft sind und dessen Klarheit lebendig ist.

Dort, wo ich jetzt hingiste, stehe den Fremden, der bis an's Ufer des Hafens vorgeht, mit verschränkten Armen und nachdenklichen Haupt — hier die Gränze seiner Wanderung findend — vielleicht kommt er von jenseit des Rheins — an der salzigen Flut, die seine klaubigen Schuhe benetzt. Er seufzt tief auf, weist verzweifelnd seinen Stab auf den Boden, und erwartet die Nacht, sich in's Wasser zu stürzen.

Vermuthet hat in seiner Sammlung der Häfen von Frankreich auch den von Marseille gemalt; aber er hat nur mit einiger Wahrheit gewisse materielle Details der Schiffs-Architektur wiedergegeben vermocht. Die gegenwärtig nicht mehr existiren. Nicht das hat er auf die Leinwand hinzuzandern vermocht — seine Kunst überhaupt vermag es nicht —, was die Physiognomie dieser großen Stadt des Südens, das Buntes des Mittelländischen Meeres, ganz besonders charakterisirt: den Lärm und den Geruch. Die Menschen erkennt man an ihrer Bildung und Gestalt; die Seefläche am Geruch und am Lärm. Wo will man anders, als in Marseille selbst, in einem fortwährenden Streine, ohne Unterbrechung, den ganzen Tag lang und das ganze Jahr über, das Knarren des trockenen Tauwerks in der Rolle, das Geseufz des Wasser-

Digitized by Google

vogels, der über das Bassin streicht, den Erpklang, wenn die Schiffe beschlagen werden, den Hammerschlag auf den Amboß, den Schall der Aexte, wenn sie in die Eichenstämme sausen, das Geschrei der Matrosen, die tausend Stimmen der zankenden und fluchenden Menschen — und über all' diesen Gräße den Klang der Glocken, der Schiffs- und der Stadt-Glocken, und über den Glocken das Wasen des Meerwindes — wo anders, als in Marseille selbst, mag man dies Alles vernehmen? Auch an seinen Gerüchen erkennt man es, und jeder Geruch repräsentirt ein Land. Man gehe auf den Quais umher — diese Meisoffer, mit dem Dufte, den sie ausbauchen, rufen uns die Zilder von Carolina vor die Seele — dieser braune Zucker Martiniques und seine Siedereien — diese Kisten mit Zimmet Ceylons. Ohne daß man erst hineinreisen brauchte, kann man Indien hier kennen lernen. Marseille ist der Vereinigungspunkt aller Gerüche aus der ganzen Welt.

Wie stehen hier oben gerade gut, um uns über den Mechanismus zu unterrichten, vermittelst dessen ein Hundert Fuß Länge ausgerichtet wird. Diese Masten, ganz Maschine, gerade und glatt, kommen aus Rußland, durch das Bis des Baltischen Meeres, die Nordsee, den Ocean, das Mittelländische Meer — und nicht etwa einzeln, sondern in ganzen Waldern sie liegen hier unter unseren Augen, nur daß sie, wie gesagt, liegen, anstatt aufrecht zu stehen. Das weite Bassin enthält das Holz für die Bemastung von tausend Schiffen. Man denke sich die Stämme, die allen Nationen von den mannigfaltigsten Längen noch drovorstehen, auf denen jetzt noch die Kinder herumspringen und spielen!

Und nun das Segelwerk und die Takelage. Man bemerke auf der anderen Seite des Ufers die Reihe von Häusern, von denen man glauben sollte, sie lägen in der Luft, so hoch verstiert sie die Wand. Große weiße Flecke, wie Bleich- oder Trockenplätze, erblicken wir, voller Leben und Wehen; es sind die Segel-Fabriken, wo Tausende von Frauen, mit eisernen Fingerhüten und Nadeln von einem Fuß Länge versehen, die zugeschnittenen Segel zusammennähen. Auf der anderen Seite des Ufers werden die Taue gedreht; der Lärm aus den Schmieden läßt zu uns herauf; man hört das Erschüttern der Zunken in den dunkeln Gewölben, die schwarzen Gesellen am Blasebalg und Amboß — Einige hämmern Anker, Andere lassen die glühenden Kanonen in's Meer rollen, wo sie ausklühren.

Für Marseille ist jedes fertige Schiff eine frische Nah'e, denn jeder Einwohner hat irgend eine Hoffnung daran. Die wundervolle Schöpfung des Menschengeistes, das neue Schiff, harrt auf die Abfahrt; mit der aufgehenden Sonne, wenn der Wind frisch vom Lande her bläst, will es die Anker lichten. Es weht günstig, die Sonne schrint roth, es geht ab. Wie es dahin fliegt, hui! unten am Fuß dieser Thürme wohnt, vorüber auch an dem, worauf wir stehen, den es mit Kanonendonner begrüßt. Seine Glocken beantworten den Gruß — Ehre hinauf und Segen hinunter.

Man behauptet, daß der Einfluß der schwarzen Jungfrau ebenso sehr viel zu den Glückegütern und der Wohlfahrt beigetragen habe, so die Marseiller an fremden Gestaden erworben. Geben wir denn, sie in ihren Lüsten und fernden Gewölbe zu begrüßen. Unterwegs, seh en wir aus Erkenntlichkeit oder Verehrung sie überhaupt, ist der Nationalcharakter, wie ich schon gesagt habe, der Tag im Jahre, wo man ihrer nach gedenkt.

Sie ist nicht mehr reich; ihre Nebenbuhlerin, Notre-Dame-de-la-Garde, hat sie der silbernen Fische, der kleinen vergoldeten Votiv-Schifflein, der Strumpfreifen, der Anker von Diamanten, die ehemals ihre Stätte zierten und Reichthümer darstellten, beträchtlich verringert beraubt; sie ist nur noch gut geblieben und schwarz in ihrem Unglück. Das Dunkel, in das sie sich zurückgezogen, wird nur von einer grünlichen Kerze erhellt, die mit leichenhaftem Schimmer zu ihren Füßen brennt; das düstere Licht mag eine Stunde beleuchten, die vor ungefähr funfzig Jahren dort gefeiert und deren schaurige Moral die Tradition aufbewahrt hat.

Das Karneval ging zu Ende, und man feierte das Fest von Saint Vitter hatte es Mitternacht geschlagen, die Abtei lag im Gebete; die Thorbeiten des Tages verrannt, lagen die Fremmen auf bloßen Knieen in dem Gewölbe, um die Asche zu empfangen, die daran e.in.trie, wodver der Sterbliche kommt und wohin er geht. Die gelbe Aerze war über in reichen Schimmer auf die Altäre und in vielen Taumel der Lust abgewattelten bleichen Geschter. Nur wenigsten todt von Allen: wor die schwarze Jungfrau von Saint Pitter. Mit ihrem Finger, mit dem Stande der Todten berührte der Priester die Lebenden. Geschah es nun aus Thorheit oder aus Lästerung, unter den Anwesenden war einer, der seine Larve nicht abnahm. Die schwarze Jungfrau schien ihn zu bemerken; es war, als wünsche sie den Gesichtern Leichen und ihn, und die gehe widerliche Larve, die sein Gesicht bedeckte. Um ihn vor der ewigen Verdammniß zu retten, gab sie einigen anderen Frommen von den Anwesenden den Gedanken ein, ihn an die Stufe und Gefahr zu erinnern, denen er sich schuldig machte. Er aber achtete nicht darauf, und man vernahm sogar ein höhnisches Lachen hinter der Maske. Der Priester näherte sich ihm, seine Stirn zu berühren, bebe aber mit Entsetzen zurück; er hieß den Gottlosen, die Maske abnehmen: es erfolgte ein Zeichen der Verneinung. Da drückte der Priester unter allgemeinem Grausen die Asche, die sie das Antlitz des Christen bestimmt war, auf die gottlose Larve. Als nun der Frevler denn Herausgehen aus der Kirche die Maske vom Gesicht abziehen wollte, um freier zu athmen, lag sie auf dem Gesichte fest wie angeschmiedet und war eins mit der Haut geworden. Hin und her riß er daran — es war umsonst; seine Finger erlahmten an dieses Versuchen, sie färbten sich roth vom Blute, die Maske blieb unbeweglich und war zu Fleisch geworden. Der Mensch aber, so verdammt, ferner nicht mehr zu sehen, zu fühlen, zu athmen, als durch dies mouffeöse Gesicht hindurch, auf ewig verdammt zu dieser Karnevals-Fratze, in der er sich zu Tische setzen und die er mit zu Bett nehmen mußte, wurde wahnsinnig, zerfleischte sich mit den eigenen Nägeln und fand so seinen Tod.

Léon Gozlan.

Bibliographie.

De l'armée. — Vom Hauptmann im Generalstab, Thompmentant. Connaissances des temps, ou des Mouvements célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1837. Publié par le bureau des longitudes. — 7 Fr.

Le dernier des Trencavels. Mémoires d'un troubadour du 13e siècle. — Aus der Romanischen Sprache übersetzt, mit historischen und kritischen Anmerkungen. 2 Bchen.

Les deux dernieres Chapitres de un philosophie de la guerre. Par le marquis de Chambrai. Ch. VIII.: De la Constitution de la guerre. — Ch. IX.: Des institutions militaires dans leurs rapports avec les institutions politiques, et avec les institutions civiles. — 3 Fr.

Guide des officiers et sous-officiers de la garde nationale, contenant, etc. — Von J. Voyfat.

Mémorial pour l'attaque des places. Ouvrage posthume de Cormontaigne, enrichi d'additions tirées de ses autres manuscrits. — Mit 14 Abbildungen. 8 Fr.

Recueil de problèmes amusans et instructifs, avec les démonstrations raisonnées et l'applications de règles de l'arithmétique etc. — Von J. J. Gremillet.

Griechenland.

Die Insel Hydra *).

Die im Griechischen Archipelagus an der Ostküste der Halbinsel Morea gelegene kleine Insel Hydra führte auch schon im Alterthume diesen Namen; aber nur selten kommt sie bei den alten Schriftstellern vor. Von Alterthümern findet sich auf dieser Insel nur wenig; hohe Trümmer und einige Säulen alter Gebäude und eines Altars sind noch zu sehen. Von Natur ist sie felsig und unwirthbar, und sie ward daher, wie es scheint, erst in späteren Zeiten bevölkert. Anton Pianlio nennt das Jahr 1470, wo das geschehen sey. Die Lage der Insel, so wie die Armuth ihres Bodens, mußte die Bewohner von selbst zur Schiffahrt und zum Handel führen; aber wie unbedeutend er auch anfänglich war, so wurden sie nun auch noch abenteuerlich durch die Eroberung der Insel unter Sultan Seliman II. (zu Anfange des 16. Jahrh.) und fast fortwährend durch die Kriege und der Halb-Insel Morea (im 17ten und zu Anfange des 18. Jahrh.) gefördert. Seit jener Zeit erstreckten sich die Züge der Hydrioten dadurch, daß sie dem Sultan einen jährlichen Tribut zahlten; wie der Vers. der in der Anmerkung genannten Schrift berichtet, betrug derselbe im Jahre 1779 jährlich dreitausend Piaster, und seiner ward er sogar auf fünftausend erhöht. Auch sing die Nahe der Stadt Napoli di Romania (von den Venetianern so genannt, zum Unterschied von Neapel, da Romania — Romerey — das ehemalige Griechische Kaiserthum bedeutet), die schon im 17. Jahrh. zu einem nicht unwichtigen Handelsplatze sich erhob, nach und nach an, auf Hydra's Verhältnisse günstigen Einfluß zu äußern. Die Hydrioten begannen, größere Schiffe, als bisher, zu bauen und ihre Fahrten die nach Ebipten und Syrien auszudehnen; ihre Geschicklichkeit im Seewesen, ihre Dreistigkeit und Kühnheit nahm immer mehr zu; die Mäßigkeit und Einfachheit ihrer Lebensweise und Sitten förderte dabei nicht wenig das Gedeihen ihres Handels.

Die Bevölkerung Hydra's erhielt nach dem Russisch-Griechisch-Türkischen Kriege im J. 1770 einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, indem sich damals viele Bewohner Morea's vor der Rache der Türken und der Albanesen nach Hydra wandten; und auch von andern Orten Griechenlands, wie von den Inseln Candia und Spetsia, wanderten viele Griechen dort ein. Dadurch konnte die Thätigkeit und Kühnheit der Hydrioten an Ausdehnung nur gewinnen, und mit der steigenden Zahl der Bewohner mußte sich auch ihr Handel erweitern, so daß sie sich nun schon bis Sicilien, Genua und Livorno wagten. Wie ausgebehnt ihre Schifffahrt schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen, und welche Anerkennung die Hydrioten hierbei gefunden, geht daraus wohl am deutlichsten hervor, daß sich bei der Unterhandlung der Türken nach der Krimm im J. 1779 zum unentbehrlichen Hydraische Schiffe mit ihren Matrosen bei der Türkischen Flotte befanden, gegen einen bestimmten Sold, den die Türken ihnen zahlten; und daß bei dieser Gelegenheit festgesetzt wurde, daß die Insel Hydra zum Dienste auf Türkischen Schiffen fernerhin funfzig Matrosen gleichsam als Tribut liefern sollte, so wie sie auch eine Zeit lang bis zu funfzehn Schiffen dem Kapudan Pascha zu stellen hatte.

Der Handel Hydra's gewann einen lebhafteren Aufschwung, als in dem zwischen Rußland und der Pforte im Jahre 1779 abgeschlossenen Handels-Traktate den Griechen überhaupt das Recht gewährt wurde, unter Russischer Flagge zu fahren. Nun erschienen die kleinen Schiffe der Hydrioten nicht nur an allen Küsten Griechenlands, sondern; sie fuhren bereits bis nach Gibraltar, und nachdem sie auf diese Weise gar bald Reichthümer sich erworben hatten, dachten sie an weiter Richtsaus an Bremerung und Vergrößerung ihrer Schiffe, damit sie noch weitere Fahrten unternehmen könnten, und Ihrer wollte es nunmehr dem Anderen zuvorthun. So dauerte es denn auch nicht lange, und man erblickte die Hydrioten in allen Häfen Italiens, Frankreichs und Spaniens, und sie fuhren bereits durch das Weltmeer bis nach Amerika.

Schon früher hatten sie sich gewöhnigt gefeben, zum Schutze gegen Algierische Seeräuber ihre Schiffe zu bewaffnen, so daß ein jedes 8 bis 20 Kanonen nebst 35 bis 60 Matrosen mit sich führte, die nicht über

*) Nach den Mittheilungen des Griechen Antonius Miaulis in seinem 1834 bei Zaquet in München erschienenen Ἐπάγγελμα περὶ τῆς ἑνώσεως Ἑλλάδος. Der Verfasser hat dabei theils Ueberlieferungen, theils Nachrichten alterer Bewohner der Insel und einzelner Geschichtsschreiber benutzt.

Digitized by Google

40 Jahr alt waren, und neben denen nun auch noch fünf bis sechs Kinder auf dem Schiffe sich befanden, von welchen das älteste nicht über zehn Jahre zählte. Auf diese Weise erlangten sie nun auch einige Uebung im Kriegsführen, und sie gewöhnten sich zugleich an die Gefahren des Krieges, — ein Umstand, der ihnen später, nach 1821, nicht wenig gänstig werden sollte. Mehr noch, als selber, bereicherten sich die Hydrioten zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, da sie in die von den Engländern bisherigen Schiffahrt einbrangen und sie ihre provisantirten, was ihnen bei ihrer Kühnheit und Gewandtheit in der Führung der Schiffe und bei der Schnelligkeit derselben um so leichter gelingen konnte.

Die Art der Theilung des Gewinns war im Einzelnen eben so gerecht, als zweckmäßig für das Ganze. Nachdem nämlich das Kapital der Ladung nebst den Zinsen dieser Kapitals, so wie für die Gemeinde-Kasse fünf von hundert des Gewinnes, abgezogen worden waren, fiel die eine Hälfte des danach verbleibenden Gewinnes dem Schiffs-Eigenthümer zu; die andere wurde, unter Beyzuzahme selbst auf die Kinder, die auf den Schiffen waren, zu gleichen Theilen vertheilt. Auf die Kinder nahm man hierbei besonders gerechte Rücksicht, weil man sie dadurch in den Stand setzen wollte, ihre Familien zu unterstützen, wenn sie ihre Väter verloren hätten, und damit sie auf diese Weise auch die Mittel erlangen sollten, sich jung verheirathen zu können. Die Männer thaten dies schon in einem Alter von 18 bis 20, die Mädchen aber schon mit 12 und 13 Jahren, — ein Umstand, der die Vermehrung der Bevölkerung der Insel nicht wenig befördern half.

In einem besonderen Geiste genossen die Hydrioten ein fast unglaubliches Zutrauen. Die Eigenthümer der Schiffe übergaben den Capitains große Summen Geldes in baarer Münze, welche sie nur mit einem einfachen Anweisezettel an einen, meistens jenen Orten, ausgezahlt werden sollte, begleiteten. Einen gleichen Kredit genossen sie auch zu Europa, so daß ihnen auch dort nicht selten Gelder, ohne irgend eine Bescheinigung darüber von ihrer Seite, anvertraut wurden, und es ist auf diese Weise geschehen, daß sie oft Geldsummen mit Zinsen zurückgaben, ohne daß die Darleiher wußten, daß und wem sie dieselben gegeben hatten.

Sehr praktisch war die Art, den Handel der Hydrioten der Schiffahrt, und was damit in Verbindung steht, zu lehren (eine Erziehungs-Methode, die daher auch die besondere Aufmerksamkeit unseres Gouvernements auf sich gezogen hatte). Zuerst wurden sie in der Behandlung der Segel geübt u. s. w. Dann, so oft das Schiff in der Nähe einer Küste, eines Vorgebirges oder einer Insel war, führte man sie auf das Verdeck und sagte ihnen die Namen der Küste u. s. w., bis auf die kleinsten Klippen; kam man nun ein anderes Mal wieder dahin, so wurden sie nach den Namen gefragt, und wehe dann ihnen, wenn sie dieselben nicht zu nennen wußten.

Ein Zusammenhalt und gegenseitiger Umstände hatte auf die inneren Verhältnisse Hydra's so günstig eingewirkt, daß im Jahre 1814 das eine Ufer der Insel (die Hafenseite der Stadt Hydra selbst) mit großen und schönen Gebäuden bedeckt war, welche zum Theil nach Europäischem Geschmacke angeführt worden; die Hafen waren mit Schiffen von verschiedener Größe angefüllt. Die Griechischen Handelsleute, denen sie gehörten, und die sich derselben zu ihren Geschäften, so wie der Thätigkeit, Geschicklichkeit und Rechtlichkeit der Hydrioten bedienten, hatten nach und nach in den einzelnen vorzüglichen Seeplätzen Europa's und Asiens reiche Handelshäuser errichtet; die Gewandtheit der Hydrioten und der Handelsgeist der Griechen unterstützten sich auf diese Art gegenseitig. Freiheit begann auch, in Folge der erworbenen Reichthümer und der Verbindung mit Europa, ein gewisser Luxus in Hydra einheimisch zu werden, gegen welchen sogar die Gemeinds-Obrigkeiten (die, von dem Volke selbst gewählt, die Local-Angelegenheiten unabhängig von Konstantinopel beforgten) einschreiten mußten; allein dennoch wurde auch für Unterricht und Aufklärung Sorge getragen, so daß sich Hydra auch in dieser Hinsicht in dem orientalischen Griechenland vor 1821, in Folge einer gewissen politischen Freiheit, deren die Insel genoß, auszeichnete.

Zuletzt werde hier noch, nach der Mittheilung des Griechen Mianlis, eine seltsame Sitte der Hydrioten gedacht, nach welcher die Söhne ihre schlaue und kluge Väter allen Ernstes, die nicht mehr gehen konnten, von einem Punkte der Insel mittelst eines Korbes in's Meer hinabsenkten. Sie erinnert an eine ähnliche Sitte im alten Griechenlande auf der Insel Chios.

Bibliographie.

Le Leipzig bei Weber erschien: *Hariópuna τῆς Ἑλλάδος.* (Panorama von Griechenland.) Politische Gedichte von Alexander Sutsos. Mit grammatischen Erklärungen und einem Wörterbuche herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Pr. 1 Thlr.

Mannigfaltiges.

— Schiller in Polnischer Uebersetzung. Der Warschauer Dyzionnik Pomsiechny entheilt eine Reihe von Artikeln über Schiller's Leben und Werke, und fügt am Schluß folgende Bemerkungen hinzu: „Keine Nation besitzt vielleicht eine so getreigene, treffende und zugleich treue Uebersetzung von Schiller, wie, obgleich nur von wenigen Stücken, die Polnische Literatur. Man muß, außer einer vollständigen Gewalt über die eigene Muttersprache, eine so gediegene Kenntniß von der Deutschen und namentlich von Schiller's poetisch-philosophischer Sprache besitzen, wie Johann Nepomucen Kaminski, Direktor des Polnischen Theaters in Lemberg, um diese Dichtungen mit Geist in ein anderes Idiom zu übertragen. Johann N. Kaminski war der Erste, der die Entdeckung machte, wie außerordentlich sich die Polnische Sprache zu philosophischen Dichtungen eignet. Der Band „Uebersetzungen und Versuche in Versen", welche Kaminski im Jahre 1828 zu Lemberg herausgab, enthält unter Anderem folgende musterhafte Uebersetzungen Schillerscher Gedichte: die berühmte „Hymne an die Freude", die geniale „Resignation", das unübersetzlich „Lied von der Glocke", die „Balladen", „der Taucher" und „die Bürgschaft", das herrliche Gedicht „die Ideale", die Erzählung „der Handschuh" (auch von Mickiewicz übersetzt), ein Bruchstück aus dem Trauerspiel „Don Carlos" und einen Theil der Dichtung „die Götter Griechenlands." Don Carlos hatte der letzten Feder schon des tief schon überlegene. Wallenstein ist, meisterhaft übersetzt, so eben in Lemberg erschienen. Andere Werke wurden, wenn auch nicht zum Druck vorbereitet, so doch von J. N. Kaminski für die Polnische Bühne in Lemberg übersetzt und dort aufgeführt, namentlich die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wie viel würde unsere Literatur gewinnen, wenn ein Mann, der sich mit einer so ausgezeichneten Uebersetzung den meisten Schillerschen Meisterwerken bereichert hat, daß, nach dem Urtheil selbst Deutscher Kunstrichter, die Uebersetzung mit dem Original wetteifert, wenn dieser Mann sich daran machte wollte, auch die übrigen Werke des beliebtesten unter Deutschlands Dichtern in unsere Muttersprache zu übertragen."

— Die Familie Vernet. Horace Vernet, der berühmte Französische Maler, stammt aus einer Familie in Avignon, die nun schon in der vierten Generation, immer von Vater auf Sohn, die Malerkunst geübt hat. Antoine Vernet, ein in seiner Zeit berühmter Künstler, war der Urgroßvater, Joseph der Großvater und Carl der Vater von Horace Vernet. Die Stadt Avignon besitzt von allen vier Malern, deren Vaterstadt sie ist, ein künstlerisches Andenken. Horace hat nur eine Tochter und keinen Sohn. Damit aber nicht mit ihm der Künstlerruhm in seiner Familie erlösche, hat er seine Tochter, eine ausgezeichnete Zeichnerin, kürzlich mit einem Manne durch seine Kunstgenossen Thon räumlichkeit bekannten jungen Maler, Paul Delaroche, verheirathet. Die Hochzeit ist in Rom gefeiert worden, von wo die ganze Familie jetzt im Begriff ist, nach Frankreich zurückzukehren.

— Der Sueno-Stein in Schottland. Dieses merkwürdige Denkmal liegt nahe bei der Stadt Forres in der Schottischen Grafschaft Elgin, nur wenige Schritte von der Straße von Elgin nach Inverneß, und hat vielleicht nur in Aegypten seines gleichen. Es besteht aus Granit von der Aberdeen Art, die sich in Schottland findet, hat 23 Fuß Höhe, und seine Basis nahe 4 Fuß im Durchmesser, und ist 1 Fuß tief gestbrilt. Die ganze Oberfläche ist mit Figuren bedeckt, welche die meisten Figuren zeigt, um sowohl Stellungen gruppirt. Das oberste Feld stellt neun Reiter dar, die offenbar über irgend etwas, wahrscheinlich über einen erfochtenen Sieg, erfreut sind. Dieses Feld hat am meisten durch den Einfluß der Witterung gelitten; doch sind die Figuren deutlich zu unterscheiden. Das nächste Feld zeigt eine Anzahl Männer in freigeschickter Stellung. Einige derselben schwingen ihre Waffen, während Andere, wie freudetrunken über irgend ein erfreuliches Ereigniß, ihre Schilde in die Höhe halten, und noch Andere sich die Hände reichen, entweder um sich gegenseitig Glück zu wünschen, oder sich wechselseitigen Beistand zu geloben. In der Mitte des nächsten Feldes sieht man zwei Krieger, die mit einander kämpfen, während ihre Freunde dem Kampfe mit dem lebhaftesten Interesse zuschauen. Dann folgt eine Gruppe von Figuren, welche der Einbauung der Kriegs-Gefangenen beiwohnt. Nahe dabei ist eine Art von Thronhimmel, welcher die Köpfe der Einbauptten bedeckt, unter welchen von Mannern mit Helmbarten bewacht wird. Zur Seite liegt eine Anzahl todter Körper. Zunächst folgen blasende Trompeter. Zu der folgenden Abtheilung gehört man fliehende Reiter, die durch Zwiespalt, welches in ersten Gliede mit Wagen und Pferden, in den folgenden jedoch mit Schwertern und Schilden bewaffnet ist, verfolgt werden. In dem letzten Felde werden die Reiter von der siegenden Partei gezwungen, sich zu unterwerfen, und der Anführer des Aufstandes ist aufgehangen. Bis auf dieses des Obersten wird fast ganz von einem großen Kreuz eingenommen. Unter demselben erblickt man zwei offenbar devotionsvolle Personen, mit Gefolge, die sich umarmen, als ob sie sich versöhnten. Ueber den Ursprung dieser Säule und die Ereignisse, welche sie darstellt, weiß man nichts Bestimmtes. Einige schließen aus dem Kreuz, daß der Stein zur Erinnerung an die erste Einführung des Christenthums errichtet sey; dann ist aber nicht gut zu begreifen, was die vielen kriegerischen Figuren zu bedeuten haben. Andere glauben, es sey ein Monument zum Andenken an den Sieg der Schotten über die Dänen bei Mortlach, wodurch Letztere gezwungen wurden, das Königreich zu verlassen. Dies ist auch um so wahrscheinlich, denn die Schlacht fand 29 (Engl.) Meilen von dem Orte, wo der Obelisk errichtet ist, statt. Am wahrscheinlichsten ist die Hypothese von Chrites Cordiner, einem berühmten Alterthumsforscher. Er glaubt nämlich, daß dies Monument zur Erinnerung an die Verbrennung derjenigen Skandinavischen Abenteurer aus Schottland errichtet worden sey, die sich im 9ten Jahrhundert in der Nähe des benachbarten Borgabrigats Burghead*) niedergelassen und 150 Jahre hindurch die ärgsten Räubereien in dem umliegenden Lande verübten. Die Traditionen jener Gegend unterstützen diese Ansicht mehr als irgend eine andere, und auch die bei seit unbenklichen Zeiten dieser Säule gegebene Benennung „Sueno's Stein" deutet darauf hin.

*) Burghead ist der nördliche Punkt in Schottland, bis zu dem die Römer unter Agricola vordrangen. Sie verweilten daselbst längere Zeit, und die Spuren ihres Lagers sind noch deutlich zu sehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Mittwoch den 4. März 1835.

Frankreich.

Der letzte Italiänische Räuber-Hauptmann.

Von Méry.

Ich war eines Abends in Terracina angekommen, die Reiseorte Horazens nach der Marsch-Melodie aus Fra Diavolo singend; war bei einem Wirthe eingekehrt, den ich außer sich fand vor Kummer über die schlechten Zeiten, wie alle seine Herren Brüder auf den großen Landstraßen und bat ihn, mir zur Würze des Mahles mit einigen Räubergeschichten aufzuwarten; aber sein Gedächtniß war hier wie sein Gasthof und er wußte mir nichts zu erzählen. Nun wahrhaftig! sagte ich zu mir selber, so ist denn die polizeiliche Sicherheit auch in dieses Territorium eingedrungen, und man kann selber darin umherwandern, wie von Paris nach Neuen, die Börse in der Hand, ohne einer Pistole zu begegnen, die sie Einem abforderte. Fra Diavolo ist todt und war der Letzte seines Stammes! So erlöschen die großen Geschlechter! Was wird nun aus allen den armen Engländern werden, die den Banditen der pontinischen Sümpfe mehr Geld zum Tribut gebracht, als erforderlich gewesen wäre, sie auszutrocknen? Diesen Armen, die auf dergleichen tragische Ereignisse ihrer großen Tour sich im Voraus Hoffnung machten und darauf rechnen? Die in ihrem Italiänischen Reise-Budget im Voraus einen Paragraphen aufsetzen für die Male, wo sie werden angehalten werden und in einem förmlich desfälligen Reisewagen einherfahren! Dank sei unserem heiligen Vater, heiligen Papst, die Söhne und Töchter der Hugenotten werden auf der Appischen Straße keine Reuen erschütternden Anfälle zu überstehen haben! Die Päpstlichen Dragoner haben die bösen Geister mit Säbelhieben ausgetrieben; Alles ist friedlich rings umher wie zur Schäferzeit; in den Schluchten von Terracina ist Mittnachts eine Stunde gewesen wie eine andere; die zwölf Schläge, die aus der Uhr des Lords ertönen, spielen nicht mehr die Ouvertüre zu einem dramatischen Nachtstück.

Wozu hat man also seine Zuflucht nehmen müssen? Der edle Lord S..., flüsterte mich einem seichten Anfalle, schickte, um sich wenigstens eine Vorstellung davon zu verschaffen, in der darauf folgenden Nacht zwei seiner Jäger heraus, die er genau nach Reberschen Bildern als Banditen verkleidet hatte, — und ließ sich dann auf offener Römischer Landstraße von seinen eigenen Leuten anhalten, die von der ganzen Italiänischen Sprache gerade nur die vier oder fünf Zischworte wußten, mit denen sie hervorsprangen und ihn anbielten. Zwanzig blinde Schüsse wurden gewechselt; das Unglück wollte es bei alle dem, daß eine Kugel, die sich durch irgend ein Ungefähr von dramatischer Zerstreuung in die Pistole des Lords verlaufen hatte, einem der Jäger am Schenkel streifte; der zweite, in Schrecken versetzt über den unerwarteten ernsthaften Ausschlag der Affaire, sprang, sich flüchtend, in eine sumpfige Stelle und würde ohne das Dazwischenkommen einer Päpstlichen Patrouille unfehlbar ertrunken sein, die ihn herauszog, um ihn als Bandit zu erschießen. Der edle Lord schlug sich ins Mittel und versuchte, den Dragonern den ganzen Spaß auf Englisch begreiflich zu machen. Der Römische Brigadier war ein Franzose von unserer ehemaligen Garde, ein erbitterter Feind aller Engländer seit dem Lager von Boulogne; nach zwanzig Jahren, hier in Terracina, Dienst verbrechen, hatte er das Französische vergessen und das Italiänische nicht gelernt. Se begriff er denn nicht, wie ein Reisender es wagen konnte, so eifrig die Vertheidigung der Banditen zu übernehmen, die ihn so eben angefallen hatten; er wußte sich die Sache nicht anders zu erklären, als daß er in diesen Bewohnen eine Mitschuld argwöhnte und ließ ohne weiteres Bedenken den edlen Lord ins Gefängniß werfen, der ihm vergebens die ganze Seemanöver von Benereni mit Englischem Accente beschrie. Der diesseits Jäger, der aus dem Wasser Herausgezogene und ihr edler Herr wurden seitdem in eine Scheune eingesperrt und zwei Schildwachen davorgestellt. Der Engländer schrieb nun an seinen Gesandten (!) und an den General-Commissair der Polizei, Kardinal Somaglia. Der Gesandte war nicht in der Stadt, senkern befand sich auf der Villa Adriani, um den Ausgrabungen beizuwohnen, und so brachte denn der Kardinal bei seinem Wohlwollen für alle Britischen Unterthanen die Sache allein in Ordnung; er begnügte sich damit, dem reisenden Lord als Buße eine freiwillige Gabe aufzuerlegen, die als Bezahlung für die schöne kolossale Statue des heiligen Paul von Thorwaldsen verwandt werden sollte.

So steht es jetzt in den pontinischen Sümpfen aus. Solch ein Friede schwebt über ihnen. Sehen wir nun, wie es auf der Seite von Viterbo aussieht.

Was uns in Viterbo sogleich frappirt, ist Folgendes: an einem Feiertage, und fast alle Tage sind Feiertage — sieht man sich flanirend einwohner stolz einherspolzieren, in Sonntagsmänteln und erwartend, daß es unserer lieben Frau von Viterbo gefallen würde, ihnen Brod zu schicken. Die Meisten, mit unverschämter Keckheit, betteln, und man braucht nur die Miene zu machen, etwas geben zu wollen, so kann man alle vor sich auf den Knieen sehen — um einen Bajocche. Der Reisende, der von der Armuth des Landes auf die Unsicherheit der Landstraßen schließt, ist allerdings zu entschuldigen, wenn er, bei seiner Abreise aus Viterbo, seine Pistolen in Ordnung setzt. Uebrigens erhebt sich dicht vor den Thoren der Stadt ein beträchtlicher Berg, der in ein furchtbares Gebölz führt, das voller hohler Bäume und blutiger Kreuze ist. Hier sind keine Päpstliche Dragoner, die Garnison von Viterbo besteht aus vier schattenähnlichen Soldaten und einem Kardinal, der nicht hier wohnt. So verläßt man denn die Stadt in einer Berline, die ebn so langsam fährt, wie eine Französische Diligence; mit langsamem Klettern geht es noch bei gar guter Zeit den Berg hinan; den tragischen Bäumen vorüber, gelangt man endlich auf den Gipfel des Berges, wo die Räuber im Schutze der Nebelwolken den Wagen anhalten und plündern können; aber kein menschliches Wesen zeigt sich auf dieser alten Schadenstätte der Reisenden und man kommt gesund und wohlbehalten in Nencigliane nach einer sechsstündigen unschuldigen Promenade an. In der That, sollte man nicht an allem Verbrechen verzweifeln!

Nur einen einzigen Augenblick lang stiegen in mir einige Zweifel über die gegenwärtige Moralität der Einwohner von Viterbo auf. Es war um die Stunde des Sonnen-Aufgangs und ich auf dem südlichen Abhang des Berges. Meine Reise-Gefährten machten noch auf sich, mit Flinten bewaffnete Männer aufmerksam, die uns zur Rechten an einer lichten Stelle im Gebölze standen; sie standen unbeweglich und betrachteten unsere Berline mit gierigen Blicken. Ich sah das lebendige Original des Jüngsthires von Salvator Rosa der war. Auf meine Frage hatte unser Florentinischer Postillion geantwortet: „Es sind Jäger", und das war wirklich die Wahrheit, aber bei alle dem konnten diese Männer, die Abends als Jäger ausgezogen waren, am Morgen in dem Walde von Viterbo beim Anblick einer Berline gar leicht eine Gastrolle als Banditen geben. Was eistirten sie bei dieser Metamorphose ihres Handwerks? Sie hatten ihr Handwerkzeug in der Hand, die Dobe des Ortes war eine schlechte Rathsherrin sie sind Jäger, sie kommen gekleidet waren mit einem armseligen Wilde nachjagen mußten. Aber die Rechtlichkeit von Viterbo bestand diese gefährliche Probe. Zu ihrer Ehre sey es gesagt! Die Männer drehten und den Rücken und stiegen auf einem rauhen Fußpfade in die Ebene hinab, wo die melancholischen Wasser des Sees von Bieo schlafen.

So stand ich auf dem Punkt, Italien zu verlassen, ohne einen Räuber von Angesicht gesehen zu haben; es war für mich ein untergegangenes Geschlecht, Gestalten der Phantasie. Und doch war es mir aufzehalten, den letzten Räuber zu sehen, wie Cooper vergönnt gewesen, den letzten der Mohikanen zu sehen.

Ich war saßen in Civita-Vecchia an der Wirthstafel und schwatzten und plauderten Ihrer, was wir konnten, um uns den Hunger zu vertreiben. Ich hatte wohl zwanzig Mal in allen Idiomen des Kirchen-Staates nach Essen verlangt; es kam Nichts; ich feederte die Speisekarte, sie kam; es stand aber weiter Nichts darauf als der Preis. Ich begann schon Lust zu fühlen nach Rom zurückzukehren, wo Einer hatte warten dürfen, mit der Serviette auf dem Knie. Der Wirth erklärte mir, daß sämmtliche Vorräthe von fünf Englischen Familien, die das Haus übergogen hätten, in Beschlag genommen wären. Ich bat ihn, mir ein Zimmer und ein Bett anzuweisen; das letzte disponible Bett war so eben an einen Admiral mit seine Begleitung überlassen worden. „Se bleibt mir nichts anderes übrig, als in Ihrem Bett zu hungern zu gehen", erwiederte ich dem Wirth; „was ist in Civita-Vecchia Interessantes zu sehen?" — „Gar nichts, mein Herr, wenn Sie nicht vielleicht die Eelaubnis erhalten, die Citadelle besuchen zu dürfen; dort könnten Sie den berüchtigten Antonio Gasperoni sehen, den Räuber von Terracina und den pontinischen Sümpfen." — „Ei, warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt! An wen muß ich mich wenden, um diese Erlaubnis zu erhalten?"

„Geben Sie nur zu Ihrem Konsul. Er wird sie Ihnen auswirken." „Sogleich."

Es währte kaum einige Minuten, so hatte ich meine Einlaßkarte und einen Päpstlichen Offizier zur Begleitung.

Die Citadelle von Civita-Vecchia ist von Michel Angelo erbaut, der auch Ingenieur war, eben weil er Alles war; sie ist im Stile seiner Freskobilder und Statuen aufgeführt; sie ist charakteristisch in jedem Steine. Bollwerken von gewaltiger Breite, Mauern wie von Diamant. Die Citadelle verdbridigt sich selbst; sie hat weder Soldaten noch Kanonen und stellt seinen Fünden nur das Päpstliche Wappen entgegen.

Digitized by Google

das über dem Thore ausgehauen ist; es verrieth die Stelle der Batterieen und Garnison.

Unterwegs erzählte mir der Offizier, der mich begleitete, vom Antonio Gasperoni und den fünfundvierzig Mordthaten, die er begangen. „Es ist etwas Eigenes, mein Herr", sagte er, „das Blut erstarrt Einem vor Schauder, wenn man sich in der Gegenwart dieses fürchterlichen Banditen befindet. Siebzehn Jahre lang hat er das Römische Land in Unruhe gesetzt. Das gräßliche seiner Verbrechen ist Folgender, mein Herr; hören Sie!

„Auf dem Wege nach Neapel hielt er ein Mal den Reisewagen eines Engländers an, der mit seiner Tochter reiste; er nahm dem Engländer alles Geld ab, was dieser bei sich führte, ihat aber sonst nichts zu Leide und ließ ihn weiter reisen; nur seine Tochter behielt er zurück, ein junges Mädchen von austerordentlicher Schönheit. Er nahm sie mit sich in seine Berge. Als wir der unglücklichen Kunde ansam, setzte er einen Preis auf den Kopf des Räubers. Gasperoni's Stolz wurde von dieser aristokratischen Anmaßung des Lords empört, — daß ein simpler Englischer Bürger einen Preis auf den Kopf eines berühmten Hauptmanns zu setzen wagte, der den Päpsten den Krieg erklärt und den Päpstlichen Dragonern zwanzig blutige Schlachten geliefert hatte! Es war in den Augen des Räubers eine Frechheit, die seine Rache erforderte. Einen Morgens erhält der Engländer in Rom ein Kistchen unter seiner Adresse und als er es eröffnet, was findet er darin — der unglückliche Vater! den Kopf seiner Tochter!"

Ich bedte mehrere Schritte zurück, das Entsetzen war zu mächtig in mir; es fing mir sogar an, übel zu werden, daß ich die Citadelle die ganze Zeit hindurch Dankmal Michel Angelo's erschien meinen Augen wie eine Menagerie von Tigern. Doch gewann die Neugier über den Eindruck des Entsetzens das Uebergewicht und ich ließ mir die Schreckensthäter des Bagno öffnen.

Eine Mauer mit zwanzig Gefängnißkammern befand sich zu meiner Linken; rechts waren hohe Kerkergewölbe, die auf einen Hof hinausgingen; in dieser Galerie spazierten zwanzig Spitzbuben auf und ab. Sie wir ich eintrat, verhten sie sich kurz um und blieben stehen. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, bei dem Gedanken, daß die Bande Gasperoni's so stille stand vor mir — sie grüßten mich höflich, was mich wieder ein wenig ermunterte, denn es war mir gar nicht sonderlich wohl zu Muthe unter diesen furchtbaren Gesellschaft. — Ich fragte alsbald nach Antonio Gasperoni. Aller Hände wiesen auf ihn hin; er stand aufrecht mitten in der Thür seines Gefängnisses, wie in einem Rahmen. Er hielt es nicht der Mühe werth, an mich heranzukommen, sondern begrüßte mich blos mit einer ruhig gütigen Miene. Es war sehr schwer, hier eine Conversation anzuknüpfen; ich begann mit einer unbedeutenden Frage, indem ich meiner Stimme mehr Kraft zugleit zu geben versuchte, als ich im Herzen hatte und fragte zu ihm: „Nun, Gasperoni, befindet Ihr Euch wohl hier?"

„Man befindet sich immer schlecht, wenn man nicht frei ist", erwiederte er mir, indem er die Achseln zuckte. Es war dies sein gewöhnliche Bewegung.

„Ihr habt Euch also gefangen nehmen lassen von den Dragonern? .."

„Ich? Nie hätte mich ein Mensch gefangen genommen; ich habe mich mit allen meinen Leuten ausgeliefert. Der heilige Vater hatte mir die Freiheit versprochen, und ich bin mit nur das Leben gelassen. Der heilige Vater hat sein Wort gebrochen."

Mein Cicerone, der Offizier zog mich bei Seite nach einem Winkel der Gallerie, und sagte mir: „Ich will Ihnen erklären, mein Herr, wie die ganze Sache getommen ist. Gasperoni war der Lebens endlich überdrüssig, welche er seit fünfzehn Jahren geführt. Er ging eines Tages bei einem Vorgesetzlichen zur Beichte und erklärte ihm seinen Wunsch, das Räuberhandwerk zu verlassen. Der Priester versprach ihm, die Sache dem heiligen Vater schreiben zu wollen, und ihm dessen Verzeihung und das Recht anzuzwinken, in die menschliche Gesellschaft wieder einzutreten. Gasperoni fügte als besondere Bedingung hinzu, daß auch seine Gefährten in dieselbe Begünstigung mit einbegriffen werden müßten, die für ihn in Aussicht genommen sei. Er ging mit dem Priester Unterhandlungen eingeleitet. Unsere Regierung hatte ein großes Interesse, sich dieser Banditen zu entledigen; sie verwüsteten den Weg nach Neapel, ermordeten die Reisenden, erhoben Contributionen, verübten tausend Greuel. Man schickte Soldaten gegen sie aus; aber die Soldaten tauften mit ihnen, schossen sich mit ihnen zu schlagen. Kurz, man standen die Bauern den Räubern gegen die Soldaten, und machten mit ihnen in Allem gemeinschaftliche Sache, weil sie immer einen Theil der den Reisenden abgenommenen Beute erhielten. Nur die Päpstlichen Dragoner waren unverlässig, aber gegen diese furchtbare Kavallerie bieten die Berge wieder den Räubern als trefflicher Schlupfwinkel. Sie nahm man also in seinen Anstand, mit Gasperoni zu unterhandeln; der Geistliche machte die Mittelsperson und überbrachte dem Banditen der folgende Entschleidung: der heilige Vater versprecht dem Gasperoni das Leben; der Sünder thue alsbald christlich Buße und Alles soll ihm verziehen seyn; er muß sich aber sogleich als Gefangener stellen mit seiner ganzen Bande in der Citadelle von Civita-Vecchia." Der verschmitzte Gasperoni schwankte lange; der Geistliche wandte allen seinen Einfluß an, ihn zu überreden: man sagt sogar, er habe ihm versprochen, sich nach wirksamer für ihn zu verwenden, und einen vollkommenen Pardon für ihn zu erlangen, wenn er dem heiligen Vater gehorche; und daß sich sicherlich die Pforten seines Kerkers wieder für ihn austhun würden, sobald er in christlicher Ergebenheit und Gehorsam in dieselben eingegangen sein würde. Gasperoni, von dem Einfluß des Priesters dazu vermocht, und mit jedem Tage seines verdrecherischen Lebens sotter und überdrüssiger, willigte endlich ein, sich auszuliefern. Seine Gefährten, seit langer Zeit gewohnt, ihm zu gehorchen, folgten ihm freudig in sein Gefängniß. Seit einigen Jahren warten sie auf ihre Befreiung, aber ich glaube nicht, daß sie sie jemals erhalten werden. Uebrigens hat der heilige Vater gethan, was er versprochen hat; [illegible] habe, wird es aber auch sein Bewenden haben; es sind zu gefährliche Menschen."

Ich näherte mich von neuem Gasperoni, der noch in derselben Stellung verharrte. Er gleicht keineswegs den Räubern, wie sie auf unseren Boulevardtheatern vorkommen. Er hat ein sanftes Gesicht, außerst regelmäßige Züge und ein liebenswürdiges greifreiches Lächeln. Sein Haar ist schwarz und glatt, hinten lang und nachlässig mit einem Bande zusammengehalten. Er spricht und erzählt mit Bonhomie, seine Worte fließen ihm ungezwungen vom Munde; er ist sehr sparsam in seinen Gesten, ganz gegen die Weise der Italiäner, die sie verschwenderisch brauchen; nur wenn eine kecke Frage ihm eine Antwort entreißt, die ihm zuwider ist, nur dann verräth sich der übertegene Mensch in ihm; sein Gesicht wird drohend, sein Auge stürmisch, seine Lippe zuckt, seine Sprache wird heftiger, stoßend, scharf und unterstich; dann erkennt man den Mann mit fünf und vierzig Mordthaten.

„Wie ist Euer eigentlicher Name? fragte ich ihn. Man hat mir gesagt, Ihr hießet Barbone."

„Das ist mein Beiname im Gebirg; mein eigentlicher Name ist Antonio Gasperoni."

„Ihr habt doch einen großen Namen gemacht; man spricht von Euch in Italien wie vom Cartilina, wie vom Spartacus und anderen berühmten Landsleuten von Euch, die Rom den Krieg erklärt hatten ..."

Er lächelte und verneigte sich bescheiden. — „Was hat Euch zu diesem Handwerk getrieben, Gasperoni?" — „Ein Streit in Neapel." — „Ein Streit? das ist gar wenig; das ist ein ziemlich unbedeutender Grund, sich einer menschlichen Gesellschaft zu entziehen." — „Ja, aber in dem Streite tödtete ich meinen Feind." — „Ah, das ist was Anderes. Wie lange habt Ihr Euer Handwerk getrieben?" — „Achtzehn Jahre." — „Habt Ihr Wunden bekommen?" — „Ueberall." — „Ihr habt Euch also oft geschlagen?" — „O, sehr oft, ja, sehr oft." — „Mit den Päpstlichen Soldaten?" — „Mit den Soldaten, ich wollte eine mittelmäßige Zahl nennen, mit mit den Päpstlichen." — „Ich habe von Euch gehört, mir in der Kölnerbühne gehört; (in seinen Augen blitzte es auf und sein Gesicht wurde finster.) Möchtet Ihr wohl die Güte haben, mit die Geschichte zu erzählen. Ihr würdet mich dadurch verbinden."

Die ganze Bande trat um uns herum, um die Schreckensgeschichten, aus dem Munde ihres Hauptmanns zu vernehmen.

„Ich befand mich," begann Gasperoni, „siebzehn Köhler; sie hatten mich an die Soldaten des Papstes verkauft. Ich hielt sie für meine Freunde; wir aßen und tranken ruhig in ihrer Hütte. Ich hatte keine Pistolen ausgestellt, ein großer Fehler, mein Herr; aber ich hatte mir immer eingebildet, diese Köhler seyen zuverlässige ehrliche Leute. Nun sehr! Mein Mißtrauen wächst über sie den Leuten; mein Ehrkannte diesen Tieren auf eine Meile weit — Verrath, Verrath! Verrath! Wir griffen zu unsern Waffen. Die Päpstlichen waren kaum zwanzig. Schritt mehr von der Hütte entfernt; wir waren nur unserer zwölf, sie ihrer dreißig. Wir brachen uns Bahn mit einer Salve von Flintenschüssen; ich selbst erschoß hier Mann, ich ward am Arm verwundet, hier (er zog sie die Aermel zurück, um die Narben zu zeigen.) Durch machten seinen einzigen von uns zum Gefangenen und tödteten auch keinen. Sie schießen äußerst schlecht. Wären es die Dragoner gewesen, so waren wir unfehlbar verloren. Nun aber kömmt erst die eigentliche Geschichte, hört. Drei Tage nachher stiegen wir in der Nacht von Gebirge herab, sich führte meine Bande nach der Kölnerhütte, sie schießen, die Thüre ein. Eine Stimme von innen rief: „Wer klopft so?" — „Oeffnet", antworten wir, „macht auf Euren guten Freunden, den Soldaten." Ein Köhler schreit: Macht nicht auf! Es ist Gasperoni! Ich schlage die Thür mit dem Kolben ein, schlumend vor Wuth drängen wir hinein und machen Alles nieder. Es war gerecht, nicht? Sie hatten Alle an den Tod verkauft, mich den Banditen für ihren Verrath! Darauf jähle ich die Leichen; es sind nur vierzehn da. Ich durchsuche die ganze Hütte, durchstöbere jeden Winkel; nichts zu finden, drei waren entwischt, die Rache nur halb! Ich hatte Thränen der Wuth auf meinen Wangen. O! ich will sie finden! ich will sie finden! schrie ich zu meinen Kameraden. Ich wäre ganz Italien durchlaufen, um sie zu finden. Nun! Jahre nachher traten zwei Männer in eine kleine eingeschlossene Hütte ein, bat um Wasser, um zu trinken. Wir waren an dem Ort bekannt. Es waren einige Bauern da, die um einen Tisch saßen. Ich habe ein scharfes Auge, einen Feind zu entdecken — und gewahre unsere drei Köhler zusammengekauert in einem Winkel. Ha! wer war froher als ich! — Endlich hab' ich sie! sprach ich mir an selbst. Fürchter, ihr da! kommt doch einmal vor und laßt euer Gesicht sehen. Warum so scheu? Sie zitterten und waren bleich, die drei Banditen. — Lange genug hab ich Euch gesucht, sagte ich ihnen mit einem Lächeln wie jetzt. Sie warfen sich zu meinen Füßen und flehten um Gnade. Ich gab meinem Trekuter ein Zeichen; er hielt ihnen nach einander die Pistole nicht vor die Brust und schoß sie nieder. Das war ein Vergnügen, so vergnügt ich nur Blut im Kampf; außer dem Gefecht, habe ich nie Jemand getödtet, nicht einmal seine elenden Kohlenbrenner, die mich verkauft haben."

Sämmtliche Räuber begrüßten dies Faktum mit einem Beichen des Kopfes und der Hand; ein pantomimisches Certifikat, welches sie der Moralität ihres verehrten Hauptmanns gaben.

„Die Welt erzählt sich aber noch gar viele Dinge von Euch", sagte ich zu ihm: ... — „Ja, ja, ich weiß, ich weiß; man wird Ihnen hundert Fabeln erzählen ..." — „Die Lochter jenes Engländers, der einen Preis auf Einen Kopf setzte ..." — „Das ist eine Lüge!" erwiederte er, mich mit Heftigkeit unterbrechend; „ich habe niemals Weiber tödten lassen." — „Aber Ihr habt doch diejenigen welche mit in Euer Berge genommen?"

Er lächelte über diese Frage und nahm die Miene eines Stutzers an, der mit einer gewissen Zurückhaltung schweigt, damit man sich kein Schweigen nach Vermuthen auslegen möge. — „Ihr denkt wohl mit Bedauern an das unabhängige Leben zurück, das Ihr so ganz aus freier Entschließung verlassen habt? Wenn Euch der heilige Vater Eure Bera-

Digitized by Google

leidung gewährte, was wärtet Ihr mit Eurer Freiheit anfangen?" — „Ich würde wie ein ehrlicher anständiger Mann leben, würde nach Neapel gehen und arbeiten." — „Das wärte Euch schwer werden, Gasperoni; Ihr seyd an so Manches gewöhnt . . ." — „Nein, nein, mein Herr; das Erben in den Bergen ist mir zum Ekel. Ich habe es siebzehn Jahre lang gestärt; ich war damals jung und die Strapatzen waren mir angenehm; aber jetzt fange ich an, alt zu werden, leide an meinen Muskeln und brauche Ruhe." — „Würdet Ihr für alle Eure Kameraden bürgen?" — „Für Alle!" — „Ich der gegenwärtig, der Eure . . . Exekutor war, der auf Eure Rechnung wordete?" — „O ja, der stehe er!"

Wenn mir eine Schlange über die Hand gegliten wäre, so hätte ich keinen größeren Schreck und Schauder empfinden können. Dieser scheußliche Henker stand dicht an meiner linken Seite und berührte mit seinem Arm den meinen. Nur auf Gasperoni und seine Worte achtend, hatte ich den Bösewicht seiner Gegenwart nicht bemerkt. Ich wandte mir seinen Herrn; wie ehemals in den Bergen, ist er ihm im Wachen und Schlaf zur Seite, als ob er noch im Gefängniß auf irgend eine unwiderrufliche Hinrichtungs-Ordre wartete. Es ist, glaube ich, nichts Abscheckenderes unter allen menschlichen Wesen aufzuwerfen, als der Anblick dieses Kerls. Die Dumpfheit und Stumpfsinnigkeit des Verbrechens ist auf seinem langen, mageren, blassen Gesicht ausgeprägt; sein Auge ist mit der leichenhaften Haut des Mörder-Auges überzogen; ein immerwährendes Grinsen läuft über seine Wangen, aber in seinem Blicke liegt ein flierer ernster Ernst. Während ich ihn examinirte, betrachtete er mit einer seltsamen Aufmerksamkeit die Knöpfe meines Rockes, gleichsam, als zählte er sie unablässig, um sich nicht zu irren. „Wie heißt Du?" fragte ich ihn, um ihn von seiner seltsamen Untersuchung abzuziehen. Er blieb gebückt; sein Auge nahm sich nicht die Mühe, zu meinem aufzublicken; seine Lippen schienen sich kaum aufzuschließen, und aus dreierer Brust antwortete er: „Geronimo."

„Also Du heißt es", fuhr ich fort, „der den Henker abgab!" — „Ja, mein Herr!" (immer mit Auge und seine Knöpfe gehetzt.) — „Und hast Du Viele gemordet, Geronimo?" — „O ja! so oft man mir gesagt hat: Morde! (amazza!)" — „Ich zweifle sehr daran, daß Du die Verzeihung des heiligen Vaters erhalten wirst. Du!"

Die ganze Bande brach in ein lautes Gelächter aus und gab meiner Ansicht Beifall. Geronimo machte ein Zeichen von Gleichgültigkeit, und fuhr fort, die Knöpfe meines Rockes zu zählen.

Ich wandte mich an die Uebrigen. „Es scheint", sagte ich zu ihnen, „daß Ihr sehr lustig seyd und eben nicht mager werdet in Eurem Gefängniß?"

Ein Bandit, der einen gewaltigen Bauch hatte, was unter den Banditen sehr selten vorkommt, erwiderte mir, daß der heilige Vater sie sehr gut halte. „Wir kriegen Fische und Fleisch zu essen, lauter gute Bissen", sagte er mir, „was wir nur wollen; wir erhalten jeder täglich zwei Paoli (9 Sgr.)."

„Was! so seyd Ihr ja hier besser daran, als daß Italien, als sämmtliche Bettler in den Römischen Staaten. Ihr bekommt zwei Paoli täglich?"

„Ja, mein Herr!" nahm Gasperoni das Wort; „und das ist sehr politisch gehandelt von der Regierung. Die, welche unser Handwerk trieben, oder es zu treiben im Sinne haben, wissen, daß, wenn sie sich als Gefangene stellen, sie gut zu essen und gute Betten bekommen, und Geld obendrein; und sie wissen auch, daß sie immer in den Arbeit in den Bergen. Das kann Einem denn wirklich Lust machen, sich auszuliefern, wenn es Einem zum Ekel wird, an den großen Landstraßen zu liegen. Und dann kommen auch noch die Geschenke der Reisenden hinzu."

„Wohlan denn! ich bin reisend, daß Ihr Alle Euch glücklich befindet."

Mein Führer bestätigte mir Alles, was ich so eben von der Großmuth des Papstes vernommen. Eh' ich aus dem Kerker hinausging, betrachtete ich noch jeden Einzelnen von der ganzen Bande mit Muße hin und her. Aber es befindet sich kein einzig malerisches Gesicht darunter, das des Hauptmanns und seiner Henkers ausgenommen; die Uebrigen haben alle so häßliche, so bürgerliche Gesichter, daß sie für ehrliche Leute halten könnte, die als Opfer irgend einer politischen Ebikane dort sitzen. Ich weiß nicht, ob sie je das malerische Kostüm getragen haben, welches die Künstler den Neapolitanischen Banditen zu geben pflegen; aber Bekleidung im Bagno ist die Tracht der Italiänischen Bandwerksburschen; die grauen Beinkleider, die braunen Westen, die blauen Strümpfe zerfetzten alles Theatralische ihrer Kostüme. Sie hatten keine von jenen malerischen Stellungen an sich, die man in den Zeichnungen bewundert; sie betrachteten, ohne den mindesten Ausdruck von Rückerinnerung, den lichten Himmel, die Römische Atmosphäre, den süßen Strahl der Frühlingssonne, die in der Bogen hergeleiteten und wie ein Fächer sich ausbreitenden Gebirge; sich in die Betrachtungen der Kameraden hineinstahl. Die Höhe des Meeres, die um den Fuß der Citadelle spielten, verlegten sie nicht in Träumerei; sie schienen gleichgültig gegen Alles, aber ohne niedergeschlagen zu seyn, ohne irgend eine sichtliche Bewegung von Hoffnung oder Verzweiflung; sie rauchten Tabak, mit lächelnder Miene, über einander geschlagenen Armen, breiterer Stirn. Es stellte sich die Bande dar, die fünfzehn Jahre lang die pontinischen Sümpfe in Schrecken gesetzt, die Soldaten des Papstes in die Flucht geschlagen, den Progenern Schlachten geliefert und so viele reiche Engländer ausgeplündert hatte. Sie werden wahrscheinlich in der Citadelle auf ihren Pardon warten, bis ihn der Tod ihnen giebt, und gut ihnen wird die letzte Räuberbande untergehen. Wir wetten wohl noch einzelne Streiche von Marauderen verrichten zwischen Viterbo und Romiglione, Rom und Terracina, aber von keinem organisirten Verein von Banditen mehr, die einen Hauptmann an ihrer Spitze haben, und Uniform und Fahne. Es ist dies für die reisende Menschheit ein Glück, aber ein Unglück für die Künstler. Das Römische Land ohne Banditen ist wie die Syrische Wüste ohne Karawanen. Sie stirbt die atme Poesie dürftig dahin; die Moral und die Civilisation ersticken.

Nur der Orient bleibt uns noch übrig; ach — und auch der! Die Türken ziehen blaue Ueberröcke an, dem Bayer überkommt Peinliches Erbschaft, und der Sultan trägt hohe Reitstiefeln und einen feinen Pariser Kopfputz.

Engländ.

National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner.

(Schluß.)

Was ist dem Italiäner das Vorzüglichste, das ihm das Leben angenehm macht? — Das „dolce far niente" (das süße Nichtsthun). Bei dem Franzosen ist es das „Faire claquer son fouet" (mit der Peitsche knallen) und endlich der dem Engländer ist es das „to be comfortable" (behagliches Leben). Alle diese Nationen wissen gut nicht recht, was das Wort comfortable eigentlich zu bedeuten habe; auch bringen ihnen ihre Sprachen kein eigenthümliches Wort dafür dar.*) Was ist Comfort? Es ist nicht bloßes Vergnügen, obgleich immer doch angenehm, wofür sich denn auch in allen Sprachen ein Wort findet. Es ist die angenehme Empfindung, die uns bei der Abwesenheit von jedem Uebel, dem Vorhandenseyn von jeder Lust und jeder Unbequemlichkeit zu Theil wird. Ein Feuer bei kaltem Wetter ist comfortabel; trockene Kleider, wenn wir vorher durchnäßt waren, sind comfortabel; Sonnenschein nach Nebel; oder Regenwetter ist ebenfalls comfortabel — kurz, der ganze Inbegriff des Comfortablen scheint überhaupt dem rauhen Klima des Nordens eigenthümlich anzugehören, indem sich nur hier die Ungemächlichkeiten zusammenfinden, deren Abwesenheit durch das Wort angedeutet wird.

Man hat es auffallend gefunden, daß die Engländer so viel weniger mäßig im Trinken sind, als die Bewohner des südlicheren Europas. Manche meinten, die Weinländer trügen gewöhnlich nüchternere; England aber bringe seinen Wein hervor, daher sey es nicht mäßig. Dies ist nicht wahr. Denn würde England auch noch so viel Wein haben, so würden doch die Einwohner, wie ich glaube, nichtsdestoweniger gern trinken, wenn wir auch freilich zugeben müssen, daß der Wein weniger gefährlich wäre, als der Branntwein oder das Porterbier. Die Sucht nach geistigen Getränken ist bei den nördlichen Völkern viel mehr den Eigenheiten ihres Klimas und ihrer Nahrungsweise zuzuschreiben, als dem Mangel an Weinland. Denn der Nordländer ist immer der Kälte und der feuchten nassen Luft ausgesetzt; daher kommt, daß er einen Boden bedarf, der weniger feuchtig ist und daher mehr Anstrengung und Arbeit nöthig macht; endlich nährt er sich vorzugsweise von animalischen Speisen. Dagegen nährt sich der Bewohner des Südens unter seinem freien schönen Himmel zum größten Theil von Pflanzenkost-sen, und dabei braucht er sich auch weniger anzustrengen und fühlt daher gar nicht das Bedürfniß, sich durch häufige Getränke zu erholen.

Man hat viel über den Einfluß der Literatur auf die menschliche Gesellschaft gesprochen. Die Literatur, sagt man, gebe den Sitten eines Volkes erst ihre Gestaltung und Form. Dies ist ein Irrthum. Nicht die Sitten schaffen die Literatur, nicht aber die Literatur die Sitten. Die Italiäner überliefern sich nicht deshalb dem Sinnengenuß und den Lüstelligkeiten, weil Boccaz freie und zügellose Novellen geschrieben, sondern Boccaz schrieb seine ungezügelten freien Novellen, weil die Sitten von der Art waren, wie sie sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Man glaubt, daß die Voltaire's, die Diderot's und die D'Alembert's die Französische Revolution hervorgerufen haben; vielmehr bemerkte Lord Byron sehr richtig, daß die Encyklopädisten vorgeblich alle über Finger hätten zu Schanden schreiben können, ohne eine Revolution herbeizuführen. Falls dieselbe nicht in den sozialen und politischen Institutionen des Landes selbst klagli vorbereitet gewesen wäre. Die Literatur eines Zeitalters oder eines Landes wird freilich immer in einem gewissen Grade auf die Sitten und Meinungen der Zeit und des Landes einwirken; allein die Grundlage und die wesentlichen Gestaltungen eines National-Charakters sind weit tiefer im Innern des Volkes selbst angelegt, als in der Literatur, oder den Schriftstellern, der in seinem Fleiße, damit sein Produkt zur Erhebung und Beluſtigung des Lesers diene.

Die bescheidensten, gemüthlichsten und liebenswürdigsten unter den Italiänern sind die Toskaner. Die Höflichkeit der Pariser besteht zum großen Theil aus leeren nichtssagenden Komplimenten; aber bei dem Florentiner ist sie der Ausdruck eines hohen Grades von zartem und innigem Gefühl. Was die Römer betrifft, so sind sie bekanntlich die mürrischsten und mißtrauischsten unter allen Italiänern. Bei den Neapolitanern nehmen wir die auffallendsten Extreme wahr: während Manche unter ihnen sich so friechend als möglich zeigen, geben Andere die unverschämteste Frechheit und Zügellosigkeit zu erkennen. Besonders ist den ihnen eine gewisse Ungeduldigkeit fast zur Gewohnheit geworden. Hier sieht Ihr z. B. einen feinen Geselle, dem Du Orangen abkaufst, auf öffentlicher Straße die Börse aus der Tasche, und ertappst Du ihn auf der That, so lacht er Dir noch geradezu in's Gesicht, und denkt sich ganz so, als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre. Ein Eiceront, dessen Dienste Du zurückweisst, wird Dich, trotz Deines ausdrücklichen Verbietens, doch den ganzen Tag lang nicht verlassen; Du magst ihm immerhin hundert Mal drohen, ihm mit Stockschlägen aufzuwarten, wenn er sich nicht fortmacht, er folgt Dir dennoch auf dem Fuße, um jede Ecke herum, in jeden Laden, den Du besuchst, und wie er ist, in Lumpen und Schmutz gehüllt, drängt er sich zu allen hin, mit denen Du zusammenkommst, seyen es Damen oder Herren; zwölf Stu den kannst Du Ihn hinaus, so lauert er Dir morgen vor derselben wieder vor. Neugierig auf.

Die Unverschämtheit eines Neapolitanischen Fiakers erreicht den höchsten Grad, den man bei dieser genug dafür bekannten Menschen-

*) Wir haben es hier durch „behaglich" übersetzt und glauben, damit die Bedeutung des Wortes, wenn auch nicht ganz, doch zum großen Theil wiedergegeben.

Digitized by Google

flosse antrieft. Es ist in der That ein ganz gefährliches Unternehmen für einen Fremden, der zum ersten Mal nach Neapel kommt, sich nach dem Largo del Castello hinzuwagen, nach dem Platze, wo die Fiaker meist in Masse versammelt sind: hier kann man nicht einen Schritt weit vorwärts thun, ohne einen Peitschenhieb in's Gesicht zu bekommen, unter dem lauten Rufe: A carrox! a carrox! Denn die Kutscher sitzen hier überall auf den Böcken, und läßt sich irgend ein ausländiger Mann blicken, so versehlen sie nie, ihm vor Allem ihre Peitsche fühlen zu lassen. Mögen sie Dir nun auch ein Auge ausschlagen, darum wird sich weiter keiner gekümmert haben. Gegenheil würde man sich noch darüber höchlich wundern, wenn Du etwa deshalb ihre Dienste zurückwiesest. So oft sich durch eine enge Gasse in Neapel ging, in der zufällig ein leerer Fiaker vorbeifuhr, durfte ich darauf rechnen, daß der Kutscher immer auf mich zusuhr, und mit seinem Wagen so in die Krenz und Quere lenkte, daß mir die Passage abgeschnitten war, wenn ich mich nicht in die Thür der Kutsche hinein verfügen wollte, die er zu dem Zwecke immer ganz offen hielt. Nur ein tüchtiger derber Knüttel half mir hier immer noch aus der Verlegenheit.

„Was für einen Lassen von einem Aufwärter haben Sie da!“ sagte ich einst zum Wirth in einem Kaffeehause in Florenz. „Sie haben sehr recht, sehr recht!“ erwiederte er; „allein, was kann man auch von ihm verlangen? Er ist ein Römer!“ Die Römer stehen bei den Toskanern im Rufe der Trägheit, wenn auch ihre Geistes-Anlagen meist den übrigen Italiänern nicht so gering geschätzt werden. Merkwürdig ist es, daß Rom in der neueren Zeit so wenig Männer von Geist hervorgebracht, während Florenz deren so viele erzeugt hat. Von ersterer Stadt nur aus Rom geborene Männer, wie die klassischen Zeitalter absteht, als ausgezeichnet zu erwähnen? Dagegen glänzt Florenz, das „kleine Florenz“, in Vergleich mit der ewigen Stadt, ruhmwürdig durch seine Söhne, Dante, Michael Angelo, Galilei, Machiavelli und ein ganzes Heer von Andern, wenn noch Andere neben jenen Lichtern aufgeführt werden dürften.

Verschiedene Nationen haben sich zu verschiedenen Zeiten einander Steig vorgeworfen. John Bull verlachte vormals seinen Nachbar jenseits des Kanals wegen der Eitelkeit, die dieser in Betreff seines grand monarque und später auf den Grund seines grand empire an den Tag legte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Franzosen von jeher große Prahlgnadhaften in eigenen Meinungen, die sie für gut halten, besessen, gewesen, allein sind sie deshalb die einzige Nation, die stolz auf sich selbst ist? Ist nicht John Bull in gleichem Maaße mit sich zufrieden, wie sein Nachbar? Hat er nicht gleichfalls dies Gefühl in seine Muttersprache eingewebt, indem er hinter mancherlei Ausdrücke, wie „taking French leave“ (sich auf Französisch empfehlen) oder was man in Deutschland „sich auf Englisch empfehlen“ nennt, „drinking Dutch courage“ (Holländischen Muth trinken), „walking Spanish“ (Spanischer Gang) u. s. w. lästigerweise seinen eigenen Steig versteckt? Es hält nicht schwer, die Franzosen, die Holländer, die Spanier, so wie die Amerikaner der Ruhmredigkeit anzuklagen; allein wollte John Bull sich selbst genau in's Auge fassen, so würde er finden, daß er sich nicht weniger verdächtig mit dem Vorgeschlage schnell und unverlebene emporwächst.

Dieser Nationalstolz hat schon zu manchen seltsamen und absurden Benennungen Anlaß gegeben. So bezeichnet der Engländer sein Vaterland mit „Merry England“ (fröhliches England) und der Franzose mit „Notre belle France“, während alle Welt weiß, daß England eben so wenig fröhlich, als Frankreich schön ist. Aber, wie es im Italiänischen Sprichwort sehr richtig heißt: Ad ogni uccello suo nido è bello; fragt man den Holländer, so behauptet er, das Paradies habe am Zuydersee gelegen. Alle diese Dinge beweisen bloß so viel, daß jedes Volk für seine Heimath besonders eingenommen ist, und wollte man irgend einer Nation ihren Nationalstolz zum Vorwurfe anrechnen, so hieße dies die Eigenheiten und die Natur der Dinge selbst kritisiren.

Uebrigens scheinen die Antipathien der Nationen gegen einander sich in früheren Zeiten noch mehr geltend gemacht zu haben, wie gegenwärtig; zum Beweise dienen die vielen, das National-Gefühl kränkenden Ausdrücke, die den Sprachen einverleibt wurden. So hat uns die Römische Literatur den „Punica fides“, überliefert, uns hätten wir Punische Autorität statt der Römischen beferen, so würden wir ohne Zweifel jenes Wort der Lügenhaftigkeit mit dem Charakter der zweiten Nation bezeichnet gefunden haben.

Auch die Amerikaner sind stolz — stolzer noch als die Engländer oder die Franzosen, gerade so wie das Kind stolzer ist, als der Mann. Hiermit will ich jedoch Jene keineswegs herabsetzen; im Gegentheil erscheint mir die Sache ganz naturgemäß, als ein Beweis ihres rechtlichen Charakters. Denn wer gar keinen Stolz hat, wer sich gar nicht darum bekümmert, was man in der Welt von ihm sagt, von dem ist auch nicht viel zu hoffen. Die Italiäner haben, im Allgemeinen genommen, wie wir schon erwähnt, keinen Nationalstolz. Vor einem Neapolitaner kannst Du sein Vaterland beschimpfen. Du kannst seine Regierungsform beim, seine socialen Institutionen, seine Männer und Frauen, und Alles, was mit dem Wesen und den innern Verhältnissen des Landes in enger Verbindung steht, so es in moralischer, politischer, mechanischer oder metaphysischer Beziehung, geringschätzend herabsetzen und er wird Dir nicht das Geringste dagegen einwenden. — Denn was stümmert ihn? Er ist nicht stolz und eben darum, weil er sich aus Deinem Lobe nichts macht, giebt er sich auch keine Mühe, sich deffelben werth zu machen. Das ist eben das Wichtige dabei: würde er irgend Sinn für dasjenige haben, was seine Nachbarn um ihn her von ihm sagen, so würde er auch danach streben, seine Lage zu verbessern.

Kein Volk ist aber mehr um die Urtheile der Mitwelt besorgt, als die Nord-Amerikaner; kein Volk ist so begierig zu wissen, was man von ihm sagt und denkt, und in welcher Achtung es bei anderen Nationen steht. Geschieht wo in einer Europäischen Zeitschrift ihrer Erwähnung, so wird es gleich auch in ihre Journale aufgenommen und Jedermann zu sehen in die Hände gegeben: sey es Lob oder Tadel, das Interesse bleibt immer dasselbe. Kein Volk findet sich mehr getrieben durch fremdes Lob, so wie auch keine den Tadel Anderer empfindlicher aufnimmt. Das ist ein Zeichen eines lebendigen und gesunden moralischen Gefühls der Nation, und es ist ganz falsch, wenn man sagt, daß die Amerikaner von einem blinden Vorurtheil für Alles, was ihre Institutionen betrifft, es mag gut oder schlecht sein, eingenommen seyen; sie wissen vielmehr sehr wohl, daß die menschlichen Institutionen, so wie in anderen Dingen, so auch in der Politik nirgends ganz vollkommen sind und daß es noch viel zu lernen übrig haben. Aber Lob mögen sie immerhin seyn; es kann ihnen nur zum Vortheil gereichen; denn wer auf die gute Meinung der Welt einen Werth legt, der giebt sich auch Mühe, sich derselben würdig zu erweisen.

Der Engländer wiederum sind gewiffermaßen schon des Ruhmes satt; sie haben eine Geschichte und eine Literatur, wie sie kein anderes Volk so leicht aufzuweisen hat. Ihre Insel ist dicht bevölkert und in allen Welttheilen ist ihr Ruhm verbreitet. Dagegen steht Amerika noch in seiner Kindheit da und hat unzählige Phasen noch durchzumachen, bevor es dahin gelangt. Der Engländer kann es ganz ruhig mit anhören, wenn man ihm unliebenswürdigen Charakter seiner Landsleute angreifen sich demüht, denn er weiß recht gut, daß man ihm seinen Shakespeare und Newton doch nie antasten wird. Und wagt man es auch, gegen seinen militairischen Ruhm zu Felde zu ziehen, so ist er doch verschwert, daß man, wenn man ihm auch Waterloo und Trafalgar streitig machen sollte, ihm doch nie die Siege von Agincourt, Ramillies Crefty und Ajincourt entreißen wird. Auf diese Weise haben die Engländern schon nicht verübelt, wenn sie in manchen Punkten so fait bleiben, daher die das Bild einer jüngsten Nation dald in Feuer und Flamme gerathen würde.

Indeß ist auch John Bull keineswegs so ganz unempfindlich gegen Tadel und Beleidigungen. Denn so bekannt auch sein Muthwille in der Welt ist, so wenig ihm auch alle die unsinnigen Beschimpfungen und Entstellungen Englands schaden mögen, so nimmt er doch innen Anstand, sich in Harnisch zu jetzen, so oft er herausgefordert wird. Man erinnert sich noch wohl, wie schlecht der Fürst Pückler-Muskau und Baron Thaussy bei Gelegenheit ihrer mährchenhaften Schilderungen der Sitten und Gebräuche in England bei den Englischen Recensenten gekommen sind; endlich jener Herren noch immer nicht so viel gelegen, als in Betreff Nord-Amerika's die erfindeische Race von Romanschreibern gethan, von denen nur Mrs. Trollope genannt zu werden braucht, um sie alle zu charakterisiren.

Indeß sind alle Versuche und Erfindungen von Reisebeschreibern, so wie die unverbesserlichen Anstrengungen Englischer Reviews und Journale, um die beiden Nationen gegen einander aufzuwiegen, bisher — wenigstens wenn wir auf das Land jenseits des Oceans sehen — noch immer ohne Anklang geblieben. Denn die Nord-Amerikaner sind vor Allem ein-Volk, das nicht so leicht ohne Grund, ernstlich in Zorn gerath: freilich ist es auch nur sehr schwer empfindlich. Vor einer Reihe von Jahren erwähnt, allein dabei besitzt es gar zu viel Klugheit, zu viel Vorsicht, zu viel Ueberlegung, als daß es im Ernste über Dinge hadern sollte, deren Grund es nicht erkennt und von denen es nicht weiß, zu welchem Zwecke sie führen. Wenn die Nord-Amerikaner auch von den Reisenden mitunter als Ahderiten geschildert werden, so sind sie doch nicht immer auf der Seite derjenigen zu suchen, die sie schelten. Sie haben sich vor der erst recht und fragen sich selbst, ob denn Gulliver noch brutzutage so Viele unter der Zahl seiner Gläubigen aufzuweisen habe.

Von ganz eigenem Charakter ist der Zustand der eingewanderten Irländer in Nord-Amerika. Die hier befindlichen Engländer und Schotten haben sich meistentheils im ganzen Lande unter zerstreut, wo sie entweder auf Pachtgütern sich angesiedelt, oder sonst in das Innere eingedrungen sind. Dagegen die Irländer halten sich mit großer Sorgfalt von den übrigen Amerikanern ganz abgesondert; sie schwärmen in großen Massen, oft zu Tausenden, in New-York, Boston und Philadelphia umher, wo sie, wie vormals die Juden in vielen Europäischen Städten, sich ein Quartier, meist die schmutzigsten, engsten und unbequemsten, etablirt haben. Hier wohnen sie für gemeinschaftlich mit einander, und nichts vermag sie je von da zu entfernen, wo sie sich einmal mit allen ihren eigenthümlichen Gebräuchen sammt ihrer fandermerschen Sprache niedergelassen haben.

Fast jede große Stadt in Nord-Amerika hat ihr besonderes Irisches Stadtviertel aufzuweisen, doch findet man zu New-York die größte Zahl der zuweilen sehr unruhigen Irländischen Bevölkerung. In Boston befinden sich deren verhältnißmäßig wenig, obwohl immer doch so viele hier zusammen sind, daß sie nicht selten ihre Mitbürger in die Nothwendigkeit versetzen, ein wachsames Auge auf die Ruhestörer zu haben. Uebrigens stimmen sie mit den Amerikanern im Ganzen gut überein, nur daß sie es auch hier oft nicht lassen können, sich „Irländer“ gegen einander zu schwingen, was sie bei der Ueberfahrt über den Ocean noch immer nicht verlernt haben.

„Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt.“

Im Uebrigen sind die Nord-Amerikaner im Großen und Ganzen fast dasselbe Volk, wie die Briten in England, derselbe wesentliche Charakter, derselbe Muth und Unternehmungsgeist, dieselbe alte Sächsische Energie und Starrsinnigkeit. Auch begegen, was man in England gar nicht so recht zu bemerken scheint, die Nord-Amerikaner drut zu Tage noch immer das größtmögliche Interesse für die politische Lage ihres ursprünglichen Mutterlandes, und man ist in ihren Kreisen über die Politik und die Institutionen-Englands in der Regel weit besser unterrichtet, als man es in letzterem Lande über die Angelegenheiten eines Erstern zu seyn pflegt.

(N. M. A.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Freitag den 6. März 1835.

Holland.

Holländische Zustände. *)

Der phlegmatische Charakter der Holländer eignet sich mehr als der irgend eines andern Volkes für die Formen der Repräsentativ-Regierung. Spekulativen Ideen abgeneigt, hält er sich nur an's Positive, ist zufrieden, wenn es ihm wohl geht, und läßt sich nicht auf abenteuerliche Bahnen verleiten. Die Carrière in Staatsämtern führt nicht zu Reichthum und Reichthum, und da sich die Gewichtigkeit, die sie verschafft, nicht auch auf die Börse erstreckt, so gilt sie nicht viel. So geschieht in einem Lande, wo das Geld Alles ist und äußerer Glanz Nichts, wenig Personen in Versuchung, die Carrière zu verlassen, die sie zum ersteren zu führen versprechen, und dem Schimmer ausserer Ehre nachzujagen. So betreibt man die Geschäfte des Landes wie seine eigenen. Man tritt sie so gelind und still als möglich, ohne Erschütterungen, mit Ruhe und Klugheit, ohne sich weiter Sorge zu machen, welchergestalt und unter welcher Führung sie gehen, wenn sie nur gut gehen. So fällt hier jenes Mißtrauen weg, welches auf sämmtliche Weise gegen die Regierung in Schwung gebracht wird, alle die Umtriebe und Bearbeitungen der öffentlichen Meinung, all die Parteiverbindungen gegen die Einzelnen und die Systeme. Die Regierung mit einem König an der Spitze und einer Königlichen Familie, die im wahren Sinne des Wortes populair sind, ein Hof ohne Prunk und ohne Aufwand, zwei gesetzgebende Kammern, die nicht sehr zahlreich und ohne allen Zeyg auf Partei-Interessen zusammengesetzt sind, die Verwaltung mit den Municipalformen, die die Französische Herrschaft dem Lande gebracht, und die sich nach dem Hollandischen Charakter mehrfältig hat biegen, Alles dies bildet und begründet einen friedlich ruhigen Zustand, der nicht sowohl Schein auf Schein fortzuschreiten scheint, als vielmehr auf einer Fläche, worin wir vergleichen sollten, wie auf dem Spiegel der Kanäle, die das Land durchschneiden, dahingleitet. Nichts geht schnell, aber Alles kommt an's Ziel. Nichts gerath in Verwirrung oder Unordnung, weil alle heftigen und wilden Bewegungen ausgeschlossen sind. Holland ist noch ganz katholisch, wie es sich vom Spanischen Joche befreit hat. Und es wird bleiben, was es ist, so lange es sich nicht zu Verbindungen hinreißen läßt und zu einer Stellung, die ihm nicht angemessen wäre — wo denen es sich auch nach seiner besten Weisheit hüten wird.

Man verfährt in Holland nach gewissen Administrationsweisen und polizeilichen Formen, gegen die sich die Fremden, die das Land bereisen, mit Zug und Recht zu beschweren hätten, Ringsum verfährt die Polizei inquisitorischer, und die Ungeschicklichkeit, mit der sie sich benimmt, erhöht den Verdruß noch, den sie dem Reisenden verursacht. Besonders bei Gelegenheit der Pässe macht sie ihre Wichtigkeit auf eine höchst lächerliche Weise geltend. So wie man in eine Stadt hineinkommt, muß man der Polizei Pässe abgeben, warten, bis sie gelesen und eingetragen sind, oft sogar auch auf allerlei Fragen Antwort geben, die auf Hollandisch gethan, und eben so wie die Antworten, von dem ersten besten Verabredeten, der so dienstfertig seyn will, niedergeschrieben werden. An der Thüre des Wirthshauses beginnt diese Formalität von Neuem. Ehe man in sein Zimmer geführt wird, muß man nochmals seinen Paß vorzeigen. Der Unterkellner stellt ihn durch, lehnt ihn rechts und links um, vergleicht das Signalement, und steckt ihn in die Tasche. Kaum ist man in seinem Zimmer angelangt, so erscheint der Herr vom Hause, eine Feder mit Tinte hinterm Ohr, ein Papier mit linirten Abtheilungen in der Hand, auf dem eine Menge von Fragen in Holländischer Sprache gedruckt stehen, auf die man Bescheid thun muß. An der Straße des Passes empfängt man eine Marke, die man verpflichtet ist, auf das Polizei-Büreau zu tragen, und dann die Aufschreibung des Depositums zu gewärtigen hat. Dort aber wird man die schon ziemlich ermüdete Geduld auf neue Proben gestellt; der Fragen werden immer mehr, sie vertoppeln, verdreifachen sich nicht nur in Bezug auf die Personen des Reisenden, sondern auch in Bezug auf Absicht und Zweck der Reise. Man muß sich hüten zu sagen, man bereise das Land zu seinem Vergnügen. Man kommt mit diesem Grunde nicht durch, denn man muß in Holland recht gut, daß man sich dort nicht amüsirt. Die Beamten lesen Alles durch, von der unbedeutendsten immer wiederkehrenden Formel an bis auf das Datum des letzten Visa; und da sie sich's zum Geschäft machen, auch die unleserlichsten Schriftzüge zu entziffern, so nimmt die ganze Operation ungemein viel Zeit weg. Endlich wird man entlassen, und Einem eingeschärft, den angenehmen Zeitvertreib, mit dem man so eben regalirt worden, ja nicht zu verabsäumen, und mit dem uns die Holländische Polizei überall aufzuwarten nicht verfehlen wird, wo man auch sein Zelt für die Nacht aufschlagen mag.

Die Holländer unterscheiden sich von den übrigen Völkern durch das Behaarliche und Stationaire ihrer Zustände, in Civilisation, Sitten und Einrichtungen. Wenn man das Kostüm der ersten Klassen der Gesellschaft ausnimmt, so erkennt man noch heut zu Tage in den Städten, auf den Lande, in den Gesellschaften, an den Fenstern, an Alle, vermittelst doppelter Spiegel, Alles, was sich auf der Straße bewegt und vorgeht, vor den prüfenden Blick ihrer Betrachtung ziehen, erkennt man noch überall, sage ich, die Frauen wieder, die Van Dyk, Teniers, Rembrandt und Ostade einst zu Pinsteln gedient haben. Man findet sie noch bis auf die Stellungen wieder, bis auf die Gewohnheit, die mangelnde Thätigkeit der Einbildungskraft durch eine Neugier zu ersetzen, die sich auf alle Gegenstände erstreckt, die sie zu erregen geeignet sind.

Die Schönheit der Holländerinnen besteht ausschließlich in einer sehr weißen, schimmernden Haut; ihre Züge sind bestimmt aber ohne Schärfe, regelmäßig aber ohne Reiz; sie sind ohne allen bedeutenderen Ausdruck.

Bei Erziehung der Frauen in den höheren Ständen spielen die Deutsche, Französische und Englische Sprache eine bedeutende Rolle; sie sprechen diese Sprachen mit Leichtigkeit und sind in der Literatur derselben bewandert. Mit minderem Geschmacke oder Erfolg kultivieren sie die schönen Künste, die übrigens auch wenig am Orte seyn und sich nicht konnten sich besonders bewesen würden, in einem Lande, wo man nur das schätzt und sucht, was einen positiven Zweck hat. Sie zeigen guten Willen, sich mit den Ansichten der Fremden zu befreunden, gehen darauf ein und suchen sie gelund zu machen; ohne Zweifel in der Absicht, ihre Landsleute dafür zu gewinnen und nach jenen Mustern ein wenig umzuwenden. Bieder aber sind noch alle ihre Bewohnungen dergestalt gebildet, daß ihrer Bequemlichkeit, ja, man kann wohl sagen, treue Mutterhartnäckigkeit, mit der sie auf eine Veränderung in gewissen Sitten hinarbeiten, über die sie sich, wie man nicht anders sagen kann, mit Recht zu beklagen haben.

Die Methode, nach der die Erziehung der Frauen gegenwärtig geleitet wird, hat viel Aehnlichkeit mit der, die in England an der Tagesordnung ist; nur ist die Holländischer bei weitem vernünftiger und geht mehr dahin, sie durch einen Strudel von Zerstreuungen für ein zurückgezogenes leben zu bearbeiten; denn die Hollanderinnen genießen einer ziemlich großen Freiheit.

Die Volks-Erziehung zweckt darauf ab, jeder Klasse die Verrichtung und die Mittel abzuschneiden, zum Höheren aufzusteigen, wenigstens in unangemessener, die gesellschaftliche Ordnung gefährdender Weise. Es giebt keinen einzigen Handwerker, der nicht schreiben, lesen und rechnen könnte. Die Erwerbung dieser Kenntnisse beschäftigt das Kind bis zu der Zeit, wo es in die Lehre tritt und ein Handwerk erlernt.

Alles ist ruhig in Holland, und Alles geht seinen Gang ein. Ein ebener Boden, langsame Flüsse, Ausschichten, die sich den Augen wie entfaltete Bücher präsentiren, ohne der Einbildungskraft was übrig zu lassen, alles dies muß seinen Einfluß auf den National-Charakter ausüben und übt ihn auch aus. Die Wirkung davon kann man in Allem und Jedem bemerken. Es mag geschehen werden, es mag etwas geschehen oder etwas gethan werden, immer geschieht es mit Phlegma, mit Gemüth, mit Gleichgültigkeit für eine Menge von Empfindungen, die überall sonst in der Welt unsehbar eine lebhafte Bewegung hervorbringen würden. Eine sehr energische Leidenschaft bei dem Holländer ist das Interesse! Und doch geht er mit Bedacht und Ueberlegung zu Werke, ohne sich zu übereilen. Die Zeit, in der er durch den Mangel an Schnelligkeit verliert, gewinnt er durch Beharrlichkeit wieder. Er geht seinen Gang, ohne sich je von seinem Ziele abdringen zu lassen, ohne auch nur Geringes und Kleines, was sonst so leicht und unversehens unter den Händen zerstiebt, in Gefahr zu setzen. Ein Mäßiges, was aber bestimmt ist und sicher, gilt ihm mehr, als aller Zufall und große, aber schwankende Verheißungen. Nichts verschwenden, ist die erste Richtschnur für ihn; überall und an Alles wird sie angelegt; sie ist der Hauptzeiselt im ganzen Lande. Die Kleider, und dies gilt für alle Stände, sind von gröberen Stoffen in Vergleich zu anderen Ländern. Auch die Einrichtungen der Häuser sind minder kostbar; das Anerbieten mit sich zu setzen und zu kutschen. Eine die Nase's Kleinliche und Uebertriebene gehende Reinlichkeit ersetzt, was an Pracht und Aufwand mangelt. Die öffentlichen Wagen wie die Privat-Equipagen haben noch die Form, die sie im 17ten Jahrhundert hatten. Es ist eine Art von Ehrenwache für einen reichen Mann, und ein Zeichen der Vornehmheit bei einem

*) Auf der bereits erwähnten „Reise eines Deutschen," vom Baron von Haxthausen.

Digitized by Google

Edelmann, in der Katrofe einherzuſahren, die zu dieſem Zwecke ſchon verdlichenen Geſchlechtern gedient hat. Die Schiffahrt der Holländer iſt langſam, aber ſparſam und ſicher, und ihr Kradit- und Schiffsleben iſt der billigſte in ganz Europa. Mit einem Worte, nicht zu viel ausgeben, heißt ſie gewinnen. Dieſe Weiſe, die Dinge anzuſehen, überhebt ſie alles Raiſonnirens und die Gefahr der Neuerungen. Alle ſie iſt dieſer Calcul, den ſie auf Alles anwenden, auf die Politik, wie auf ihre Handels-Angelegenheiten, auf ihre Regierung, wie auf das Innere ihrer Häuſer und Wirthſchaften, ein ſehr vortheilhafter und wohl verſtandener. Ihm muß man über Unabhängigkeit für die Familie ihren Königs zuſchreiben, eine Familie, die wahrhaft national iſt durch Gebiet, Sitten und Neigungen und eine Art von weiſer Routine, die ſie immer darauf hinführt, ſich in Nichts von den übrigen Nationen zu ſcheiden, ihre Intereſſen mit denen des Landes in eins zu verweben. Holländer in ſeiner Lebensweiſe, frei und fern von allem Ceremoniell und aller Etikette, betundet der König ſeine vaterländiſche Natur auch noch durch ſeine Neigung für Speculationen. Er iſt ein großer Banquier, der Geld ausleiht und in allen Entrepriſen Kapitalien ſtehen hat.

Bisweilen treiben die Holländer auch Luxus; aber dieſer Luxus ſcheint ſich hauptſächlich nur auf die Verſchönerung ihrer Landhäuſer zu erſtrecken. Sie ſind lieber auf dem Lande als in den Städten, ſind heiterer dort, zutbulicher und eingänglicher. In den Pavillons, deren mannigfaltige Geſtaltungen die Seiten der Heerſtraßen und Kanäle zieren, ſteht man jährliche Geſellſchaften, die ſehr begierig nach Zerſtreuung zu ſeyn ſcheinen, wenn man nach dem Eifer ſchließen darf, mit dem ſie Alles präſendi in Augenſchein nehmen, was vor ihren Blicken vorüberzieht.

Innerhalb dieſer Häuſer herrſcht jene kleinliche übertriebene Ordnung bis in's unterſte Detail hinab, die, in Bezug auf Künſtlichkeit und Erfindung, einen förmlichen Aufwand von Einbildungskraft erfordert haben [illegible], und deren Aufrechterhaltung ziemlich beträchtliche Summen koſten muß. Der Geiſt der Spaßlichen ſcheint hier ſeinen Cultus aufgeſchlagen zu haben. Ueberall mischt er ſich ein, Allem drückt er ſeinen Stempel auf. Es iſt ein ſtetes Putzen und Polieren und Waſchen und Abſeifen und Bürſten, daß man, wenn man aus dieſen Häuſern herausſteumt, faſt verſucht wird, ſich nach Unordnung und Schmutz zu ſehnen.

So haben die Holländer keine Veränderung gemacht, weder in ihren Sitten, noch in ihrer Sprache, noch in ihren politiſchen Geſinnungen. Sie ſind Patrioten, weil ſie es immer geweſen ſind und ſich immer gut dabei befunden haben. Gewöhnt, keine Zeit mit Raiſonniren über Ereigniſſe, und noch weniger mit Raiſonniren gegen Ereigniſſe zu verlieren, halten ſie ſich an die Thatſachen, die ſie gutheißen, ohne mögen nichts daran verändert wiſſen. Auch verlieren ſie, ſobald man den Verſuch macht, ihre Lage und Zuſtände zu ſtudiren, ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit, und entwickeln eine Energie, an der alle gegen ſie angeſtellten Machinationen ſcheitern. Aber ihr Muth bleibt auch dann noch in den Schranken der Ueberlegung; er geht nicht über das hinaus, was in ſeiner Macht ſteht und ſicher iſt; er ſchließt ſich nie mit den Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehen; er zieht ſich zurück in eine feſte Stellung und wartet, bis man ihn angreift. Der ganze National-Charakter liegt in der Vertheidigung von Antwerpen ausgeſprochen; in dem Widerſtande der Regierung gegen die Forderungen Frankreichs und Englands, in Bezug auf Belgien; in der Beharrlichkeit der Geſinnungen, der Einmüthigkeit der Anſtrengungen und Opfer, die von dem Monarchen und der Nation auf gleiche Weiſe an den Tag gelegt wurden in jener Zeit, die ſie Holland ſo glorreich war und bleiben wird.

Unter allen Umſtänden hat das Holländiſche Volk bewieſen, daß es muthig auszudulden weiß. Wenn es der ſtärkeren Gewalt weichen muß, ſo wird ſein Widerſtand um ſo einer bewunderungswürdigen Geduld, ſeine Ruhe iſt dann ein Pauſiren im Unglück, und ſo angehalten ſteht es drohend gegen ſeine Unterdrücker da.

Während der Begebenheiten, welche die Trennung Belgiens von Holland zur Folge gehabt, hatte ſich Holland gewiſſermaßen zur Aufgabe gemacht, ſeiner Feinde zu ſpotten, anders es mit großen Feſten, mitten unter dem erſtaunlichſten Aufwande des Krieges und ſeinen gesteigerten Bedürfniſſen, Arbeiten und Werke fortſetzte, von denen es geſchienen, daß ſie die vollkommene Ruhe und das ganze Wohlbehagen eines Zuſtandes beruhigter Politik und kommerziellen Glückes erfordern. Während es eine Menge Kriegsſchiffe in wenigen Wochen erbaute und vom Stapel laufen ließ, vervollſtändigte es ſein ungeheures Waſſerbaue aufgeführt, um Amſterdam zu ſchützen und die Sicherheit ſeines Hafens zu erhöhen. Andere Arbeiten in ähnlicher Art wurden auf allen Punkten ſeiner Küſten ausgeführt, und kein Zweig des Staatsdienſtes und der Verwaltung lag danieder.

Auch vernachläſſigte dies Volk, welches ſo durchaus patriotiſch iſt, aber auch im Punkt des Ruhmes aus Poſitive denkt, und mit eben der Genauigkeit, mit der es die Intereſſen eines bei der Band depovirten Gulden berechnet, auch kalkulirt; was eine erwieſene Ehre dem Staate wieder abwerfen möchte; dies Volk, ſage ich, vernachläſſigt nicht das Andenken ſeiner großen Männer und Helden. Ruyter, Tromp, de Witt ruhen unter Monumenten, denen man die geheiligten Stellen in den Kirchen geweiht hat; der jüngſt Gefallene noch, ſo viel man von Van Speyk's Ledererſten hat zuſammenfinden können, iſt nach der Kathedrale von Amſterdam gebracht worden, wo ein Marmor-Denkmal an den ebenvollen Tod dieſes Seemanns erinnert und ihn denen zum Vorbild aufſtellt, die vielleicht von ähnlichem Drange beſeelt ſeyn möchten nach einem Grabhügel von den Händen des Vaterlandes.

Der Eifer für das allgemeine Wohl iſt nie von einer beſtimmten Eigenliebe frei geweſen und iſt es auch noch nicht. Die Eigenliebe ſteht man in den Gemälden, auf denen die Bürgermeiſter, Schöffen, ja ſogar die Schilfen-Hauptleute, die ſie in ihrer Stadt auf einander geſetzt, dargeſtellt ſind. So lange die Van Hoefs, Andreas und Rembrandts ihre Pinſel dazu angeſetzt, dieſe bürgerlichen Phyſiognomien auf die Leinwand zu ſetzen, gab man dieſer Manier ſeinen Beifall, da ſie zu Meiſterwerken Gelegenheit gab. Gegenwärtig muß man aber dreinab darüber lachen, ſeit die ernartetere Malerei nur pasticcios hervorzubringen vermag, die höchſtens geeignet wären, die Wände einer Schenke zu verzieren.

Wer die Lage des Holländiſchen Volkes, und Umſtände und Bedingungen, die hier in's Spiel kommen, nahe kennt, wird nicht von ihm jene Leichtigkeit und Gewandtheit in den Formen verlangen, jene begierige Geſchäftigkeit in ſocialen Beziehungen, den Eifer für allgemeine Verbindungen, jenen feinen gebildeten Geſchmack in den Künſten, jene zur ebenmäßigſten Höhe getriebene Civiliſation, die man anderwärts findet. Es bewegt ſich in Gewohnheiten, die ganz davon abſtehen. Der Holländer fühlt ſich glücklich in dem Kreiſe dieſer Gewohnheiten, die ihn innerhalb der Bezieſes ſeiner Fähigkeiten und Kraft halten und ihm ſo noch einen Ueberſchuß gewähren, vermöge deſſen er ſich unausfüllbich behaglich fühlt. Jene Phraſe, die in anderen Ländern eine ſo häufige Anwendung erleidet und uns ſo oft entgegenhört: „Der und der iſt einmirt, er hat ſein Vermögen aufgezehrt;“ dieſe Phraſe exiſtirt im buchſtäblichen Verſtande in der Holländiſchen Sprache gar nicht; kein Menſch einmirt ſich dort. Wenn Anwachs und Vergrößerung der Vermögen auch nicht durch raſende Schnelligkeit, mit der ſie vor Statten gingen, in Erſtaunen ſetzen, ſich auch nicht durch Glanz und Luxus kund geben, ſo ſind ſie doch darum keineswegs minder vorhanden, und es braucht ſich nur eine bedeutende Gelegenheit darzubieten, nur ein allgemeines Intereſſe einzuverbinden, ſo tritt Jeder mit ſeinem Reichthum hervor — und in verſchiedenem Sinne und Stile! Dann eröffnet ſich ein Wettſtreit in Freigebigkeit, ja, ich möchte ſagen, in Verſchwendung. — Dieſen Ruhestand in wahrhaft ehrenvoller Bedeutung genommen.

Wenn man bei Beurtheilung Hollands den Maßſtab anwendet, nach dem man Frankreich und England zu meſſen hat, wenn man einen Holländer aus ſeinem Comtoir in einen Salon von Paris oder nach der Börſe von London verſetzen will und dann gegen die unten Umgebungen hält, ihn in ſeiner Art und Weiſe ſich zu bewegen und die Geſchäfte zu behandeln zu einem Gegenſtand der Vergleichung machen will, ſo kann man allerdings am Lande und am Mann daß genug komiſche Seiten herausfinden und beide in's Lächerliche ziehen. Aber beiden wird es auch ziemlich gleichgültig ſeyn. Beide ſie einander gefchaffen, beide einander wohl angemeſſen ſind ſie, was ſie ſeyn ſollen; ſie reſüllen gegeneinig ihre Aufgabe und kümmern ſich wenig darum, was man ſonſt über ſie ſagen und urtheilen mag.

Aber, wird man uns einwerfen, würde denn Holland zu Grunde gehen oder wieder ſeine Deiche zuſammenbrechen, wenn ſich auf den öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden, in den Geſellſchaften, der Holländer ein Mal nicht mehr mit ſeiner politiſchen Tabacks-Atmoſphäre umgäbe, wenn er in ſeine Manieren ein wenig mehr Anmuth, in ſein Benehmen etwas mehr Höflichkeit zu bringen ſuchte? Wahrſcheinlich nicht, aber doch vielleicht ja! Denn wer weiß, ob dies Zurückziehen von den Berührungspunkten, die zwiſchen den übrigen Völkern beſtehen, Holland nicht um ſeine Stelle im Syſteme der Menſchheit bewahrt, die jene in Verwirrung ſtürzen? Ziehet den ſocialen Verhältniſſen der übrigen Welt gegenüber ſtehend, nur in Verbindung mit der Handelswelt, entgeht die Holländiſche Nation den politiſchen Stürmen und Umwälzungen, oder bewahrt ſich, wenn ſie ja davon betroffen wird, zum wenigſten vor ihren letzten herben Conſequenzen.

Meiner Anſicht nach zeigt es in ſeinem gegenwärtigen Benehmen und in ſeiner ganzen Handlungsweiſe vielen Takt und einen ſehr guten den Verſtand.

Bibliographie.

De gids voor den pontonnier. (Ueber die Anlegung von Militair-Brücken.) Von dem Ingenieur-Lieutenant G. Klanning. Delft.

Onderwys in de beweging der laſten. (Anleitung zur Kenntniß der Hebe- und Trag-Werkzeuge.) Zum Gebrauche der Niederländiſchen Artillerie. Vom Obriſt-Lieutenant Stelig. Delft.

Gronafborgiſmen van redekunde en algemeene vereeldkennis. (Grundſätze der Moral und allgemeinen Weltkenntniß.) 2 Bände. Gröningen

England.

Das Engliſche und das Franzöſiſche Heer.

Zweiter Artikel.

Den Britiſchen Soldaten erſteint keine Hoffnung — ermuthigt keine Ausſicht auf Beförderung. Mag eine tödliche Seuche noch ſo verderblich wüthen (*) mag die Sichel des Todes noch ſo viele ſeiner Kameraden auf dem Schlachtfelde niedermähen, nie darf er mit einiger Zuverſicht hoffen, daß er zu höheren Graden ſeines Standes ſich emporſchwingen werde. Auch iſt dies in Erwägung ſeiner verwahrloſten Erziehung und ſeiner verderbten Sitten im Ganzen nicht einmal wünſchenswerth. Ein Zunftzwang, der erledigten Unterofficier-Stellen wird beinahe als Regel durch nachgeſtiegene Gemeine beſetzt; und die Canzirung eines Fähnrichs — zu welcher das Gouvernement nichts beſteuert — macht ſo viele Unkoſten, daß ein Soldat, der zu dieſem Poſten gelangt, ſchwerlich als gut verſorgt zu betrachten iſt.

Hiermit ſoll jedoch keineswegs geſagt ſeyn, daß eine Erhöhung der Solde der Britiſchen Truppen wünſchenswerth ſey; denn wir wiſſen, leider! nur zu gut, daß ſehr viele Zulage von den Meiſten nur zur Befriedigung grober Sinnenluſt verwendet werden und alſo weit eher Unheil als Gutes ſtiften würde. Da kaum ein Zehntheil der Bri-

(*) In den erſten Theil dieſer Abhandlung (Nr. 23) hat ſich ein weſentlicher Fehler eingeſchlichen: es ſoll nämlich nicht heißen, daß die Sterblichkeit beim Britiſchen Heere um das dreizehnfache größer ſey, als beim Franzöſiſchen, ſondern um das dreifache.

Digitized by Google

tischen Soldaten ein hohes Alter erreicht, so wird man bei ihnen vergebens jene Klugheit suchen, die ein Individuum, das einen weniger gefahrvollen Beruf erwählt hat, dazu bestimmt, einen Theil seines täglichen Einkommens für seine alten Tage zurückzulegen. Es ist alle Pflicht der Regierung, für den Soldaten zu thun, was er selbst aus Leichtsinn vergessen würde; sie ist verpflichtet, denjenigen Soldaten, die vor Alter oder Gebrechlichkeit zum Dienste unfähig sind, eine hinreichende Pension auszusetzen.

In früheren Zeiten hat man, wie es uns scheint, nach diesem Prinzip gehandelt, und die Pension, deren ein Britischer Soldat sich genießen konnte, entschädigte ihn gewissermaßen für seine sclavische Aufopferung; aber in der neuesten Zeit hat man die Pensionen immer mehr geschmälert, und jetzt ist sogar die beste Aussicht, daß sie ganz verschwinden werden.

Noch vor dem März-Monat des Jahres 1822 konnte der Soldat, wenn er nach 14jähriger Dienstzeit entlassen wurde, selbst bei fortdauernder Thätigkeit zum Dienste, auf einer Pension von 6 Pence (5 Sgr.) pro Tag Anspruch machen; nach 21jährigem Dienste auf einen Shilling (10 Sgr.) täglich; und wollte er noch über diese Periode hinaus dienen, so bekam er von da an einen halben Pennv tägliche Zulage. Auch für Verwundete oder mit Gebrechen Behaftete wurde auf liberale Weise gesorgt.

Seit dieser Periode aber sind folgende Reductionen rasch auf einander gefolgt:

1) Pensionen nach 14jährigem Dienste hat man ganz abgeschafft, den Fall ausgenommen, wenn der Soldat an einem körperlichen Gebrechen leidet.
2) Der Extra-Sold für den Aufenthalt in tropischen Klimaten ist weggefallen.
3) Die Pension eines Soldaten, der nach 21jährigem Dienste seinen Abschied nimmt, wurde auf 10 Pence (8⅓ Sgr.) reducirt.
4) Das Maximum der Pension eines Soldaten nach 25jährigem Dienste wurde auf 1 Sh. 2 Pence (11⅓ Sgr.) festgesetzt.
5) Endlich — „der unsinnigste Gesetz allen" — kommt das Edikt vom 7. Februar 1833, welches jede Pension nur auf die Hälfte ihres früheren Betrages einschränkt.

So erhält der Soldat denn jetzt nach 21 oder 25 Jahren nur so viel, als er vormals nach 14 Jahren erhielt, und wenn er 33 Jahre gedient hat, nicht mehr, als vormals nach 21jährigem Dienste.

Die sind berechnete Oekonomie, in Folge deren der Pensions-Fonds des Britischen Soldaten immer mehr einschmilzt, steht in geellem Kontraste zu der Liberalität der Französischen Regierung, welche am 10ten Oktober 1829 die Pensionen für langen Militair-Dienst genau um ein Drittheil erhöhte, und in einer früheren Verordnung vom 17ten August festsetzen, daß den Weib und Kindern des Soldaten, für den Fall seines Ablebens, ein Viertheil der höchsten Pension anwies, die ein Militair von dem Range des Verstorbenen erhalten würde.

Außerdem werden einem Französischen Soldaten je zwei Jahre, die er in den Kolonieen oder auf Schiffen zugebracht, als drei Jahre angerechnet, und jedes Jahr, das er in Kriegszeiten auf Schiffen zubringt, als zwei Jahre. Selbst jeder Bruch eines Jahres wird in solchem Dienste für ein Ganzes gerechnet; aber Feldzüge werden nicht eher in Rechnung gebracht, bis 30 Dienstjahre verflossen sind.

Lassen wir also jede Zulage für Feldzüge bei Seite, und bringen wir nur die Extra-Jahre in Anschlag, die der Britische Soldat für seinen Colonial-Dienst berechnen kann, so finden wir, unter der Voraussetzung, daß er zwei Drittheile seiner Dienstzeit außer England zubrachte, zweiundzwanzig Dienstjahre als dreißig, und fünfundzwanzig als vierundvierzig stündigen können. Nun aber ist das Verhältniß der Pension für jede dieser korrespondirenden Perioden in beiden Herren folgendes:

	Bei nachgesuchter Entlassung	Bei Entlassung von Seiten des Dienstes.
Nach 22 Jahren im Britischen Dienste	nichts.	6½ P. pro Tag.
Nach 30 Jahren im Französischen . . .	5½ P. pro Tag.	5½ P. " "
Nach 25 Jahren im Britischen Dienste	9 P. " "	9 P. " "
Nach 34 Jahren im Französischen.	5½ P. " "	5½ P. " "

Es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß der Brite, wenn er nicht nach einer gleichen Dienst-Periode mit verhältnißmäßig höherer Besoldung austreten darf, hinsichtlich der Pension dem Französischen nachsteht.

Vergleichen wir nun die für Wunden oder Verstümmelungen ausgesetzten Pensionen, so finden wir den Französischen Soldaten wieder im Vortheile.

Ein Britischer Soldat, den seine Wunden zum Kriegsdienst unfähig machen, der aber noch durch andere Aemter seinen Unterhalt verdienen kann, erhält 6 die 9 Pence (5 — 7½ Sgr.) täglich. Zu dieser Klasse werden nun auch Solche gezählt, die einen Arm, oder ein Bein verloren haben, weil sie in keinem von beiden Fällen ganz untüchtig zur Arbeit werden. Die Pension für solch ein amputirtes Glied beträgt nach Französischen Bestimmungen 228 Franken jährlich, nebst 7½ Franken jährlicher Zulage für jedes Dienstjahr, so daß das Maximum nicht 300 Franken (80 Thaler) übersteigt. Dies kommt der Britischen Pension für Verstümmelte zwar gleich, aber die Progression zum Maximum richtet sich im Britischen Dienste nach der Art des Gebrechens und im Französischen nach der Länge der Dienstzeit.

Hat der Britische Soldat nur den Gebrauch eines Gliedes verloren, ohne daß es amputirt worden wäre, so reducirt sich das Minimum auf 4½ P. (3⅜ Sgr.) täglich; allein das Maximum bleibt sich gleich.

Wenn der vollkommene Verlust des Gesichtes oder zweier Hauptglieder es nothwendig macht, daß der Soldat Pflege erhält, so beträgt die Pension im Britischen Dienste 1 Sh. 6 P. die 2 Sh. (15 bis 20 Sgr.) im Französischen nur ungefähr 10 Pence (8⅓ Sgr.) täglich; aber in der Englischen Pension ist der Lohn des Aufwärters mit eingeschlossen, was in der Französischen nicht der Fall ist. Ein Französischer Invalide, der sich selbst nicht pflegen kann, kommt in einen der militairischen Hospitäler, wo er Pflege findet.

Unabhängig von seiner Pension erhält der Französische Veteran alle acht Jahre eine vollständige neue Uniform. Die militairischen Hospitäler stehen ihm offen, wo er Arznei und Aufwartung erhalten kann, so oft er derselben benöthigt ist, und seine Familie bezieht im Fall seines Ablebens einen Theil der Pension, die er genossen, welche dann bis zum Tode seines Weibes und bis ins 21ste Jahr seiner Kinder fortbesteht.

Im Britischen Dienste giebt es nichts der Art.

Die Briten sollten also über Barbarität gegen diejenigen, die ihr Leben und ihre gesunden Glieder dem Vaterlande zum Opfer gebracht, zu rühmen aufhören, seitdem sie einen Skala von Pensionen errichtet haben, die selbst im buchstäblichen Sinne des Wortes kaum etwas mehr ausmacht, als die Französische, während der Französische Invalide seine Bedürfnisse kaum halb so theuer zu bezahlen braucht, als der Britische, und außerdem noch andere Vortheile hat.

Aber nicht blos die Pensionen sind in England niedriger als in Frankreich. Die Auszeichnungen oder Belohnungen für außerordentliche Waffenthaten oder musterhaften Lebenswandel in einer langen Dienstzeit sind ebenfalls von weit geringerer Art.

Wird ein Britischer Veteran, der sich durch Unredlichkeit und Unbrauchbarkeit hervorgethan hat, nach 21jährigem, oder wenn er Reiter ist, nach 24jährigem) Dienste entlassen, so erhält er neben seiner Pension noch folgende Gratificationen: der Sergeant 15 Pfd. Sterl. (100 Thaler), der Korporal 7 Pfd. Sterl. (47 Thlr.), und der Gemeine 5 Pfd. Sterl. (33⅓ Thlr.). Dazu kommt noch eine silberne Verdienst-Medaille, die ihm aber nicht öffentlich und im Angesicht seiner Kameraden ertheilt wird, sondern privatim nachgeschickt wird.

Im Französischen Dienste braucht der Soldat zu diesem Zwecke nicht erst das Ende seiner Dienstzeit abzuwarten. Jede ausgezeichnet verdienstliche oder tapfere That verschafft ihm ungesäumt das Kreuz der Ehrenlegion, mit dessen Besitz eine jährliche Zulage von 250 Franken (66⅔ Thlr.) verbunden ist. Man erwerbt ihm dann gleiche militairische Ehren, wie seinen Unteroffizier, und im Falle seines Ablebens wird auch für Weib und Kinder verdienstlichmäßig gesorgt.

Dieselbe Belohnung erhält ein Veteran, dessen Aufführung während seines langen Dienstes musterhaft gewesen ist. Jeder Regiments-Chef kann drei Soldaten oder Unteroffiziere seines Regiments als Ritter der Ehrenlegion in Vorschlag bringen, vorausgesetzt, daß sie 25 Jahre gedient haben, von welchen jedes Kriegsjahr für zwei Jahre gerechnet wird.

Wir haben bereits angedeutet, daß wir die Löhnung des Britischen Soldaten, obgleich sie geringer ist, als sie sein sollte, doch nicht verwerfen wünschten, so lang er gänzlich davon leben kann. In Betreff der Offiziere können aber solche Ansichten ganz nicht gelten. Man sollte doch bedenken, daß nach einem Dienste von 25 Jahren, — zum Theil in tropischen Klimaten verlebt — kaum Ein Soldat unter Fünfzigen tüchtig seyn dürfte, sie seinen eigenen Unterhalt viel zu thun. Diejenigen, welche in ihrer Jugend ein Hautwerk erlernten, haben es bis dahin ohne Zweifel wieder vergessen, und wenn sie noch zur Feldarbeit tüchtig, so dürfte man sie schwerlich verabschieden. Es soll nun ein Britischer Veteran mit 6 oder 8 P. pro Tag sich selbst und seine Familie ernähren, ohne der Gemeinde zur Last zu fallen?

Dürfen wir unter solchen Umständen die Hoffnung nähren, daß Leute von Ehre und Hochgefühl in die Reihen unserer Krieger treten werden? Wenn man gegen körperliche Züchtigungen der Soldaten mit solchem Eifer deklamirt, so sollte man doch auch seiner Mattregel seine Bestimmung geben, die ihnen auf ihre alten Tage nichts als Noth und Elend bereitet. Wo giebt es noch eine andere Klasse von Staats-Beamten in Großbritannien — wie gering ihre Strapazen, mit denen des Soldaten verglichen, auch seyn mögen — deren Pension in den letzten sechzehn Jahren um mehr als 250 Procent herabgesetzt worden wäre? Und ist es gerade jetzt an der Zeit, die Privilegien des Militairs zu schmälern, jetzt, wo, in Folge der großen Reduction unseres Heeres, der Dienst in den Kolonieen fast übermäßig lang währt — wo jedes populaire Zeitungsblatt den Saamen des Aufruhrs unter sie streuen kann?

Welch einem ganz anderen System ist man in den letzten Jahren in Betreff der Seemacht gefolgt! Die Löhnung des See-Soldaten ist vermehrt worden, so daß ein tüchtiger See-Soldat jetzt, neben seiner Ration, 1 Sh. 14 Sh. (11½ Thlr.) monatlich erhält. Nicht nur die Qualität dieser Ration ist um ein Bedeutendes verbessert worden, auch die Quantität hat man in solchem Grade vermehrt, daß er wirklich mehr bekommt, als zu seinem Unterhalte nöthig, wie folgende Skala seiner täglichen Rationen auseinander setzt.

	Wo mehr frisches Fleisch noch
Brod . . . . . 1 Pfd.	Vegetabilien zu haben sind, giebt
Bier . . . . . 1 Gallone!	es an ihrer Stelle allemal über den
Kakao . . . . . 1 Loth.	andern:
Zucker . . . . . 1½ Loth.	Gepökeltes Rindfleisch . . ¾ Pfd.
Thee . . . . . ½ Loth.	Semmelmehl . . . . . ½ Pfd.
Frisches Fleisch . . . 1 Pfd.	Gepökeltes Schweinefleisch . ½ Pfd.
Vegetabilien . . . . ½ Pfd.	Erbsen . . . . . ½ Pinte.

Dazu noch wöchentlich ½ Pinte Weinessig und ½ Pinte Haferngrütz. Als Material für Pudding kann der angeführten Portion Semmelmehl 1 Pfd. Rosinen oder ½ Pfd Korinthen zugestimmt werden.

Auch die Pensionen der Matrosen sowohl als der See-Soldaten sind auf einen weit liberaleren Fuß gesetzt, als die der Landheeres. Wenn der Seemann nach 21jährigem Dienste um Ehren entlassen wird, so beträumt er als Pension 10 P. bis 1 Sh. 2 P. (8⅓ — 11⅓ Sgr.) pro Tag, folglich beinahe das Doppelte der Pension des Landinvaliden. Eben so liberal sind die Pensionen für körperliche Schäden oder Verstümmelungen im Dienste.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß unserer Seemacht diesem System zufolge, in einem Grade sich vervielfacht hat, der die stärkste Er-

Digitized by Google

wartung noch übertraf. Wir sind jetzt nicht mehr in die Nothwendigkeit versetzt, unsere Flotte mit den Auswurf der Menschheit zu bemannen, und das schändliche Matrosen-Pressen ist überflüssig geworden, weil der Dienst auf Kriegs-Schiffen kein Grauen mehr einflößt, wie ehemals.

Ein ähnliches System der Ermuthigung würde gewiß auch auf das Landheer segensreich gewirkt haben. Welchen nachtheiligen Einfluß aber die Verkürzung der Pensionen hat, sehen wir an den in ausserordentlich überhand nehmenden Verbrechen unter dem Militair. Im vergangenen Jahre hat, nach der Versicherung des gewesenen Kriegs-Secretairs *) wohl ein Fünftheil des Britischen Heeres in den öffentlichen Gefängnissen gesteckt, und die armen, durch das Land zerstreuten Pensionaire bieten Alles auf, was in ihren Kräften steht, um junge Leute von einem Stande zurückzuschrecken, der ihnen auf ihre alten Tage nur Noth und Elend bereitet.

(L. S. J)

Aegypten.

Mehmed Ali's Harem.

Einer Amerikanerin, die in Alexandrien lebt, wurde vor einiger Zeit bei ihrem Aufenthalt in Kahira die äußerordentliche Vergünstigung zu Theil, der Sultanin und dem Harem Mehmed Ali's einen Besuch abstatten zu dürfen. Sie schreibt darüber Folgendes an eine Freundin in New-York:

„Wir sind bis jetzt die einzigen Christen, die jemals in den Harem des Paschas Eingang fanden; zwei Mal waren wir dort, das erste Mal nur auf kurze Augenblicke, ein ander Mal aber brachten wir einen ganzen Tag darin zu. Am Thor wurden wir von zwölf schwarzen Eunuchen empfangen, die uns in den Garten führten, wo wir drei Mädchen verschiedener Arabischer Instrumente spielend fanden, während andere sangen und noch andere tanzten, alle in reichen und blauen goldgestickten Kleidern. Weite Beinkleider fielen bis auf den gestickten Pantoffel hinab, ein Leibchen ohne Aermel, vorn ein wenig offen, umschloß eng anliegend den Busen; das dreifache schimmernde ein Hemd von blauer oder weißer Gaze verhüllte, dessen dicht mit Flittern besetzte weite Aermel bis zum Ellenbogen reichten und nach hinten zu in tausend Falten fielen. Der Kopf war mit großen Diamantnadeln geschmückt, und eine Schärpe aus Goldstoff mit starker goldener Franze vollendete den Anzug. Diese weiblichen Wesen begleiteten uns die zur Pforte des Palastes, wo wir mit allen Bekanntinnen, mit der Sultanin, ihren Ehrendamen und ihrem Gefolge, welches letztere sich auf 100 Personen belief, zusammentrafen. Das Staats-Zimmer, in welches wir nun geführt wurden, war mit weißem Marmor getäfelt und unermeßlich groß; in der Mitte desselben befand sich ein Bassin, von 15 Fuß im Durchmesser, aus dem das klarste Wasser sprudelte. Das Gestirn war reich gemalt und vergoldet und die eine Seite des Zimmers mit weiß seidenen gold-gestickten Divanen versehen, vor denen ein kostbarer persischer Teppich ausgebreitet lag. Sobald wir uns niedergelassen, bot man uns Kaffee und Pfeifen an."

„Die Sultanin ist eine Dame von ungefähr 35 Jahren, mit schönem Angesicht, doch finsterm Auge; ihr Kleid war von Chalil, nach Türkischem Schnitte gefertigt, nur daß es den Nacken mehr bedeckte. Auf dem Kopfe trug sie eine Art Turban, mit Diamanten besetzt, herabhängend, um die sich ein gestickter Schleier wand, an der linken Seite, am Ohr herunter, strickte eine Nadel mit Blumen, die aus ungeheuren Diamanten gemacht waren; ihre Ohrgehänge, in Form eines Tropfens, waren allein so stark wie ein Fingergelenk, und an der einen Hand trug sie einen prachtvollen Diamantring, um uns herum Kaffee und Sherbet zu darbieten. Sie saß auf einem Divan, und ihre Ehrendamen, die sich im Range unterschieden, hatten einen kostbaren persischen Teppich ausgebreitet lag. Sobald wir uns niedergelassen, bot man uns Kaffee und Pfeifen an."

„Die Sultanin ist eine Dame von ungefähr 35 Jahren, mit schönem Angesicht, doch finsterm Auge; ihr Kleid war von Chalil, nach Türkischem Schnitte gefertigt, nur daß es den Nacken mehr bedeckte. Auf dem Kopfe trug sie eine Art Turban, mit Diamanten besetzt, herabhängend, um die sich ein gestickter Schleier wand, an der linken Seite, am Ohr herunter, strickte eine Nadel mit Blumen, die aus ungeheuren Diamanten gemacht waren; ihre Ohrgehänge, in Form eines Tropfens, waren allein so stark wie ein Fingergelenk, und an der einen Hand trug sie einen prachtvollen Diamantring, um uns herum Kaffee und Sherbet zu darbieten. Sie saß auf einem Divan, und ihre Ehrendamen, die sich im Range unterschieden, hatten einen kostbaren persischen Teppich ausgebreitet lag. Sobald wir uns niedergelassen, bot man uns Kaffee und Pfeifen an."

„Wir wurden durch den ganzen Palast geführt, der an Eleganz dem Staats-Zimmer vollkommen gleich kam. Nach halb zwölf führte uns die Sultanin wieder in's Empfangs-Zimmer, wo gespeist werden sollte. Mädchen mit silbernen Becken traten uns entgegen, anderer mit Krügen gossen uns Wasser über die Hände, und noch andere überreichten uns Handtücher. Auf dem Persischen Teppich stand ein kleiner Tisch, ungefähr einen Fuß im Viereck, mit einem Tuch von Goldstoff bedeckt; darauf befand sich ein großer, gläserner Präsentierteller von fast 3 Fuß im Durchmesser, mit einer Schüssel getrockneten Schöpsenfleisches. Meine Mutter und ich saßen neben der Sultanin, dann E... und G..., und eine Hofdame, früher Sklavin des Paschas, jetzt an einen Obersten verheirathet. Das Porzellan war Französisch, die Messer und Gabeln von schönem Silber, welche aber die Sultanin nicht zu gebrauchen verstand. Sobald wir Platz genommen hatten, legte man ein Tuch auf unseren Schooß, ein anderes gedgestickteres wurde uns über die rechte Schulter gelegt, und ein drittes noch feineres war bestimmt, den Mund abzuwischen. Einige Sklavinnen wehten uns süße Luft zu, andere bieten die verschiedenen Schüsseln, noch andere silberne Krüge. Das Mahl jedoch war für uns fast zu reichlich, wir zählten 39 verschiedene Gänge, von jedem mußten wir etwas essen, und wie seltsam waren sie angerichtet! Die fünf ersten Gerichte bestanden aus Schöpsenfleisch, Reis u. s. w., dann kam eine süße Speise, darauf gebratene Fische und Mäuse, und so bis zum 39sten, welches dicker Reis mit Buttermilch war. Der gläserne Präsentierteller ward darauf fortgenommen und ein silberner mit Melonen, Pfirsichen, Weintrauben u. d. ersetzte seine Stelle. Sobald wir aufstanden, knieeten die Mädchen mit den Becken vor uns nieder, unsere Hände wurden wie früher gewaschen und dann Pfeifen und Kaffee herum gereicht. Während wir rauchten, zog sich die Sultanin zum Gebet zurück, welches sie des Tages 5 Mal zu thun pflegt."

„Wenn Sie jetzt Kruge der uns umgebenden Szene gewesen wären, Sie hätten uns unter Kindern gewähnt, so wurden wir gezerrt, gezupft, befühlt; jede erklärte, wir gehörten ihr und drüften nicht zu den Anderen gehen. Um 3 Uhr sollten wir uns entfernen, doch die Sultanin hielt uns zurück, indem sie meinte, der Kapudan Pascha habe die Barke nicht uns fort zu senden, und so wurde es 4 Uhr, ehe wir uns beurlauben konnten. Wir gingen im feierlichen Zuge durch den Garten, zuerst die mußirenden, tanzenden und singenden Mädchen, dann die Sultanin und wir. Schwarzen bielten Fächer von Pfauenfedern über unsere Häupter, und dann kam das Gefolge. Am Gartenthor reichte man uns Scherbet, wir sagten unserer gastfreundlichen Sultanin ein herzliches Lebewohl und wurden der Sorge der Eunuchen übergeben, die uns zu unserem Wagen geleiteten."

(N. A. P.)

Mannigfaltiges.

— Zur Armenischen Gelehrtenkunde. Am 3. Januar 1825 starb in dem Armenischen Kloster S. Lazzaro bei Venedig eines der thätigsten Glieder des Ordens, der Bardapet (Dr. Theol.) Pater Emmanuel Giatciat (Tschaftschat). Er war den 25. März 1770 in der Armenischen Stadt Sbumunsakna (18 bis 24 Stunden südöstlich von Tcopezunt) geboren und von vornehmer Abkunft. Seine Mutter stammte aus der Georgischen Königs-Familie. Aber früh schon, in seinem 12ten Lebensjahre, zur daterr und mutterlosen Waise geworden, entschloß er sich, der Welt zu entsagen und in den Kloster der Mechitaristen nach S. Lazzaro sich zu begeben. Dort war er der Leitung des Bordapets Pater Gabriel Avetinian (seitdem Patriarch) durch seine trefflichen Grammatiken und Kommentare zu den schwierigsten Armenischen Werken des Alterthums) übergeben. Bald hatte er seine Studien vollendet, erhielt die Priesterweihe und widmete sich vorzugsweise den Sprach-Studium, indem er das Griechische, Lateinische, Italiänische, Französische und Deutsche mit ausserordentlicher Leichtigkeit erlernte. Nächstdem beschäftigte er sich auch mit den mathematischen Wissenschaften, erreichte sich aber vornehmlich als Dichter durch Lebendigkeit und Neubeit der Gedanken, wie durch Eleganz und Lieblichkeit seiner Verse aus. Er erlangte die Doktorwürde, ward Lehrer der Novizen, in Rom zum General-Prokurator des Konvents und in den letzten Jahren seines Lebens zum Vorsteher des Kapitels der Congregation ernannt. Mitten unter diesen vielfachen Geschäftigungen gerieth er noch früh genug zu periodischen und prosaischen Ausarbeitungen, welche noch ungedruckt sind. Ausserdem übersetzte er Virgil's Aeneide, so wie auch den Tod Abels von Gesner und Frauen's Telemach, welche beiden letzteren Werke in den Jahren 1825 und 1826 zu S. Lazzaro erschienen. Am wichtigsten aber sind seine beiden Lexica, deren erstes Italiänisch-Armenisch-Französisch im Jahre 1800 die Presse verließ, das zweite aber, Armenisch-Italiänisch, das reichhaltigste und ausführlichste unter allen bisher gedruckten, obschon im Manuskript vollendet, ist im Druck erst bis zur Hälfte gediehen.

— Die Juden im westlichen Indien. In Angria befinden sich einige Juden-Familien, deren Vorfahren im 1500 bis 1550 Jahren nach Hindostan gekommen sein sollen. Einer alten Tradition zufolge, langten diese in einem Schiffe an, welches bei Nagaon und Dhul in Prant-Colaba Schiffbruch litt. Neun den auf diesem Schiffe befindlichen Menschen wurden nur sieben Paar, sämmtlich Juden, gerettet, die sich im Lande niederließen, und hier die ersten Oel-Fabriken anlegten, welche Nachkommen sich auch bis auf den heutigen Tag noch Oel-Jadesländern geblieben, und sind in der Landesprache allgemein unter dem Namen „Talis" bekannt. (Bombay-Courier)

— Die Jagd des Känguru in Neuholland. Diese Jagd ist gar kein so angenehmer Zeitvertreib, als man von der natürlichen Harmlosigkeit des Kangurus erwarten sollte. Ein Irischer Pflanzer in New-Süd-Wales hatte mit Hülfe seines treuen Jagdhundes ein Känguru in einen Sumpf getrieben. Aber der Feind leistete dort so tapferen Widerstand, daß der Hund in dringende Lebensgefahr gerieth. Unser Irländer, dessen Gewehr verlagt hatte, stürzte herbei, und hieb mit dem Kolben seiner Flinte auf das Känguru ein. Das Thier wendete sich nun von dem Hunde, der schon besinnungslos da lag, gegen den Herrn, und es gab einen verzweifelten Kampf, in welchem der Irländer mehr als einmal tief in das Wasser gestoßen wurde. Endlich eilten ihm seine Kameraden zu Hülfe, und schlugen das Känguru mit Knütteln todt. Der Mann war schon einer Ohnmacht nahe gekommen, und nicht viel, besser daran, als sein Leidhund. Nur wenige Jäger haben das Herz, einem Känguru einzeln zu Leibe zu gehen. (Bennett's Wanderings.)

— Reizbarkeit der Muskeln des Haifisches. Der Haifisch besitzt viele Eigenschaft vielleicht im einem höheren Grade, als alle übrigen Seethiere. Ich sah einen Hai, der von einem Harpune ganz durchbohrt war. Er wurde auf das Verdeck gezogen, wo man eine Viertelstunde später die obere und untere Hälfte des Körpers von einander trennte. Der abgetrennte untere Theil zeigte noch geraume Zeit große Lebenskraft, und nachdem der Kopf und die obere Hälfte in das Wasser geworfen waren, bewegten sich die Brustflossen wie zum Schwimmen. Oft habe ich den Körper eines ganz ausgewachsenen Haifisches, den man wieder in's Wasser warf, eine Zeitlang dann fortschwimmen sehen, als ob das Thier noch lebte. Nur bei lebendigen Thieren findet man diese wunderbare Irritabilität des Muskelsystemes.

(Bennett's Wanderings.)

*) In einer Rede, die er am 21. Juli 1834 im Unterhause gehalten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Montag den 9. März 1835.

Frankreich.

Historische Rehrenlese.

Einige Details über die Ermordung Heinrichs IV.

Nachstehende Notizen sind einer fast vergessenen Erzählung der nähern Umstände bei der Ermordung Heinrichs des Vierten entlehnt. Ist auch dies historische Begebniß vielfach erzählt und dargestellt worden, so hat doch hier der folgende Wiederzählung durch eine Fülle eigener Angaben, die anderweitig nicht vorhandern sind, ihr eigenthümliches Interesse, was noch bedeutend erhöht wird durch die Einfachheit der Darstellung, welche wahrhaft dramatisch genannt werden kann. Wir wollen also ohne Weiteres unserem alten Berichterstatter selbst reden lassen, dessen etwas breite Ausführlichkeit wir an einzelnen Stellen verkürzt haben:

„Den Tag nach der Salbung und Krönung der Königin, welche Freitag den 14. Mai stattgehabt, hörte der König, wie gewöhnlich, die Messe in der Feuillantiner-Kirche in der Vorstadt St. Honoré. Nachher gingen Se. Maj. den Vormittag über in den Zuliergen spazieren. Nach dem Essen schickte der König den Herrn von Feuretange, seinen ersten Hausbofmeister, und den Schatzmeister von Feurey nach dem Palais, um nachzusehen, ob Alles zu dem Empfange der Königin und dem Königlichen Feste bereitet sey, welches Dienstag den 18. Mai stattfinden sollte, wegen der Vermählung der Blodemoiselle de Vendôme, welche auf Montag den 17. Mai bestimmt war, — mit dem Prinzen von Blontmorency, dem einzigen Sohne Heinrichs von Blontmorency, Connétahles von Frankreich. — Um drei Viertel auf vier Uhr Nachmittags bestellte der König seinen Wagen, um nach dem Zeughause zu fahren, und gelegentlich auch die Kurstrungen zum Empfange der Königin in Paris, welche auf Sonntag den 16. bestimmt war, in Augenschein zu nehmen. Er befahl, Alles zu beschleunigen; denn der König wünschte, schon Mittwoch den 19. Blorgens mit der Post abzureisen nach Blonzen, wo ihn ein Theil seines Heeres erwartete, und weselbst er mit dem außerordentlichen Gesandten Se. Heiligkeit eine Zusammenkunft gehabt hatte, um ihn von seinen Rüstungen in Kenntniß zu setzen (pour la diverlir de sa resolution).

Bevor er in den Wagen stieg, ging der König zur Königin, und küßte sie dreimal; darauf stieg er die kleine Treppe des Louvre hinunter, und setzte sich in den Fond des Wagens. Neben ihm zur Rechten sah der Herzog von Epernon; vor der rechten Thür der Marschall von Lavardin und der Herr von Roquelaure; vor der linken der Herzog von Montbazon, so daß er den König verdeckte, und der Marquis de la Force; mit dem Rücken zum Kutscher saßen der Herr von Liancourt und der Marquis von Mirabeau.

Als der Wagen unter dem ersten Portal des Louvre angekommen war, ließ der König auf allen Seiten öffnen, sowohl um die Vorbereitungen zum Empfange der Königin zu sehen, als auch um die Luft zu genießen, denn es war heiß, weshalb auch der König seinen Mantel zu Hause gelassen, und nur in seinem Anzuge von schwarzem, gemusterten Satin war. — Der Garde-Capitain de Vitri, welcher damals den Dienst bei Hofe hatte, wollte ihn begleiten; aber Se. Majestät gab es ihm ab, und befahl ihm, sich nach dem Palais zu verfügen, wo er den Herrn von Frontenac finden würde, sammt einigen anderen Hofbeamten, um die nöthigen Befehle zur Entlassung des Gefangenen zu ertheilen, welche am Tage der Einzuge der Königin ihre Freiheit erhalten sollten. Eben so schickte Se. Maj. die Schützen seiner Garde zurück, die ihm gefolgt waren. Als der Kutscher von dem Hotel de Longueville anfuhr, sagte er, welchen Weg er einschlagen sollte. Er bekam zur Antwort: Nach dem Kreiz du Tironer. Dort angelangt, schrie man ihm zu: Rechts von St. Innocent! — Er fuhr eben in die Straße de la Ferronnerie hinein, als die Kutsche des Königs wegen zweier Wagen, der eine mit Wein, der andere mit Heu beschwert, die sich verfahren hatten, gehindert wurde, im unteren Theile der Straße zu bleiben, links, gegen die kleinen Läden des Kirchhofes von Saint-Innocent, und dem Hause eines Eisenhändlers, Antoine d'Andrenas, gegenüber Halt zu machen. An diesem Hause befand sich ein großer Helm, weshalb man dieses Haus „zum Helm" nannte. Durch diese Verwirrung waren die Bedienten St. Maj. gewahr, um wieder vor den Wagen zu kommen, durch den Kirchhof von St. Innocent zu gehen, so daß nur ein einziger übrig blieb, der dem Wagen folgte und die linke Seite des Königs deckte.

Inzwischen zog Se. Maj. ein Papier aus der Tasche, welches der Herr de Curcé ihm gebracht hatte, worauf der Plan zu einem Wege gezeichnet war, den man in der Nähe des Ebateau-Regnaust auf dem Ufer der Seine ermittelt hatte, welchen die Französische Armee benutzen einschlagen konnte, um zu den Fürsten von Neuenburg und Brandenburg zu stoßen und ihnen zu der Eroberung von Jülich zu verhelfen, welches der Erbherzog Leopold besetzt hatte, ohne daß der Marquis Spinola oder der Gouverneur von Luxemburg etwas dagegen sagen konnten. Der König hatte den rechten Arm auf den Nacken des Herzogs von Epernon gelegt, dem er die Zeichnung erklärte, ihm leise in's Ohr sprechend; sein linker Arm stützte sich auf die linke Schulter des Herzogs von Montbazon, der den Kopf zurückbog, um des Königs Worte hören zu können. In demselben Augenblicke, da der König so unbedacht saß, drängt sich ein eingefleischter Teufel, ein Angebener, ohne Scheu vor dem heiligen Gesäßten Gottes, seinem Ebenbilde auf Erden — mit entblößtem Haupt, den Mantel von der Schulter herabhängend, mit dem Rücken gegen die kleinen Läden — an den Wagen des Königs, zieht sein Messer und bringt dem Könige zwei Stiche bei; der erste drang zwischen die zweite und dritte Rippe unter dem Brustmuskel hin. Der König schrie auf: Ich bin verwundet! Da wiederholte der Bösewicht seinen Stich; er traf den König zwischen der siebten und sechsten Rippe, durchschnitt einen der Lungenflügel und, da er das Messer bis an den Griff hineinstieß, traf er die innere Pulsader und zerriß sie, — so daß die Spitze der Messers unter dem Herzen hervortam. Der König hatte seinen Arm bangen lassen. Jener Unselige wiederholte seinen Streich, und traf die Faust des Königs, zerschnitt den Aermel seines Wamses und sein Hemd und stritzte leicht den Aermel des Wamses des Herzogs von Montbazon. Der König wollte oben sagen: es ist Nichts! — aber er vermochte nicht die Worte zu vollenden, weil ihm das Blut aus dem Munde strömte, sein Haupt sanke sich auf den Herzog von Epernon, der es emporzuhalten versuchte und ihn bat, an Gott zu denken. Der König faltete die Hände und hob den Blick zum Himmel.

Niemand hatte die Verwundung des Königs gesehen, so geschickt führte der Mörder sein Verhaben aus, und, hätte er sein Messer im Stiche lassen wollen, so wäre er auch glücklich entkommen. Aber das liegt Gott nicht zu, der diesem eingefleischten Teufel seine Strafe nicht erlassen mochte. — Die Herren, welche im Wagen waren, verließen bestürzt, um den Mörder zu ergreifen; diejenigen, welche bei der beiden Pferden dieses großen Monarchen blieben, riefen, ihn um Hilfe bittig zum Sprechen und das Blut erstickend aus dem Munde hervordringen sahen: der König ist todt! So beklemmte ihnen dieser Vorfall das Herz, daß sie nichts weiter zu sagen vermochten. — Blitzesschnell verbreitete sich die Kunde, das Volk war in Aufruhr; Einige durchliefen die Straßen, Andere rotteten sich in die Häuser zum Blord. Man sah den größten Unruhen entgegen. Zum Glücke hatte einer der vornehmen Herren die Besonnenheit, auszurufen, der König sey nur in Folge der Verwundung ohnmächtig geworden, und um diesem Verwande mehr Schein zu geben, forderte er Wein, um den König zu sich zu bringen. Da er aber nicht wußte, wo sich der Wagenlenker hingeflüchtet hatte, der Kutscher mußte nach dem Louver zurückfahren; den Volke dagegen gab man die Versicherung, daß der König dahin zurückkehre, um sich verbinden zu lassen. — Der Wagen langt im Hofe des Louvre an; der König wird herausgenommen und auf sein Bett gebracht durch den Herzog von Montbazon, den Herrn von Vitry und den Marquis von Baramontier. Vitri, sein Hauptmann der Leibwache, stieß den Ruf Maria, erbarme Dich mein! Der Erzbischof von Embrun, der gerade anwesend war, sprach die herkömmlichen Gebete für die abgeschiedene Seele St. Maj. — Herr von Vitri, Hauptmann der Leibwache, der damals Dienst hatte, wurde beordert, alle Prinzen von Frankreich in seinem Zimmer zu versammeln, vor Allen den jetzt regierenden König Ludwig XIII. und seinen Brüdern den Zutritt zu gestatten.

Es ist nicht möglich, das Jammergeschrei auszudrücken, welches sich auf das bloße Gerücht von dem Tode des Königs im Louvre, woselbst mehrere Herren versammelt waren, verbreitete, besonders, da man die Leiche St. Höchstseligsten Maj. aus dem Wagen brachte, und es gewiß war, daß der König todt sey. Es schien ein Traum derselben, welche ihn vor kaum einer Viertelstunde so frisch und lebenskräftig hatten ausfahren sehen.

Auf die Schreckens-Nachricht erhob sich sofort der im Louvre versammelte Rath. — Die Wachen, als sie den Leichnam des Königs vorbeitragen sahen, machten, bleichen Antlitzes, halbtodt vor Schreck, Kehrte: die Schildwachen wurden verdoppelt, und erhielten die Weisung, nur Personen von anerkannten Range durchzulassen, oder Hofdamen. Die Thorwachen schlossen die Barrière; die Schloßbrücke, welche nach dem Place des Ofiziers führt, ward aufgezogen, und innerhalb derselben sah man die armen Schweizer, die Arme gefreyt, heiße Thränen über den

Digitized by Google

Betrieb ihres Dreschen. Alle Ebelleut, welche anwesend waren im Louvre, drückten in ihren Mienen und Geberden Schmerz und Verzweiflung aus. In den Zimmern, den Gängen, auf den Treppen hörte man Nichts als Klagen und Schmerzenslaute: „Wir sind verloren! Wir haben keinen König mehr! O, des unglücklichen Begebnisses! O Schreckenstag!“ — Dieser Wehruf dringt in den Versammlungs-Saal, und verbreitet unter den hohen Herren, die dort zusammen waren, Schrecken und Trübsalen; die Geschäfte werden bei Seite geschoben, Alles fließt in Thränen.

Aber wo ist inzwischen die Königin? Was schaft, was denkt sie? Was bewegt ihr Herz? Wer wird ihr zuerst diese Nachricht bringen? Wer wird zuerst das Wort aussprechen: „Der große Heinrich ist todt!“? Wir wird sie es hören können, ohne ihre Seele in ihrem Thränen zu verdauchen?“

Guicciardini in seinen „Italiänischen Kriegen“ erzählt, daß nach dem für Frankreich so unheilvollen Tage von Pavia ein junger Franzose, da er seinen Vater gewordet und im Grabe liegend sah, das Leben in den Armen desselben verhauchte, der es ihm gegeben. Wird nicht die Königin, nachdem sie den Tod ihres großen Königlichen Gemahls vernommen, ebenfalls in dem Strom ihrer Thränen vergehen?

Sie war gerade in ihrem Zimmer verschlossen, als diese Unglücks-Botschaft anlangte, und bedachte die ihr noch bevorstehenden Ehrenbezeigungen; sie überlegte, was sie zu thun haben würde, und wie sehr auch ihr Herz von Freude erfüllt war, so war diese dennoch von der Sorge um ihren Königlichen Gemahl, den sie nur in ihrer Nähe sicher wußte, gestört. Bekümmert sah sie der Erfüllung trübseliger Träume entgegen; denn es war ihr viel Unglück vorher verkündigt worden. In dieser Gemüths-Aufregung hörte die Königin den großen Lärm im Louvre, die vielen durch einander schallenden Stimmen, sie öffnet ihr Zimmer und vernimmt den Ruf, der König sey todt, und sieht ihn. Sie zittert vor Angst, und löst sich in Schmerz und Klagen auf. Da sie sich eben selbst hindegeben wollte, um die Verwirrung mit eigenen Augen anzusehen, begegnet sie dem Herrn von Sillery, Kanzler von Frankreich, welcher sich im Auftrag des Conseils und aus eigenem Pflichtgefühl zu Ihrer Majestät begeben wollte, um sie zu trösten und von dem, dem Staate Nöthigen zu unterrichten. Er fand, daß die Königin bereits die Trauer-Nachricht hatte; denn sie sagte ihm bei seiner Ankunft: „Ach, mein Herr, der König ist todt!“ — Worauf er ihr entgegnete: „Um Vergebung, Madame! In Frankreich sterben die Könige nimmer!“

Er trat mit der Königin in ihr Zimmer, machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Schmerz nur nachtheilig für die Staats-Angelegenheiten wirken könne; sie müsse sich dabei beruhigen, daß es Männer gebe, die mit ihr weinten; man müsse vielmehr die zu ergreifenden Mittel bei diesem herben Unfall in's Auge fassen. Der König, immer bestrebt für das Wohl seiner Unterthanen, habe in seinem Königlichen Testament und in einer so erlenchteten Königin die Gewähr hinterlassen, daß Frankreich nicht unstät auf den Wellen des Geschicks, eines geschickten Steuermannes beraubt, umherreise. Sie müsse ihren Thränen Einhalt thun, um sich das Wohl des Staates den Blick ungetrübt zu haben. Diese trostvollen Worte des Kanzlers trieben die Königin zurück. Sie ertrudigte sich, wo ihr Königlicher Sohn, seine Brüder und Schwestern sich befanden, und befahl dem Herrn von Vitry, sie Alle in ein Zimmer einzuschließen und Keinem den Zugang zu ihnen zu gestatten.

In der Stadt Paris verbreitete sich mit der Nachricht von dem Tode des Königs eine allgemeine Bestürzung. Die Verwirrung wurde nur durch die weisen Maßregeln der Königin gedämpft. Zu dieser hatten sich inzwischen auch die Herzoge von Guise und Epernon verfügt. Der Herzog von Guise, in das Zimmer tretend, wo der Leichnam des Königs lag, brach in die Worte aus: „Muß ich hier, mein großer König, Euch die Leichen meiner Angehörigen aufopfern? Ich habe die Triumphe, die ich mit im Dienste meines Königs verspracht? Ach, daß der Himmel mich diesen Tranen-Anblick hat fehlen lassen! Da ich aber so unglücklich bin, vor Euren Augen meine treue Ergebung nicht zeigen zu können, so sollen Euer Königlicher Sohn und Euer Königliche Gemahlin die Aeußerungen derselben hinnehmen!“ — Er suchte darauf die Königin. Er fand sie in Thränen aufgelöst. Durch die heftigsten Versicherungen seiner Treue suchte er sie dem Labyrinth ihres Schmerzes zu entreißen. Dasselbe thaten der Herzog von Epernon und noch andere Vornehme.

Die Königin nöthigte sie nun, ihre Pferde zu besteigen und so viel Adelige sie nur auftreiben konnten, mit zu nehmen, durch Paris zu reiten und dem Volke die Versicherung zu geben, daß der König nur verwundet sey, — um so jedem Volks-Aufstande vorzubeugen. Der Herzog von Epernon ließ das Garde-Regiment sich rings um den Louvre aufstellen, um zu verhindern, daß irgend wer sich demselben nahete.

Der Herzog von Guise zog mit einer beträchtlichen Anzahl Adeliger durch die einzelnen Stadtheile von Paris, und begnügte sich nicht bloß mit der Versicherung, daß der König nur verwundet sey, sondern suchte die Gemüther zu beruhigen, freundlich zu stimmen und die Hast der Unruhigen zu dämpfen.

Gleichzeitig gingen Herr le Jay, Civil-Lieutenant, und Herr Tanquin, der Aelteste (prévôt) der Kaufmannschaft, begleitet von ihren Commissairen, von Straße zu Straße, um das aufgeregte Volk in die Häuser zu treiben, und um jeden Auflaufe vorzubeugen, befahlen sie der Bürgerschaft, ihre Waffen bereit zu halten. Aber, was sie auch immer für Mittel aufdenken, das Volk ließ sich nicht vermögen, ihren Glauben zu scheuten und hielt sich vielmehr für überzeugt, daß der König todt sey, weil nämlich die Kirchenglocken nicht zu dem Te Deum läuteten, wie es der Fall war, da acht Jahre früher der König von Jean Chatel verwundet worden. Dieser tolle Kerl behauptete nämlich, von Jacaumard abzustammen, hielt den König auf dem Pont-Neuf an, faßte ihn beim Mantel, zog sein Messer und forderte sein Königthum — Frankreich. — So war Alles in Paris im größten Tumulte; die Bürgerschaft von Paris, zur Hülfe außer dem Hause, wegen der Ermordung ihres Königs und Vaters, ergriff die Waffen und wußte nicht, an wen sie sich halten solle, um den Mord zu rächen. Die von der sogenannten reformirten Religion (Ceux de la religion prétendue reformée) hielten sich während der Unruhe in ihren Häusern nicht für sicher; in der darauf folgenden Nacht degaben sie sich zu ihren katholischen Freunden.

Wären die Zugänge zum Louvre nicht von den Garden besetzt gewesen, und hätte man nicht wenigstens einige Stunden den Tod des Königs verheimlicht, so hätte man mit einer solchen Menschenmasse erst recht seine Noth gehabt.

Obgleich die Personen der Gesandten geheiligt und unantastbar sind, so würden sich dennoch die Pariser, von gerechter Wuth angetrieben, über die Hotels der Gesandten von Spanien und des Erzherzogs von Flandern, als der Urheber des traurigen Ereignisses, hergemacht haben, hätte nicht die Königin Truppen abgeordnet, um diesen Gewaltthätigkeiten zu steuern.

Die Thore der Stadt wurden geschlossen, bis von St. Martin und St. Jacques ausgenommen, welche indessen von den Bürgern sorgsam bewacht wurden, die zwar einen Jeden einließen, Niemanden aber ohne Paß aus der Stadt zu gehen gestatteten.

Noch an demselben Tag, zu fünf Uhr Abends, hielt der Kanzler im Louvre ein Conseil, um über die Regentschaft und Verwaltung während der Minderjährigkeit des jungen Königs zu berathschlagen. In Folge seines Vorschlusses und im Auftrage der Königin wurden die Herren von Bouillon und von Boussisse, der Staats-Rath, an das Parlament geschickt, um ihm den ersten Präsidenten von der Tode des Königs zu benachrichten, der in aller Eile den Hof versammelte, um die in dieser Bedrängnis des Staates zu ergreifende Maßregel zu ermägen. Mit thränenfeuchten Augen erklärte diese ehrwürdige Versammlung die Königin als Regentin während der Minderennität des Königs, ihres Sohnes, und auf den Antrag des General-Prokurators ward folgender Beschluß abgefaßt:

„Auf die Vorstellung des General-Prokurators an den Hof im Beisein der versammelten Kammern, — wie der König hingegangen sey durch einen schrecklichen, an seiner geheiligten Person verübten Mord, erschien es unerläßlich, für die Regierungsthreten des regierenden Königs und seiner Staaten zu sorgen, und daß sofort Kraft eines Heil seines Reiches getroffen würden, welches während der Minderjährigkeit des genannten Königs nun durch die Königin regiert werden kann. Es hat demnach dem vorerwähnten Hof gefallen, sie als Regentin anzuerkennen, und sich von ihr in allen Staats-Angelegenheiten vertreten zu lassen. Nach reiflicher Erwägung hat der vorerwähnte Hof die ersteren der Königin, ihrem Präsidenten von der Tode des Königs, in Frankreich ernannt, um mit unbeschränkter Vollmacht und Ansehen während der Minderjährigkeit ihres Königlichen Sohnes die Staats-Angelegenheiten zu verwalten.

So geschehen im Parlament am 14. Mai 1610.“

Dieser Beschluß wurde durch Herrn de la Guesle, General-Prokurator des Königs, der Königin überbracht. Dieser, wie wenig auch aufgetegt, begab sich doch nach dem Louvre, um seine erste Pflicht dem Könige Ludwig XIII. zu erfüllen, und die Königin und den Kanzler von dem Beschlusse des Hofes über die Regentschaft in Kenntniß zu setzen. Er trat in das Zimmer, wo der Leichnam des Königs auf einem Bette lag, — das Antlitz bedeckt mit einem Leichentuche, bekleidet mit einem schwarzen Anzuge von Satin; rings umher brannten Kerzen und standen Geistliche, die ihre Pflichten begannen. Der Prokurator besprengte den König mit Weihwässer, nicht ohne Thränen. Dann ging er zur Königin, die ihn der Achtung versicherte, welche der hochfeige König, stets seiner Treue gegen, für ihn gehegt, und deren Fortdauer sie ihm ihrerseits versprach; dann versügte er sich zu seinen neuen Herrn, und erfuhr von dem Kanzler, daß die Majestäten sich schon morgen in's Parlament begeben würden.“

(J. d. P.)

Spanien.

Die Kirchhöfe von Madrid.

I.

Das Campo Santo vor dem Thore von Toledo.

Ich war an einem schönen Morgen des April-Monats 1831 aus Madrid und über die Brücke von Toledo gegangen. Ein schmaler Fußsteig führte mich von da links über eine Anhöhe zum Thore eines Kirchhofes. Das Thor stand offen; ich trat hinein.

Noch hatte ich in Spanien keinen Gottesacker gesehen. Der vor dem Thore von Toledo ist neu, wie alle Madrider Kirchhöfe; denn erst seit dreißig Jahren bestattet man nicht mehr in den Kirchen.

Dieser Gottesacker ist nicht, wie die Pariser Begräbnißplätze, ein koketter Garten, mit freundlichen Lauben und Hecken aus Hagebuchen, in welchem zierliche, mit goldnen Sande bestreute Pfade zwischen Blumen und Gräbern sich durchschlängeln: es ist ein dres Feld ohne Beschattung, ein gerümmtes Viereck, mit einer Kapelle am Eingange, einem hohen steinernen Kreuz in der Mitte und offenen Gallerieen an allen Seiten, die ein mit Ziegeln gedecktes und auf hölzernen grün angestrichenen Pfeilern ruhendes Dach beschützt.

Die sehr dicke, das Ganze einschließende Mauer, welche den Hintergrund dieser simpeln Gallerieen bildet, ist von oben bis unten mit tiefen Nischen versehen, in welche man die Särge wie Schubladen einschiebt.

Auf den schmalen Steinen, welche diese Todten-Zellen verschließen, findet man keines jener pomphaften Epitaphien, die in anderen Län-

Digitized by Google

dern den wirklichen oder vorstellten Schmerz der Hinterbliebenen an die Nachwelt überliefern. Die ganze Grabschrift enthält nur Namen, Alter und Stand des Abgeschiedenen, und wenn es hoch kommt, steht noch ein Vers aus den Psalmen dabei.

Während ich so in den Gallerieen des Campo Santo herumspazierte, fiel mir ein Mann in die Augen, der, die Arme auf dem Rücken kreuzend und an einen Pfeiler gelehnt, sich sonnte tomava el sol). Seine gleichgültige und zerstreute Miene ließ mich ahnen, daß er hier waltre da logis sey.

„Sie sind wohl der Wächter des Gottesackers?“ fragte ich ihn.

„Si señor, para servir a usted!“ (Zu dienen, mein Herr!) war die höfliche Antwort.

„Was bezahlt man für solch eine Nische?“ Hierbei deutete ich auf mehrere derselben, die noch leer waren.

„„Das ist verschieden““, gab er zur Antwort. „„Wünschen Sie die Nische auf drei Jahre, so kostet sie Ihnen 500 Realen; dagegen aber 6000 Realen (800 Thaler), wenn es für's ganze Leben ist.““

„„Für's ganze Leben!“ rief ich aus. „„Für welches ganze Leben? Vermuthlich wollen Sie sagen: für die ganze Zeit, die man todt ist!““

„„Ja, für immer““, fuhr er lächelnd fort. „„Ist ein wenig theuer, nicht wahr? Aber es giebt auch wohlfeilere Gräber, selbst auf Lebenszeit. Schauen Sie mir! Die Gräber da unter unsren Füßen, die alle numerirt sind, kosten nicht mehr als 600 Realen (40 Thlr.). Man ist da auch gut versorgt.““

„Aber auch Todtenmann ist im Stande, für ein Grab 600 Realen zu erlegen. Müssen Sie nicht oft, und wenn auch Gäste aufnehmen, die bei ihren Lebzeiten nicht viel mehr hatten, als Gott durch ihrem Tode!“

„„O ja! an Armen ist kein Mangel. Aber, Gott sey's gedankt! es fehlt ihnen auch nicht an Platz; der Raum des Kirchhofes ist groß genug!““

Wir verließen die Gallerieen und schlenderten nun auf den wüsten Todtenfelde herum, dessen Gräber kein Stein, kein höhernes Kreuz, kein Stückchen Rasen bezeichnete.

„Euer Kirchhof“, sprach ich zu dem Küster, „ist dem Eiskus für die Steingeschenke ähnlich. Die Mauer-Nischen sind die Logen für Vornehme und Reiche; die numerirten Gräber darunter entsprechen dem bedeckten Amphitheater, wo der Mittelstand sitzt, und die nicht numerirten unter freiem Himmel sind das Parterre (tendido), wo der gemeine Hause sich zusammendrängt.“

„„Das ist wahr““, gab er zur Antwort, „„nur mit dem Unterschied, daß mein Parterre hier eben so wenig Spektakel macht, als die Logen und das Amphitheater““.

„Allein, werfen darrett denn jenes hungrige Grab?“ sprach ich zu meinem Führer, nach einer Todtenbehausung hindeutend, die hinter einer Verzäunung von verkrüppelten Alaternen aufgeschüttet war.

Er sah mich zuerst etwas mißtrauisch an. Die Loyalität' meiner Physiognomie schien ihm wieder Muth einzuflößen, und so sprach er, etwas näher rückend: „Das ist ein Reserve-Grab, ein neues Grab für die Hingerichteten. Vorgestern habe ich Order bekommen, es bereit zu halten. Es stecken jetzt in den Gefängnissen von Madrid viele mit der Todesstrafe bedrohte Rebellen; — es ist dies eine Maßregel der Vorsicht, die man getroffen hat.“

Ich schwieg. Die Gefängnisse Carrel de Corte und Carcel de Villa waren damals mit Patrioten angefüllt, die sich einer Verschwörung gegen Ferdinand verdächtig gemacht hatten. Eine politische Hinrichtung war schon vollzogen worden, und man betrachtete diesen Akt als Vorläufer einer Menge anderer.

Ich trat bis zum Rande dieses noch leeren Grabes, und starrte hinein.

Wohl! dachte ich, das Todes-Urtheil ist noch nicht gesprochen; aber die Gruft hat man schon ausgehoben. Nur immer zu, meine Herren Alkalden! Verurtheilt, und lasst's Euch nicht bange werden! Die Todtengräber sind Euch mit gutem Beispiel vorangegangen; sie haben das Ihrige gethan; thut Ihr das Eure. Verurtheilt nur getrost! Es ist noch Raum genug für manches Todes-Urtheil und für manchen Gensfiendbiß der Richter. — Die Grube ist tief.

„Wo hat man denn die zuletzt Hingerichteten bestattet?“

„Da unten““, sprach der Todtengräber, „„links von der Kapelle, in jener Ecke.““

Er folgte mit nach dem Orte. Die noch nicht fest gestampfte Erde verkündigte ein doppeltes Grab. In der vergangenen Woche hatte man auf dem Platz la Cebada eine Execution vollstreckt; eine andere gestern Abend.

Er brauchte mir nicht erst zu sagen, um welcher Verbrechen willen die beiden Unglücklichen vom Leben zum Tode gebracht waren. Ich wünschte nichts, als den Kleri zu wissen, wo der Verstorbene, und den, wo der Unschuldige lag. Ich warf meinem Führer einen Blick zu, den er wohl verstand.

Nachdem er sich schüchtern umgesehen, trat er dicht zu mir heran und deutete mit gewaltsamer Haltung an den Boden.

„„Der da zu meinen Füßen ist der Mann, welcher seine Frau ermordet hat; der Andere aber — hier stockte er und redete dann beinahe flüsternd weiter — der Andere ist derjenige, welcher jenes Wort gesprochen (il que dijo aquella palabra)!““

Jenes Wort, das der Todtengräber in Gegenwart seiner Todten nicht auszusprechen sich getraute, war freilich kein geringeres, als: Viva la libertad!

Und der, welcher es auszusprechen wagte — ein armer Schuster, Namens Antonio Lazarre, ein junger Bursche von 19 Jahren! In einer Schenke hatte er, vom Wein erhitzt, viva la libertad! gerufen. Noch am selben Abend — es war der 22. März — wurde er in den Kerker geschleppt, und schlief im Kerker seinen Rausch aus. Am Sonntag — einem Palmsonntag — las man ihm sein Urtheil vor, und am 25sten wurde er als Rebell aufgeknüpft. Alles war das Werk einer Woche!

Armer Junge! Er war das erste Opfer jenes Jahres; er eröffnete den Triumphzug der Spanischen Patrioten zur Richtstätte. Bald sollte der Buchhändler Miyar ihm folgen — dann das junge Mädchen von Granada — dann Torrijos, Flores Calderon und ihre Gefährten — die siebenundvierzig Männer von Malaga!

Als ich das Campo Santo verließ, verweilte ich einen Augenblick am Eingang, und ließ meine Blicke an dem reinen, tiefblauen Frühlingshimmel über meinem Haupte sich ergehen. Wie herrlich war dieser Morgen! wie hoch schwangen die schwarzen Adler sich empor, mit ihren großen, freien Fittichen die Lüfte durchschneidend! Wie majestätisch erhob die Guadarrama zu meiner Linken ihre schneebedeckten Häupter! Wie schimmerte und glühte Madrid im Sonnenstrahl, mit seinen Kirchen aus rothem Stein und seinen bemalten Häusern!

O! rief ich aus, unter diesem Himmel sollte man wohl aus vollster Brust schreien dürfen: viva la libertad! Ich warf noch einen scheidenden Blick auf die neue politische Gruft und kehrte dann nach Hause.

II.

Der Kirchhof des Hospitals.

Die Brüderschaft des allerheiligsten Sakramentes und die barmherzigen Brüder unserer lieben Frauen bereiteten allsährlich mit Feierlichkeit einen Armen.

Diese Ceremonie ist schön und rührend.

Bei den alten Römern dienten die Herren vier Mal im Jahre ihren Sklaven! So ist es denn auch löblich, daß der christliche Reiche alle Jahr ein Mal den Armen beerdigt.

Dem ersten Kranken, welcher in der Nacht des 15. Novembers im Stadt-Hospitale stirbt, wird die Ehre dieser Beerdigung zuerkannt.

Sobald es in die kleine Kirche des Spitals tönt, nahmen die Exequien eben ihren Anfang. Vor dem Hochaltare stand ein kolossarer Katafalk, von Kandelabern umgeben, auf welchen Kerzen aus gelbem Wachse brannten. Darunter lag der zu Beerdigende in einer offenen, mit schwarzem goldgestücktem Tuch ausgeschlagenen Bahre. Sein Kopf ruhte auf einem weißen, mit weißem Musselin geränderten Kissen. Er war in eine Franziskaner-Kutte gekleidet, deren Kapuze seine Stirn bedeckte.

Das Gesicht des Todten, obwohl bleich und abgezehrt, war noch schön zu nennen. Er schien nicht sowohl todt, als in Andacht versunken: man hätte glauben sollen, er bete für diejenigen, die für ihn beteten.

Das Todten-Amt wurde mit vielem Pomp abgehalten. Weder die Musiker, noch die Sänger waren Virtuosen; und doch herrschte unter diesen Instrumenten und Stimmen eine Art frommer Harmonie, wie ich sie selten gehört habe. Die Lieder kamen aus dem Herzen und drangen zum Herzen.

Nach dem Miserere stieg der Prälat, von zwei Priestern begleitet, die Stufen des Altars hinab, näherte sich der Bahre und sprach das Pater noster leise. Dann rückte man ihm Weihwasser und Räucherfaß zur Einsegnung des Verstorbenen.

Jetzt ging die Prozession vor sich. Die Frattes nahmen ihre Banner und Stäbe und zogen in zwei Reihen aus der Kirche. Jeder hielt eine gelbe Wachskerze in der Hand.

Vier Brüder von den Frattes traten heran, und vier von ihnen boben die Bahre auf ihre Schultern. Die übrigen folgten und hinter diesen sehr viele Mönche von verschiedenen Orden. Die Priester, welche das Todten-Amt gehalten hatten, beschlossen den Zug.

Die Brüder des Ordens Tercera sind eine Art von Halb-Mönchen und dem Orden des heiligen Franciscus aggregirt. Sie dürfen sich verheirathen und wohnen in ihren respektiven Häusern. Diese religiösen Volontairs haben das Privilegium, solche Todte, die reich genug sind, um sie dafür zu honoriren, nach dem Campo Santo zu tragen. Der Arme, von dem ich rede, wurde nun als Reicher behandelt und demnach trugen ihn die Brüder des Ordens Tercera.

Als man auf den Kirchhof des Spitals gekommen war, sangen die Priester ein letztes De profundis in der Kapelle, während die Brüder des Ordens Tercera den Leichnam in ein Grab versenkten, das für ihn allein bestimmt war.

Die Ceremonie war beendigt. Die jahrlichen Bettler, welche dem Zuge gefolgt waren, hatten sich hin und wieder auf dem Kirchhof verstreut. Ich trat mit einer dieser Bettlerinnen an den Rand einer standalösen Grube, wie eine anwesende Frau sich ausdrückte, die mit dem Blick ihre Tiefe ausmaß.

Hier verscharrte man seit vielen Jahren sämmtliche Kadaver, die dem Hospitalbrater des Hospitals stillschweigend entrissen waren. Die letzten Regierungen hatten in dieser Beziehung Pflege gehabt, die von dem Blute der verstümmelten Körpern gerührt war, und einen peskartigen Geruch entsandte.

„Hierher werden wir Alle kommen, mag uns nun eine Krankheit, ein Schuß oder Messerstich tödten“, sprach ein armer Teufel, der in seinem zerlöcherten Mantel vor Kälte schnatterte.

Als ich den Thor des Campo Santo wieder zuschritt, kam ich bei einer andern Grube vorüber, die von anderen Neugierigen umgeben war. Ich mischte mich auch unter diese.

Die Grube war ganz voll von Gebeinen, die man unlängst in einem der Höfe des Hospitals ausgegraben und hierher geschafft hatte. Ein Todtengräber stand mitten unter diesen wüsten Trümmern und suchte mehrere interessante und wohlerhaltene Stücke an junge Chirurgen zu verkaufen, die sich mit eingefunden hatten. Es entstand nun ein Feilschen um Köpfe und Gliedmaßen, das sich sonderbar ausbörte.

Als die Nacht einfiel, verließ ich das Campo Santo, nachdem ich auf ein schmutziges Tuch, an dessen vier Ecken vier Kerzen brannten, einige Geldstücke geworfen hatte. Dieses Geld wird zu Seelenmessen für die auf dem Kirchhof beerdigten Armen verwendet. (R. d. d. A.)

Digitized by Google

Bibliographie.

Tactica de las asambleas legislativas. (Taktik gesetzgebender Versammlungen.) Nach Bentham bearbeitet von F. C. de C. Sr. 14 Rs.

Discursos sobre las penas, contraido á las leyes criminales de España, para facilitar sus reforma. (Die Strafen des Spanischen Kriminal-Gesetzbuches; ein Beitrag zur Verbesserung desselben.) Von Don Manuel de Lardizabal y Uribe. 12 Rs.

Ciencia del foro. (Die Wissenschaft des Advokaten.) 8 Rs.

Historia y origen de las rentas de la iglesia de España desde su fundacion. (Geschichte der Einkünfte der Spanischen Kirche seit ihrer Begründung.) Von einem Weltpriester. 12 Rs.

El eco de los Pyrenéos. — Eine neue Zeitschrift.

Italien.

Bartolini's Kunst-Werkstatt in Florenz.

Wenn man durch das Pisanische Thor in der Stadt Florenz anlangt, kommt man unmittelbar durch eine melancholisch düstere Strasse, die gegen das reizende Arno-Thal, das man vor sich verlassen, auf eine merkwürdige Weise absticht; in dieser Strasse, einige Schritte vom Thore, fesselt die Façade einer monumentartigen Gebäudes durch das Gepräge der Kunst, das es unverkennbar trägt, unsere Blicke: es ist die Werkstatt Bartolini's, des Toskanischen Phidias.

Nichts erinnert mehr an die gefeierten Ateliers der Alten, eines Praxiteles oder Scopas, als dieser Tempel der neueren Kunst. Die Pfeilerade in den Sälen erheben sich sechzig Fuß hoch über dem Estrich, um den gigantischen Statuen, die jüngst aus den Blöcken hervorgegangen, den gebührenden freien Raum zu lassen; mit jetem Schritte sieht man auf ungehemmte Marmormassen; junge Thätlinge, weiß Kinder von Landleuten und der Nachbarschaft, die einfiens Gipsbe, sind an allen Ecken beschäftigt, indem sie den Marmor behauen, deren der Meister seinen Meißel an ihn legt. Der Boden ist rings umher mit einem weißen feinen Staube bedeckt, der dem Künstler angenehmer erscheint, als der Rasen in den Lustgärten und die grünen Wiesen an den Ufern der Arno. Ich trat vor den Meister hin, ernsthaft und aufedamit, gleich dem Sexphen Knabenstile vor den Bildhauer von Sichen; ein heiliges Gefühl der Ehrfurcht durchwallte mein Herz und flammende Schamröthe überzog mir das Gesicht. Es schnte sich eine kleine Pforte, die Pforte des Heiligthums, die dem Profanen verschlossen bleibt; ich hatte das Glück, Bartolini zu überraschen, als er eben mit dem Gißhauflen fertig war; seine Arme waren entblößt, sein Gesicht umgeben von einer Staubwolke, die einzelnen aus dem Gemius der erhobenen Kunst. Er empfing mich mit einfachem Ernst, ohne alle Komplimente und Ceremonien; dieser beschiedene Stolz des großen Künstlers gefiel mir wohl, denn es wäre unpassend, wenn er, der uns in die Geheimnisse seines Genius einweiht, den erhabenen Genius, er uns nahaben, gemein machte. Nach kurzer Zeit sind solche Komplimente bedeutungslegen wollte. Stumm stand er da, mit dem Meißel in der Hand, vor der jüngsten und gelebtesten seiner Schöpfungen, seiner Bacchantin; vor seiner Bacchantin, jenem reizenden Weibe, die schon jetzt in Italien berühmt ist, obgleich sie noch nicht die Werkstatt des Künstlers verlassen. Ich sah nichts mehr von ihm, was mich umgab. Die göttliche Statue hatte mich ganz in Beschlag genommen. Ich war so hingerissen, daß ich unwillkürlich zurückwich, wie vor einer schamhaften Frau, die man im Bade überrascht. Nichts erscheint so angenehm, so sibernus reizend, wie jene Bacchantin in liegender Stellung; sanft aufruhend auf der linken Seite, mit dem obern Theile des Leibes schallhaft zurückgebogen, in einer so natürlichen Stellung ihre verborgensten Reize und Zauber dem betrachtenden Auge preis. Wie viele Toskanische Schönheiten haben zu diesem Marmor beigesessen müssen! Aber wie viel die Menge der verschiedenen Modelle auch bergab: hier erblicken wir die Frau, die einzige, in ihrer Herrlichkeit und Vollkommenheit!

„Welches Liebhaber soll diese schöne Gelichte zu Theil werden?" fragte ich Bartolini. — „Dem Herzog von Devonshire", antwortete er. — „Sie wird den Herzog glücklich machen!" versetzte ich, „erlauben Sie mir, sie ein ander Mal wieder zu sehen, denn ich werde, daß ich heute zu lange verweilt und daß Ihre Zeit Ihnen kostbar ist." — „Kommen Sie, wann Sie wollen." — „Ich werde es nicht unterlassen, bestimmt nicht."

Am folgenden Tage, um sieben Uhr des Morgens, begab ich mich wieder nach der Werkstatt Bartolini's. Florenz ist ganz die Stadt der Künste; nirgends, an keinem andern Orte, finden wir die glänzenden portischen Umgebungen wieder, die uns hier überall begleiten, bis zur Schwelle des Palastes, in den Wasserbrei und die Bildhauer. In den Straßen, auf den Promenaden, an den Lusts, auf den öffentlichen Plätzen, überall umschwebt Dich hier der ernste, heilige Gedanke der Kunst. Wohin Du Dich immer wendest. Du beschäftigt Dich in einer Atmosphäre, die der lieblichste Duft der schönen Künste geschwängert. Auf meinem Wege zu Bartolini kam ich vor dem Palast Strozzi vorbei; ich begrüßte die Säule, die man aus den Bädern Antonin's hierher versetzt; endlich kam ich über die prachtvolle Brücke, die Michel Angelo zu Rom verfertigt und deren Abriß er dem Großherzog auf dessen Bitte überlassen. Von hier aus gesehen, bei dem transparenten Lichte eines April-Morgens, erschien mir Florenz so lieblich und reizend, wie sein Name; der Arno floß als spurnes Flutdum zwischen seinen von der Sonne bestrahlten Ufern, die auf beiden Seiten mit Palästen und Domen besäet waren. Zur Linken erblickte ich die melancholisch düstere Kolonnade degli Uffizzi; nebendel die Brücke, auf welcher Ferdinand, wie er den Neffen erlegt, als Schöpfung des Johannes von Bologna zu sehen ist; im Hintergrunde des Gemäldes der köstliche Hügel von San Miniato; endlich zu meiner Rechten verfolgte ich den Arno auf seinem reizenden Laufe bis in das Laubwerk der baumreichen Cascine.

Ich fand Bartolini in derselben Stellung von gestern, vor seiner Bacchantin; um fünf Uhr des Morgens nimmt er den Meißel in die Hand und legt ihn nicht eher nieder, bis die Nacht herangekommen: auf diese Weise wird man groß. „Wie haben Sie die Medicäische Vie nur gefunden?" fragte er mich. — „Kalt", erwiderte ich, „ich hatte vorher Ihre Bacchantin gesehen." Er lächelte, als ich dies sagte, wie ein König bei dem Worte eines Hofmanns; denn das Genie ist der erste aller Monarchen; nur gegen ihn ist die Schmeichelei erlaubt. Er machte mir das Anerbieten, mir sämmtliche Säle seines Ateliers zu zeigen; ich nahm es mit Freuden an.

Er führte mich hierauf in seine Gipsformen-Gallerie; hier waren sechshundert Brustbilder, fast lauter weibliche, von seiner eigenen Hand gefertigt, aufgestellt. Alle schönen Engländerinnen haben ihm einmal gesessen; es giebt keine reiche Dame, die je in Florenz gewesen, ohne daß sie ihr Brustbild von Bartolini hätte in Marmor abbilden lassen; der Gipsabdruck bleibt stets im Atelier zurück. Es ist die merkwürdigste Sammlung von edlen und schönen Köpfen, die man irgendwo finden kann. Aber alle diese Kunstwerke sind nur in den Erholungsstunden des Florentinischen Bildhauers angefertigt; denn seine eigentliche Arbeit ist seinen kolossalen Statuen gewidmet. Seit mehreren Jahren hat er Blöcke bearbeitet zu seinem Kaiolosse für Herrn Demidoff, jenen reichen Russen, der, wenn es möglich gewesen wäre, mit dem Tode zu handeln, für eine Woche längeres Leben hundert Millionen gezahlt hätte. Große, schöne Statuen, herrliche, prachtvolle Basreliefs, werden das Gradmal dieses Moskowitischen Lucullus schmücken.

Eine Statue ist hier zu sehen, die mit ihrer Größe, mit ihrem majestätischen Ernst, mit dem Glanze der ganze Atelier erfüllt: Bildhauer, die man zu Florenz, eben so wie überall in der Welt findet, nur hat sie hier die kolossale Gestalt, in der Kleber den Siegen von Abukir darstellte: es ist die Statue Napoleons; sie hat die heroische Stellung und das poetische Gewand eines Trajans und eines Antonius; die Künstle in Florenz kennen den Kaiserlichen Ueberrest nicht. Die Statue ist achtzehn Fuß hoch; trüge sie irgend einen andern Namen, so würde sie zu kolossal erscheinen; da sie sich aber Napoleon nennt, so scheint sie schon die natürliche, richtige Größe zu haben. Niccio handelt um die Bildsäule, Bartolini verlangt eine kaum angemessene Belohnung für sein Werk. Für 80,000 Franken will er die Statue die an Ort und Stelle nach Nizza transportiren, um sie daselbst unter seiner eigenen Aufsicht auf dem Wege aufstellen lassen. — Aber, ist er doch besser, ein Obelist von Luxor, als eine Statue Napoleons zu sehn: — Die gigantische Bildsäule wartet vergeblich in dem Bartolinischen Atelier; seine Brigg von Toulon erscheint, um sie aufzunehmen.

Ehe ich das Atelier verließ, wollte ich noch einmal meine Bacchantin sehen; Bartolini führte das geliebte Wunderbild, sie erschien mir heute noch zarter und sanfter als gestern. Das himmlische Weib! wie wird sie zusammenschaudern im uebeligen Reetern, in dem Herzogthume Devonshire, die Tochter einer Italiänischen Sonne! Ich glaube immer noch, daß Bartolini sie zurückhalten wird; es würde ihm zuviel kosten, sich von ihr zu trennen. Ich habe es nie begreifen können, wie ein Vater je im Stande ist, die schönste seiner Töchter dem Liebesjungen eines Fremden zu überlassen.

(F. P.)

Mannigfaltiges.

— Die Chinesischen Farben. Man hat in Europa sehr viel Rühmens von der Schönheit und Lebhaftigkeit dieser Farben gemacht. Wie auch uns nun die Nachricht überraschen, daß der Chinesische Künstler (wenigstens in Canton) am liebsten Farben von Englischer Fabrication wählt, und daß sie dort stark verlangt werden! Es erinnert dies an die Anekdote von einem Engländer, der in einem Chinesischen Laden zu Canton eine elegante Sammlung Schlösser sehr theuer kaufte, und als eine Probe Chinesischer Abmacher-Arbeit mit nach England nahm.

(Bonnett's Wanderings.)

— Die wilden Hunde in Neuholland. Die Dingos oder einheimischen Hunde von Neu-Süd-Wales sind die Wölfe jener Kolonie. Sie hausen in Felsenhöhlen, wegen welcher sie sich finden und richten unter den Heerden der Pflanzer große Verwüstungen an. Diese Thiere besitzen große Klugheit und haben ein sehr zähes Leben. Man macht häufig mit ganzen Rudeln Europäischer Hunde Jagd auf sie. Bei einer solchen Gelegenheit war einer dieser Dingos mit Kugeln durchbohrt worden, und man zweifelte nicht daran, es sei vollkommen todt. Der Jäger ging weiter und sah sich einmal zufällig um. Da sah er mit Staunen, wie der Dingo wieder aufstand, sich schüttelte, und dann einem Dickicht zuschritt, das ihn seinen Verfolgern entzog. Ein anderer Dingo, den man ebenfalls todt glaubte, wurde in eine Hütte gebracht, wo man ihm die Haut abziehen wollte. Beim Anfang dieser Operation — die man an Kopf gemacht wurde — zuckten die Lippen des Thieres. Der Jäger hielt dies für bloße Reizbarkeit der Muskeln; er entfernte sich auf ein Paar Minuten, um sein Messer zu schleifen, und fand, als er wiederkehrte, den Dingo auf seinen Hinterbeinen kowernd, so daß er den schon todt geglaubten Hund daran verhindern mußte. Die Dingos heilen so wenig als andere wilde Hunde. Sie können blos breiten und winseln. Das Bellen des Hundes ist eine von ihm erworbene Fertigkeit, gleichsam eine Anstrengung zu sprechen, zu der ihn sein Umgang mit dem Menschen aufforderte.

(Bennett's Wanderings.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Mittwoch den 11. März 1835.

Portugal.

Die Portugiesische Literatur im 18ten und 19ten Jahrhundert.

Als Portugal schon Alles verloren hatte, ausgenommen die Erinnerung an seine Glanz-Periode: da sprach Camoens auf seinem Sterbelager noch ein paar Worte, die eine finstere Weissagung für sein Vaterland enthielten. Einige Tage darauf wurde er begraben, nachdem die Hand der Barmherzigkeit für sein Leichentuch gesorgt hatte. Selbst das Grab des Sängers der Lusiade ging in Vergessenheit, und demnach leuchtete die Fackel, die er entzündet, noch Lange in seiner Heimat.

Auf Camoens folgte ein zweites poetisches Heldtlein der Portugiesen, ein Zeitalter voll Energie, Glanz und Pracht. Corte-Real, Lusiadedo, Sa de Menezes waren die schöne Abendröthe des Portugiesischen Dichter-Himmels. Aber mit einem Male brach eine undurchdringliche Finsterniß herein, die länger als ein Jahrhundert über Portugal verbreitet war.

Im Anfang dieser traurigen Periode bemitleideten selbst Portugal's Feinde seinen Verfall, und Philipp II., der diesen Verfall vorbereitet hatte, erschrack darüber, als er den Genius einer Nation erlöschen sah. Am Tage seines Einzuges in Lissabon antwortete er denen Portugiesisch, die ihn Kastilianisch anredeten; aber Niemand konnte ihm würdig entgegnen. Camoens war todt; Corte-Real hatte sich in sein schönes Tuteulanum nach Palma zurückgezogen; Lusiadedo widmete den Pflichten seines hohen Amtes vielleicht mehr Zeit, als selbst der Poesie.

Portugal's selbstständige Literatur ging mit diesen Männern zu Grabe. Nicht ohne schmerzliches Bedauern gelangt man zu der Periode des schlechten Geschmacks, in welcher Violante do Ceo glänzte. Ihr einziges und wahrhaft weibliches Werken schrieb damals aus tiefer Brust; es war Mariane d'Alcoforado. Allein sie lebte und starb — in Klostermauern, und Keiner ahnete die Gluthen ihrer echt poetischen Seele. Ueber den Briefen der Mariane d'Alcoforado hat ein unseliges Geschick gewaltet; sie gehörten jetzt nur der Französischen Literatur an. Diese Briefe, die einem Rousseau Thränen entlockten, sind verdorben in einer schlechten Uebersetzung nach Frankreich gekommen. Ein einziger Mann hat das Glück gehabt, sie im Portugiesischen Original zu lesen, und gewiß war dieser Einzige ganz unfähig, ihren Werth zu erfassen, da er sie in solchem Grade entstellt auf die Nachwelt übergehen ließ.

Der Leser wird mir wohl die Aufzählung aller der mittelmäßigen Subjecte erlassen, die sich angestrengt haben, Portugal's Literatur wieder zu heben. Auch dürfte wohl schon der bloße Titel gewisser Bücher aus dieser Periode alle Lust zu einer genaueren Kenntniß niederschlagen. Man hat oft von dem poetischen Schwulste Bielante de Ceo's gereedet; wie sollen wir aber seine Nachahmer charakterisiren? was von Büchern sagen, deren Titel also lautete: „Klippe der Schönheit, beobachtet im Spiegel der Erinnerung, durch das Gefühl, welches ein beklagenswerther Todesfall erweckt." Oder: „Buch vom dritten Gärtlein, dessen Blumen allzumal Wunder sind, gewässert von den Bächlein, die einen mystischen Felsen entstehmen."

Bei allen diesen Verirrungen des Geschmacks gab es doch noch ehrenwerthe Männer in Portugal, deren dogmatischer Unwille unter solchen Umständen wohl Thränen hervorrufen konnte, allein wir suchen genialе Schriftsteller, und solche sind gegen Ende des 17ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts in Portugal nicht zu finden. Die beiden Grafen d'Ereeyra verdienen wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit und ihres verständigen Strebens unsere Hochachtung; allein, was Dionys wir sonst an ihnen rühmen? Ein einziger Portugiese jener Zeit hatte echt poetischen Geist; er redete die Sprache des Camoens mit einer christlichen Energie, die in einem solchen Jahrhundert überraschte; aber seine begeisterten Lieder wurden ihm dort eingeäßigt, wo der Marañon seine Fluthen durch endose Einöden wälzt. Lassen wir Antonio Vieyra, diesen Vater der Wüste, in Brasiliens Wäldern Armuiren! Seine Stimme gehört dieser Erde nicht an. Wie Hiob, seufzt er in der Oede; er spricht nur zu den Jahrhunderten und zur Gottheit.

Wie schon bemerkt, gab es während der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zwar keine große Poeten in Portugal, wohl aber thätige und kräftige Männer, welche die literarische Bewegung Frankreichs begriffen, aber zu ihrem Unglück blos Nachahmer der Franzosen wurden. Diese gewissenhaften Männer riefen die indolenten Geister zu ernsten Studien zurück; sie stifteten eine Akademie der Geschichte; sie fühlten, daß es nothwendig sey, wieder an die vergessenen Quellen zu gehen. Allein das Ergebniß ihrer Bemühungen waren ungeheuer kompilatorische Bücher, in denen man höchstens einige nützliche Dokumente findet. Der historische Geist war mit der hohen dichterischen Begeisterung, welche die ältesten Historiker dieser Nation charakterisirt, untergegangen.

Da kam plötzlich jenes grauenvolle Erdbeben von 1755, gleichsam der letzte Ruf des Anathema's, das über Portugal geruht hatte. Der Enkel Karine's, welcher unter den Trümmern des zerstörten Lissabon sein Grab fand, stieß einen Angstruf zum Himmel aus, der den barmherzigen Genius seines Großvaters in diese Ruinen zu beschwören schien. Einige höher begabte Geister erwachten, und eine neue literarische Periode begann für Portugal. Die Poesie regte sich wieder.

Die Zerstörung Lissabons durch jenes Erdbeben muß bei allen Uebrigen Europäischen eine Erinnerung zurückgelassen haben, die sie immer mit neuem Entsetzen füllte. Noch funfzig Jahre später sträubte sich das gebleichte Haar eines Greises, während er uns die gräßliche Katastrophe erzählte. Sein Dichterblick wurde im Verlaufe der Schilderung immer feuriger, und wir Kinder bebten vor Entsetzen, als sahen wir Verderben drohende Wüge, als hörten wir das dumpfe Dröhnen, welches dem Todesfampf einer großen Stadt voranging. Dieser Greis, es war Francisco Manoel, versiehe, von dem Lamartine gesagt hat: „Du bist ein Dichter und Du weißt!"

Francisco Manoel do Nascimento war 1735 noch ein zarter Knabe; er gehört faſt eben so gut dem 19ten als dem 18ten Jahrhundert an. Dieser Mann hat den literarischen Ruhm des neueren Portugal gewissermaßen begründet; wir wollen ihm besondere Aufmerksamkeit schenken.

Als Pombal mit seinem gewaltigen Geistesblick und seiner unbeugsamen Willenskraft die Stadt Lissabon aus ihren Trümmern wieder ins Dasein gerufen hatte, da entstand der Verein wackerer Männer, die es mit der Literatur eben so wollen meinten. Manoel do Carmo, Manoel da Cruz und Silva Domingo des Reisaunta arbeiteten gemeinschaftlich an diesen Zwecke. In Verbindung mit Esteves Negrão und Theotonio Gomez de Carvalho stifteten sie die Societät der Arkadier. Kenlich können solche Stiftungen nur durch große Talente eingewirkt werden; Pombal liebte diesen Männern der Ruhm, daß sie wenigstens der Sprache ihre ursprüngliche Harmonie und ihre elegante Reinheit wiedergaben. Garção verredete sogar durch eine herrlich geschriebene Komödie das Theater, welches dem allzu burlesken Humor Antonio José's ganz preisgegeben war.

Gleich den Zeitgenossen Ferreira's und Sá e Miranda's studirte er die gelehrten Werke des Alterthums, und seine Oden erinnerten so lebhaft an die des Horaz, daß man ihn den Horaz der Portugiesen nannte. Dem glühenderen in seinen Formen mehr wechselnden Dinis erwarb seine poetische Kühnheit den Namen Pindar. Pedegache begnügte sich damit, der Würde und dem harmonischen Versbau Racine's nachzustreben. Die echte literarische Kritik der Portugiesen begründete Francisco Dias; sie entstand gerade in dem Zeitalter, das ihrer am meisten bedurfte.

Auch die ehrenwerthen Arkadier mußten viele Drangsale erleiden, wie ihre großen Lehrer in früherer Zeit. Camoens war vielleicht darum gestorben, weil er nicht so viel an Almoſen bekam, wie ein grobsinnlicher Weltler; der große Padre war Krankenwärter in einem Hospital gewesen; Albuquerque klagte, als er schon am Rande des Grabes stand, über die Länge des Lebens, und João de Castro hatte auf seinem Sterbebette nicht Geld genug, um sich einen letzten Trank bereiten zu lassen. Im 18ten Jahrhundert wurde Antonio Jzé verbrannt, weil er das Publikum von Lissabon einen Augenblick zum Lachen gezeigt hatte; Garção mußte sein Talent in einem Kerker büßen, wenn er sein Leben endete; Tolsena soll vor Elend gestorben sein; Francisco Manoel rettete sich vielleicht durch seine Seelenstärke vom Scheiterhaufen; allein er litt während seines langen Lebens alle Leiden der Verbannung.

„Das Unglück giebt dem Genie seine Weihe." Diese Sprüchwort müssen die Portugiesen oft im Munde führen; denn es mischt sich in alle ihre Erinnerungen. Es liegt etwas Romantisches und Erhebendes in der Laufbahn eines jungen Dichters, der seiner Seelenstärke die Fristung seines Daseyns verdankt. Muß er aber fern von seiner Heimat schmachten, so ist es ein Wunder, wenn die ihm innwohnende Kraft nicht untergeht. Oft besuchte ich Francisco Manoel in seiner kleinen Wohnung zu Choisy, als noch wackrer Freund ihm ihn fetzten; ich fand ihn weniger glücklich, als ich später in Paris mit ihm zusammentraf; denn damals waren seine alten Freunde theils gestorben, theils abwesend. Immer erkannte ich in ihm den Mann, der sich über jeitliche Noth und schmerzliche Erinnerungen erhaben stellt, weil er einen Beruf zu erfüllen hat. Er blieb im Exile Dichter und Reformator der Literatur. Die von den Arkadiern begonnene Arbeit nahm er wieder

Digitized by Google

auf; aber seine mächtige Hand zog die Furche so tief, daß die Anhänger der harmonischen Schule des 18ten Jahrhunderts bald über die Vollendung des Werkes klagten. Er forschte in der Poesie des 16ten und selbst in der des 14ten Jahrhunderts nach Wörtern, mit denen er die Muttersprache wieder bereichern wollte, und diese Wörter kamen seiner reichen Natur so gut zu statten, daß er der erste Portugiesische Dichter seiner Zeit wurde. Manuel hatte sich eine neue Sprache geschaffen, und die übrigen Neuerer sahen jetzt erst ein, daß sie nur glücklich kopiren konnten.

Wir finden Manuel's Originalität sogar in seinen Uebersetzungen wieder. Wenn er den Portugiesen von La Fontaine's Anmuth und naiver Frische, von Chateaubriand's Gluth und süßer Schwärmerei einen Begriff geben will, so bedient er sich weder der Schleifsteine von Rauen. Die bewundernswürdigen Uebersetzungen Manuel's bewahren den Typus der Originale in größter Reinheit, und doch enthalten sie keinen einzigen jener Gallizismen, welche bei andern Schriftstellern die schöne Harmonie der Portugiesischen Sprache zerstört haben.

Faurieco Manuel hat große ausländische Dichtungen übersetzt, aber keine große Original-Dichtung hinterlassen. Seine poetische Begeisterung ergoß sich in Oden, Episteln, Elegieen und sehr kunstreichen Sonnetten. Er hatte zwar eine Epopöe (Fastos de Portugal) skizzirt, aber zu ihrer Vollendung fehlte ihm, wie er selbst sagte, die Luft des Vaterlandes. Unglücklicher Dichter! Die diese Erinnerung war dir nicht mehr genug: du bedurftest deines maienblühenden Thales, deiner Orangen-Haine, die ihn beherrschen, des erhwürdigen Thurmes von Belem!

Würde dieses Epos, wenn sein Autor es vollendet hätte, eine Dichtung im Geiste der Dichter Zaji geworden seyn? Ich glaube es nicht. Die patriotische Begeisterung, welche in Manuel's Oden weht, läßt uns nicht annehmen, daß er, ähnlich an spanischen Nachahmer Dorr's geworden wäre. Seine Seele war starker, erhabener; und wenn er einen zu einbinigen Gebrauch von der antiken Mythologie machte, so geschah dies weit öfter, um seine Sprache damit zu schmücken, als um seine Gedanken davon beherrschen zu lassen.

Wodher aber nun dieser anhaltsloser Haß nach Bildern aus der Griechischen und Römischen Mythologie, der die Portugiesischen Dichter überhaupt charakterisirt? Gewiß haben Boden, Klima und die innige Verwandtschaft der Sprache mit der Lateinischen wesentlichen Antheil daran. Was drei nordischen Völkern als fremder Putzartikel mißfällt, das ist jenen üppigen Regionen des Europäischen Südens weit eher angemessen. Der Vorzugsein für schon in seiner ersten Entwickelungs-Periode unmittelbar aus dem Born des Römischen Dichtergeistes geschöpft; seine Sprache war in den ersten Jahrhunderten an Anetruct und Wendungen fast ganz identisch mit der Sprache Roms; die Götter des Heidenthums wurden frühzeitig in dieses schöne Land, das man die Krone Europas genannt hat, herüber gebracht. Eine Fabelhafte, aber ohne Zweifel uralte Sage, die Ulyssen zu Lissabon zu gründen sieht, kommt hinzu. Das Ehrfurchtsvolle vernichtete zwar den Glauben an die Fabelgötter, allein es konnte ihren Namen nicht verlöschen.

In den Volksliedern der Griechen ist Elvaren noch jetzt der Fährmann über den stygischen Fluß, und seine Christenseele zittert bei dem Erscheinen dieses alten Dieners der Götter. Eben so war es in Portugal. Man weiß, daß Camoens den Bacchus der Alten feiert in jenem prophetischen Tempel eines Eilandes des Indischen Oceans wiederfindet, wo er dem christlichen Vaterlande seine künftige Herrlichkeit weissagen läßt. Sorte Real, der gründende und wahrhaft religiöse Dichter, beginnt seine Erzählung von Lianor's Leiden mit einer Anrufung des Erlösers; er will — so sagt er selbst — ein christliches Gedicht schreiben; er ist ringe umgeben von den Naturwundern Indiens — und dennoch verschwindet seine religiöse Begeisterung plötzlich bei einer Erinnerung an Rom. Er giebt uns eine wundererhitzte Beschreibung von den Festen an der Malabarischen Küste, aber die gigantischen Gotte heißen Camaneez, die frischen Oeroos der Urwälder Indiens haben nicht Macht genug, um die Phantasie des Dichters zu bannen auf Augenblicke bei ihm in den Hintergrund zu drängen. Die antike Mythologie ist gleichsam eine zweite Religion des Süd-Europäischen Dichters.

Geben wir nun zu demjenigen Portugiesischen Zeitgenossen Manuel's über, der ihm allein die Waage hält, obschon er in der Blüthe seines Lebens dahingestorben ist.

Barbosa Bocage stammte aus Französischem Geschlechte. Kein Dichterleben war unruhiger und unstäter als das seinige. Mit dem Verfasser der Lusiade hatte er das gemein, daß er nach Indien ging und dort unglücklich wurde. Allein die widrigen Schicksale des großen Camoens waren mit den Begebenheiten seines Jahrhunderts verbeitet; in seinen Leiden und Leidenschaften lag etwas Großartiges, das seiner ritterlichen Seele wohl anstand. Er konnte ausrufen, als er von einem im Schiffbruch untergegangenen Dichter redete, den alle Welt anerkannte:

A quelle ondjo lyra sonorosa
Serra muito affamada que dintou.

(Er, dessen lieblich tönende Zither nicht berühmt als glücklich seyn wird.)

In seinen letzten Kämpfen konnte er sagen: ich sterbe, aber mein Vaterland stirbt mit mir. Was wollte aber ein junger Poet des 19ten Jahrhunderts in Goa? Und was sollte er sagen, wenn er nach Lissabon zurückkehrte?

In der alten Hauptstadt des Portugiesischen Indiens fand Bocage nichts als verblichte Erinnerungen, und nach seiner Heimkehr nichts als Noth und Elend. Ein Dichter unseres 19ten Jahrhunderts stirbt zwar nicht leicht mehr im Hospital; es giebt ja brutiges Tages so viele Wesschlüsser, und die Industrie hat so mancherlei Fortschritte gemacht! Bocage fand sein letztes Asyl bei einem edelmüthigen Freunde.

Dieser Dichter konnte mit Lamartine sagen: „Ich sang meine Freunde, wie der Vlensch atmet.“ Bei ihm wieder man vergebens nach Systemen und Spstem sich umsehen; die Wissenschaft des Rhythmus und der Sprache hat mit seiner Poesie fast gar nichts zu schaffen, und doch ist sie ihm gelässig. Wenn er von seiner Melancholie und seinen langen Trauerreimen singt, so begreift man, daß ihm jene schöne Harmonie der Worte, jene gewaltige Musik der Sprache mehr zu Gebote stehst, als irgend einem seiner Zeitgenossen. Er besitzt, wie er selbst sich ausdrückt, jene mystische Stimme, die über Welten und Zeiten hinaustönt.

Was Bocage vor allen andern populaire Beröhmtheit gab und ihn beinahe auf seinen Lorbeern in Schlaf gewiegt hätte, das waren die plötzlichen Eingebungen seines Genius. Er improvisirte mitten im Lärm eines Kaffehauses, mitten im Tumult eines öffentlichen Platzes, und diese genialen Kinder des Augenblicks drucksten nur selten einer Correction. Er beklamirte seine Verse, wie er sie gedichtet hatte, noch unter der Einwirkung des Enthusiasmus, und vor Jubilern, die mehr zahlreich als gewählt waren. Diese beweglichen, für Eindrücke empfänglichen Seelen hatten sich schon im Voraus alles Capricen seines Dichtergeistes unterworfen. Bocage war so glücklich, verstanden zu werden: sein Gedanke sollte nicht verloren gehen; tausend Stimmen wiederholten seine Lieder, und man erkannte ihn sogar als Sister einer neuen Schule, deren feste und fesselose Manier mit dem Namen Emanismus bezeichnet ward.

Ich sür meinen Theil wundere mich, daß der so reich begabte Bocage seine harmonische Sprache so oft den Conceptionen Anderer gelichen hat. War dies ein Fehler des Zeitalters oder des Landes? War es einer Verwirrung der Seele oder ein Vorurtheil des Jahrhunderts, welches die Poesie überall suchte, wo es sie zu finden bestand? So viel ist übrigens sicher, daß die schönsten Verse des Bocage die Verse seiner Uebersetzungen sind.

Als Original-Dichter hat Bocage nie an einer großen Dichtung sich versucht, obschon er nie vor Schwierigkeiten zurückbebte. In seinen Cantaten, in seinen Idyllen und Elegieen zeigt er oft tiefe Empfindsamkeit; aber man muß auch gestehen, daß diese Empfindsamkeit sich oft in träumerische Empfindelei verliert. Auch ist Bocage bei Allem, was er von einem großen Dichter besitzt, ein Mensch, auf dessen Genie das Unglück zu schwer gelastet. Wirklich hat er wenige Tage vor seinem Tode sein rührendstes Gedenkmisse seines harmonischen Innern offenbart, indem er schmerzliche Erinnerungen an das Jammergericht einer Mutter knüpfte, die eben ihr 4. Töchter verloren hatte.

Diese Elegie war es, bei deren Lesung Manoel ausseif: „Bocage war ein Dichter!“ In der That, man fragt den sterbenden Schwan nicht, wo er seine Flügel desteckt hat; man hört nur auf seine Stimme.

(Ferd. Denis.)

Bibliographie.

Marasmo politico de Portugal e seus remedios radicaes. (Portugals politische Krankheit und deren Radikal-Mittel.) Den wahren Freunden des Landes gewidmet. 2 Bde. Pr. 1600 Reis.

Cosmorama politico. (Portugiesisches Pfennig-Magazin.)

Memoria geografica e politica das possessões Portuguezas na Africa occidental. (Die Portugiesischen Besitzungen im westlichen Afrika.) Vorschläge zu ihrer Verbesserung und die Ursachen ihres bisherigen Verfalles.

Breve biografia do Miguel Tyranno Usurpador. (Lebensbeschreibung Don Miguels.) Pr. 40 Rs.

Journal medico-cirurgico e pharmaceutico do Lisboa. (Medizinische Zeitung.) Erstes Heft. Pr. 240 Rs.

Frankreich.

Eine Scene an der Afrikanischen Küste.

Eine kleine Flotte Portugiesischer, Spanischer und Französischer Sklaven-Händler drängte sich im J. 1829 an der Mündung des Flusses Bonl, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, mit ihren Sklaven-Ladungen den Englischen Kreuzern zu entwischen, welche seit mehreren Monaten die Gegend, wo diese Handel betrieben wurde, blokirt hielten.

Die Korvette „Sebo“, von einem dem so unerschrockenen als unternehmenden Offizier befehligt, war während einer gewitterschweren Nacht angelangt, um an den Sandbänken des Boni Anker zu werfen und mit Tages-Anbruch, von der Dunkelheit begünstigt, sich den Negerschiffen nähern und sie nehmen zu können, bei welchem Unternehmen gerade Gefahr und jene erschreckliche Blitterung geeignet schien, das Vorhaben der Engländer zu verheimlichen.

Man muß selbst ein solches Unwetter an der Afrikanischen Küste mit angesehen haben, um sich einen Begriff von den imposanten Auftritten machen zu können, welche während dieser fürchterlichen Nacht am Bord der Korvette sich ereigneten... Noch niemals hatte der Donner so heftig von den Gebirgen dieser düsteren Küse wiederhallt; noch niemals hatten die Blitze feuriger den zuckenden Himmel beleuchtet, und dieser hatte noch niemals auf die von dem brullenden Sturme aufgeregten Wellen so viel Regenströme und Schwefeldämpfe ergossen, als in dieser Nacht. Der rauhe Wirbelwind, welcher so häufig in der erschlichen Atmosphäre jener düstern Gegenden zu blasen pflegt, schien sich in die schäumenden Wogen zu verlieren, als wollte er die sonst in tiefste Finsternis gehüllten Oerter der Wuth dieser aufgeregten Elemente preisgeben.

Die Stille, welche in der Zwischenzeit der Donnerschläge am Bord der Korvette beobachet wurde, ward nur durch den Ruf des Capitains bisweilen unterbrochen, welcher sich von Zeit zu Zeit erhob um seiner aufmerksamen Besatzung die Worte bören zu lassen: „Die Ouerklange!... Bereitet Euch zum Ankern!... Ankert!... Laßt das Ankertau nach! Ziehet die Segel ein!“

Als diese Befehle ausgeführt waren, gebot der zweite Befehlshaber der „Sebo“ der Mannschaft, welche nicht die Wache hatte, sich auf einige Stunden zur Ruhe zu begeben; dann begab er sich zum Capitain, welcher zu ihm sagte: „Empfehlen Sie den Leuten, gut zu schlafen,

Digitized by Google

denn morgen werden sie alter ihrer Kräfte bedürfen. Die Tagesarbeit wird, allem Anschein nach, sehr heiß seyn, sowohl für diese armen Leute, als für uns."

Der Befehlshaber und seine Offiziere brachten die Nacht damit zu, auf dem Verdecke zu promenieren, ohne, wie es sonst ihre Gewohnheit war, mit einander zu plaudern. Der Regen fiel in Strömen; der Donner hörte nicht auf; aber die Backen weder an den Regen, der sie überschwemmte, noch an die feurigen Blitze, die sie auf eine gefahrdrohende Weise beleuchteten.

Zwischen den erhöhlichen Wolken, mit denen der östliche Horizont noch belastet war, erhob sich endlich die Sonne lebhaft und glänzend, wie gewöhnlich nach solchen Nächten, in welchen sie ihr Ungewitter gewälzet und die ganze Atmosphäre in Aufruhr gebracht hat; und durch die Gunst ihrer ersten Strahlen entdeckte der Maßwächter in seinem Korbe, welcher hoch über die Sandbänke, wo die Korvette geankert hatte, hinüberragte, die Massen eines Schiffes. Die Offiziere nahmen die Fernröhre zur Hand, um dieses Schiff zu beobachten, und berichteten dem Kommandanten, daß man keinen Menschen am Bord der Dreimasters bemerke, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Sklaven-Negerschiff seyn müsse.

Der Entschluß des Englischen Capitains war bald gefaßt. „Da es uns", sprach er, „unmöglich seyn wird, uns mit der Korvette dieses Sklaven-Händler zu nähern, ohne die Klippen zu berühren, die um von ihm trennen, so müssen wir ihn in unseren kleinen Fahrzeugen zwischen den Sandbänken selbst, in deren Mitte er sich vor jedem Angriff sicher hält, überfallen. Man bewaffne sofort fünf Pensichen; jeder Offizier soll eine davon kommandieren, und ich hoffe, die Eroberung wird uns Genugthuung für die Dreistigkeit dieses Elenden verschaffen."

In einigen Minuten waren die Befehle des Kommandanten vollzogen und die Kanote des „Sobo" mit Kriegern gefüllt, steuerten gegen das Negerschiff, welches etwa zwei Kanonenschüsse weit von der nachgefegelten Korvette geankert hatte.

Während der kleinen Ueberfahrt, welche vor der Attacke erst bewerkstelligt werden mußte, beflieg der Capitain die Barre des Beamsegels, um der Bewegung seiner Menschen mit den Augen zu folgen. Ein von den Engländern erschallendes Hurrah überzeugte den Capitain alsbald, daß das Anlegen stattgefunden, und er hatte noch die Freude, zu bemerken, daß sich noch kein Mensch auf dem Verdecke sehen ließ, welches doch seine Leute bald erschwingen mußten. Aber im Augenblick des Anlegens verbreitete sich die Scene plötzlich. Lange Massen Matrosen stürzten wie durch Zaubermacht aus den Lücken des Negerschiffes, richteten sich empor, stürzen zurück und ödeten die bereits auf das Verdeck gesprungenen Engländer, welche nach einem halbvierteistündigen Widerstande und nach einem eben so langen Blutbade genöthigt waren, sich von dem Dreimaster zu entfernen, und noch in ihren kleinen Fahrzeugen wurden sie von den Kanibalen, welche sie auf die Spitze trieb, verfolgt. Jedoch hielten diese unerwartete Schlag, weit entfernt, die Offiziere der Pensichen zu entmuthigen, entflammte um so mehr ihren Muth, und sobald die Ordnung unter ihren Leuten wieder hergestellt war, kehrten sie von Neuem zum Angriffe zurück.

Diese zweite Attacke, schrecklicher noch als die erste, wurde auch von Seiten der Negerschiffe mit gleicher Hitze aufgenommen. Das Blutbad dauerte eine halbe Stunde und die Pensichen, ihrer Aufzehrer und ihrer besten Canoiers beraubt, sahen sich endlich gezwungen, von dem fürchtbaren Fahrzeuge abzulassen, gegen welches ihre tapferste Anstrengung so unglücklicher Weise gescheitert war.

Wie groß war nicht der Schmerz des Kommandanten, als er den Rest seiner unerschrockenen Mannschaft am Bord der Korvette aufzunehmen sah! Er sah zugleich, wie die Matrosen des siegreichen Negerschiffes wieder in den Schiffsraum zurückkehrten, ohne aus Besorgniß das Verdeck bewachen zu lassen; gleichsam als ob sie bloß ein friedliches Manöver abgehalten hätten.

Zu Folge dieser unglücklichen Expedition war die Englische Korvette gezwungen, sich mit dem kleinen Rest ihrer Mannschaft auf das Schleunigste aus einer Gegend zu entfernen, wo die Ankunft einiger Sklavenschiffe ihr sehr gefährlich werden konnte. Man mußte sich segelfertig machen; aber in welch einer Lage und mit welchen Hülfsmitteln, 20 bis 30 Matrosen, die einigen, welche noch tödtig waren, ließen die Segel schiefen; aber sie arbeiteten mit so vieler Ordnung und Umsicht, als wenn sie mehrere Hundert Mann gewesen wären, und dahen sich endlich gerettet.

Der Kommandant, ganz der Verzweiflung hingegeben, einen Versuch scheitern zu sehen, von dem er sich so guten Erfolg versprochen, und dessen Mißlingung ihm so sehr leicht geschienen hatte, war kaum vermögend, das jetzt so nöthige Manöver zu besehligen; an die Spitze des Beianfgeeks... Ein Wort der Korvette war es nicht mehr zu bezweifeln, daß nun der Negerhändler den „Sobo", welchen er von Mannschaft entblößt wußte, angreifen wolle. „O!" sagte der Englische Capitain zu seinen Leuten, „der Streich wird zu arg; sie wollen uns erobern; aber, wenn die Korvette nicht mehr kämpfen kann, so kann sie doch sprengen." „Ja!" antworteten die Englischen Seemänner ihrem unglücklichen Chef, „wir wollen lieber in die Luft fliegen, als die Königliche Flagge diesen Räuber überlassen!" Und ein in der letzten Attacke dieseiner Offizier nahm mit der brennenden Lunte an der Pulverkammer Platz, um auf den ersten Befehl des Kommandanten das Pulver zu entzünden, worauf der Letztere ganz ruhig die Annäherung des Dreimasters erwartete.

Er war endlich da, der steige Sklavenhändler, zur Seite der Korvette. Welch eine Zusammenkunft zwischen diesen Beiden!... Der eine, mit Menschen bedeckt, manövrierte in Ruhe und stiller Ruhe im Bogen; die andere demarde verdeckt, schleppte sich schwierig mit ihren beiden Marsegeln, welche zu hissen ihr nur durch die mühsamste Anstrengung gelungen war.

Kaum noch eine Pistolenschußweite waren sie von einander getrennt. Der Capitain des Negerschiffes bestieg die hinterste Schiffsverschanzung, um sich zum Enterkommando anzuschicken, und der vergagende Englische Kommandant schickte sich feuerfestig an, das Feuer nach Kräften zu beantworten und zu sterben... Eine schweigengebietende Pfeife ließ sich vom Bord des Dreimasters hören. — „Der Capitain will sprechen!" „Wie nennt sich Deine Korvette?" schrie gebieterisch der Sklavenhändler. „Und wir heißt Du Verräther!" antwortete der Englische Capitain. — „Mein Name," erwiederte Jener, „warte, Du sollst ihn wissen, wenn Du lesen kannst." Und in demselben Augenblick schoß der Dreimaster eine volle Lattung in die erschütterten Flanken der Korvette, und wandte sich hierauf verächtlich, und sich entfernend, ließ er den Englischen Capitain auf seinem schwarzen Hinterdeche das aus großen weißen Buchstaben unter dem Bugspriet geschriebene Sprüchwort: „Das Fantom" lesen. ") (Journal de la Marine.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke;

Le femme qu'on n'aime plus. — Von Fournier.

Frétillon, ou la bonne fille. — Vaudeville in 3 Akten von Bayard und Decombeerousse.

L'infidélité conjugale, ou l'école de médisance. — Lustspiel in 3 Akten von A. Chatcauneuf.

1834 et 1835, ou le Demenagement de l'année. — Von Thaulon ic.

Naissance et mariage. — Von Lafitte und Cormont.

Le tapissier. — Lustspiel in 3 Akten von Ancelot und Decombrousse.

China.

Verkehrte Ansichten von Chinesen und Chinesischem.

Der geistreiche Verfasser der Vorlesungen über Welt-Literatur (Nr. 22—24 des „Magazine") hat in einer Stelle, wo von den Chinesen die Rede ist (S. 91, Sp. 2), einige verzeihliche Irrthümer mit so lebendigen Farben wieder aufgetragen, daß wir ein paar widerlegende Randbemerkungen zu dieser Stelle nicht zurückhalten können.

Nur unvollkommen ist einer neuerlichen Bemerkung der Thatsache, daß die Chinesische Bildung und Gelehrsamkeit ein nonplus ultra war, — nicht zufrieden damit, daß man auch noch einem unverständigen Neuen und entwirft eine genaue Schilderung von der Chinesischen Schrift, die jedes geistige Band, das andere spezunisch einwirkende Ursachen den Chinesen noch lassen könnten, ohne Gnade vernichten und verpichen muß. Man höre nur Herrn Chasles selbst: „Im Besitz einer viel langer Zeit der festbestimmten Sprache, hat das Chinesische Volk eine Unzahl hieroglyphischer Zeichen zu Buchstaben (!) verwandt."

Wir wissen zu dieser Ansicht keine schicklichere Parallele, als folgende naive Bemerkung, die ein Chinese einem Engländer machte: „Ei! wie armselig muß doch Eure Sprache seyn, daß ihr alle Eure Wörter mit sechsundzwanzig Zeichen ausdrücken könnt!"

Chinesisch besteht nämlich weder eigentlich in Hieroglyphen, noch viel weniger Buchstaben besessen: jede ideologische Schrift, die nicht Laute, sondern Begriffe darstellt, war nie das ausschließliche Eigenthum einer privilegierten Kaste (ersetzlichen es überdaupt bei den Chinesen niemals gegeben hat), sondern von jeder Generation ganzen Nation, wie bei andern Völkern die Alphabete. Sie ist nie zu einem andern Zweck verwandt worden, als ihr ursprünglich zu dienen war. Wobl aber hat theils das Bedürfniß, theils übertriebene Subtilität im Einschränken der Begriffe, endlich auch ein Streben nach eleganter Abwechselung die Anfangs sehr einzelschränkte Zahl dieser Zeichen außerordentlich vermehrt. Wenigstens drei Viertheile der vorhandenen sind wahre Luxus-Artikel, die keinen neuen Begriff darstellen und keinen alten feiner nüancieren. Die Kaste tragend man ihnen aber auch fast nur in Wörterbüchern, und die Zahl der wirklich gebräuchlichen Characktere, alle technischen Ausdrücke mit eingerechnet, beläuft sich nur auf fünf bis sechstausend.

Der Verf. fährt fort: „Diese Zeichen nun zu verändern, zu vervielfachen, oder sie zu ändern und umzukehren, ist zum todeswürdigen Verbrechen geworden." Die ist ganz ungegründet. Wegen graphischer oder stilistischer Neuerungen wird im Chinesischen Reiche kein Gelehrter und nicht einmal ein Ungelehrter mit dem Tode bestraft. Es giebt, wie schon angedeutet, unter der Masse der Chinesischen Characktere eine Menge sinnzleicher Varianten, die nicht etwa von den Weisen der Alterthums erfunden und sanctioniert, sondern nach und nach entstanden sind, ohne daß Jemand ihrem Aufkommen sich widersetzt hätte, als höchstens die Philologen, die hin und wieder ein Schriftzeichen als unkorrekt verbannen, das ihnen zum Trotze sein erschlichenes Bürgerrecht nach wie vor behauptet. Selbst die baubeltreidende Klasse der Provinzen hat sie gewisse, den respektiven Provinzial-Dialekten eigenthümliche Wörter besonders gesichen erfunden, denen man in Büchern nicht begegnet, und noch immer werden neue Characktere gebildet, obschon wir nicht absehen können, was eine Sprache dadurch gewinnt, die schon längst an Reichthum der dargestellten Begriffe mit der gebildetsten Asiatischen Wortsprache sich messen kann.

*) Das „Fantom" ist ein eben so bekanntes als geheimnißvolles Seeräubermärchen, von dem unter Englischen und Französischen Matrosen, wegen seiner verpesteten und oft mit ganz unbegreiflicher Sicherheit an sicherlichten tollkühnen Scherzen, die Sage geht, daß es mit dem Boien-im Bunde steht.

Digitized by Google

Was der Verf. mit dem Umstellen der Schriftzeichen im Gegensatz zum Verändern meint, ist uns nicht klar, und vermuthlich ihm selber nicht. Denkt er dabei an rhetorische oder poetische Figuren in Versetzung der Wörter (die natürlich auch Versetzung der Zeichen erfordert), so verstehen wir ihn, daß er dergleichen, wenn er jemals Chinesisch studiren sollte, weit mehrere finden wird, als ihm angenehm sein dürfte. Will er aber die Chinesischen Charaktere, zu Förderung der Intelligenz, in buchstäblichem Sinne umgestellt wissen, so braucht er ein Chinesisches Buch nur aufzuschlagen, um sie verkehrt in die Hand zu nehmen. Auch diese Art von Nennerung wird in China keinem verboten seyn, der Geschmack daran findet.

Wir lassen den Verfasser weiter reden:

„Die Masse dieser Zeichen macht sie für die, welche das Idiom dieses Volkes studiren wollen, eine ungeheure Anstrengung des Gedächtnisses erfordernd: die ganze Intelligenz hat sich hier auf das Gedächtniß konzentrirt."

Wir wollen einmal scherzweise zugeben, es käme beim Studium der Chinesischen Sprache wirklich Alles, oder wenigstens das Meiste, auf Gedächtniß an, und diese Aussage wäre dadurch auf die Intelligenz. Was würde nun der Verf. zu erwidern haben, wenn ein Chinese, der von dem Charakter unserer Europäischen Sprachen einige Notiz genommen hätte, ihm ungefähr so entgegnete:

„Ihr beklagt uns, daß wir ein paar tausend Charaktere im Kopfe mit herumtragen müssen, und rechnet es für nichts, daß jeder Eurer Sprachen nicht mehr in Lexikon von zwanzig- bis dreißigtausend Wörtern, sondern auch mit mehr als hundertmalhunderttausend Wörtern, Regeln und Ausnahmen hat? Schon gegen die simpelste Europäische Sprache empört sich unser Gedächtniß; Euch aber füllt noch nicht einmal die Muttersprache den Kopf zur Genüge; schon in zarter Jugend müßt Ihr damit anfangen, noch zwei andere Sprachen dinnterzuwälzen, von denen jede einem viel größeren Reichthum an Wörtern und grammatischen Bezeugungen haben soll, als eure Muttersprache selbst. Was für Wunderzahlen des Gedächtnisses müßt Ihr Europäer-seyn, daß man Euch drei Wörterbücher und eben so viele Sprachlehren in den Kopf schieben kann, und welche Elastizität muß Eure Genius besitzen, daß eine solche Riesenmasse ihn nicht zermalmt! Oder sind denn fünfzig- bis hundertausend Wörter mit einer angemessenen Anlage grammatischer Regeln leichter zu verdauen, als dreitausend oder selbst fünftausend Schriftzeichen, neben welchen wir eine mündliche Sprache besitzen, die in sovieler Hinsicht so einfach ist, als sie nur erdacht werden könnte; die von Declination, Conjugation und Allem, was Eure schwerfällige Formenlehre auswackt, keine Spur zeigt!"

Aber Wörter sind doch wohl viel leichter zu merken, als Schriftzeichen? Dies würden wir bezweifelt genug zugeben, wenn die Chinesischen Charaktere ein verworrenes Durcheinander von Zügen und Schnörkeln wären. Nun aber läßt sich auch das komplizirteste Chinesische Zeichen sehr gut in seine Urbestandtheile auflösen; ja, in dieser Zusammensetzung liegt eine sehr glückliche Diffinite, durch welche es möglich gewesen ist, gerade lebendiger vor die Seele zu führen, als dieß artikulirte Laute zu thun vermögen. Das Gedächtniß des Europäers ist nur darum — wenigstens in der ersten Zeit — für die Chinesische Schrift minder empfänglich, weil er viel weniger gewohnt ist, das Material seiner Erudition nur durch's Auge in die geistige Vorrathskammer zu fördern.

So viel zum Troste derer, denen das Auswendiglernen Beschwerlich scheint. Wir für unseren Theil halten diese Plackerei im Chinesischen für eben so überflüssig und zwecklos, wie in jeder anderen Sprache. Muß man denn die Chinesischen Charaktere im Kluge wegschmagen, oder aus seinen Gedanken verscheuchen, daß Einem so viel daran gelegen seyn könnte, sie geistig einzuverleiben? Giebt es etwa keine Chinesische Wörterbücher, in welchen alle Charaktere unter Schriftsmurzeln gebracht und in schöner Ordnung disponirt sind? Etwas Bekanntschaft mit den sogenannten Wurzelregeln und einige Uebung setzen uns bald in den Stand, ein Chinesisches Wörterbuch eben so bequem zu handhaben, wie alphabetische Wörterbücher.

Die wahren Schwierigkeiten der Chinesischen Sprache fänden uns immer noch in frischester Kraft gegenüber, wenn auch der ungeheure Gedächtnißkampf längst durchgekämpft wäre; denn das Gedächtniß ist bloße Munition, nicht kämpfende Mannschaft. Man hat in seiner Sprache so viel Recht, unter den oft sehr verschiedenen Bedeutungen, die ein und dasselbe Wort (resp. Zeichen) in sich faßt, den einigen Laut, diejenige herauszufinden, welche in den Zusammenhang paßt, und in keiner anderen Sprache sind die grammatischen Kategorieen so schwer zu erkennen, wie im Chinesischen. Hier kommt es also nur auf Intelligenz an. Wer — was dem Ausländer nur durch lange Uebung möglich wird — im Verstehen Chinesischer Texte einen sicheren Takt erlangt hat, der kann mit voll gutem Recht Meister genannt werden, als ein Anderer, dem diese Gewandtheit fehlt, hätte auch der Letztere zehn Mal mehr Charaktere im Gedächtniß. Das ist ein Gemeinplatz, eine triviale Wahrheit! hören wir die meisten Leser hier ausrufen; aber ist man nicht oft wider Willen genöthigt, an die trivialsten Wahrheiten zu erinnern?

Allein warum haben denn die Chinesen auf eine ideologische Schrift sich verstreift und nicht lieber ein Alphabet erfunden? Antwort: Weil sie recht wohl gefühlt haben, daß ihnen ein Alphabet ihre eigene Muttersprache zum ewigen Rätsel gemacht und alle Art von Literatur schon im Keime erstickt hätte. Der Genius der Chinesischen Sprache empört sich gegen Buchstabenschrift, und wer die Chinesen mit einem Alphabet beschenken wollte, der müßte auch eine ganz andere organisirte mündliche Sprache für sie erfinden. Besonders Belege für diese Behauptung würden hier zu weit führen, und so kommen wir denn wieder auf Herrn Chasles zurück.

„Man hat die Menschen nach der größeren oder geringeren Anzahl von Zeichen, die sie zu behalten vermocht, klassifizirt; wer 3000 Wörter weiß, ist Mandarin zweiter Klasse; wer 4000 weiß, Mandarin erster Klasse."

Diese mit Zuversicht ausgesprochene Meinung hat ungefähr eben so viel objektive Wahrheit, als die bekannten Reisen Martin Behaim's auf dem Nürnberger Globus. Meiner hat mehr als einen topographischen Artikel über berühmte Gelehrte oder Staats-Beamte des von den Europäern sogenannten himmlischen Reiches*) gelesen und nirgends von Einem derselben gerühmt gefunden, daß er so oder so viele Charaktere im seinem Kopfe beherbergt habe. Man lese nur die bekannte Inaugenscheinnahme Sam Slick's, die, wie wir glauben, dem Publikum schon seit vielen Jahren in einer Englischen und jetzt auch in einer Russischen Uebersetzung vorliegt, und in welcher dem Schlitzer frin ganzer Sinderwplan vorgezeichnet ist. Da steht es zwar nicht an Ermahnungen zu Fleiß und Ausdauer im Studium der kanonischen Bücher, der Philosophen, der Reichs-Historiker u. s. w.; aber nirgends wird man geschrieben finden: „Dieß oder dieß, oder dieß, oder jenes kannst du ferner einspurgiren: dann bist Du ein Mann, komme ich laut! Dann steht Dir zu den höchsten Aemtern Thor und Thüre offen!"

Ref. hat einen Chinesen aus Macao kennen gelernt, der nie viel mehr als gemeiner Matrose war und also schwerlich jemals daran dachte, ein Staats-Examen zu machen. Die geringe Schuldildung, die er als Knabe genossen, hatte ihn nicht in den Stand gesetzt, mehr als nur sehr wenige Charaktere ihm völlig fremd waren, und daß er sogar mehrere Tausend derselben aus dem Gedächtniß niederschreiben konnte. Dieser Mann würde also in dem China des Herrn Chasles vielleicht schon zu Mandarin zweiten Ranges gewordenen seyn! Er selbst war jedoch weit entfernt, sich für einen Gelehrten zu erklären, und verachtete Literatur, er kannte in dem gedruckten Chinesischen Karakter nur die meisten Zeichen, so einzeln genommen, verstehen, aber es fehle ihm die rechte Zusammenfassung! Sehr natürlich! Man lege dem gemeinen Mann in Europa ein tiefes philosophisches oder streng wissenschaftliches Werk einer Muttersprache vor — gewiß wird er bekannte Wörter genug darin herausfinden; aber sein Gesichtskreis reicht der Zusammenfassung nicht zurmlich eben so auffallen, wie das jenes Chinesen.

So viel wir bis jetzt von dem Examen der Chinesischen Amts-Bewerbe wissen, so fersäht er, wie bei uns, in ein mündliches und schriftliches. In dem schriftlichen Examen werden den Kandidaten Themata zu Aufsatzbearbeitungen gegeben, die sich theils auf wörtliche Auseinandersetzungen der kanonischen Bücher und klassischen Philosophen über Gegenstände der Moral und Politik. Den Werth solcher Aufsätze bestimmt aber nicht die in denselben zur Schau gelegte Fülle erlernter Schriftzeichen, sondern Scharfsinn und Klarheit der Auseinandersetzung und Eingang des Bindrucks.**)

Jeder Chinese, der auch gesprochen zum Pöbel gehört, hat auch vor seiner geschriebenen Muttersprache so viel Kenntniß, als seine Stellung im bürgerlichen Leben erfordert, und will er diese Kenntniß erweitern, so findet es vielleicht in seinem Lande weniger an Hülfsmitteln zu diesem Zweck. Nirgends hat man so eifrig für Kommentare und Worterklärt gesorgt, in denen nicht bloß alle seltener vorkommende Schriftzeichen erklärtet, sondern auch alle einander abweichenden Bedeutungen der häufig vorkommenden verzeichnet sind. Sollten gleichwohl künftige Statistiker zu dem Resultate kommen, daß es in dem ungeheuer bevölkerten Chinesischen Reiche sogar verhältnißmäßig mehr unwissenden Pöbel giebt, als in irgend einem Europäischen Lande, so wird man dies auch mit anderen Gründen, als denen wissen, als mit dem eigenthümlichen Charakter der Chinesischen Schrift.

Bis jetzt haben wir noch unberücksichtigt gelassen, daß es in China sogar verschiedene Schriftarten giebt, †) von denen das sogenannte Zao, in seiner bizarrsten Form, dem Gedächtniß ohne allen Vorgleich mehr zu schaffen macht, als die gewöhnliche Schrift. Wir wissen nicht, ob man jemals den Versuch gemacht hat, das Zao unter Wurzelregeln zu bringen, und halten es für beinahe unmöglich, denn hier sind die Elemente der Zeichen mit wohrbast zügelloser Freiheit in einander geschlungen, und wir würden es Niemand verdenken, der beim Anblick eines Zao-Textes ausriefe: „dazu gehört übermenschliche marmonische Kraft!" Wenn 3000 Zeichen der gewöhnlichen Schrift ein Individuum zum Mandarin zweiten Ranges befähigen können, so würden ihm schon 300 von den bizarrsten Zeichen der Zao gewiß mit vollem Recht auf den Mitzeitknopf ersten Ranges Anspruch geben. Aber gerade diese Schrift ist nichts weniger als klassisch, und man würde es einem Kandidaten sehr übel nehmen, der seine Probe-Dissertation in derselben abfaßte. Sie dient am häufigsten im Geschäftsleben und überhaupt in allen Fällen, wo es darauf ankommt, auch Vorreden zu Büchern in gemäßigtem Zao geschrieben, das sich bequemer entziffern läßt. ††)

Dr. W. Sch...

*) Bei den Chinesen wird man sich vergebens nach diesem Ehrentitel umsehen. Er verdankt seine Existenz den Briten, die das Kompositum Thian-hia, „was unter dem Himmel (liegt)" durch heavenly empire übersetzen.

**) Eine Notiz über dieselbe findet sich im vortrefflichen Magasin.

†) Es versteht sich von selbst, daß wir hier bloß an formelle Verschiedenheit denken.

††) Der Pater Gonçalvez, auf dessen sehr gehaltreicher Arte China wir noch öfter zurückkommen werden, hat in dem genannten Werke auch der Lehrschrift „formularios de cartas" (S. 490 f.) zwölf Chinesische Briefe in gewöhnlicher Schrift und in Zao-Charakteren, mit beigefügter Portugiesischer Uebersetzung, mitgetheilt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Freitag den 13. März 1835.

Frankreich.

Dupuytren.

Jetzt, wo der Grabhügel Dupuytren's Hülle eben aufgenommen, und die Schwelle seines Nachruhms bildet, dürfte ein Rückblick auf das Leben und Wirken dieses großen Mannes nicht ohne Interesse seyn, wie denn auch fast alle periodischen Blätter dem Todten bereits ihre Huldigungen dargebracht haben, aus denen man indeß, abgesehen von den rein biographischen Notizen, den individuellen Charakter des Verstorbenen schwerlich ganz erkennen dürfte.

Nicht aber den Todesher Dupuytren's wollen wir hier spielen, denn einen solchen nimmt nur der zweifelhafte, vor der Hand der Parteien und vom Winde der Meinungen in einer Stunde errichtete und vernichtete Ruhm in Anspruch; der unseres Todten aber ist bereits durch die Zeit gewebt und befestigt. Auch alle biographische Einzelnheiten sollen hier, da man sie überall findet, übergangen werden.

Dagegen wünschten wir wohl, uns mit einer gründlichen Würdigung der Arbeiten, wie mit einer richtigen Abschätzung der von diesem großen Meister unserer Kunst geleisteten Dienste zu beschäftigen; dies aber dürfte, eine Geschichte der Französischen Chirurgie während der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts schreiben wollen: eine Aufgabe, die nicht improvisirt werden kann.

Selbst das Privatleben des Dahingeschiedenen bietet ein eben so interessantes, als lehrreiches Bild einer bedeutenden moralischen Existenz dar, aus welchem das nachmahlende Geschlecht lernen könnte, um welchen Preis und durch welche Mittel jene Namen erworben werden, und wie die glücklichsten, günstigen Anlagen, die reichsten Schätze der Wissenschaft oft nur zu Hülfs-Werkzeugen demnächst werden, um die Menge zu beherrschen, seinen Nebenbuhler zu dulden, die Welt zur Bewunderung hinzureißen: ein Unternehmen, welches nur durch die Beweglichkeit der Leidenschaft und durch die Anhäufung aller des Böses, was dem Menschen eigen ist, gelingen kann. Mancher hochstrebende Ehrgeiz dürfte sich vielleicht durch die Abwägung der zu bringenden Opfer und des zu hoffenden Resultats zu seinem Besten abschrecken lassen, soll so wüste diese Biographie auch ihre moralische Seite haben. Allein zu frisch ist noch die Erde, um das Kapitel, ein solches Sitten-Kapitel zu schreiben, zu rechtfertigen, und wie wollen uns daher hier nicht mit Dupuytren als Menschen, den der Tod hinweggerafft, sondern mit ihm als Gelehrten beschäftigen, den er uns nicht hat rauben können.

Diese freiwillige Beschränkung umfaßt immer noch ein unendlich großes Gebiet: den wissenschaftlichen Werth und Einfluß nämlich, den dieser größte Arzt seiner Zeit deiessen und geübt hat.

Dupuytren hat fast Nichts geschrieben; zwei oder drei Aufsätze und die noch kurz vor seinem Tode vollendeten „Vorlesungen über die Verletzungen durch Kriegswaffen“*) bilden seinen ganzen literärischen Nachlaß, der, wenn auch dieweilchen, um den Ruhm eines jeden Andern stär immer zu befestigen, doch gewiß nie für sich allein den seinigen in dessen ganzer Ausdehnung begründet hätte, und was seine hinterlassenen Papiere betrifft, so müssen wir uns gestehen, daß wir darin etwas Wichtiges zu finden mehr wünschen als hoffen. Nun bezeichnen aber in der Wissenschaft gewöhnlich gerade die Schriften die Stufe der Vollkommenheit und des Ruhms ihrer Verfasser, so daß, wenn es auch zu allen Zeiten tüchtige Praktiker und ausgezeichnete Lehrer gegeben, ihr Ruf, wenn sie keine Bücher hinterließen, meist der Generation nicht überdauert, die sie gesehen und gehört hatte. Gewiß aber wird Dupuytren die Zahl dieser großen und doch unbekannten Todten nicht vergrößern, er wird nie ganz vergessen werden. An zu vielen wichtige Erfindungen und Entdeckungen ist sein Name geknüpft, und zu oft hat derselbe dreißig Jahre hindurch in der Geschichte der Chirurgie durch seinen Klang alle Weltstelle erfüllt, ferner aber auch er nicht so auf die Nachwelt kommen, wie er uns jetzt vorschwebt. Seine vorzüglichsten und gerechten Ansprüche auf die Bewunderung der Zeitgenossen sind in der That nur dem flüchtigen Zeugniß der Erinnerung und der verhallenden Stimme der Ueberlieferung anvertraut: beide aber ermatten leider nur zu schnell.

Namentlich als Praktiker und Lehrer verdiente Dupuytren eine der ersten Stellen unter den Wundärzten unserer Zeit; und gewiß nur sehr wenige können sich ihm in der Anwendung und im Unterricht unserer Kunst gleichstellen. Zwanzig Jahre hat er im Hôtel-Dieu, einem der ersten Institute Europas, unwiderlegliche und öffentliche Beweise seiner Ueberlegenheit gegeben; und man kann wohl mit Recht behaupten, daß seine dort gehaltene Klinik mehr neue Ideen verbreitet und mehr Meister gebildet hat, als tausend während dieser Zeit erschienene chirurgische Werke. Nie vielleicht haben sich die Vortheile der mündlichen Lehre deutlicher und größer gezeigt, als bei ihm.

Für die Laien, und leider auch für viele Wundärzte, ist die Chirurgie nichts, als die Kunst zu operiren, allein das Genie des Wundarztes liegt wahrlich nicht in seinen Fingerspitzen. Wohl haben die Aerzte Jahrhunderte lang diesen Irrthum sich zu Schulden kommen und die Operationen sogar durch Gehülfen ausführen lassen, um ihrer ärztlichen Würde nichts zu vergeben; heut zu Tage aber stehen die Aerzte und Wundärzte eben so auf gleicher Stufe der Achtung, wie die Medizin und Chirurgie auf gleicher Stufe der Wissenschaftlichkeit. Man giebt jetzt zu, daß es eben so viele, wenn nicht größere Kenntnisse voraussetzt, einen Blasenstein zu zertrümmern, auszuziehen und den Kranken zu heilen, als ein dreitägiges Fieber richtig zu behandeln, so wie daß jener Beruf eben so edel als dieser ist. Freilich sollte man diese Ansicht für so einleuchtend halten, daß das Gegentheil von vorn herein als absurd erscheinen müßte, allein die menschliche Brust ist einmal der Art, daß er mehrere Jahrhunderte gebraucht hat, um diese Wahrheit allgemein anzuerkennen.

Die Chirurgie wird gegenwärtig als ein integrirender Theil der Medizin überhaupt betrachtet. Die Natur selbst hat nämlich dadurch, daß sie innere und äußere Krankheiten hervorbringt, auch zwei Fächer der Heilkunst bedingt, in der Praxis aber verschieden und verschwiegen sich oft gegenseitig die Rollen des Arztes und Wundarztes, wie jene Krankheiten selber.

Wenn wir demnach Dupuytren den ersten Wundarzt unserer Zeiten nennen, so nehmen wir diesen Namen in seiner größten Ausdehnung. Die Chirurgie hat in unseren Tagen ihr Gebiet so vergrößert, daß sie vielleicht jede andere Kunst und Wissenschaft an Schwierigkeiten übertrifft; und außerdem ist ihre Anwendung so positiv, jeder Irrthum in ihr so augenscheinlich, daß sie den Anmaßungen der Unwissenheit und der Charlatanismus fast gar keinen Spielraum läßt und zur Erlangung eines großen Rufes materielle Beweise nothwendig macht.

Dupuytren war nun in allen einzelnen Theilen seiner Kunst ein gleich großer Meister. Er hatte einen bewunderungswürdigen Scharfblick, eine sichere Hand, unerschütterliche Kaltblütigkeit, und jenes angeborne Genie, welches den Künstler macht; denn wie zum Maler und Dichter, muß man auch zum Arzt und Wundarzt geboren seyn. Zu stehenden Zahren war er bereits Professor an der Fakultät, und von seinen früheren Kindheit an hatte ein innerer Drang zu der Laufbahn, welche er mit so viel Glück zurückgelegt hat.

Wie in der Medizin, ist auch in der Chirurgie die Diagnose die schwierigste Aufgabe, denn in ihr entfaltet sich die Kraft des Geistes und die Richtigkeit des Urtheils. Nur scheinbar hat der Wundarzt es mit äußern Krankheiten zu thun, denn streng genommen, giebt es keine äußern Krankheiten, so wie es am menschlichen Körper überhaupt nichts Aeußerliches giebt, als etwa die Hautfläche. Die sogenannten chirurgischen Affectionen haben meist ihren Sitz in der Tiefe einer Körperhöhle; aber auch diejenigen, welche unserm leiblichen Auge sich darbieten, müssen durch die Augen unseres Geistes gedeutet und erklärt werden.

Gerade aber in der Diagnostik glänzte Dupuytren vor allen Andern hervor. Wer ihn ans Krankenbette begleitete, wird gewiß die Sicherheit seines Blickes bewundert haben. Er beobachtete aufmerksam, aber rasch, und die Schnelligkeit seiner Entscheidungen erregte nicht minder Erstaunen, als deren Gründlichkeit. Alle seine Sinne waren in Anfregung, und jeder Krankenscrupen war nur kurz und umfaßte nur wenige Fragen. Auch Dupuytren hat sich freilich dem Irrthume des Menschen, dem Irrthum, nicht immer entziehen können, allein er irrte verhältnißmäßig sehr selten. So machte er einmal den Steinschnitt, ohne einen Stein zu finden, daffelbe aber ist Ebseilen, Besaut und Roux begegnet, und kann Jedem vorkommen. Wie wiederholen demnach, daß in der Diagnostik Dupuytren keinen Nebenbuhler hatte. Seine klaren, genauen und stets motivirten Annahmen wurden fast immer durch die

*) Nur das medizinische Publikum bemerken wir, daß der Herr Geheime Rath von Graefe, als aufmerksamer und klassischer Wundarzt Dupuytren's würdiger Nebenbuhler, und mit bewiesenen seit seinem vorübergen Aufenthalte in Paris durch eine, auf gegenseitige Anerkennung und persönliche Hochachtung gegründete, Freundschaft verbunden, sich dafür interessirt, diese Vorlesungen, gleichsam das wissenschaftliche Testament seines verstorbenen Freundes, den Deutschen Nachgenossen möglichst lehrreich zu machen, indem er den mit der Bearbeitung derselben beschäftigten Herrn Dr. Kausch durch belehrende und ergänzende Mittheilungen aus seiner eigenen reichen Erfahrung unterstützt und dadurch auf das einzige literarische Denkmal, welches Dupuytren selbst sich setzte, das Wiederscheinen seiner Verehrung niederlegt. Diese Vorlesungen werden in Kurzem in der Buchhandlung von Veit et Comp. in Berlin erscheinen.

Digitized by Google

Thatsachen bestätigt. In den zweifelhaftesten und dunkelsten Fällen fand sein, durch die Schwierigkeiten nur noch mehr geschärfter, Blick stets unerwartete Beziehungen, welche Licht verbreiteten und Gewißheit verschafften. Diese glänzende, und durch ihre Resultate nothwendige Diagnose war bei ihm, wie sie es überhaupt ist, die Frucht jener höchsten menschlichen Fähigkeit, welche wir richtiges Urtheil, in einem höheren Grade gesunden Verstand, und in der höchsten Entwickelung Genie nennen; denn der medizinische Takt ist keineswegs ein Errathen, sondern nur ein schnelles Berechnen.

Von der Sicherheit der Diagnose hängen nun aber allein, um auf den praktischen Theil der Kunst überzugehen, die richtigen Anzeigen des Kurplans ab; und Dupuytren war eben so ausgezeichnet in der Behandlung, als in der Erkennung der Krankheiten. Ohne hier die Verdienste einzeln hervorheben zu wollen, welche er durch Erfindung, Verneuerung oder Vervollkommnung von Operations-Methoden sich um die Chirurgie erworben, wollen wir nur bemerken, daß er alle ihre Gebiete durchirrt und überall, wo er Hand angelegt, auch die Spuren seines tiefen und praktischen Geistes hinterlassen hat.

Als Operateur verweigte er in sich Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und manuelle Geschicklichkeit: eben so sonderte als unentbehrliche Eigenschaften. Nicht, daß er an manueller Gewandtheit, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit alle seine Kunstgenossen übertraf; vielmehr thaten es ihm hierin mehrere zuvor; allein er hatte eine zwar weniger glänzende, dafür aber sichrere, ja erlangendere, wissenschaftlichere Methode, an die Hand, das vorgesteckte Ziel nicht auf dem kürzesten, sondern auf dem sichersten Wege zu erreichen. Darin eben lag, nach unserer Meinung, eines seiner größten Verdienste, daß er stets das Interesse seines Kindes dem des Kranken unterordnete, und daß er niemals den Erfolg aus Unvorsichtigkeit, oder Eitelkeit auf's Spiel setzte. Der Zufall gehört mit zu den Gebrechen der Menschheit, und Der ist ein Wunder thun, so verschaffe er auch diesweilen Andeter. Niemals aber gab sich Dupuytren dieser blinden Gottheit hin. Andererseits gehört oft in der Chirurgie mehr Geist dazu, zu warten, als zu handeln; und sehr oft entheilt sich Dupuytren des letzteren. Nicht glänzen, heilen wollte er; nicht des Operirens, sondern der Gesundheit wegen operirte er; nicht Mittel, sondern den Zweck lag ihm am Herzen. Ein großes Beispiel hat er hierin seinen Schülern hinterlassen, und dadurch besonders hat er seiner Kunst die allgemeine Achtung verschafft.

Darum aber war er nicht etwa minder kühn. Freilich sprechen wir hier nicht von jener Dreistigkeit der rohen Wundärzte, welche sie einen unsicheren Erfolg Alles wagen, und das Unmöglichste, um zu heilen wohl gar aus Schlechtigkeit, um das Leben des Kranken spielen. Diesen Uebermuth kennt der große Wundarzt nicht; auch seine kühnsten Entschlüsse sind auf vernünftige Bewegründe gestützt, und sein Muth besteht nur darin, den etwanigen Zorgen zu trotzen und ihre Verantwortlichkeit auf sein ruhiges Gewissen zu nehmen.

Ganz vorzüglich kundthätig war Dupuytren der geistigen Hülfsquellen bei Dupuytren in ihrem vollen Glanze, wenn unvorhergesehene Ereignisse plötzlich eintraten. Mit jenem Gleichmuthe begabt, welchen die Organisation, die Gewohnheit und besonders die Wissenschaft verleiht, ließ er sich durch die benunruhigendsten Verwickelungen und durch das Eintreten überraschender Zufälle während einer Operation nicht außer Fassung bringen. Alles was man ihm gegen die Hindernisse kämpfen, scharfsinnig die neuen Anzeigen auffassen, die Mittel zu ihrer Erfüllung rasch anwenden, den eingeschlagenen Weg plötzlich verändern und die Operation nach einem neuen Plane zu Ende bringen. Wie erstaunte man aber vollends, wenn er dann über das, was er eben in der Eile gethan, einen langen, sichtlich vorbereiteten Vortrag hielt, die Motive seines Handelns so genau auseinander setzte, als ob er darüber lange Zeit vorher nachgedacht, und alle die Mittel angab, die da hätten angewandt werden können, unter welchen er aber, nach Abwägung aller Vor- und Nachtheile, so wie nach der Verschiedigung einer zahlosen Menge praktischer Beispiele, das von ihm gewählte für das zweckmäßigste erachtet habe. Nie erschien die Heilkunst größer und bewundernswürdiger, als in solchen Augenblicken.

Auch in der Nachbehandlung der Operationen, bei welcher viele Wundärzte dem Grundsatze: die Operation ist vollbracht, das Uebrige wird Gott thun, etwas zu sehr huldigen, ließ Dupuytren niemals eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, sondern zeigte vielmehr in dieser so recht eigentlich medizinischen Chirurgie eben so große Seegfalt, als Meisterschaft.

Ganz denselben Mann finden wir nun in ihm, wenn wir ihn als klinischen Lehrer betrachten. Bei seiner Uebernahme des Lehrstuhls im Hôtel-Dieu lud er eine große Besuchervorlüglichkeit auf sich, denn er erfreute einen Meister, dessen Berühmtheit weltverbreitet gewesen war: Desault, dessen Vorgänger Desault gewesen war. Aber er zeigte sich bald seiner schweren Aufgabe gewachsen; er brachte die sendlichen Stimmen zum Schweigen, und in Kurzem verdunkelte seine Klinik alle übrige.

Man kann wohl sagen, daß Dupuytren den klinischen Unterricht der Volksmunenheitsfuse ziemlich nahe gebracht, und wie schwer dieser Unterricht sei, steht man an der Menge von Männern, die dabei scheiterten. Jeder gründlich gebildete, literärisch vorbereitete und mit der Sprache vertraute Arzt kann wohl einen Kursus von Vorlesungen halten, da er, wie der Verfasser eines Buches, seinen Stoff zu wählen, einen Plan sich vorzuzeichnen und gehörige Zeit darauf zu verwenden vermag; anderes aber verhält es sich mit einer Klinik, welche eine anhaltende Improvisation erheischt; nicht das System, nicht der Lehrer ordnet Alle voraus die Gegenstände des Vortrages, sondern der Zufall leitet hier Alles und führt die Dinge dann und unermartet an uns vorüber. An jedem Krankenbette muß der Lehrer sich erfinden, diagnostiziren, die Behandlung vorschreiben und für Alles seine Gründe angeben; jeder Blick seiner Zuhörer ist eine Frage, und Jeden soll er befriedigen, Jedem muß er antworten. Es handelt sich hier wenige: um die Wissenschaft, als um die Kunst; weniger um die Krankheiten, als um die Kranken; kurz, das praktische Talent mit hier vor Allem in Anspruch genommen.

Aber eben als Praktiker erster Größe besaß Dupuytren auch die wichtigste Eigenschaft des klinischen Lehrers. Dabei war er unerschöpflich an Beispielen, aus denen er belehrende Unterscheidungs- und Vergleichungspunkte zog. Ohne gerade ein ausgezeichneter Redner zu sein, sprach er doch mit jener Leichtigkeit und Sicherheit, welche die vollkommene Vertrautheit mit dem Gegenstande gewährt; indeß war sein Vortrag durchaus nicht schmucklos, sondern vielmehr schön verarbeitet und zuweilen sogar so elegant, wie man ihn in Hospitälern selten hört. Begreifen aber von dieser besonderen Form, was es für innere Gehalt seiner Worte, der jenen unermeßlichen Ruhm stiftet. Dupuytren hielte seine Kunst; das Hôtel-Dieu war sein Ideal; alle seine Geistestkräfte waren auf diese Klinik gerichtet; hier herrschte er über ein Volk von Schülern, hier umgab ihn ein Hofstaat von Meistern; von hier konnte ihn nichts als der Tod entfernen. Bei dieser seiner Vorliebe schon, die, wie man sagt, der Gegenstand seines Vergnügen war, ist die Menschlichkeit wahrlich nicht zu kurz gekommen, und es ist ein großes Glück, wenn ein so umfassender Ehrgeiz durch solche Mittel seine Befriedigung suchen muß. Zwanzig Jahre hindurch ist das Pariser Volk unentgeltlich vom größten Aerzte des Landes behandelt worden, während der Reichthum dies nur durch große Opfer erreichen konnte. Dupuytren hat Millionen gespart, erworben, ohne einzigen Tag seine Kunst-Verpflichtung zu vernachlässigen, und dies ist gewiß beutzutage selten. Nur zwischen großer Leidenschaft und großer Tugend liegt die Lösung dieses Räthsels, welches eines der vielen Geheimnisse bildet, an denen das Leben dieses Mannes so reich war.

Nur wenige Menschen sind während ihres Lebens so verschieden beurtheilt worden, wie Dupuytren; wenige aber auch so oft verkannt, als er. Was er geleistet, weiß Jeder; was er war, vielleicht Keiner. Nur in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, erschien er seinen Zeitgenossen; nur in einer gewissen Entfernung sprach er mit ihnen; nur sehr wenige sind ihm so nahe getommen, um ihn genauer kennen zu lernen, und von diesen haben die meisten ihre Neugierde theuer bezahlt. Diese Mißtrauische Scheue ihm angeborene Zurückgezogenheit seinem Namen vielleicht etwas Wunderbares gegeben; denn die dem Volke am meisten verehrten Götzen sind nicht die, welche es mit Hän den greifen kann, sondern die es nur durch eine Spalte in einem dunkeln Heiligthum erblickt.

Bibliographie.

Abrégé de l'Histoire romaine, depuis la fondation de Rome jusqu'à la chute de l'empire romain en Occident. — Aus dem Englischen von Goldsmith, übersetzt von Brubier.

Carte polemographique ou géographico-militaire de la France, pour l'intelligence du cours de géographie militaire professé à Saint-Cyr, dressé par Ax. Dermeil.

Essai sur l'Etude de l'Histoire en France, au 19e siècle. — Von Antoine de Latour. 6 Fr.

England.

Zur allgemeinen Völker-Statistik.

Nach dem eben erschienenen Werke von Mac Gregor.*)

Der unternehmende ausführliche Titel bezeichnet hinlänglich den Charakter des Werkes, dessen erste Theil eben erschienen ist und das neun Bände umfassen wird. Der Plan ist höchst großartig angelegt, und man kann den Schaß von Wissen, der in diesem ersten Theile enthalten ist, nur eben so nennen. Was in den tabellarischen Uebersichten für eine Fülle von Stoff geboten ist, glaubt man kaum ohne die Gewähr eines eigenen Einsehens; und, nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, wird das ganze Werk für die Wissenschaft der Statistik von unschätzbarem Werthe sein.

Herr Mac Gregor scheint die zuverlässigsten Quellen bei seinem Material benagt zu haben; amtliche Berichte, Zahlungs-Listen aus den einzelnen Provinzen, allgemeine Uebersichten — das die Berechnungen vieler der tüchtigsten Schriftsteller dieses Faches, eines Balbi, Malte Brun, Hassel, von Malchus, Tradaur, Crome, Wolkenaer; die hieraus gewonnene Ausbeute besteht in einer Fülle wahrhaft überraschender Thatsachen. Es wird sich wohl nicht leicht Jemand für die sternge Genauigkeit derselben verbürgen; unbezweifelt aber kommen sie der Wahrheit sehr nahe, und sie bieten Data, wie sie für die Interessenten der Gesellschaft von ungemeiner Wichtigkeit sind. Eine näher eingehende Kritik mag einem Statistiker von Fache vorbehalten bleiben. Wir begnügen uns, für den Zweck dieser Blätter einige Auszüge aus dem Werke mitzutheilen.

„Nach genauer Berechnung enthält Europa 3,107,316 Englische Quadrat-Meilen **), 225,950,952 Einwohner ***); Asien 12,118,000 geo-

*) The resources and statistics of nations, exhibiting the geographical position and natural resources; the Area and population; the political relations, including the government, revenue, expenditure, the civil, military and naval affairs; the moral statistics, including religion and education; the medical statistics, including compulsory mortality etc.; and the economical statistics, including agriculture, manufactures and trade sec. of all countries. By John Mac Gregor Esq. — Part I. London, 1835.

**) An bebauten Land 1,573,240,462 Morgen; an pflügbarem: 981,070,000 Morgen, Wiesen und Weideland: 240,162,340; Weinland: 19,484,880; Holzung: 674,943,240; Getraide: 1,193,667,391 Scheffel; Wein: 94,000,000 Eimer; 26,417,680 Pferde und Mauthiere; 31,731,974 Stück Hornvieh; 170,577,220 Schafe; 42,974,000 Schweine; 6,513,725 Ziegen. Die Morgen, Scheffel und Eimer sind nach Dänischem Gemaasverhältnisse, so wie der Viehstand von dem Baron von Malchus

***) Katholiken: 146,800,675; Protestanten: 49,851,695; Griech. Kathol.: 42,308,395; Juden: 1,471,644.

Digitized by Google

graphische Quadrat-Meilen, 413,844,800 Einw.*); Amerika 15,056,796 geogr. Quadrat-Meilen, 46,492,000 Einw.; Afrika 8,517,000 geogr. Quadrat-Meilen."

In gleicher Weise sind einzelne Länder, ihre Wohlstands-Quellen, Häfen, Klima, Produkte, ihr Ackerbau, so wie ihre Manufakturen übersichtlich dargestellt. So z. B.: „Rußland hat ungefähr dreißig gute Seehäfen; doch sind zur Winterzeit die meisten derselben für einige Monate verschlossen. Der Hafen von Archangel ist acht Monate jedes Jahr gefroren. Von hier aus geht, vermittelst der Dwina, die Ausfuhr der Produkte eines sehr ausgedehnten Striches, auf welchem Weizen, Holz und Pelze gewonnen wird, so wie auch hierher die Einfuhr der aus fremden Ländern bezogenen Artikel stattfindet. Da die Russischen Häfen an der Ostsee gleicher Weise für einige Monate durch das Eis gesperrt sind, so müssen Kriegs- wie Kauffahrt-Schiffe um Aus- und Einlaufen in die heimischen Häfen gänzlich gehindert sein, wenn ihnen nicht das Schwarze Meer offen stände, durch den letzten Vertrag mit der Pforte. Für die Schifffahrt auf dem Stillen Meere sind die Russischen Häfen an der Küste von Asien und auf der Nordwest-Küste von Amerika außerordentlich vortheilhaft und werden sich in nicht langer Zeit als sehr erforderlich erweisen. Vielleicht kann man Persien und Indien zu Lande alle diejenigen Artikel beziehen, welche es außer den Erzeugnissen seiner eigenen Besitzungen braucht. Alle die mächtigen Elemente des Ackerbaues, der Fabrication und der innern Macht nennt es sein eigen; aber seine geographische Lage und die Gestaltung seines ungeheuren Länder-Gebietes stehen natürliche Hindernisse hervor, welche seine Macht und seinen Einfluß nach Außen beschränken und hemmen."

Ferner von Spanien: „Nach Moreau de Jonnes hat die Bevölkerung in den Staaten bedeutend abgenommen, — ein sicheres Zeichen des Verfalls, in demselben Verhältnisse mit dem Sinken der Industrie und des Wohlstandes des Königreichs. Drei Viertel der Dörfer existiren nur noch dem Namen nach. Von 4000 größeren Städten, so wie sie im zweiten Ranges, haben gleiches Schicksal erfahren. Segovia hatte im Jahre 1325, 5000 Familien, gegenwärtig nicht mehr als 2000. Toledo hatte 200,000 Einwohner, gegenwärtig nur noch 25,000. Malaga ist von 80,000 auf 50,000 herabgesunken, und von den Dörfern, die ehemals so zahlreich in dieser Umgegend waren, sind nur noch 16 übrig. In der Provinz von Salamanca sind 200 Städte, Dörfer und Flecken noch 13 vorhanden sind, und die sonst so ertragreichen Kornfelder sind schon seit langer Zeit in Weideplätze für Schaafe verwandelt. Im siebzehnten Jahrhundert belief sich die Bevölkerung von Sevilla wenigstens auf 300,000, davon 130,000 mit Manufaktur-Arbeiten beschäftigt waren, die Zahl der gegenwärtigen Einwohner beträgt 96,000. Murcia hat fast seinen ehemaligen Wohlstand, 40,000 Einwohner, verloren. Im Campo bat nur 6000 statt 30,000, und Valencia hatte nach der Angabe des Estelano im Jahre 1600, 100,000 Häuser und zwischen 300,000 und 600,000 Einwohner; jetzt beläuft sich seine Einwohnerzahl auf 130,000. Vor der Eroberung im Jahre 1487 hatte Granada 70,000 Häuser und 400,000 Einwohner; davon waren 50,000 bewaffnet. Es wurde von Festungs-Werken vertheidigt, auf welchen sich 1030 Thürme und zwei ungeheure Kastelle erhoben, deren jedes eine Garnison von 40,000 Mann zu fassen im Stande war. Das ganze Königreich, wovon jene Stadt die Hauptstadt war, war nur 30 Meilen breit und 70 lang; trotz dessen enthielt es 32 große Städte, und 97 Flecken, und 3,000,000 Einwohner. Im Jahre 1787 betrug die Gesammt-Bevölkerung nicht 85,000. Die Stadt Cordova zur Zeit der Mauren-Herrschaft nahm ungefähr acht Lieues von den Ufern des Guadalquivir ein, und enthielt 600 große Moscheen, 3837 kleine Moscheen oder Kapellen, 4300 Minarets oder Thürme, 900 öffentliche Bäder, 28 Wasserkünste, 80,455 Häuser, 213,070 Wohnhäuser, 60,300 Palläste. Was dieser Bericht immerhin übertrieben sein mag, ihm zufolge war Cordova damals viel ausgedehnter, als London jetzt. Nichts desto weniger können alle diese Angaben dazu dienen, den Glanz und die Blüthe von Cordova zu bezeichnen, und den ungemein raschen Verfall der Macht und des Wohlstandes Spaniens nach Vertreibung der Mauren anzudeuten. Der jetzige amtliche Census ergiebt, daß 1511 Städte und Dörfer durchaus unbewohnt und verödet sind." — Das ist ein trübseliges Bild von einem Lande, das von der Natur zu Macht und Blüthe geschaffen scheint. Im Jahre 1827 ward die Bevölkerung auf 13,933,959 Einw. abgeschätzt, ungefähr 3,000,000 in den Colonieen.

Schließlich theilen wir noch Einiges mit, was wir der Einleitung entnommen und kurz zusammengedrängt haben; es dient zur Erläuterung des Standes der statistischen Wissenschaft in verschiedenen Ländern.

„Die Statistik von Rußland ist weniger bekannt und weniger enthusiastisch, als die irgend einer Europäischen Nation.

Die statistischen Angaben über Holland werden jedes Jahr sorgfältig gesammelt, aber in den Gouvernements-Büreaus niedergelegt, und sind daher schwer zugänglich.

Die Statistik von Preußen ist in bewundernswürdiger Ordnung; weniger in den übrigen Deutschen Staaten.

Die Statistik von Spanien, Portugal und Italien ist ein leeres Blatt.

Von der Statistik Afrikas wissen wir Nichts. Mit Ausnahme weniger Landstriche, und vielleicht auch Aegyptens, ist uns dieser ganze Erdtheil unbekannter, als er den Römern war.

Die geringe Kunde von der Statistik Asiens verdanken wir den gelegentlichen Bemerkungen der Reisenden. Gerade über zwei wichtigsten Länder, China und Japan, sind wir durchaus unterrichtet.

Die vereinigten Staaten und das Britische Amerika sind, wie die civilisirten Länder Europas, uns bekannt."

*) Nach Balbi; davon Buddhisten von den beiden großen Sekten: 47,000,000, Brahmen 20,000,000; Mahomedaner unerlaubt 5,000,000; doch finden hier bedeutende Abweichungen statt, und die Angabe der Gesammt-Bevölkerung ist offenbar falsch.

Bibliographie.

Legends of the north and border minstrelsy. (Sagen der Nord- und Landen aus den Englisch-Schottischen Grän-Provinzen.) 4. 3l. 3d.

On preservation from lightning. (Ueber Blitzableitung.) Von Leigh. 1 Sh.

On the Epistle to the hebrews. (Ueber die Epistel an die Hebräer.) Von Lord Mandeville. 16 Sh.

Population returns etc. (Englische Volkszählungen, Kirchen-Einrichtung 2c. von 1801 bis 1835.) Von Marshall. 4. 63 Sh.

Collection of statutes relating to the poor. (Sammlung aller auf die Armen sich beziehenden Englischen Gesetze.) Von Pratt. 21 Sh.

Philosophy of health. (Philosophie der Gesundheit.) Von Dr. Southerwood Smith. 2 Bde. 14 Sh.

Pantiles — oder Sagen aus den frühesten Zeiten. Von Wm. Howitt. 2 Bde. 21 Sh.

The Exile of Erin, or the sorrows of a bashful Irishman. (Leiden eines schüchternen Irländers.) 2 Bde. 21 Sh. Briand.

Rußland.

Moskau im Jahre 1612.

Fragment aus den Denkschriften eines Polen, Maskewin, der sich während des Interregnums in Rußland, zur Zeit des falschen Demetrius, in Moskau befand.

Ich stand mit einem Militair-Posten im Palast des jüngsten Bruders des Zaaren, Alexander Schuisky. Nebenan befand sich der Palast des Bojaren Feder Golowin. Ich benutzte die Bekanntschaft, die ich in Polen mit der Frau seines verstorbenen Bruders gemacht, um jetzt in seine Nähe zu gelangen. Anfangs verweigerten seine Leute mir den Eintritt, der gewöhnlich geschlossen war; als ich aber erklärte, ich brächte Nachrichten von seinem verstorbenen Bruder, kam sich die beste Aufnahme. Der Bojar erkundigte sich nach den Verhältnissen seines verstorbenen Bruders, nach dessen hinterlassenen Kindern u. s. w. Ich antwortete, was mir einfiel, da ich nichts wußte, und gab meine Erfindungen für Wahrheit aus. Von nun an wurden wir die besten Freunde und nannten uns einander „Brüderer". Diese Vaterschaft ward mir sehr nützlich: mein neuer Freund lud mich und meine Gefährten oft zu sich zur Tafel und versorgte mich außerdem mit Lebensmitteln, und mit Heu und Hafer für meine Pferde. Vorzüglich schätzbar war mir seine Freundschaft bei dem Aufstande der Bewohner Moskau's. Ich mir meinerseits stand ihm auch bei jeder Gelegenheit bei und lud ihn oft zu mir zur Mittagstafel, die mit Polnischen Gerichten besetzt war, über welche der Bojar, da sie ihm früher nicht bekannt geworden, sein beifälliges Erstaunen bezeigte. Immer enger ward unser Freundschaftsbund, so daß ich ihn in vertraulichem Gespräch bat, mich vor etwanigem Verrath der Moskowiten zu schützen, wogegen er mich um gleichen Schutz gegen den Tyrannen bat. Diese Moskowiter-Mißtrauen waren aber unnöthig, indem es zu keinem Ausbruche kam.

Ich hatte Gelegenheit, Hochzeiten in vielen angesehenen Moskauschen Familien beizuwohnen. Festgruben sind die dabei herrschenden Gebräuche: in einem Zimmer sitzen die Männer, in einem anderen die Frauen. Man ferviet eine Menge von Speisen, prächtig zubereitet, und große Schüsseln, die auf Füßen stehen, sind mit Fleisch und mit Fisch-Pfannen stehen, um sie heiß leichter auf Kohlen zu wärmen. Sie werden nicht auf ein Mal servirt, sondern eine nach der anderen; die während der Zeit eingebrachten Schüsseln werden von den Dienern auf den Händen gehalten. Musik giebt es des Abends nicht; über unsere Tänze spottet man, indem man es nicht für schicklich hält, daß ein anständiger Mensch tanze. Dagegen hat man Hofmanute (Hofnarren (Schuti) oder Narren, die es sich angelegen sein lassen, die Anwesenden mit burlesken Sprüngen und mit Gesängen zu unterhalten, die größtentheils sehr schamlos sind. Bisweilen läßt man sich, um sich gleichsam über unsere Sitten lustig zu machen, auf Leyern etwas vorspielen. Diese Instrument hat beträchtlich viel einer Geige; die Stelle eines Bogens aber wird durch ein in der Mitte angebrachtes Rädchen ersetzt; eine Hand dreht das Rädchen, welches die Saiten berührt, während die andere auf Tasten spielt, deren ungefähr 10 sich oben am Instrument befinden; jeder durch die Tasten hervorgebrachte Ton steht gegen die Saiten einen Ton niedriger. Man sagt eine andere Melodie an. Nun beginnt ein Gesang. Wenn sie die Gesänge singen, erschienen einige gut gekleidete Frauenzimmer, „Fräulein" genannt; es sind die Frauen der Diener. Sie stellen sich an der Thüre, durch welche sie hereinkamen, am Ende der Tafel auf, an welcher die Gäste sitzen und suchen sie auf verschiedene Weise zu belustigen. Zuerst erzählen sie Mährchen mit höchst anständigen Zusätzen und Bemerkungen; dann aber singen sie so junge und schamlose Lieder, daß man die Ohren zuhalten möchte. Den Russen behagt solche Unterhaltung nur; wohl bekommt es ihnen! Mögen sie bei ihren Belustigungen bleiben, wenn sie keine andere kennen! Wo uns unseren Tänzen sagen sie: „Welche Freude kann es wohl sein, im Zimmer umherzugehen, zu fuchteln, wenn man nichts verloren hat, sich wie ein Marionettinger zu gebehrden, und Sprünge zu machen wie ein Seiltänzer? Ein anständiger Mensch muß auf seinem Platz sitzen und sich an den Späßen des „Narren" ergötzen, nicht aber, um Andere zu ergötzen, selbst ein Narr werden: das geht nicht." Diese Denkart entspringt, meiner Meinung nach, daher, daß von den Männern die Frauen nicht in ihren Zirkel zugelassen werden, ja, ihnen nicht ein Mal erlaubt wird, sich öffentlich zu zeigen, außer in den Kirchen. Und auch in diesem Falle hat jeder Bojar, der ein Haus in der Nestorey besitzt, ganz in der Nähe eine Kirche für seine Frau. Geschieht es ein Mal, daß eine Bojarenfrau an einem Festtage sich in eine große Kirche begiebt, so führt sie in einem einspännigen Wagen, der, mit Auvahme kleiner Seitenthüren, völlig verdeckt ist. Diese Seitenthüren haben Fensterchen von durchsichtigem

Digitized by Google

Steinen oder von Ochsenblasen; die Dame kann Jeden sehen, aber außer dem Sins- und Ausstehen, von Niemandem gesehen werden. Die vornehmsten Bojarinnen fahren immer mit 2, gewöhnlich weißen, eines vor dem anderen angespannten Pferden, deren jedes von einem Stallknechte am Zügel geführt wird. Die Kumte der Pferde sind mit breadhängenden Zobelfellen bedeckt; das übrige Geschirr ist bisweilen von rothem Sammet, bisweilen von rothem Leder. Der Wagen selbst ist von einer Dienerschaft umgeben, die nach der Würde und dem Ansehen des Gebieters mehr oder minder zahlreich ist.

Die Gemächer für die Frauen bestehen sich im Hintergebäude, und obgleich sie einen Eingang von der Gasse haben, so befindet sich der Schlüssel zu demselben immer bei dem Gemahl, so daß man zu der Frau nur durch sein Zimmer gelangen kann. Von Männern, selbst seichen, die zum Hause gehören, darf Niemand hinein. Auch ist der Hof, der Wohnung der Frauen gegenüber, mit so hohen Pallisaden versehen, daß bedeutend eine Bojar über sie hinwegsehen können. Hier ist also der Spaziergang der Damen. Will der Wirth seinem Gast eine besondere Ehre erzeigen, so führt er ihm Frau und Kinder heraus: küssen muß man sie, wenn man nicht unhöflich seyn will. Uebrigens schminken sich alle vornehme Damen und wüßten es für eine Todsünde und für eine große Schande halten, sich ungeschminkt öffentlich zu zeigen.

Heirathen werden auf eine sehr seltsame Weise geschlossen. Mancher Bräutigam sieht seine Braut nicht früher, als am Hochzeitstage. Will sich Letzterer, aus besonderem Wohlwollen, vor diesem Tage sehen lassen, so bezieht sie sich zu diesem Zweck in ein besonderes Zimmer, küßt ihren Zukünftigen, verläßt ihn aber dann sogleich, ohne ein Wort zu sagen.

Will der Bojar ausfahren, so setzt er sich in einen, mit einem Stattlichen, gewöhnlich weißen Pferde (das Kumt ebenfalls mit Zobelfellen bedeckt) bespannten Schlitten, begleitet von einem ohne Sattel reitenden Stallknecht. Der Schlitten selbst ist bei den reicheren Bojaren mit weißem, bei den übrigen mit schwarzem Bärenfell ausgeschlagen. Die Vorderthüre werden im Sitzen in der Regel, um gegen den Koth zu schützen, so doch gemacht, daß der im Schlitten Sitzende kaum den Kopf des vor ihm auf dem Pferde reitenden Stallknechtes sehen kann. Eine Menge Diener und Leibriegene begleiten den Bojar; Einige stehen vorn, Andere zu beiden Seiten, und wieder Andere hinten auf den Sohlen des Schlittens, an den sie sich halten. Bei Nacht aber nach Kerzen-Illumination, selbst ein ganzes Bärenfell des Schlittens stehender Diener eine große Laterne mit einem brennenden Licht, nicht nur um den Weg zu erleuchten, sondern auch wegen persönlicher Sicherheit, da Jeder, der sich Nachts auf den Straßen ohne brennende Laterne sehen läßt, für einen Dieb oder Spion gehalten wird. Wer ohne dieselbe der Nachtwache in die Hände fällt, wird sogleich in irgend ein Gefängniß geschleppt, aus dem man selten wieder herauskommt.

Gerichtshöfe in Moskau. Deren giebt es vielleicht eben so viele, als es Gattungen von Vergehen und Verbrechen giebt. In einem z. B. richtet man die Diebe, in einem andern die Räuber, in einem dritten die Verräther, wiewohl alle doch eigentlich zusammengehören. Wie es sich unter solchen Umständen mit Anklagen, unterschiedenen Angelegenheiten verhält, kann man sich denken. Die Gerichte werden in besonderen, Aloarati benannten Häusern gehalten, und zwar täglich von Morgens früh bis Abends zur Vesper. So wie sich die Vesperglocke hören läßt, steht Alles auf, und die Sitzung ist geschlossen. Das höchste Kapital-Verbrechen wird nicht mit dem Tode, sondern mit der Knute bestraft, mit Ausnahme jedoch des vorsätzlichen Verbrechens gegen den Zaar. In diesem Fall wird der Verbrecher, wenn er auch nur erst verdächtig ist, ohne Gericht und Untersuchung unters Eis in's Wasser versenkt.

Ein Schuldner, der nicht zum Termin bezahlt, wird nach dem Rosrädi-Hause geführt; gesteht er seine Schuld ein, aber auch Unvermögen, zu zahlen, so besteht der Richter einen Gerichtsdiener, den Angeklagten vor dem Rosrädi hinzustellen und ihn, vermittelst eines ungefähr 1½ Ellen langen Stöckchens, mit einer gewissen Anzahl Schläge zu regaliren, wobei er, der Richter, selbst aus dem Fenster zuschaut. Dies geschieht täglich um 1 Uhr Nachmittags, bis der Schuldner seinen schuldigen Gehalt hat. Gewöhnlich hält man auf diese Art nicht mehr als 30 dergleichen Schuldner vor dem Rosrädi aufgestellt, und hinter ihnen Gerichtsdiener, von denen jeder der Reihe nach seinen Mann zu besorgen hat. Auf ein gegebenes Zeichen empfängt der erste Schuldner drei Hiebe auf die Waden, und so geht es der Reihe nach bis zum letzten. Uebrigens kann der Schuldner einen Anderen für sich stellen, wenn er für Geld einen Liebhaber dazu findet.

Die Bewohner von Moskau beobachten eine große Mäßigkeit und sehen strenge darauf, bei den Großen sowohl, als beim Volk. Trunkenheit ist verboten; Schenken oder Kabaken giebt es in ganz Rußland nicht; nirgends wird Branntwein oder Wein verkauft, und sogar in Häusern, mit Ausnahme der Bojaren-Häuser, wagt es Niemand, für sich ein berauschendes Getränk zu bereiten; hiervon sind selbst Kunstschüler und Stadt-Aeltesten, denen die Aufsicht über die Häuser anvertraut ist. Einige hatten es versucht, Fäßchen mit Branntwein in ihren Oefen zu verbergen, was aber, zu großem Nachtheil der Schuldigen, entdeckt wurde. Ein Trunkener wird sogleich in den besonders dazu bestimmten Säufer-Thurm gebracht (sie giebt nämlich für jede Art von Verbrechen ein eigenes Gefängniß) — aus welchem er, wenn sich Jemand für ihn verwendet, jedoch auch dann nur erst nach einigen Wochen, wieder entlassen wird. Zum zweiten Mal betrunken angetroffen, wird er abermals, inzessen auf längere Zeit, in den Thurm gesperrt, außerdem durch die Straßen geführt, bisweilen auch mit Knutenhieben gestraft und endlich freigelassen. Zum dritten Mal ist die Strafe gleichfalls der Thurm, dann die Knute, und solchergestalt gegen jeden Mal abwechselnd Knute und Thurm, damit er sich endlich bessere. Hilft dies Alles nicht, so bleibt er im Thurm, bis er stirbt.

Mit Wissenschaften beschäftigt man sich in Moskau gar nicht; sie sind sogar verboten. Der oben erwähnte Bojar Golowin erzählte mir, daß unter der Regierung des Zaaren Iwan einer unserer Kaufleute, der die Erlaubniß hatte, mit Waaren nach Rußland zu kommen, einen Ballen mit Kalendern nach Moskau brachte. Als der Zaar es erfuhr, befahl er, diese Bücher zu ihm zu bringen. Den Russen kamen sie sehr gelehrt vor; sogar der Zaar konnte kein Wort verstehen. Durch alle, das Volk und die Geistlichkeit bekannt zu machen, ward befohlen, alle Kalender in's Schloß zu bringen, dem Kaufmann zu zahlen, was er verlange, und die gefährlichen Bücher zu verbrennen. Einen dieser Kalender sah ich bei Golowin. Auch theilte mir der Bojar mit, daß er einen Bruder gehabt, der fremde Sprachen sehr geliebt, aber keine Gelegenheit habe finden können, sie öffentlich zu lernen; weshalb er, einen in Moskau lebenden Deutschen heimlich zu sich in's Haus berufen, so wie einen der Lateinischen Sprache kundigen Polen; Beide mußten in Russischer Tracht zu ihm kommen und ihn hinter verschlossenen Thüren unterrichten.

In ihren Zusammenkünften mit den Moskowitern rühmen die Unfrigen ihre Freiheit und gaben ihnen den Rath, sich den Polen anzuschließen. Die Russen antworteten aber: „Auch ist Eure Freiheit thörigt, und uns unsere Unfreiheit. Freiheit aber herrscht nicht bei Euch, sondern Willkür; der Starke beraubt den Schwachen und kann ihm Vermögen, ja sogar das Leben nehmen. Gerechtigkeit kann man, nach Eurem Gesetzen, lange suchen, und gerichtlich anhängige Sachen werden Jahre lang hingezogen. Und gegen Magnaten erhält man gar kein Recht. Bei uns aber darf der ansehnste Bojar den Letzten aus dem Volk nicht zu nahe treten. Wendet man sich klagend an den Zaar, so erhält man sogleich Urtheilsspruch und Genugthuung. Handelt der Zaar selbst ungerecht, so handelt er in Folge seiner Macht; wir Gott, straft und belohnt er. Lieber wollen wir Unrecht vom Zaar, als von unserem Mitbruder erleiden."

Bibliographie.

Gemälde vom Russischen Kaukasien, in historischer, statistischer, ethnographischer, finanzieller und kommerzieller Beziehung. Von Platon Subow.

Klein-Russische Erzählungen von Gritzko Osnowjanenkoff.

Mannigfaltiges.

— **Coleridge's Urtheil über Schiller.** Der verstorbene Englische Dichter S. T. Coleridge, bekannt auch durch seine Uebersetzung von Schiller's Wallenstein, war einer der geistvollsten Geisterschauer, und seine Conversation über literarische Gegenstände noch berühmter als seine Erzeugnisse selbst. Einer seiner Verwandten, Hr. Henry Coleridge, hat in den letzten Jahren seines Lebens die Gespräche, die E. an jedem Tage geführt, des Abends aus dem Gedächtnisse in ein Journal niedergeschrieben, und jetzt unter dem Titel „Specimens of the table-talk of S. T. Coleridge" (Coleridge's's Tischgespräche) erschienen ist. Wir wollen einige Proben aus dem geistreichen Buche mittheilen und geben hier zunächst S's. Urtheil über unsern Schiller: „Die jungen Deutschen und Engländer," sagte Coleridge, „welche Lord Byron bewunderten, gehen Goethe den Vorzug vor Schiller, aber verlassen Goethe bald. Goethe hat nie auf das Deutsche Gemüth — ich meine die Nation, nicht einzelne Individuen — so mächtig einwirken, wie Schiller. Schiller's Genius hatte zwei originelle Phasen: die erste zeigte er in den Räubern, welches Stück zwar mit keinem Shakespeare'schen vergleichen werden darf, aber dennoch, als Darstellung des diesem materiell Gegebenen, eine ganz einzige Schöpfung ist. Andere sind eben ganz originelle Dichtung, der das Gepräge von Schiller's Seele tief eingedrückt ist. Nachmals entwuchs der Dichter schnell dem Kreise solcher Compositionen, und trat mit dem großen historischen Drama Wallenstein zuerst in sein wahres Gebiet. Nicht das intensivste Drama der Leidenschaft — in dem er nicht Meister war — sondern das ausgedehntere Drama der Geschichte erschien seinem mannigfaltigen Geisteskräften weiten Spielraum. Wallenstein ist das bedeutendste seiner Werke, eine Gattung für sich allein, und Shakespeare's historischen Stücken nicht unähnlich. Jede Scene des Wallenstein gefällt uns auch ander dem Zusammenhang, wie jedes Kapitel im Don Quixote. Selbst haben Goethe und andere Schriftsteller durch ihre Theorien Schiller's Stellgleit und Originalität gehabt. In seinen folgenden Dramen erschienen seine Prinzipien schwankender. Goethe hat als Lyriker das Höchste geleistet. Von dieser Seite kann er nicht genug gepriesen werden. Ich liebe Wilhelm Meister, die beste seiner prosaischen Schriften. Aber weder Schiller noch Goethe reichen als Prosaiker an Lessing, dessen Schriften die höchste stilistische Vollendung haben."

— **Musikalisches aus Amerika.** In New-York erscheint seit kurzem eine Zeitschrift für Musik unter dem Titel „American Musical Journal." Die erste Nummer ist mit dem Bildnisse Händel's geziert. Sie wird sowohl Original-Abhandlungen über verschiedene Zweige der Musik, als auch Auszüge aus den besten Werken über diesen Gegenstand, so wie biographische Notizen über die berühmtesten Komponisten, Artikel über Geschichte, Verbesserungen und Behandlung der Instrumente, eine Uebersicht der vorzüglichsten Erscheinungen im Gebiete der Musik u. s. w. enthalten. - Von Musikstücken werden nur diejenigen mitgetheilt, welche wahrhaften Werth haben, und die nicht allgemein bekannt sind. Doch werden auch solche aufgenommen, die sich zum Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Der Preis ist 4 Dollars jährlich.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Montag den 16. März 1835.

England.

Riesen, Gigantен und Cyklopen.

Von Leigh Hunt.

Es möchte schwer seyn, irgend ein Volk aufzufinden zu machen, in dessen Urgeschichte nicht Riesen und Gigantен eine Rolle spielten. Alles, was bedeutungsvoll in seinen Wirkungen war, mußte von Ungeheuern herrühren. Der Hause anstürmender Nachbar-Völker mußte aus lauter Riesen bestehen. Wer sich gegen die Götter empörte, mußte ein Gigant seyn, der, — nicht skeptische Abhandlungen, wie heutzutage, sondern Berge über einander wälzernd, um die Gottheit zu vernichten. Böse Geister erschienen immer entsetzlich groß. Der Perser hatten für Riese, Teufel und Zauberer nur ein einziges Wort. Ein älteres Wort in der Persischen Sprache, welches ebenfalls Riese bedeutet, bildete den Namen der alten Dynastie der Cajaniden. Zu Königen wurden in der Urzeit große Männer gewählt, weil damals physische Ueberlegenheit noch mehr galt. Zusammen ragte an Haupt und Schultern über Alle hervor, und seiner Leibes-Länge verdankt er mehr als seinen sonstigen Eigenschaften den Titel „König der Männer." So schildert auch Virgil den Musäus als einen seine Brüder an Gestalt überragenden Mann, als wenn geistige Vorzüge gar nicht ohne Beerin mit physischer Ueberlegenheit zu denken wären. Die Alten konnten die moralische Größe oft nicht anders als durch körperliche andeuten und ausdrücken. „Er bedient bemerkt zu seinem Lobe," sagt Hoole,*) „daß in den Arabischen und Persischen Fabeln ein Riese gewöhnlich ein Neger oder ein ungläubiger Indianer seyn muß, wie in den alten Englischen Balladen die Riesen meistens Sarazenen sind." „Wenn die Neger Schriftsteller wären", sagt der genannte Autor scherzend hinzu, „sie würden sicherlich ihre Gigantен mit Hörnen, Pferdefüßen und weißer Gesichts-Farbe darstellen."

Daß Menschen von gigantischem Körperbau hier und dort gelebt haben, läßt sich wohl, da Ausnahmen von der Regel noch heutzutage vorkommen, nicht leugnen. Einige sind in der That sehr stark und kräftig, andere schwach und mißgestaltet, wie Kinder, die sich im Wachsen übereilten. Od Riesen-Völker existirt haben, ist eine Frage, die noch immer nicht genügend beantwortet wurde. Die Patagonier, die der Admiral Byron sah, hatten in der That eine Leibes-Länge, welche sie zu Riesen machte; allein die Knochen, die man als angeblich großen Völkern der Vorzeit angehörig aufweist, werden von Einigen dem Mammuth zugeschrieben. Das gehört in die Prosa der Gigantologie. Als poetischen Gestalten kann man den Riesen-Völkern ihr Daseyn nicht streitig machen. In den Englischen Ritter-Büchern werden die spanischen Fanfaronen als Riesen geschildert, die auf ihren Burgen hausen. Ihre Untergebenen haben im Walde Schlupfwinkel. Auch die Wahrer der alten Jagd-Gesetze hielt das Volk für Wald-Ungeheuer, die Jeden tödteten, der ihnen auch nur ein Kaninchen entwandte.

Die früheren Riesen waren Wesen, die es mit den Göttern aufnahmen. Die Himmel-Stürmer in der Griechischen Mythe, die den Ossa über den Pelion thürmten, hatten eine Menge Hände und Arme, die ihnen zu diesem Geschäfte sehr nothwendig seyn mochten. Typhon, das böse Prinzip, der furchtbare Wind, hatte Drachen-Köpfe, aus deren jedem eine andere Thier-Stimme herausbrüllte. Enceladus war in die Tiefe der Erde hinabgeschleudert, der Berg Aetna lag über seinem Gebeinen und er konnte sich nicht weder in die Höhe heben; allein er spie Feuer und Rauch, und wenn er seine Glieder rüttelte, so gab es ein Erdbeben. Otus und Ephialtes wuchsen jeden Monat neun Zoll; in ihrem neunten Lebens-Jahre nahmen sie schon an dem Kampfe gegen die Götter Theil. Dann und wann trat ein Riese der Griechischen Vorwelt mit den Göttern auch wohl in einen höflicheren Verkehr. Als Juno sich mit Neptun und der Minerva zum Sturze Jupiters verschwor, kam Briareus in den Himmel und ließ sich freundschaftlich nieder; allein er blickte doch so schrecklich, daß die Göttinnen nicht wagten, ihm zu nahen.

Oft wurden die Titanen mit den Gigantен verwechselt, aber sie sind verschiedene Wesen, wie auch ihr Kampf verschieden war. Jene kämpften gegen den Himmel und den Saturn, diese stritten gegen Jupiter; mithin sind die Titanen auch den übermenschlichen Formen der alten Götter entsprechender, während die Gigantен, als spätere Erzeugnisse der Phantasie, in ihrer Gewaltigkeit schon mehr der menschlichen Formation sich annähern, da ja auch die früheren Götter sich vorzugsweise mit der Erde machten und im lustigen Umgang mit Menschenkindern humaner wurden. Jupiter, der Sieger über Alles, kämpft nun auch gegen das Geschlecht der Erzeugten nur noch in einzelnen Attacken, indem er gegen die Töchter der Erde zu Felde zieht und sie sich unterwirft; er blieb immer Sieger.

Die Cyklopen waren eine Abart der Gigantен. Sie waren Menschenfresser und hatten nur ein Auge über der Stirn. Bryant stellt in seinen „Grundzügen der alten Mythologie" die witzige Hypothese auf, die er jedoch mit ganz ebrarem Ernst vertritt, daß die Cyklopen mit ihrem großen Einauge alte Wacht-Thürme gewesen seyen, das Auge sey das runde Fenster am alten Gemäuer, und da die Mythe alles Sachliche zu personifiziren pflege, so könne das nicht zu auffallend erscheinen, wenn die Thürme Männer wurden. Leider ist nur dadurch der Appetit der Cyklopen zu Menschen-Fleisch nicht erklärt; die Cyklopen sind nur auf die cyklopischen Mauern reduzirt. Eine andere Vermuthung macht die Cyklopen zu Schlacht-Schilden, in deren Mitte ein Loch war, durch welches der Kämpfer seinen Gegner ersphähte. Auch diese Erklärung der Einäugigen hilft uns nicht; wir nehmen die Cyklopen als Kobolde der Mythe, wir erklären und reduziren sie nicht. Homer, der die ganze Welt kennt und ihre Wunder schildert, wie sie sind, nicht wie sie sich rationalistisch deuten lassen, stellt die Cyklopen ganz in ihrer Ungeheuerlichkeit dar. Thrakrit, der am Hofe eines Ptolomäers Hirten-Gedichte schrieb, mußte die wüsten Burschen der Borwelt einigermaßen kultiviren, um sie den „süßen Herten" erträglich zu machen. Er stellte den Polyphem verliebt dar. Wer sind dabei um Galatea bange, denn, wenn der Liebhaber freilich nur Ein Auge auf sie haben konnte, so hatte er doch an anderen Sinnen so viel überflüssige Kraft, daß bei seiner Manipulation zu fürchten steht, er werde die arme Hirten-Magd erdrücken. Aber der Schäfer-Dichter weiß das sehr gut durchzuführen, und wenn der Riese des Nachts von seinen Bergen herunterrutscht in Sehnsucht und Liebesharm, dann lachen die Dorf-Mädchen, sie fürchten sich nicht mehr vor ihm, sie haben höchstens Mitleid mit ihm. Mit wem dagegen im Ernst die Liebes-Klagen des Riesen Polyphem hören, so muß man bei Händel nachsagen und seine Serenade „Acis und Galatea" mit dem Texte von Pope anstimmen lassen.' Händel ist ein Gigant der Musik. Seine Töne schildern die furchtbare Gestalt des Riesen, „brauend, wie Briareus, mit hundert Händen", und gleichwohl werden sie lieblich wie Kinder-Stimmen, wenn sie die sanftesten Klage des unglücklichen Liebenden andeuten, das feine Gegenliebe findet. „Eh' ich von meiner Liebe lasse" — in dieser Passage liegt so viel naive Herzlichkeit, daß man den Geist des großen Händel verwundert, der auch bei den ungeschlachten Riesen der Welt die stillern Gefühle der menschlichen Seele voraussetzt.

In der alten Geschichte vom „Sindbad" kommt ein Ungeheuer vor, das mit Homer's Polyphem viel Aehnlichkeit hat. Der höchst erfinderische Verfasser der „Bemerkungen zu Tausend und Eine Nacht" hält deshalb den Riesen im Ritterbuche für eine Kopie des Neptunischen Sohnes in der Odyssee. Aber auch dieser ist, wie der Autor sagt, kein Original, weil Homer ohne Zweifel alte Orientalische Sagen benutzte, die er von Handelsleuten vom Osten her vernommen haben müsse. Die Griechen selbst hätten eigentlich an ein Riesen-Volk gar nicht geglaubt, mithin vermuthe er, das Volk der Cyklopen, zu dem Ulysses kommt, sey eine Orientalische Idee. Herr Hoole macht sich ein Spaßchen! Die Griechen nannten ja den Polyphem einen Sohn Neptun's, mithin versetzen sie die ganze Gestalt in die Mythe. An Kopirung des Homerischen Goliath kann nicht zu denken seyn; jedes Volk hat in seinen Mährchen Riesen, die sich ziemlich ähnlich sehen. Die südlichen Nationen gebrauchten sogar das Wort Polyphem, ohne von dem Homerischen Riesen etwas zu wissen. Man hat überhaupt nicht nöthig, auf Virgil, Ovid und die Alten zurückzugehen, um zu ersehen, wie Menschen-Fresser ausgesehen haben. Steven „Hoppin" hat jedes Volk, und das alte Lied von ihm: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch", variirt jeder Volksthümlichkeit gemäß.

Im siebenten Buche seines Gedichtes läßt Ariost auch einen Polyphem erscheinen. Er nennt ihn einen „orco", welches Wort, im Zusammenhang mit dem Lateinischen Orcus, die antike Hölle und auch einen Todtengott bezeichnet, einen Popanz bedeutet, nur nicht bloß im spaßhaften Sinne des Wortes. Ariost's Polyphem hat eine Höhle, Schafe und alle Utensilien der alten Cyklopen. Dagegen hätte sich Ulysses an dem Polyphem des Italiäners anders rächen müssen; er hätte ihm nicht das Auge ausbrennen können mit dem gebörteten Pfahl, denn Ariost's Riese hat gar kein Auge. Der Unglücksfleiß ist in Betreff dieses Organs sehr verwahrlost; er hat statt der Augen zwei runde Löcherne Höhlen. Dagegen ist seine Nase um so reicher ausgestattet von der gütigen Mutter Natur. Er wittert Alles, und riecht so genau, als andere Geschöpfe sehen. Auch sein Mundwerk ist bedeutender als das

*) In seinen „Bemerkungen zu Tausend und Eine Nacht."

Digitized by Google

anderer Wesen organisiret; zwei scharfe Hauer ragen keck hervor, und er giebt in dieser Bejiehung dem wilden Eber nichts nach. Ueber seine Brust fließt der Schaum, der seinen Verfolgungs-Eifer andeutet. Er ist so groß, daß die furchtsamen Menschen, die ihn antommen sehen, glauben, zwischen Erde und Himmel sey nur Ein Ding, nämlich Polyphem.

> Lo lungo d'occhi, di color di fuoco
> Motto la fronte ha due coccoli d'osso.
> Verso sua vien, come vi dico, ingo
> Il lito: e par ch'un monticel sia mosso.
> Mostra le zanne fuor, come fa il porco:
> Ha lungo il naso, e 'l dosso a spazzo, e storto.

Hoole sagt, das seyen Kindereien, so säpvich habe nie ein Dichter seine Ungeheuer dargestellt; wenn es einmal ein Polyphem seyn sollte, müßte er wie der Gegner des Ulysses' aussehen. Allein unsere Ammen-Mährchen sind nicht zu verachten, obwohl da der Poyang bald so, bald anders erscheint. Auch der Teufel hat bei jedem Volke eine andere Gestalt; gewiß verschiedene Nationen kommen immer wieder um sind unsterblich, aber verschiedene Attribute sind den verschiedenen Nationen eben so natürlich als nothwendig. Jedes Volk macht sich seine Vorstellungen so gut es kann. Wollte Jemand eine Gigantologie schreiben, und die Riesen aller Nationen mit einander vergleichen, so würde das ein treffliches Buch geben. Es verdiente dann bemerkt zu werden, daß Rabelais' gigantischer Gargantua, der es liebte, sich einen Blumer-Salat aus drei Individuen zurecht zu machen, den er mit Leichtigkeit verspeiste, ein König war. Man wählte in alten Zeiten Riesen zu Königen; hieraus hat Rabelais' Satire Bezug.

In Spenser's „Feen-Königin" werden einige allegorische Personen als Riesen geschildert, besonders „die Verachtung" und „der Stolz". Es verdient sich, daß hier Alles im pathetischen Ernste ausgeführet wird, während Ariost und Rabelais uns zeigen, wie vom „Furchtbaren zum Spaßhaften nur Ein Schritt ist." Spenser's ganzes Gedicht leidet keinen Scherz. Eine Jeanie kann es auch nur in Ariost's Epopöe sehn, wenn der große „Morgante" zum Christen bekehret wird, und nach vielen frommen Thaten und Bus-Uebungen zum Kniff eines Kreb'ses stirbt. Die anderen Riesen besiegt „Orlando", weil sie sich nicht bekehren lassen.

Unsere ehrbaren Kritiker brauchen aber, wollen sie sich an dem Humor ärgern, mit dem die Dichter die Gigauten und Riesen oft darstellen, gar nicht nach Frankreich und Italien hinüberzugehen; unsere alten Mährchen erzählen oft schon viel genug von den Launen der Vorzeit. Wir geben aus der „Geschichte König Arthur's" den Kampf dieses Helden mit einem seiner riesigen Gegner, um dies zu bestätigen. Es liegt sogar darin eine tiefe Weisheit, daß der Mensch mächtiger ist, als ein das Maaß der Schönheit und Harmonie überschreitendes Wesen, um die Weis der alten Sagen, der oft blos in dem lautenden Erzählungs-Ton bestehen kann, verstehen zu können. Wer es begehrten Kritiker, die überall ihren schwerfälligen Ernst hineinschleppen und die Harmlosigkeit des lustigen Mährchens nicht verstehen. Die alten Sagen sind sehr ernst, aber sie lassen sich das nicht merken, wie die verstreiften Gelehrten. Ich schließe also meinen Aufsatz mit dem Beschmitt aus dem alten Geschichten-Buche. Folgendes ist die Ueberschrift:

„Wie ein Landmann ihm vom wunderbaren Riesen sagte, und wie er hinging und selbigen todtschlug."

„Da kam ein Bauersmann zu Herr Arthur und wollte viel Meldung zu machen von dem großen Riesen, der in der Nähe hauste, viel Volks erschlagen und verspeist hatte und seit sieben Jahren schon von Kinder-Fleisch sich nährte. Das ganze Land sey nun kinderlos, und der Mann gei an Kindern liefe sich, trotz der besten Bemühungen der Landleute, nicht ersehen. Letztlich habe der Riese auch die Herzogin von Bretannien, als sie neben ihrem Manne spazieren ritt, gerandt und in seine Wohnung entführt, die auf einer Berge lag. Zünftunnert Menschen hätten ihm nachgesetzt, als das Weiblein um Hülfe schrie; die seyen aber der Hand des Riesen wage Niemand zu bestehen. „So bat er sie gewiß schon erwürgt, nachdem er sein Gelüst an ihr befriedigt hat. Ihr aber, sesd Ihr ein rechtmäßiger König, so habet Mitleid mit dem Weiblein und rächet Euer Land." So sprach der Landmann.

„Ein großes Unheil ist dies", sprach König Arthur. „Mein ganz Reich wollt' ich scher hingeben, wär' ich an Ort und Stelle gewesen, als der Riese die Frau entführte. Du aber, Bursche, führe mich alsbald nach der Wohnung des Ungeheures, damit das Weiblein gerochen werde, wie sich's gebühret!"

Und Arthur befahl seinen Leuten seinen Ehrherren, Rosse vorzuführen und ihm den Harnisch anzulegen; sie selbst thaten ein Gleiches. So zogen sie hin, und der Landmann führte sie zu dem Berge, wo das Ungeheuer hauste.

König Arthur hieß die Ehrherren am Fuße des Hügels leiner harren und hielt allein auf die Spitze des Berges. Da sah eine wehevolle Wittib händeringen und schreiend neben einem frischen Grabe. Fedi Arthur aber sing und sprach: „Weshalb weinst Du also?" Sie aber sagte: „Herr Ritternamm, wollet ja leis reden, dieweil ein Teufel allhier hauset, der Euch verzehret, sobald er Euer Nähe wittert. Hier liegt die Herzogin von Britannien begraben, die der Unmensch todtschlug, ein fein Weiblein sonder Gleichen im ganzen Land, voll guter Sitten und nicht ohne Anmuth."

„Armes Frauchen!" sagte Held Arthur, „ich will sie rächen und das ganze Land. Ich komme vom König Arthur!"

„Den König Arthur achtet das Ungeheuer keinen Deut!" sagte die Wittib. „Brächtet Ihr ihm des Königs Ehrgeyweyn, die Dame Genevra, so würd' ihm das lieb seyn, und sein Herz froher schlagen, als schenkte Ihr ihm das halbe Frankreich. Geht balde fort, guter Rittersmann, der Riese hat funfzehn Könige schon besiegt, er trägt ein Wammes mit kostbaren Steinen besetzt, die allen Kronen der Welt entnommen sind, und der Pelz am Mantel ist von Königsbärten. Denn die Fürsten senden ihm ihr Haar zum Tribut um Weihnachten herum. Schaut hin, Herr Ritter, dort hinten sitzt der Riese und frißt zu Abend."

Held Arthur schaute hin und sah einen ungeheuren Mann am Feuer hingekauert. Drei Jungfern bereiten sieben Bratspieße und an jedem Spieße klat ein junggeborenes Knäblein, als seyen es Krammets-Vögel, zum Abendbrod.

Da schwoll dem Helden Arthur das Herz vor Zorn, und er trat hin und sprach: „Warum thust Du also, Schandliecher? Der Teufel wird Dich braten, wie Du allhier auf Erden gethan mit den Menschenkindern. Du Wiesseil, sollst aber heute braten von mein Hand."

Der Riese nahm seine eiserne Keule und warf sie nach Held Arthur. Sie flog über seinen Kopf hinweg, also jedoch, daß sie ihm die Krone mit sortnahm. Held Arthur schlug jetzt dem Ungeheuer auf den Bauch, daß ihm die Eingeweide wie ein Schleppkleid breadhingen. Darob ergrimmt, bod der Riese auf Held Arthur ein, daß dem die Rippen krachten, und es ihm fast nicht mehr Athem ging. Die drei Jungfern aber liefen die Bratspieße zuhen, knieeten wieder und beteten: „Herr Jesus, komm beeden und hilf dem Helden!" Beide Kämpfer faßten sich jetzt aber Hand zu Hand, sie umhalseten sich wie Brüderlein, nur bösiich und in Tücke. Dann fielen sie zu Boden, und beebten sich wechselweis nach oben und nach unten, Jeder hielt aber dem Andern den Mund zu. So tuilerten sie eine Weile auf und ab, dann kamen sie an den Ort, wo der Berg abschüssig war. Und siehe da! die Beiden rollten, wie ein länglich Rad oder eine Walze thut, den Hügel abwärts über Stein und Stock.

Es war aber ein Glück für Held Arthur, daß er noch lebendig war, als er unten ankam, und ein zweites Glück war, daß er mitsammen dem Riesen nach jener Seite hindahrollete, wo die beiden Ehrherren standen. Diese nahmen beeden, um das Walzenrad zu sehen und meinten, das sey eitel Spaß. Wie sie aber den bitterbösen Ernst sahen, stießen sie dem Riesen ein Schwerdtein in die Rippen, also daß er bald verschied. Dann gingen sie allesammt hinauf nach den Jungfern und befahen sich die Stätte des Riesen in der Höhle." (N. M. M.)

Bibliographie.

History of the Germanic Empire. (Geschichte der Deutschen Reiches.) Von D. F. Dunham Zweiter Band.

The Marsdens and the Daverells. Erzählungen von der Verfasserin der „Portugiesischen Sagen und Charakterzüge." 3 Bände. 31½ Sh.

History of the boroughs and municipal corporations in the United Kingdom. (Geschichte der Wahl-Bezirken und städtischen Corporationen Großbritanniens.) Von Merewether und Stevens. 3 Bde. 4 Pfd. 14½ Sh

Switzerland. (Die Schweiz.) Malerisch und topographisch Von Beattie. 2½ L. 4. 20 Sh.

Frankreich.

Die Frauen im Unglück.

Aus den Pensées d'un prisonnier, vom Grafen von Peyronnet)

Es kann bizarr erscheinen, und die Frauen werden es nicht zugeben wollen, wenn ich sage: ein allgemeines Unglück ist immer weniger drückend für sie; aber ich behaupte es und werde es nicht zurücknehmen.

Bei den Männern bringen solche Zeiten allgemeiner Noth eine Veränderung nur in ihren äußeren Geschicke hervor: bei den Frauen ebenfalls, aber außerdem zugleich auch im Charakter und sogar auch im Geiste.

Was ist die Ursache hievon? Weiß ich's? Vielleicht einer jener Fehler, der dem weiblichen Geschlechte eigen ist, nämlich ihre Beweglichkeit, die es bewirkt, daß sie die verschiedenartigen Rollen auf diesem regen immer bewegten Theater mit größerem und leichterem Geschick zu ergreifen wissen.

Ihr Herz verwandelt sie in Männer, und ist die Metamorphose einmal geschehen, so geben sie weiter und schwingen sich höher, als Jene vermögen.

Worauf beruht dies? Vielleicht auf der Organisation ihrer physischen Natur, die, weil sie schwächer ist, auch zarter und empfänglicher, fähiger für lebhafte Eindrücke und leichter zu durchdringen und zu ergreifen ist. Vielleicht.

Diese Frauen, die ganz sinnlich, ganz leicht dahin lebend erschienen im Genusse der verschiedensten erlesenen Vergnügungen, von denen man glauben sollte, sie seyen nur für das Glück gemacht, weil sie es schaffen und gewähren, diese nämlichen Frauen scheinen dagegen, wenn das Unglück kommt, für nichts Anderes gemacht zu seyn. Ihre Seele entfaltet sich im Kraft und Stärke; eine Größe, die, ihnen selber unbewußt, in ihnen lag, tritt hervor, und sie wachsen in gleichem Maaße mit dem Mißgeschick.

Man sehe sie, wenn die Partei unterliegt, der sie angehören, in den Gefahren des Bürgerkrieges, in politischen oder religiösen Verfolgungen: um wie viel schwächer und geringer wird man in allen diesen Fällen die Hingebung der Männer finden, so groß sie auch seyn mag! Die Frauen gehen sich hin, wie sie lieben, mit größerer aufsichtiger Reinheit und heißerem Feuer. Aber die Gelegenheit zur Liebe ist immer eine gefährliche für sie; und die Gelegenheit, sich hinzugeben, sich zu opfern, die ist ewig lockt, ist es noch mehr. Um sich von der ersten loszumachen, giebt es oft edle und hochherzige Gründe; aber um die zweite von sich zu weisen, bedurfen nur unedle und niedrige Ideig: auch widerstehen sie der einen mehr als der anderen. Und darin liegt ihre höchste Ehre, ihr höchster Ruhm, und wögen ihnen diese köstlichen Gelegenheiten, die sie so trefflich zu ergreifen wissen, nicht vom Glücke erspart werden!

Digitized by Google

Sie lieben mit Aufopferung, und opfern sich auf mit Liebe. Aber im ersteren Falle ist die Liebe rein persönlich und verdient kein großes Lob. Das ist die Liebe, die sich Opfer bringt, in denen sie sich wohlgefällt und die ihr nützen — die aufgeregte Leidenschaft, die sich im Aufschwunge vorübergehender Stärke zu einer nur scheinbar uneigennützigen Entsagung und Selbstverleugnung erhebt, deren Frucht sie sich doch zu sichern weiß und sie für sich pflückt. Im zweiten Falle dagegen ist die Liebe rein wie ihre Quelle. Nur die Wohlgemeintheit genügt hochgespannter Bestimmung ist es, die sie begeistert. Aus dieser hat sie ihren festen Zufluß, an dieser die unerschütterliche Basis ihres dauernden Bestandes; es ist der höchste Grad, den die Uneigennützigkeit und der Adel des Herzens erreichen kann. Wer da liebt, will alles das wiederhaben, was er giebt; wer sich aufopfert, will Nichts dagegen haben und Nichts wieder zurück. Diese Tugend, die so viele andere voraussetzt, Muth und Beharrlichkeit und Standhaftigkeit und völliges Vergessen seiner eigenen beschränkten Persönlichkeit, ist unter den vollkommenen die vollkommenste.

Wie gesagt, große Unglücksfälle müssen ihnen zu Hülfe kommen — dann erhebt sich das schwache Geschlecht, dann zeigt es sich als das in Wahrheit edle und starke. Wem frommte auch das Gluck? Welche Tugend erschlafft nicht darin und welche Vernunft verbleibet es nicht? Und die Frauen wagen noch mehr dabei, verlieren noch mehr darin, als wir.

Wenn sie ein leichtes Leben haben, so füllen sie es nur mit Spielen aus. Eine Gesellschaft, ein Theater, ein Fest, ein Putz, ein musikalisches Instrument, ein neuer Modeschmuck — Alles ist es, was sie die Welt nennen, und das ist in der That ihre ganze Welt. Was fragen sie nach dem Uebrigen? Das Uebrige ist nichts als Ernstbastes und Nützliches: ist das ihre Sache? Sollen sie sich in geistigen Anstrengungen erschöpfen, um als Staudente die prächtige Genugthuung zu gewinnen, vor Langerweile zu sterben? Das Vergnügen ist gar nicht so ein leichtes Ding, und sie haben schon damit genug zu thun: es ist ein unerschöpflicher Gegenstand für ihre Sorgen und nimmt ihre ganze Zeit in Anspruch. Später, wenn dann das Alter kommt, sagen sie, sie haben gelebt. Und wie? Sie haben getanzt, haben sich geputzt, haben sich für schön gehalten und haben sich mendliche Mühe gegeben, es vielfältig zu verneinen und lange, ihr Ziel zu verfehlen. Ja wohl, das ist Alles. Darauf reduzirt sich ihr Leben, darauf läuft es hinaus, das Leben einer geistigen Wesens, dem doch der Himblick und die Hoffnung auf ein anderes höheres verschwebt.

So wie aber schlimme Tage kommen, wird Alles, was sie treiben und thun und wie sie sind, trostlich und vollkommen. Dann sind es nicht mehr die verächtlichen entmenschten Wesenheiten der Modewelt, denen, wenn Gott nicht rein schlägt, ein ganzes Jahrhundert dahin gelebt wird, ohne daß ein einziges Mal aus den Kinderschuhen des gedankenlosen leichtsinnigen Schlendrians herausgetreten würde; dann wird ihr Geist sich mit wichtigen Dingen erfüllen und ihr Herz kühne Entschließungen fassen. Die Gefahr wird veradtet; sie wissen zu bulden, zu leiden, Alles zu ertragen. Dann machen sie sich gewandt zu Ersennen und Wissen, und findest das Denken nicht mehr ermüdend. Ja, wenn man will, Mode wird es dann — allgemeiner Drang und Nachstreben, aber eine würdige und lebenswerthe Anstalt der früheren verdrämlichen. Ein Leben des Geistes und der Größe hebt an, und jene leeren müßigen Zeiten der Thorheit sind vergessen.

Für die, welche der einbrechende Sturm schon zu weit vorgerückt, schon auf der Hälfte des Weges überrascht, ist die Metamorphose freilich schwieriger, und ihre einzige Hülfe besteht in der Güte und Gediegenheit ihrer Naturells. Für die Andern dagegen, die erst anfangen und eben erst vom Ufer Rosten wollen, stellt sich Alles günstiger; ihre Hoffnungen sind reich, und der Erfolg liegt in Wahrheit in ihrer Hand. Neu noch und unbekannt, nicht an ein glückliches Leben gewöhnt, haben sie nichts zu verlöschen und zu verlernen. Es ist keine fertige verzährte Erziehung zu überwinden, die die Seele eingewangt und verknöchert, den Geist verderbt hatte. Die bedeutungsschwere Strenge Gegenwart steht da, die erste und zugleich einzige Erziehung zu ertheilen. Ruf's freilich nicht reinlich Alle zu aufgenommen werden, ohne sich von allen Erinnerungen einer früheren lareren und verlockenderen gelöst und ihr Zerrschritte bald vereitelt zu sehen. Man kann sich im Voraus und ohne zu schwere Aufstrengungen auf das Unglück vorbereiten und einüben, was Einem wahrscheinlich zu theilen bevorsteht. Die allgemeine Lösung ist ausgesprochen, der Kampf todt, und Jeder kann berufen werden.

Wo aber diese Erziehung beginnen wird? Auf allen Punkten zugleich; sogar in jenen Verwägen des Geistes, das, je nach der Anwendung, die man davon macht, das unfruchtbarste oder das fruchtbarste sein kann, das gern alle Erziehungen, sie mögen ihm zum schmeicheln oder es hintertreiben, zu leichte macht; in der Einbildungskraft mit einem Wort, mit ihr zurück — sie, die thöricht ist, wenn man will; thöricht, wenn man ihr keine Regel und keine Führung giebt, die aber auch zur Scherin wird, wenn sie vom Geiste Gottes beseelt wird.

Träumet! Träumet immerhin! weil es doch kein Mittel giebt, den Launen des gaukelnden Geistes die Thür zu verschließen; träumet von dem Leben, das ihr leben sollt. Träumet nicht mehr von jenen Gliche, Lärmenden Rausches und der Eitelkeit glücklicher Zeiten, sondern von dem großen erhabenen Glücke der Ehre, die sich in den Stürmen des Mitgeschicks erwirbt. Sinnet nach, wie man sich in der Entsagung wahrhaft adeln kann, welch eine Glorie um die Schmach glänzt, und wie man sich erheben kann, gerade weil man gefallen ist. Ein verbannter Vater, ein Bruder in der Schlacht, ein verurtheilter, vielleicht gefangener Gatte, dergleichen sind Gegenstände eurer Gedanken seyn. Denket an Rambouillet, an Blaye, an Vincennes und Saint-Michel, an la Penitencier und Saint-Méry. Verkennet auch mit dieser rauben Gunst der Vorsehung, und wenn es euch gelungen ist, dann sagt mir, ob eure Seele euch nicht weiter und stärker erscheint, als vor dieser Probe. An der Stelle der Lust steht der Ruhm; der Tausch ist gut, und man verliert nichts dabei.

Aber auch noch andere lichte Wege stehen offen: Gebt mit Muth an das Studium jener breiwollen, heiligen Philosophie, die und von Gott gegeben worden und die ihn so herrlich offenbart. Ihr kennet die Religion, sagt ihr. O nein! Ihr müßt sie noch ganz anders lernen und zu ganz neuem Eindwerk. Sie besaht euch die gute Anwendung eures Reichthums; sie lehrt euch, sich durch die Vortheile der Armuth auszunandert setzen; sie baff euch eure irdischen Mäuschen und Begierden leiten und zügeln; sie muß euch lehren, daß ihr gar keine mehr haben müßt; sie ermahnie euch, von keinem Dinge einen Mißbrauch zu machen, sie wird euch lehren, gar nichts zu brauchen. Ihr lernet durch sie Mäßigung, Unuigennützigkeit, Erbarmen: jetzt handelt es sich darum, Anfagung, Demuth und Standhaftigkeit von ihr zu lernen. Die Enthüllung des besten Theiles ihrer Vorschriften und ihres Rathes ist noch übrig, denn die Glücklichen haben Furcht vor der Religion, die sie verdammt oder beschränkt. Und in dem Maße, daß sie Furcht davor haben, selbst ihnen auch das Verständniß derselben. Die wahre Schule der Religion ist das Unglück.

Aber auch euer Volk und euer Vaterland genauer kennen zu lernen bemüht euch, um euch enger daran anschließen und mit mehr Ueberzeugung dafür leben zu können. Wissen wir für's erste nur, woher wir sind und wie Schicksal und Zeit uns zu solchen gemacht haben, wie wir uns finden und stehen.

Diese Erkenntniß allerwärtigen Wesens werden euch leichter erscheinen, wenn das Studium der Vergangenheit euch mit den Bedingungen vertraut gemacht hat, denen das Leben der Völker unterworfen gewesen. Das Treiben des Tages wird euch minder widerwärtig und verworren erscheinen, wenn ihr den Ursprung und die Berkettung desselben, die in früheren Zeiten hinaufreichen, kennt.

Nicht um jene Kunde der Alterthumswissenschaft verweis' ich euch, an jenes dürre Fachwerk von Namen und Daten, welches oft Geschichte genannt wird. Die Unwissenheit ist besser als dies, sie nützt gerade eben so viel und ist nicht so aufgeblüht — wohl aber an das wahrhafte, geistige, inhaltsvolle Wissen, welches das Herz kräftigt, das Gedenkmiß der Dinge, die uns umgaben, enthüllt, und oft auch die Liebe zu heilen und zu enden vermag, die über uns kommen, an dies, an den allgemeinen menschlichen Gehalt der Geschichte verweis' ich euch.

Die Frauen haben in den Zeiten des Unglücks eine öffentliche Rolle zu spielen, und es kommt ihnen dann eine Art Amt und Würde im Staate zu. Ihr Naterland rechnet sie dann auch für das, was sie sind, und erkennt dann über die ungerechtliche Kraft und Gewalt, die es sie dann plötzlich anerkennt.

Sie verwägen nun so mehr, als man weniger gegen sie vermag. Gegenstände der Nachsicherung und Bewunderung sind sie in diesen Zeiten. Diese Zeiten sind die ihren. In anderen haben sie wenig oder nichts zu thun, nichts als sich lieben zu lassen — etwas, das von selber kommt und ohne Mühe.

Bibliographie.

Sycophantologie, ou réflexions religioso-politiques. — Von Abbé Semitzki. 6 Fr.

Code de la minorité et de la tutelle. — Handbuch für Vormünder und Kuratoren. Von C. Marchand, Richter im Tribunal erster Instanz in Straßburg. 8 Fr.

Le code civil de l'officier. — Von Durat la Salle. 6 Fr.

De la compétence des juges de paix. — Von Henrion de Pansey. 8 Fr.

Questions sur le code civil, avec leurs solutions. — Von A. Masérat. Erster Bd. 3½ Fr.

Essais sur l'Agriculture pratique, sur les Assolemens et sur les Baux à ferme. — Von Arth. Lucq. Erster Band. 7 Fr.

Mémoires d'Agriculture, d'économie rurale et domestique, publiés par la Société royale et centrale d'Agriculture. — Jahr 1833. 6 Fr.

Tableaux des contraventions et des peines en matière de contributions indirectes, etc. Par D. Girard. Edition augmentée par J. B. Fromage. 3½ Fr.

Aegypten.

Strafgesetze der Aegypter.

Mitgetheilt vom Chev. J. J. Rifaud, Mitglied der allgemeinen statistischen Gesellschaft in Paris.

Selten ist in Aegypten der Fall eines Kindermordes. Wenn eine Mutter ihr neugeborenes Kind tödtet, so sind zwei Zeugen nöthig, um sie vor Gericht ziehen zu können und ihr eine Strafe auflegen. Ist sie als schuldig erkannt, so bezahlt sie dem Manne 12,000 Silberdrachmen in einer Summe oder nach und nach. Ist sie unfähig, diese Summe zu bezahlen, so kann sie der Mann in's Gefängniß setzen lassen. Wenn gegen das Weib nur einiger Verdacht obwaltet, und wenn sie dem Leugnen des Verbrechens, dessen man sie beschuldigt, verbaut, so schreitet der Richter zum Eide, den sie auf folgende Art leistet: Das Weib tritt aus der Gerichtsstube, und kommt nach einigen Minuten wiederum zurück, und spricht mit heller Stimme die Worte: „es' ajm!“ sodann tritt sie wiederum aus dem Zimmer, um gleich wieder einzutreten und dieselben Worte zu wiederholen. Die Angeklagte muß auf diese Weise fünfzig Mal hintereinander schwören, worauf sie losgesprochen wird.

Der Ehemann hat das Recht, sein Weib leicht zu schlagen, wenn er verbrecherische Gesinnungen von ihr in Erfahrung bekommt. Wenn er sie auf der That ertappt, und er tödtet sie, so ist er nicht schuldig. Ist der Vater eines getödteten Kindes selbst Zeuge gewesen, hat er

Digitized by Google

sein Weib mit dem Messer bewaffnet und das Kind ermorden sehen, so ist doch seine Angabe allein unzulänglich, und das Weib ist frei, wenn sie ohne Eidesformel leistet.

Ein Mädchen wird schwanger und tödtet ihr Kind; um sich von dem begangenen Verbrechen zu reinigen, ist es hinlänglich, daß sie einen männlichen oder weiblichen Sklaven kaufe und ihn befreie; dies ist auch Bedingniß für den Besitzer eines Sklaven, der diesen ermordet.

Nächst ist gewöhnlicher in diesen Lande, als das Mädchen der Frucht; es giebt daselbst bekannte Weiber von großem Rufe, welche sich gegen eine gewisse Belohnung erbieten, die Frauen zu befreien, welche sie darum um Rath fragen. Dieser alte Gebrauch erschreckt Niemand, und man hört mit erstaunlicher Gleichgültigkeit davon sprechen, daß sich eine Frau die Frucht abtreiben läßt. In den Städten und Dörfern begnügen man sich damit, die sich mit solchen barbarischen Geschäfte abgeben, und was sehr zu beklagen ist, selbst Europäer verwirren mit den Eingebornen darin.

Die orientalischen Weiber leben zurückgezogen und abgesondert von den Männern, deren Eifersucht zum Sprüchworte geworden ist. Unsorgachtet der Verschnittenen, der Riegel und Schlöser, ist doch der Ehebruch nicht unbekannt in diesen Gegenden, aus große Martern sind den unglücklichen Opfern der Liebe bestimmt; wenn ein Mann sein Weib bei der That überrascht, und seine Anzeige durch die Aussage von vier Zeugen erhärten kann, so steinigt man die Ungetreue.

Der Verleumder war indessen nicht immer so streng, und in einigen Fällen bewies er sich als ein gelassener Richter.

Ein Mann war ein, zwei, drei oder zwei Jahre abwesend. Bei seiner Rückkehr trift er sein Weib schwanger und von Kindern umgeben, deren Vater er nicht sein kann. Er schreit über die Mutter, die er der Untreue beschuldigt, diese aber antwortet kaltblütig, daß sie mit keinem andern Manne Umgang gehabt habe. Der Zwist wird vor Gericht gebracht, und der Richter, nachdem er die Sache reiflich untersucht und mit aller möglichen Aufmerksamkeit beide klagende Theile angehört hat, spricht mit aller Würde: „Kinder können wir Jahre im Schoos ihrer Mutter verweilen, nach fünf Jahren ist es aber nicht mehr dasselbe.“ Es ereignete sich, daß Männer ihre Weiber tödteten, weil sie ihre Weiber nach einer langen Abwesenheit schwanger wiedergefunden. Das Gericht verurtheilte sie darauf zum Tode.

Vergiftungen fallen in Aegypten vielfältig vor. Nach vollkommner Beweisführung wird von Ehleuten derjenige Gatte enthauptet, welcher den Andern vergiftete. Jemand, der einer Vergiftung verdächtig ist, wird freigesprochen, wenn die Person schwört, daß sie nicht Urheber des Verbrechens ist, dessen man sie anklagt. Wem es gelungen, seinen Feind durch Gift verschafft, um sich zu tödten, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, wird er mit Peitschenhieben bestraft. Andererseits aber, wenn die Vergiftung überlegt und den Tod zur Folge gehabt hat, ist der Urheber gezwungen, den Anverwandten des Verstorbenen eine sehr bedeutende Summe zu bezahlen. Das Gesetz der Rachtheuer, das Blut wieder zu erkaufen, ist noch in Kraft, und die Sache trifft selten Unrecht und mit aller möglichen Aufmerksamkeit beide klagende Theile angehört hat, spricht mit aller Würde: „Kinder können wir Jahre im Schoß

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Mittwoch den 18. März 1835.

England.

Die Londoner Zeitungen und ihre Herausgeber.

(Aus Tait's Edinburgh Magazine.)

„Wenn ich nach London zurückkehre", sagte Herr O'Connell in einer Rede, die er im November 1834 zu Dublin hielt, „will ich diesen Zeitungsschreibern die Maske herumreißen; ich werde der Welt zeigen, was für Leute das sind, die sich anmaßen, sie unter der Hülle des geheimnißvollen Wir zu regieren."

Wohl gesprochen, Herr O'Connell! Die Gerechtigkeit, die Ehre, die Freiheit und der hochherzige Charakter der Englischen Nation erheischen es, daß diese Leute entlarvt werden. Da die Presse einen so mächtigen Einfluß ausübt, so ist es eine Schmach, daß ihre Mordsöldner mit geschlossenem Visir einhergehen und sich ihren Standpunkt aussuchen können, um die ehrenwerthesten unserer Staatsmänner, die mit offenem Antlitz kämpfen, hinterrücks zu ermorden. Ein so unwürdiger Kampf bleibt diesen Kämpen, die unaufhörlich mit ihrer Loyalität und Unabhängigkeit prahlen, schlecht genug; es kann nicht länger so bleiben, man muß endlich einmal den Schleier lüften, der diese Namenlosen verhüllt. Wir haben Gelegenheit gehabt, das Personal der Londoner Presse genau kennen zu lernen, und wir wollen unsere Entdeckungen der guten Sache zum Besten geben. So kommen wir Ihnen, Herr O'Connell, zu Hülfe und thun für Sie und für Jedermann, was weder Sie noch sonst Jemand ohne unseren Beistand vermocht hätten. Vor allen Dingen möge in der Musterung, die wir über die Zeitungs-Redacteure halten wollen, die gehörige Ordnung vorwalten, um so lassen Sie uns denn ihre Schlachtreihen so vorführen, wie sie sich vor den Augen des Publikums entfalten.

Die erste Reihe nehmen die täglich erscheinenden Morgenblätter ein, die zweite die Abendzeitungen, die dritte die endlose Zahl der Wochenblätter.

Aufgemerkt! der Vorhang rollt in die Höhe, und es zeigen sich zuerst die Arbeiter an den Morgenblättern. Die Königin der periodischen Literatur, die allgewaltige Times, eröffnet den Reigen.

Die Times ist ein gemeinschaftliches Unternehmen; das Eigenthum der Gesellschaft, welche darüber beräthet, ist in 24 Actien getheilt, welche zu Lebzeiten des weiland Herrn Walter, Vaters des jetzigen ehrenwerthen Oberrälleentanten von Berkshire, eine jede für die beschiedene Summe von 100 Pfund Sterling verkauft wurden. Den Anstrengungen dieses talentvollen Mannes, dieses so oft verfolgten edlen Charakters, dem Fleiß und der geschickten Leitung seines Sohnes gelang es, die Times nach und nach zu dem außerordentlichen Kredit und dem hohen Ansehen zu erheben, deren sie sich jetzt in der politischen Welt erfreut, so daß über jeden Actien gegenwärtig nicht weniger als 12,000 Pfd. Sterling eine jede gelten. Von diesen 24 Actien gehören 16, also 2 Drittel, Herrn Walter selbst; diese bringen ihm eine jährliche Einnahme von 20,000 Pfd., eine Einnahme, die sich nicht etwa vermindert, sondern von Tag zu Tage steigt. Lange Zeit hindurch war Herr Walter nicht bloß Haupt-Eigenthümer, sondern auch Redacteur der Times. Damals erhielt er für seine Arbeiten noch eine jährliche Entschädigung von 3000 Pfd.; nachdem er sich aber auf diese Weise ein unerhörtes Vermögen zusammengescharrt, hat er sich von Printing-House-Square zurückgezogen und auf dem Lande niedergelassen, wo er nun wie ein Magnat lebt. Er hat jetzt mit der Redaction und der Leitung der Times gar nichts mehr zu thun. Sein schönes Landgut liegt in der Nähe von Windsor.

Das Hauptgeschäft des Instituts ist gegenwärtig Herr Sterling. Dieser Mann war Capitain, und diente als solcher während des Krieges auf der Halbinsel in der Englischen Armee. Er ist ein guter Bekannter des Herzogs von Wellington, und obgleich er mit dem Armeedienst nichts mehr zu schaffen hat, so wohnt er doch noch noch immer zu Knightsbridge, der Kavallerie-Kaserne gegenüber, und geht fortwährend mit Offizieren um. Dieser Herr Sterling ist es, der die Hauptartikel in der Times schreibt; schon seit mehreren Jahren ist Alles, was in diesem Blatte Aufsehen erregt, aus seiner Feder geflossen. Herr Sterling machte sich dem Haupt-Redacteur zuerst durch Einsendung einer Reihe von Briefen mit der Unterschrift „Verus" bekannt, deren glänzende Gedanken ihm ein festes Gehalt verschafften, welches bis auf 1500 Pfund — diese ungeheure Summe beziehe er jetzt jährlich — gestiegen ist. Ueberdieß bestimmert sich Herr Sterling nicht im mindesten um die allgemeine Geschäftsführung des Blattes. Die 1500 Pfund empfängt er bloß für den Hauptartikel, den er täglich aus seiner Behausung einsendet. Dieser Schriftsteller besitzt das Talent, mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Schnelle zu arbeiten; in wenniger als einer Stunde schreibt er oft eine ganze Spalte zusammen. Gewiß hat seit Swift unsere politische Literatur nichts aufzuweisen, was seinen Artikeln zu vergleichen wäre. Besonders zeichnet sich Herr Sterling durch seinen Stil aus, denn der seiner Wärme und Leidenschaftlichkeit ensternt er sich oft von seinen Grundsätzen, kömmt wieder darauf zurück, läßt sie nach einmal fahren, und so rasch hinter einander, daß die Politik der Times dadurch ein entschiedenes Gepräge der Unkonsequenz erhält. Die Eigenthümer haben dies mehrmals bemerkt, aber es liegt etwas so Kriegerisches in den Sitten, Gewohnheiten und politischen Raisonnements des Herrn Sterling, er ist ein so flotter, so ungeschlagener Mann, daß sie sich genöthigt sahen, ihm aus Rücksicht auf das Gewicht seiner Artikel, auf die Lebendigkeit und den Glanz seines Stils, Vieles durchgehen zu lassen. So reimt Herr Sterling die Times mit sich fort, wohin es ihm gefällt. Wenn dieses Blatt jetzt das Ministerium des Herzogs von Wellington unterstützt, so ist dies Herrn Sterling zuzuschreiben, aber deshalb kann man ihm keine eigentliche Bevorzugte Schuld geben; Herr Sterling würde es nie über sich vermögen, für Gold der Herrschaft selbst das mächtigsten Monarchen der Welt zu dienen. Gewiß, er ist nicht der Mann dazu, sich einer Partei als Sklave hinzugeben, oder sich der Macht zu beugen, alle die zu zermalmen, welche es wagen sollten, sich gegen seinen despotischen Willen anzustehnen. So hat er aus Muth darüber, daß es ihm trotz aller seiner Bemühungen nicht gelang, die Armendill zu hintertreiben, dem Gaukler von Bauthall *) mit seiner Kunkt ohne Erbarmen den Kopf zerschmettert.

Aus der Feder dieses Mannes mit der eisernen Maske flossen die heftigen Angriffe gegen Herrn O'Connell wegen seiner Wühlbarkeits-Reise, welches doch eine reine Privatangelegenheit zwischen Letzterem und denjenigen war, die seine Dienste dem Lande erhalten wollten; eben jene Feder schrieb die verächtlichen Aeußerungen gegen den bekannten Freund von Erfparniffen, den sie gewöhnlich „ein Herr Joseph Hume" titulirt; dieselbe Feder, welche unaufhörlich gegen jenen andern Staatsmann, „den gelehrten Roebuck", zu Felde zieht, weil derselbe sich erkühnte, den Bürgern des Herrn Sterling zu durchkriechen, und einen Tory von der Repräsentanten der Stadt Bath zu verdrängen; eben die Feder, die so feigeblig ist mit den Worten: „schmutzige Radikale, Fleischer von Kensington, und Hampden von Bewmmagen." So groß ist die Macht dieser Manner zum Bösen und zum Guten, so vor wegenen Mißbrauch hat er in der letzten Zeit mit seinem Talente getrieben, daß es wohl endlich Zeit ist für das Englische Volk, den Stand und Charakter desjenigen kennen zu lernen, der sich auf diese Weise anmaßt, von seinem Pause zu Knightsbridge aus Minister zu stürzen, und den Staat zu regieren oder zu verwirren.

Nach Herrn Sterling ist der bedeutendste unter den Redacteuren der Times Herr Barnes, der den Posten eines verantwortlichen Herausgebers bekleidet. Man hat ihm oft mit Unrecht die donnernden Artikel des Herrn Sterling zugeschrieben, während er doch gewöhnlich nur über literarische und Kunst-Gegenstände schreibt. Er ist ein vortrefflicher Sprachkenner, ein Mann von gelehrten Studien und ein unermüdlicher Arbeiter, den man stets auf den Beinen findet, bei Nacht wie bei Tage. Sein Gehalt beträgt 1000 Pfd. Sterling jährlich, und er ist zugl auch Eigenthümer von einer halben Actie des Unternehmens. Da Herr Barnes die tüchtigsten Geschäfts-Kenntnisse mit der lebhaftesten Regsamkeit verbindet, so leitet er das ungeheure Getriebe zu Printing-House-Square auf eine sehr geschickte Weise. Seine Einsicht leuchtet aus jedem Blatte der Times hervor, er ist es, der die auswärtigen Korrespondenten und die Berichterstatter über die Parlaments-Verhandlungen anwirbt, welche Letztere eben so zahlreich als nützlich sind, und in dem verantwortlichen Herausgeber ihresseits einen liberalen und verständigen Chef finden. Uebrigens aber will er bedient sein, wie er behauptet, er fordert die unbedingteste Unterwerfung, und Herrn Sterling zuzugestehen, sagt sich Jedermann seinen Befehlen. In der Politik neigt er sich zu Freiheits-Prinzipien hin; er begreift die Würde seines Postens, verschmäht jede Neckung, die ihn von seinem Ziel ablenken möchte, hat kein Gefühl, von seiner Gewalt Mißbrauch zu machen, und zeigt sich in jeder Beziehung und überall als ein leidenschaftiger und ehrenwerther Mann. Man möchte ihm nur raten, eine von Printing-House-Square etwas entlegenere Wohnung zu beziehen, damit er gewöhnigt wäre, sich mehr körperliche Bewegung zu machen, denn seine zunehmende Wohlbleibheit und seine übermäßigen geistigen Anstrengungen könnten ihm sonst ein frühes Ende zuziehen.

Der sogenannte City-Artikel der Times (der Börsen-Bericht), wird

*) Unter Bauthall ist hier der Wohnsitz des Lord Brougham verstanden, der bekanntlich auch Baron von Vaux ist.

Digitized by Google

von Herrn Ayscough redigirt, der in Birchin-Lane wohnt. Herr Ayscough empfängt dafür jährlich 600 Pfd. Sterling; aber man muß eingestehen, daß seine Arbeit wohl diese bedeutende Vergütigung verdient. Er kennt den Handel und die Finanzen von Grund aus; dies hat ihn in den Stand gesetzt, seinem Lande in den Spalten der Times wichtige Dienste zu leisten und zugleich sich selbst durch geschickte Speculationen an beträchtliches Vermögen zu verwerben. Man legt in den kaufmännischen Versammlungen der City großes Gewicht auf seine Aussprüche. Sein guter Rath hat den Leuten, die in ihrem Comtoir in Threadneedle-Street*) sitzen und von da aus die Millionen des größten Reiche der Erde bewirthschaften, manches große Verlehen erspart. Wenn in dieser Welt Alles so Hände, wie es sollte, so würden Pitt, der Herr Ayscough, Kanzler der Schatzkammer werden.

Herr Bacon ist Mitredacteur der Times, dieser hatte wieder Murray zum Mitarbeiter, welcher, eben so wie Herr Baron, einen guten und fließenden Stil schrieb, aber vor einigen Wochen mit Tode abgegangen ist. Herr Walter war der Dritte, wenn die Times; es scheint aber auch den günstigen Augenblick, um sich von der Redaction zurückzuziehen. Die Artikel des Herrn Sterling sind häufig dem Lord Brougham zugeschrieben worden, denn man bedient sich aller möglichen Vorsicht, um diesen Herrn Sterling zu verderben. Ein Redacteur, der an der Times angestellt zu werden wünscht, muß sehr verschwiegen seyn und niemand den Namen des Herrn Sterling nennen; diese Namen auszusprechen, brächte ihm ohne Widerrede den Hals. In der ganzen Einrichtung kömmt kein Blatt mit der Times in Vergleich, und so viel Feinde ihr auch die heftigen Ausfälle des Herrn Sterling erwecken, so ist doch nicht zu zweifeln, daß die Times noch lange die erste Macht der periodischen Presse bleiben wird.

Das zweite Blatt nach der Times ist, sowohl der Zeit als auch dis auf diesen Augenblick dem Rufe nach, die Morning Chronicle. Wer erinnert sich nicht, was dieses Blatt unter der glänzenden Leitung des verstorbenen Perry war? Nach seinem Tode wurde die Morning Chronicle an Herrn Clement um Stunde für 30,000 Pfd. Sterling verkauft, ein gewiß nicht zu hoher Preis, wenn der Käufer eine Kenntniß davon hätte, was sie kuzweg zu nennen pflegt, weit hinter den anderen Zeitungen zurück. Nicht nur, daß die ausnehmende Correspondenz stets aus der Times und aus dem Herald geschöpft worden, sondern man nahm auch zu der klenemeischen Ausbilfe seine Zuflucht, daß man sich, um das Blatt zu füllen, zwei Mal so großer Typen bediente, als die gewöhnlichen, und man war mit wissen Zwischenräumen verschwenderisch. Alles, um nur einige Spaltlänge zu sparen. Dadurch mußte dieses Blatt so zurückkommen, daß es dem Verfall kommen; auch setzte es in der letzten Zeit nicht über 2000 Exemplare täglich ab. Unter diesen Umständen verkaufte Herr Clements im verflossenen Januar seinen Antheil an der Morning Chronicle für 17,000 Pfd. an die Herren Grote, Banquier, Eastlope, Wechsel-Agent, und Joshua Parkes, den großen Whig von Birmingham. Wer diese Herren können sich noch nicht rühmen, die schwierigen Geheimnisse des Zeitungs-Handwerks aus dem Grunde zu kennen. Die auswärtige Correspondenz der Morning Chronicle hat zwar gewonnen; dies Blatt empfängt jetzt die neuesten Nachrichten aus Paris und Madrid; aber die weißen Räume kommen noch immer zum Vorschein, und die Chronicle enthält ein Drittheil weniger Stoff als die Times und der Herald. Auch sind noch einige Schlimmeres in ihren Spalten, nämlich die von einigen ihrer Eigenthümer eingestreuten Artikel. Ueber den leidigen Wahn, sich für einen Journalisten zu halten, weil man eine politische Zeitung gekauft hat! Wir viel Verdrießen ist in Folge dieser Eitelkeit, der Ihnenerstehen von allen, verloren gegangen! Wenn sich nun auch der Herr Parkes durch seine Artikel in das Whig-Cabinet hinein bringt, wobei er wohl kaum für alle die Tausende Pfd. Sterling, die er auf dem Wege des Ehrgeizes hätte fortwerfen müssen, Ersatz gefunden haben? Man giebt heutzutage auf diese Parteischriften nichts mehr, die, anstatt für die Zeitdreit der Welt zu kämpfen, nur daran denken, sich die Bahn zu Ehrenstellen und Aemtern zu öffnen. Wer Geist, wer Mann von philosophischem Geist und hohem Talent, sollte allein das Recht haben, in der Ehrenicke seine tiefen Gedanken über Politik mitzutheilen. Herr Black ist der Sokrates seines Jahrhunderts, und es ist sehr unrecht, daß ihm Schwätzer im Namen des öffentlichen Interesses das Wort nehmen. Da die Zeitungen auf diese Weise seinen Mitbewerbern zu suchten hat, so kann sie thun, was sie beliebt. Die Hypothese, daß dieses Blatt kürzlich schuldig machte, wäre für die Ehronicle die schönste Gelegenheit gewesen, sich vorzudrängen und an die Spitze der Presse zu treten.

Der Morning Herald hat gar keinen politischen Einfluß, und kann daher mit wenig Worten abgefertigt werden. Er war einmal unter der trefflichen Verwaltung des Herrn Edwards, zu der Zeit, als die Morning Chronicle zu sinken anfing, etwas beliebt und hatte wenigstens einen ziemlich großen Absatz. Herr Thwaites hatte früher zu Manchester und dann zu London einen Laden, und späterhin steckte er sein ganzes Kapital in diese Zeitungs-Speculation, und zwar blos, um Geld zu gewinnen. Es kam zum guten Theile Mannigfaltigkeit in die vermischten Artikel des Herald, sein Format wurde bedeutend vergrößert, und das Talent des Herrn D'Ewyre, der die Polizei-Berichte redigirte, trug viel dazu bei, diesem Blatte einen Ruf zu verschaffen. Es ist angenehm für die Unterhaltung im häuslichen Kreise, aber ohne Bedeutung in der politischen Welt, denn während es einerseits den Grundsatz der Reform im Allgemeinen unterstützt, vertheidigt es andererseits die Ocangelische Partei und die Unverletzlichkeit des Anglikanischen Kirchen-Eigenthums in Irland; während es die constitutionnelle Sache im Auslande zu begünstigen scheint, beleidet es in Spanien einen Korrespondenten, der im Sinne des Don Carlos schreibt, von dessen siegreichen Legionen spricht und die Christines als eine Handvoll jämmerlicher Hungerleider schildert. Diese und tausend andere Widersprüche haben dem Morning-Herald, so sehr er auch seine Unabhängigkeit rühmt, allen politischen Kredit gekandt, und die Zahl seiner Leser wird täglich kleiner. Er ist fast ausschließliches Eigenthum der Whitrell Carrans, Töchter des Herrn Ebmaister, die selbst einen großen Theil der politischen Artikel schreibt. Daher der Name „Großmama", den der sarkastische Herr Barnes dem Herald beigelegt hat.

Die Morning News wurde auf den Trümmern des „Guardian" und des „Public Ledger" gegründet, denen sie auch wohl bald in das Grab folgen wird.

Die Morning Post ist das erklärte Organ der konservativen Partei. Sie war das Eigenthum der Herren Byrne, von denen einer im Jahre 1832 an die Cholera starb. Nach diesem Todesfall wurde das Blatt für 24,000 Pfund Sterling an andere Männer von derselben Gesinnung verkauft. Der Absatz der Post ist nicht bedeutend, da sie aber in den höheren Gesellschaften gelesen wird, so werden die Anzeigen darin sehr theuer bezahlt, was die einigen Gewinn bringt. Herr Walton redigirt ihre politischen Artikel, die aber durch ihre Heftigkeit und Erbitterung viel von der drastischigten Wirkung verlieren.

Alle drei Morgenblätter waren wie neu ferig, und es kommen jetzt die Zeitungen an die Reihe, welche vor oder Sonnen-Untergang erscheinen. Von allen Abendblättern ist seit der Zeit, wo die Whigs an's Ruder gelangten, der Globe das bedeutendste. Er wird von Herrn Gorton, der ein biographisches Lexikon und einige andere Werke zusammengestoppelt hat, redigirt. Dieser Herr Gorton ist jedoch seit vielen Jahren an dem Blatte angestellt. Will, denn die politischen Artikel flossen dem Blatte ergelmäßig aus den Büreaus der Lords Palmerston und Melbourne zu. Man nennt dies Blatt auch „Cupido's Album," weil es gewissermaßen von Lord Palmerston, der selbst den Beinamen Cupido hat, redigirt wird. Wenn Gott Cupido seinen Thron nicht mehr behaupten sollte, so ist der Globe . . . doch wir wollen die Zukunft dahingestellt seyn lassen.

Der Courier hat gar kein politisches Prinzip, und von allen Blättern ist er fast das schlechteste. Seit einem Jahre wird er von Herrn James Stuart redigirt, einem talentvollen Schottischen Schriftsteller und Verfasser einer materischen Reise durch die Vereinigten Staaten. Auch Herr James Stuart wurde vor einigen Monaten in ein Duell mit Sir Alexander Boswell von sich sprechen. Wenn wir die Privat-Angelegenheiten der Herrn Stuart berühren, so geschieht es nur, um das Publikum über das zu entäuschen, was noch kürzlich von dem Einfluß gesagt wurde, den auf dies Blatt ein neuer Redacteur zeigt ausübe. Dieser Einfluß verbreitete sich bis jetzt nur auf die Feuilleton-Schriftsande auch gelaubt, Herr James Stuart habe die Redaction des Courier nur deshalb übernommen, um bei dieser geistigen Beschäftigung die Unannehmlichkeiten zu vergessen, die ihm das erwähnte Duell zuzog. Ein so ehrenwerther, so rercher und so angesehener Mann, hieß es, würde sich ohne die vollkommenste Ferdeit, zu handeln, wie er wolle, nicht auf die Redaction eines Blattes einlassen können; so glaubte man sie die gänzliche Unabhängigkeit des Courier in der seines Haupt-Redacteurs eine Gewähr zu finden. Die Schlußfolgerungen mögen im Allgemeinen wahr seyn; wir glauben jedoch erklären zu müssen, daß Herr James Stuart nicht das geringste Verdrießen besitzt; alle seine Artikel sind das Eigenthum des Blattes, und er thut nur die persönlichen Schreckens in der Handelswelt durch unbesonnene Speculationen verloren. Der Courier warf sich kürzlich dem Herzog von Wellington zu Füßen, Sr. Gnaden achteten ihn aber nicht des Aufhebens werth.

Der Sun ist ein Blatt von mittelmäßigem Ruf. Eigenthümer dieses Abendgestirns ist Herr Bürke Young, der hat sich auch bei den Whigs in Gunst gesetzt und kämpft tapfer für sie.

Der Standard gehört Herrn Baldwin. Er wird von Herrn Gifford und dem berühmten Maginn redigirt. Dieses Blatt ist ein neuer Beweis, was die bloße Trefflichkeit des Stils vermag; denn so wenig auch die Sache beliebt ist, die es vertheidigt, so hat es sich doch einen Platz unter den ersten Blättern erobert.

Endlich müssen wir auf jenen wichtigen Theil der Londoner Presse, auf die Sonntags-Blätter, noch einen Blick werfen. Die an allen Wochentagen erscheinenden Zeitungen beobachten gewissenhaft die Sabbathfeier und haben den Sonntag den Spekulationen der Wochenblätter überlassen. Ihre Zahl beginnt wie gewöhnlich mit der ersten Familie, dem Dispatch. Es ist das Eigenthum des Herrn Harmer von Hattons-Garden, der dadurch mehrere tausend Pfund gewonnen hat, deren er jetzt bedurfte. Der Haupt-Redacteur ist ein gewisser Herr Williams, der die Anfangs-Artikel und die mit der Unterzeichnung Publicola versehenen Briefe schreibt. Dieser Herr Williams war ehemals Schiffs-Lieutenant. Im Seedienst hat er sich die Kenntniß von der empörendsten Zucht erworben, die noch kürzlich in der Marine herrschte, und die Erinnerung daran hat seinem Stil eine so furchtbare Energie gegeben. Sein Vater war ein Amerikanischer Royalist und mit dem General Hayne, dem ausgezeichneten Gouverneur des Staats Süd-Carolina, nahe verwandt. Herr Williams hat auch eine Ausgabe von Thomson's Jahreszeiten" und Milton's „verlorenem Paradies" veranstaltet, und ein Original-Werk unter dem Titel „Erzählungen des alten Jeffersen" herausgegeben, ein Buch, welches das Publikum schon zu Ehren eines der ersten Kämpen für die menschliche Freiheit kaufen sollte.

Höher als der Dispatch, vermöge seines glänzenden Stils, und wenig niedriger, was Festigkeit der Grundsätze anbelangt, steht der

*) Der Straße, wo das Büreau der Ostindischen Compagnie ist, und wo die meisten nach Ostindien handelnden Kaufleute wohnen.

Digitized by Google

Spectator, der große Geldsummen, jedoch auf eine sehr ehrenvolle Weise, verloren hat. Herr Day, ein ehemaliger berühmter Stiefelwichs-Händler hat in vielen Beziehungen zum Spectator gestanden und mit großer Freigebigkeit, ohne Aussicht auf Gewinn, einen Theil seines Vermögens hingegeben, um diesem glänzende Blatt zu erhalten. Das einzige Hinderniß, welches dem Siege des Spectators über seine Nebenbuhler im Wege steht, ist, daß er zu viel kostet. Wir würden ihm also rathen, sein großes Format zu verkleinern und seine literarischen, historischen und schönwissenschaftlichen Artikel wegzulassen. Nach einer solchen Umgestaltung könnte er Abonnenten zu einem gewöhnlichen Preise geliefert werden, und sein Absatz würde sich gewiß bald monatlich auf 6000 Exemplare belaufen. Sein Redacteur ist ein Schotte, Namens Rintoul.

Dann kömmt die Sunday-Times, ein angenehmes und harmloses Blatt, das besonders von den Pächtern und Händlern der Provinz viel gelesen wird, und folglich auf seine entschiedene politische Farbe Anspruch macht. Dieses Blatt wurde von Herrn Harvey gestiftet, dessen kräftige Artikel ihm einen wöchentlichen Absatz von 2000 Exemplaren verschafften. Herr Harvey trat es für 7000 Pfund und für eine jährliche Rente von 400 Pfund, die er jetzt bezieht, an einen Andern ab. Seitdem hat sich der Absatz des Sunday-Times sehr vermindert. Der jetzige Redacteur und Hauptteigenthümer dieses übrigens geschmacklosen Blattes ohne Zweck und Haltung ist Herr Gaspy.

Der John Bull, ein Organ der Ultra-Tory- und Hoch-Kirchen-Partei, greift seine Gegner mit einem wuchtschlotzer Leidenschaftlichkeit an. Seine Geistlichkeit ist ungemein, und ob er gleich in einen Ungarn dient seiner Heftigkeit nutzen geworden. Er hat übrigens einen geistreichen Romanenschreiber zum Haupt-Redacteur, der sich viel darauf zu gute thut, daß er die aristokratischen Sitten zu schildern verstehe, obgleich er wirklich seine Helden lieber in Schenken einführt, als daß er sie in den Salons aufsucht. Dieser Redacteur ist Theodor Hook. Der John Bull wurde vorzüglich von der Regierung gestiftet, wenigstens bestritt in den ersten sechs Wochen der Schatz die Kosten des Unternehmens; aber die Art und Weise seiner Redaction, zu welcher mehrere ausgezeichnete Mitglieder der Quarterly-Review, unter Andern Herr Croker und Herr Lockhart, Theil nahmen, machte diese Unterstützung bald überflüssig. Das Glück, welches dieses Blatt hatte, ist ohne Beispiel; die Gunst der höheren Klassen wirkte alle andern Hülfe auf. Der John Bull ist jetzt ein Eigenthum von großem Werth; er siegte sogar in der bedeutlichen Konkurrenz mit einem andern sehr satirischen und persönlichen Wochenblatt, dem „Beacon", unter welchen Redacteuren man auch Walter Scott aufzählte, das aber lange vor dem berühmten Dichter mit Tode abging. Die Wirksamkeit des Herrn Theodor Hook hat ihm etwas von seiner Lebendigkeit und folglich auch von seiner Popularität geraubt; dieser hatte vor drei oder vier Jahren einen Anfall von Schlagfluß, in Folge dessen er lange Zeit sehr geschwächt und leidend blieb. Der literarische und politische Theil des John Bull empfanden dies nicht wenig, doch jetzt ist die Gesundheit dieses Schriftstellers wieder hergestellt; in der Zwischenzeit aber wußte er mehrere Talenten realisiren und vertaufte einen Theil der Aetien des Blattes für 4000 Pfd. Sterl.

In niedrigeren Regionen der periodischen Presse begegnen wir dem Age und den übrigen Kindern des John Bull. Noch sind der Tunes-Sun, der Morning-Advertiser und der radikale Gegner des John Bull, der Examiner, zu erwähnen, — nicht zu vergessen des eigenen Blattes, welches mit größtentem Bisser, seinen Namen auf der Stirn, einherzuschreiten wagt, nämlich Cobbett's Grill, ehemals Cobbett's Register genannt.

Bibliographie.

St. Leon. — Drama in 3 Akten. 5 Sh.

Tales for young people. (Erzählungen für die Jugend. Aus Mitz Mitford's Amerikanischen Geschichten.) 3 Bdchn. 7½ Sh.

Lectures on promoting and preserving health. (Vorlesungen über Gesundheitspflege.) Von Dr. Hodgkin. 4 Sh.

The doctrines of friends. (Religionslehren der Quäker.) Von E. Barel. 2 Sh.

On the conflict between the laws of England and Scotland. (Abweichungen der Englischen von den Schottischen Gesetzen.) Von Prater. 3 Sh.

Scenes and stories. (Erzählungen eines in Schulden steckenden Geistlichen.) 3 Bde. 31½ Sh.

Italien.

Die Französische und die Englische National-Schuld.

Von Adrian Balbi.

In meinem Abrégé de Géographie vom Jahre 1831 suchte ich darzustellen, daß man nach der Summe der Anleihen, die ein Staat gemacht hat, — gesetzt auch, diese Summe wäre genau bekannt — den ganzen Betrauf seiner Schuld noch nicht ermessen könne. Ich machte bei dieser Gelegenheit über die respektive National-Schuld Englands und Frankreichs folgende Bemerkung:

„Den 5. Januar 1819 betrug die fundirte Schuld Großbritaniens 1,230,355,567 Pfd. Sterl.; nachdem aber diese Summe 389,637,049 Pfd. durch den Tilgungs-Fonds eingelöst waren, blieben nur noch 870,758,318 Pfd. Den 5. Januar 1830 belief sich die fundirte Schuld nur noch auf 771,251,932 Pfd. Diese Angaben, die aus gedruckten parlamentarischen Dokumenten gezogen sind, bewiesen uns, daß die Französischen, Deutschen und Amerikanischen Blätter, welche die fundirte Britische National-Schuld noch im Januar 1827 auf 897,098,357 Pfd. — einige sogar auf mehr als 1,280,000,000 — berechnen, in großem Irrthum sind. Auch die Französische Schuld ist nicht so bedeutend, wie sie in der Milany erscheint: nun berechnete die Renten derselben (für den 1. Januar 1827) auf 199,599,000 Franken, welche Summe ein nominales Kapital von 4,341,537,000 Fr. voraussetzt; die Renten betragen aber nur 156,984,600 Franken, die nur auf ein nominales Kapital von 3,411,991,000 Franken schließen lassen. Diese Differenz, schreibt sich daher, weil der Tilgungs-Fonds 929,546,000 Franken eingelöst hatte. Die in der Tabelle angenommene Summe ist beträchtlich größer, weil man die schwebende Schuld (dette flottante) und noch andere Artikel mit einrechnete."

Wir groß war aber meine Verwunderung, als ich, nach meiner Rückkehr nach Italien, bei Durchsehung des 4ten Bandes des Précis von Malte-Brun (der 1832 erschien) auf der 263sten Seite bemerkt fand, Großbritaniens National-Schuld betrage die ungeheure Summe von 1,280,000,000 Pfd. Sterl., also über 32 Milliarden Franken!! Und diese Bemerkung wurde niedergeschrieben, nachdem schon offizielle parlamentarische Dokumente bekannt gemacht, ja sogar in ausländischen Journalen wieder abgedruckt waren, denen gemäß die National-Schuld nicht über 754,100,549 Pfd. betrug.

Die Autorität des Französischen Finanz-Ministers, welche Herr Hauet zur Unterstützung seiner irrigen Angabe zitirt, kann gegen die offiziellen, von der Britischen Regierung publizirten Dokumente nicht in Betracht kommen.

Wir haben es als nützlich erachtet, eine genaue tabellarische Vergleichung der fundirten und der schwebenden Schuld beider Monarchien zu geben, um so mehr, da der gesichtete Ueberseher einer vortrefflichen Statistik Frankreichs, die neuerdings in England erschienen ist, in einer ähnlichen, von ihm selbst gegegen Parallele einen großen Mißgriff begeht. Er giebt nämlich die Englische Schuld so, wie sie gegen Ende des Jahres 1832 und die Französische so, wie sie zu Ende des Jahres 1829 gewesen ist.

Dieser Fehler, der so leicht zu vermeiden war, mag dem Leser als Norm zu Beurtheilung der wesentlichen Fehler dienen, die von Geographen und Statistikern begangen werden, so oft sie, ohne lange und ennuie Beschäftigung mit diesem schwierigen Gegenstande, statistische Tabellen entwerfen oder verbessern wollen.

Bestand der Französischen National-Schuld zu Anfang des Jahres 1833.

Konsolidirte Schuld.	Renten.	Entsprechendes Kapital.
Renten zu 5 pCt. bis zum 1. Jan. 1832	Fr. 174,876,383	3,497,527,660
„ zu 5 pCt. — 8. Aug. 1832	7,614,213	132,284,260
„ zu 4½ pCt. — 1. Jan. 1832	1,027,696	22,837,688
„ zu 4 pCt. — idem	3,125,210	78,130,250
„ zu 3 pCt. — idem	35,455,274	1,181,842,466
Summe	222,098,776	4,932,622,324
Abzüge.		
Eingelöste Renten bis zum 30. Juni 1832		
zu 5 pCt.	42,676,010	853,520,200
zu 4½ pCt.	43,626	969,244
zu 4 pCt.	194,732	4,868,300
zu 3 pCt.	3,328,985	110,966,166
Summe der eingelösten Renten	46,243,343	970,323,910
Renten, welche im 2ten Semester 1832 aus dem Amortisations-Fonds eingelöst werden sollten, circa	2,356,657	52,000,000
Summe der Abzüge	48,600,000	1,022,323,910
Konsolidirte Schuld, wie sie zu Anfang von 1833 bestand	173,498,776	3,910,298,414
Besondere Anleihen.		
Anleihen, gemacht in den J. 1821 und 1822 zum Bau von Kanälen und zu anderen öffentlichen Arbeiten	Fr. 143,165,200	368,165,200
Gegen Caution deponirte Kapitalien	225,000,000	
Schwebende Schuld.		
Defizit vor dem 1. April 1814	73,687,000	168,703,000
Defizit nach dem Budget von 1827	32,016,000	
„ „ „ von 1830	63,000,000	

Total-Summe der fundirten und der schwebenden Staats-Schuld Frankreichs zu Anfang 1833 in Franken . . . 4,447,106,614

Bestand der Britischen National-Schuld zu Anfang 1833.

Fundirte oder konsolidirte Schuld.	Betrag in Pfd. Sterling Renten.	Kapital.
Großbritanien.		
An die Compagnie der Südsee	3,662,784	
Alte Interessen an dieselbe	3,497,870	
Neue Interessen idem	2,460,830	
Interessen von 1751 idem	523,100	496,195,179
Zu 3 pCt. An die Englische Bank	14,686,800	
Interessen der Bank v. J. 1726	874,949	
Konsolidirte Interessen	347,458,931	
Reduzirte Interessen	123,029,915	
Interessen, stipulirt i. J. 1818	12,330,801	
Zu 3½ pCt. Reduzirte Interessen, in denen	63,453,824	213,418,445
Neue Interessen von 3½ pCt.	137,618,820	
Zu 4 pCt. Interessen, stipulirt im J. 1826	10,796,340	10,796,340
Zu 5 pCt. Neue Interessen		462,736
Total-Summe für Großbritanien		720,872,702

Digitized by Google

Jeland.		
Zu 3 pCt.	{Konsolidirte Interessen . . . . . 2,803,780 / Reduzirte Interessen . . . . . 162,062}	2,965,842
Zu 3½ pCt.	{Interessen von den zurückbehaltenen Besoldungen und Kapital der Besoldungen stellt 14,605,670 / Reduzirte Interessen . . . . 1,234,509 / Neue Interessen . . . . . 11,784,349}	27,624,528
4 pCt.	— An die Irländische Bank	1,615,384
Zu 5 pCt.	{Neue Interessen . . . . . 6,666 / An die Irländische Bank . . . . 1,015,384}	1,022,045
	Total-Summe für Jeland *)	33,227,847

Total Summe der funditen Schuld des vereinigten Königreichs 754,100,549

Schwebende Schuld in Schatzkammer-Schreinen bis zum 5. Januar 1833 27,278,000

Total-Summe beider Schulden zu Anfang d. J. 1833 781,378,349

Dieselbe Summe in Franken 19,534,463,725

Wie bemerken hier noch, daß wir nicht mit Bestimmtheit wissen, ob in der Schuld des vereinigten Königreichs auch die besonderen Anleihen für Gemeinden, oder Körperschaften, oder für öffentliche Banten, und die Kapitale der Cautionen mit eingegriffen sind. Dieses konnten wir auf den offiziellen Berichten der Britischen Regierung nicht entnehmen.

Der von uns gegebenen Tabelle gemäß kann man also annehmen, daß die National-Schuld Großbritaniens und Irlands zwischen dem Vierfachen und Fünffachen der Französischen Schuld ungefähr die Mitte halte, wogegen sie, nach den ferthümlichen Daten des Herrn Huot, mehr als das Siebenfache derselben betragen müßte.

(G. di Milano.)

Bibliographie.

Esperienze ed osservazioni sull'uomo e sugli animali intorno alla virtù del Crevosato. (Ueber die Wirkungen des Kreosots auf Menschen wie auf Thiere.) Von Prof. G. Cerutellani. Pisa. 1½ Lire. (10 Sgr.)

I giovanetti. — Novelles und Gespräche von G. Porta. Como. 2 Lire.

Del commercio sanguigno tra la madre ed il feto. (Vorlesung über den Blut-Umlauf des Fötus.) Pisa. 2 Lire.

Letter-e senza lettere — Briefe eines Vaters an seinen studirenden Sohn. (In jedem der 24 Briefe ist der Reihefolge nach ein Buchstabe des Alphabetes ganz vermieden, und daher rührt der Titel, bei dessen Uebersetzung durch „Briefe ohne Buchstaben" das Wortspiel ganz verloren gehen würde.) Von Pietrafanta. 2 Lire.

Mannigfaltiges.

— Die Sage vom Ursprunge Palibothea's. An einem schönen Tage begaben sich mehrere Jünglinge am Ufer der heiligen Gänge in den Wäldern des heutigen Patna in einen nahen Wald, in dessen kühlen dichten Laubgewölben sie die heiße Tageszeit in heiteren Scherzen angenehm verbrachten. Es sist ihnen ein, sich hier zu verlieben, und jeder wählte einen Baum des Waldes. Ein Bramanensohn nahm einen Patali oder Trompetenbaum (Bignonia suave olens) zu seiner Geliebten. Bei nahender Dämmerung kehrten die Jünglinge heim, nur der Bramanensohn sagte, er könne seine Braut doch nicht vor der Hochzeitsnacht verlassen. Neckend verließ ihn die andere Gesellschaft. Und so wie es nun immer dunkler wurde, ward der Baum immer lichter, und bei völliger Nacht ergänzte er in wunderbarem Schimmer, und die Rinde sprang auf, und eine reizende Jungfrau trat an der Hand eines Geistes aus der Höhlung des Baumes. Der Geist führte die Nymphe der Baumes dem Jünglinge als seine Braut zu, und dieser feierte mit ihr im Waldesdunkel seine Hochzeit. Aus dieser nächtlichen Feier entsprang ein Sohn, welcher der Trompetenbaum-Sohn (Patali-putra) genannt wurde, der ein Herrscher des Landes und Erbauer einer prachtvollen Stadt (mit den Gärten Palibothea) wurde, deren Trümmer noch jetzt unter gleichem Namen unsern Patna zu finden sind. — Obige Sage verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Professors Klaproth aus einer Chinesischen Reise der Buddha-Priesters Hiüan Thsang aus dem 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Merkwürdig ist, daß schon Strabon XV. p. 702 anführt, daß die Könige der Prasier, deren Hauptstadt Pali-bothra war, den Beinamen Pali-bothres (Trompetenbaum-Sohn) gehabt hätten.

Z — r.

— Welt-Literatur-Zeitung. Wahrhaft erstaunenswerth ist die Schnelligkeit, die ungeheure Bewegkichkeit, mit denen der Geduke heutzutage die weite Welt durchfliegt und seinen Kreislauf um sie her macht; der Ihren-Verkehr, der allgemeine Gedanken-Austausch hat sich eine Brücke geschlagen, die nicht bloß Volk und Volk, sondern die beiden Pole mit dem Aequator, das eine Ende der Welt mit dem andern verbindet. Amerika saugt an den Brüsten Europas, und Europa trinkt neue Begeisterung aus den Urquellen der Literatur des Brahma und des Confucius; die Meisterwerke, die man heut an den Ufern der Seine und der Themse mit Beifall aufnimmt, werden in wenigen Tagen im Triumph zu New-York, zu Rio-Janeiro, zu Hobart-Town und zu Calcutta gefeiert. Allein diese Gedanken-Circulation ist so gewaltig und steht so reißender Schnelligkeit vor sich, daß es fast scheint, als wäre keine von den Blättern, die sonst selten ermangeln, uns von Allem, was nur mit unserer Civilisation im entfernten Zusammenhange steht, von dem Steigen und Sinken der verschiedenen Staatspapiere, von dem wechselnden Course der verschiedenen Handelsartikel, baargenau in Kenntniß zu setzen, irgendeine in Stande, die gewiß nicht uninteressanten Details hinsichtlich des Gedanken-Verkehrs zusammenzustellen. Nirgends finden wir die hierauf bezüglichen Thatsachen zusammengestellt; nur von Zeit zu Zeit räumen ihnen die politischen Zeitungen in ihren langen Spalten mitten unter dem Gewühle der öffentlichen Ereignisse oder unter ihren vermischten Nachrichten, gleichsam aus Erbarmen, ein Plätzchen ein. So erfahren wir aus dem Lancaster Independent (einem Neunaie von Neu-Süd-Wales), der uns den Preis-Courant der Australischen Wolle mittheilt, gelegentlich, daß die Damen Remans und Rudekoff, gewisse Europäische Schauspielerinnen, unlängst ihren Theater zu Hobart-Town angestellt wurden, und daß man ihr Debüt daselbst ganz besonders gewünschen; daß sie Journal meldet uns auch, daß man dort mehrere Stücke Australischen Ursprungs von Neuem einstudirt, so wie auch, daß man sich von dem „Bandit am Rhein" einen nicht geringen Erfolg versprach. Wer hätte sich wohl von dieser regsamen literarischen Thätigkeit bei jenen von uns verbannten Neu-Südländern je etwas träumen lassen! In einer andern Gegend sehen wir bei den Chinesen einer Uebersetzung und Bearbeitung des „Young Anacharsis" entgegen, in das auch die in dem Originale befindlichen Holzschnitte und Vignetten mit aufgenommen werden sollen; die Indianischen Ehroefen erfinden Scheußlichen, und bearbeiten in ihrer Muttersprache die vorzüglichsten Werke unserer klassischen Literatur; die „Chronik von Sempare" ist bereits mitten unter ihren Berathungen über die Pest Constantie ihrer Indigos und Baumwollen die Nachricht mit, daß ein Beobachter eben mit einer Uebersetzung der Dichtungen Dante's beschäftigt sey, während wir anderersteits in den Pariser Journalen die Arbeiten des Herrn Pauthier über Confucius angezeigt finden. Fast zu gleicher Zeit meldet uns die Augsburger „Allgemeine Zeitung", mitten unter ihren politisch-mystischen Aufsätzen, daß die Akademie Konstantinopel mehrere wissenschaftliche Werke aus der civilisirten Europäischen Welt in Türkischer Sprache bearbeiten lassen, während in Oesterreichischen Blättern die Anzeige von Jesesh von Hammer's Uebersetzung der „Rose und Nachtigal," eines der Meisterwerke Fuzli's, eines Türkischen Poeten, gelesen haben. Hier Persien, dort Indien, Gesellschaft in Französische, und Taffy der Meisterwerke Walt's, eines Hindostanischen Dichters, während dort der Kosaken-Hetmann Protogen die Gedichte Parny's in's Kalmückische überträgt. (Revue Britannique.)

— Sir Martin Frobisher. Vor kurzem hat man in der Kanzlei der Königlichen Schatzkammer von England mehrere Papiere aufgefunden, die manche interessante Details über die drei merkwürdigen Reisen Martin Frobisher's in den Jahren 1576, 1577 und 1578, so wie über die Frachtladung, die er aus der „Neta incognita" nach England brachte, enthalten. Die Berichte rühren von Richard Kol, dem Kassirer der Cathay-Compagnie her, auf deren Mitgliederliste sich die Namen der ersten angelsächsischen Pairien und der bedeutendsten Städte befinden. Ihre Königliche Majestät selbst nicht ausgenommen. Mehrere dieser Reiseberichte sind von Handschriftenkunden und Erklärungen Martin Frobishers begleitet, die er, wie deutlich zu ersehen, eigenhändig aufgezeichnet. Die Ausrüstungskosten der ersten Expedition beliefen sich auf 875 Pfund Sterling, die fast gänzlich durch Beiträge zu sen scheinen, wie aus der auf der zweiten Seite befindlichen Bemerkung zu entnehmen, wo es heißt: „Und so war diese erste Reise ohne Erfolg geblieben, und von den 875 Pfund die Summe von 800 Pfund verloren gegangen, die Gott wieder erstatten möge." Die Schiffe, die die Seereise machten, waren: der „Gabriel," der „Michael" unter dem Befehle Frobisher's. Sie gingen Samstlich am 12. Juni 1576 Gravesend, und am 1. September des folgenden Jahres kehrte der „Michael" nach Blackwall, so wie der „Gabriel" am 2. Oktober 1577 nach Harwich zurück. — Die Pinasse aber war untergegangen.

(Athenaeum.)

— Persischer Ehrenfold. „Ich erinnere mich," sagt Tavernier, „in Persien einen der Königlichen Stabträger gesehen zu haben, dessen Knebelbart so lang war, daß er ihn bequem um den Nacken herum binden konnte; wegen dieser Auszeichnung erhielt er noch einmal so viel Sold als jeder Andere seines Ranges."

— Treue eines Russischen Bären. In dem Distrikte Werrenbitzkoi (in Neu-Süd-Wales) lebte ein Weib von den Eingeborenen mit einem deportirten Verbrecher, Namens Tallboy, der auch dort das Räuber-Handwerk treib. Lange stellte die Polizei diesem Menschen vergebens nach. Sein Weib suchte und jagte für ihn, während er in dem Schlupfwinkel steckte, den sie für ihn ausgesucht hatte. Alles, was sie an Lebensmitteln aufbringen konnte, für sie kam unbelohnt. Endlich gelang es der Polizei, sie durch Geschenke und Belohnungen noch Drohungen konnten sie zu dem Geständniß bewegen, daß sie den Aufenthalt des Räubers kenne, obgleich dieses sehr Schuld ihr Wohlthaten mit der schlechtesten Behandlung vergalt. Eines Tages gab sie vor, daß sie ihr der Ort seines Aufenthalts bekannt geworden sey, führte aber die Polizei-Beamten auf einem so großen Umwege dahin, daß Tallboy Zeit gewann, sich ein anderes Asyl zu suchen. Endlich führte ihn seine eigene Unbesonnenheit den Häschern in die Hände, und er büßte für alle seine Frevel auf dem Schaffot von Sydney. Die edle Wilde erbot sich vergebens, sein Schicksal zu theilen, und wurde nachmals mit innerem Widerstreben das Weib eines ihrer schwarzen Stammgenossen. (Bennett's Wanderings.)

*) Dieser Ansatz stimmt nicht mit den darüber stehenden einzelnen Posten; er beträgt vielmehr 33,227,99, wodurch eine Differenz von 46 Pfd. entsteht. Leider finden sich ähnliche Unachtsamkeiten, denen in der Regel ein Druckfehler zum Grunde liegt, in sehr vielen gegeneinbischen und statistischen Handbüchern.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Freitag den 20. März 1835.

Rußland.

Ueber eine neue Erstiegung des Ararat.

Seitdem Herr Parrot im Jahre 1829 den großen Ararat bestiegen, und die Beschreibung dieser, zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Expedition herausgegeben hat, haben sich nicht bloß in Rußland, sondern auch in Deutschland und Frankreich mancherlei Zweifel dagegen erhoben wollen, daß er den höchsten Gipfel jenes Berges wirklich erreicht habe. Erst kürzlich haben Petersburger Blätter es noch für nöthig gehalten, das für diese Ersteigung sprechende Zeugniß eines jungen Armenischen Geistlichen, Namens Chatschatur Abowian, abdrucken zu lassen, über Herrn Parrot auf jener Expedition begleitet hatte. Dieser spricht darin seine Verwunderung darüber aus, daß man solche Zweifel auch im gebildeten Europa habe theilen können, wo man doch kaum Kenntniß habe von dem Aberglauben der Armenier, daß es keinem Sterblichen gestattet sey, den Ort wieder zu betreten, wo Noah's Arche nach dem Verlaufen der Sündfluth sich niedergelassen und daß selbst der heilige Jakob nur ein Mal der heiligen Arche habe erlangen können, um damit das berühmte Gotteshaus, welches seinen Namen trägt, zu begründen. Inzwischen haben doch jene Europäischen Zweifel keinen anderen Grund, als die aus den Grotten selbst zunächst in die Tiflisser Zeitung und von dieser in Petersburgische Blätter übergegangenen Angriffe gegen Herrn Parrot, von denen namentlich der des Herrn Chopin der bekannteste ist. Da Herr Chopin dabei aus reinem Eifer für die Wissenschaft zu Werke ging, muß dahin gestellt bleiben; so viel ist jedoch gewiß, daß die Quellen, aus denen er selbst geschöpft, die unkundigsten waren, die es geben konnte, nämlich die Berichte der Grusier. Diese, denen zunächst daran liegt, den Ruhmes der Heiligkeit, mit welchem der große Berg umgeben ist, nirgends getrübt oder auch nur im Entferntesten gestattet zu sehen, weil sie davon eine Schmälerung der Einkünfte fürchten, die ihnen oft aus den Wallfahrten der frommen Armenier erwachsen, haben auch noch, was man kaum glauben sollte, eine Art von wissenschaftlichen Neid auf Herrn Parrot. Es scheint sich nämlich einer der Vorsteher der dem Ararat zunächst gelegenen Ortschaft Achur, Namens Melin, denjenigen hohen Punkt des Ararat, der den Sterblichen noch erlaubt sey, zu betreten, zu dem aber auch selten jemand gelangt, nämlich die zweite Anhöhe des Berges, wirklich erreicht zu haben. Nun ist es namentlich dieser Melin, der nicht zugeben will, daß Herr Parrot einen noch höheren Punkt als er, und mithin auch einen größeren Ruhm erlangt habe. Wie sehr aber dieser Melin auch noch von ganz anderen Triebfedern, als von solcher allenfalls noch zu entschuldigenden Ruhmbegierde geleitet werde, wird sogleich aus nachfolgender Darstellung einer neuen Ersteigung des Ararat hervorgehen, die im August des vorigen Jahres ein junger, in Armenien angestellter Russischer Beamter, Namens Antonomoff, theils aus eigener Wißbegierde und theils zur Ehrenrettung des Herrn Parrot unternommen hat. Herr Antonomoff ist eben im Begriffe, die Beschreibung seiner Expedition, so wie diejenigen wissenschaftlichen Beobachtungen, die er anzustellen Gelegenheit gehabt hat, in seiner Muttersprache herauszugeben, und Folgendes ist eine Skizze aus dieser Beschreibung.

Nachdem er unserem jungen Reisenden gelungen war, sich gegen ansehnliche Geld-Versprechungen ein paar Armenische Führer zu verschaffen, trat er, trotz der Warnungen aller Bewohner von Achur und namentlich des Vorstehers Melin, sich vor den Schneelawinen, vor Verblutungen in der höheren Luft-Region und vor anderen göttlichen Heimsuchungen in Acht zu nehmen, den 15. August n. St. die Reise von Achur an und kam noch an demselben Tage bis in die Nähe der Schneelinie, wo er bei einem Ochsen-Hirten, im Freien kampirend, übernachtete. Wir wollen nunmehr den Herrn Antonomoff in seiner naiven und fast zu naturgetreuen Weise selbst erzählen lassen:

„Am 5. (17.) August 1834 um 6 Uhr, nachdem wir gebetet und Ihre getrunken hatten, rüsteten wir uns, um die Schneegrenze des Ararat zu erstiegen, gerade so, als wollten wir eine für unerneuerbar geltende Festung erstürmen. Die ganze vorhergegangene Nacht hatte ich nicht geschlafen, sondern nur einige Augenblicke lang mich selbst vergessen; ich weiß nicht, war daran der Wind schuld, der zwischen den Felsen tobte, oder war mein Gemüth so unruhig. Dem sey indessen, wie ihm wolle; es gebört allerdings einige Entschlossenheit und Seelenstärke zu dem Unternehmen, das ich vorhatte. Am meisten beunruhigte mich die Besorgniß, daß meine schwache Brust die scharfe Bergluft nicht ertragen würde. Die Nacht war herrlich gewesen; zuweilen deckten den Bergesgipfel war der Mond aufgestiegen und schien mich mitleidig anzublicken, wie ich bald zwischen Felsen umherkroch, bald auf meinen Filzmantel mich niederlegte und bald wieder unruhig aufstand; allmälig verschwanden die Sterne einer nach dem anderen am Himmel; ich hatte mich, wie es selber oft geschehen war, an ihrem ruhigen Blicken gelabt, aber vergebens; der Schwerkreise mit seiner gewaltigen Gestalt tödtete alle meine Seelenkräfte. Es begann endlich zu dämmern. Gott sey Dank! Auf, meine Führer, auf! — Wir machten uns fertig und fingen, Gott im Herzen, bergan. Bald erreichten wir die erste Schneelage — sie war nicht hoch, und der von Wasser getränkte Schnee sehr hart; meinen Führern schien das Steigen auf dieser Art gefährlich; sie begannen, Stufen im Schnee auszuhauen; ich aber legte mir unter die Stiefel Eisen mit vier Spitzen, stützte mich auf eine mit einem Haken versehene Stange, und schritt gerade und sehr rasch vorwärts. Die Führer stellten das Aushauen bald wieder ein und schlossen sich mir an. Meine Seele sagte, als ich vor meinen Augen den unabsehbares, von der Sonne überstrahlten Schneegefilde erblickte, und ein Vorgebirge von ganz unermeßlicher Höhe; die Hoffnung auf optischen Betrug vernichtete mich einigermaßen. Anfangs gingen wir schnell, doch bald ward uns das Athmen schwer: nach je zehn Schritten trat immer eine Verzagung ein, so daß wir ein wenig stillstehen mußten. Der Schnee war sehr hart, auch ging es steiler bergan; jetzt mußten wirklich Stufen ausgehauen werden, wenn wir weiter hinauf wollten. — Aexte herbei! Es war schon 8 Uhr, und noch der Gipfel so entfernt, — wir konnten nicht mehr sehen. „Mein", dachte ich, „es giebt eine Gränze, die kein Sterblicher mit aller Entschlossenheit überschreiten soll. Ja! die Natur hat ihrer Ohnmacht, in so fern es kein Mensch wagen darf einzudringen! Noch eine sehr hohe Strecke und zwei Füßel . . . letztere erscheinen von unten noch steiler, als die ersteren! . . . Was soll ich thun? Soll ich von der Stelle zurückkehren, von welcher Professor Parrot angeblich zurückgekehrt sein soll? . . . Was! Ich sollte meinen Zweck nicht erreichen, und wenn ich bis den Gelenken des einigen Schnee und sah diese kalte Sonne? Uebrigens noch ein Versuch; es geht nicht — ich will mich erholen: — gieb Brod her, Johannes, — wir wollen frühstücken." — Nun, da sind wir ja auf dem Gipfel der zweiten hohen Stelle! Guter Gott! wie majestätisch glänzen diese zwei Giebligel und die äußerste Bergkuppe! Wie herrlich muß es auf dieser Spitze oben seyn! Die ganze unten liegende Fläche, mit Schneewirbeln überfegen, bietet den Anblick eines Tempels dar mit unzähligen von lichtern glänzenden Altären — aber mein Gemüth ist kalt, niedergeschlagen — die Größe der Natur erdrückt mich! . . .

„Herr", schrie ein Führer, „ein Abgrund, ein Abgrund!" — Es war eine große Eisspalte; wie tief, war nicht zu sehen. Gott, wenn ein falscher Tritt! . . . Nun, was wär's? das kaltste aller Gräber — und weiter nichts. . . . „Wo steht das Kreuz?" — „Dort, Herr!" sagte der Führer, mit dem Finger nach Osten zeigend. Nachdem wir Stufen ausgehauen hatten, um sicherer Fuß zu fassen, übersprangen wir die Spalte; die Führer liefen, leicht strauchelnd, voran, mir der Seite zu, auf der das Dorf Achur liegt — ich folgte ihnen; das Eis bebte, doch bald hörten Eis und Beben auf; wir kamen noch an mehrere andere Spalten, umgingen sie aber; der Wind wehte aus Süden und brauste wie in einen Herren, von Metallwänden umschlossenen Raum hinein. Dieses Brausen erinnerte mich an eine in dieser Gegend verbreitete Sage von Alexander dem Großen, wie er Ohren und Magen in die Höhlen der großen Gebirges jagte, wo Röhren angebracht waren, durch welche der Wind blies, der die in den Höhlen Eingesperrten in Schrecken setzte, so daß sie es nicht wagten, sie zu verlassen, und im Glauben, Alexander lebe noch, bis auf den heutigen Tag noch hier im Dunkeln sitzen. Ich hörte diese Geschichte als Kind, und fürchtete mich nicht wenig, wenn ich daran dachte, daß Gog und Magog, ihre Täuschung gewahr werdend, aus den Höhlen einmal hervorstürzen könnten; auch stellte ich mir das Blasen des Windes in den Röhren gerade so vor, als ich es jetzt auf den Schneefeldern hörte.

„Herr, da seh' ich etwas!" rief einer von den Führern. Auch ich erblickte, einige Toll aus dem Schnee hervorragend, einen viereckigen, ziemlich starken Pfahl von Fichtenholz. Das ist der obere Theil des vom Professor Parrot aufgestellten Kreuzes. Ich sah schärfer dahin, und sagte zu mir selbst, die Berge anschauend: Was! dort oben wäre die höchste Spitze! Und nur noch zwei kleine und nicht steile Höhen waren zu erklimmen! Ich sehe nach der Uhr: es war halb neun. Sehr früh noch und schon umkehren! Warum machte ich mich denn eigentlich auf den Weg? Wozu so große Anstrengungen und Kosten! — „Führer! Marsch, vorwärts!" — „Ich, Herr, ich kann nicht mehr, ich weiß den Weg nicht, der Schnee ist tief!" — „Nur vorwärts. Der Padischah (nämlich der Kaiser von Rußland) wird Euch belohnen." — „Ich, Herr, es wird nicht gehen."

Digitized by Google

Solchergestalt widerstehen sich meine Führer, die sich höchst ermüdet dingelegert halten — einer von ihnen litt an Schmerzen im Knie. Ich selbst aber lehte auf, und stieg weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Rasch überschritt ich die Schneefläche; ich blicke hinter mir — und siehe, wie meine Führer, beinahe schon eine Meile von mir entfernt, sich langsam mir nachschleppen. Ich schrie mich indessen ohne sie hierher und besser; dadurch stieg ich, ohne mich zu erholen, immer höher und entschwand ihren Blicken. Vor mir hatte ich nur noch zwei Hügel und einen Berg mehr. Gütiger Himmel! Hätte ich wirklich jene Höhen erreicht, die unerfleiglich seyn sollen, wie Alle versichern, wie wohl ich eben nicht geneigt bin, Allen zu glauben? Unter ihnen giebt es aber auch gelehrte Reisende, die mit ernster Miene erzählen: „Nach Noah habe es keines Menschen Fuß unternommen, diese unerstiegbare Höhe zu betreten. Zu verschiedenen Zeiten versuchte man es, die furchtbare Pyramide zu erklimmen, aber immer vergebens; ihre äußere Gestalt, Schnee und Eis, stellen sich als unüberwindliche Hindernisse entgegen; schon die Entfernung von den Schneegränzen bis zur Spitze ist so groß, daß die Kälte den Verwegenen tödten würde, der ein solches Unternehmen ausführen wollte."

Wenn man solche Beschreibungen gelesen und solche Dinge gehört — kann man dadurch wohl ganz gleichgültig den Ararat hinansteigen? ... Von den beiden Hügeln, den südlichen erhebt lassend, ging ich gerade auf den nördlichen los. Ich selbst erstaunte, wie ich mich so ganz weiches Fuß an meine Stange und schwang sie bin und her, in der Hoffnung, es würde mich Jemand vom Dorfe Achur aus bemerken; wie es sich aber später zeigte, hatte mich Niemand erblickt. Mein dort befindlicher Diener antwortete mir hernach auf meine Frage: „Warum siehst Du nicht um 11 Uhr nach dem Berge?" — „Ich habe hinge sehen, habe auch einen Rauchsäule gesehen; dann habe ich mich unter einen Baum und schlief ein!!!" Als ich zu der Ebene gekommen war, welche den nördlichen Hügel vom südlichen trennt, gewahrte ich ein erhöhtes, etwas mit Eis überzogenes Schneelager; meinen Augen nicht trauend, fürchtete ich, daß dieses vielleicht die Schraube sey, die drei Paar zum Gipfel wirklich verschloß. Ich blickte um mich her — nach Süden zu waren die Schneelager unübersehbar und immer mächtiger, und faßt ganz undedeutend — dahin wendete ich meine Schritte. Aber in Folge so verschiedenartiger Empfindte am ganzen Leibe zitternd, trat ich immer langsamer vorwärts, faßte Muth bei jedem Tritt, stützte mich auf meine Stange, und saß am Fuß der nördlichen Anhöhe nieder. — Ich athmete tief auf der Ruhe, machte in mich gekehrt Betrachtungen, hatte, begab ich mich auf den ebenen Abhang der höchsten Spitze — da ist sie! Hoch hielt ich meine rothweiße Fahne empor. Ich blicke um mich her — da sind auch meine Führer — sie eilen mit Jubelgeschrei auf mich zu und küssen mir die Hände. Gott ist groß! rief ich ihnen zu, auf den Himmel zeigend.

Als das erste Entzücken vorüber war, stiegen wir nach der Seite von Achur wieder hinunter. Vorher aber steckte ich noch meine Stange in den Schnee, warf mich mit meinen Führern auf die Knier, sprach ein kurzes Dankgebet zum Allmächtigen und rief dann aus allen Kräften: „Hurrah dem Padischah!" Dann schrieb ich einige Worte mit Bleistift; einer der Führer lieh ein Stück Holz von meiner Stange ab und befestigte dasselbe mit jenen Worten, so gut als möglich, im Schnee.

Die höchste Spitze des Berges geht ganz scharf zu und bietet keine Fläche dar; ich sah um mich her: rechts der kleine Ararat, links der südliche Hügel, und vor mir die ganze Ebene vom Ararat bis zum Kaukasus — umgürtet von neuen Wolken, die über die Höhen zu staunen schienen, welche es gewagt hatten, sich bis zu ihren Regionen zu erheben; ein dicker Nebel lag auf der ganzen Ebene, von der Basis meines Standpunktes scharf abgeschnitten, wie die Oberfläche des Wassers von der gewölbeten Luft; die Berge, welche diesen großen Flächenraum begränzten, standen schwarz und finster da, wie Inseln im Meere; nur der Gipfel des Alages ragte ein wenig aus diesem Luft-Ocean hervor. Lange blickte ich nach Osten und nach Westen hin, ob ich nicht vielleicht das Kaspische oder das Schwarze Meer sehen würde — aber ich sah, wie sich dies leicht denken läßt, weder das eine noch das andere — doch überall waren Berge und Städte, Flüsse, reine Seen und grünende Felder, freilich in weiter Ferne, aber deutlich und unterscheidbar. Der Himmel war dunkel, weder ein's Helbblaue, noch in's Dunkelblaue spielend, wohl aber grünlich, und am fernsten Horizont purpurfarben. Und die Sonne? schwer wird es, sie zu beschreiben: — sie erschien nicht groß, verbreitete aber, einen feinen, durchsichtigen, dienenden Glanz. Ich konnte frei und ohne Beschwerde meinen Blicken heften; übrigens hatte ich um den unteren Theil des Gesichtes bis zur Nase ein Tuch gebunden, das ich jedoch auf einige Augenblicke abnahm, ohne die mindeste Veränderung dabei zu fühlen. Wie man sagt, soll auf hohen Bergen die innere Luft im Menschen, in Folge der dünnen äußeren Luft, rasch nach Ruhen streben, wodurch an den Poren des Körpers Blut heraus dringt; an mir geschah dies Erscheinung nicht, ich merkte nicht an meinen Führern, wiewohl sie Gesicht und Bärte unbedeckt hatten. Den nördlichen Abhang hinunterstiegend, ruhten wir aus, und stärkten uns durch Nahrungsmittel aus den dazwischen liegenden Hügeln. Selbe nicht dies, dachte ich, zwischen den Hügeln jenes wunderbare Schiff, jene Arche, aufgehalten haben, die das menschliche Geschlecht vor gänzlichem Untergang bewahrte? — Die Hügel schwiegen — ich blickte um mich her — mit Ausnahme unserer Fußspuren war nichts zu sehen. Gegen Mittag begann der Schnee weicher zu werden, und die Sonne schien so warm, wie bei uns in Rußland in den ersten Maztagen. Der Wind war nicht kalt, wohl aber etwas schneidend, so daß mir die Hände, während ich mir ohne Handschuhe ein Tuch umband, wie Feuer brannten, doch auch nur an den Stellen, wo der Wind sie anblies. Wir verließen die Ebene und gelangten zur südlichen Anhöhe. Diese schien mir mit der nördlichen von gleicher Höhe zu seyn, weil meine Aussicht von der einen eben so begränzt war als von der anderen. Die südliche Anhöhe bietet einen ziemlich ebenen Platz von ungefähr 30 Quadratschritten dar. Wie es scheint, ist hier ein Krater gewesen, aber auf der nördlichen nicht. Daß der ganze Berg vulkanischen Ursprungs ist, unterliegt keinem Zweifel, wenn man die unteren Felsen betrachtet. Als wir die südliche Anhöhe verließen; sagte einer meiner Führer, der den Professor Parrot begleitet hatte, dieser sey auf derselben Anhöhe gewesen, und habe dort einige Steine in kleines Kreuz aufgerichtet. Ich zweifle auch daran nicht im mindesten, obgleich ich, nachdem ich den ganzen Platz umgangen, nichts von einem Kreuze auffinden konnte. Wenn das große Kreuz kaum aus dem Schnee hervorragte, wie sollte sich das kleine über der Oberfläche erhalten haben? Leicht möglich ist es, daß die Übelmeßmen auf der Expedition unter den Späten Jahrzeit sie bestiegen den Berg am 9. Oktober n. St.) und der strengen Kälte nicht auf der nördlichen Anhöhe waren, und es auch nicht für nöthig hielten, da sie beide Hügel gleich hoch fanden.

Und solchergestalt hat der gewissenlose alte Mekim, der vom Dorfe Achur aus bis zur zweiten Anhöhe gelangt war, das ganze Resultat der gelehrten Expedition, die im Jahr 1829 den Ararat bestieg, verdächtig machen wollen. Er versicherte Jedermann und that es noch jetzt, daß Parrot nur auf der zweiten Anhöhe gewesen sey, und dort beide Kreuze aufgerichtet habe, das kleine nämlich nach der Richtung von Bajazet, und das große nach unserer Seite hin — während der Professor selbst versichert, ein ehrlicher junger Mann, der Berge besteigtisch zu machen suchte, und als wir wir wieder unten angekommen waren, durch den Dolmetscher erklärte, daß 6 Personen die südliche Anhöhe bestiegen hätten, auf der sogenannten zweiten Anhöhe aber 9 gewesen wären, und daß das kleine Kreuz da aufgerichtet worden sey, wo wir meine Ansmessung vornahm.*)

Da Niemand mehr, man alle, als Schiefal eifriger Forscher oft abhängt, Stephan Mekim gelang es, Jedermann so weit zu berücken, daß bis jetzt nicht ein einziger Mensch in Gruffen den Worten des wörtlichen Professors Glauben beimißt; selbst Herr Ehovin hat, darauf gestützt, die Unmöglichkeit, den Berg völlig zu ersteigen, darzuthun gesucht, und dadurch verleitet, der Professor habe Ihn nicht mit dem Barometer, sondern trigonometrisch ausgemessen! Als wir aber dies Instrument erreichte, wo sich das große Kreuz befindet, wird sagen, daß es ganz unbegreiflich gewesen sein würde, hier stehen zu bleiben, ohne wenigstens einen Versuch zu wagen, weiter zu kommen (wenn nicht etwa die Witterung hinderlich war) — und machte man den Versuch, so konnte man auch den Gipfel nicht anders, als ohne Hindernisse, erreichen. Ungeachtet dessen ich zwar meine besonderen Zweck, interessen, nachdem ich mehrerermal in den Jitsiser Blättern Ehovin's Artikel und Parrot's Widerlegungen gelesen hatte, entstand in mir der lebhafte Wunsch, diesen Streit selbst zu entscheiden. Was dieses Wunsch noch mehr anfeuerte, war, daß sich durch die Erzählungen aller in der Umgegend der Ararat's bekannten Araber, diese Erzählung bestätigte, und selbst noch. Ich konnte es mir gar nicht denken, wie es möglich sey wollte, daß der würdige Professor im Angesicht der ganzen gelehrten und gebildeten Welt eine seine Ehre so sehr kompromittirende Behauptung würde aufgestellt haben. Indessen gestehe ich, daß ich, als ich Parrot's Aeußerungen lese, in sich Gelegenheit hatte, mich mit seinen Freunden darüber zu sprechen, in meiner früheren Überzeugung selbst etwas zu schwanken begann. Als ich oben war, verloren sich meine Zweifel, und mit ihnen schwand auch der kleinmüthige Entschluß, wieder umzukehren, ohne meinen Zweck ganz erreicht zu haben. Die Gerechtigkeitsliebe Mein's und aller Dorf-Aeltesten von Achur stelle ich der Beurtheilung jedes Unparteiischen anheim.

Vom Berge, d. h. von der Schnee-Region, kehrten wir zu unserem Nachtlager in zwei Stunden zurück: der Schnee ward weicher, ohne jedoch sehr nachzugeben, und wir kamen hinab durch die bloße Schwere unserer Körper. — Nach einer Erholung von zwei Stunden ging es nach dem Dorfe, die unsere Nachtlager gewesen waren, wo wir hinunter, unser Nachtlager in der Nähe des Dorfes, ist sehr interessant, ist sehr interessant zu sprechen, in meiner früheren Überzeugung selbst etwas zu schwanken begann. Als ich oben war, verloren sich meine Zweifel, und mit ihnen schwand auch der kleinmüthige Entschluß, wieder umzukehren, ohne meinen Zweck ganz erreicht zu haben. Die Gerechtigkeitsliebe Mein's und aller Dorf-Aeltesten von Achur stelle ich der Beurtheilung jedes Unparteiischen anheim.

Vom Berge, d. h. von der Schnee-Region, kehrten wir zu unserem Nachtlager in zwei Stunden zurück: der Schnee ward weicher, ohne jedoch sehr nachzugeben, und wir kamen hinab durch die bloße Schwere unserer Körper. — Nach einer Erholung von zwei Stunden ging es nach dem Dorfe, die unsere Nachtlager gewesen waren, wo wir hinunter, unser Nachtlager in der Nähe des Dorfes, ist sehr interessant, ist sehr interessant zu sprechen, in meiner früheren Überzeugung selbst etwas zu schwanken begann. Als ich oben war, verloren sich meine Zweifel, und mit ihnen schwand auch der kleinmüthige Entschluß, wieder umzukehren, ohne meinen Zweck ganz erreicht zu haben. Die Gerechtigkeitsliebe Mein's und aller Dorf-Aeltesten von Achur stelle ich der Beurtheilung jedes Unparteiischen anheim.

Vom Berge, d. h. von der Schnee-Region, kehrten wir zu unserem Nachtlager in zwei Stunden zurück: der Schnee ward weicher, ohne jedoch sehr nachzugeben, und wir kamen hinab durch die bloße Schwere unserer Körper. — Nach einer Erholung von zwei Stunden ging es nach dem Dorfe, die unsere Nachtlager gewesen waren, wo wir hinunter, unser Nachtlager in der Nähe des Dorfes, ist sehr interessant, ist sehr interessant zu sprechen, in meiner früheren Überzeugung selbst etwas zu schwanken begann. Als ich oben war, verloren sich meine Zweifel, und mit ihnen schwand auch der kleinmüthige Entschluß, wieder umzukehren, ohne meinen Zweck ganz erreicht zu haben. Die Gerechtigkeitsliebe Mein's und aller Dorf-Aeltesten von Achur stelle ich der Beurtheilung jedes Unparteiischen anheim.

*) In der Tiflisschen Zeitung von 1829 Nr. 42 heißt es wörtlich, daß der Professor Parrot mit 8 Personen den Berg erstiegen habe, und daß 3 der selben aus Gewandung auf der zweiten Anhöhe geblieben waren; — der Hauptpunkt also, daß 6 Personen bis nach oben gelangten, ist richtig.

**) Ich hatte nämlich in Achur meine Beine vergessen und war also gezwungen, ohne irgend ein Kleidungsstück in die Augen den Berg zu besteigen.

Digitized by Google

der Aussage des Beamten übereinstimmen, der ihn Berg bestieg. — Die Dorf-Aeltesten, in der Meinung, ein solches Papier wäre mir höchst nöthig und müsste mir grossen Gewinn bringen, weigerten sich auf entschiedene Weise, sie bekunden darauf, daß es nicht möglich sey, den Berg zu ersteigen, daß sie den Fäßern keinen Glauben schenken könnten und schliessen mit dem Anerbieten, wenn ich darauf warten wollte, Expresse auf den Berg zu senden und mein Zeichen holen zu lassen! . . . Ich sagte darauf zu Pleiku, dem ersten Dorf-Aeltesten: „Du, mein Wilder, versprachst mir ja, nach mir auf den Berg zu sehen!“ — Ja, das that ich, ich glaubte aber nicht, daß Sie setzen hinauf gelangen würden; heute wollte ich es thun. Mit diesen Worten entschwand er auf immer meinen Augen; Eigennutz, nur Eigennutz ist hier der einzige Hebel. — Gegen eine tüchtige Anzahl von Silber-Rubeln wären wohl die gewünschten Zeugnisse zu erlangen gewesen.

Frankreich.

Der aufsichtsbare Capitain.

Es war so eben wieder eine Kanone gelöst worden von einem Kapperschiff aus Buenos-Ayres, das seit einigen Tagen angekommen war, man wusste nicht recht woher, und auf der Rhede Anker geworfen hatte. Seit achtundvierzig Stunden rief es seine Mannschaft an Bord; es wollte am anderen Morgen in See; wohin, wusste man noch nicht.

Dies Schiff, das seit seiner Ankunft für mich und andere Neugierige der Insel Stoff zu Gesprächen und Beobachtungen gewesen, war eine grosse Brigg von achtzehn Kanonen, auf's beste bemannt und ausgerüstet, und beschlagt, wie es hieß, von einem jungen tapferen Französischen Seemann, den man nicht anders, als mit dem ziemlich seltsamen Namen des unsichtbaren Capitains bezeichnete. Auch der Name des Schiffes war nicht minder eigenthümlich, als der seines Befehlshabers; es hieß: der Nachtwächter.

Wetter! dachte ich — eine glückliche Idee habe mir durch den Kopf, wenn der unsichtbare Capitain sich willig finden liese, noch einen Schuss mehr an Bord zu nehmen, welch' einen Dienst könnt' er mir erweisen! Es ginge ganz bequem und wäre ein Leichtes für ihn, den Paaren hier aus der Kolonie mitzunehmen, den ich mir auf den Hals geladen, und der am Ende wohl noch ganz froh seyn würde, freigt' er Dienste und guten Lohn. Ich probir's und suche den Capitain auf; es kommt auf den Versuch an, vielleicht erfüllt er meinen Wunsch.

Ich sagte den Seinen, die mir in den Weg kam, nach der Wohnung des Capitains. Sein Name hatte sie den wenigen Tagen, daß er vor Anker lag, in der Stadt schon solche Popularität erlangt, daß die Neger ein Lied auf ihn und seine Thaten gemacht hatten, ohne von seinen Waffenthaten wohl mehr zu wissen, als von seiner Person. So erfuhr ich denn gar leicht seine Wohnung.

Der unsichtbare hatte sein Absteige-Quartier in einem der hübschesten Häuser des Platzes Victoire genommen, der hatte das Haus für die Zeit, daß er bei der Insel vor Anker lag, für sich allein gemiethet.

Vor der Thür fand ich zwei sehr schöne Pferde, gesattelt, die über Reiter zu erwarten schienen; ein kleiner Neger, der sehr fein als Engländer Livrei gekleidet war, führte sie langsam am Zaume auf und ab.

Einen schlanken Mann — so viel ich sehen konnte, von dem eleganten Aeußeren eines vornehmen Kavaliers, der Aeltere, trat in der Hand — hatte ich ebenfalls aus der Ferne erblickt; er hatte einen Blick auf die beiden Renner geworfen, der den Herrn zu verrathen schien, und war dann in das Haus zurückgegangen, noch eh' ich nah genug herankommen konnte, sein Gesicht genauer zu sehen.

Ich fragte ein gerade fadirtes Mädchen, das auf der Thürschwelle stand, nach dem unsichtbaren Capitain . . .

„Da geht er eben spazieren!“, erwiderte sie mir.

„Wer fragt nach mir?“ rief aus dem Grunde der Alter eine Stimme, deren Schall auf mich einen ganz merkwürdigen Eindruck hervorbrachte.

„Es ist ein Herr, der den Herrn Capitain zu sprechen wünscht!“ rief das Mädchen.

„Ich komme gleich; führ' ihn in den Saal.“

Ich trat also in den Saal ein, den Capitain zu erwarten; denn er war es selber, dessen Stimme ich so eben vernommen. Er ist kam, blieb mir Zeit genug, mich ein wenig im Zimmer umzusehen. Jalousieen mit Ebinistischer Malerei verschlossen die Eindringen der Sonnenstrahlen durch vier breite Fenster und liesen den frischen Morgenwind durch ihre leichten geblümten Stäbchen hindurchstreichen. Zwei Ottomanen mit Pferdehaar-Ueberzügen, sehr hübsche Sessel, Spiegel und ein Pianoforte machten das Ameublement des Empfangszimmers aus.

Als der Capitain hereintrat, erkannte ich in ihm, trotz des grünen Halbdunkels, in das die Jalousieen das Zimmer versetzten, den Mann, den ich vorhin aus der Ferne, nach seinen Reitpferden sehend, erblickt hatte. Er begrüßte mich freundlich, und entschuldigte sich in gewählten Ausdrücken und mit feiner Manier, daß er mich so lange habe warten lassen. „Kaffen Sie sich gefälligst nieder, mein Herr! — Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches? . . . Merilla! Merilla!“

„Was befehlen der Herr Capitain?“ fragte hereintretend das grosse schöne Mädchen.

„Lieb' die Jalousieen auf der Gartenseite ein wenig auf — dort ist die Sonne weg. Wan kann sich kaum erkennen in dem kleinen Gemach. — Mein Herr! ich bin jetzt ganz zu Ihren Diensten, wollen Sie . . . aber, um's Himmelswillen!“ rief er plötzlich, sich unterbrechend, aus, nachdem die Jalousieen aufgezogen waren und er meine Züge gesehen hatte, „haben wir nicht schon das Vergnügen gehabt, uns zu kennen?“

„In der That, wir kommt es auch so vor!“ erwiderte ich ihm mit gleichem Erstaunen, indem ich sein Gesicht genauer prüfend betrachtete.

„Ja wohl; so wahr ich lebe! Du bist's! Mein alter braver Schulkamerad — wir haben genug tolle Streiche zusammen gemacht. Das Herz täuscht sich nie bei dergleichen! Du bist's . . . komm' in meine Arme!“

„Was, es wäre möglich! Aber ja, Du bist's! Mein lieber alter Freund! An mein Herz!“

Nach dieser Erkennungs-Scene folgten nun tausend freundschaftliche Erörterungen, Fragen und Mittheilungen. Mein alter Freund Raimond, den ich dies war sein Name, er auf dem Lyceum stiefte, fragte mich alsbald, was ich in Guadeloupe machte. Ich theilte ihm in kurzen Worten mein bisheriges Leben mit; wir waren Einer in des Anderen Anschauen versunken. Die Leide, zu erzählen, war an ihm, und ich war nun so sehr auch's angenehmste gespannt, von ihm zu hören, als ich erwartete, er müsse einige wunderliche Abenteuer zum Besten geben, von denen ein Leben, wie das seinige, so reich seyn musste. Bevor er indessen meine Neugier befriedigte, rief er wieder nach dem Mädchen; sie kam.

„Merilla, der Herr frühstückt auch und spielt mir mit; richte Dich danach ein. William soll meine Pferde absatteln; ich reite heut nicht — und bin für Niemand zu sprechen.“

Das Mädchen ging hinaus. Mein Freund nahm das Gespräch sogleich wieder auf und begann seine Erzählung, wie folgt:

„Du wirst Dich erinnern, daß ich auf dem Lyceum ein guter Schüler war, gehorsam und ziemlich fleißig, aber von etwas phantastischem Charakter, wilde genug zu gefährlichen Streichen und Wettzügen, als zu friedlichen Arbeiten und trägen Erholungen. Meine Aeltern bestimmten mich zum Soldatenstand; ich aber, um dem Wunsch meiner Familie nicht zu sehr zuwider zu handeln und doch auch meinem eigenen Sinne zu genügen, wurde Seemann. Das Erlernen des Handwerks, das den Meisten fast immer so schwer wird, wurde mir ziemlich leicht, und ich trat guten Muthes mit meiner Laufbahn in das mir meinem Sinn war. Bis der Krieg zu Ende ging, war ich schon Unterlieutenant, und der Friede fand oder überraschte mich wiederum als Kaper-Capitain, mit einundzwanzig Jahren.

Ich hatte mir etwas Gelt erworben in meinem Gewerbe; die Neigung aber zu einem gewissen Luxus, die ich immer, selbst auch bei Ausübung meines ernsten Professions, gehabt habe, erlaubte mir nicht, lange unbeschäftigt zu bleiben. Der Kauffahrer-Dienst bot mir wohl eine Carrière dar, die ich mit Gemächlichkeit hätte durchwandern können; wenn man aber einmal das Kreuzerleben gekostet hat, so kommen Einem diese friedlichen Reisen zu nüchtern und trocken und langweilig vor. Ich sah ganz recht ein, daß Europa bloß wie zu Liebe seinen Krieg anfangen, als er Frieden schloß; ich forschte nach einem Winkel der Welt, wo Nationen mit einander im Streite begriffen wären, und erfuhr bald, daß die aufgestandenen Spanischen Kolonieen der Flagge ihres Mutterlandes, wo sie ihr in den Meeren begegneten, noch einzelne Scharmützel lieferten.

Ich wusste somit geteuer Spanischer Unterthan oder Spanischer Kolonist und Empörer werden. Ich hatte die Wahl. Die Revolte gefiel mir besser als die Treue. Es hätte vielleicht noch anderem, um in die schon organisirte Kolonialflotte als eine Marine gedrängt werden zu können, irgend eines Attachés oder einer Protection bedurft. Bei den aufgestandenen Kolonisten wusste ich eine Marine gebildet werden und wirken, wo minder viel in den Weg gelegt, überall selbst. Ich wurde also Wieger von Buenos-Ayres, ohne irgend einem Menschen etwas davon zu sagen und ohne selbst, wie ich glaube, die Nation davon in Kenntniß zu setzen, zu deren Unterthan und gehorsamen Diener mich zu machen ich mir eingebildet hatte.

Meine Absicht war, ich hinzufügen, daß die Empfehlung, die ich mitbrachte, oder vielmehr die Autorität, die mich mit beachte, als ich in La Plata ankam, ganz geeignet war, mir die Erlaubniß der Naturalisation als Argentinischer Bürger ohne weitere Förmlichkeit zu gewinnen.

Ich kam nämlich zu Buenos-Ayres mit einer Goelette von vierzehn Kanonen an, die ich in Bayonne hatte erbauen lassen, nachdem mir getrommen, alle meine Freunde, die Gelt besaßen und über Fonds bessonders doch placiren mochten, für meine Unternehmung zu interessiren. Die Sache ist mir bis jetzt über meine Erwartungen gegliickt und über Erwarten der Actionaire, die mir die Leitung des Geschäfts anvertraut. Ich habe mich mit den Spaniern, und aus Verboten vielleicht gar auch mit einem Paar anderen herumgeschlagen und Einiges, mit Ehren Gölket herumgeschlagen. Ich kann beinah sagen, daß ich seit drei Jahren mich in seidenen Strümpfen und Pantoffeln umhergehe, denn das Meer ist mir immer noch mit Blumen, Wohlgerüchen und Geld für mich bedeckt gewesen. Das Land übrigens hat mich mit seinen Freuden und Rosen nie in wesentliche Erschlaffung hinzuwiegen vermocht, und ich habe, vermöge einer glücklichen Harmonie, meine Neigungen für Luxus und ausgesuchte Freuden mit der Thätigkeit und nothwendigen Ordnung meines Gewerbes noch immer zu vereinigen gewusst. Gegenwärtig habe ich, wie Du siehst, das Kommando über den schönsten Kreuzer der Republik und ich kann sogar hinzusetzen, über die ganze Marine von Buenos-Ayres, denn sie besteht nur aus meinem einen Schiffe. Ich mache, was ich will; liege an, wo ich mich wohl befinde, fahre ab, wenn es mir gut scheint, segele, wohin mich's einkommt und habe zu all' diesem den guten Humor und die gesunde Philosophie, mich für glücklich zu halten und mit meinem Leben zufrieden zu seyn.“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Astronomie des demoiselles. — Nach dem Englischen des J. Ferguson, von Dunetrin. 3½ Fr.

Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social, chez les différens peuples anciens et modernes. — Aus gekrönten vom Grafen von Ségur; fortgesetzt bis zum Jahr 1834 von H. R. Theil III.

Digitized by Google

Moralité de la vendition de Joseph, à quarante-neuf personnages. In 4. En caractères gothiques. 36 Fr.
Nouvelle Méthode d'enseignement. Grammaire française, par Armand Lilman. 6 Fr.
La Flandre agricole et manufacturière. — Bon Numa und Edouard Grar. Dy. 1.

Spanien.

Ein Amtsbewerber im heutigen Spanien.

(Aus der Revista Española.)

Ich war der glücklichste Sterbliche, ohne jemals zu wissen, was Stellenjägerei heißt. Unabhängig, stolzet, zufrieden und ohne Ehrgeiz, verstrich mein Leben in jener heitern Ruhe, deren Privatleute immer zu genießen pflegen. Neben drei Obolen und noch hundert mittmäßende Ursachen — meiner unbeholfenen Verdienste, die ich als entretenido*) mir erwarb, zu geschweigen — setzten mir plötzlich die Grille in den Kopf, als Stellenjäger aufzutreten. Die Gelegenheit war sehr günstig; es gab viele unbesetzte Stellen; man konnte meine politische Meinung, und wußte, daß ich Manches für den Staat gethan hatte.

Derjenige, welcher mich rekommandirte, war niemand Geringeres, als eine Person, die an drei oder vier Wochentagen mit dem Duque-Secretario**) an derselben Tafel speiste; und dieser Herr empfing mich mit offenen Armen. Er tadelte meine Bescheidenheit, die mich abgehalten habe, eine Direktor-Stelle zu begehren, in der ich Schätze gesammelt und eine Menge Klienten erworben hätte; er hieß mich, ein Memorial mit doppelter Kopie aufsetzen, für den Fall, daß in den zwei oder drei Tagen, die Seiner Exzellenz zum Expediren der Sache nöthig waren, ein gewandterer Stellenjäger als ich sich einschleichen könnte. Unter den Schatten so kräftiger Protektion begann ich meine Jagd.

Ich wußte nun die wohlgemeinten Absichten Seiner Exzellenz nicht fehlschlagen, suchte ich mit dem Secretair Hochverstehen Verhältniß anzuknüpfen; allein eben an diesem sollte meine Geduld ihren Prüfstein finden. Mochte ich des Morgens, des Mittags, um drei Uhr, um fünf Uhr oder am Abend mich einstellen: zu keiner Zeit ließ der Herr Secretair sich sehen. In seinem Hause verleugnete man ihn; auf dem Bureau erbrieft ich seinen Portrit, und bestimmte Audienz-Tage hatte er nicht angesetzt. Die Bedienten Seiner Exzellenz, die schon aus weiter Ferne den Stellenjäger witterten, hielten hartnäckig bei der Verleugnung ihres Herrn. Endlich, an einem Tage, wo zu meinem Glück ein Dienstmädchen die Thüre öffnete, sah ich, daß der Senor zu Hause sey. Allein auch dadurch fruchtete nichts: Seine Unschicklichkeit verwiesen mich an einen ihrem Secretaire oder Kammerjäger, welcher seinen Herrn vielmal deshalb entschuldigte, daß er sich nicht sehen ließ. Ich wußte mich für's Erste damit begnügen, diesem Menschen mein Gesicht, meine Empfehlung von Seiten Seiner Exzellenz, und meine Verwunderung darüber mitzutheilen, daß man auf dem Sekretariate weder Gehör noch Audienz gebe. Den ganzen Inhalt meiner Relation sollte er, wie sich von selbst versteht, der Señora mittheilen.

Mehrere Tage verstrichen mir ich erfuhr kein Resultat. Jetzt trieb mich die Sehnsucht, den Herrn Secretair persönlich zu sprechen, an die Pforte der Kanzlei, wo ich aufsaße, wie ein Luchs. Sobald ich den stattlichen Kornwänner an dem kohlrabenen Diwan Seiner Exzellenz blicke, nahm ich den Hut in die Hand, verneigte mich tief, und schmitt alle herkömmliche Grimassen. Ich dat, flehte, wurde zudringlich, aber vergebens. Man bedeutete mir, ich möchte zu den Beamten (Oficial) gehen, der mein Gesuch anzubringen habe. — „Wer ist denn dieser Herr?“ — „„Er ist mir jetzt nicht gegenwärtig.““ — „Und wann sind seine Sprechstunden?“ — „„Die sind jetzt suspendirt, wegen der Cholera.““ — „Wie soll ich aber nun den Erfolg meiner Bewerbung erfahren?“ — „„Morgen wird man einen Zettel anschlagen, auf welchem die Zeiten der Audienz u. s. w. bemerkt sind.““

Ich tröstete mich mit diesem Schimmer von Hoffnung, und wirklich verschwor des andern Tages ein kleiner Zettel, zu welchen Zeiten die Herren Officiales Gehör geben wollten, Derjenige, an den ich gewiesen war, hatte die Mittwoche bestimmt angesetzt; da ich diesen Herrn aber nicht kannte, und nicht von aller Empfehlung entblößt vor ihn treten wollte, so erkundigte ich mich nach seiner Wohnung, seinen Connexionen und Freundschaften, und endlich gelang es mir, diejenige Personen zu ergattern, welche auf seine Entschließungen am kräftigsten einwirken konnte.

Mit so vielen Empfehlungen und mit dem feierlichen Versprechen Seiner Exzellenz ausgerüstet, glaubte ich, mein Glück schon gesichert zu haben. In der ersten Audienz erfuhr ich, die Sache solle ebenfalls erörtert werden; in der zweiten, sie werde eben expedirt. In der dritten Audienz sagte man mir, sie sey schriftlich Ihrer Majestät vorgelegt; in der vierten aber sagte man — gar nichts, weil der Herr Official erkrankt war. Ein Jeder, der zwei Monate lang vergebens prätendirt oder supplizirt hat, wird sich von meiner Stimmung einen Begriff machen können.

Die Krankheit meines Officials verlängerte sich; der Herr Secretair hieß sich vor Niemand sehen, und Seine Exzellenz der Herzog-Staats-Secretair warten nach ihrem Landsitz abgereist. Schon sah ich mir jeden Zugang versperrt, als endlich ein neuer Official an die Stelle des Erkrankten trat. Diesem Herrn war ich nicht empfohlen, und eben darum glaubte er sich nicht verbunden, mir schöne und glatte Worte zu geben. Er sagte mir schon in der ersten Audienz rund heraus, es sey keine Stelle dafant. — „Bitte um Entschuldigung, Sr. Señoria, in diesen und jenem Zweige der Verwaltung sind so und so viele gestorben; noch in voriger Woche hat man eine bedeutende Anzahl beraschiedet, Einige als Ueberzählige, Andere als Exaltados u. s. w. u. s. w.“ — „„Es ist keine Stelle dafant, sag' ich Ihnen!““ Hier nichte er mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich entlassen sey.

Ein anderer als ich, würde jetzt in den der Ordnung wieder rückwärts gegangen sein, die er von Seiten Seiner selbst erfahren hätte, wie und auf welche Weise man ihm den schönen Streich gespielt; allein der Gedanke, daß ich noch Anfänger in der Kunst, Stellen zu erlangen, sey und daß dieser Beruf, wie jeder andere, seine Lehrzeit habe, hielt mich davon zurück. Ich trat wieder in meinen unerschrockenen bieherigen Müßiggängerstand, und rößerte mich mit der Hoffnung, daß mein Obst meiner Dinstbe eingedenk sey und mich bald und beförderlich versorgen werde. Aber ein Obst in Madrid ist ein ganz anderes Wesen, als ich damals noch glaubte; er erhöht und stürzt, giebt und nimmt wieder, je nachdem seine Kapricr ihn antreibt; er ist ein Seemeteor, dessen Erscheinungen unamtastbar, dessen Worte Orakelsprüche sind. Er ist ein König unter seinen Sudalternen, die seinen Geschmack loben preisen, seine Mängel verbehlen und seine Verdikmer verehren. Die Worte repräsentative Verfassung, Petitions-Recht, Sicherheit der Personen, rationale Freiheit und Bürgerrechte — Worte, die das Echo der Regierung Christinens sind — sie nähren den unsinnigen Enthusiasmus; sie haben alle Spanier zu einem verjüngten Leben geweckt; aber der Genuß aller dieser Wohlthaten ist nur denen vorbehalten, die in absoluter Unabhängigkeit ohne Rast und ohne irgend eine politische Verbindung leben.

„Recht gut, mein Freund; aber es muß doch Autorität, Gehorsam, Subordination geben!“ Ich habe nichts darwider, nur glaube ich, daß die Autorität nicht autorisirt ist, jedem Einen über Hintergehenen ohne Glimpf zu behandeln, oder ihn vollends tobt zu schreren, wenn er mit Fug und Recht etwas Wolle mehr verlangen kann.

Mein diebheriges Amt, das ich als unfruchtbar bezeichnet habe, fing doch endlich an, ein paar täglliche Früchte abzuwerfen; aber selbst diese Genuß wurde mir verfalzen. Die Lange des leidige Interesse nicht in's Mittel kommt, sind die Menschen gar liebreich und dienstwillig gegeneinander; wird aber dem Interesse der einen Partei nur ein Haar gekrümmt, so ist auch der Zehde-Handschuh hingeworfen und von Stund an giebt es nichts als Hader und Schikane.

Es lange mein Amt mir nicht einbrang, war Niemand so unchristlich, mir es tanden zu wollen. Wer Mitleid verdient, den beneidet der keiner seiner Nächsten; Alles ist Feindschaft und herzliche Einstracht. Aber zu meinem Unglück fing das Glück endlich an, mir ein wenig zu lächeln, und alsbald entdeckte man Flecken genug an mir. Der Eine wollte wissen, ich hätte diese kleinen Emolumente durch Bestechung erhalten; der Andere gab mich beschämend zu verstehen; ein Dritter suchte dies hervor, ein Vierter lenne. Das Resultat ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen war endlich — mein Abschied.

Mannigfaltiges.

— Coleridge über die Amerikaner. Die mögliche Vereinigung der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, eine Nation von hundert Millionen freier Menschen zu werden, die, von dem Atlantischen bis zum stillen Ocean sich ausbreitend, unter Aisser's Gesetzen leben und Shakespeare's Sprache ehren — ist ein großer Gedanke. Warum sollten wir nicht wünschen, daß in dem Herzen Amerika's wäre kaum England, durch ein Sonnen-Mikroskop betrachtet! Wie sehr muß man doch die hämische Feindseligkeit beklagen, mit welcher einige populair gewordene Reisende die Amerikaner behandeln! Diese hassen uns — das ist unbegreiflich! — aber sie hassen wie Brüder; die Meinung, welche ein Engländer von ihnen hegt, ist ihnen zehn Mal mehr werth, als die irgend eines anderen Erdebewohners. Alles Gute, was sie in sich ganz gemein sehe unterhalten und lebreich; aber nach meinem Gefühl verbirgt er doch öfter edeseschlich und liebes. Und sind nicht die meisten derjenigen Dinge, über die er mit solcher Bitterkeit derfällt, bloße nationale Schwachheiten, wie sie jedes Volk aufzuweisen hat?

— Coleridge über Den Quixote. Kennen ein Mensch seine Ihren sür wichtige Personen und wirkliche Dinge hält, so ist er verrückt. Den Quixote hat den Gebrauch seiner Vernunft nicht verloren; er ist vielmehr ein Mann von so reicher Phantasie und so überlegenem Geiste, daß er die Zeugnisse der äußerge Sinne nicht achtet, so oft sie den Ergebnissen seines subjektiven Raisonnements widersprechen. Sancho sagegen repräsentirt den flachen gesunden Menschen-Verstand. Wie sehr verehrt er seinen Herrn, selbst wenn er über ihn greift! (Coleridge's Table-talk.)

— Die Britische Nationalschuld. Was sie Unheil kommt denn eigentlich — im Großen betrachtet — durch die Nationalschuld über England? Ich habe auf diese Frage noch nie eine klare und bestriedigende Antwort erhalten. Man kommt sich auf die Interessen, die zu bezahlen sind; allein verschwindet denn dieses Geld nur eine Minute lang aus den Taschen des Volkes? Da könnte man mit eben dem Rechte sagen, daß der Mensch durch den Blutumlauf geschwächt werde. Freilich kann die Art der Besteuerung aber der Entreidung einzelne lokale Uebel und Plackereien erzeugen; nur begreife ich nicht, wie man dazu kommt, der Nation als eine Last anzurechnen, was die Nation sich selbst und nur sich selbst schuldig ist. Die Interessen der Nationalschuld sind in der That nichts mehr, als eine Summe Geldes, die der Staat alljährlich zur Förderung der Industrie ausbedt. (Coleridge's Table-talk.)

*) Entretenido ist ein Beamter, der in Hoffnung auf weitere Beförderung unentgeltlich arbeitet.
**) Minister-Staats-Secretair, mit dem Titel Herzog.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Montag den 23. März 1835.

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien.

Ein Englischer Reisender unterhielt sich eines Tages mit einem Araber, der ihn in seinem Zelte mitten unter seiner zahlreichen Familie, unter seinen Frauen, Kindern, Sklaven und Stammes-Verwandten als Gast empfing, über den Nutzen der Poesie. „Es war“, erzählt der Reisende, „ein ehrwürdiger Greis, der sich mit Geläufigkeit und Energie auszudrücken verstand, dessen ganzes Aeußere einen Poeten verrieth, dessen Blick aber durch den häufigen Gebrauch des Opiums etwas getrübt war und ihn so das Ansehen eines Fieberkranken gab. Ich hatte mehrere Tage in der patriarchalischen Familie zugebracht, und da ich mit dem Stammherrn ziemlich vertraut geworden war, fragte er mich nun, ob es in meinem Vaterlande Poeten gäbe? Als ich dies bejahte, rieb er sich die Stirn und die Brust und rief aus: „„Allah sey gepriesen! Der Regen und der Thau fällt allen Völkern; auch die „grünen Inseln“ in Europa entbehren der himmlischen Wohlthaten nicht. Aber sage mir, Fremder, was können nur Eure Poeten bestimmen in einem Lande, wo es keine Kamele, wo es weder fliegende Sandvögel, noch große Palmbäume, noch Gazellen giebt? Bei Euch müssen die Dichter eben so trocken und dürre seyn, wie hier die große Wüste.““

„Ich versuchte es“, fährt der Reisende fort, „dem Araber einen Begriff von unserer vaterländischen Poesie beizubringen: zu dem Zwecke übersetzte ich ihm das „Kamin-Feuer“ von Cotton in's Arabische. Allein dies vortreffliche Gedicht machte auf ihn nicht den geringsten Eindruck; als ich damit zu Ende war, fuhr er mit gravitätischer Miene mit der Hand über den Bart und sprach dabei folgenden Arabischen Spruch: „„Mirri ben Ebenholz nicht vor, daß es schwarz sey, den Neger nicht, daß er krauses Haar habe, noch hatte den Fremden, daß er nicht die Gebräuche kenne, die Dir bekannt sind.““ Dies sollte offenbar in Bezichung auf mich so viel heißen, als: „Die Verse, die Du mir da eben rezitirt hast, klingen zwar abscheulich, allein ich stehe viel zu hoch, als daß ich Dir darum irgend einen Tadel sagen sollte.“

„Kurz darauf, nachdem er dieses gesprochen und seine Pfeife bei Seite gesetzt, begann der alte Scheik mir feinerseits mit geschlossenen Augenliedern ein Gedicht von Amrialkais zu rezitiren; es bestand aus funfzig oder sechzig Strophen, in denen aber nichts Anderes als die Besprechung eines Kameels enthalten war. Es war dessen Flucht durch die Wüste, dessen gewaltiges Laufen, schneller als das Rauschen des Windes, seine wunderbare Gelehrigkeit, sein Muth und seine Geduld, die der Dichter erfunden. Das ganze Interesse knüpfte sich an den Renner. Nicht ein Gedanke, der unserem Ideenzange zugefaßt, nicht ein Gefühl, das in einem Europäischen Herzen irgend einen Anklang gefunden hätte. Das Wiehern des Kameels, sein gewaltiger Blick, der Glanz seiner Augenlieder, die Farbe seines Haares, seine Mutterliebe und Neigungen, alles dies hatte den Arabischen Dichter begeistert, der in jeder Strophe eine neue Eigenschaft seines Lieblings-Thieres zu rühmen und zu vergrößern hat. Und diese Poesie ist dem wilden Araber das Höchste. Größe, Begeisterung, Energie, Alles findet er in seiner rohen Einöde in Begleitung seines ihm zum zweiten Ich gewordenen Renners. In seinen Augen existiren das „Kamin-Feuer“ von Cotton als eine alte Weiber-Mähre, eben so wie ich in seiner Poesie nichts als den Ausdruck eines ungeflümen Wilden zu finden glaubte.“

Diese so einfache Erzählung ist nicht ohne Bedeutung für die Kritik. Es ist nichts so lächerlich, als wenn wir in unseren kritischen Literatur-Komponenten deutschen Maßstab, nach welchem Homer beurtheilt wird, nicht nur an Virgil und Tasitus, die doch in einem ganz anderen Lande, zu einer ganz anderen Zeit geboren, sondern auch an den Ebräischen Dichter und den Tartarischen Geschichtschreiber anzulegt finden. Batteux schimpft gar weidlich auf den großen Homer, daß er sich darauf eingelassen, die Schilderung einer Küche zu entwerfen. Wenn Patrekius den Beifpiel einer Hammelkeule bringt, so erscheint das unserem Kritiker als eine Abscheidtät. In eben derselben Weise beurtheilt er den Pindar. Wenn die Engländer von Racine sprechen, so erschrinken sie nicht minder lächerlich als die Franzosen, die von Milton reden. Allein die Poesie ist nichts als ein Thau, der aus den Dünsten des Erdreichs sich entwickelt, himmelwärts emporsteigt, dort in Regen sich umwandelt und endlich wieder zu Boden fällt. Den ersten Stoff aller poetischen Begeisterung bilden nothwendig die Leidenschaften und Gefühle, Ihren unmittelbar aus dem Leben, aus der umgebenden Naturwelt gegriffen. Die Poesie ist idealistisch, aber ihr Boden ist materiell; nur in der Weise der Gestaltung, in der Art, wie die Metamorphose vor sich geht, die aus der Invasion eines wilden Reiterhaufens eine Iliade und aus den Kämpfen einer rohen Räuberhorde eine Belagerung von Troja macht, nur hierin liegt das wahre Geheimniß der Poesie. Ursprünglich ist sie überall anzutreffen: an dem Feuerherd des eisigen Nordländers nicht minder, als unter dem Schatten des Dattelbaumes in den heißen Gegenden des Südens.

Was Montesquieu für die Kritik der Politik gethan, hat noch Niemand für die literarische Kritik versucht. Die Gesetzgebung überall auf einer und derselbe Basis begründen wollen, ist ihm lächerlich erschienen, und er hat gezeigt, wie man an den verschiedenen Orten auf das verschiedene Klima, auf die besondere Sprache und die abweichenden Sitten Rücksicht nehmen müsse. Was die Kritik der Literatur betrifft, so hat sie ihren Montesquieu noch nicht gefunden. Es ist noch Manches darauf zu kommen, die Erzeugnisse der Intelligenz zu ihrer wahren ursprünglichen Quelle zurückzuführen. Alles, was Erfindung, Herder, Benjamin Constant und die Frau von Staël gelegentlich darüber gesagt, ist zu hypothetisch und vag; noch hat man keine sichere Theorie begründet. Selbst Schlegel, der den Katholizismus und das monarchische Prinzip über Alles setzt, hat nur danach gestrebt, eine einzige Thatsache zu bemeistern: nämlich den Verrang der Könige, die unter einer Aristokratenherrschaft stehen. Er hat sich wenig um die historische Wahrheit seiner Systeme bekümmert; gleich Bossuet in Frankreich und Bellarmin in Italien hat er die Thatsachen nach seiner eigenen Laune gestaltet und modifizirt. Nach Schlegel und seiner Schule giebt es keine andere Poesie in England, als die Shakespeare's, und auch dieser große Mann hätte in seinen Augen gewiß noch weit mehr gegolten, wenn er dem Katholizismus zugethan gewesen wäre. (*) Addison wird den ihm für nichts geachtet, so wie er seinem der Schriftsteller unter der Königin Anna einen Rang anweist; auch ist jede einfache, auf die Familie gegründete sentimentale Poesie von seiner Liste gestrichen. Selbst gegen Shakespeare hat er noch einen Verrath im Hinterhalt, da wir ihn gegen Dante hat. Shakespeare ist ihm zu unpoetisch, Dante zu Gibellinisch gesinnt. Ueberhaupt hat die Fessel des Systems Schlegel's Einfluß im Ganzen gelähmt, jenes Mannes, den sonst die Natur mit den höchsten kritischen Anlagen ausgerüstet hatte.

Wir finden in England eine eigenthümliche, auf das Familienleben basirte Poesie, die sich aber erst entwickeln konnte, nachdem die bürgerlichen Rechte genug geschützt waren, um den Engländern den Werth ihres Daheims recht fühlen zu lassen. In der Alt-Englischen Zeit war die Poesie rein christlich und mönchisch. Auch unter der Regierung der Normänner war das Gefühl des häuslichen Glücks noch nicht recht empfunden worden. Chaucer, der erste wirkliche Schriftsteller unter den Engländern, der das Gepräge seines Landes sowohl als seiner Zeit an sich trägt, beobachtet die Menschen genau, sammt ihren Lächerlichkeiten; allein er besingt nicht die Freuden der Familie. Chaucer ist ein Troubère, ein glücklicher Nachahmer der Trouvères in der Picardie, aber von tieferem Geiste als sie, nicht minder derbsinnig, und vorzüglich bewundernswerth durch seine Leichtigkeit, Einfalt und Naivetät, deren Gehemmnis Ariost in Italien, Cervantes in Spanien und La Fontaine in Frankreich entdeckt. Allein dies ist noch nicht die Familien-Poesie, die wir hier meinen, zu deren Entwickelung es noch eines besondern Grades der Civilisation bedurfte. Dazu war noch der ernstliche Protestantismus erforderlich, der alle Privat-Tugenden über die öffentlichen Tugenden erhob; ein patriarchalischer Calvinismus, der im Geiste der Bibel der Hebräer den Vater zum Hohepriester seiner Familie macht. Außerdem mußte noch die besondere politische Lage hinzukommen, jene leidende schmerzliche Lage des unglücklichen Kampfes und der beroischen Resignation, damit nicht die diesen reinen bürgerlichen Empfindungen den Geistesschwung benommen. Alle diese Bedingungen fanden in England und in Schottland zusammengetroffen. Von den tiefsten und edelsten Begeisterungen der Muse in beiden Ländern gehören mehrere dieser Gattung der Familien-Poesie an. Selbst die gestreitesten und grandiosen Werke Miltons's tragen die lieblichen und innigen Farben davon. Wer hingegen diejenigen Englischen Dichter betrifft, die der einfachen Schilderung des Familien-Lebens gänzlich entsagt, wie zum Beispiel Pope und der Pindar'sche Cowley, so haben sie auch, trotz des momentanen Erfolges ihrer Schriften, dem gerechten Tadel ihrer Landsleute wegen ihrer Frostigkeit und Kälte nicht entgehen können.

Das Englische Volk ist ernst geworden, nachdem es durch mancherlei harte Proben gegangen. Ehemals nannte man das Land Merry England (das fröhliche England). Gegenwärtig klingt dies Epitheton wie ein Spottname, wie ein Epigramm. Es ist der Ernst des Protestantismus, seine Philosophie, seine strengen Beobachtungen, seine Moralität, die den leichtfertigen Muthwillen verscheucht und die Ge-

(*) Der Englische Verf. hat hier wahrscheinlich A. W. von Schlegel mit seinem Bruder Friedrich verwechselt.

Digitized by Google

mäßiger erstarrt. Ernstere Tugenden, aber auch ernstere Laster traten an die Stelle des schalkhaften lachenden Katholizismus. Bald brach der Bürgerkrieg aus, weniger ein Krieg zwischen den Freiheiten des Volks und den Prärogativen der Krone, als vielmehr zwischen dem Bedürfniß, zu denken und zu zweifeln einerseits, und zu glauben und zu gehorchen andererseits. Man ging überall mehr in sich selbst ein, man konzentrirte sich in Familienbanden, man hielt sich mit Innigkeit an das eigene Haus und an die nächsten Pflichten; weniger um die öffentlichen Verhältnisse. Allein in den ersten Tagen des Kampfes war die Aufregung, die gewaltsame Erschütterung noch zu groß, als daß die Poesie irgendwie hätte Platz greifen können. Einige Dichter, wie zum Beispiel Herrick, und mehrere Dramaturgen, als Zeitgenossen Shakespeare's, versuchten es zwar, das Familienleben, seine Geschäfte und Empfindungen zu zeichnen; allein es gelang ihnen nur selten, weil sich nichts Gebildvolles in ihrem Talente, nichts Kräftiges in ihrem Pinsel.

In einem noch höheren Grade und in noch innigeren Verhältnissen waren die Puritaner an ihre häusliche Existenz, an ihre Familie gekettet, als der Calvinismus in seiner letzten Entwickelungs-Epoche ihnen zeigte, wie sie sich als unaufhörlich von aller Materialität, als reiner Könige in ihrer kleinen Sphäre zu betrachten hätten. Allein der lange Kampf, der sich bald entsponnen, ließ der Poesie wenig Raum, besonders jener Poesie, die in sich gekehrt, absehend von der Welt, der allgemeinen Natur und der Philosophie, sich selbst in den Zirkel der eigenen Familie zum Gegenstande hat. Erst unter der Regierung Wilhelm's III., nachdem die Revolution erfochten, mit Blut und Opfern und unersetzliche Verluste erlitten hatte, erst da war es möglich, daß die Gemüther sich wieder beschwichtigten, und konnte man auch selbst durch die blutigen Revolutionen und grausamen Bürgerkriege nicht dahin gelangen, den Fanatismus ganz zu ersticken, so war er doch zum wenigsten vertraglicher und geselliger geworden. Allmälig hatte jede Partei, jede Farbe, selbst die neue Partei des Interesses des Thrones sowohl als der Menge am entferntesten standen, ihre eigenen Repräsentanten und Organe, sey es in den Kammern oder in der literarischen und politischen Welt, gefunden. Unter Karl II. und Jakob II. war es den Dissenters, als den Paria der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft, trog ihrer mühseligen Kämpfe, nicht möglich gewesen, irgend einen festen Standpunkt zu erlangen und sicher neben den übrigen Bürgern einherzuwandeln. Erst unter dem König Wilhelm drückte der Geist der Versöhnung, gleich einem Zauberstabe, plötzlich die Gemüther der verschiedenen Parteien, und Alles beruhigte sich. Dieser Geist des versöhnenden Puritanismus indeß soll erst 1688 die auf unsere Zeit, in ihn übergehen.

In ihm hat man den Ursprung der Freiheit zu suchen, die jetzige Civilisation durchdringt, jener moralische Ton, den man bei den eingranten und anmuthigen Schriftstellern unter der Königin Anna und ihren Nachfolgern antrifft, wie zum Beispiel bei Addison und Goldsmith. Addison, von seinen Zeitgenossen der Priester im kurzen Rocke genannt, wurde zum Moral-Prediger in den Salons, und er erhielt eine Weltweise eine neue Moral in versüßter Maskade. Richardson, ohne Kapuzin, brachte seine Lehren in die Romanform. Kurz, von allen Seiten sing man an, in den Kreis der Familie einzugehen; man begeisterte sich am eigenen Herde und besang seine Haus-Penaten.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie die übrigen Künste sich gleichen Schritt mit der Literatur hielten. Unter Wilhelm III. und den Thron von England bestieg, waren die Italiänische Malerschule, die Riesenwerke eines Michel Angelo's, eines Raphael's und eines Titian's bei Seite gesetzt worden; Alles, was die Kunst bis dahin Großes, Originelles und Schönes erzeugt, war damals nicht in den Werkstätten der Künstler, nicht unter den Drohden der Gegenwart, sondern allein in den Museen, als Ueberreste der Vergangenheit, aufgestellt. Damals bewunderte man Maler von einem falschen Geiste, Männer, die durch nachgeäffte Zeichnungen und Künsteleien eine neue Aera in der Kunst zu begründen glaubten. In Italien verschrie Pietro von Cortone, dessen flüchtiger Pinsel die Personen auf die Leinwand gleichsam hinwarf; Mehrere suchten zwar vor der Statue Michel Angelo's und Leonardo da Vinci's nieder, allein es mangelte ihnen an eigener Schöpferkraft, an Originalität.

Aber die große Malerschule der damaligen Zeit, die Schule, die damals allein fruchtbar war im Fache der Gemälde und in den plastischen Künsten, gehörte dem Lande an, das der Prinz von Oranien eben verlassen hatte, um den englischen Thron einzunehmen, einem Lande, das die Wiege seines kaltblütigen, klaren, hohen und bescheidenen Geistes war, jenes Adel heurtheilten und schlecht gekannten Mannes, der alle großen Gedanken Julius Cäsar's in sich trug, ohne den Glanz, den Geist und die Laster des Römischen Eroberers zu haben. Diese holländische Malerei, hervorgegangen aus einem Zustande ziemlich roher Kultur, aber befruchtet für den Handel und die Industrie durch den großen Aufwand von Begeisterung und Eleganz, hat sie nicht die größte Aehnlichkeit mit der bürgerlichen Literatur, von der wir eben sprechen? Die Holländische Schule, die um das Jahr 1688 blühte, verbreitete sich schnell in Großbritannien, wo sie ein Publikum fand, das zur Bewunderung derselben Geschmacks, desselben Genres von Talent schon andere seitig vorbereitet war. Die inneren Gemächer von A. van Ostade, die Blumen und die Seestücke von Huysum und Cuyper, die kleinen Frauen, die durch ein schönes Fenster von Quadersteinen herausspähen und einen Fisch an der Sonne aufhängen, dessen Schuppen wie Gold funkeln; alles dies, alle diese einfachen, häuslichen und Familienstücke, bis den Ruhm eines Mieris und Vperlenburgs begründet, was sind sie anders, als eine besondere Anwendung des Kunst-Prinzips, nach dem die Familien-Dichter, die Dichter des häuslichen Lebens, gearbeitet haben? Die Einen wie die Andern haben, die weite Welt und ihre Zwale vergessend, ihr Genie in einem Speisesaal, in einem kleinen dunklen Keller oder in einer Küche getrennt zu machen gewußt, sie wußten es, die Licht und Dunkels über die Dinge verbreiteten. Eben so finden wir bei Wordsworth den Zauber des Dichters über den Kadaver eines armen Esels ausgegossen, der am Gestade stirbt, nachdem schon sein todt gebalten wird, während er allmälig wieder zu sich kommt und sich erhebt.

Diese Poesie der Einfachheit darf aber keineswegs des Geistes ermangeln, sie kann sich vielmehr erheben und auf den höchsten Gipfeln der geistigen Schöpfungen Platz greifen. Es muß, wie zum Beispiel bei Klarisse Harlowe, der Geist der Moralität und der Familie das Werk beleben und idealisiren. Denn was die Detail-Poesie eines Davin's oder der Detail-Malerei trefflicher Maler betrifft, die ihr Leben damit hindrachten, daß sie die Blätter einer Blume zählten und genau dieselbe Zahl wieder reproduzirten, diese verdienten kaum erwähnt zu werden.

Kaum hat der Statthalter von Holland den Thron der Stuart's in Besitz genommen, als man ihn in völliger Harmonie mit dem Volke erblickt; sein talisbürtiger und verehrender, aber wohlunterrichteter und moralischer Charakter erhält auf's Innigste den nützlichsten und zweckmäßigsten Theil der neuen Institutionen und Sitten. Die holländische Genauigkeit und Verschlagenheit verbindet sich mit dem Ernst des Calvinismus. Daher der besondere Charakter der Romanschreiber und Dichter seit der Zeit, wo der Katholizismus in England mit den Stuart's unterzugehen. Damals hr. Foe, in seinem „Robinson", theilt seinen Zeitgenossen das Geheimniß dieses mikroskopischen Interesses, dieser zauberhaften Detail-Poesie, mit. Es wird versucht, diese neue Gattung von Gefühlen und Ideen in Reim und Rhythmus zu bringen. Der „glänzende Schilling" von Philips und der „Gottesacker" von Gray verkündigen diesen Geist der Bewegung. Einige Farben von Thompson erinnern deutlich daran, daß sie in der Schule des Calvinismus ihre Poesie der Häuslichkeit nicht verübt. Bei allen diesen Dichtern bleibt noch etwas Scholastisches und Erlerntes zurück. Die häusliche Poesie, so zu sagen, die Poesie des Kamin-Feuers, beginnt mit Goldsmith, setzt sich fort in Cowper, wird pathetisch und ernst mit Crabbe und idealisirt sich endlich mit Wordsworth. Mit diesem letzteren Schriftsteller scheint die Familien-Poesie ihren äußersten Gipfel erreicht zu haben; die Politik nimmt gegenwärtig alle Interessen in Beschlag, und seit dem Tode Byron's und Scott's ist die Englische Muse in allen Gattungen zu steril gewesen, als daß man noch Nachfolger Crabbe's und Wordsworth's hätte erwarten dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der unsichtbare Captain.

(Schluß.)

„Aber wie ist denn das, mein liebster Ramont — Dein Leben, das wie als eine ununterbrochene Kette wilder Abenteuer erschien, wäre in den Schranken so einfacher und natürlicher Ereignisse eingeschlossen?"

„Warum nicht? Ja wohl, mein Freund! Du mußt nicht glauben, daß ein Kaper immer gleich Alles mit Haut und Haar verschlingt, was ihm in den Mund kommt. Manch ein unbescheidliche Fratze hast Du mir eben gemacht, daß Du mich bei meinem wahren Namen genannt hast. Wie lange hab ich diesen Namen, in dem alle die süßen Erinnerungen meiner Kindheit ruhen, nicht gehört!"

„Ja ja! Man kennt Dich hier nur unter dem Namen des unsichtbaren Capitains. Aber erklär mir nur, da wir gerade auf dies Kapitel gekommen sind, was hat es mit dieser seltsamen räthselhaften Benennung für eine Bewandniß?"

„Narrenspossen, Albernheiten, mein Freund! ein Histörchen im Volk; eine abergläubische Fratze. Aber Du kannst doch in irgend einer Angelegenheit zu mir — was war's?"

„Nichts. Du mußt mir erst erzählen, wie so Du der unsichtbare Captain heißest."

„Weil die Menschen sich dem Abfurden am liebsten hingeben und mich lieber für ein außerordentliches Wesen halten, als sich ein ganz gewöhnliches Ereignis auf die natürlichste Art erklären wögen. Die Menschen! O über ihre Schwachheit! Meinetwegen — wenn Du durchaus keine Ruhe hast, so will ich mit der wunderlichen, dunkel und verzagenen Geschichte noch ein Mal vorfangen. Du weißt daraus lernen, was es mit dem Ursprung der schönen Beinamen meist und mit dem Deines Freundes im Besonderen für eine ordinaire ganz gewöhnliche Bewandnis hat."

„Stelle Dir vor, daß ich ein Kaperschiff befehlige, das bei den Sonfi-Inseln vor Anker lag und gerade am Lande war, als Alles einen furchtbaren Sturm verkündete. Da es Nacht war, als diese plötzlichen Anzeichen der Ungewitters mich zur Rückkehr am Bord zwangen, und ich Niemandem begegnete, nicht ein Mal einem Neger am Ufer, mich hinüber zu fahren, so mußte ich mich entschließen, mutterseelallein in eine kleine Piroque zu springen, die ich mit geringer Mühe fortstoßen und auf der ich nach Verlauf von einer halben Stunde, während der ich wie ein Verdammter mit meinen beiden Rudern hatte arbeiten müssen, auf die Höhe meines Schiffes gelangte. Bei dem Lärmen, den meine Leute an Bord vollführten, indem sie die nothwendigen Zurüstungen und Anstalten gegen den Sturm trafen, der im Anzug war, hatten sie den Ruderschlag nicht vernommen und meine Ankunft nicht bemerkt. Ich benutzte diesen Moment der Verwirrung, kletterte ungesehen am Hinterheil herauf, stieg meine Piroque mit einem Zustritt in die Flut zurück, stieg auf's Verdeck und war mit zwei Schritten, von Allen unbemerkt, in meinem Gemach.

Der Sturm brach los und wurde so furchtbar, daß er die Ankertaue zerriß und mein Schiff in's hohe Meer jagte. Der Schiffs-Lieutenant, der die Verantwortlichkeit hatte für Alles, was in meiner Abwesenheit geschah, klagte und jammerte, daß ich am Lande sey. „Wenn noch der Capitain in unserem Unglück da wär", rief er aus, „so möchte das Schiff meinetwegen zum Teufel gehen, wenn es doch ein Mal verloren seyn soll!" — „Ja wohl!" erwiederten alle meine Matrosen, die auf dem Verdeck versammelt waren, „wenn nur der Capitain noch bei uns wäre ... Ah, daß er auch nicht da ist, er!" — „Nun,

Digitized by Google

was giebt's?" rief ich, aus meinem Zimmer hervorterrend, wo ich mich so lange verborgen gehalten, daß Alle in ihrer höchsten Angst in der tiefen Nacht plötzlich meine Stimme vernahmen, „ihr verlangt nach mir, bin ich denn etwa nicht bei euch?"

Diese Worte im donnernden Tone und in einem solchen Moment gesprochen, brachten auf meine sämmtlichen Matrosen einen Eindruck hervor, der nicht zu beschreiben ist. So war ihnen, als sey ich aus den flammenden Wolken zu ihnen herabgefahren, ihnen im Sturm beispielsweise . . . . „Wo ist er hergekommen? Wo hat er gesteckt?" fragten sie sich unter einander, anfangs voller Schrecken, dann voll Erstaunen, zuletzt mit einer Art abergläubischer Furcht. Mein Lieutenant wagte kaum seinen Augen zu trauen, meine Offiziere staunten mich wie ein Wunder an. Ich ertheilte während des Orkans die nöthigen Befehle; mein Mandore glückte, das Schiff wurde gerettet, und als ich nach einem oder zwei Monaten Umherkreuzens nach Buenos-Ayres, einer Spanischer Beute, glücklich beladen, zurückkehrte, ließ sich meine ganze Mannschaft Nichts angelegentlicher seyn, als meine Unschuldhaftigkeit auszuposaunen, die sich auf Nichts anderes gründete, als auf mein plötzliches Erscheinen an Bord, während jenes Sturmes bei Sankt Katharina. Daher scheuchen sich all' die Fabeln und romanhaften Geschichten, die man auf Rechnung Meiner Fremden in die Welt gesetzt.

Anfangs machte mir's Spaß, meine Leute mit ihren Erstaunen ein wenig zum Besten zu haben, und ich verschwieg ihnen eine Zeitlang das Gebeimniß. Sie aber machten aus dem Scherz Ernst, und als ich ihnen das Wunder erklären wollte, war es zu spat.

Ein Anglück kommt, wie die weiß, nie allein; und der Zufall fügte sonderbar genug noch ein anderes Ereigniß zu jenen ersten binzu, welches mich schon zu einem außerordentlichen Menschen gestempelt hatte. In einer Nacht, als ich Jagd machte auf ein ander Schiff, brichte ebenfalls ein wüderliches Ungewitter ein; eine Woge stürzt mit solcher Gewalt über das Verdeck, daß sie Alles darauf niederlegt und fortreißt, und auch selber mit meinen Leuten in die Fluthen schleudert, die sämmtlich ertrinken. Glücklicher oder geschickter als die armen Teufel, ergriff ich, anstatt dem Meere in den Rachen zu fallen, eins von den Leitauen des Steuerruders, und kletterte mit Gottes Hülfe am Hintertheil empor auf's Verdeck, wo die Wege eben das Unheil und die Verwirrung angerichtet hatte. Meine Leute schrieen: „Der Capitain ist im Wasser! retter den Capitain! nun ist Alles aus!" an meiner Stelle würde ihnen vielleicht sogleich entgegengerufen haben: „Da bin ich." Ich aber, viel ruhiger und philosophischer, stieg ganz still in mein Zimmer hinab, legte mich zu Bett und schlief ein, während mein Lieutenant das Boot aussetzen ließ, und in den wüthenden Wogen Nachforschungen nach mir anstellte.

Am folgenden Morgen, als meine Offiziere und Matrosen noch in voller Bestürzung, so gut es geht, den Schaden der Nacht in Ordnung zu bringen suchen, steige ich herauf, erscheine frisch und munter auf meinem Posten am Hinterkastell, frage nach dem Schaden, den der Wassersturz angerichtet, und gebe kaltblütig meine Befehle.

Der Anblick einer Person, die keine größere Wirkung auf meine Leute hervorbringen können, als mein Erscheinen, das versichere ich Dir. Ich glaube, Gott vergeih mir's! sie hätten mir am liebsten meine Kleider in Stücke zerrissen und Reliquien daraus gemacht, hätt' ich mich nur dazu verstehen wollen, mich zum Heiligen bergugeben. Seit dem, wie Du wohl begreifst, bin ich nun etwas Unverständliches für an meinen Pakt mit dem Teufel zu glauben. Ich wurde wohl oder übel ein übernatürliches Wesen, eine Art von Wasser-Dämon, ob ein seliger oder verdammter, weiß ich nicht. So ist aus Deinem alten Freunde und Kameraden auf Kosten der gesunden Vernunft und seiner Wirklichkeit ein unsichtbarer Capitain geworden — der übrigens bei jeder Gelegenheit, wo er etwas zu sagen hat, hinreichend erklärig ist.

Bei alle dem hab ich mich über die Metamorphose, die man mit mir vorgenommen, nicht zu sehr zu beklagen. Diese albernen Geschichten haben mir wenigstens den Dienst erwiesen, daß mich die Matrosen, die unter mir stehen, mit ehrfurchtsvoller Scheu wie einen Gesandten von den Himmeln oder des Kindlerstalls betrachten. Du kannst Dir gar keine Vorstellung machen von dem fanatischen Respekt, mit dem sie sich mir nahen, von mir reden, mit dem sie meine kleinsten Befehle vollziehen. Kein Capitain ist je mit mehr Annehmlichkeit und Autorität auf dem Meere herumgefegelt, als ich. Geh ich an's Land, so ist es das höchste Ziel ihres Ehrgeizes, mich begleiten zu dürfen, und bin ich auf der See, so suchen sie hinter den Kindern in Ehre und Ansehen zu überbieten. Es wäre wie ein Leichtes, mit einem Wort meine ganze Mannschaft dazu zu vermögen, in einen feurigen Ofen zu speingen, ein Wink, ein Blick von mir, und meine hundertundfunfzig Narren würden sich nicht bedenken, ein großes Kriegsschiff zu entern, alle der festen Ueberzeugung, daß können mit mir weder Stürme, noch Feuer, noch Gefechte etwas anfangen können, und daß ich nur die Hand auszustrecken brauche, um sie fest und sicher zu machen. Doch schon zweiel von dies sen Proben. — Was führte Dich zu mir? Du wolltest etwas von mir? Was ist es? Sprich! Brauchst Du Geld? Mein Secretaire soll Dir geben. Oder hast Du Dich etwa über eine Ungerechtigkeit zu beklagen? Sprich nur! Pulver und Waffen über ich immer bei mir, und dann will ich Dir in eigner Person beistehen, überglücklich, einem alten Jugendfreund in etwas dienen zu können. (Ed. Corbière.)

Italien.

Ein Frühstück zu Aquapendente.

Fragment aus einer noch ungedruckten Italiänischen Reise.

Wer Aquapendente nicht gesehen hat, kennt das Elend nur dem Namen nach. Aquapendente ist ein in völliger Fäulniß begriffener Flecken auf dem Rücken der Appenninen. Es ist die Hauptstadt des Jammers und der Noth. Feuchter Schimmel bedeckt alles Mauerwerk, fleterrote Lumpen hängen aus allen Luken heraus, durchsichtige Schatten, die man für menschliche Wesen halten soll, schleichen über den lehmigen Boden der Gassen hin, rege dicke Atmosphäre, ein Spitalgeruch, ein Hauch wie von Schwindsüchtigen, eine Modrigkeit, kurz, die Miasmen der Hungersnoth und der Armuth umgeben den Reisenden in diesem Oete des lebendigen Todes. Man findet nur Trost in einer der herrlichsten Landschaften, welche die Natur in ihrem Appenninen-Museum zur Schau gestellt hat. Der Blick schweift rings herum, so weit der Gesichtskreis reicht, über Abgründe hin, über zerrissenweite Gebirgsmassen, über Wälder, die an den Felsen zu hängen scheinen, über dunkelnde Wasserfälle und Steinbäche mit natürlichen Brücken. Dies Alles aber verschafft dem verdungerten Flecken nicht eine Unze Brod.

Aquapendente ist mit schwachen Mauern befestigt — eine sehr unnütze Vorsicht gegen eine Belagerung, denn Niemand in der Welt denkt daran, sich durch eine solche Eroberung zu bereichern. Am Thore ferdert den Reisenden ein Gefreyt von Zollsoldaten wie gewöhnlich den Paß ab, nicht als ob er sich um den Paß kümmerte, denn ganz Aquapendente könnte sich versammeln, es würde ihm doch nicht gelingen, eine Phrase davon zu entziffern, aber es bewahrt sich von ein fiskalischen Recht, und dem muß Genüge geschehen; dieses einzige Zollrevirchen ist freilich eine unumgenehme, aber weiter keine lästige Sache; die Zolldiebe stellt es sogar dem Reisenden oft anheim, die Summe nach seinem Belieben zu bestimmen. Der Fiskus von Aquapendente forderte zwei Paoli für meine beiden Freunde und mich; wie gaben dem Beamten ein Fünf-Paolisstück und baten ihn, uns drei Paoli wieder herauszugeben. Da lag aber die Schwierigkeit. Die Kasse des Fiskus war ausgeplündert; wir waren die einzigen Reisenden, welche die Unehre über Bitterbo eingeschlagen hatten; alle Englische Karavanen, die zum Osterfeste nach Neapel gingen, hatten ihren Weg über Perugia genommen. An dieser Wahl war ein tragischer Beweis schuld, der sich ganz kürzlich zugetragen hatte; eine Englische Familie war in der Gegend von Aquapendente von den Strafknechten des Fiskus angefallen worden, Leibwesen aller Gastwirthe, Zollbeamten und Bettler auf der Straße von Viterbo. Der Oberscheriber von Aquapendente nahm unser Fünf-Paolisstück und bat uns, ihm zum Ober-Steuer-Einnehmer zu folgen. Dieser Beamte bleidete sich eben an; es teneg attaffene Winkelider mit Schnallen und feierne Strümpfe, Alles von hohem Alter, eine gepuderte Perücke um seinen Kopf; sein Antlitz war schwindsüchtig, aber jovial. Nachdem uns der Ober-Steuer-Einnehmer mit seinen Komplimenten bepudert hatte, sagte er uns, daß er kein Geld zum Herausgeben habe, doch wolle er in der Nachbarschaft welches zu bekommen suchen. Wir folgten ihm in die wohlbadenden Bureit von Aquapendente, wir klopften an alle Thüren, welche Thüren hatten; der Ober-Steuer-Einnehmer an unserer Spitze pochte bei Bäckern, Pfarrern an die Höfe, und konjugierte laut scheirend das Wort baratare (wechseln) durch alle Zeiten hindurch, die Steuerpflichtigen wichen stutzig vor dem monströsen Goldstück zurück und gaben durch wiederholtes Kopfschütteln ihre Weigerung zu erkennen. Endlich Notabeln mußten erst von dieses Börsengeschäfts wissen zusammenkommen werden, und das Fünf-Paolisstück wurde auf Reisen gewechselt.

Wir fragten nach einem Gasthofe; das war aber ein unbekanntes Wort in Aquapendente; als wir indeß durch die Stadt gingen, erblickten wir eine Art von Thür mit großen, unturchsichtigen Glasscheiben, über welcher ein Schild mit der Aufschrift: Caffe di Luna stand. Wir traten ein in das Kaffehaus zum guten Geschmack. Unser Fuhrmann verschwrte uns, es sey ganz vortrefflich. Der Saal hatte 5 Fuß im Quadrat; vier Leuchterstöcke, einen Handteller im Umfang, schmutzten die Ecken. Zwei Fäßrondahls in frisch restaurirten Lumpen tranken eine unbekannte Flüssigkeit; sie kanden dabei vor einem Leuchterstock, denn man hatte ihm Luxus von Essen und Wachten gegeben. Der Wirth von Aquapendente drängte sich deaußen gegen die Fensterscheiben und schaute mit gierigen Blicken auf ihre beiden glücklichen Landsleute, die ihren Bajocco so verschwenderisch in dem sipzigen Kaffehaus-Leben durchbrachten. Der Wirth hatte sein Sonntags-Kleid angezogen; dies Kleidungsstück bestand aus zanlosen Fetzen, sein Halstuch war zu Fetzen auf die kledrige Weste gefallen, seine Wollstrümpfe liefen Skelett-Formen durchblicken; aber sein schwarzes Auge, seine Italiänische Nase, sein großer Mund, das Muskelspiel auf seinen Wangen zeigten mehr innere Heiterkeit, als unter dem Hut eines Kardinals hervorstrahlt. „Was könnt Ihr uns zum Frühstück geben?" sagte ich zu ihm. Mit einem heiteren und behaglichen Blick, der mir ein vorgreifliches niveau von seinen Lippen zuflossen. „Wie? Ihr habt gar nichts in diesem Kaffehause, dem ersten und letzten von Aquapendente! Ihr habt nicht ein Mal Kaffee!" „„Kaffee wohl"", erwiederte er, „„aber ich habe keinen Zucker, mein Vorrath ist mir ausgegangen, ich erwarte erst neuen von Viterbo"". „„Habt Ihr Chokolade?"" „„Zu dienen, aber sehr."" „„Si, so laßt sie kochen."" „„Kogleich."" Mit einer Ehrerbietung einen kleinen Augenblick (momentino) warten wollen.""

Der Wirth ilftete einen schweren Vorhang, der eine Thüre verbarg und rief seine Familie herbei, um ihm zu helfen; es bandelte sich darum, drei Tassen Chokolade zu bereiten; sein Laboratorium war ringsherum sein jungfräulicher Ofen schien das seiner nicht zu kennen. Wie nun aber Feuer anmachen? Ich glaubte anfangs, man würde sich des Holzfemmitels der Wilden bedienen und trockenes Holz gegen einander reiben, um so eine Flamme zu erzeugen; aber wir sie ein, daß wir ein Reisefeuerzeug bei uns hatten; beim Anblick desselben jubelte der Wirth, und in einem Nu kuistette die Flamme auf der Heerde.

Die beiden Fastnachtlis gaben Zeichen von Ungeduld von sich. Unsere Gegenwart geniete sie; bin und wieder waesen sie einen brennenden und düsteren Blick auf den Vorhang vor der Thür; endlich bewegte sich dieser Vorhang, und ich sah sie vor Stolz, Freude und ersüllter Hoffnung erbeben; sie musterten schnell ihre Lumpen, ihr Haar und ihren Backenbart, und eine Frau trat in den Saal; es war die Wirthin des Kaffehauses zum guten Geschmack.

Digitized by Google

Alle Geschöpfe vor den Fenstern draußen sträubten vor Entsetzen; ein stummes Gemurmel lief durch die Gruppen der jungen Leute. Die junge Dame, die ihrem Manne die neuen Chokoladetöpfchen Hilfe leisten wollte, machte mehrere Verbeugungen gegen die Gesellschaft; die beiden Fadheinadetes verneigten sich tief, und ein flüchtiges Lächeln kindlicher Verschämtheit flatterte zwischen ihren dicken, schwarzen Backenbärten hin. Die Penelope von Aquapendente war zusammengesunken, und ihr Gemahl kaum schwebte über ihrem verworrenen Haar; mit ihrem dreschen Haut, ihren entsetzlichen Händen, ihrem erschütternden und zerfetzten Kleide glich sie einer dem Grabschoß entschlüpften armen Seele. Der Wirth des Kaffeehauses hatte die Miene eines glücklichen und beneideten Gatten; er erlaubte sich, gleichsam um seine ehelichen Rechte zu zeigen, einige Vertraulichkeiten gegen seine Frau, wobei die ganze bewundernde Jugend von Aquapendente ein Schauer überlief. Die beiden Fadsinadeles verdrehten ihren Augen und wandten die Augen weg, um ihr viel schlechtes Glück nicht zu sehen, das grausamer Weise zur Verzweiflung einer ganzen Stadt hier öffentlich zur Schau gestellt wurde. In diesem Wirrwarr von Intrigen schien unsere Chokolade ganz vergessen zu werden; wir beklagten uns laut darüber, aber die junge Frau entschuldigte sich mit so süßer Zierlichkeit, mit so viel Bewegungen von Kopf, Hals und Armen wegen ihrer Langsamkeit, daß wir nachgeben und warten mußten. Der momentane dauerte eine Stunde. Als endlich die drei Tassen Chokolade fertig waren, dachte man erst daran, daß es an Tassen fehle; die Dame wußte sich aber Rath und half mit Gläsern aus. Nun war die Chokolade eingegossen; aber man hatte kein Brod; der Gemahl wollte sich persönlich zu zum Bäcker laufen, doch zum Gedanke hielt ihn zurück; seine Frau mitten in diesem allgemeinen Paroxysmus von Aquapendente so allein zu lassen! welche unverschämtheit! aber seine Frau schicken, hieß, sie der Gefahr aussetzen, auf der Stelle verschlungen zu werden, und doch mußten wir Brod haben. Bei dem hundert Mal wiederholten Wort pane hob sich der Vorhang der nach innen führenden Thür, und wir sahen und neue Dramen. Ein junges Mädchen stand vor uns, kleines kleinen zehnjährigen Mädchens hervortauchen, ein menschliches Gerippe in seiner kleinsten Dimension. Ein zerlumptes Hemd bedeckte das arme Kind; die Qual des Hungers hatte ihre Figur ausgehöhlt, die Auge verdickt. Die Mutter machte eine wüthende Geberde, und der Vorhang fiel wieder über die Erscheinung zurück.

Wir hatten unsern Betrübten auf die Entwickelung von Brod ausgeschickt; glücklicher Weise war es ein Sonntag, an welchem Tage man in einigen Häusern von Aquapendente etwas genießt, und das Brod langte an. Jeder von uns nahm einen Leuchterstich in Beschlag und begann zu frühstücken. Dies Schauspiel zog noch mehr Neugierige heran; jedes Thürfenster war mit einem Gesicht besetzt, und der verblendeten Augen warfen Flammenblicke auf unser köstiges Mahl, auf die rothen Kragen unserer Mäntel, auf die beiden glücklichen Fadsinadeles, die sich als unsere Tischgenossen drängten, und besonders auf die angebetete Frau, die an diesen Tage des Triumphs und Glücks noch verführerischer war. Der Gemahl, dessen Freude; sah sie mit Entzücken hich die Hände vor dem Bilde seiner Madonna, als ob er ihr in einem kurzen inbrünstigen Gebet für einen in den Annalen des Kaffeehauses zum guten Geschmack unerhörten Segen danken wollte. Von der Madonna wandte er sich an seine Frau und ließ auch ihr einen Theil seiner feurigen Dankgefühle zufließen; dann, von Rührung und Entzücken ganz durchzogen, verschwendete er die unbeschäftigten Blicke an die staunende Menge vor der Thür, und es schien, als ob er sie wegen seines Glücks um Verzeihung bitten wollte. Endlich verfaßt er in liebliche Träumereien; eine herrliche Zukunft that sich vor ihm auf; er hörte unser Frühstück auf allen nach Rom führenden Straßen wiederhallen; er sah sein Kaffeehaus von Reisenden frequentirt, sein Schild mit zwei Göttinnen des Ruhms geschmückt, seine Frau mit Diamanten bedeckt, wie eine Madonna, seine Töchter an einen reisenden Kaufmann aus Paris verheirathet, sein Haus mit dem Besuch eines Kardinals beehrt, kurz, alle geistliche und zeitliche Wonne in Folge unserer drei Tassen Chokolade in seine Gastlinde einkehren.

Nun kam ein feierlicher Augenblick, wir verlangten unsere Rechnung. Unser Wirth nahm eine gravitätische Miene an, that, als sonnte er sich, um einen wichtigen Ueberschlag zu machen, und dann, sich mit aller seiner Würdheit wappnend, forderte er 12 Bajocchi, ungefähr 1½ Sgr., für den Mann. Die Frau erschrocken über die Verwegenheit ihres Gemahls, wurde blaß und schrieg die Augen nieder; die beiden Fadsinadeles empörten sich unwillend über die ungeheure Unverschämtheit des Wirths; ihre telegraphischen Zeichen deuteten der draußen versammelten Menge durch die Fenster an, daß der eifersüchtige Ehemann den Reisenden die Haut abziehe; ein Aufruhr war im Begriff, unter der Jugend von Aquapendente zu unseren Gunsten auszubrechen. Den Wirth aber verlief sein Muth nicht, und er blieb bei seinen 12 Bajocchi. Da konnte die Dame sich nicht länger halten; blaffer noch, als sonst, sant sie zusammen; die beiden Stammgäste warfen dem Wirth einen niederschmetternden Blick zu und stellten sich hinter uns, um uns in dem Streit, den sie für unvermeidlich hielten, tapfer beizustehen. Wir zahlten die 12 Bajocchi, und noch eben so viel für den Aufwärter; da ein solcher nicht vorhanden war, so fiel die ganze Summe dem Wirth anheim.

Welcher Triumph für den Mann! Sein Aderblick hatte uns ergründet und begriffen. Seine Frau erhob sich mit strahlendem Auge und huldigte der Weisheit ihres Gatten. Die beiden Fadsinadeles, durch diese glückliche Lösung geschlagen, zogen sich zurück. Die Menge staunte von fern den klugen Schuß an, den der Wirth auf seinem Comtoir klimpern ließ. Als wir hinunterraten, entblößten sich alle Köpfe, alle Klingen drugten sich, alle Hände faßten nach dem Wagenstritt unserer vor dem Kaffeehause stehenden Kutsche. Aus allen Gassen strömten neue Anhänglinge auf den Platz herbei, um die Reisenden mit den 12 Bajocchi zu sehen; die Mütter zeigten uns ihren kleinen Kindern. Um das Maß vollkommen zu machen, liefen wir auch den Wagenschmierer einige zwanzig Stücke kleiner Münze unter das Volk regnen; da stieg der Enthusiasmus auf den höchsten Gipfel; Beifallgeklatsch brach los; man wollte die Pferde ausspannen und die Kutsche fortziehen. So reisten wir unter einer Salve Italiänischer Freudenbezeugungen ab; Trunkenheit schwamm in allen Blicken; man streute Palmen auf unsern Weg; ein Improvisator verfolgte uns lange Zeit mit einem Sonnett, worin ich mit Gott Plutus verglichen wurde, und nicht eher endigungen wir dieser Ovationen der Dankbarkeit, bis wir in den Hohlweg kamen, der nach St. Lorenzo „dem Verfallenen" (rovinato) führt, ein Weinberg, den man allen Flecken auf dieser Straße gehen könnte. (F. P.)

Mannigfaltiges.

Ein Denkmal für Schöll. Dem verstorbenen Friedrich Schöll, den eben so gut Deutschland als Frankreich für sich in Anspruch nehmen kann, dem Deutschen Verfasser der in Französischer Sprache geschriebenen Werke über die Griechische und Römische Literatur, über die Geschichte der Europäischen Staaten, über die Friedens-Verträge und die Europäischen Revolutionen, soll in Straßburg ein Denkmal errichtet werden. Nun hat zwar Schöll seine akademische Wirkung allerdings in Straßburg begonnen, und seine freundenswürdige schriftstellerische Thätigkeit eben so in Frankreich selbst, als in der Sprache dieses Landes entwickelt, nichtsdestoweniger aber war er doch, sowohl seiner Geburt (Nassau-Saarbrück) als der ganzen Richtung seiner umfassenden Geistesthätigkeit nach, ein Deutscher. Erscheinungen, wie die seinige, die, bei ihrem gediegenen Wachsthum auf zwiefelt Boden, weder an Anfang noch an Ende Haltung, noch an Gränzbestimmung geben, sind freilich zu den seltenen, aber eben darum sollten auch wir den Deutschen Antheil an einem Ruhme nicht gerben lassen, den Frankreich gern für sich allein in Anspruch urbunen möchte. Eine sein tuzzem in Paris gestiftete Gesellschaft unter dem Namen: „Société d'encouragement pour les lettres et les beaux arts" hat es sich zunächst auch zum Zweck gesetzt, die Städte Frankreichs zur Errichtung von Denkmalen anzuregen, die sie ihren berühmten Männern setzen sollen. Bereits ist es ihr mit einem solchen für Frankreichs größten Maler, Poussin, gelungen, und sie geht nun damit um, die Stadt Straßburg zu einem ähnlichen Monumente für Schöll zu bewegen. Als ob Schöll nicht bloß ein Sohn der Universität Straßburg, nicht bloß ein Bürger Straßburg gewesen wäre! Inzwischen bleibt doch ein Streben, wie das der genannten Gesellschaft, immer ein ehrenwerthes, und auch das Deutsche Nationalitätsgefühl könnte allenfalls darin eine Beschwichtigung finden, daß Straßburg seinem Wesen nach immer noch Deutsch geblieben, und daß es Deutsch auch noch Schriften und Koch, Oberlin und Schweighäuser als Landsleute betrachten dürfen. Oberlin und Straßburg Französische Denkmale gesetzt hat. Mitten unter diesen, in der protestantischen Thomas-Kirche, wo auch das Mausoleum des tapfern Marschalls von Sachsen sich befindet, soll, nach dem Vorschlag des Herrn Pyhan de la Forest, *) das Denkmal Schöll's ebenfalls sich erheben, und wir dürfen wohl nämlichen einen ausführlichen Plan von Seiten der obern genannten Gesellschaft entgegensehen. J. L.

— Alt-Calabar. Die Eingeborenen dieser Gegend haben in Folge ihres beständigen Verkehrs mit Europäern bereits eine gewisse Stufe der Kultur erreicht: indeß lassen sie doch von ihren alten Gewohnheiten und Aberglauben keineswegs ganz ab. Wenn Jemand unter ihnen krank ist, schlachten sie allerlei Geflügel und Kleinvieh, und binden Kälber der Hausthür gegenüber an Pfosten an, um dadurch die plötzlichen Genius zu versöhnen; stirbt der Kranke, so tödten sie mehrere Tage hinter einander eine gewisse Anzahl von seinen Sklaven, je nach dem Range, den der Dahingeschiedene bekleidet. Hierauf tanzen sie ihn bei Trommelschlag, Schellengeklingel und allerlei mißtönenden Instrumentalmusik zu Grabe und treiben Mimik, das ist, sie tanzen, die aus den Ritzen des Bambus ausschwitzt. Eine Kiste unter ihnen, die Todten genannt, haben noch ganz besondere Ceremonien für Krankheits- und Todesfälle, die sich höchst seltsam und possirlich ausnehmen. Bei dieser Kafte ist die Beschneidung eingeführt; sie sind Polygamisten und enthalten sich gewisser als verboten geltenden Speisen; aber sie haben keinen Begriffen gemeinschaftlichen Gottesdienst, — sind grobe Diebe und wahre Betrüger. — Die Bestattung der Eingebornen besteht überhaupt in Essen, Antrinken, Rothwild, wilden Schweinen, Ziegen und Schafen, und in einer Art von kleinen Küssen, die sie aber nie weiten. Ich versuchte es einmal, Einige in der Gegend zu schrecken, daß sie sich der Milch der Kühe enthalten möchten, allein sie sind viel zu sanft dazu, um sich daraus einzulassen; Pferde sieht man hier gar nicht. Mehrere Schlangengattungen zeigten sich an dem Kabeltau unseres Schiffes und auf dem Verdeck, wo sie getödtet wurden. Man findet hier Eidexen in allen Farben und in großem Ueberfluß, auch das Chamäleon ist nimmer hier anzutreffen. Die Eingebornen können sich von den Wirkungen der Schießpulvers noch keinen rechten Begriff machen. — Wie haben gegenwärtig die regnichte Jahrszeit, die hier von Juni bis Oktober anhält; dann folgt die Dunstzeit bis Ende Januar; hierauf tritt die heiße Jahrszeit ein, während welcher mitunter, besonders im April und Mai, die Tornades (Wirbelwinde) wüthen. Diese Jahrszeit ist für die Eingebornen die ungesundeste, für uns Europäer ist es die Dunstzeit. (E. P.)

*) In seinem „Versuche über das Leben und die Werke Fr. Schöll's."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Mittwoch den 25. März 1835.

Nord-Amerika.

A Tour on the Prairies. (Eine Wanderung durch die Savannen des westlichen Nord-Amerika's.) Von Washington Irving.*)

Ueber den Plan dieses Werkes sagt uns der berühmte Verfasser in seiner Vorrede Folgendes:

„Es ist meine Absicht, die gehaschten Notizen, welche mein Reise-Tagebuch enthält, so wie die zufälligen Gedanken, die sich mir dabei aufzeichnen, je nachdem die Umstände es erlauben, dem Publikum vorzulegen. Man hat mir öfters sehr zugeredet, die Beschreibung meiner Expedition noch dem fernen Westen drucken zu lassen. Ich erfülle einen Theil meines Versprechens, indem ich für's Erste meine Wanderung durch die Büffel-Wiesen (Buffalo-Prairies) mittheile. Es ist dies eine Gattung Erzählung von Thatsachen, die auf seine großen Effekte Anspruch macht. Finden das leserne Publikum Geschmack daran, so werde ich vielleicht im Versuchung kommen, diesen Reisebildern noch andere nachzuschicken."

Herr Irving hatte sich einer Gesellschaft angeschlossen, die einen Bevollmächtigten an die Indianische Gränze begleitete.

„In den oft gerühmten Regionen des fernen Westens — erzählt der Verf. — mehrere hundert (Engl.) Meilen jenseit des Mississippi, befindet sich eine angebaute Gränze, auf der man weder die bölzerne Wohnung eines Weißen, noch die Hütte eines Indianers erblickt. Sie besteht aus grasigen Ebenen, die hin und wieder mit Wald bewachsen sind, und von dem Arkansas, dem Grand-Canadian, dem Red-River und ihren Nebenflüssen bewässert werden."

„In dieser üppigen Fülle gelben bekleideten Wüste schweifen das Elenthier, der Büffel und das wilde Pferd im Vollgenuß ihrer Freiheit herum. Sie ist das gränzenlose Jagd-Revier der Indianischen Stämme des fernen Westens. Dorthin jieben die Osagen, die Kriks, die Delawaren und andere Stämme, welche dem Gebiete der Westen bewohnbar leben. Dort haben auch die Pawnis's, die Comanitschen und andere wilde noch ungebändigte Stämme ihren Tummelplatz. Keiner erreichet sich hier eine Wohnstätte für die Dauer. Die jagenden Indianer bauen sich für die Zeit ihrer Jagd Hütten aus Baumzweigen, mit Thierfellen gedeckt, und verlassen die gefährliche Nachbarschaft wieder, sobald sie einen tüchtigen Vorrath Wildpret aufgehäuft haben. Diese Expeditionen haben immer einen kriegerischen Charakter; die Jäger sind stets mit Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung versehen, und müssen um aufbrechen auf ihrer Hut seyn. So oft ein solcher Jäger-Trupp einem anderen Trupp begegnet, der zu einem feindlichen Stamme gehört, giebt es Kämpfe auf Tod und Leben. Ihre Lager werden öfter überrumpelt, und mancher einzeln herumschweifende Jäger wird von auflauernden Feinden getödtet oder gefangen. Hin und wieder sieht man in irgend einem tiefen Hohlgrunde, oder auf Plätzen, wo Indianische Lager gestanden haben, viele Menschenschädel und mehrere Gebeine liegen, die schrecklichen Wahrzeichen solcher Kämpfe."

Wir lassen jetzt einige Schilderungen folgen, die der Verf. von Indianischen Stämmen entwirft.

— — — „Wir sahen eine Gruppe Osagen, lauter prächtige Kerle. Sie trugen keinen Schmuck; ihre Häupter waren unbedeckt, ihr Haar kurz abgeschnitt, mit Ausnahme eines kruppigen Büschels auf dem Wirbel, von welchem ein langes Skalpirmesser hinten herabhing. Sie hatten schöne Römische Gesichtszüge und eine breite gewölbte Brust. Rumpf und Arme der Meisten waren unbedeckt, und so erschienen sie mir wie edelgeformte bronzene Statuen. Die Osagen sind der schönste Indianer-Stamm, den ich im Westen gesehen habe. Sie kleiden sich noch in ihre schlichte Naivetätstracht, und ihre Armuth verbietet dem Luxus seinen Eingang. Selbst diesen Osagen kontrastirte eine schön gekleidete Horde von Kriks's. Die Kriks's haben auf den ersten Anblick viel Orientalisches. Sie kleiden sich in bunte Jagdhemden aus Kattun, die vermittelst breiter, mit Muscheln gezierter Gürtel um die Hüften befestigt sind; außerdem tragen sie eine Art Beinkleider oder lange Strümpfe von zugerichtetem Rehfelle, mit gestickten Knieladungen und Troddeln. Ihre Mokassins sind sehr geschmackvoll, und um das Haupt winden sie gar geschmackvoll bunte Tücher von leuchtenden Farben, die sich fast wie Turbane ausnehmen." — —

„In der Hoffnung, das Lager der herumstreifenden Indianer noch vor einbrechender Nacht zu erreichen, wanderten wir weiter, bis es Zweilicht wurde, und machten am Rande eines Hohlgrundes Halt. Die Indianer biwakirten unter Bäumen, tief im Hohlgrunde, während wir unser Lager auf einer seißgen Anhöhe bei einem Wasserstrom aufschlugen. Die Nacht brach sehr finster herein, und es hatte allen Anschein, daß wir Regen bekommen würden. Die Feuer der Indianer brannten hell in der Tiefe, und warfen starke Licht-Reflexe auf die wilden Gruppen, welche, rings um dieselben gelagert, ihre Speisen zubereiteten, aßen und tranken. Einige Skagen aus dem Dorfe, das wir eben passirt hatten, kamen und setzten sich an unser Feuer. Sie spielten die ruhigen Beobachter, und glichen jetzt um so mehr bronzenen Bildsäulen. Wir reichten ihnen Speise und Kaffee, welches Getränk den Indianern eben so willkommen ist, als den meisten übrigen Erdbewohnern. Als sie ihr Abendessen eingenommen hatten, streckten sie sich, der Länge nach, neben dem Feuer am Boden aus, und begannen in tiefen Nasen-Tönen einen Gesang, zu welchem sie auf ihrer breiten Brust den Takt schlugen. Jede Strophe ihres Liedes endigte mit dem obenpten Ausruf bah! (ähnlich dem Ah! in Schottischen Volksliedern) der wie ein Schluchzen herauskam. Der Inhalt dieses Gesanges betrug sich — wie unser Dolmetscher versicherte — auf unsere Person, unsere Bewirthung und Alles, was sie von unseren Absichten wußten. Besonders hatte die Lebendigkeit und der Unternehmungs-Geist des jungen Grafen in unserer Gesellschaft ihre Phantasie angeregt, und sie scherzten über ihn und sein Verhältniß zu den Indianischen Schönen. Diese nun zu Improvisirte-Kunst wird bei allen Indianischen Stämmen gefunden. Sie besitzen, mit wenigen und einfachen Modulationen der Stimme, alle ihre Abenteuer, im Kriege wie auf der Jagd, und mischen gelegentlich einigen derben Humor und eine gewisse trockene Satire in ihre Lieder. Mit Witz und Laune schreinen die Indianer überhaupt viel besser ausgestattet zu seyn, als man gewöhnlich annimmt; und weitlens habe ich gefunden, daß ihr Witz, wie es namentlich unserer Dichter auffasser, der Wirklichkeit gar nicht entspricht. Man beschreibt sie als wortkarg, mürrisch, feiner Ironie und feiner Lächelnus fähig. Wortarg sind sie allerdings, d. h. in Gesellschaft von Weißen, gegen die sie Mißtrauen hegen und deren Sprache ihnen fremd ist; aber ein Weißer spricht in ähnlichen Verhältnissen eben so wenig. Im Kreise seiner Landsleute ist der Indianer ein gewaltiger Schwätzer, und die Hälfte des Tages vergeht bei ihnen unter Plaudern und der Erzählung kurzweiliger Anekdoten. Auch sind sie geschickte Mimen und Hausmärlen, bei welcher Gelegenheit sie sich sehr gern auf Kosten der Weißen lustig machen. Sie beobachten gern im Stillen, und werfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, so oft ihnen etwas Besonderes auffällt; allein ihre Anmerkungen verspuren sie die zu der Zeit, wenn sie allein sind. Dann erst wird bekritisirt, gewitzelt und nachgeahmt."

— — — „Diesen Witzund unterhielten sich die alten Weibsmänner von den Stämmen der Delawaren, von denen Lagern wir an demselben Tage Einen passirt hatten. Man erzählte sich mehrere Anekdoten, die ihre kriegerische Tapferkeit und ihre Geschicklichkeit im Jagen bekundeten. Sie sind Todfeinde der Osagen, die vor ihrem verzweifelten Muthe großen Respekt haben, obgleich sie ihn sonderbar genug zu motiviren wissen. „„Schaut nur — so sprechen sie — die Delawaren an; sie haben lange Beine, können nicht laufen, müssen also stehen und immer fechten.““ Der Delaware hat in der That viel kürzere Gliedmaßen als der gigantische Osage. An der Beweglichkeit des Ersteren mag übrigens der Glaube grossen Antheil haben, daß ein Schutzgeist, in Form eines grossen Vogels, doch in den Wolken über ihm schwebe. So oft dieser Schutzgeist den Delawaren besonders held ist, kommt er in die niederen Regionen herab, und wird in weißem Gewilde sichtbar. Alsdann giebt es eine gefegnete Rernte und Jagdbeute in Ueberfluß. Der Donner ist seine Stimme, wenn er zürnt, und Blitze sprühen aus seinen Augen. Die Delawaren opfern diesem Genius, der von Zeit zu Zeit als ein Zeichen seines Wohlgefallens eine Schwungfeder auf die Erde fallen läßt. Solche Federn machen den, welcher sie trägt, unsichtbar und unverwundbar. Eines Tages, — so erzählten die Delawaren — war'ee ein Trupp von ihren umzingelt und beinahe aufgerieben. Der Rest flüchtete sich auf einen jener isolirten, kegelförmigen Hügel, die wie künstliche Erdwälle in den Ebenen stehen. Hier opferte der beinahe zur Verzweiflung getriebene Häuptling sein Pferd dem schützenden Genius der Delawaren. Da schoß unplötzlich ein ungeheurer Adler aus den Wolken, packte das Opfer mit seinen Krallen, schwang sich dann wieder in die Lüfte und ließ eine Feder aus seinen Flügeln hinabschweben. Der Häuptling nahm die Feder dankerfüllt in Besitz und, begeistigt durch sie an seine Spitze seines kleinen Haufens

*) Eine Deutsche Uebersetzung dieses so eben in New-York und London gleichzeitig erschienenen neuen Werkes des berühmten Amerikaners wird binnen wenigen Wochen in der Buchhandlung der Herren Veit und Comp. in Berlin herauskommen.

Digitized by Google

und schlug sich, ein großes Blutbad anrichtend, durch den weit übertegenen Feind, ohne daß nur einer von seinen Leuten verwundet wurde."

„Die Indianer sagen, daß ihre Jäger dann und wann verlöschte Donnerkeile finden, aus denen sie sich Pfeile und Lanzenspitzen machen. Ein so bewährtes Kriegs- gut für unüberwindlich. Wenn es aber während der Schlacht ein Gewitter giebt, so kann der Donner ihn mit sich fortnehmen, und er ist alsdann auf immer spurlos verschwunden. Ein Krieger vom Stamme Konja, der auf einer Savanne jagte, wurde von einem Gewitter überrascht und der Donner streckte ihn bei- sinnungslos zu Boden. Als er sich wieder erholte, sah er einen Donnerkeil am Boden liegen und ein Pferd, welches daneben stand. Er ergriff den Donnerkeil und schwang sich auf das Pferd; allein dieses Pferd war der Wetterstrahl, welcher ihn sofort über Wälder, Ströme und Wüsten dahintrug, bis er am Fuße der Felsenberge, (Rocky Mountains) beschwerlich niederstürzte. Erst nach einer Wanderung von mehreren Monaten kam er wieder zu den Seinen. Ein anderer Krieger, der ebenfalls einen Donnerkeil und ein schönes Mokassin daneben am Bo- den liegen sah, trägt das Mokassin an, ward aber augenblicklich in das Land der Geister entrückt, von wo er nimmer wiederkehrte. — Dies kunstlosen Sagen der Indianer haben ein romantisches Interesse, wenn man sie aus dem Munde halbwilder Erzähler in einer stürmischen Nacht und schauerlichen Landschaft vernimmt."

Wie beschließen unsere Auszüge mit der Beschreibung einer Bi- nen-Jagd, welche Art von Beschäftigung man nur in den Wildern Nord-Amerika's haben kann.

„In dem schönen Walde, wo mit kampirten, war Ueberfluß an Honig-Bienen, die an Bäumen, deren hohle Stämme wil- den Bienen zum Aufenthalt dienten. Es ist erstaunlich, in welchen ungeheuren Schwärmen dieses Insekt sich binnen wenigen Jahren im Westen Nord-Amerika's verbreitet hat. Die Indianer betrachten die Bienen als die Vorläufer der weißen Männer, wie der Büffel die rothen Indianer anklündigt und hinterher. Wenn wir weiter die Wüste durch- bohren, so werden wir bald auf Bienen stoßen, die uns den Weg weisen müssen der Büffel sich zurückziehen. Wirklich sind die Bie- nen die Herolde der Civilisation gewesen, und einige alte Pflanzen jener Gegenden wollen sich sogar des Jahres noch erinnern, in welchem die Honigbiene zuerst den Mississippi überschritt. Jetzt schwärmen sie My- riadenweise in den majestätischen Wäldern der Sinder herum. Diese schönen Gegenden könnten sich buchstäblich ein Land werden, „wo Milch und Honig fließt;" denn die unabsehbaren festen Triften der Prairieen sind für zahllose Viehheerden berechnet, und die Menge süßer Wiesen- blumen macht sie für die nektarsuchende Biene zu einem wahren Paradiese."

„Wir waren noch nicht lange gelagert, als ein Theil der Gesell- schaft nach einem Honigbaum aufbrach. Ich war neugierig, den Spaß mit anzusehen, und folgte ihnen daher mit vielem Vergnügen. Den Trupp leitete ein erfahrener Bienenjäger, ein langer hagerer Kerl in lederfarbigerthen Kleide, das ihm lose um die Glieder hing, und mit einem Strohhute auf dem Kopfe, der einem Bienenkorbe nicht unähn- lich war. Der Nächste hinter ihm trug eine Axt, Wächte auf der Schulter, und ein halbes Dutzend anderer Begleiter war theils mit Aexten, theils mit Büchsen bewehrt, denn Keiner wagt sich ohne Feuer- gewehr weit über das Lager hinaus. Bald kamen wir zu einem offenen Platz am Eingang des Waldes, hier machte unser Führer Halt, und schrieb einen mächtigen Wipfel an, auf welchen die Biene zielfest Honigschnide bemerkte. Dieses war der Kobet für die wilden Bienen, von denen mehrere das Stück umsummten und in die Zellen krochen. Hatten sie sich mit Honig angefüllt, so summten sie wieder empor, und flogen dann in gerader Linie fast pfeilschnell davon. Die Jäger gaben ge- nau darauf acht, was für eine Richtung sie einschlugen, und liefen dann eilig über Wurzeln und liegende Baumstämme klopternd, und die Augen unverwandt gen Himmel gerichtet. Endlich entdeckte man ihr Nest, den hohlen Stamm einer verdorrten Eiche, an dem sie erst ein paar Augen- blicke brummsummten, und dann in ein Loch schlüpften, das wohl 60 Fuß über dem Boden war. Nun Bienenjäger nahmen jetzt ihre Aexte zur Hand, und bahnten am Lieblingsbaum der Bienen, um ihn zu fällen. Die Klänge der Axt schienen das emsige Völkchen drohen in seiner Ruhe nicht zu stören. Endlich stürzte der Baum mit fürchterli- chem Krachen, wobei er von oben bis unten zerbarst, und alle darin aufgespeicherten Schätze unseren Blicken enthüllte. Einer der Jäger, der sich ein Netz umgethan hatte, um sich vor den Stichen der Bienen sicher zu seyn, kam sogleich heran, aber die Bienen leisteten seinen Wi- derstand, sie schienen von der Katastrophe wie betäubt, und krochen planlos unter den Trümmern ihrer Habe herum. Jetzt nährete sich die ganze Gesellschaft mit Löffeln und Zugwerkern, um Beute zu machen. Einige Honigscheiben waren von altem Datum und dunkelbrauner Farbe; andere dagegen sehr schön weiß, und der Honig in ihren Zellen fast ganz rein. Die noch unbeschädigten Honigscheiben wurden in die Lager- kessel gelegt, die zerbrochenen aber auf der Stelle und mit gewaltiger Gier verzehrt. Aber nicht die Bienenjäger allein zogen von dem Unter- gange des kleinen Staates Vortheil; eine Menge Bienen aus benachbar- ten Republiken kamen eilig herbei, um durch den Ruin ihrer Brüder sich zu bereichern. Sie waren dabei nicht weniger geschäftig als die Wracksplünderer, wenn ihnen ein gestrandetes Schiff in die Hände fällt. Die armen ursprünglichen Eigenthümer wollten von dem Nektar nicht einmal kosten, der um sie herum floß; sie frechen unsichtlig bald verwüstes bald räuberisch, und trieben mich lebhaft aus einem ar- men Teufel, der beschwingtes vor sich hinpfeifend mit beiden Hän- den in den Honigtaschen, um die Trümmer seines niedergebrannten Hauses schlich. Wer mag aber die Bestürzung derjenigen Mit- glieder dieser kleinen bankrott gewordenen Republik, die während der Katastrophe abwesend waren, und mit Wiedereintritt belagen zu- rückkehrten! Anfangs fanden sie an der Stelle, wo der Baum gestan- den hatte, in der Luft umher, als wollten sie ihn suchen. Dann ließen sie sich dicht gedrängt auf dem dürren Aste eines Nachbarbaumes nieder, und schienen von da aus wehklagend auf die Ruinen herab- zusehen."

„Wir verließen endlich den Ort, obgleich noch viel Honig in dem Stamme zurückblieb, an welchem die Bären und Waschbären sich gäst- lich thun dürften. Der Bär ist in solchem Grade auf Honig erpicht, daß er wohl Tag lang an dem Stamm eines Honigbaumes nagt, bis die Oeffnung groß genug ist, um eine seiner Tatzen durchzulassen. Dann langt er den Honig sammt den Bienen heraus und taset gar köstlich."

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien.

(Fortsetzung.)

In Schottland, wo das Familienleben besonders in Achtung steht, hatte man diese Gattung der Poesie, von der wir reden, längst mit Erfolg angebaut. Zur Seite der historischen Balladen der Schotten findet sich mehr als ein Gelang, der die Gefühle der Mutter und Schwester, des Vaters und Sohnes verherrlicht. Der vollkommenste und der selbst noch der jüngste unter diesen ist Robert Burns, der in gleicher Weise für das Land- und Hirtenleben, als für die Liebe und Satire begeistert ist. Das „Kamin-Feuer des Landmanns" in dem „Sonnabend Abend im Dorfe," von Burns, ist ein vortreffliches Gemälde, eine Ode, eine Hymne und eine Idylle zugleich. Gleich Rousseau, hat Burns die Tugenden des genuinen Mannes gelteud zu machen gesucht, indem er einen magischen Zauber über die einfache glühende Leidenschaft ausgoß. Er malt die junge Bäuerin, wie sie er- röthet, indem sie den Bräutigam bei ihrem Vater erblickt, er besingt den alten Holzhauer, wie er mit den greisen Fingern in seiner alten abgenutzten Bibel blättert; die Lieblings-Kuh, die in einem benachbar- ten Stall die Tagesfrüher friedlich wiederkäut; jedes Geräusch, jede Bewegung, jedes kleine Interesse aus den täglichen Ereignissen in der Familie; das Glück des Sonnabends, der einen Tag der Ruhe verkün- det und den Ruhetag selber, die periodische Rückkehr dieses gesegneten Tages, wo der Landmann seiner Mühen vergißt, die Arme übereinander trennt, und weder an den Acker noch an den Aerndten denkt.

Das Schottische Leben enthält zu reiche Quellen der Poesie, als daß ein Talent wie Burns sie nicht geschickt hätte benutzen sollen. Selbst die bäurische Sprache der Schotten hat etwas Pikantes und ist ganz dazu geeignet, die Seltsamkeit ihrer Sitten darzustellen. Weit schwieriger aber war es, in der Englischen Sprache, die von Natur so ganz verschieden ist, einige interessante Momente zu finden. Dies hat Goldsmith versucht in seinem „verlassenen Dorfe," wo er eine Kolonie armer Englischer Landleute schildert, die in Folge der vorgeschrittenen Civilisation und der Uebervölkerung bei heimischen Boden zum Auswandern genöthigt werden. Dies kleine anziehende Gedicht ist eine politische, philosophische, moralische Elegie und ein ländlicher Gemälde zu gleicher Zeit. Durch das Interesse ist lebendig und einfach, und der Dichter streift an das Grandiose, während er sich im Gebiete des Naiven hält. Hätte Goldsmith mehr Zeit und Muße auf den Anbau dieses Feldes gewendet, es würde ihm sein einer Englischer Dichter den Vorrang abgewonnen haben. Allein wir besitzen von ihm nur dieses einzige vollendete Gedicht, und einige Fragmente. Zu bewundern und zu unterhändig, um sich einer einzigen Muse treu zu widmen, hat Goldsmith allertei gelehrte Studien, Philologie, Geschichte und Kritik, Alles mit bedeutendem Erfolge, mit Originalität, aber meist in so grillenhafter und phantastischer Weise getrieben, daß sein Ruhm dadurch verdunkelt werden mußte. Seine Vielseitigkeit hat sich zu viel- fach, auf zu verschiedenen Punkten zersplittert.

Dagegen finden wir in dem Mißanthropen Cowper den wahren Dichter der Häuslichkeit in England, den Maler des innerten Lebens der Familie und ihrer Tugenden. Er war der Erste, der eine Schule auf diesem Felde begründete; er war der Vater Wordsworth's und Crabbe's. Man erwarte aber nicht von ihm die populäre Begeisterung des bäuerischen Burns. Bei dem Letzteren blickt überall der Haß gegen die verwöhnen Herren, die Stolz Einbildung des Landmanns, sein natür- licher Widerwille gegen seine Herren und gegen die Prediger, der ihn stets verwiesen, durch. Cowper dagegen ist streng religiös, er weiß nichts von dem Stolze Burns's. Nicht die Männlichkeit, nicht dem Berge, noch die mit Stoppeln bedeckte Hütte, sondern das bürgerliche Kamin-Feuer liefert ihm den Stoff zu seiner Poesie. Eine außerordent- liche Schüchternheit trieb Cowper dazu an, sein Leben in der Verbor- genheit zuzubringen, nicht wegen Mangel an Lebenslust, wie Rousseau, sondern wegen Furcht vor den Uebeln, die die Menschen ihm zufügen könnten. „So oft ich," sagt er einmal in seinen Selbstbekenntnissen, „den Fuß auf die Straße setze, schien es mir, als wenn die Vorüber- gehenden Böses gegen mich im Sinne führten und mich laut verhöhnen. Meine eigenen Gedanken, deren ich mir bewußt war, erschienen mir stets so fürchterlich, daß ich glaubte, Jedermann müsse sie mir vom Ge- sicht ablesen und mich auf der Stelle verdammen. Wenn man mich nur einmal an, so glaubte ich, es schon immer mit gefährlichen Feinden zu thun zu haben. Wollte ich einmal ein Besuchen besuchen, so vermied ich es sorgfältig, bei Tage hinzugehen, sondern nur bei Nacht im Stillen verstohle ich mich dahin, und wählte mir dort immer den ein- samsten dunkelsten Winkel im Zimmer aus. Kurz, überall erblickte ich Verschwerne, die mir nach dem Leben trachteten."

In solcher Gemüthsstimmung verbrachte der Dichter seine Jugend- jahre, die Wälthe seines Lebens. In dem Augenblicke, wo sein Ver- stand erst reifte und sein Auge heller sah, befand er sich in der Mitte einer lieblichen, gutmüthigen Familie. Hier empfand er zum erste- mal die Freuden des häuslichen Lebens und fühlte sich glücklich. Er war 30 Jahr alt; eine Frau, die ihn mit unregemäßiger Hingebung pflegte, erriech zuerst die Anlagen seines Geistes; theilte ihm ihre Ansich-

Digitized by Google

ten darüber mit. Er befolgte ihren Rath und ward Dichter. Was hätte er nun beginnen sollen, etwa die Salons der vornehmen Herren, die er nie anders als unter Angst und Zittern gesehen, oder den Krieg des Heroen, den er kaum begriffen, oder endlich die brennenden, verzehrenden Leidenschaften, die er nie empfunden? Nein, er fand sein ganzes Glück im Schooße der Familie, am Kamin-Feuer, an den friedlichen und sanften Bürgertugenden, in der stillen geschlechten Hingebung und pruntlosen Entsagung. Seine Wunden waren kaum geheilt auf den einsamen Spaziergängen in den fruchtbaren Gefilden der Grafschaft Cambridge. Ihm war jede Rückerinnerung an den menschlichen Stolz und seine lächerliche Eindildung schmerzhaft und bitter. Dagegen hatten selbst die unbedeutendsten Verhältnisse eines stillen, ungezogenen Lebens das größte Interesse für ihn. In einer solchen Lage konnte der mit Genie begabte Mann nur Meisterwerke auf unserem Feld liefern.

Das merkwürdigste von allen ist betitelt: das Tagewerk, es theint das Resultat einer Wette zu sein. In der That hatte ihm seine Wohlthätern und Pflegerin ein Gedicht in reimlosen Versen aufgegeben, zu dessen Ausgangspunkt sie ihm das „Sopha" vorschlug. Auch beginnt der folgsame Poet wirklich sein Gedicht mit einer Geschichts-Erzählung der Schmerl, Bänke, Lehnstühle und Chaisen, deren Erfindung dem wollüstigen Sopha vorausgegangen. Von der Ihre der Ruhe geht er aus und kommt alsbald zur Thätigkeit, er verspricht das gepriesene Sopha, — das Ausgezeichnete, — auf's Land zu machen, und vergißt darüber gänzlich den Gegenstand des Luxus, auf den man seine Muse hingewiesen. Der einsame Spaziergang erweckt in ihm alle Empfindungen des nachdenkenden Wanderers; eine neue elastische Kraft belebt und erquickt seinen Geist und Körper; er weidet sich an der Schönheit der Landschaften, vor denen er vorüberzieht, und tandelnder philosophische Gedanken durchwandern dann durchringender sein unbefangenes Spiel. Er vergleicht das Leben der civilisirten Völkerges mit dem eines Wilden; er beschreibt die Gefühle, die ein armer Insulaner aus Haiti empfinden mußte, den Reisende nach Europa mitbrachten. Er wiegt auf philosophisch-religiöser Waagschale die verschiedenen Einflüsse ab, die auf den Menschen ausüben, und endlich schließt er mit dem Resultate: „Gott war es, der das Land geschaffen, aber der Mensch hat sich eine Stadt erbaut."

Wenn die Freuden des Sommers und des Herbstes Cowper zum Natur-Dichter machen, und ihm demnach eine auffallende Aehnlichkeit mit Thompson und anderen ländlichen Dichtern geben, so nähert er sich mit dem Eintritt des Winters wieder seinem ganz eigenthümlichen Charakter an, da erscheint er recht als der eigentliche Dichter des Kamin-Feuers. Es hat nicht leicht ein anderer Autor drei Gesänge, jeder Gesang aus ungefähr fünfhundert Versen bestehend, über den Winter geschrieben. Aber für unseren Dichter ist der Winter das Signal der Familienfreude, es ist die Zeit, wo Alle um das Kamin-Feuer, am Feuer herum versammelt; die langen Abende stellen sich ein, wo die Gespräche vertraulicher, und die Unterhaltungen munterer und scherzhafter werden. Die Hälfte des Gedichts: „das Tagewerk," besteht aus einer Hymne an den Winter. Der vierte Gesang ist betitelt: „die Abendunterhaltung im Winter," der fünfte: „der Winter-Spaziergang im Winter," und endlich der sechste Gesang hat die Ueberschrift: „eine Abend-Promenade im Winter." Ueber dies Gedicht hat unser Autor die originellsten Schönheiten im reichen Maaße ausgegossen, so wie sie ihm aus dem Herzen geflossen sind. Man höre ihn nur gelegentlich bei der Ankunft der Post in seinem Dorfe:

„Horch! Der Wagen rollt über die Dorfbrücke hin; das Horn des Postillons erschallt durch die Lüfte. Da kommt er, der Ueberbringer der Neuigkeiten, der Bote einer stürmisch bewegten Welt, er kommt heran mit feuchtem Haar, mit kothbedecktem Stiefeln, in seinem Mäntel die Nachrichten aus allen entfernten Ländern der Erde. Was stimmert ihn das Seufzen der Blinden, das er auf seinem Rücken trägt? Von ist nur darauf zu thun, es an den Ort seiner Bestimmung gelangen zu lassen und auch seinen Augenblick zu spät anzukommen. Gedankenlos wirft er seinen Briefsack auf die Tafel des Gastwirthes nieder und eilt davon, froh im Herzen, die Nase nach dem Winde zugewandt; er pfeift sein gewöhnliches Lied und geht immer weiter vorwärts, unbekümmert ob der Schmerzen oder Freuden, die er auf seinem Wege ausstreuet. In seinem Mantelsack giebt's Feuer-Brünste, Hochzeiten, Geburten, Todte, fliegende und sinkende Fonds; Liebesbriefe, barte Verweise, väterliche Ermahnungen, Ausdrücke der Verzweiflung; aber alles dies rührt unseren Briefboten eben so wenig, als sein Pfeil, dessen gleichgiltiger Ton durch das Echo des Hügels trifft."

Bald sehen wir den Dichter wieder im Hause behaglich der Ruhe genießen:

„Der Tag ist zu Ende; schüret das Feuer an, ziegelt die Fenstern laden zu und lasset die Vorhänge herab; das Sopha hergerückt an die wärmende Flamme; die Füße ausgestreckt; die Lampe schimmert, während der rauchende Dampf dem Gefäße entsteigt, das den köstlichen Trank bereitet. Hier greifet nach den Tassen: bald wird fröhliche Heiterkeit, nicht zu vergleichen mit dem Rausche des Trunkenen, unsere traulichen Gespräche würzen."

So benutzet sich der Dichter im häuslichen Kreise, indem er oft die erhabensten Gedanken in leichtfließendt, einfache, aber edle und anmuthige Weise bringt. Nächst Cowper trat bald ein anderer Dichter von noch originellerem aber minder umfassendem Geiste auf diesem Felde auf. Es war der Dichter Georg Crabbe. Auch er hatte gleich Cowper mit vielen Widerwärtigkeiten und Unglück zu kämpfen gehabt; auch er hatte lange Zeit in der Einsamkeit zugebracht und sich für großen Städte als die Wohnstätte der Leidenschaften und Trübsale. Während aber Cowper in seinen Gesängen etwas Beruhigendes, allgemein Trostendes bietet, erschwert Crabbe das Herz des Lesers, betrübt und beunruhigt es. Cowper hatte nur einzelnlebtes Unglück erlitten und sein religiöses Gemüth gewährte ihm dasselbe eine reiche Quelle des herzerquickenden Trostes. Crabbe hingegen hat das Herbe und Bittere des Lebens in seiner nackten Schrecklichkeit empfunden, er hat Hunger und Durst, Mangel und Noth selbst erfahren. Und dies bittere Geschick seiner Jugendzeit konnte er selbst im Alter, in den Tagen seines Glücks und der Ruhe nicht vergessen; nie vermochte er den Menschen die Weise zu verzeihen, in der sein Genius selbst verkannt worden.

Alle poetischen Schöpfungen Crabbe's tragen das Gepräge dieser Bitterkeit; er zeigt die Welt im ihren untersten Klassen, in ihren ersten Kleinlichkeiten, in ihren unedlen Grausamkeiten und schändlichen Gewinheiten. Nicht die Aergernisse und Jämmerlichkeiten der Pupstlube oder der Salons, sondern das Unglück in der Werkstätte des Künstlers, in der Studenkammer des Bürgers, in dem Stalle und in dem Keller ist der Gegenstand seiner Muse, und man muß gestehen, daß die Kaltblütigkeit, mit der er sein unerbittliches Urtheil fällt. Er greift Alles an, was ihm in den Weg kommt, sey es auf der Straße oder im Zimmer, im Kloster oder im Kerker; hier kopiert er einen Bettler, der ihn hinterzangen, dort einen rohen Landmann, der auf seinem Klepper reitet, und seine Frau, die ein Strumpfband stiehlt, sie heimlich und klebt auch scheinheilig ist. Crabbe kreuzigt seine Personen nicht in der Art, wie es Cowper in seinem schönen Fragmente gethan, das „die Wetterin auf der Heiden" betitelt ist, sondern er stellt sie hin, wie sie ihm erschienen, wie er sie findet, in ihrer naiven Rohheit und Nacktheit; nur streut er oft einzelne witzige Einfälle und ironische Bemerkungen in seine Erzählungen ein.

Eine wichtige Rolle in dem Leben unseres Dichters spielte ein junges vortreffliches Mädchen, Namens Elmy. Ehe er Miß Elmy kennen gelernt, war Crabbe eine Null, und nachdem er sie verloren hatte, fast ebenfalls wieder sein Mißn sein Talent. Nur während seiner Bekanntschaft und seiner ehelichen Verbindung mit ihr scheinen Ruhe und Heiterkeit seine Gedanken durchdrungen zu haben. Crabbe sollte zuerst Apotheker werden, dann Chirurg; zu diesem Behufe reiste er nach London ab mit seiner Schwester und seinem Bündel. Miß Elmy, die sich auf eine so beklemmliche Weise dem jungen Abenteurer angelobt, hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an einen Wundarzt mitgegeben und dies war auch die einzige Stütze Crabbe's in London, der sich hier immer glücklich schätzte, wenn er des Sonntags an der Hammelkeule bei der frugalen Familie Thiel nehmen konnte, wo man an den Wochentagen niemals Fleisch auf den Tisch zu bringen vermochte. Als Crabbe die erste Lehrzeit seiner Profession beendet hatte, wurde sie von seinem Buchhändlern nicht angenommen; seine Briefe blieben unbeantwortet. Er hatte bereits seine Wäsche verkauft, um sich Brod dafür zu kaufen. Seine Uhr hatte der Pfandleiher im Besitz. Nicht ein Shilling befand sich mehr in seiner Tasche; nur ein einziger zerrissener Rock diente noch dazu, seine Blöße nothdürftig zu bedecken. In dieser traurigen Lage, wo selbst die trüben Bilder einer ganzen Schaar anderer Poeten, die der Hunger, der schrecklichste Hunger ins Grab gestreckt, wie Burdell, Savage, Chatterton und Ottwad hinzutraten, in dieser schrecklichen Lage schrieb unser Dichter mit bewundernswürdigem Humor an seine Gebieterin: „Meine Liebe, mein Herz und mein Alles, ich bin ganz dein Diener!"

Der große Burke, der Demosthnes seiner Zeit, war es, der sich unseres Dichtres, welcher sich in der Noth an ihn gewandt, liebreich annahm. Burke hatte selbst in seiner Jugend den Schmerz des prassenen Unglücks empfunden und interessirte sich um so mehr für den jungen Dichter, als er dessen Genius sogleich entdeckt und erkannt hatte; er berief ihn zu sich, half ihm seine Arbeiten verbessern, stellte ihn seinen Freunden vor, trocknete die Thränen seines Stolzes und seiner Verzweiflung und verlieh ihn nicht, bis er seine Existenz begründen half und seine Ruhe gesichert. Dies that der große Mann mitten in jenen politischen Stürmen, mitten unter den wüthenden, fiberhaften Kämpfen der verschiedenen Parteien jener Zeit. Unser junger Dichter war Kapellan beim Herzog von Rutland; aber auch in dieser Stellung hatte er noch manchen Schmerz, manchen Seufzer zu verschlucken. Als ein Anhänger der Prinzipien Burke's konnte er sich den Ansichten der Tories nicht anschmiegen, die im Schlosse von Belvoir herrschten. Bald aber folgte eine bessere Zeit der Ruhe und der Unabhängigkeit für ihn. Er vermählte sich mit seiner innig Geliebten, gab Werke heraus, die ganz England bewunderte, ward der Freund Walter Scott's und brachte den Rest seiner Tage in friedlicher Muße zu. Aber allen seinen Muth, seine Kraft, seine Größe und Energie hatte er der jungen Geliebten zu verdanken, die nach einigen Jahren an einem Brustleid starb. Er bereute sie lange Zeit und von dem Augenblicke an, wo er sie verlor, war sein Genius von ihm gewichen. Nach dem Tode seiner Frau fand er man drei ihm weder die Frische des Talents noch die Originalität seines Charakters wieder.. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Illustrations of british birds. (Abbildungen Britischer Vögel.) Von H. L. Meyer. Erste Abthg. 5 Platten. 10½ Sh.

An essay on chemical attraction. (Ueber chemische Anziehungskraft.) Von H. S. Thome. 5 Sh.

Practical compendium of the diseases of the skin. (Ueber Hautskrankheiten.) Von Dr. J. Green. 12 Sh.

The british wine-maker and domestic brewer. (Der Britische Wein-Fabrikant und Brauer.) Von W. H. Roberts. 5 Sh.

The crown glass cutter. (Der Kronglasschneider.) Ein Handbuch für Glaser; von W. Cooper. 10½ Sh.

Schweden.

Der Tod Gustav Adolf's.

In Nr. 119 des „Magazine" vom Jahr 1834 sind aus Schwedischen Quellen neue Nachrichten über den Tod Gustav Adolf's

Digitized by Google

auf dem Schlachtfelde zu Nilton mitgetheilt worden. Diese traurige Begebenheit war sogleich vom ersten Tage an in ein mystisches Dunkel gehüllt, und die Leidenschaftlichkeit, welche sich dieser immer in die Erzählung gemischt hat, konnte nur dazu beitragen, die Thatsachen zu verwirren. Um so willkommener wird unseren Lesern, die sich für Geschichte interessiren, der nachstehende Auszug aus einem Briefe seyn, welchen „Sabina, geb. Pfalzgräfin, Fürstin zu Würtemberg, von dem Schlosse zu Höchst den 14. Jänner 1633“ an den „Fürsten und Herrn, Friedrich Casimir, Pfalzgrafen zum Rhein ꝛc.“ geschrieben hat. Die Pfalzgräfin Sabina bekannt sich in der Umgebung der Königin, als diese die Nachricht erhielt, daß ihr Gemahl gebliebenen sey. Nachdem sie von dem traurigen Zustande der Königin eine ergreifende Schilderung gemacht, fährt sie fort:

„Die Beschreibung der unglückseligen, theuer erworbenen Victoria werden Ew. Liebden nunmehr auch haben und wissen, daß Sr. Königl. Maj. selbe Nacht im Feld, als sie Ihr bei den Pagagen befunden, gegen, denselben fleißig zu seyn befohlen, dann wieder in die Kutschen sich zur Ruhe legen wollen, doch wachsam gebliehen, im Wagen auf die Kniee gefallen, zu Gott mit höchster Andacht eifrig gebeten, auch folgenden Morgen, als sich der Feind in voller Bataglia gezeigt, Gott Leib und Seele befohlen und gebeten, Gott wolle alle seine Feinde stürzen, wie er öfters ihm den Sieg durch die wenigsten verliehen; darauf hat er die Herzhaft von Sachsen und andere Obersten gefragt: was sie thun wollten? so haben Alle es in Sr. Maj. Willen gestellt, mit Erbieten: derowegen zu folgen in Allem, was Sr. Maj. thun würden. Sind hierauf Ihre Majestät gleich an den Feind der Erste mit gerittenen, erkannt worden und in den linken Arm mit einer Kugel geschossen worden, daß die Knochen an beiden Orten zersplittert, wie der Arm gefunden. Als solches Sr. Maj. gesehen, haben Sie gesagt: nun möchten Sie nicht mehr leben, dabei aber diejenigen, so erschrecken, zum Zerfolgen eifrig ermahnt. Und sey zu gleicher Zeit ein trüber Nebel aufgegangen, darin eine Compagnie vom Feind auf den Seiten herkommen, den König umringt und die Eine Sr. Maj. eine Kugel durch beide Backen und durch den Mund geschossen, so aber nicht tödtlich gewesen; der Andere sagend: „dies ist der Rechte!“ eine Kugel durch den Rücken zur Brust hinausgeschossen, daß von Sr. Maj. das Geblüt häufig zwei Ellen weit gesprungen. Im Sinken sind diese letzten Worte gehört worden: Gott, nimm meine Seele und wolle meine liebe Gemahlin, Sr. Maj. Kinder in der Königlichen Armer gelassen, an dem sind die Pistolen gefeit gewesen, auch bei dem König liegend sein Degen blutig bis an das Heft noch gefunden worden, der Körper zwar ausgezogen vom Feind, jedoch an Sr. Maj. alle Gliedmaßen unverrissen gefunden und bei Oeffnung und Einbalsamirung des Leichnams sich all' innerlichen Theil (zwei Herzog ernstlich gebeten, selbe zu sehen) und erzählet) gesund, das Herz sehr groß und frisch befunden, daß Se. Maj. menschlichen Gedanken nach hundert Jahr leben könnten und desto mehr zu beklagen, daß dieser hapfere Held schon verwesen soll, dessen Hülf und Trost wir allerseits von Gott zu bitten Ursach gehabt, aber nun gedenken müssen, Gott habe Sr. Maj. christlich erweisenen Eifer, Kampf und Treue nicht zerstreut, sondern ewig vergelten und dafür seinen wollen.“ — Es wird nun weiter berichtet, wie die Königin den Leichnam ihres Gemahls nach Spandau und Wolgast begleiten habe. Des Herzoge Albrecht von Lauenburg geschieht in dem Briefe nicht die entfernteste Erwähnung.

(Aus der Original-Handschrift mitgetheilt von F. J.)

Bibliographie.

Skaldestücken. (Gedichte.) Von Erik Gustaf Geijer. [Frühere der Muse des berühmten Geschichtschreibers.] Upsala. IV u. 182 S. Striffet af H. D. N. Nitzsch ꝛc. (Mittheilungen vermischte Schriften.) Erster Band. Auch unter dem Titel: „Entwurf zu Geschichte der Philosophie.“ — Upsala.

Svandia. — Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Vierter Band. — Upsala.

Mannigfaltiges.

— Die Baumwollen-Fabrication in England. Seitdem die Fabrication der Baumwollen-Waaren in England einen so hohen Schwung genommen, ist man von vielen Seiten bemüht, die Geschichte der Fortschritte dieses wichtigen Zweiges der Industrie zu entwerfen. Wir entlehnen den mühsamen Forschungen und Untersuchungen der Herren Pitkin und Baines folgende nicht uninteressante Notizen. Nach der Ansicht der Herrn Pitkin waren es die Beuteltuner und Genuesen, die im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die ersten Baumwollen-Ballen nach England brachten. Damals aber ward die Baumwolle noch zu nichts anderem, als zu Lampendochten benutzt. Erst im Jahre 1430 kamen einige Weber in den Grafschaften Chester und Lancaster auf den Gedanken, sich derselben auch zur Fabrication dichter Stoffe nach Art der Flandrischen Barchente zu bedienen. Da der erste Versuch vortrefflich ausgefallen war, so unternehmten es bald mehrere Schiffsrheder von Bristol und London, nach der Levante abzugehen, um daselbst ganze Frachten von Baumwolle einzunehmen. Heinrich VIII. und Eduard VI. begünstigten besonders diesen Zweig der Industrie und schon im Jahre 1632 waren Baumwollen-Spinnereien und Webereien in ganz England verbreitet; auch die Akerleute beschäftigten sich mit diesem Erwerbszweige während der Zeit, wo die Feldarbeiten ruhten. Unter der Regierung Georg's III. waren gegen 40,000 Personen in England diesem Erwerbs-Zweige zugewandt und der Betrag der verarbeiteten Stoffe ward auf 600,000 Pfund Sterling (4 Millionen Thaler) abgeschätzt. 1739 versorgten die Englischen Baumwollen-Manufakturen nicht nur ganz England, sondern auch alle seine Kolonien so wie die meisten andern Europäischen Nationen mit ihren Fabrikaten. Allein erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat die Fabrication der Baumwollen-Waaren in England einen besonders bedeutenden Schwung erhalten, und vorzüglich waren es die Bemühungen und Entdeckungen Hargreave's, Peel's, Arkwright's, Wyatt's, Crompton's u. s. w., die Englands Industrie von Fortschritten zu Fortschritten geleitet, so daß gegenwärtig keine andere in Europa mit ihr verglichen werden kann. Betrachten wir die Resultate dieser gewerblichen Fortschritte, so finden wir, daß im Jahre 1701 in England nicht mehr als 1,986,000 Pfd. rohe Baumwolle eingeführt wurde; 1764 belief sich die Zahl auf 3,870,000 und endlich 1833 war sie bis auf 303,726,000 Pfd. gestiegen. Der Werth der Baumwollen-Manufakturen, die in diesem Jahre ausgeführt wurden, betrug nämlich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gegen 2 Millionen Pfd. Sterling und im Jahre 1833 belief sich derselbe auf 61 Millionen Pfd. Während sich also die Ausfuhr der Wollen-Fabrikate nur verdreifacht hat, hat sich die der Baumwollen-Waaren in derselben Zeit verhundertfacht, so auch wird heutzutage in den Englischen Fabriken mehr als die Hälfte des ganzen Baumwollen-Ertrages verarbeitet, den man in der ganzen uns bekannten Welt aufzutreiben vermag. Vergleichen wir die verschiedenen Länder mit einander, so findet sich, daß in den Vereinigten Staaten 175,000,000, in Indien 30,000,000, in Westindien 12,000,000, auf den Antillen und der Insel Sourbon 3,000,000 und in Aegypten und der Levante 10,000,000 in Allem 230,000,000 Kilogramme roher Baumwolle producirt wird; dagegen beträgt die Consumtion in Großbritannien 150,000,000, in Frankreich 40,000,000, in den Vereinigten Staaten 18,000,000, in China 15,000,000 und in der Schweiz, in Sachsen, Preußen und Belgien 17,000,000, also im Ganzen 240,000,000 Kl. Im Jahre 1832 wurden in Großbritannien 247 Millionen Pfd. Baumwolle versponnen, wovon 72 Millionen in Spulen und Gebinden, und 61 Millionen in Geweben ausgeführt wurden; das Uebrige wurde im Lande zu verschiedenen Stoffen verwandt und verbraucht. Nach einer Ueberschlags-Berechnung von Mac-Culloch beträgt der Total-Werth der Baumwollen-Manufakturen-Fabrikate, welche jährlich in Umlauf sind, 38 Millionen Pfd. Sterling (238 Millionen Thaler); zieht man von dieser Summe 7 Millionen Pfd. als den Betrag für den Einkauf der rohen Baumwollen und 21 Millionen Pfd. als das Arbeitslohn der 900,000 in den Fabriken angestellten Arbeiter ab, so bleiben für die Verwaltungs-Kosten, für die Unterhaltung der Maschinen, für die Reparatur der Gebäude und für den Profit der Fabrikanten 10 Millionen Pfd. Sterling zusammen noch 6 Millionen Pfd. Sterling (42 Millionen Thaler) übrig. Es haben viele Leute gelaubt, daß die Beschäftigung in den Baumwollen-Fabriken einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter habe. Man kann jedoch dagegen die Resultate einer Untersuchung anführen, die man vor kurzem zu Glasgow mit Manchester angestellt hat. Es wurden nämlich im Ganzen 837 Spinner, die seit zweiundzwanzig Jahren und sechs Monaten in Baumwollen-Fabriken beschäftigt waren, genau untersucht, und es ergab sich, daß im Durchschnitt 74 von 100 Personen im blühendsten Gesundheits-Zustande, 20½ ziemlich wohl und nur 5½ etwas unwohl sich befanden.

— Das Leben in Neapel. Neapel ist diejenige Stadt, die dem Reisenden Alles und noch mehr bietet, als er je von ihr erwarten kann; sie ist das Venedig des Mittelländischen Meeres, ausgelassen lustig und froh, und wiederum philosophisch ernst wie ihre Schwester am Adriatischen Meere; stürmend und gränschvoll und friedlich still zugleich, heiter wie mit Blumen bekränzt und wieder in Trauer gehüllt; sie hat, wie keine so schön, Sonne und Schatten, ganze Straßen mit Palästen, und wiederum ganze Straßen von Gräbern; hier losgerissene abhängige Gebirgsgruppen, und dort Inseln mit röthlichen Apfelsinen und vergoldeten Citronenhämmen. Wenn man in Neapel unglücklich ist, so ist man immer noch so glücklich, als man es irgendwo sonst in der Welt sein kann. Wer aber in Neapel glücklich ist, der ist noch mehr als glücklich, ja er ist ein Gegenstand des Neides der Götter. So war an einem Tage, wo Mutter Natur bei besonders guter Laune eine der herrlichsten und vollkommensten Landschaften hervorzubringen beschloß: da erschuf sie jene wolkenformigen zarten Hügelreihen, jenen anmuthigen Meerbusen, in dessen azurblauem Spiegel sie sich schauten mit Blumen und Palmbäumen bedeckten Inseln umherschwimmen ließ; jene amphitheatralisch sich erhebenden Fichtengebüsche, jene reichen Gewinde des üppig rankenden Weinstocks, jene Zitronenwälder und Akazien mit durchsichtigem Schatten; die gütige Natur war es, die Alles dies, die Resvel, Pitsmum, Sorrento, den Posillipo und Ischia erschuf. Aber irgend ein Dämon war neidisch darauf, und er schleuderte dicht vor der üppigen gesegneten Stadt den eindig drohenden donnernden Vesuv auf, als eine philosophische Mitgift der reizenden Landschaft. Dieser Vulkan ist das Symbol aller Italiänischen Weisheit, er ist es, der von jeher dem Lande mit Horaz zuruft: „Pflücket den Tag wie die Blumen! die Blume ist von kurzer Dauer, genießet sie, so lange sie noch frisch ist; Sterblicher, nützet das Leben, auch das Leben hat nur wenige Tage; scherzet und lasset nur heute, denn am morgenden Tage müsset ihr über den Styx.“ (Néry. — R. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei M. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Freitag den 27. März 1835.

Frankreich.

Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung und der Zustand der Malerei in Frankreich.

In einer anonymen Kritik über die Pariser Kunst-Ausstellung von 1765 liest man: „Ich kenne Jemand, der die Geduld gehabt hat, alle ausgestellte Kunstwerke zu zählen. Er fand 229 größere und kleinere Gemälde, 88 Zeichnungen, 27 Kupferstiche, 3 Gruppen, 10 Statuen, 18 Büsten, 4 Basreliefs, 1 Medaillon, 1 Vase und 45 Medaillen, im Ganzen 426 Stücke.“ Seit dieser Ausstellung sind 70 Jahre verflossen, und der Katalog der diesjährigen enthält 2535 Nummern, wobei die 600 die 700 Arbeiten, welche von der Jury zurückgewiesen wurden, nicht mitzurechnen sind. Besonders seit dem Kriege, der sich zwischen den sogenannten Klassikern und Romantikern entspann, hat sich die Zahl der Künstler und ihrer Werke in stets wachsendem Verhältniß vermehrt. Die Vervielfältigung des Geschmackes und der Schulen hat die nothwendige Folge gehabt, daß man die große Straße verließ und tausend und abermal tausend die dahin verachtsässige oder unbekannte Nebenwege einschlug. Es ist wahr, daß auf diese Weise sehr viele Talente ein Mittel gefunden und die Gelegenheit ergriffen haben, sich zu entwickeln, aber es ist auch zu bedauern, daß dieser Umstand, der zur Beförderung des individuellen Nutzens der Künstler beiträgt, binnen kurzem, wenn es nicht schon geschehen ist, zum Schaden und Verfall der Kunst führen dürfte. Diese Fluth von leicht hingeworfenen Gemälden, die Haufen von improvisirten Bildwerken, sind eine schlimmer Vorbedeutung, und bei solcher Nachlässigkeit in der Arbeit der Künstler und solchem Ueberfluß von übrigens ans Licht geförderten Werken muß unausbleiblich das Talent geschwächt und der Geschmack des Publikums abgestumpft werden.

Die Ausstellung von 1833 bietet uns 222 Kunstwerke mehr dar als die des vorigen Jahres. In allen Gattungen haben sich die Fortschritte gern vermehrt, aufgenommen in der Wittwerei, weein wir 34 Werke weniger finden. Dieser letzte Unterschied ist nicht sehr bedeutend, und es dürfte daraus schwerlich eine Folgerung zu ziehen sein. Seit 1832 hat sich die Gesammtzahl der ausgestellten Werke wenig verändert, woraus man schließen muß, daß alle Französische Künstler zusammen dem Publikum jährlich wenig mehr als 2000 Erzeugnisse zu liefern im Stande sind. Bis die Ausstellungen noch nicht so häufig waren, dieß sich die Zahl der eingesandten Werke zuweilen auf 3000; dies scheint zu beweisen, daß die kurze Zeit, welche den Künstlern jetzt zu ihren Arbeiten übrig bleibt, die Hauptursache dieser quantitativen Abnahme ist. Nach der Juli-Revolution nämlich forderte die große Verschiedenheit der Künstler jährliche Ausstellungen, und ihr Verlangt wurde ihnen bewilligt. Dies jährliche Rendezvous, welches man ihnen gewährte, und bei dem ihnen die Sorge für ihren Ruf nicht zu fehlen gestattet, gleicht gewissermaßen einem Verkehr. Sie müssen sich, gern oder ungern, einfinden, wenn sie nicht zwei oder drei Jahre vergessen bleiben wollen, was freilich in diesem Jahrhundert, und namentlich in Frankreich, eine zu harte Prüfung wäre. Nur Männer von bewährtem Ruf können sich derselben unterziehen, und diese tyrannische Verpflichtung hat gewiß nicht wenig Einfluß auf das relative Verdienst der eingesandten Werke. Die ernstesten Talente wenden sich von ihrer Bahn ab und streben nur nach augenblicklichem Gewinn; die Nothwendigkeit, schnell etwas zu Stande zu bringen, hindert an ernstlichen Studien, läßt die Ideen nicht reifen und erstickt alle große Entwürfe in ihrem Keim. Um desto schlimmer, wird man sagen, für die Künstler, die nicht warten können, ja aber auch desto schlimmer für die Kunst, die aus allgemeinen Ursachen schon genug krankt und nun in dieser schlimmen Nöthigung der Künstler zu Hast und Uebereilung neuen Grund zum Verfall findet. Ein Stück Leinwand von vier Quadratfuß ist leichter ausgefüllt, als eins von fünfzehn, und alle große Denkmäler der Malerei, die in der Welt Epoche machten, bedecken, mit wenigen Ausnahmen, auch große Flächen von Leinwand oder Mauer, sie die Loge zu Delphi, die Poikile zu Athen, das Campo-Santo zu Pisa, die Logen des Vatikan und die Sixtinische Kapelle. Kleine Stücke Leinwand erregen unvermeidlich auch kleinlichen Geschmack und führen immer mehr zur Vorliebe für niedrige Gattungen. Nicht jede Art ist gut, trotz Voltaire's Ausspruch. Die Holländische und Flamändische Schule verstanden es vor uns, Stoffe und Bilder zu malen, das Innere von Gebäuden, Villen und Landhäusern auszuschmücken, uns Scenen aus dem gemeinen Leben mit einer nie wieder erreichten Vollkommenheit darzustellen, sie waren ausgezeichnet in der technischen Ausführung, im Zauber der Illusion und in der Behandlung des Helldunkels, wer aber wird jemals diese Flämische Kunst mit der Griechischen, oder mit der wiedergebornen Italiänischen vergleichen wollen?

Die Historienmalerei, mit Recht die große genannt, diese Malerei, deren Gegenstände und Bedingungen man unmöglich genau bestimmen kann, wenn der uns aber durch große Vorbilder einer genügende Vorstellung gegeben ist, die unter den plastischen Künsten die Idee des Wahren, Schönen und Großen, kurz, die Poesie selbst verwirklicht, diese Malerei, welche sich durch feine philosophische Analyse definiren und nur durch den Gegensatz gethan, was sie nicht ist, begreifen läßt, war jenen Schulen ganz fremd. In Frankreich machten uns Poussin und Lesueur damit bekannt. David wollte sie wieder aufzuwecken, aber er streifte daran vorbei, oder er blieb dahinter zurück. Jetzt wird uns von Zeit zu Zeit, aber nur selten und gleichsam ausnahmsweise, durch ein und das andere Werk, ein schwaches Bild davon gegeben, im Allgemeinen jedoch kann man sagen, daß die jetzige Generation der Künstler und das Publikum keinen Begriff davon. Man sucht danach, aber auf so verschiedenen Wegen, daß man nothwendig irre gehen muß; es fehlen die Veranlassungen, und ohne Zweifel auch das Genie dazu, auf welchem doch die Kunst, diese unbekannte Gottheit, von der man nichts als den Namen weiß, allein beruht.

Man verbiete also den Künstlern nicht Bedingungen auf, die sie nur vom Ziel adhalten müssen. Das Schaffen beschleunigen und ihm einen Termin setzen, heißt die Freiheit der Arbeit des Gedankens hindern, die Entwickelung besonderer Talente hemmen, die Künstler wider Willen auf die Bahn des Trivialen und Mechanischen treiben, sie in Handwerker und ihre Werkstätten in Fabriken verwandeln und aus der Kunst am Ende das machen, was sie in England ist, einen Industriezweig.

Ein anderer Uebelstand dieser häufigen Wiederkehr der Ausstellungen ist die unglückliche Beweglichkeit, welche dadurch in die Grundsätze des Geschmacks und in die Köpfe der Künstler kömmt; man beklagt sich mit Recht über die Regellosigkeit und den Mangel an Einheit in diesen bunten Gewirr von Gemälden, aber der Zeitgeist ist nicht allein hieran Schuld, man könnte sich eher wundern, daß die vielerlei Vorbilder und neuen Versuche, welche unseren jungen Künstlern jedes Jahr vor die Augen kommen, nicht noch größere Ausschweifungen zur Folge haben. An Meisterwerken selbst es gewöhnlich; die Kritik hat nur unter Mittelmäßigkeit zu wählen, und diese Critik erlaubt sich selbst, die Werke sehr hoch, die in jeder anderen Gesellschaft einen ziemlich niedrigen Platz erhalten würden. Die Werke werden dann die Götzen des Tages, sie begründen einen Ruf, sind der Gegenstand einer ausschließlichen Aufmerksamkeit und werden zuletzt eine völlige Autorität. Der noch unentschiedene Künstler läßt sich von der allgemeinen Stimme hinreißen; er hat einen Meister, ein Beispiel gefunden und arbeitet das Laufe des Jahres danach. Im folgenden Jahre geht es wieder eben so; der alte Götze ist aus der Mode gekommen und macht einem anderen Platz, den man auf dessen Piedestal setzt, nicht ohne ihm neue Opfer zu bringen. Wo diesem beständigen Wechsel von Einbildkeit und Thorheit ist es nicht zu verwundern, wenn die Künstler den Kopf verlieren und nicht mehr wissen, woran sie sich halten sollen.

Sehr viel Schuld hieran hat jedoch auch die Kritik, sie wird leider oft zu sehr von den Künstlern gedört und übt zu großen Einfluß auf sie aus. Noch zu keiner Zeit war die Kunst so abhängig von der Literatur als in diesem Augenblick. Die neuere Französische Malerschule ist in allen Stücken nach der literarischen Schule gemodelt, welche die romantische heißt. Frankreichs Maler behandeln die Geschichte so, wie Victor Hugo sie dichtet, und wie Alexander Dumas sie erzählt, und richten sich in ihrer Praxis nach den Ideen, die man in den Vorreden ihrer Meister findet. Victor Hugo ist es, der den Kultus des Pittoresken und die Monomanie der Mittelalter hervorgerufen hat. Nichts gleicht einem jener historischen Gemälde so sehr, als eine Scene aus unseren Melodramen: man möchte glauben, daß die Schauspieler der Porte St. Martin dazu gesessen hätten. Es fehlt weder an Verzerrungen noch an Zaumergeschrei, weder an Blut noch an Cosmetiken, weder an Schauderhaften noch Ordinären, so viel der Mitglieder der Jury nur irgend ertragen konnten. Wie das heftige Drama, so entfalten auch diese historischen Gemälde einen großen Luxus von Decorationen und Scenerie, eine bis ins Kleinliche gehende Genauigkeit des Kostüms und aller materiellen Einzelnheitru; aber all' dieses Schmuckwerk und äußere Beigeräth soll nur die Armuth der Erfindung, den Mangel an Gedanken und die Dürftigkeit des Künstlers verbergen, der mit seinem ungebeuren Aufwand von Mitteln doch keinen Erfolg erreicht und bei all seinem Streben nach der vollständigsten Wahrheit nur zum Falschen und Uebertreibenden gelangt. Eine einzige bedeutsamere Stelle

Digitized by Google

hat übrigens dieses System, es hat Geschmack und Gefühl für Kolorit erzeugt, aber leider auf Kosten der Form.

Wenn man den Charakter der jetzigen Französischen Maler bestimmen wollte, so könnte man sie in Bergleich mit denen der vorhergehenden Epoche vor Allem als Farbenkünstler bezeichnen. Was ist aber die Farbe, wenn sie auf nichts beruht? Ein mehr oder weniger geistreiches Spiel der Hand und nichts weiter. Bei den großen Malern, die man vorzugsweise unter den Koloristen versteht, war die Farbe niemals das Einzige; indeß darf man nicht vergessen, daß selbst die Kolossalwerke dieser sich durch ihr Kolorit beräumt gemacht haben, fast stets in Zeiten des Verfalls auftraten und nur den zweiten Rang in der Kunst-Geschichte einnehmen.

In dem verderblichen Einfluß der von der dramatischen Literatur aufgedrungen Vorbilder muß man, wie schon gesagt, die verworrenen Urtheile und verkehrten Bestrebungen der Kritik hinzufügen. Paris ist ein sehr schlimmer Aufenthalt für einen Künstler, weil er seine Individualität hier nicht zu behaupten, weil er sich nicht in den Schranken seiner Mittel und seines Berufes zu halten im Stande ist.

Von den widersprechenden Beurtheilungen nach allen Richtungen hin und her gezogen, muß er ganz irre werden und weiß am Ende nicht mehr wissen, was er von seinen und anderen Werken glauben soll. Sein Urtheil verwirrt sich und mit dem Urtheil auch der Geschmack. Sein natürliches Talent, wenn er welches hat, wird in falscher oder schwankender Anwendung vergeudet und geht endlich ganz verloren. In der Theorie verfällt er in Gleichgültigkeit, und in der Praxis begnügt er sich damit, wenn die Masse, das heißt, wenn Glück machen, nach Erfolg zu streben, indem er in Manier und Grundsätzen nach den Launen der Mode wechselt. Selten leistet Einer diesem beschränken und erschlaffenden Einfluß Widerstand, und man kann leicht bemerken, daß unter denjenigen Französischen Künstlern, welche diesem Einfluß entgangen sind, die meisten ihre künstlerische Erziehung in dem Zeitraum vor dem Sturz des Kaiserthums gemacht haben, und allein im Anschauen der schönen Natur und der großen Kunstwerke versuchen. Wir brauchen hier nur Ingres, Granet und Leopold Robert zu nennen.

Der Zustand der Kunst bietet in Frankreich ein merkwürdiges und ziemlich seltsames Schauspiel dar: eine außerordentliche Thätigkeit im Hervorbringen, ein sehr lebhaftes Schaudürst im Publikum, die glänzendste Civilisation, die reichste intellektuelle Bildung und bei alle dem eine Art von gänzlicher Ohnmacht, welche diese Elemente zur Verweltlichung neutralisirt. Indem die Kunst populairer geworden ist, d. h. indem sie sich unter den Einfluß von Industriegeist an die Hand gegeben Formen überall hin verbreitet, scheint sie an innerer Größe zu verlieren, was sie an Ausdehnung gewinnen. Für alle Klassen der Gesellschaft gewissermaßen zum Bedürfniß geworden, ist sie fast in die Reihe der nützlichen Dinge herabgerissen und folgt allen Wechselfällen ihrer neuen Lage; sie verkleinert sich immer mehr, je mehr sie sich zerglieder.

Dies Resultat ist vor Allem in England schon seit langer Zeit zu bemerken. Die künstlerischen Erzeugnisse, die sich diesem Lande den Gesetzen, wie die der Industrie, und die meisten Künstler sind wahre Handwerker geworden; sie arbeiten auf den Tag und auf die Stunde, und werden eben so gut für die Quantität wie für die Qualität ihrer Arbeit bezahlt. Alles in den Englischen Werken, in der Malerei, Kupferstecherkunst und Bildhauerei wird von industriellem Einfluß fortgerissen. Man sieht, daß der Schwung der Mechanik darüber hingegangen ist, so sehr gleichen sich alle diese Werke durch übereinstimmende Ausführung. Man kann dies aus den Vignetten und Kupferstichen aller Art erkennen, welche zu Tausenden erschienen. Neben einer feinen sorgfältigen und geschickten Ausführung, worum man immer die wunderbare Präcision und Geschicklichkeit anstaunt, bemerkt man zugleich einen gänzlichen Mangel von Forschheiten, Originalität und Freiheit. Die Kunst verschwindet hier, und es bleibt nur das Handwerk übrig. Die Englischen Kupferstecher haben ein gewisses feststehendes Verfahren, wenn sie ein Meer, einen Himmel, eine Landschaft darstellen sollen. Dies Meer mag nun das Mittelländische, das Adriatische, dieser Himmel mag der von Neapel oder von London, dieß Landschaft mag eine Schottische Gebirgsschlucht oder die Römische Campagna seyn, das kümmert sie wenig; sie stechen ihre Contouren mit einer genauen und unfehlbaren Bestimmtheit, woraus immer durch einen gewissen pikanten Effekt, durch das mannigfaltige Spiel der Lichter und Schatten, durch den sommetarischen Antheil des Grabstichels, ein für das Auge angenehmes Bild entsteht, während jedoch, was Kunst und Wahrheit betrifft, nichts Werthsicherer zu denken ist. Die Englische Kunst bietet in ihren meisten Fächern im Allgemeinen diesen Charakter dar.

Ist es in Frankreich auch schon so weit gekommen? Noch nicht ganz; aber diese Wuth nach Mittelmäßigkeit nur noch eine Weile dauern, und ein handwerksmäßiges Widermachen wird an die Stelle echter Künstlerarbeit treten. Ueberdies läßt sich die Masse der Künstler um so leichter auf diesem Wege fortreißen, als er der einträglichste ist. In unseren Tagen gewinnt Einer, der Vignetten Dutzendweise fabrizirt, mehr, als Ingres und Granet, ja, es finden sich wohl Leute, die ihm versichern, es habe eine Revolution in der Kunst der Bücherverzierung hervorgebracht, und wirklich es ihm danken, daß er sein Genie zu so kleinlichen Dingen gemißbraucht hat. Wenn nicht noch die Arbeiten, welche die Regierung von Zeit zu Zeit bestellt, obgleich dieselben oft schlecht vertheilt werden, den Geschmack an großen Aufgaben lebendig erhielten und den Künstlern noch zuweilen das hohe Ziel der Kunst wieder in Erinnerung brächten, so würden sie alle im Strudel der Industrie untergehen.

Die letzte Pariser Ausstellung hatte die Hoffnungen ein wenig belebt; sie hatte Werke von hohem Verdienst aufzuweisen. Ingres, Granet, Decaisne, Decamps, Aligny und einige andere ausgezeichnete Künstler trafen sich dort zusammen. Zwei noch ganz verschiedenen Grundsätzen gehörte auch ausgezeichnete Werke, aber beide in mehreren Rücksichten sehr merkwürdig, veranlaßten eine Art von geistiger Gährung. Man glaubte, ein fernes Licht zu sehen, welches die ire Kunst leiten und die schwankende Prinzipien der Schule feststellen würde. Die Hoffnung wurde getäuscht; die bevorstehende Ausstellung zeigt eine Spur von einem solchen Aufschwunge. Die tüchtigeren Künstler und die bedeutenderen Talente sind fast alle ausgeblieben. Ingres ist nach Rom gegangen, um die dortige Schule zu leiten, statt einen zweiten Homerischen Pylonen zu schaffen, was eine bessere Belehrung gewesen wäre. Auch Robert lebt in Italien, und ein Gemälde, das er versprochen hat, ist nicht angekommen. Delaroche, ganz mit seinem Cartons beschäftigt, hat nur ein kleines Gemälde eingesandt, das einem Anderen, nur nicht ihm, viel Ehre einlegen würde. Granet hat ein herrliches Kunstwerk beendigt, ein würdiges Seitenstück zu seinem Tode Poussin's; aber aus Gründen, die schwerlich zu billigen sind, möchten, glaubt er, es dem Publikum noch vorenthalten zu müssen. Decamps hat in Florenz damit zu thun, sich gegen die Polizei der Regierung von Toskana zu vertheidigen. Aligny macht schöne Studien in Subiaco oder Tivoli, behält sie aber in seinen Mappen. An ihrer Stelle trat man mit Erstaunen auf einen Meister, der seit langen Jahren verschollen war und nun plötzlich wieder erwacht, um in diesem ganz mit Romantik und Mittelalter überschwemmten Saal ein reinherzliches Gemälde im ernsten klassischen Stil aufzustellen, Herkules, wie er den Diomedes erwürgt, seinen Knecht Thracier, der die Fremden seinen Pferden zur Speise vorwarf. Dicht unter Alkmenen's Sohn tritt man die Francesca di Rimini von Scheffer, mit Dante, seiner Hölle und seinen Schatten. Wir war es möglich, daß diese beiden Gemälde beide in einer und derselben Zeit entstanden? Dieses Scheffer'sche Werk ist ganz dazu geeignet, stillstand und gedankenreich, und es dürfte ihm der Preis zuerkannt werden.

Horace Bernet hat zwei Gemälde von mittlerer Größe geliefert. Das eine stellt die Einnahme von Bona in Afrika dar, das andere Rebekka, die Abrahams Knecht zu trinken reicht. In beiden Compositionen scheint man die geschickte Hand und gewandte Pinselführung wieder, welche diesen Künstler auszeichnen. Die Französischen Soldaten mit der dreifarbigen Fahne und die Muselmännischen Kettenten von Bona, welche diese Fahne selbst auf den Mauern aufstecken, bilden eine zugleich militairische und komische Scene, die Niemand dreister als Horace Vernet hätte wiedergeben können. Rebekka und der Knecht ist eine nur so zeitgemäße Gruppe, als der Künstler wahrscheinlich in Afrika ähnliche Scenen zu sehen Gelegenheit hatte und so diesem Gegenstand einen neuen Reiz verleihen konnte. Nur die Vegetation und der Himmel scheinen für Afrika fast zu hart und von zu kaltem Kolorit. Schwerlich hat eine Scene aus der Erstürmung und Plünderung Roms i. J. 1527 durch die Kaiserlichen Truppen zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt. Eine Mutter mit ihrer kranken Tochter, zu der ein trunkener Soldat hereintaumelt, während die Mutter, bleich vor Schreck, ihr Kind vor seiner Brutalität verdeckt und zu verbeidigen im Begriff ist, worüber der Trunkenbold in ein wüstes Gelächter ausbricht. Die Composition ist äußerst einfach gehalten, nur fehlt es die Gleichheit an Klarheit, denn der Kopf des jungen Mädchen, die noch weit schlimmer sind. Man trifft auf kein Gemälde, welches so groß und erhaben wäre, daß es auf den ersten Anblick für sich einnähme und zur Bewunderung hinriße. Das mittelmäßige Talent scheint sich von Tag zu Tage immer mehr in der Französischen Kunst einzunisten, so wie der leinen Grundbesitzer in Frankreich immer mehr werden, und man möchte in dieser besonderen Richtung der Zeit fast ein unvermeidliches Verhängniß sehen, wodurch Talente und Glücksgüter gleich gemacht werden sollen.

(F. P.)

Bibliographie.
Philosophie du budget. — Von Edelstand du Mertil. Th. I.
Tableau historique de l'état et du progrès de la littérature française, depuis 1789. — Von J. de Chenier. 6 Fr.
Troisièmes melanges. — Von Adde de la Menuais. 7½ Fr.
Annuaire historique, critique, généalogique et héraldique de l'ancienne noblesse de France. — Von de Saint Allais. Erster Jahrgang, 1835. 7½ Fr.
Histoire générale du moyen âge. — Von E. O. Desmichels. Th. I. 7½ Fr.
Description historique et scientifique de la Haute-Auvergne. — Von J. B. Bouillet. 16 Fr.
Londres. Voyage à cette capitale et ses environs. — Von Albert Montémont. 6 Fr.
Promenades dans la Suisse occidentale et le Valais. — Von H. L. A. Zée. 7 Fr.
Recherches historiques et statistiques sur la Corse. — Von F. Robiquet. Nebst einem Atlas von 37 Blättern und 3 Karten. 28 Fr.

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritannien.

(Schluß.)

Man glaube nicht, bei Crabbe seinen beredten Mysticismus, jene saufren, ungezwungenen und zarten Farben Cowper's wiederzufinden. Anstatt den Leser hinzureißen, wie dies bei Letzterem der Fall ist, flößt er vielmehr zurück; er sympathisirt mit Niemandem und spielt gewissermaßen nur die Rolle einer Großmutter, die uns Alles erzählt, was sich bei den Nachbarn zuträgt. Indeß enthält dies Geschwätz immer doch etwas Wahres, selbst in der einfachen Ausfüllung der eingekauften Töpfe, der zerbrochenen Fensterscheiben, der grotesken, falschen oder al-

Digitized by Google

bernen Phyſiognomieen liegt etwas ſo Naives, daß man dem Dichter, trotz eines gewiſſen Widerwillens, dennoch der Wahrheit zu Liebe ſeine angetheilte Aufmerkſamkeit nicht verſagen kann. Denn man bemerkt gar bald, daß Crabbe keineswegs die Abſicht hat, einen lächerliche Begierde zu befriedigen, um etwa den Leſer wo möglich ſtaunen zu machen. Crabbe verfährt vielmehr hierbei ganz umgekehrt, indem er dem, was die Natur ihm eingiebt, mit Liebe folgt. Ihn ſpricht Alles, wo er es in der Wirklichkeit findet, an, und ſo nimmt er es in ſein Perzeichniß auf, gerade ſo wie der Naturalien-Händler den Kieſel neben dem Malachit in ſeiner Sammlung aufbewahrt. Bemerkenswerth iſt, daß die Gemälde Crabbe's nie auf die Dualen und Freuden der Liebe oder auf die heroiſchen Aufopferungen der Freundſchaft ſich erſtrecken. Die Träumereien eines armen alten Narren im Irrenhauſe intereſſiren ihn mehr als die Gemüths-Bewegungen eines jungen Mädchens.

Je zwölf oder funfzehn Bände Crabbe's bieten eine höchſt merkwürdige Lektüre dar. Lieſt man zufällig drei Seiten in einem Bande, ſo braucht man den Mann, der das gemeine Leben, wie es in der Wirklichkeit iſt, mit ſo vielem Scharfſinn gezeichnet; ohne daß man erſt zwölf Seiten beendet, ſo fühlt man ſich auf ein Mal ſchrecklich ermüdet. Es wird uns ſchwer, weiter fortzufahren; die derben Wahrheiten des ländlichen Treibens haben uns zu Boden gedrückt und wir ſehnen uns danach, uns an einmal Erhörtem, Alltäglichem und Trockenem zu erholen. Crabbe hat, wie es ſcheint, die Aufgabe gelöſt: Alles auch noch ſo Proſaiſche, wo möglich in den Kreis der Poeſie hineinzuziehen. Uebrigens hatte ſich der Dichter nicht ſeiner Muſe allein abſolut hingegeben, ſondern er trieb nebenbei noch botaniſche und mineralogiſche Studien. Man ſah ihn oft auf den Heerſtraßen Steine aufleſen, um ſie zu zerbrechen, um die Bildung ihrer Maſſe ſorgfältig unterſuchen und dann in ſeine Schreibtafel Verſe einſchreiben, die er ſo eben ausgedacht hatte.

Endlich Wordsworth, der Letzte aus dieſer intereſſanten Familie von Schriftſtellern, hat ſich durch ſeine idealen Zeichnungen und ſeine hohe Einbildungskraft weit über Cowper und Crabbe emporgeſchwungen. Auch er verſchmäht die geringſtfügigſten, gemeinſten Gegenſtände nicht, fondern bemächtigt ſich ihrer mit Luſt; aber er weiß ſie auch mit einer gewiſſen Glorie zu umgeben, indem er ihnen eine idealere Bedeutung einhaucht. Ein gewandter Metaphyſiker, daß er ſich vielleicht nur dadurch geſchadet, daß er einer armen Literatur begründete, der es ſich zu ernſt aufnimmt. Sein herrliches Talent iſt dadurch zum Theil verſtaert und erkältet, indeß darte nichts vermocht, es ganz zu erſticken, nicht einmal die Berachtung und der Neid der Salons, auch nicht die Sonderbarkeit des Gegenſtandes, das ſeine Compoſitionen unverſtehens angenommen. Uebrigens liegt in der Genialität, die man ihm vorwirft, weder Härte noch Widerſinnigkeit. Wir haben Recht Dunkelheit, ja man etwas Geſuchtes und Erkünſteltes zum Vorwurf machen. Denn ſelbſt in ſeiner Einfachheit liegt immer etwas Zuſammengeſetztes und Vorausberechnetes. In ſeinen naiveſten Productionen zeigt ſich ein Haſchen nach moraliſchen Sentenzen, nach einem idealiſirenden Platonismus, der den hohen Gedankenſchwung des Autors verräth. Auch giebt ſich bei ihm eine große Abneigung für das Dramatiſche in der modernen Poeſie kund. Und eben die Widerwille, den ihm die Plachwerke und der Erfolg eines Matwein's, der Miß Ferd Radcliffe und ſelbſt Lord Byron's Productionen einflößten, hatte ihn zu der Idee verleitet, eine literariſche Revolution zu veranſtalten und auf einer andern Seite einen Erfolg zu ſichern. „Ich glaube", ſagt er in einer ſeiner Vorreden, „daß der menſchliche Geiſt wohl nicht immer aufgeregt werden dürfte. Denn je mehr der Geiſt für delikate Eindrücke empfänglich iſt, deſto höher ſteigt immer ſeine Kraft und Lebendigkeit; in dem Maaße hingegen, in dem ſein Gefühl ſich abſtumpft, je mehr er der beſondern Reizmittel, des Theater-Effects und grotesker Aufregungen bedarf, deſto mehr ſinkt er herab, indem er dadurch daß ſeinige eigenen Würde, des Gefühls ſeiner innern Vortrefflichkeit, verluſtig gehen muß. Und es wäre gewiß, beſonders heutzutage, wo alle Welt nach Uebertreibung und Ueberſpannung haſcht, ein nicht geringes Verdienſt, wenn man dieſem ſo verderblichen Getriebe ſehr bald eine andere Wendung gäbe. Nach der Erreichung dieſes Zieles ſein Auge, ſein Ohr, ſeine Kräften geſtärkt. Ich habe in meinen Gedichten ſehr wenig Perſonificationen, ſehr wenig Symbole und Allegorieen, überhaupt wenig ſtyliſtiſche Wendungen und Redensarten benutzt. Ich habe die Poeſie mehr in den Gedanken, als in den Formen geſucht, und ſollten nun auch mehrere meiner Verſe proſaiſch klingen, ſo dürfte man dieſen Umſtand zu großem Anſtoß nehmen. Denn was iſt im Grunde der Dichter mehr, als jeder andere Menſch? Ohne Zweifel muß er mit einer größeren Energie, mit einer lebhafteren Empfindlichkeit, mit einem kühneren Enthuſiasmus und einer tieferen Zärtlichkeit ausgeſtattet ſeyn. Er muß die menſchliche Natur beſſer kennen; ſeine Seele muß mehr umfaſſen. Er ſtudirt mit mehr Eifer ſeinen eigenen Gemüthszuſtand, ſeine Leidenſchaften, und ſucht deren Wiederhall in der Welt um ſich her auf; findet er ihn nicht, ſo erſchafft er ihn ſelbſt aus eigenem Antriebe. Bei dem Allen aber ſehe ich nicht ein, daß irgend ein triftiger Grund dafür vorhandenſ iſt, daß der Dichter übertrieben, künſtl., abſurd und empfindſel ſey; es iſt vielmehr ein Menſch, der für Alles, was er ſieht und was er hört, im höchſten Grade empfänglich iſt, ein Menſch, für den das Leben einen Reichthum von Schätzen und Empfindſen enthält, die Anderen meiſt verborgen bleiben; von dieſen Schätzen nun nimmt der Dichter die ſchönſten heraus, ſo wie er von den Genüſſen die zarteſten hervorſucht, um ſie den übrigen Weltbürgern darzubieten. Die Poeſie iſt nur die deutlichere, geiſtbhvolle Sprache für die geheime Seele, die das innerſte Weſen der Natur aller Dinge iſt. Uebrigens findet ſie, die Unterſchiede, ſich überall. Was wird ſie nicht immer von Jedermann bemerkt; aber dieſenigen, denen Gott ein helleres Auge verliehen, werden ſie nirgends vermiſſen. Wollte man mich etwa darum tadeln, weil ich ſie da zu ſuchen, wo ſie bisher noch kein Anderer geſehen, ſo kann ich darauf nur erwiedern, daß ich nicht dueh dieſe leere Theorieen den Bereis einer Allgemeinheit des poetiſchen Geiſtes in den leibſchen, wenn auch noch ſo geringfügigen Dingen, zu führen geſucht, ſondern duch Beiſpiele und vorliegende Muſterbilder ſie dargelegt habe."

In der That findet ſich nicht leicht etwas Einfacheres, als die poetiſchen Schöpfungen Wordsworth's. Der Dichter verſucht, die Charakter-Schilderung eines Kindes von drei Jahren zu entwerfen; er weiß nun hier für eine Schmetterlings-Jagd zu intereſſiren; bald begegnet er denen oder die kleinen Pachterknaben, die an einem Graben ſitzen und ſich in die ſchäumenden Waſſerwellen ſtürzen; dort erblicken wie ein Sperlingsneſt; ein Bauernhäuschen; die Mutter eines Matroſen, die vergeblich auf das Rückkehr ihres Sohnes harrt; ein junger Idiot; eine arme Wahnwitzige; eine Bäuerin am Spinnrade vor ihrer Hütte; eine Katze, die mit abgefallenen Baumblättern ſpielt; Eichenzweige im Herbſte; Landleute, die Rüſſe abhauen; eine Bettlerſchaar vor einer Herberge; das ſind die Gegenſtände der Begeiſterung Wordsworth's. Sein großes Gedicht, der Streifzug, iſt in denſelben Farben abgefaßt; es beſteht aus einer Reihe von Gemälden und Betrachtungen, die alle aus dem Leben gegriffen ſind, und es gelingt dem Dichter mitten in dieſer Einfachheit, die nur zuweilen affektirt ſcheint, uns oft wider unſeren Willen hinzureißen. Wir ſind überraſcht bei dem erhabenen Gedankenreichthum im Vergleich mit der abſtechenden Geringfügigkeit des Gegenſtandes. Haſtig und beſtändig wechſelt unabwendbar ein originellen Stil mit den Gipfeln der Alpen, auf denen der Reiſende eine kleine iſolirt ſtehende Blume mit Vergnügen beſchaut, indem ſie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, trotz der Erhabenheit des Schauſpiels der ihn umgebenden Natur. Betrachten wir einmal den Peter Bell. Peter Bell iſt ein herumziehender Zinn- und Zaunen-Händler, der eine ſonderbare Art, wie die meiſten aus dieſer Nomaden-Klaſſe Englands. Auf ſeiner Reiſe begegnet er einem Eſel, der ohne Führer umherirrt, an den Ufern eines Fluſſes, den der Dichter mit vieler Genauigkeit beſchreibt. Wer mag wohl der Herr des Eſels ſeyn? Peter Bell ſucht ihn neugierig in der ganzen Umgegend auf; endlich entdeckt er einen Todten, der ihm wahrſcheinlich angehört, daß Jener ertrunken ſey, und er findet auch wirklich bald darauf einen Leichnam auf der Oberfläche des Waſſers umherſchwimmend. Er entſchließt ſich, vielleicht in der Abſicht, um ſich an dem Schmerz zu weiden, dieſe Nachricht der Familie des Verſtorbenen zu hinterbringen, und läßt ſich zu dieſem Behufe von dem Eſel den Weg zeigen. Das Thier, vermöge ſeines Inſtinkts, findet ihn richtig nach Hauſe, und Peter Bell ſieht ſich auf einmal in die Mitte der Familie verſetzt, die voegeblich die Rückkehr ihres Vaters erwartet. Aber die auffallende häusliche Wirthlichkeit in dem Innern, die friedliche Luft, die in der ganzen Hütte weht, der tiefe Schmerz der Familie, alles dies hat das Gemüth des rohen Peter Bell plötzlich ergriffen und bewegt; das Unglück, die Lage der Familie hat ihn erſchüttert und erweicht. Dieſe Situation, das Einfache und Natürliche derſelben, hat der Dichter mit beſonderem Talente aufzufaſſen gewußt, und es iſt ihm auch in der That gelungen, uns bei der Lektüre Peter Bell's in Staunen zu verſetzen und mit ſich gewaltig fortzureißen.

(Repository of Knowledge.)

Bibliographie.

Topography of Thebes and general view of Egypt. (Anſichten von Theben, ſo wie von Aegypten überhaupt.) Bemerkungen über das Nilthal, über die alten und die neueren Aegypter ꝛc. Von J. G. Wilkinſon.

The works of Will. Cowper. (Cowper's Werke mit beſonderem Leben von W. Hayley, und einer Auswahl ſeines Briefwechſels.) Von Gemiſchte. Erſter Band.

A summary of the history of the law of usury. (Die Engliſchen Geſetze gegen den Wucher.) Von J. B. Kelly.

Fragments from the history of John Bull. (Beruchſtücke aus der Geſchichte John Bull's.) Edinburg. [Beruchſtücke aus dieſen Beruchſtücken wurden bereits in den erſten Nummern des erſten Jahrgangs dieſer Zeitſchrift nach Blackwood's Edinburgh Magazine mitgetheilt.]

The german tresor. (Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Engliſchen ins Deutſche.) Von F. de Porquet.

The system of painting in dry colours. (Die Malerei mit trockenen Faeben, nach der alten Griechiſchen Methode.) Von W. Kingſten. 1½ Sh.

Stories about the history of Poland. (Erzählungen aus der Geſchichte von Polen.) Von R. Caeper. 2 Sh.

Puritan farm. (Alte Sitten in einer heutigen puritaniſchen Familie.) 1½ Sh.

Rußland.

Eine Ruſſiſche Volksſage.

Eſſay auf der Biographie meiner Großmutter.

Welche Wunder gab es vor alten Zeiten! Das Ruſſiſche Volk glaubte, daß ein unreines Weſen Alle nach Willkür regiere; daß Waldteufel, Herren und Kobolde rechtſchaffene Leute nicht leben ließen. Ich bin noch nicht alt, und habe doch mit meinen eigenen Ohren von meiner verſtorbenen Großmutter gehört, wie ſie einen ganzen Tag bei dem Monumente Peters des Großen vorbeigegangen, ohne auf die Jaakſchen Brücke gelangen zu können: der Böſe war im Spiele! Die Kinderwärterin, das Stubenmädchen, ich und die alte Junafer Phuhme, Katharina Hippolitewna, hörten mit der größten Aufmerkſamkeit der Erzählung meiner Großmutter zu, und wir ſahen uns alle Augenblicke um, — ob uns nicht irgend ein Teufel anpacke. Entſetzlich!

„Za meine Täubchen!" ſagte die Großmutter, „Ihr müßet an alle Wunder glauben, wenn ihr das geſehen hättet, was ich mit mei-

Digitized by Google

neu eigenen Augen sah. Bei uns im Dorfe, in Wachsowka, ging einst ein Bauer auf die Jagd, und kam nicht wieder. Man suchte und suchte; das ganze Dorf zerstreute sich im Walde, vergebens; als wäre der Bauer gar nicht gewesen — jede Spur war verloren! Wie nun? Am dritten Tage fand man ihn im Walde, wohl eine Werst vom Dorfe entfernt. Doch was glaubt ihr wohl — wo man ihn fand? Im Walde stand eine hohe, sehr hohe Fichte. In ihren höchsten Wipfel hatte wahrscheinlich der Waldteufel, Gott sey bei uns! den Bauer eingeklemmt und in dem Gezweige verstrickt; denn Ihr müßt wissen, daß man ihn kaum lebend von da herunter erholt. Was wurde nun aus dem armen Schelm? Er lebte noch ein Jahr, und starb im folgenden, am demselben Tage. Gott sey seiner armen Seele gnädig."

Meine Großmutter Maremjana Wassiljewna war einst an einen Senator verheirathet, und wohnte bei dem Simonischen Kloster, und am Vorabend eines jeden Festes kam sie gewöhnlich zu Fuß nach Wassiljewskoy, um uns auf einige Tage zu besuchen. Damals durchsuchte ich sehr gern ihren großen Beutel, den sie statt eines Ridicule bei sich führte. Wie die früheren Taschen, und die großen Beutel, so haben auch die jetzigen Ridicules in der Welt ihre moralische Bedeutung: ihr verborgener Inhalt verräth uns das Alter, den Stand, die Leidenschaften und den Charakter eines Frauenzimmers; und es ist dahee eine große Verwegenheit, einen verstohlenen Blick in dieselben zu werfen: ja, fast schimmer ist es, als fremde Briefe erbrechen. Wer ein Frauenzimmer kennen lernen will, der muß stets zuvor ihr Ridicule untersuchen. Wenn, nagedacht sey es, einige geschriebene und gedruckte Briefe von und über Frauen, das weibliche Herz noch immer ein Räthsel bleibt, so liegt der Grund darin, daß die Herren Philosophen nie in ein Ridicule blicken, — selbst nicht in das ihrer Gemahlinnen!

Ein buntfarbenes Schnupftuch, fein und duftend, wie der Wohlgeruch des Eau de Cologne, versteckt eine Menge Kleinigkeiten, die jedoch alle ihre bestimmten, nur der Besitzerin bekannten Zwecke haben, und mit ihren Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen eng verbunden sind. Hier ist ein Zettel ohne Adresse und ohne Unterschrift, hier ein zerbrochenes Stück Konfekt, dort eine zu einem kleinen Röllchen zusammengerollte Devise, die nicht selten in schlecht gereimten Zartlichkeitsphrasen, oder in ziemlich schlüpfrigen Kalembourgs mit ganz Lebensgeschichte, oder den Schlüssel zu einem höchst wichtigen Geheimnisse enthält; eine zerknitterte Zinsenbeträge-Banknote, derzeit, irgend eine kleine Liebhaberei zu befriedigen, eine Probe von einem Zeuge, woraus unwiderruflich ein Kleid angefertigt werden muß u. s. w. Wie aber, wenn sich unter diesem U. s. w. ein buntes, künstlich zusammengelegtes und sorgfältig eingeschlagenes Mäuse verborgen hätte, mit der Ueberschrift: — Color. Fina. Madrid? . . . Welcher Lichtstrahl! . . .

Alle Ridicule sind diesem jedoch nicht ähnlich, und sie verkünden oft einen ganz andern Ideenkreis und andere Gewohnheiten. In vielen findet man eine angefangene Arbeit, irgend ein unnützes Stickwunder, die Adresse einer wohlfeilen Schneiderin, ein Recept, um Flecke auszumachen, eine Mustr gegen den Besitzerin bekannten Zweck haben, und mit ihren Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen eng verbunden sind. Hier ist ein Zettel ohne Adresse und ohne Unterschrift, hier ein zerbrochenes Stück Konfekt, dort eine zu einem kleinen Röllchen zusammengerollte Devise, die nicht selten in schlecht gereimten Zartlichkeitsphrasen, oder in ziemlich schlüpfrigen Kalembourgs mit ganz Lebensgeschichte, oder den Schlüssel zu einem höchst wichtigen Geheimnisse enthält; eine zerknitterte Zinsenbeträge-Banknote, derzeit, irgend eine kleine Liebhaberei zu befriedigen, eine Probe von einem Zeuge, woraus unwiderruflich ein Kleid angefertigt werden muß u. s. w. Wie aber, wenn sich unter diesem U. s. w. ein buntes, künstlich zusammengelegtes und sorgfältig eingeschlagenes Mäuse verborgen hätte, mit der Ueberschrift: — Color. Fina. Madrid? . . . Welcher Lichtstrahl! . . .

Alle Ridicule sind diesem jedoch nicht ähnlich, und sie verkünden oft einen ganz andern Ideenkreis und andere Gewohnheiten. In vielen findet man eine angefangene Arbeit, irgend ein unnützes Stickwunder, die Adresse einer wohlfeilen Schneiderin, ein Recept, um Flecke auszumachen, eine Muster

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Montag den 30. März 1835.

England.

Die Musik der Engländer im Jahre 1834.

Daß die Engländer kein musikalisches Volk seyen, ist durch häufige Wiederholung fast sprichwörtlich geworden. Man bedenkt, wenn man diesen Ausspruch thun, gar nicht, welches schwere, harte Urtheil damit gefällt ist! Auf Shakespeare's Folgerung, daß der Mann, der nicht Musik hat in sich selber, den nicht der Einklang holder Töne rührt, zu Verrath, Tücke und Neglist aufgelegt, sein Herz so schwarz wie der Tartarus sey, will ich nicht einmal hinweisen, als hieße ich dies für so ausschließlich richtig und ausgemacht, daß dagegen nicht protestirt werden könne. Allein, selbst wenn wir die Musik nicht als Inbegriff der harmonischen Elemente des Lebens, sondern nur als einzelne Kunst betrachten, so fragt sich doch immer, was beweist den baaren Ausspruch, daß dem Engländer das musikalische Talent nicht angeboren sey? Man hat sich um Angabe der Gründe nur wenig bekümmert. Man schöpft den Beweis von der Oberflache der Erscheinungen. Man sagt, die Gemüthsliche führe die großen musikalischen Genies des Festlandes nach der Insel, und von unserer Seite sey es der Neugier, ein wunderbares Individuum in Ausübung seiner Kunstfertigkeit — gleichviel, welcher! — zu sehen, was uns in seine Konzerte führe. Dazu kommt, daß man behauptet, wir hätten wohl Sammlungen von Schottischen, Irländischen und Wälischen Volksliedern, von denen übrigens, wie man versichert, auch ein gut Theil den Ursprung vom Festlande nicht verleugnen könne; aber Englische National-Lieder und Nationals-Melodien seyen nie zusammengestellt, weil es keine gebe. Wiese man den Leuten jedoch das Daseyn solcher durchaus Englischen Volkslieder nach, so würden sie deutsche Originalität doch sicherlich machen und den Einfluß ausländischer National-Gesänge auf die unsrigen hervorzuheben suchen. Die Kirchen-Musiken eines Purcell, Gibbons, Croft und Anderer führt man auf gleichen Ursprung zurück. Der Enthusiasmus, der unter den Engländern für Händel herrschte, wird der religiösen Stimmung des Volkes und der Befriedigung zugeschrieben, die Künstler von Seiten des Königs zu Theil wurde. Seine Oratorien, heißt es, gefielen damals in so hohem Maße, weil die Theater geschlossen waren. Daß der Sinn für die Italiänische Oper in England lebendig ist, hält man bloß für Hang zum Auslandischen, und wenn die Deutsche Theater-Gesellschaft ihre Vorstellungen giebt, und nicht bloß die höheren, sondern auch die mittleren und selbst die unteren Klassen den Schauspielen sich nach dem Hause drängen, so heißt es, dies geschehe der Neugier wegen! Daß die letzte Deutsche Opern-Gesellschaft, weil ihre Leistungen den früheren nicht entsprachen, wenig Zuspruch hatte, nimmt man gern als ein Zeichen, daß der Reiz der Neuheit bereits aufgehört habe. Ein Evelus von Konzerten werde nur durch Königliche Unterstützung zu Stande gebracht, die „philharmonischen" seyen Sache einer ausschließlichen Aristokraten-Gesellschaft, und die „Wohlthätigkeits-Konzerte" mit ihrem allgemeinen Beifall bewiesen wenig oder gar nicht, daß die Englische Nation Musik höre der Musik selber willen. Im Theater, heißt es ferner, würden nur unnütze Balladen und Bravour-Arien beklatscht; der „Freischütz" habe den Teufel und der Musikschlucht wegen gefallen; „Oberon" habe die Kasse nicht eben sehr gefüllt; „Iper und Zemira" wurde nicht hoch angeschlagen; der Beifall, den die „Stumme" erlangt, komme auf Rechnung der Feuerwerke; die „Somnambüle" sey besucht worden, um die Malibran zu sehen; in Paganini's Konzerte sey man gegangen, nicht um die Wunder der Tonkunst anzustaunen, sondern um das Spiel auf der einen Saite anzugaffen — kurz, wenn die Engländer Musik hörten, so geschähe es um anderer Interessen, nicht um der Musik willen!

Unsere Landsleute haben sich so oft das Talent zur Musik abgesprochen, die sie's glauben, und die Macht des Vorurtheils war stark genug, um Manchen von der Beschäftigung mit dieser Kunst abzuschrecken, ja, ihn sogar die darmlose Freude über die Leistungen Anderer zu verderben. Gefällt uns etwas nicht, so ist der nächste Schritt, den wir thun, es zu hassen oder zu verachten. So kam es denn in der That so weit, daß man glaubte, nur Ausländer könnten und dürften Konzerte geben und Opern aufführen; nur Namen-Verstehern und Maifeuhaus-Bären gezieme es, musikalische Feste zu veranstalten, deren Glanz und Pomp die Leute vom Lande bedeutenden und die auch die ganze Summe der müßigen Fashionables anziehen, um eine Langeweile ihrer Lebensweise mit einer anderen zu vertauschen.

Bei all' diesen mißlichen Umständen, welche die Beförderung des Sinnes für Musik gar sehr beeinträchtigen, kann man gleichwohl den Fortschritt der Engländer in dieser Kunst während des Jahres 1834 nicht anders als höchst bedeutend nennen. Das genannte Jahr beginnt eine neue Epoche in der Geschichte unserer musikalischen Studien. Es ist in diesem kurzen Zeitraum mehr für Musik in London geschehen, als vielleicht in zwanzig Jahren vorher.

Drei Englische Opern wurden von Englischen Musikern komponirt, von Britischen Sängern aufgeführt und von einem Britischen Publikum mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der hinreichend bewies, wie groß der Eifer unter uns ist, heimische Talente zu bewillkommnen und anzumuntern. Das große Musik-Fest in der Westminster-Abtei erlebte vier Wiederholungen, und in Exeter-Hall wurde ein anderes Fest gefeiert, zu welchem eine Kapelle von 700 Personen mitwirkte, deren größerer Theil aus Dilettanten bestand. Ist dies möglich bei einem Volke, dem der Sinn für Musik ganz versagt ist? Der Eingang in Exeter-Hall war so hoch, daß die minder vermögenden Klassen nicht Theil nehmen konnten, sonst bin ich überzeugt, daß man, bei Herabsetzung des Preises auf einen Schilling oder eine halbe Krone, einen Monat lang Tag für Tag die Vorstellung hätte wiederholen können. Dazu kommt noch die Stiftung der musikalischen Gesellschaft, welche für die in ganz England zerstreuten Musik-Liebhaber und Künstler einen Vereinigungs-Punkt bilden wird. Endlich darf die Herausgabe größer musikalischer Compositionen nicht unberücksichtigt bleiben, welcher hauptsächlich die Absicht zum Grunde liegt, die großen Werke berühmter Künstler auch dem geringern Publikum durch mäßige Preise zugänglich zu machen. Das Alles ist das Werk eines einzigen Jahres!

Daß wir in musikalischer Hinsicht eben so sehr hinter anderen Nationen zurück sind, als wir diese in den mechanischen Künsten und in den Unternehmungen des Handels übertreffen, leidet keinen Zweifel. Und zugegeben, daß sich in unserem Publikum die Liebe zur Musik regt, wie dies sich nach den angedeuteten Erscheinungen des letzten einzigen Jahres nicht in Abrede stellen läßt, so fragt sich doch, ob diese Neigung zur Musik schon zum geläuterten und gebildeten Geschmack gewonnen ist, was ich gar sehr bezweifeln möchte. John Bull ergötzt sich an der Musik, er wiegt sich in die Melodieen, sobald diese laut werden, sein Fuß geräth selbst sich fortzubewegen, und er weiß nicht, was ihn mit mehr Rührung zu erfüllen vermöchte, als musikalische Vorträge; allein es fehlt ihm noch alle Bildung, er hört eine alte Ballade und Händels Ehöre mit gleichem Wohlgefallen, sein Ohr ist noch nicht fein genug, den geheimeren Reiz, den ein Kunstwerk gewährt, von gewöhnlicher Winkelfängerei zu unterscheiden. Wir haben uns noch zu wenig mit der Theorie der Musik beschäftigt, wir gehen uns noch zu wenig Rechenschaft von dem Genusse, den uns die Tonkunst gewährt. Es gehört schon ein sehr gebildetes Ohr dazu, aus aufgelösten Dissonanzen die Harmonie herauszuhören, so wie es nicht leicht ist, aus dem Widerstreite der Kräfte und Elemente der Natur die Eintracht herauszufühlen, in der alle Extreme, alle scharfste Gegensätze im Kampf des Seyns hinübergreift und das ganze Dasein zu einem Einklange des Entzückens auflöst. Dazu kommt, daß John Bull keinen Fortschritt will in seinem Amüsement. Was ihn einmal ergötzt hat, daraus hält er mit einer Liebe fest, die fast an's Närrische grenzt. So bleibt er bei einzelnen Musik-Stücken stehen, die nur den größeren Reiz schmeicheln; er macht keine Schule des Geschmacks durch. Der Charakter der Schwerfälligkeit, die unserer Natur innewohnt, schließt aber die Möglichkeit nicht aus, daß wir doch endlich, wenn gleich langsam, von der Stelle kommen und fortrücken. Man sey nur einmig von allen Seiten her bemüht, das Heil zu verkünden; man lasse sich nicht abschrecken durch den Widerspruch derer, die beim Alten verharren und alles Neue verkehren. Das Alte ist selbst sich allmälig fast selbst aus, und das Neue ist steigend, falls es intensive Kraft und Beruf zum Leben in sich trägt.

Die Englischen Opern, die heutzutage unter uns am bekanntesten sind, die von Arne, Shield und Storace, können, im Vergleich mit den Werken der Deutschen und Italiäner, kaum für dramatische Musik ausgegeben werden. Nur allmälig machen wir uns mit den Muster-Stücken des Auslandes bekannt; aber selbst Beethoven und Spohr werden uns jetzt theilweis zugänglich. Daß es so langsam, mit solcher scheuen Todzeit geschieht, daran sind unsere ausübenden Künstler bei weitem mehr Schuld als das Publikum. Unser nationelles Vorurtheil will sich immer noch mit dem alten Stolz gegen das Ausland regen. Blue Bindel, weil wir ihn zu den unfrigen zählten, ist uns ganz bekannt. Aber auch in Hinsicht auf ihn macht sich eine Pedanterie geltend, die allen Feierlichkeit in der Kunst entschwert. Unsere Musiker haben sich allerdings mit dem Gothischen Charakter der Händel'schen Compositionen vertraut gemacht, dieser musikalische Stil lag unserer Volksthümlichkeit unbedingt zu, und es kann in keinem Lande Händel mehr

Digitized by Google

gefeiert werden, als in England. Wir sind mit dem Typus der Händel'schen Oratorien so vertraut, daß es uns fast schwer wird, seinen „Israel in Aegypten", wo sich ein anderer Geist der Musik entfaltet, zu genießen und anzuerkennen. So blieben unsere Musiker, die das letztgenannte Tonstück heraushören möchten, nicht bloß bei Händel stehen, sondern haben sich auch innerhalb der Kreise dieser großen Künstlers noch einen engeren Kreis gezogen, aus dem sie nicht herauszutreten vermögen. Statt alle an dem gefeierten Schöpfer der großartigsten Kirchen-Musiken zu lernen, daß er selbst eine andere Bahn einzuschlagen Miene machen konnte, obwohl seine Eigenthümlichkeit es nicht zuließ, diesen neuen Weg weiter zu verfolgen, vertagen wir unseren Gesichtskreis und können nicht aus den Augen blicken. Der ältere Cramer, der Vater der jetzt lebenden Veteranen, der die Musik-Feste in der Westminster-Abtei dirigirt, nannte Mozart's wunderbar schöne Quartette „sehr gute Exercitien", aber „übrschwanglicher und unausführbarer Tonstücke." Beethoven weigerte sich, Mozart's Musik zu spielen, und selbst das Pietät für Händel. Dergleichen Züge, die unser Künstler begreifen, kommen noch heutzutage vor. Es ist eine bigotte Pedanterie, die an's Unglaubliche gränzt.

Es verdient, indem wir hier einen Blick auf den Zustand der Musik in England werfen, erwähnt zu werden, daß die erste Mozart'sche Oper, die hier gehört wurde, den einer Anzahl Dilettanten, mit Unterstützung einiger Musiker vom Fache, in der Kron- und Anker-Taverne vor ungefähr zwanzig Jahren aufgeführt wurde. Es dauerte noch eine Weile, ehe ein Werk den Mozart in der Italiänischen Oper in Scene ging. Die Unternehmer wagten es nicht, weil sie das Mißfallen des Publikums fürchteten und, von pecuniairen Rücksichten, wie das nicht anders möglich ist, geleitet, sich nicht in Mißkredit setzen mochten. Die philharmonische Gesellschaft hatte dagegen die Mittel, das Schönste und Trefflichste, das der Kontinent erzeugt, zur Aufführung zu bringen, ohne sich in ihren Absichten und Zwecken durch den Mangel an Theilnahme, dem man Anfangs zu begegnen hatte, stören zu lassen. Nur so ist es möglich, das Publikum zu bilden. Man muß ihm etwas zumuthen, und mit Consequenz eine ihm ganz neue Welt eröffnen, in die es sich allmälig hineingewöhnt. Die Leute müssen sehen, daß man mit Festigkeit seinen Plan verfolgt, kann werden sie aus dem Ernst und der Ausdauer auf die Wichtigkeit dessen schließen, das den Gegenstand unserer anhaltenden Bestrebungen ausmacht. Die philharmonische Gesellschaft hat freilich einen Mangel an Gesang-Talenten, um in dieser Seiten der dem Publikum Kunstwerke jeder Art zu produziren; sie muß sich auf Instrumental-Musik meistens beschränken; aber in dieser Sphäre leistet sie Außerordentliches. Die Sing-Akademie, die sich vor einigen Jahren bildete, um das zu ergänzen, was jene noch zu wünschen übrig ließ, besteht leider nicht mehr; sie leistete in ihrer Art Vorzügliches, wenn gleich das Neue unter den Gesängen der musikalischen Welt Deutschlands weniger als das Alte Berücksichtigung erhielt.

Es fehlte in England noch immer ein Kreis, vor dem junge Künstler ihre Erstlings-Werke, falls dieselben Beachtung verdienten, produciren könnten, und welchem auch der Veteran seine Compositionen zur ersten Prüfung mittheilte. Dieser Zweck ist in unmehr gestifteten „Britischen musikalische Gesellschaft," deren Mitglieder aus lauter Künstler sind. Sie kann für eine Bildungs- und Prüfungs-Schule gelten, in welcher neue Britische Compositionen ihre erste Aufführung erleben. Außerdem werden ältere anerkannt meisterhafte Werke wieder an's Licht gezogen und der Vergessenheit entrissen. So hat die Direkt für das Alte ihren Wirkungskreis, wie die Instrumentirung jugendlicher Talente Kann nur fördernd sein, um die Liebe zur Kunst rege zu erhalten. Beides wird mit einem Eifer betrieben, der in der Angelegenheit eine Nationalsache erblickt. Hierin liegt der Vorzug, den die Gesellschaft hat, aber auch ihr Mangel. Der Kreis der Mitglieder ist nämlich Ausländern verschlossen, und Männer, wie Moscheles, Ernst'ein und Sir Cramer, die seit Jahren unseren Boden angehören, können nicht aufgenommen werden, weil sie nicht in England geboren sind. Außerdem ist die Zahl der Mitglieder, die von 300 die 350 erweitert ist, sehr willkürlich angesetzt. Man hat viele zur Execution der Musikstücke nöthige Subjekte als Mitglieder aufgenommen, die nichts als die technische Fertigkeit in ihrer Kunst besitzen, und von der angegebenen Menge sind kaum 200, welche nähere Beziehungen zu der Kunst haben, der Gesellschaft. Dies scheinen wie die beiden Uebelstände zu sein, welche das Gedeihen des Instituts behindern. Man sollte die Demarcations-Linie aufheben, minder pedantisch sein mit der ausschließenden Nationalität, und wenn Männer, wie die drei obgedachten, auch als vollständig naturalisirt angesehen werden dürfen, doch wenigstens sich brüsten, sie als Ehren-Mitglieder in einen Kreis zu ziehen, für den ihre Mitwirkung von bedeutendem Erfolge sein müßte. Spohr, Rossini, Auber u. A. werden, wenn sie in London zum Besuche sind, von der ausschließlich Britischen Gesellschaft ignorirt, als sey die Sprache, die man innerhalb dieses Kreises redet, eine für Ausländer unverständliche. Sollte man nicht einsehen, daß die Kunst die universellste ist, der Menschheit ist? Wie verderblichen uns in der Politik, und sollten der Meinung sein, daß die Kunst weniger als materielle Staats-Interessen zu einer Allgemeinheit berufen sey, nach der unsere Zeit in so vielen Hinsicht strebt?

Bei dem Mangel an guten Sängern ist die Instrumental-Musik auch in dieser Gesellschaft vorherrschend. Von den Stücken, die hier zur Aufführung gebracht werden, verdient Macfarren's Symphonie, mit welcher das erste Konzert der Britischen Gesellschaft eröffnet wurde, eine besondere Erwähnung. Erfindung und Stil ist in dieser Composition eben so meisterhaft, als die Kenntniß der Mittel, die dem Künstler zu Gebote steht, bewunderungswürdig zu nennen ist. Kenner und Liebhaber der Kunst waren gleich sehr entzückt, und es bleibt ein Räthsel, wie die philharmonische Gesellschaft dies Werk zweimal abweisen und ein ziemlich unangenehmes Urtheil darüber fällen konnte. Trefflich war auch das Pianoforte-Konzert von Bennett, einem Zögling der Königlichen Akademie und Schüler F. Cramer's. Eine Ouvertüre von Tutton, der für militairische Musik-Chöre viel komponirt hat, gehörte, nebst einer Simphonie von Lucas, einem academischen Zögling, zu den interessantesten der diesjährigen Leistungen der Britischen Gesellschaft.

Gleichzeitig mit der Stiftung dieser Gesellschaft wurde das Englische Opernhaus eröffnet. Noch die zum Jahre 1834 hielt man ein Theater für die Englische Oper für ein Lustschloß; man glaubte, es sey unmöglich, daß unsere Landsleute einen dramatischen Text komponiren könnten; man meinte, es würde unerhört und nicht anzuhören sein, wenn man auch wirklich zum Englischen Text die Musik setzt wäre. Die Gründung eines National-Opernhauses schien Wahnsinn zu sein, und gab ihnen Stoff zum Spotte. Die Furcht lag auch nicht so fern, auf dieser National-Bühne nur Opern in ausländischer Sprache vernehmen zu müssen; man äußerte, dieser ausschließlich der Englischen Musik gewidmete Tempel würde den alten Ruf desthätigen, das lucus a non lucendo benannt werde. Trophäen haben wir nun die Aufrichtung einer Reihe von nationealen Opern erlebt. Während des letzten Jahres wurden Arne's „Artaxerxes", Stevace's „Beiagerung von Belgrad," Shield's „das Schloß in Andalusien," Braham's „Teufelsbrücke," und einige andere in Scene gesetzt. Bei allen Mängeln, welche diese Erstlings-Stücke unserer nationellen dramatischen Musik haben mögen, — sie liegen den Kenner offen genug zu Tage — steht gleichwohl zu hoffen, daß sich auf dem kleinen Anfang ein größerer Fortschritt entwickeln wird. (N. M. M.)

Frankreich.

Zur Geschichte des Kostüms.

In der Kunst, wie auf dem Theater, verstößt man unter Kostüm nicht nur die Kleider, sondern auch die Waffen, die Möbel, überhaupt Alles dasjenige, was in einem Gemälde Zutheil und Beiwerk heißt; eine Sammlichkeit von Gegenständen, die sämmtlich unter einander in Uebereinstimmung seyn müssen und vermittelst ihrer man das Jahrhundert, in dem das Vorgestellte sich ereignet, so wie den Geist, den Geschmack, die Sitten und Gewohnheiten des Landes oder Volkes, welches uns aus einem Gemälde, einem Skulpturwerk oder einem Drama entgegen treten soll, anschaulich gemacht wird.

Die alten Künstler, welche auf diese charakteristische Eigenthümlichkeit des Kostüms keine Sorgfalt zu verwenden und kleideten zum Beispiel in ihren Compositionen die Griechischen Soldaten und die Israëlischen Erpäter in die Tracht ihrer Zeitgenossen. So hat z. B. Paul Veronese, der im sechzehnten Jahrhundert malte, auf seinem Bilde der Hochzeit von Kanaan die Juden in Brokat gekleidet, einen seidenen Stuhl, den man zu seinen Füßen sieht, ist mit Sammet belegt. Da den ihren Gestalten häufig Kleider nach eigener Erfindung gegeben, die sich allerdings ganz von der Mode ihres Zeitalters entfernten, aber sich dabei doch nicht der Tracht der alten Völker näherten. Poussin und Le Sueur lehrten die Maler diesen falschen Weg verlassen. Sie lenkten zuerst sich der Ersten zu, indem sie die Kleidung mit der in seinen Büchern die Sitten der Israeliten, eines Volkes, über welches es doch so schwierig ist, das Genauere in dieser Hinsicht aufzufinden, da das Hervorbringen von Bildern in ihrer Religion verpönt war; wieder zu geben verstand. Ein Jahrhundert später gab sich Vien besonders viel Mühe, die Kostüme der Griechen mit Genauigkeit darzustellen; nach ihm verfuhr Heringer in der Beobachtung des Anstandes und Gegenwärtig verwenden alle Maler die ängstlichste Sorgfalt auf dies Studium, und zwar so sehr, daß es schon in's Uebertriebene ausartet.

Eine vollständige Abhandlung über die Kostüme würde zweifelsohne ein sehr nützliches und interessantes Werk seyn; wir müssen uns, der Beschränktheit unseres Raumes gemäß, mit einzelnen Andeutungen begnügen.

Als die ersten Christen zusammentraten, ihre Mysterien zu begehen, trugen sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine eigenthümlich auszeichnenden Kleider; die Priester und Bischöfe indeß, die aus den Alten gewählt wurden, behielten ihr Leben lang ihre Tracht bei, die sie in ihrer Jugend getragen hatten. Aber die Gesetzgeber, um diesem Ehrfurcht einzuflößen, bildeten sich, irgend etwas an der Tracht zu ändern, in der die Glaubigen den zu setzen gewohnt waren, der das heilige Amt verrichtete; von da schreibt sich's her, daß noch heutzutage die Kirchenkleider unserer Geistlichen denen ähnlich sehen, die die Griechischen Kaiser nach Einführung des Christenthums trugen. Dieselbe Beständigkeit finden wir in den Kleidungen der Mönchsorden: ihre Verschiedenheit besteht sich nur auf die Zeit oder das Land, in denen der Orden gestiftet. Wir können als Beleg für diese Behauptung die Tracht der grauen Schwestern anführen, die uns stets und überall in derselben Tracht begegnen, die die Frauen aus dem Volke zu der Zeit trugen, wo der Orden der Stifter, der heilige Vincenz von Paula, König Ludwig's XIII. Beichtvater, lebte.

Die Waffen, die ebenfalls einen Theil des Kostüms ausmachen, wurden ins Unendliche vervielfältigt. Indem man einerseits Angriffs-Waffen erfand, suchte man immer wieder das daraus erwachsende Mißverhältniß von Gefahr durch Erfindung von Vertheidigungs-Waffen auszugleichen. Die Pfeile wurden mit Erfolg angewandt und zu Schwerdern und Spießen, Helmen und Schilden verarbeitet. Es kamen sogar Verleidungen auf, die den ganzen Leib des Soldaten bedeckten und da sie aus mehreren übereinander gezogenen Häuten (Cuirs) gemacht waren, so erhielten sie den Namen Kürasse. Um ihnen eine größere Festigkeit zu geben, so beschlug man sie mit metallenen Bändern, und verfertigte sie endlich ganz und gar aus Eisen. Dieser Gebrauch wurde seit dem elften Jahrhundert ziemlich allgemein und blieb bis in's sechzehnte; denn wenn auch die Kürasse gegen Pfeile und Hieb- und Stichwaffen schützten, so reichten sie gegen

Digitized by Google

die Kugeln nicht mehr aus, und man schaffte sie seitdem nach und nach ab. Um dieselbe Zeit war es auch, daß der Adel, um den Ruhm und Glanz seiner Häuser immer vor Augen zu haben und zur Schau zu tragen, die Farben seiner Wappen und die Hauptstücke daraus auf seine Kleider besten ließ. Die Frauen machten bald diese sonderbare Mode mit, und die, welche aus großen Häusern stammten, ließen es sich sehr angelegen seyn, ihren Rock der Länge nach in zwei Felder abzutheilen, das eine entweder das Wappen des Mannes, das andere das der Frau. Diese Art Kleider kamen übrigens bald nur noch bei festlichen und feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein; nur die Beamten und Offiziere der Fürsten, später dann ihre Dienerschaft, trugen fortwährend diese Zeichen. Das ist der Ursprung der Livreen, die gegenwärtig um so seltsamer erschienen, als sie oft verunstalt und sogar fast ganz abgeschafft worden sind; wenigstens sind sie nicht mehr in allgemeinem Gebrauch.

Wenn wir Europa verlassen und einen Blick auf den Orient werfen, so finden wir seine Länder in einem Zustand von Stabilität, die für uns, deren Moden so oft wechseln, etwas völlig Verwundersames ist. Die wenigen vorhandenen Monumente zeigen uns die Türken, die Indier, die Chinesen in denselben Kleidern und Waffen, die sie gegenwärtig tragen, ohne die geringste Modification während mehrerer Jahrhunderte. Wenn man einzelne Neuerungen an ihren Waffen wahrnimmt, so sind sie von uns geborgt und ihnen durch die Nothwendigkeit einer zweckmäßigeren Vertheidigung gegen uns aufgedrungen worden.

Als der Krieg aufgehört hatte, die wichtigsten Motive und Reichthümer für die Befestigung an die Hand zu geben, waren es die Künste des Friedens, die ungeheuere Veränderungen in den Kostümen hervorbrachten. Die Hofleute Franz des Ersten, Karl's des Fünften und Heinrich's des Achten brachten den Luxus an die Tagesordnung, und die Höfe von Rom und Florenz theilten diese Sucht. An die Stelle der wollenen Gewebe traten prächtige seidene Stoffe; Sammet, Atlas und Sticherei wurden durchgängig von allen Personen getragen, die nicht zur unteren Volksklasse gehörten.

Die Fortschritte der Civilisation hätten die Völker abhalten sollen, sich gegenseitig zu bekriegen; aber der Ehrgeiz der Fürsten und Wlachthaber führte den Krieg nur zu häufig herbei. Jeder Anführer betrachtete sein ritterlichen Thaten, welche die Schaar, die unter seinem Kommando stand, verrichtete, als eine persönliche Ehre und nahm sie für sich in Anspruch. Man sah sich nach einem Mittel um, seine Leute mitten im Handgemenge der Schlacht herauszuerkennen, und versiel auf mehrere wenig kostbare: der Eine zum Beispiel behielt seinen Regiment, eine schwarze, rothe oder grüne Feder auf die Hüte zu stecken; ein Anderer, um ein Kennzeichen seiner Truppen zu haben, ließ sie, mit seine Leute, ohne ihre Kleider, die sie zu Hause auf ihren Dörfern trugen, zu verändern, nur eine Jacke oder ein Wamms von gleicher Farbe, die gewöhnlich die seines Wappens war, darüberziehen sollten; noch Andere ließen ihre Schaaren Bandeliere über den Rock hängen, die dazu dienten, die Kugeln zu tragen; dies waren gewöhnlich mit Perlen gestickte Bänder, deren Farbe ebenfalls die des Wappens der Anführer war. Dies ist der Ursprung der Uniformen, deren regelmäßige Einführung wir aber doch erst gegen Ende der Regierung Ludwig's des Vierzehnten finden.

Hatte sich Franz des Ersten Zeitalter durch die Eleganz der Kleidungen und die Schönheit der Stoffe, aus denen sie verfertigt waren, ausgezeichnet, so bot die Zeit Heinrich's des Dritten den Anblick einer kindischen Koketterie dar, welche die Folge der weibischen Sitten seines Hofes war. Beide geschlechter betrachteten sich gleiche Weise von beiden Geschlechtern getragen; während andere die Frauen die ganze Form ihrer Brust und ihrer Schultern sehen ließen, wurde es Mode, die Formen anderer Theile des Körpers zu verbergen, und von da fing man an, den Rock von unter der Taille an und um dieselbe herum zu steifen und aufzustaffiren.

Während der Regierung Heinrich's des Vierten führten Sully's Sparsamkeit und die strengen Sitten der Kalvinisten eine größere Einfachheit in den Kleidungen herbei, die in der Regel von schwarzer Farbe waren. Große Veränderungen traten unter der Regierung Ludwig's des Dreizehnten ein: man behielt den kurzen Mantel und die Weste oder das Wamms bei, das man juste au corps nannte; aber an die Stelle der Beinkleider von Tricot und der gebäuschten Hosen, die nur den halben Schenkel bedeckten, kamen Tuchbeinkleider von lebhaften Farben, die bis zur Kniekehle herabgingen. Das Wort Hose, das machtvolleren großen runden Fußvolk Platz, der in der Regel mit einigen Federn geschmückt war; auch ließ man nun die Haare wachsen, die man seit lange sehr kurz getragen hatte.

Der Hof Ludwig's des Vierzehnten sah noch größere Veränderungen: der kleine Mantel wurde abgeschafft und das Kleid mit Aermeln passte angenommen, welches man Justaucorps nannte, weil man es in Wahrheit über alle andere Kleider drüber zog. Es war weit genug, um den ganzen Leib und die Schenkel bis zu den Knieen herab einzuhüllen; bestimmungsachtet trug man aber doch noch zuweilen einen sehr langen Mantel, in den man sich ganz und gar einwickeln konnte. Die Geistlichen trugen ihn beständig, und bei feierlichen Gelegenheiten hatte er eine Schleppe. Auch die Magistrats- und Gerichts-Personen trugen ihn, doch kürzer. Die Frauen führen fort, seidene brochirte Stoffe zu tragen. Die Kleider der Männer waren bisweilen von Sammet, doch in der Regel von farbigem Tuch; um ihnen ein reicheres Ansehen zu geben, besetzte man sie mit mehr oder minder breiten Goldtressen. Der Hut, der noch immer die runde Form hatte, wurde mit einer Menge Federn beladen; nur Straußfedern wurden hierzu gebraucht, während man unter den vorhergehenden Regierungen sehr häufig Hahnenfedern getragen hatte. Was die Tracht des Hauses betrifft, das im Anfang des Jahrhunderts durchaus in seiner natürlichen Gestalt erschienen war, so wird es nun allgemeine Mode, es mehr hervortreten zu lassen, und man stülpte sich deshalb ungeheure Perücken auf, die unsern Augen sehr lächerlich vorkommen, von welcher Mode man indeß Beispiele bei den alten Aegyptern und bei einigen wilden Insel-Völkern des großen Oceans wiederfindet.

Es ist merkwürdig, daß, während die Kostüme der großen Männer so beträchtlichen Veränderungen erlagen, die Tracht der Frauen dagegen immer dieselbe zu seyn schien: sie bestand aus einem langen Rock mit Leibchen und Aermeln — das war Alles; doch entwickelte diese Stetigkeit der allgemeinen Form zahllose Variationen, und es war ihr aufgehoben, Männern zu gewinnen, die unserem ungeübten Sinne gegenwärtig kaum mehr wahrnehmbar sind, und ohne Zweifel damals von großer Wichtigkeit waren für die der Mode unterworfenen Personen.

Neue Veränderungen traten unter der Regierung Ludwig's des Funfzehnten ein: die Form der Kleidung wurde nur wenig verändert; man nahm wieder seidene brochirte Stoffe; die Sammete sogar wurden mit Stickereien von bunter Seide, oder auch wohl von Gold, Silber und Zitttern verziehen. Die Tuchkleider mit Tressen blieben indessen noch im Bürgerstande die herrschenden; erst in der Revolution 1789 wurden sie durchweg abgeschafft. Die Männer legten die Perücken ab, aber indem man nun das eigene Haar wieder hervorsahen, frisirte man es in steifen, festen, fraqvon Formen, schwirrte Puder und Pommade hinein, und diese Mode dauerte fast 80 Jahre; dann wurde der runde Hut, den man unter den beiden vorhergehenden Regierungen mit einer breiten zurückgeschlagenen Krempe getragen hatte, um ein Beträchtliches verkleinert und die Krempe wurde von drei Seiten in die Höhe geschlagen, wodurch er die wirkliche dreieckige Form erhielt. Auch die Frauen nahmen den Puder und die Pommade an; ihre Frisur war oben so steif, wie die der Männer; sie trugen auch kleine Mützchen, das nur mit einem Paar sehr kurzen und steifen Bandschleifen verziert war.

Die gesteiften seidenen Stoffe, aus denen man die Kleidungen verfertigte, wurden zu dieser Zeit in großblumigten Mustern gearbeitet; um nun zu vermeiden, daß sich die Stickereien nicht in den Falten, die ein Stoff nothwendig schlägt, verbargen, stellte man Zeichnungen auf die Schöße der Kleider, und die Frauen kamen auf den Einfall, Fischbeinreifen, die durch einen leichten Ueberzug verbunden waren, unter ihren Röcken anbringen zu lassen. Diese Maschine erhielt die Namen bouffant, panier, tonnaire, je nach wage sogar, die den Namen cul zu geben. Diese Reifrocke, die anfangs nur zu dem Zweck gemacht waren, das Kleid in seinen natürlichen Falten zu erhalten, gewannen bald einen so großen Umfang, daß man sie bis von vier Fuß Weite trug. Als die junge Marie Antoinette sich dieser eben so lächerlichen als häßlichen Kleidung wenigstens für den Morgen entledigen wollte, bietet man sich höchlich über diese Unanständigkeit auf. Die Kleider der Männer waren auch nicht mehr so weit als früher; die Beinschöße waren beträchtlich schmäler geworden und fielen bis auch hinten auf die Ferse; die Aermeln waren verkürzt und fielen nicht mehr auf die Schenkel herab.

Ob man im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Frankreich und den nördlichen Ländern verschiedene Kleider, in Rücksicht auf den Wechsel der Jahreszeiten hatte, danach wird gegenwärtig nicht mehr viel gefragt, aber wir wissen bestimmt, daß unter der Regierung Heinrichs des Vierzehnten Regierung die Etikette, die Alles ordnete und festsetzte, desstimmte Plätzchen in dieser Hinsicht eingeführt hatte, denen sich die Hofleute und selbst die Reichen und überhaupt die gesammte feinere Welt nicht entziehen durften. Die Stoffe waren nach den Jahreszeiten angeordnet: so trug man im Winter Sammet, Atlas, Damast und Tuch; im Sommer Taffete; im Frühjahre und im Herbste leichte Tuche, Taffete, silésine, grenade, Camelots, durchbrochene, greiffene Sammete, überhaupt seidene Zeuge, die minder leicht als Tuch und nicht so schwer und stark als der damalige Atlas waren. Selbst die Spitzen wechselten nach den Jahreszeiten; die Englischen Stricke waren zwar kein wärmerer Putz, als die Brabanter Spitzen, doch durften sie nur im Winter getragen werden. Degenschamps nicht mehr zum Vorschein kommen, während die Spitzen den ganzen Sommer lang die Mützen schmückten. Diese Gebräuche würden noch nichts Auffallendes gezeigt haben, wenn sie nach Beobachtung der Kälte oder Wärme gerade in Anwendung gekommen wären, aber die strikteste darin bestimmte Zage dieses Wechsels ein für alle Mal angesetzt. Am Tage Allerheiligen wurde das Pelzwerk angelegt, und obgleich einige von den wandelbaren Zeiten, war der Tag, wo man die Mussen ablegte, und es war nicht erlaubt, sie wieder vorzunehmen, wenn auch wieder Schnee kam. Eine andere, ebenfalls so fest und unwiderruflich bestimmte Zeit war am Hof für die Damen das vierzigste Jahr, weil sie dann nicht mehr ohne Kopfputz von schwarzen Spitzen erscheinen durften, eine Art Schleier oder Streif, der über die Mütze ging und unter dem Kinn zusammengeknüpft ward.

Die Revolution von 1789 brachte all' diesen Etikettewust ab; mit ihr hörten auch die, für die verschiedenen Stände der Gesellschaft angenommenen Unterscheidungszeichen auf; die Männer legten ihre Degen, die Parlamentes-Räthe, die Amts-Räthe, die Advokaten ihre Roke und den kleinen Mantel ab; selbst die Geistlichen sahen sich gezwungen, ihre lange Soutane aufzugeben. Mit Aufhebung der Klöster verschwanden auf gleiche Weise sämmtliche Mönchskleider. Sogar die Uniformen erlitten große Veränderungen. Die ganze Infanterie, die weiß gekleidet war mit Aufschlägen und Kabaten von verschiedenen Farben, bekam blaue Kleider, ohne weitere farbige Abzeichen; nur der Kragen, mit der Nummer des Regiements, war das einzige Abzeichen in der ganzen Uniform.

Die Prinzipien der Gleichheit, die mit so leidenschaftlicher Gewaltsamkeit proklamirt wurden, führten eine große Einfachheit in den Kleidungen herbei. Die Männer trugen einen Tuchrock ohne Stickerei und ohne Treffen; einzeine auch eine Weste mit Schößen, carmagnole genannt, und weite Beinkleider, gewöhnlich von derselben Farbe wie die Weste; als Schutz gegen die Kälte wurde ein weiter langer Ueberrock, houpelande genannt, eingeführt. Er war von einem grohen, braunen, wollenen, langhaarigen Zeuge, mit einem Pelzkragen von blauer, rother oder schwarzer Wolle; Einzelne, die elegantes gehen wollten, trugen, aus

Digitized by Google

statt des Plüsches, Sammet in Carmoisin oder Schwarz. Der Kopfputz erlitt eine große Veränderung: Puder und Frisur wurden abgeschafft; das Haar kurz abgeschnitten; der runde Hut blieb, denn die rothe Mütze kam nie in allgemeinen Gebrauch; man sah sie nur in einzelnen Verbindungen und Gesellschaften, wo sie auch nicht von Allen getragen wurde. Auch die Fußbekleidung wurde einer bedeutenden Veränderung unterworfen: man trug feine seidenen Strümpfe meide, die goldenen und silbernen Schnallen verschwanden von den Schuhen und dieselben machten meistentheils den Stiefeln Platz.

Auch die Frauen hatten den Puder abgeschafft; sie ließen sich dieselben das Haar ganz kurz abschneiden, oder wenn es oder minder unter ein einfaches rundes Mützchen einstehen, das bei Einzelnen mit einer sehr kleinen Spitze verziert war, oder mit einem einfachen Band umschlungen; Einige trugen auch nur ein Tuch nach Savoyardenweise. Nach der Schreckenszeit gewann dieser Kopfputz eine gewisse Eleganz; das Haar in gehörenen oder kleineren Locken wurde von einem Kamm zusammengehalten, und die Löckchen, welche auf den Linnen oder Mützchen gewesen waren, wurden nun von Linon und sogar von scharlachrothem Krepp, mit Silberstittern gestickt, getragen. Wie brauchen nicht erst zu sagen, daß man kein Kleid von Sammet oder Atlas mehr sah; die Seide kam nur noch in der Gestalt von Halbtuch vor und auch dieser Stoff wurde selten getragen. Die Kleider waren gewöhnlich von Nebrochtem Linnenzeug, von einfachem Stoff, und die Hälfte aus Seide zur Hälfte aus Baumwolle bestand. Zum größten Staat trug man ein weißes Kleid von Perkal oder, wenn es auf's Höchste kam, von Musselin, aber ohne alle Stickerei.

Die Mode stöhete noch und nach Eleganz, ja sogar Eier und da Reichthum in den Anzügen der Damen zurück; der Leib Kleider wurde ungemein kurz getragen, die Brust ungemein entblößt: dagegen wurden die Röcke noch mehr noch unten zu als nach oben verlängert, so daß sie oft eine Schleppe von mehreren Fuß Länge hatten. Der Maler David zeichnete Kostüme für die verschiedenen Stände der Gesellschaft; Alles ging in Tuch getheidet, nur die fünf Direktoren ausgenommen, die Atlas trugen. Die Aufschläge der Aermel wurden häufig mit schwarzem oder grünem Sammet besetzt und nach Belieben länger oder kürzer zurückgeschlagen; später wurden sie unmäßig vergrößert; auch ließen sich einzelne Eleganz das Haar wachsen und zu einem Zopf zusammenstechten, der mit einem kleinen Kamm in die Höhe gesteckt und cadenette genannt wurde.

Die Männer, die auf diese Zeit folgten, sind zu bekannt, als daß wir sie hier näher berühren sollten, doch wollen wir, bevor wir diesen Artikel schließen, einige Zeilen dem Theater-Kostüm widmen. Ohne zu weit zurück zu gehen, führen wir nur an, daß unter Ludwig XII. und Ludwig XIV. die Schauspieler im Lustspiel in denselben Kleidern auf der Bühne erschienen, wie im gewöhnlichen Leben; auch in der Tragödie waggen sie Kostüm in seiner Reinheit der Vollständigkeit abweichlich sah. In der Oper bot das Kostüm der mythologischen Personen den Anblick eines widerlichen bizarren Mischmaschs dar, worin es schwer halten möchte, einen Sinn und Verstand zu finden. Die Mode in ihrer ganzen Unbeständigkeit übte einen Einfluß auf diese imaginairen Kostüme aus, und man sah in der Tragödie und in der Oper die Helden die Frauen in Reifröcken und Bouffanten von Gaze und mit Blumen besetzt auf der Bühne tanzen. Lekain und Mademoiselle Clairon wollten eine Reform im Theater-Kostüm einführen, doch beschränkte sich die ganze Verbesserung, die ihnen gelang, darauf, daß die Reifröcke der Actricen und die Federhüte der Schauspieler abgeschafft und Morgenhüthchen an die Tagesordnung kam; bald eine Türkische Kleidung, bald ein Tigerfell als Mantel umgeworfen, dann auch die Französische Tracht des sechzehnten Jahrhunderts für Stücke aus dem Ritterthum. Diese Verbesserungen fielen noch gar weit hinter denen zurück, die Talma um die Zeit von 1791 bewirkte. Die Tragödie Karl IX., die damals auf dem Théâtre-Français aufgeführt wurde, ist es wohl, in der man das Kostüm mit strenger Genauigkeit studirte. Diese Neuerung fand beim Publikum einen solchen Beifall, daß sie sich bald auf andere Stücke erstreckte. Die Schauspieler und sogar die Schauspielerinnen erschienen auf der Bühne in Kleidern und Kopfputz, in denen die Griechen und Römer vollkommen getreu nachgeahmt waren. Die Tragödie: Virginia von La Harpe, die Gracchen von Chenier wurden im strengsten genauesten Kostüm gespielt. Auch in Chénier's Tragödie Heinrich VIII., und im Macbeth und im Othello von Dueis wurde die Reform geltend gemacht. Nach und nach wurde sie von allen Theatern in Paris und in den Provinzen angenommen; doch erstreckte sich freilich dieser Sinn nicht auf das gesammte Beiwerk und bildete sich nicht vollkommen aus; so sieht man auf dem Théâtre-Français noch gegenwärtig die Semiramis in einem Palaste mit Koenintbischer Architektur spielen, und die Gärten derselben von Amerikanischen Pflanzen wimmeln. Die Draperie des Thrones ist vom schlechtesten Geschmack, und gleicht dem, was man vor funfzig Jahren einen Baldachin à la polonaise nannte. Auf vielen Theatern haben die Pauschauspieler ein ihren Rollen ziemlich angemessenes Kostüm, aber die Beschaffenheit der Gebäude einerseits, und die Unvielseitheit der Personen, die der Direction dieses Theils des Theaters vorstehen, andererseits, verschulden nur zu häufig höchst lächerliche Verstöße gegen Ort und Zeit. Es ist gar nichts Seltsames, daß man in einem Melodrama die Hauptrollen in Kostüms sieht, die an die Zeiten Karls VII. erinnern, während die Krieger, die sie bekämpfen, wie Soldaten aus der Zeit Heinrichs IV. gekleidet sind. Die Ehöre der Sängerinnen oder Tänzerinnen sind ebenfalls nicht richtiger kostümirt; während einige Französisch gehen, erscheinen andere in Schweizerischer Tracht, oder tragen wohl gar ein Leibchen aus einer, und einen Aufsatz aus einer andern Zeit. Herr Dupeuchel, der kürzlich in's Dornröschen berufen worden, hat auf diesem eine neue Reform in's Werk gesetzt, nach der sich die gitterne Beobachtung des Kostüms nicht nur auf die Anzüge und Frisuren erstreckt, sondern auch mit gleicher Genauigkeit auf Möbel und alles übrige Beiwerk ausgedehnt worden ist. Es wäre wohl zu wünschen, daß dies Beispiel von den übrigen Theatern befolgt würde; doch ist zu fürchten, daß die Nachsichten der Spartaneität dem Feuilletonisten dieser Bethestellungen, den denen man so gute Wirkung in „Robert der Teufel" und der „Jüdin" gesehen hat, hemmend entgegentreten werden.

Nur die Bemerkung mag hier Platz finden, daß, wenn das Prinzip der Mode heißt: Alles ist gut, wenn es nur neu ist, die Künstler und der gute Geschmack dann allerdings nicht mehr noch ihr richten können. Auch hat man hinlänglich gesehen, wie sich die Künstler in solchen Fällen, wo ihnen die Mode Lächerlichkeiten und Bizarrerieen darbot, ihrem Einfluß zu entziehen wußten. Als statt der Mäntel die Kleider mit Aermeln, als die kleinen dreieckigen Hüte aufkamen, versuchten die Künstler, ein gewisses allgemeines Kostüm für die Portraits einzuführen, das sich zu allen Moden beschmacke näherte. Auch haben sich solche Motive als entscheidend für die Wahl der Gegenstände bewiesen, die seit beinah hundert Jahren fast immer aus der Griechischen Geschichte entnommen wurden, weil hier die Künstler Gelegenheit fanden, nackte Partieen darzustellen, oder wenigstens doch ihre Gestalten geschmackvoll und schön zu bekleiden.

Gegenwärtig stellt man Scenen aus allen Zeitaltern und Ländern dar, undeklammert, ob das Kostüm mehr oder minder schön ist; man hält sich vornehmlich nur an das streng Historische.

(Dictionnaire de la Conversation.)

Bibliographie. Neue Romane:

Alix ou les Deux Frères. — Von der Marquise C. on C. 2 Bde.

Aloise, ou le Testament de Robert. Par l'auteur de Charette et de Jules. — 2 Bde. 7½ Fr.

Georgens, ou Un entre Mille. — Von Eh. Murt. 7½ Fr.

Josaine, ou la Fille du prêtre. Roman posthume. — Von B. Ducange. 5 Bdchen. 15 Fr.

La Révolte de Lyon en 1834, ou la Fille du Prolétaire. — 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— John Quincy Adams. Dieser Amerikanische Staatsmann, der in den Jahren 1801 und 1802 Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin war, in welcher Zeit er seine bekannten Briefe über Schlesien schrieb, der stehen in gleicher Eigenschaft nach St. Petersburg und Londen geschickt wurde, der vor dem General Jackson, von 1825 bis 1828, die höchste Würde in seinem Vaterlande bekleidete, und der sich neuerdings durch seine leidhafte Theilnahme an den Debatten über die Streitigkeiten zwischen den Nord-Amerikanischen Freistaaten und Frankreich hervorgethan hat, wird von einem Genfer Reisenden folgendermaßen geschildert: „Herr A. ist ein Mann von höchst reifbarem Temperament, sehr aufmerksam, und eben so durchdringend als bedächtsam. In seiner Stellung als Kongreß-Mitglied geht er mit seinem Partei-Führer zu Rathe. Er ist ein entschiedener Gegner der jetzigen Verwaltung und benimmt sich doch oft so, daß er ihr in die Hände arbeitet und ihre Zwecke fördert. Ueberhaupt ist er stets der Kämpe und Verehrtiger der vollziehenden Gewalt, und bei Fragen, welche sich auf die Prärogativen des Präsidenten beziehen, pflegt er gegen die Partei aufzutreten, mit der er sonst gewöhnlich übereinstimmt. Das ganze Benehmen des Herrn Adams im Kongreß zeigt, daß er ein unruhiger und unzufriedener Geist ist. Ungeachtet seines hohen Alters und der augenscheinlichen Abnahme seiner Körperkräfte wird er doch immer noch von Ehrgeiz beseelt. Da er einmal Präsident der Vereinigten Staaten war, so scheint er zu glauben, daß ihm um deswillen ein ungewöhnlicher Grad von Hochachtung gebühre. Die große Masse des Amerikanischen Volks denkt zwar anders; aber von den Kollegen des Herrn Adams' im Kongreß wird ihm ungewein viel Aufmerksamkeit bewiesen, weil er einst das Geschick der Nation geleitet hat. Seine geistigen Fähigkeiten sind noch in voller Kraft. Alle, die ihn näher kennen, versichern, sein Geist sey nie so elastisch gewesen, als jetzt. Bei all seinen verschiedenen Eigenschaften ist er auch in der That ein sehr nützliches Mitglied des Repräsentanten-Hauses. Sein ganzes Leben hindurch war er ein regsamer Geschäftsmann, und das ist er auch noch. Niemals fehlt er auf seinem Posten, und da ihn sein Gedächtniß nicht verläßt, so ist er oft im Stande, über Gegenstände der Gesetzgebung Erläuterungen mitzutheilen, die sonst unberücksichtigt geblieben wären. In allen Angelegenheiten, die sich auf die Verhältnisse der Vereinigten Staaten zum Auslande beziehen, ist er so trefflich als irgend ein lebendes Individuum bewandert. Er hat sein langes Leben im Dienste seines Vaterlandes dahein und anzuwärts zugebracht. Seine Ersahrungen würden ihm einen gebietterischen Einfluß verschaffen, wenn er in seinem Benehmen nicht so unentschieden und ergellos wäre. Man hört ihm mit großer Ehrerbietung und mit vielem Vertrauen zu, wenn es sich um Thatsachen handelt. Er gilt für einen streng ehrlichen und ehrenwerthen Mann, der aber beständig nach dem Antrieb des Augenblicks handelt. So übt er, trotz all seiner Talente und Kenntnisse, weniger Einfluß auf die Entscheidungen des Kongresses aus, als man mit Recht glauben sollte.„

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe baldigst zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Mittwoch den 1. April 1835.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Aus der Revue des deux mondes.)

Es ist hier nicht die Absicht, die Ursachen aufzusuchen, welche die Scheidung Belgiens von Holland herbeigeführt haben. Jeder Kundige konnte leicht vorhersehen, daß jene Vereinigung zweier Völker verschiedenen Glaubens auf die Länge nicht Stand halten würde. Nach fünfzehnjährigen schweren Geburtswehen kam eine Revolution zur Welt; welche dieses Ereigniß mehr oder weniger tief begründet seyn, immer bleibt es für die Zukunft von großer Bedeutung. Ein neuer Planet ist an dem gewitterschwangern Himmel der Europäischen Politik aufgegangen; ein Belgisches Königreich ist ins Leben getreten.

Sey es aber Unwissenheit oder böser Wille, genug, fast alle Publizisten leugnen hartnäckig die Wichtigkeit dieser Schöpfung. Kaum gerühren sie, die Umrisse des kleinen Staates auf der politischen Karte zu verzeichnen, wie man die Stände verzeichnet, die ein Pulkan mitten im Ocean emporsteigen läßt. Ein Land, dessen erfinderischer Gewerbsfleiß noch jetzt Großbritanien als Muster dient; ein Land, dessen Konkurrenz im Fabrikwesen Staaten, die achtmal größer sind, lebhafte Besorgnisse einflößt; ein Land, das 120,000 Soldaten stellen kann; ein solches Land, sage ich, stellte auf der Europäischen Waagschale doch etwas mehr Gewicht haben. Ein umfassendes Studium dieses Landes wäre langwierig, und ganze Bände wären nöthig, um Belgien in jeder Beziehung zu erforschen. Ich will in diesem Artikel nur verschiedene Punkte aufstellen, die meinen Gegenstand unmittelbar berühren, d. h., die zur Kenntniß der vornehmsten Personen des politischen Dramas, dessen Schauplatz Belgien seit 1830 gewesen ist, etwas beitragen. Fast alle diese Männer sind von neuem Datum, und von ihrem frühern Wirken hat nur wenig verlautet. Es existirt nicht einmal ein Buch, in welchem der Antheil gewürdigt wäre, den jeder derselben seit vier Jahren an den Staatsgeschäften hat. Eine Lebensbeschreibung der politischen Männer Belgiens ist also ein Naturspiel, welches der Geschichte unserer Zeit fehlt: es ist eine Lücke, die ich jetzt auszufüllen versuche.

Man glaube nicht, daß Belgiens Parteien darüber mit einander streiten, ob diese oder jene Dynastie regieren soll. Die berühmte Union der Katholiken und der Liberalen gieng jenen Jndischen Waffen, welche aus zwei Gegen in verschiedenen Schritt bestehen. Jedes der beiden Prinzipien, die, zusammen kämpfend, den Sieg erfochten, hat den seinigen gezogen, und das Duell beginnt nun von Neuem. Wer von beiden wird das Feld behaupten, die Liberalen oder die Katholiken? Dies ist die Frage des Augenblicks. Später wird es in dem ewig gährenden Lande noch andere Kämpfe geben, Kämpfe der Kommunen gegen die Prinzipien der verfassungsmäßigen Einheit, d. h. gegen die Königswürde. Allein diese gehören der Zukunft an. Die erste sehr markirte Erscheinung, welche auf dem Boden der öffentlichen Meinung in Belgien ruht, besteht aus einem Amalgam jener zwei streitenden Prinzipien, des Liberalismus und des Katholizismus. Gradet man aber weiter, so zerfällt jede dieser zwei Abtheilungen wieder in zwei andere Kategorien, und jede dieser Kategorien bildet eine politische Partei, die ihre Standarte, ihre Soldaten, ihr Feldgeschrei hat. Die Kammer der Belgischen Repräsentanten, welche der öffentlichen Meinung ihre Sprache leihen soll, besteht demnach aus folgenden vier Klassen: 1) einer katholisch-aristokratischen Partei; 2) einer katholischen demokratischen Partei; 3) einer liberalen verfassungsmäßigen, und 4) einer liberalen Oppositions-Partei.

Die katholischen Aristokraten haben sich mit einem kleinen Theile der Liberalen verbunden, und ihre Vereinigung bildet die parlamentarische Mehrheit, durch welche Leopold's Regierung aufrecht erhalten wird. Diese Majorität umfaßt drei Fünftheile der Kammer. Die Opposition hat von zweihundert Stimmen nur achtzehn ganz für sich. Wir werden jetzt die Männer, welche jeder dieser vier Parteien — sowohl in den beiden Kammern als außer den parlamentarischen Verhandlungen — angehören, eine Musterung passiren lassen. Dabei beschränken wir uns jedoch ganz auf Biographisches und Anekdotisches.

I. Katholisch-aristokratische Partei.

Diejenigen, welche in der revolutionnairen Bewegung Belgiens den geistlichen Einfluß erkannten, mochten nicht wenig darüber staunen, als dieses Volk, das an Messen und Prozessionen so großen Geschmack findet, durch die Stimme eines Kongresses einen protestantischen Fürsten auf seinen Thron rief; und mußte diese Verwunderung nicht steigen, als man den neuen schismatischen Thron durch eine katholische Majorität geschützt sah? Aber die Aristokraten der katholischen Partei fürchteten das Umsichgreifen des populairen Elementes, und urtheilten lediglich auf den ersten Blick, daß man diesen jüritischen Sprößling des monarchischen Baumes um jeden Preis beschützen müsse, damit er eines Tages die goldenen Früchte trüge, der sie sich davon versprachen. Die neue Regierung, von ihrer Seite, entsagte zwar nicht von dem Glauben der Väter, wie Heinrich IV. von Frankreich, wohl aber verbräderte sie sich aristokratisch mit der Flamändischen Orthodoxie, die ihr voll Treuherzigkeit entgegen kam.

Die katholischen Aristokraten, welche jetzt in der Person ihrer vornehmsten Chefs die Gewalt in Händen haben, und denen nichts so sehr am Herzen liegt, als Bekämpfung des demokratischen Elementes, sitzen mit einer kleineren katholischen Partei in lebhaftem Streite. Diese Partei möchte die Freiheit mit den Lehren des Evangeliums vereinigen, und zählt mehrere junge Abbé's, die Talent und glühende Beredsamkeit auszeichnen, unter ihren Mitgliedern. Allein ihr Gebiet liegt fast ganz außerhalb der Repräsentanten-Kammer, und so werden diese ihrer Anstrengungen unreitelt.

Man höre sich jedoch, aus dem Gesagten abzunehmen, daß die katholischen Partei in Belgien unumschränkt walte. Wenn die beiden Flandern, wenn Limburg, Antwerpen, ein Theil von Brabant und dem Hennegau Männer in die Kammer schicken, die dem katholischen Prinzip ergeben sind, so ernennen Brüssel, Namur, Lüttich, und das Luxemburgische dagegen liberale Deputirte. Was vornehmlich dazu beitragt, den Ersteren die Majorität zu sichern, ist die Art und Weise, wie die Wahlen geschehen. Man hat das intricirte Votum, wie es im alten Königreich der Niederlande bestand, mit dem hierüber, in constitutionnellen Ländern gebräuchlichen Votum kombinirt, und ist auf diese Weise zu einer mgenanen Repräsentation gekommen. Unter der alten Regierung z. B. geschah die Wahl durch die Provinzialstände, welche Deputirte des Adels von Stadt und Land waren. Die Städte wurden besonders repräsentirt. Der Wahl-Census versetzten stand zu dem der Land-Gemeinden in seiner Beziehung, und da die Gemeinden nach Kantonen votirten, so blieb der Census eines Kantons von dem des benachbarten Kantons unabhängig. Die Quota gestalteten sich demnach so, daß der jeder Wahl eine hinreichende Anzahl von Wählern sich einfand, und daß ein zu großer Concurs vermieden wurde. So konnte sich der Census einer großen Stadt auf 400, und der eines Dorfes nur auf 25 Franken beziffern. In dem neuen Wahl-Gesetz hat man alle Verschiedenheit des Census beibehalten und die Wahl durch Zusammenkunft aller Wähler eines Distrikts direkt gemacht. Die Belgischen Gesetzgeber haben dieses falsche Prinzip aus dem Beschlusse der provisorischen Regierung geschöpft, welcher die Wahlen auf dem Kongresse leitete.

Bisweilen in Flandern bemeistert sich die katholische Partei der Wahlen und zwar vermöge des Einflusses, den sie auf die Landesvolker ausübt. Diese ergebenen und blinden Völa bilden eine kompakte und unerschütterliche Mehrheit, an welcher das Votum der Städte scheitert.

Ist der Tag der Wahlen gekommen, so fehen die vornehmsten Orte aus wie Heerlagerzelten kleine Trupps von Bauern in ihre Thore strömen. Jeden Haufen geht ein Mann im Oberrock voran, als strahlender Stern und einem Stabe in der Hand. Es sind dies die Dörfer, welche mit ihren Pfarrherren an der Spitze zum Votiren kommen. Ist man in die Versammlungs-Säle gelangt, so stellt der Pfarrer seine Beichtkinder in Reihe und Glied, wie ein Sergeant seine Rekruten. Dann wiederholt er die Anrede von gestern Abend, und vertheilt Karten unter sie, auf welchen der Name der zu wählenden Kandidaten steht.

Bei Gelegenheit der letzten Wahlen versuchten es einige Liberale, diese rohen Kräfte mit List auf ihre Seite zu bringen. Demzufolge stellten sie sich am frühen Morgen an die Thore der Stadt, und erwarteten die Ankunft der Bauern. Als diese in gewohnter Ordnung eingezogen, stürzten sich die constitutionnellen Wölfe, in katholische Schafsfelle gekleidet, verrätherischer Weise mitten in die schuldlosen Heerden. Sie stellten sich als votiren sie auch für den Kandidaten der Pfarrer, schafften aber die katholische Karte geschickt auf Seite, und substituirten eine andere ähnliche Karte, welche den Namen des Kandidaten der Gegenpartei trug. Allein das Manöver blieb erfolglos. Die vornehmsten Namen, denen man an der Spitze der katholischen Partei begegnet, sind die des Herrn van Bommel, Bischofs von Lüttich, und des Herrn Stery, Erzbischofs von Mecheln. Beide nehmen zwar allerdings keinen thätigen und eingestandenen Antheil an den Regierungs-Geschäften; allein man betrachtet sie als die Seele der Synode. Die andern gristi-

Digitized by Google

lichen Mürbenzräger übertragen ihre Willensmeinung auf die kleinsten Zweige des Klerus; und durch diese verschiedenen Kanäle bringen die Wasser der Gnade und der heiligen apostolischen Lehre zu allen Klassen der Bevölkerung.

Graf Felix von Mérode, Staats-Minister ohne Portefeuille, ist durch ihren Einfluß in das Conseil gebracht worden, um dasselbe auf rechtem Wege zu erhalten, während die wohlbekannte Freundschaft, welche Herrn de Theux, Minister des Innern, mit dem geistlichen Souverain von Mecheln (Herrn v. Sterr) verbindet, den Ehrgeiz der Kirche alle Garantie für die Leitung und Handhabung der Geschäfte zieht. Der Erstere kann als Repräsentant der geistlichen Macht bei der weltlichen angesehen werden; der Letztere als ein Fabrer, der die Pläne in's Werk setzt. Von den Vorsahren des Herrn v. Sterr haben wir sonst nichts zu sagen, als daß er ein Sohn eines Pachters des Herrn Baron von Hoogvorst ist.

Was Herrn von Bommel, Bischof von Lüttich, betrifft, so hat dieser in der kurzen Carriere, die er bis jetzt durchlaufen, mehr Takt und Feinheit gezeigt, als nöthig sind, um einen Diplomaten berühmt zu machen. Er ist ein Mann von gebildetem Geiste, von liebenswürdigem Charakter und noch im kräftigsten Mannesalter. Sein Aeußeres erinnert an die Zeit, in welcher die Fürsten der Kirche unter dem bischöflichen Oberhemde den moschusduftenden Busenstreif des dezimirtlichen Courmachers gern durchschimmern ließen. Einige seiner Getreuen glauben sogar, daß er ihren Frauen gefährlich sey; so viel scheint gewiß zu sein, daß die Mißfrauen in jenen kleinen Provinzialstädten.

Der Abbé von Bommel dirigiere vor Ausbruch der Belgischen Revolution ein kleines Seminarium beim Haag. Eines Tages aber wurde sein Haus auf Befehl der Holländischen Regierung geschlossen, und zwar unter dem Vorwand, daß daß Keiner daß stattliches Unterricht ertheilen dürfe, wenn er nicht selbst, dem aufgestellten Reglement gemäß, unterrichtet sey. Dieser Schlag, der alle seine Hoffnungen vernichtete, trieb ihn in die Reihen der Oppositien, und er scheid mehrere Broschüren über die Freiheit des öffentlichen Unterrichts, woden er jedoch seine künftige Heerlichkeit unter der flügen Maske der Anwuwutai in Sicherheit brachte.

Dieser Bischof, der sich durch seine Feindschaft gegen die Holländische Regierung den Herrn von Bommel 1829 zum Bischof von Lüttich, und vielleicht hat dieser veränderte Wiekungskreis an seiner plötzlichen inneren Umgestaltung wesentlichen Antheil gehabt. Nach seiner Beförderung predigte dieser hartnäckige Kämpe der Freiheit des Unterrichts in seiner Diöcese das göttliche Recht und den passiven Gehorsam. Die Revolution von 1830 brannte die Broschüren des Herrn Bischofs in ihrem Feuer. Er mußte wiederum, auf einer Flöße von improvisirten Argumenten eingeschifft, den schäumenden Wasserfall passiren, der die gestürzte Macht von der emporschäumenden trennte; er ging trockenen Fußes durch ein filamisches Meer. Trotz der zahllosen Schwierigkeiten, die seine Holländische Nationalität und auch noch seine früheren politischen Grundsätze ihm entgegenstellten, fand er doch Gnade vor der Revolution, und König Leopold den Thron bestieg. Er steht jetzt mit dem Erzbischof von Mecheln an der Spitze einer allmächtigen Partei.

Die aristokratischen Katholiken, welche den Bischof von Lüttich und den Herrn von Sterr als ihre geistlichen und zeitlichen Oberhäupter anerkennen, zählen ihre Abstammungen vornehmlich auf den Familien, deren Name, Vermögen und Ansehen Alles in sich begreifen, was in Belgien den entschiedensten Einfluß übt. Es sind dies die Mérode, die Robiano und die Bilain XIIII. Diese Familien kann man als den Brennpunkt der katholischen Aristokratie betrachten. Sie gehörten zu den eingeschlossenen Feinden der holländischen Regierung; aber nach errungenem Siege gaben sich die meisten Glieder derselben nicht mehr die Mühe, ihre Abneigung gegen das Prinzip, durch welches sie triumphirt hatten, zu verheimlichen.

Ueber die eigentlichen Grundsätze des Staats-Ministers, Grafen Felix von Mérode, ist man jedoch verschiedener Meinung. Dieser Herr bekennt sich öffentlich zu allen Grundsätzen der Freiheit; allein die Stellung, die er bei seiner Partei einnimmt, und seine vertraute Freundschaft mit dem Erzbischof von Mecheln lassen uns an seiner politischen Aufrichtigkeit zweifeln. Als Privatmann ist er sehr achtungswürdig, und seine Gegner stimmen darin überein, daß seine feiner Handlungen jemals von persönlichem Interesse geleitet war. Man schätzt ihn so hoch, daß er im Jahre 1830 sogar als Kandidat der Königswürde in Vorschlag kam. Der alte Stamm seines Hauses, dessen Stammhalter den Titel eines Fürsten von Rubempré führt, ließ dieses Projekt, welches seine Anhänger für ihn aufgesucht hatten, vielleicht weniger lächerlich erscheinen. Als die Krone Belgiens auf einen Anderen überging, begnügte sich Mérode mit dem Portefeuille eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde nachmals interimistischer Kriegs-Minister. Gegenwärtig sitzt er als Minister ohne Portefeuille im Staatsrath. Seine beiden Brüder zeigten noch weniger Ehrgeiz: der Altere nahm dieß einen Sitz im Senate ein, der jüngere stehe sich auf eine schlichte Bank in der Repräsentanten-Kammer. Wollte Gott, alle eifrigen Katholiken hätten ihre Ehrgeizbahnung irdischer Güter so weit getrieben! (Fortsetzung folgt.)

hatte auf die Achtung und Schätzung ihrer Mitbürger, und daß ihr Verdienst als Erzieherin vielleicht noch von dem als Schriftstellerin, das ihr einen Grabe eigen ist, übertroffen werden möchte. Wenn von irgend Jemand, so konnte man von ihr in vielfältiger Hinsicht sagen: „Ihr Beispiel ist immer die beste Lehre.“

Madame Campan (Henriette Genêt), Tochter des Herrn Genêt, ersten Secretairs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ward am 6. Oktober 1752 geboren. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung; Goldoni unterrichtete sie im Italiänischen; Albanese gab ihr Singstunden; mit Milton und Shakespeare machte sie sich durch sorgfältige Lektüre vertraut, und mehrere Mitglieder der Académie française, Dueios, Marmontel, Thomas unterwiesen sie im Vortrage der schönsten Scenen aus den Tragikern. Kaum funfzehn Jahr alt, wurde sie zur Vorleserin bei einer der Töchter Ludwig's XV., Prinzessin Victoire, ernannt, und kurze Zeit darauf trat sie auf den Wunsch der Dauphine, Marie Antoinette, als Kammerfrau in die Dienste derselben. Die Fürstin verbrachte sie mit Herrn Campan, der eine angenehme, sehr vortheilhafte Stelle am Hofe bekleidete; sie ward eine Zeit lang mit allen Glückszügen verschwenderisch überschüttet, und man versichert, sie habe eine jährliche Rente von 113,000 Livres genossen; indeß, als die Revolution hereinbrach, theilte sie seit den ersten Tagen derselben alle Bedrängnisse und Gefahren der Königin, ihrer Beschützerin, wich in seinen Trübsal und Leiden jener unglückseligen Zeit von ihrer Seite, und folgte ihr, nachdem sie sich nach der Gefangennehmung der Königin über sich, nachdem all' ihr Besitzen, dies Loos mit Marie Antoinette zu theilen, vergeblich gewesen war, auf dem Lande (im Thal von Ebovreuse) einen Zufluchtsort gegen die Stürme der Revolution für sich zu suchen.

In dieser Abgeschiedenheit beschäftigte sie sich mit der Erziehung ihrer Nichten, und hier war es, wo sie die seltenes Talent für die Leitung der Jugend gewahr wurde, welches sich hier zu entwickeln begann. Kurze Zeit nach Robespierre's Sturz, als ihr ganzes Vermögen nur noch in einem Assignat von 500 Franken bestand, unternahm sie mit glücklicher Dreistigkeit zu Saint-Germain-en-Laye eine Pensions-Anstalt für Mädchen, und alten Standesgliedern zum Trotz, die Zeit und Eifersucht in den Weg legten, um ihr Unternehmen im Beginn zu ersticken, wußte sie sich das Vertrauen der Familien-Mütter zu erwerben. Auch Frau von Beauharnais vertraute damals ihre Tochter und ihre Nichte (Hortense und Emilie Beauharnais) der Madame Campan an, und es schreibt sich von jener Zeit der bedeutende, ja Europäische Ruf der, der Pensions-Anstalt Campan's.

Wir wollen hier nicht alle die jungen Damen von hervorragendem Verdienst aufzählen, die sich bei ihrem Austritt aus diesem Hause mit Männern ersten Ranges, mit regierenden Herren, Fürsten, berühmten Generalen, ausgezeichneten Schriftstellern und dergleichen verbanden. Was sie hierbei darauf, so war für Madame Campan nichts zu wünschen übrig. Aber der Kaiser Napoleon stellte sie an die Spitze des Instituts für die Töchter der Ehrenlegion, und erwies ihr dierdurch unwillkürlich einen schlechten Dienst. Sie leitete dies Institut mit aller der Geschicklichkeit, die ihr eigen war, aber ohne irgend einen der Vortheile zu gewinnen, die ihr wieder zu einem Theile ihres ehemaligen Vermögens hätten verhelfen können, als sie gar bald nach der Rückkehr Europa den Kaiserlichen Thron umgestürzt, als die Kammer ihre Geschäfte begonnen hatte, wurde Madame Campan aus dem Hause von Seonen, dessen Glanz und glückliches Gedeihen allein ihr Werk gewesen war, so zu sagen hinausgestoßen.

Das Sprüchwort sagt nur allzu wahr, daß ein Unglück nie allein kommt:

. . . . . Vorum illud verbum
Aliquid mali esse propter vicinum malum.“

Madame Campan erlebte dies sehr bald und auf sehr traurige Weise. Ihre Schwester, Madame Auguié, hatte sich den Tod gegeben; ihr Schwiegersohn, Herr Neuffize, der Gemahl ihrer Tochter Adelaide Auguié, gefallen; ein schrecklicher Unglücksfall hatte ihr im Jahre 1813 ihre Nichte, Madame de Broc, an der sie mit der innigsten Liebe hing, geraubt; die Neffe, der Marschall Ney, wurde, trotz all' seines Ruhms, der Politik zum Opfer gebracht; und nach allen diesen Leiden hatte die unglückliche Frau, die nur noch für ihren Sohn lebte, einen jungen Mann, der an den schönsten Hoffnungen Theil nahm, durch den Tod zu überleben; endlich, nachdem sie sich eine der sürchterlichsten Operationen mit Muth unterzogen hatte, sah sie mit noch größerem Muthe ihrem eigenen Tode gewissermaßen zu.

Bisher hatten wir in ihr nur eine Lehrerin der reinsten Tugend und, im eigentlichsten Sinne des Wortes, das Muster von einer Erzieherin gesehen, die ein besseres Loos verdiente; gegenwärtig aber handelt es sich von einer Schriftstellerin, von einer Frau, deren gesunder Sinn und ungemein mannigfaltige Kenntnisse sich von aller Pedanterie fern erweisen.

Ihre Memoiren, die nach ihrem Tode von Herrn Barrière geordnet und herausgegeben wurden, gehören zu den lichtvollsten und aufschlußreichsten Werken über den Hof Ludwig's XV., über den des unglücklichen Ludwig XVI. und die Hauptbegebenheiten der Revolution bis zu dem Zeitpunkt, wo die Siege des 10. August die Republik proklamirten. Sie enthalten eine Menge eigenthümlicher Umstände und merkwürdiger Thatsachen, die ohne die Sorgfalt ihrer Erzählung auf immer unbekannt geblieben wären, und es herrscht in ihnen ein Ausfang bis zu Ende ein so echter ungekünstelter Ausdruck von Wahrheit, Gerechtigkeit und Mäßigung, daß das alleinige Zeugniß dieser Frau und das Urtheil, welches sie über die ersten Personen des Revolutions-Dramas fällt, von den besten Historikern unserer Zeit befragt und häufig citirt worden ist. Uebrigens sind die Memoiren ohne Prätension, elegant und klar geschrieben, und nehmen das gespannte Interesse des Lesers in hohem Grade in Anspruch.

In anderer Beziehung können Familien-Mütter, und besonders Er-

Digitized by Google

ziehrinnen, sich gar nicht genug mit den trefflichen Grundsätzen vertraut machen, die Madame Campan in ihrer Abhandlung über die Erziehung, in ihrem Rath an junge Mädchen, in ihrer Abhandlung über die Moral und auch in ihren kleinen Lustspielen, die sie für ihre jungen Prinzessinnen geschrieben, niedergelegt und entwickelt hat.

Man erstaunt, wenn man diese Werke liest, über die ungemeine Sorgfalt und den durchdringenden Scharfsinn, mit denen die Verfasserin Gemüth und Geist der jungen Mädchen bei aller Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit, und bei allem oft so geheimnißvollen Weben derselben, bis in die kleinsten Details studirt hat. Dieser wichtige Gegenstand konnte gar nicht besser gefaßt und behandelt werden, und keine Frau — oder es müßten die unglücklichsten Verhältnisse eintreten —, die nach den Grundsätzen der Madame Campan erzogen ist, wird die Erfüllung ihrer heiligen Pflichten als Gattin und Mutter in der Welt verfehlen.

Die bisher ungedruckte Korrespondenz dieser Dame mit der Tochter der Kaiserin Josephine bietet zum wenigsten ein eben so großes Interesse dar, als ihre Memoiren. Der erste Brief ist vom 11. November 1797, der letzte vom 17. Februar 1822 — also ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren, und während dieser Zeit, welche außerordentlichen Wechsel im Schicksal der Zöglinge, mit dem Madame Campan diese vertraute Korrespondenz führet.

Zuerst ist es die Tochter der Madame Bonaparte, an die unsere berühmte Lehrerin eine Anzahl Briefe richtet, in denen schon eine durchaus mütterliche Freundschaft athmet. Später hält sie es für ihre Pflicht, dieser Schülerin, deren Stiefvater zum ersten Konsul der Republik ernannt worden war, liebreichen Lehrerinn Rath zu ertheilen. Dann gewinnen, nach und nach neue Formeln und Anredenswendungen annehmen, in der Korrespondenz mit einer Kaiserlichen Hoheit, mit einer Königin von Holland, behält sie doch nichts desto weniger das Recht vor, ihrer Schülerin mit Freimüthigkeit alle Wahrheiten zu sagen, die sie für dieselbe für nützlich hält; sie giebt ihr Regeln der Beredsamkeit, schärft ihr ein, wie sie sich vor dem schmeichlerischen Gyfte der Hofschranzen zu verwahren habe, spricht ihre Wohlthätigkeit, ihre Barmherzigkeit an zu Gunsten der unglücklichen Jugend, u. dgl., und gegen das Ende dieser Periode, die in den Annalen Europas als einzig und unvergleichlich dastehet, wird es ihr dann Bedürfniß, ihr Herz in den Busen ihrer Schülerin auszuschütten, und sich mit ihr über ihr gemeinsames Unglück zu trösten. Man kann also in Wahrheit sagen, daß diese Korrespondenz mit der Geschichte des Konsulats, des Kaiserreichs und der Restauration in wesentlicher Verbindung steht.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns hier darauf einlassen wollten, Madame Campan und ihre Schülerin die ganze Bahn dieser großen Begebenheiten hindurch verfolgen zu lassen. Wir haben deshalb nur ein Paar Stellen aus einem oder zwei Briefen, die sich auf den Glückswechsel der Napoleonischen Familie beziehen, herausgehoben.

Indem Madame Campan die höchste Bewunderung für die großen Thaten des Kaisers an den Tag legt, läßt sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen, ihrer Schülerinn, die nun Fürstin geworden, Lehren der Mäßigung und Bescheidenheit zu geben:

„In welchen Namen Nähe neben Sie? Welchen glorreichen Namen führen Sie, mein theures Kind! Aber bewahren Sie nichts desto weniger die hohe Einfachheit, die Ihnen eigen ist. Sie bleiben so schön mitten unter der Fülle des Ruhms, und es giebt nichts Alberneres, als sich von einer solchen Umgebung in einen gojatorischen Wesen verstricken zu lassen. Sie macht sich durch sich selber geltend, und mäßigt man ihren Glanz durch ein einfaches und beschrideenes Benehmen, so gewinnt man, neben den äußeren Huldigungen, eine Achtung, eine Liebe, ein Interesse, die dauernder und mehr werth sind, als jene, und zur Folge haben, daß alle Welt sie erkennt, ohne auf ihre Vorzüge und Vortheile eifersüchtig und unruhig zu sein; das sind große Wahrheiten. Wenige freilich kennen und preisen sie, weil es Wenige giebt, die Geist mit Herzensgüte in sich vereinigen, und weil man ihnen gesagt hat: Ihr müßt euch würdevoll benehmen. Das Haupt der Regierung muß diese strenge Würde auch im Aeußern zeigen, allerdings; aber für alle Andere, die ihm nahe stehen, liegt die Würde in der Bescheidenheit. Uebrigens haben Sie ja Alles, alle Mittel des Reichthums, aller Glanz der äußern Erscheinung steht Ihnen zu Gebote, und das ist nothwendig und zugleich genügend. Aber die geschraubten hochfahrenden Manieren, die affektirten Manieren der ehemaligen Prinzessinnen, ihre Art zu grüßen 2c. 2c., o pfui! pfui! das macht es nicht aus, und Sie werden nie die Hast gegenwärtig verfallen, wohinter sich die Mittelmäßigkeit verbirgt, und das Einzige, wodurch sie sich liebenswürdig sein könnte, die Herzensgüte, auch verschwinden macht."

Madame Campan's Meinung über den Schutz, den die Großen den Künstlern ertheilen sollen, möchte ebenfalls der Aufführung werth sein. Die Lehre ist nicht minder für die Gattin des ersten Konsuls, als an die von Ludwig Bonaparte gerichtet:

„Fürchten Sie die Künstler, gehen Sie schonend mit ihnen um, ich meine, machen Sie dies Ihrer Mama bemerklich, auf die Ihr gesunder Geist Ihnen in vollster Anerkennung den wohlthätigen Einfluß einer Freundin geben muß. Glauben Sie ja nicht, daß ich bei meiner Liebe für die Künste gegen die Fehler der Künstler blind sein; ich sehe sie wahrlich nicht. Ich weiß wohl, daß es keine eiteren, stolzeren Wesen giebt; daß sie durchaus mit den höchstgestellten Personen auf einer Linie stehen wollen; aber die Geschichte aller Jahrhunderte hat diesen Anspruch autorisirt und zum Gesetz erhoben. — Sie werden keinen großen Künstler, keinen großen Eroberer in der Geschichte bezeichnen, neben dessen Namen Sie nicht die Namen großer Künstler seiner Zeit finden werden. Alexander, Perikles gehen mit Apelles, Zeuris, Phidias. Nie werden Augustus oder Cäsar ohne Virgil und Horaz genannt. Franz I. befindet Leonardo da Vinci. Der Glanz von Ludwig's XIV. Namen empfängt seine Strahlen von den Namen Racine's, Boileau's, Lebrun's, Lesueur's, Perrault's und Anderer. Auf solchen Beispielen beruhen ihre Ansprüche; sie sind alt und ehrwürdig, und doch will ich sie in Ihren Augen nur des Interesses wegen geltend machen, welches mir in Bezug auf Sie und in Bezug auf den ersten Konsul vorschwebt. Denn die Fürsten, die diese Wahrheiten eingesehen, haben sich guter Dienste von ihnen zu erfreuen gehabt. Sie allein tragen den Ruhm des Namens in die Ferne. Die Feder, der Meisel, der Pinsel, das sind die Mächte, die den vollen Lohn der Zukunft ertheilen, den große Herzen so feurig wünschen. Ich habe Ihnen bumert Mal gesagt, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette, die letzten und die unglücklichsten aller unserer Souverainen, nur politische Fehler begangen hatten, daß ihr Privatleben durchaus liebenswürdig war, wie Alle erfahren haben, die in ihre Nähe gekommen sind. Ein großer Fehler der Königin war, daß sie nur der Muse huldigte und fördernden Schutz angedeihen ließ, womit sie sie liebte, und den Moden, weil sie den Putz genau hatte. Malerei, Poesie, bildende Künste, vaterländischer Gewerbs- und Kunstfleiß, das Alles schien gar nicht für sie da zu sein. Ich habe vielleicht unter allen Frauen am beharrlichsten davon zu ihr gesprochen. Sie hatte eines Tages in ihren inneren Gemächern eine Dame empfangen, die ihr von den galanten Abenteuern einer Fürstin erzählte, und sie sprach gegen mich ihren Widerwillen gegen diese Frau aus, die so ihren Neigungen und Leidenschaften hingegeben sey. Sie hatte Recht, allerdings; aber ich war so fern, ihr zu sagen, daß alle diese galanten Abenteuer nur Kammerfrauen-Geschichten bleiben würden, weil sie Sorge getragen, die großen Rufmacher, die Geschichtschreiber, Philosophen und Künstler in ihr Interesse zu ziehen, und daß sie (Marie Antoinette) dagegen, deren Privatleben so tadellose Achtung aller derer verdienen, die sie hinlänglich kannten, in Folge ihrer Mißachtung geistiger Größen, der Schonung und den Spott der Libellisten verfallen und daß keine Kämpfer ersten Ranges auftreten, ihren Namen auf den Schild heben und der Nachwelt überliefern würden, in der er einer Stelle so würdig war. Was wäre das Große, Madame, jetzte ich hinzu, wenn sie wirklich Tugenden zu feiern hätten? die bestehen freilich in der Ausübung. — Bisherdem gebe ich Ihnen noch zu bedenken, daß im gegenwärtigen Moment fast sämmtliche Künstler ersten Ranges Häupter der Partei gewesen sind, die Benaparte unterdrückt, um einen Zustand der Ordnung und der Harmonie und den gleichmäßigen und mürrigen Gang einer guten Regierung herzustellen; und wenn verunstigerweise nicht zu raiden wäre, ihnen zu schmeicheln, als ein Mittel, welches die Gränzen dieser Mode überschritte, so geheitet doch die Vernunft zum wenigsten, sie nicht zu verachtlichstigen, besonders in dem Moment, wo man ihnen eben zu Folge gewichtiger Gründe das Spiel genommen hat, das ihnen Ludwig XIV. gegeben hatte."*)

Außer solchen Lehren finden wir eine Menge von merkwürdigen Anekdoten, politischen und literarischen Urtheilen, pikanten heitern Erzählungen, die eine angenehme Mannigfaltigkeit in die Korrespondenz bringen. Die Gesetze der Vernunft und des Geschmackes sind die durchgängig herrschenden in derselben. Der Stil könnte etwas mehr Präcision haben; er ist zwar meist rc, daß diese Briefe schnell hingeschrieben und so abgetrieft sind, wie sie ihrem Herzen aus der Feder flossen; in allerdings nicht immer der glücklichste Ausdruck für den Gedanken gefunden; man muß aber erwägen, daß die Verfasserin nie an die Publication derselben gedacht. Uebrigens ist ihre Schreibart auf gleiche Weise von sentimentaler Empfindsamkeit und trivialer Verstandlichkeit fern, und ihre Phantasie bietet ihr eine Fülle der treffendsten Bilder dar.

Ihre Uebergänge vom Ernst zum Scherz sind besonders reizend, und sie erinnert in dieser Hinsicht, ohne auch nur im geringsten nachzuahmen, an die Marquise von Lambret, nur mit dem Unterschied, daß ihre Ratschläge, an ein gekröntes Haupt und in einer Zeit geschrieben, die an außerordentlichen Begebenheiten vor allen früheren reich zu nennen ist, ein allgemeines Interesse einflößen, als Lehren der Moral und des Benehmens, die sich nur auf das Leben einer Privatmanuel beziehen.

Ueber die Sucht, als Schriftsteller aufzutreten.

Schwache Sterbliche, wie wir einmal sind, werden wir alle mit jegend einer Krankheit behaftet, einer Sucht, sey es welche es wolle, geboren. Vorbildern, unser liebenswürdigst Muster, hatte eine Sucht nach kleinen Messerchen; Hoffmann, dieser geistreiche bestrebte Journalist, für den das Journal des Debats noch keinen Ersatz gefunden hat, an dreißig Sieben Tabaks-Dosen, die sämmtlich mit Tabak gefüllt waren und auf allen Tischen in allen Winkeln seines Zimmers herumstanden; so trägt Herr Lafitte seine andere als gelbe Westen und Herr Dupin seine andere, Schuhe als mit Hacken. Von diesen natürlichen oder künstlichen Wurzerlichkeiten, sind einzelne nun originell, andere wieder lächerlich und dann bizarr; aber es giebt auch welche, die von gar ernsthafter und verdammenswürdiger Natur sind und auf unsere Wohlsahrt, unser Geschick, unsere ganze Existenz einen gar mächtigen Einfluß üben. In diese Klasse gehört unter Anderm die Wuth, mit der gewisse Geister sich für die Tätigkeit, für die Literatur berufen glauben, obwohl ihnen grade die erste Erfordernisse hierzu von der Natur versagt sind. Wir werden ein andermal auf die Sucht Komödie zu spielen zurückkommen, und wollen heut nur von der Wuth als Schriftsteller sprechen.

Man müßte ein zweiter Charles Dupin sein, um ein genaues Register aller Leute zu entwerfen, die von der Begierde brennen, sich drucken zu lassen; es gehörte eine namenlose Geduld und der Kopf eines Mathematikers dazu, wenn man so die ganze literarische Leiter herabsteigen wollte von Lamartine und Victor Hugo bis zum Ehe-

*) Im Ausdrucks-Entwurf des Louvre hatte der erste Konsul die Wohnungen gestrichen, die mehrere Maler und Bildhauer der Akademie in diesem Schlosse inne hatten.

Digitized by Google

valier de Fondelle, von Scribe und Alexander Dumas die zu Bernnet; man könnte eher die Sterne der Mittelmäßige zu zählen unternehmen, als diese Werke von Schriftstellern. Alles hat es auf die Literatur abgesehen; Jedermann will Literat werden. Se muß denn auch eingestanden werden, daß man seit zehn Jahren so viel erbärmliches und lächerliches Zeug im Druck hat erscheinen sehen, so viel langweilige Bücher hat lesen, so viel monotones Einerlei hat vernehmen müssen, daß man allerdings mehr als bescheiden seyn muß, wenn man nicht wünschen sollte, man könne das allenfalls auch; die Literatur ist zu einer Bank geworden, zu einem nothwendigen Existenzmittel, um nicht entweder seinen Freunden zur Last zu fallen, oder seine Gläubiger zu betrügen. Auch ist eine vollständige Revolution in den wesentlichen Eigenschaften, die den Schriftsteller machen, vorgegangen. Ehemals gehörten zu einem Schriftsteller lange und umfassende Studien, mannigfache, ausgebreitet, tiefe Kenntnisse, Bildung im strengsten Sinne des Wortes, ein Talent, welches Erfahrung und Wissenschaft gereift — heutzutage reicht eine gehörige Portion Eigenliebe dazu hin, und daß man eben die Feder in die Hand nimmt, und in's Gelag hinein drauflos schreibt. Wenn man orthographisch schreiben könnte, wozu wären die Wörterbücher? wenn man seine Sprache in Bildung bringt, wozu die Bücher der Andern? Um Schriftsteller zu werden, mußte man unerhörte Schwierigkeiten überwinden; viel einfacher, alle diese Hindernisse links liegen zu lassen. Wenn Voltaire noch lebte, so würde er zu seinem Friseur, wenn dieser ihn nicht ordentlich bediente, sagen: „Mimm lieber die Feder in die Hand und schreib'!“

Auch ist es gar nicht zu verwundern, daß die Zahl der Schriftsteller in so ungeheurem Maaße gewachsen ist; was ist angenehmer, als ein Stand, der gar keinen Fond erfordert, nicht einmal von Geist. Wie prächtig buckt sich's da unter! Es erinnert uns dies an die kostbare Antwort, die die Gazette des Tribunaux unlängst mittheilte von Einem, der als Bagabond arretirt war und im Verhör auf die Fragen, was sein Handwerk wäre und wie er lebte, erwiderte: Ich habe die Absicht, Vaudevilles zu schreiben.

Andererseits ist dieser Erwerbszweig, der mit so leichter Mühe auszubeuten ist, zu gleicher Zeit so verführerisch, so anlockend, daß man leicht begreift, wie die Sucht und die Wuth, sich dreffelben zu bemächtigen, so rasch und weit um sich gegriffen hat. Es thut so wohl, sich zum Gegenstand des allgemeinen Gespräches zu machen, sich als einen Mann von Talent zu erweisen, sich einen Namen zu machen. Auch ist kein ungeschickter Lohndiener zu finden, der nicht sein Drittel oder Viertel zu einem noch nicht aufgeführten Vaudeville geschrieben; kein unsähiger Deputirter, der nicht seine Intrigue erkommen, sein alter unbanchbarer Pair von Frankreich, der nicht — ebenfalls auch seine Geschichte hätte schreiben wollen. Man muß sich hinter den Coulissen unserer Bühnen umgesehen und in den Directions-Büchern geblättert haben, um die Anzahl von Werken für glaublich zu halten, die diese allgemeine literarische Wuth in die Welt gesetzt hat. Es ist ein Schwindel, der eine Menge von Geistern, die sie sein anderes Geschäft mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet waren, ergriffen hat, den Kopf verdreht, sie in eine Bahn geworfen, für die sie nicht geschaffen waren, und ihnen so völlig ihre Zukunft und ihr Lebensglück vernichtet hat.

Ich habe einen dieser unglücklichen jungen Leute, die die Schriftstellerei ins Verderben gestürzt hat, gekannt: man höre seine Geschichte; sie kann wenigstens zum warnenden Beispiele dienen. — Ein Vater, ein achtbarer Mann, Notar zu Paris, ergriff in einem kleinen Wirkungskreise, unbekannt aber glücklich, dachte nur dieses einzige Kind; alle seine Träume von Glück, alle seine ehrgeizigen Ideen von einer sicheren Zukunft concentrirten sich auf seinen theuren Alphonse; sein einziger Wunsch, sein einziges Verlangen war, seinen geliebten Sohn das sünfundzwanzigste Jahr erreichen zu sehen, um ihm dann seine Praxis abzutreten — der gute Vater: er suchte ihm eine junge reiche Frau aus, die Tochter des Herrn Maier, warum nicht? Alphonse versprach, ein hübscher geschridter Bursch zu werden, er mußte Königlicher Notar werden, es ging gar nicht anders; Mademoiselle Valentine war eine Partie von 20,000 Franken; nirgends eine Hemmung für den jungen Beamten, die schönste Carriere stand ihm offen, und drei Jahre vor dem zum Mitglied des Municipal-Rathes ernannt worden sein . . . so, vielleicht einmal zum Maire — einfach und naiv, wie er war, stand der gute Notar selber erschreckt vor den Plänen seines Ehrgeizes still, hegte und pflegte indessen nichts desto weniger tagtäglich seinen Traum, und wollte sich sein Luftschlößchen immer behaglicher und freundlicher aus. Der kleine Alphonse entsprach den Wünschen seines Vaters vollkommen, machte gute Fortschritte in seiner Pension, hatte seinen zweiten Preis im Griechisch-Uebersetzen errungen — man denke sich die Freude des Alten! Ein Notar, der Griechisch verstand, was sollte dem wohl noch in den Weg gelegt werden?... Bald war die Schulzeit Alphonsens um, und er wurde bestimmt, auf ein Jahr nach Paris zu gehen, um die Rechte zu studiren; zu einer sorgfältigen Erziehung gehörte noch dies Letzte.

So langte er denn in Paris gegen Ende des Jahres 1827 an. Da die Studien doch nicht seine ganze Zeit in Anspruch nehmen konnten, so gab man ihn zu einem Sachwalter hin, mit dem der wackere Notar ehemals in Verbindung gestanden. Die Aufführung der jungen Juristen war zwei Monate lang musterhaft; bald aber getrieb er in ein näheres Verhältniß zu einem Mitschüler, der wiederum mit einem Novellenschreiber, Folletz, unsterblichen Angedenkens liirt war.

Der Literatur gab ihnen anfangs Theater-Billets, sprach ihnen davon bei einem Diner von einem Vaudeville, in dem er einige Couplete gemacht habe und das so eben von Madame Saqui angenommen worden sey, und durch begeistern fing nach und nach die Phantasie des armen Alphonse Feuer; auch er hatte ein Paar Liedchen gemacht, ein Paar Couplete gereimt; auch er fühlte die Kraft in sich, das Sechstel eines Vaudevilles zu fabriziren; überdies war es so angenehm, sein freies Entree bei Madame Saqui zu haben, hinter den Coulissen zu treten, mit den Schauspielern umzugehen, mit den Actrieen zu schwatzen, die ihm bisher wie Gottheiten erschienen waren, denen er sich niemals nähern zu dürfen geglaubt hatte — und dann gedachte er weiter und weiter, sühlte Talent genug in sich, sich bis zum Buchstaben des Geschriebenen Schreiber aufzuschwingen. Was soll ich mehr sagen? Die Acten wurden ihm so trocken, er kriegte so sehr den Ekel zum schönen Ekel, daß Leben in der Provinz war so monoton und so glücklich, und das Drama erschien ihm als die einzige Sphäre, in der er leben und werden müsse. Bald warf er seine Studien bei Seite, und kümmerte sich um seine Professoren und ihre trocknen Unterrichtsstunden im genialischen Uebermuth nicht weiter.

Sein trostloser Vater kam an, aber es war zu spät; der allgemeine Traum hatte den armen Alphonse durch und durch ergriffen; er wollte durchaus ein Schriftsteller seyn, und es sollte nun einmal auf seiner Karte: homme de lettres stehen. Zu seinem Unglück wurde er sehr schnell gedruckt; ein Rathsel, das er verfaßt, erschien im Corsaire; sein Gehirgel kannte nun keine Grängen mehr, alle Rettungsmittel waren vergebens. Unsonst griff sein armer Vater, nachdem er die eindringlichsten Bitten und Ermahnungen an ihn verschwendet, zu einem Mittel, welches er gleich anfangs hätte ergreifen sollen, und entzog dem Sohn die mäßige Unterstützung, die er nach Kräften seines kleinen Vermögens ihm bisher zufließen ließ .... Was half es? Gegleich hielt sich Alphonse für einen Märtyrer der Schriftkunst. Die Krankheit war in ihrem letzten Stadium; sie war chronisch und unheilbar geworden.

Der arme Vater starb aus Kummer darüber; die paar tausend Franck, die er seinem Sohn hinterließ, wurden in einigen Monaten verzehrt.

Gegenwärtig, um das Letzte zu sagen, ist der Unglückliche, der ein vollkommenes Notar hätte seyn können, ein Schriftsteller, der keinen Sou in der Tasche hat; aber er hält sich für glücklich; lassen wir ihn in seinem Wahn.

(La Justice.)

Bibliographie.

Des Causes du Malaise qui se fait sentir dans la Société, en France, des agitations qui la troublent, et des moyens d'y remédier. — Von Baron Bengnot. 6 Fr.

Principes d'économie politique et de finance etc. — Von Ganilh.

Recherches historiques sur la Faculté de médecine de Paris, depuis son origine jusqu'à nos jours. — Von J. C. Sabatier. 3 Fr.

Abregé de l'art vétérinaire. — Nach dem Englischen des White, mit Anmerkungen von Delaguette. 3½ Fr.

Cours complet et simplifié d'agriculture et d'économie rurale et domestique. — Von Louis Dubois. 18 Fr.

Manuel du coutelier. — Von H. Landrin. 3½ Fr.

Pratique simplifiée du jardinage. — Von L. Dubois. 3½ Fr.

Secrets de la chasse aux oiseaux. — 3½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Russische encyklopädische Wörterbuch. Dieses Werk zählt in diesem Augenblick 6335 Unterzeichner, theils in Petersburg, theils außerhalb. Die zum Buchstaben A gehörigen Gegenstände (wenigstens 2500 Artikel) liegen fertig ausgearbeitet, und sechs Bogen sind bereits gedruckt. Die in den drei folgenden Buchstaben gehörigen Wörter sind geordnet. Die Zusammensetzung und Ausarbeitung der Artikel geht sehr rasch vor sich, ungachtet mancher unvorhergesehenen Hindernisse, die bei solchen Unternehmungen in solchem Umfange, schwer zu vermeiden sind. Das von der Redaction gegebene Versprechen, daß dieses Wörterbuch keine Uebersetzung auswärtiger Wörterbücher dieser Art, sondern ein Russisches Originalwerk seyn soll, erfüllt sich im ganzen Sinne des Worts, und in einem größeren Umfange, als es anfangs beabsichtigt war. Die Redaction benutzte alle bisherige gedruckten ausländischen Hülfsmittel, traf aber von strenge Auswahl, und sah sich genöthigt, einen großen Theil derselben unzuarbeiten, um sie den Begriffen und Bedürfnissen des Russischen Publikums zugängig zu machen. Zahlreiche neue Artikel gehören der Geschichte, Geographie, Statistik, Rechtsverfassung und Literatur Rußlands an.

— Amerikanische Anekdoten. Bekanntlich ist ein Hauptbestreben der gesellschaftlichen Vereine in den Vereinigten Staaten die Beförderung der Mäßigkeitsliebe; man wendet dahin unsere Andereu, wie sie Einen berichtet, auch folgendes Argumentirt gegen die Trunkenheit an: „Man betrachtet die Sucht, sich zu betrinken, als eine Art von Wahnsinn, und wenn man einen Trunkenbold in seinem Paroxismus antrifft, bringt man ihn ins Spital, legt ihm Blasenpflaster auf, scheert ihm den Kopf kahl, und feuert eine ganze Salve Medizin auf ihn ab; diese Kur thut gewöhnlich die besten Dienste und macht eine Wiederholung unnöthig.“ — Das erwähnte Blatt erzählt auch folgende Anekdote: „Zwei junge Amerikaner aus angesehenen Familien besuchten kürzlich Brighton. Ein Herr, an den sie Empfehlungsschreiben hatten, nahm sie mit in die Königlichen Marställe, und zeigte ihnen dort unter andern ein kleines nettes Pferd, mit der Bemerkung, daß es dem Herrn Hudson gehöre, der die schnelle Reise nach Rom gemacht, um Sir Robert Peel aufzusuchen. „Ritt er da auf diesem Pferdchen?“ fragten die beiden Amerikaner.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumeriret auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Freitag den 3. April 1835.

Schweden.

Schwedische Romanen-Literatur.

Ajouras Tintomara.

Das Feld der Romane war vor etwa 30 bis 40 Jahren von den Schweden wenig bearbeitet; ihre Original-Romane beschränkten sich auf einige wenige aus älterer Zeit (wozu auch die jetzt mit Unrecht ganz vergessenen Romane von Piket gehörten), und eine Menge von Uebersetzungen theils Deutscher, theils Französischer und Englischer Machwerke mußte dem lesenden Publikum in Schweden diesen Mangel ersetzen. In neuerer Zeit jedoch ist es anders geworden, und es haben auch im Gebiete des Romans die Schweden eine regsame produktive Thätigkeit gezeigt. Ward hier auch manches Mittelmäßige und Schlechte mit zu Tage gefördert, so sind auch der guten Sachen nicht wenige, wie besonders die historischen Romane von Mellin, die Romane der Demoiselle Bremer, Sparre's „letzte Freisgeier" („den sista Frisgaslarn") und mehrere andere beweisen.

Zu den gediegeneren neueren Productionen der Schwedischen Romanen-Literatur gehört auch folgendes merkwürdige, seltsam betitelte Werk: „Freie Phantasieen, welche, als ein Ganzes betrachtet, von Hrn. Hugo Löwenstierna bald das Buch der Rose, bald eine herumirrende Hindin genannt wurde" („Fria Phantasier, hvilka betraktade såsom ett helt af H. Hugo Lowenstierna stundom kallades rörurosens bok, stundom en irrande hind").

Hiervon erschien vor einigen Monaten der vierte Band noch unter dem besondern Titel: „Der Schmuck der Königin, oder Ajouras Layuli Tintomara: Erzählung von Begebenheiten vor, während und nach dem Monde Gustaf's III." Roman in 12 Gesängen („Drottningens Juwelsmycke, eller Ajouras Layuli Tintomara; berättelse om händelser näst före, under och efter Gustaf s III. mord").

Diese Erzählung zeichnet sich, so wie die in den früheren Theilen, durch einen originellen interessanten Grundgedanken, durch scharfsinnige Durchführung des Plans, Reichthum der Erfindung, und durch vortreffliche Charakterzeichnung der einzelnen, meist fabelhaften Personen, aus. Die Hauptperson, Ajouras, ist ein Mädchen, welches, so eben über die Gränze der Kindheit hinaus mit innerem Reichthum und bezaubernder Schönheit begabt, ganz und gar Natur ist, und daher alle die Güte und die Reinheit besitzt, welche Natur und Instinkt, ohne jene andere Beihilfe, schenken können. Durch eine eigenthümliche Stellung in der Gesellschaft, wodurch dies räthselhafte Wesen genöthigt wird, innerfort die Rollen von Weib und Mann zu wechseln, wirkt sie zerstörend auf alle diejenigen ein, die in den Kreis ihrer unabsichtlichen Bezauberung gerathen, da sie gegen ihren Willen bald in der einen, bald in der andern Rolle eine Liebe erweckt, die sie wohl wahrnimmt, aber nicht versteht, und daher unerwidert läßt. Was dem Weibe, hierbei verschwiegen, ist wohl ein reines Naturbild der Menschen-Reinheit, für welche die gewöhnliche Trennung und die gewöhnliche Wiedervereinigung zwischen männlichen und weiblicher Individualität fremd ist, der Zustand, wo der Mensch, über allen Streit der Bildung und Verbildung erhaben, auf einer höheren Lebensstufe mit derselben reflectionslosen, derselben unerschütterlich harmonischen Selbsteinheit lebt und handelt, wie es, in niederer Weise, die Thiere in ihrer eigenen Eigenschaft der Thierheit zu seyn scheint. Daher hat aber auch der Verf. sein unschuldsvolles Zauberwesen eine Heidin inmitten eines christlichen Zeitalters und eines christlichen Landes bleiben lassen. Die Umstände, durch welche die Möglichkeit hierzu motivirt ist, sind mit Scharfsinn ausgedacht, und zu Erklärung dazu, welche Gustaf's III. Zeit vor jeder andern darbot, sind so glücklich benutzt, daß die poetische Wahrscheinlichkeit der Person beinahe an eine historische gränzt. Wir geben hier zur Probe nachstehenden Auszug aus dem Roman, dessen Heldin Deutsche Leser an Goethe's „Mignon" erinnern dürfte, die anstreitig dem Schwedischen Verfasser auch vorgeschwebt hat.

„Fräulein Rudenstöld und ihre Freundin saßen auf einer der Bänke in der hellen und schönen Kirche auf dem Nortmalm, welche ein Ueberbleibsel des früheren berühmten St. Klara-Klosters ist, und noch diesen Namen trägt. Die Predigt war aus, und die mächtigen vollstimmigen Töne der Orgel, durch die geschickten Hände eines ausgezeichneten Organisten hervorgelockt, schwebten in unsichtbaren Engels-Lieblichkeiten durch den Gewölbe der Kirche, ließen sich auf die Zuhörer nieder und drangen warm in ihre Herzen ein. Ajouras sprach kein Wort. Sie sang auch nicht, denn sie kannte keinen einzigen Psalm, und Fräulein Rudenstöld sang nicht, weil sie es in der Kirche nicht zu thun pflegte. Während des Spieles der Orgel erlaubte sich jedoch das Fräulein, Einen und das Andere über die schöne Predigt des Hr. Reylinius zu äußern und über die Bekanntmachungen nachher, die so langweilig gewesen waren. Aber als ihre Nachbarin, ohne zu antworten, fortfuhr, fast unbeweglich mit groß geöffneten Augen vor sich hinzustarren, sie wie man vor sich hindlickt, ohne auf etwas Bestimmtes zu sehen, da änderte das Fräulein die Rede. Plötzlich bei einem Zonfalle in der Musik, der eine Kadenz schloß, fuhr Ajouras zusammen, blickte schnell mit den Augenlidern, und ein leiser Seufzer verrieth, daß sie von einem innern, betrachtungsvollen, unerklärten Zustande zu ihrer Fremdin und sich selbst zurückgekommen sey. Etwas Unbeschreibliches von höchst trauriger Färbung, von beinahe schwarzem Teint schien in ihren Augen, und mit einem kindlichen Blick auf die Freundin äußerte sie: „„Sag' mir, was stellt dies große Gemälder dort vor?""

„„Das Altar-Gemälde? Weißt Du das nicht? Das Altar-Gemälde in Klara ist ja eines der schönsten, die wir besitzen.""

„„Was geschieht denn dort?"" fragte Ajouras.

„Das Fräulein sah zur Seite; sie wußte nicht, daß ihre Nachbarin auf der Bank ein Mädchen ohne Taufe, ohne Christenthum war, ohne die geringste Kenntniß in der Religion, eine Heidin, und noch weniger als ein Heide, denn auch dieser hat seine Lehre. Fräulein Rudenstöld glaubte, der Mädchens Frage rühre bloß von einer zufälligen Vergeßenheit her, und antwortete, um sie zu erinnern: „„Ja, Du siehst, es ist dies eine der gewöhnlichsten Gegenstände, aber vortrefflich gemalt, und das ist die Sache. Da oben, zwischen den übrigen Personen auf dem Gemälde, merkst Du eine zur Hälfte liegende Figur, welche todt ist, — sieh', welchen Ausdruck der Maler in jenen Zug gelegt hat — es ist der Heiland.""

„„Der Heiland?""

„„Ja, Gottes Sohn, wie Du weißt, oder Gott selbst.""

„„Und er ist todt?"" murmelte Ajouras vor sich hin. „„Ja, ich glaube es, es ist so; es ist göttlich, todt zu seyn.""

„Fräulein Rudenstöld sah ihre Nachbarin mit großen Augen an. „„Du wußt diese Gegenstände nicht mißverstehen"", sagte sie; „„es ist menschlich, zu leben und leben zu wollen. — Doch laßt uns von hier weggehen, Angst beklemmt meine Brust.""

„„Ach nein, hier bleibe ich jetzt, bis meine Angst vergeht. Gehe, Lieblichste, Du sollst von mir hören.""

„Fräulein Rudenstöld entfernte sich von ihr, ging aus der Kirche und über den Kirchhof nach dem östlichen Thore, das zur Odengs-Straße hinausführt."

„Das Mädchen blieb indeß in der Kirche, trat in einen Winkel unter den Treppen des Orgelwerks, sah, ohne bemerkt zu werden, die Leute nach und nach hinauswandern, und hörte zuletzt den Küster und den Kirchenwächter ihren Weg gehen. Als die letzte Kirchenthür zugeschlagen ward, trat Ajouras aus ihrem Versteck hervor. Abgeschieden von der ganzen Welt, getrennt von allen Menschen, sand sie sich einsam in einem großen lichten Gebäude, wo sie Niemand mehr Gold auf alle Gegenstände ergoß. So unkundig sie in Betreff unserer heiligen Kirchen-Gebräuche und der Bedeutung der Dinge war, die sie um sich her erblickte, so hatte sie doch schon einige Mal früher dem Gottesdienste, als einem Zeitvertreibe, beigewohnt, und dabei ihre Aufmerksamkeit fast einen eben so großen Gegenstande zugewandt. Die Personen, mit denen sie in den Gängen und Straßen der Stadt zu gehen hatte, gingen fast nie in Gottes Haus, und im Allgemeinen war der Kirchenbesuch in dieser ganzen Zeit nicht sehr gebräuchlich. Was Wunder denn, wenn ein Kind, das keiner Gemeinde Mitglied war und von keinem Priester ein unterweisendes Wort erhalten hatte, verstumte, was selbst die Eingeweihten nicht kräftig beobachteten? — Sie ging hin zum Gang der Kirche vor, und nie hatte das düster schreckbare Gefühl der Verlassenheit sie mit solcher Macht wie jetzt ergriffen; denn es war gepaart mit der Ahnung einer großen devorstehenden Gefahr. Ihre Brust klopfte gewaltsam; sie fühlte unaussprechliche Sehnsucht — aber wonach? — nach ihrem wilden freien Walde, wo sie schnell wie ein Wild umhergeschwungen? — aber wohin?

„Sie trat zum Chore und näherte sich dem Altar-Ringe. „„Hier irgendwo, erinnere ich mich, daß ich einmal — aber es ist lange her und es steht wie ein Schatten bloß vor meinem Gedächtnisse — hier sah ich viele Leute auf den Knieen liegen; es muß ihnen zu etwas gedient haben. Wenn ich es auch so machte?"" Sie kniete nieder ihre Hände und kniete vor dem Chore auf das Steinpflaster nieder. Aber was sollte sie nun weiter thun oder sagen? Wozu sollte es Alles seyn? Wohin sollte sie sich wenden?"

„Sie wußte es nicht. Sie sah in ihre Gedanken wie in eine unermeßlich schweigende Heimath nieder. Ach . . . eine Stille, eine Stille . . . wo?"

„Sie sah sich still umher; sie erblickte keinen. Sie war sicher,

Digitized by Google

der schrecklichsten Gefahr zu begegnen, sobald die Thür aufgeschlossen würde, wenn nicht selbst Hülfe käme. Sie wandte die Augen hinauf zu der Orgel und flehte in Gedanken zu den sommervoll stehenden, langen, blinkenden Orgelröhren. Aber mit allen ihren Mündungen schwiegen sie jetzt. — Sie sah auf zur Kanzel; dort stand Niemand; auf den Bänken saß Niemand. Ihren letzten Freund hatte sie von sich entfernt."

„Sie wandte den Kopf wieder zum Chore hin. Sie erinnerte sich, daß damals, wo sie so Viele hier versammelt gesehen hatte, auch zwei Priester im Ornat vor den Schranken herumgegangen waren und den Knierenden etwas gehoben hatten. Ohne Zweifel zur Hülfe! Aber jetzt — jetzt besann sich hier Niemand. Wohl lag sie auf den Knieen mit gefalteten Händen und begehrenden Augen: aber Keiner, Keiner war da, der ihr das Allerunmöglichste that: Sie weinte."

„Sie sah durch die hohen Fenster zum klaren Mittagshimmel hinaus; ihre Blicke irrten über den weiten, feinen Nyazinzug umher, der sich unermeßlich nach allen Gegenden erstreckte, aber ihr Auge konnte an nichts haften. Kein Stern schien jetzt, und selbst das Bild der Sonne ward durch die Fenster-Pforten verdeckt, obgleich sie ihre milde goldne Kluth durch die Oeffnungen sieß. Sie mußte da wieder ihren Blick hineinwenden und er sentte sich zur Erde. Ihre Kniee ruhten auf einem Grabstein und sie sah mehrere solche um sich herum. Sie las die auf den Steinen eingegrabenen Namen, welche lauter in Schweden gebräuchliche waren. „„Ach!““ sagte sie seufzend vor sich hin, „„ich denke nicht wie die Andern, meiner Namen sind nicht gewesen, geliebene, als geschrieben. Einen, der mein eigner wäre, besaß ich nicht; o! hätte ich nur einen Namen, so wie andere Menschen! Mich hat Niemand in seinem Buche aufgezeichnet, nach mir frägt Niemand; Ich habe mit Keinem zu schaffen! — Meine Nyanza.““ flüsterte sie leise und vergaß dritter Thränen. Es war kein Andrer, der das „„meine Nyanza““ ausgesprochen, aber es war gleichsam, als wäre es ein innres, höheres, unsichtbares Etwas gewesen, welches das äußere, niedrigere und sichtbare Wesen beklagte. Das Mädchen weinte noch immer. Gott ist todt, dachte sie, aber ich bin ein Mensch, ich muß leben, und sie weinte immer innerlicher und bitterer."

„Unterdeß verstrich die Mittagszeit, und die Stunde des Abendgesanges schlug; die Glocken im Thurme fingen an, ihre dumpfe Feier stimme zu lassen, und Schlüssel rasselten im Schlosse. Da schreckte das heidnische Mädchen auf, und einer leichten Wolke nicht unähnlich, schwebte sie vom Altare wieder in ihren Versteck, und es schien ihr, als hätte sie sich im Chor der Kirche Freiheiten genommen, zu denen sie kein Recht hätte."

„Jedoch — als die Harmonieen der Orgel mit der wilden Sonnenkunst in der Kirche zu verschmelzen begannen, stand Nyanza lauschend, und sie fühlte plötzlich, wie die Qual aus ihrer Brust verschwand. Sie hielt es nicht mehr für gesahrlich, die Kirche zu verlassen; sie schlich sich weg, ehe der Abredegesang beendigt war, kam auf den Kirchhof und ging zur nördlichen Pforte. Kindisches Vergessen! Warum dachte sie nicht jetzt an die Ausgesandten ihres grausamen Verfolgers?"

Bibliographie.

- Klassika författare: Svenska yttrerheten. (Schwedische Klassiker.) 1ster Band. Stjernhjelm.

Ungdoms tidsfördrif. (Jugend-Zeitvertreib.) Von Fr. Cederhorgk. Stockholm. 1 Vbl. 16 ß.

Dertika, poetisk Kalender för år 1835. (Poetischer Almanach für 1835.) Lund.

Svenska fornsänger. (Alte Schwedische Gesänge. Eine Sammlung von Kampfliedern, Volksliedern, Spielen und Tänzen, nebst Kinder- und Hirtengesängen.) Herausgegeben von Arvidsson. Stockholm. 1 Thl. 24 ß.

En troendes ord, af La Mennais. (Paroles d'un croyant.) Lund.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Fortsetzung.)

Der Stammhalter der Familie Rodiano, Graf Francois, weiland Kammerherr des Königs der Niederlande und jetzt Belgischer Senator, der Einzige unter seinen sriesbertigen Kollegen, der manchmal zu opponiren versucht, ist einigermaßen ein Flecken in der reinen katholischen Einheit seines Geschlechts. Er ist ein anmuthiger Erzähler von Anekdoten, und steht bei den Seinigen in dem Ruse, daß er die abscheulichen prosaischen und poetischen Werke der philosophischen Schule des 18ten Jahrhunderts ohne Grauen gelesen habe. Man geht so weit, zu behaupten, er wisse ganze Tiraden Voltaire's auswendig, und schände die Würde des Adels in solchem Grade, daß er mit Plebejern Umgang pflege, die keinen adeligen Blutstropfen in ihren Adern haben.

Man erzählt, daß ein Senator von diesseitiger Abkunft, der wegen seines durch Industrie erworbenen Vermögens in Belgien berühmt geworden, eines Tages einem Gliede dieser erlauchten Familie seine Aufwartung machte. Dieser Schritt wurde so mißdeutet, daß die Damen von ihren Sitzen aufstanden, und es sie gerathen hielten, den Salon zu verlassen. Ich führe dieses Faktum nur deshalb, weil eine so energische Probe von Belgischem Adelsstolz kaum auf bilderischem oder traditionellem Wege zu uns gelangt ist.

Herr von Rodiano d'Ostrgnies, Bruder des Obigen, sitzt gleichfalls unter den Mitgliedern der Senates. Obzleich seiner Partei aufrichtiger zugethan, steht er doch in weit geringerem Ansehen, als sein älterer Bruder.

Herr Robiano von Borsdorfe zeigt noch größeren politischen Eifer, als seine beiden Brüder. Er ist Einer von denen, die das Belgische Volk am kräftigsten gegen die Holländische Regierung anfpornten. Er besitzt einen rechtlichen Charakter, ist streng gegen sich selbst wie gegen Andere, und macht mit ängstlicher Sorgfalt über die Privilegien des Adels und insbesondere seiner Familie — Privilegien, die zwar aufgehoben sind, deren Titel er aber wie ein geheiligtes Recht bedenkt, das in Zukunft wieder gültig werden kann. Die folgende Anekdote wird ihn treffend charakterisiren. Im vergangenen Jahre wurde dem Grafen Robiano von Borsdorfe ein Sohn geboren. Er ging in Begleitung der von ihm selbst gewählten Taufpathen zu dem Pfarrer des Ortes. Dieser befragte ihn über Namen und Charakter des Neugeborenen. „Schreiben Sie Meffire von Robiano.“ Der Pfarrer wendete ein, dieser Titel habe ja seine Gültigkeit mehr, und er könne also den Neugeborenen nur als Grafen von Robiano in das Kirchenbuch eintragen; aber Herr von Borsdorfe bemerkte ihm vor, daß nur der Erstgeborne im seiner Familie den Titel eines Grafen zu führen berechtigt sey, wegegen die jüngeren Söhne seit undenklicher Zeit Meffire drittelt würden. Nur Weigerung des Geistlichen. Was hatte nun der Vater zu thun? Eh' er eine solche Verletzung des alten Herkommens dulde, ließ er lieber den jungen Messire gar nicht taufen, und ging ein andrer Pfarrer, der die historische Ueberlieferung wohl zu ehren wußte, taufte später das hochgeborene Kind ganz nach des Vaters Wunsch.

Herr Robiano von Borsdorfe gehörte zur Kammer der Repräsentanten; er entsagte aber diesem Berufe, als das bekannte encyklische Schreiben des Papstes gegen die demokratischen Prinzipien erschien. Er ward Mitschriftsherr, die jüngere Geistlichkeit, welche gegen die Ketzer stehen müßte, ist es doch unmöglich, denjenigen seine Achtung zu versagen, die sich mit so großer Freimüthigkeit und Loyalität dazu bekennen. Ich sie mein Theil bewundere jeden kräftigen Sinn, der über Zeiten, Unglück und Gefahren triumphiert; es ist mir dann, als sehe ich in diesen Männern Bilder eines Van Dok und Velasquez aus ihren verwitterten Rahmen heraustreten, um über die Jahrhunderte zu richten, die sie in's Grab gesenkt haben.

Obschon man auch die Vilain XIIII. den Chefs der katholischen Partei zuzählt, so stehen diese doch an Kräftigkeit der Ansichten und an Ultraismus den Herren von Robiano weit nach. Die Ersteren sind die Einzigen, denen man ihnen glauben darf, eines der ältesten adeligen Geschlechter Flanderns. Sie wollen in gerader Linie von den Grafen von Gent abstammen, deren in der Geschichte der Flandrischen Grafen und Burgundischen Herzoge häufig Erwähnung geschieht. Der Graf Philipp Vilain XIIII. war 1808 Maire von Gent, und Napoleon machte seine Frau, die Baronesse von Felz, zur Hofdame der Kaiserin Marie Louise. Von 1815—1829 war er Minister des Innern, in welcher Eigenschaft er hauptsächlich den Finanzen oblag. Nachdem die Holländische Regierung seine Wiedererwählung in Flandern verhindert hatte, ließ er die Revolution, ob aus Furcht oder aus Fahrlässigkeit, ihren Gang gehen. Mehr Hofmann als politischer Kämpfer, spielte er in den Märztagen eine Rolle gegen der Revolution unter den Insurgenten seine Rolle. Sein verschwundenes Gesicht, sein graues Haar, sein patriarchischer Kummer wieder auf, als die Gewitterwolken sich verzogen hatten und der Thron der Königlichen Gunst die Spuren des vergessenen Wutes weggespült hatte.

Sein Sohn dagegen, der Vicomte Charles Vilain XIIII., nahm lebhaften Antheil an dem Kriege, den die Presse mit der Holländischen Regierung führte. Er war es, der die bekannte Petition zu Gunsten der Freiheit des Unterrichts abfaßte. König Leopold rief ihn von den Bänken des Kongresses, auf welchem er Limburg repräsentirte, und schickte ihn als bevollmächtigten Minister nach Rom und den Italiänischen Staaten. Jetzt ist er Gouverneur von Ost-Flandern und gehört zur Kammer der Repräsentanten. Der dritte Bruder, Charles Vilain XIIII, gilt nicht für einen vollkommen überzeugten Katholiken. Er ist wenige Enthusiast, als kalter Vernunftmensch. Er gehört zu denjenigen, welche glauben, daß das religiöse Element mehr als irgend ein anderes dazu geeignet sey, die Gesellschaft auf moralischem Fundament wieder zu erbauen.

Ich habe gesagt, daß man die oben genannten drei Familien als die Chefs der katholisch-aristokratischen Partei betrachten könne. Dies ist nicht so zu verstehen, als wären sie die einzigen Denker und Autoritäten der Partei; sie sind nur wegen ihres Alters, ihrer Reichthümer und der tiefen Wurzeln, die sie im Belgischen Boden geschlagen haben, eine Art von Palladium des Rechts, hinter welchem er den Andrang der neuen Ideen zu bekämpfen sucht.

Es wäre außerdem ein schwieriges Unternehmen, wenn man Belgiens Politiker nach ihrem wirklichen Verdienst oder ihrem Einfluß klassifiziren wollte. In Belgien ist dies sogar viel weniger möglich, als in jedem andern Staate; denn hier sind die Parteien noch nicht disciplinirt: auf keinem Felde giebt es zuerkannte Chefs; man sämpft nach Art der Barbaren, bald in der Nähe, bald aus der Ferne, ohne Taktik, ohne Subordination, ohne einen bestimmten Plan zum Feldzug. Nur Wenige verstehen sich auf schriftliche oder mündliche Debatten; man streitet nicht dialektisch, man zankt und rauft einander. Sie mischen sich die Sekundanten in das Duell. Der Redenbittere; ehe schlugen die Kämpfer plötzlich ein Bündniß aus sallen über ihre Gegnländanten der. Der Gegenstand des Streites ist nämlich ein literarn komplizirter, und es haudelt sich nicht um die zwei großen Prinzipien, Katholizismus und Liberalismus, schlechthin. Auf der einen Seite hört man den Katholiken, Herrn Dumortier, dem fanatischen Minister de Theux zurufen: „Sie haben uns um alle unsere Freiheiten gebracht!“ und auf der andrern Seite wachen es die Liberalen demselben Herrn Dumortier zum Vorwurf, daß er mit den Ministern für die Theaterzensur votirt habe.

Die diplomatische Frage ist die erste, welche die Parteien zuhrlst hat. Da haben sich auf beiden Seiten, zur Verbrüderung und zur Bekämpfung, Liberale und Katholiken von allen Nüancen eingefunden.

Digitized by Google

Jetzt ist diese Frage einer anderen gewichen, der innern religiösen Frage, welche die Freiheit des Unterrichts betrifft. Bald wird es auch Debatten über die Frage hinsichtlich der innern Administration, z. B. über die Central-Verwaltung geben, und alsdann wird man den alten Kommunal- und Provinzial-Geist seinem Grade, in welchem er seit dem 16 Jahrhundert ruht, entstehen sehen. Noch später endlich kommt die industrielle und kommerzielle Frage an die Reihe. Alsdann werden die Wortführer der Handels-Freiheit die Anhänger des Prohibitiv-Systems in allen Parteien zu Boden schlagen.

Diese Elemente der Zwietracht werden uns noch lange keine bestimmte Classification der Parteien Belgiens erlauben. Diejenige, die sich verficht hatte, scheint mir jedoch für den Augenblick die beste, und einzig mögliche. Kehren wir nun zur Biographie der katholischen Aristokraten zurück.

Herr de Theux, gegenwärtig Minister des Innern, den wir bereits als Busenfreund des Herren von Sterx aufgeführt haben, nimmt eine der bedeutendsten Stellungen für seine Partei ein; denn sein Ministerium begreift den Kultus und öffentlichen Unterricht. Herr de Theux ist ein Geschlechtsmann alten Adels, war vor der Revolution Richter am Gerichtshofe in der Provinz Limburg, und hat seine andere Bedeutung als die ihm sein Amt giebt. Unter seinem Einfluß wurde die Auflösung des monopole universitaire, das ehemals der Regierung zukam, faktisch bewerkstelligt, und diese Thatsache, die von verderblichen Folgen sein wird, kann dem de Theux'schen Ministerium in Zukunft einige Erleichterung verschaffen.

Die erste Idee einer freien Universität gehört den Katholiken an. Der Erzbischof von Mecheln verständigte sich zu diesem Zwecke mit den Belgischen Bischöfen, und sie ließen Mandate ergehen, um die Gläubigen über respektiven Diözesen dahin zu vermögen, daß sie Actionaire an der freien Universität würden. Es war mir jetzt, nachdem die Lectionen in Betreff ihr Werk nachgeahmt, die katholische Universität nennt. So sind nun beide Lehranstalten in thätige Konkurrenz gekommen, und rühren sich zum Streite über Belgiens Zukunft. Wird der öffentliche Unterricht bei dieser Zerstückelung gewinnen? Dafür kann Niemand einstehen. So viel ist aber gewiß, daß die drei Königlichen Universitäten von Gent, Lüttich und Löwen durch diesen Zwist bei vornehmsten Elemente ihres Gedeihens verloren haben. Die beiden freien Universitäten aber sind noch außer Stande, die Wunde zu heilen, welche die Revolution den Universitäten des Staates überhaupt geschlagen hat. Unter dem nichtigen Vorwand, daß der öffentliche Unterricht nur Inländern anvertraut werden dürfe, hat man z. B. in Lüttich zwei berühmte deutsche Professoren, den Philosophen Denzinger und den Mineralogen Broun aus der Liste gestrichen; Kinker, Professor der Literatur, der Philologe Limburg-Brouwer, und der Mathematiker Bam Rees, haben als Holländer ein gleiches Schicksal erfahren. In Löwen sind die Herren Mone, Holtius, und mehrere Andere verabschiedet worden.

Die katholische, unter dem Namen Patronat des Erzbischofs von Mecheln gestiftete Universität empfing von Seiten des Römischen Stuhls eine Institutions-Bulle, die mit allem erdenklichen Glanz in Belgien publizirt wurde. Sie hielt ihre Eröffnungs-Sitzung den 4. November 1834 zu Mecheln, wo der Erzbischof selbst ein feierliches Hochamt hielt. Der Abbé von Raw, durch das Belgische Episkopat zum Rektor der neuen Universität ernannt, hielt, begleitet von einem Cortège sich in einer langen pinsichen Rede, die länger als eine Stunde dauerte, und in welcher er darzuthun strebte, daß die katholischen Prinzipien dem Fortschreiten der Wissenschaften und Künste in keiner Art hinderlich seyen. Die Universität ist jetzt in voller Regsamkeit, und der priesterliche Geist, der sie belebt, gährt allbereits und droht überzusließen. Die kleine Stadt Mecheln genügt ihrer Herrschsüchtigkeit nicht mehr; sie verschlingt die alte Stadt Löwen schon mit den Augen. Herr de Theux, der dem Erzbischof nichts abschlagen kann, hat den Wünschen seiner Glaubensgenossen nachzugehen versprochen, und es ist schon so gut als ausgemacht, daß die Universität Löwen im kommenden Herbst der Sitz der katholischen Propaganda werden wird. Wenn dieß den Skeptikern dieser heiligen Wiedertermeder des Unterrichtswesens das Leben kostet, und Herrn de Theux im ruhigen Besitze seines apostolischen Portefeuille's läßt, so wird aus dem katholisch-ministeriellen Seminar eine ganze Armee von Pfarrer hervorgehen, die alle Wissenschaften Meister sind, und den Laien die Sorge für alles Irdische und Liederliche gern abnehmen.

Die liberale Universität schaute verzagt nach der Installirung ihrer Nebenbuhlerin der studirenden Jugend ihre Pforten. Ihr Secretair, vormals Professor an der Pariser Normalschule, Herr Baron, hielt die Eröffnungsrede in dem Gothischen Saale des Brüsseler Stadthauses, dem Schalle vieler tausend Zuhörer. Er nahm den von der katholischen Partei hingeworfenen Fehdehandschuh im Namen seiner Kollegen unerschrocken auf, und setzte die Vortheile einer freien Fakultät ins Licht, die dem Studium der politischen und Staatswissenschaften geweiht ist, und deren Errichtung die freie Universität schon beschlossen hatte.

Die freie Brüsseler Universität zählt unter unter ihren Sistern und gelehrten Professoren Männer von Ruf, wie Broutders, Ahrens, Warnn und den berühmten Polen Lelewel. Es ist nur zu fürchten, daß die Hypothalion an den Patriotismus der Studirbrigten manches taube Ohr finden dürfte. Die Parten, welche im gemeinen Leben die liberale genannt wird, ist, wie man weiß, noch nie im vollen Sinne des Wortes liberal gewesen. Schon deshen einige dieser hochgesinnten Liberalen die Universchämtheit gehabt, von der neuen Universität zu verlangen, daß sie unentgeltlich lehre, indem sie großmüthig ignorirten, daß der akademische Lehrer gewöhnlich von Hause nichts besitzt. Das Unzarte und Niedrige dieser Zumuthung hat auch Herr Baron in seiner Eröffnungsrede bevorgehoben.

Die Katholiken, welche unter Herrn de Tenz den Einfluß der Universitäten zu ihren Vortheil verwendet haben, beherrschen in gleichem Grade die auswärtige Politik durch Herren von Muelenaere, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der ihrer Sache nicht weniger ergeben ist. Doch müssen wir hinzufügen, daß Herr v. Muelenaere auf einem höheren geistigen Standpunkte steht. Wenn dieser die erwerbsthätigen Klassen der katholischen Partei unterstützt, so geschieht es nicht aus Bigoterie oder Charakterschwäche, sondern aus politischer Vorsicht, die ihn zugleich des Unschicksens des revolutionnairen Geistes desürchten läßt. Herr von Muelenaere ist ein gewandter Diplomat, der alle Parteien zu seinem Vortheile gebraucht, und keiner derselben angehört. Jede Handlung seines Lebens trägt jenes Gepräge egoistischer Klugheit, welches die sogenannten Renegaten nächsten Tage darzubieten pflegen, damit sich Eben-tutlet der systematischen Freiheit. Als schlichter Königlicher Prokurator zu Brügge (1824) saß Herr von Muelenaere bei den Generalstaaten unter den Mitgliedern der Opposition, mit denen er jedoch selten votirte, wenn das Interesse seiner Provinz nicht direkt im Spiele war. Die Belgische Revolution schnitt seiner diplomatischen Verdacht gegen ihn, und verhinderte seine Wiedererwählung. Damals lieferte die Wähler auf Muelenaere und Vilain XIIII. eine Medaille schlagen, mit der Inschrift: „Die Gewalt prostrdirt sie, und das Volk krönt sie.“ In derselben Angenblick, als Muelenaere diese populaire Huldigung zu Theil wurde, begünstigte er, als Königlicher Prokurator, das Osift vom 11. Dezember, und erklärte unumwunden, man müsse gegen den Einfluß der Presse strenge Maßregeln ergreifen. Durch diese klüge Taktik sicherte er sich jedem Fall seine Zukunft. Als Brügge sich empörte, zeigte Muelenaere, der noch nicht wußte, welche Partei wohl siegen werde, einen unübermindlichen Abscheu gegen jedes öffentliche Amt, gegen jede Würde, die ihn seinen werthen Obrigkeit entreißen konnte. Nachdem aber die Holländischen Truppen das Belgische Gebiet völlig geräumt hatten, willigte er ein, Gouverneur von West-Flandern zu werden. Sein Widerwille gegen Siellen und Würden nahm in so rascher Progression ab, daß er im J. 1831 den Stadthalterposten einer Provinz recht gern sahren ließ, um dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorzustehen. Seit dem hat er das Portefeuille abgedanken und wieder angenommen, und noch jetzt ist er Minister. Sein sabyhnstes politisches Werk ist die Discussion des Vertrages der 24 Artikel, welcher die Bedingungen der Trennung Hollands von Belgien regelte, und deren Annahme von Seiten der Kammer durch die Geschicklichkeit dieses diplomatischen Redners hartnäckigst verstritten wurden ist.

Dieses Staatsmann ist in seinen Manieren eben so einfach als in seinen Genüssen. Obgleich im Besitz eines großen Vermögens, lebt er doch als Flamändischer Bürger, macht seine Reisen zu Fuß, und speist mit mehreren seiner Kollegen in einer kleinen Restauration. Im Jahre 1832 wohnte er bei einem Apotheker, dessen Laden man passiren mußte, um zu dem Herrn Minister zu gelangen. Erst im gegenwärtigen Jahre hat er sich entschlossen, die von der Kammer bewilligten Repräsentations-Gelder anzunehmen. Bis dahin hatte er selbige, mit den Bemerken, daß er nicht repräsentiren wolle, abgelehnt. Die Belgischen Zeitschriften haben ungählige Anekdoten von seinem Geize aufgetischt. Von diesen Anekdoten theilen wir folgende als Probe mit. Der Minister folgte einer Einladung eines seiner Verwandten in Brügge. Er saß in einer Mittheilung, und sein Bedienter, der ebenfalls hinein mußte, fand, daß seine prächtige mit Silber gestickte Scharlach-Uniform im Sonnenlicht schimmern. Noch ehe der Zug den Kirchhof erreicht hatte, umwollte sich der Himmel, und es begann in dicken Tropfen zu regnen. Der Bediente ersuchte die Excellenz Ihren Bedienten, den eine solche Ehre ganz deschämt machte, an Ihrer Seite im Wagen Platz zu nehmen, und zwar so lange, bis das Unwetter die kostbare Uniform nicht mehr bedrohte.

Herr von Muelenaere steht in der besondern Gunst des Königs Leopold, der ihn, wenn er mit ihm korrespondirt, nur schlechweg seinen ihrenen Freund nennt. Als Leopold seine Hochzeit feierte, beschrieb er ihm noch am Tage der Feier in einem aus Compiegne datirten Briefe den Ball, der ihn beehrten.

Ein großes Intervall trennt die Herren Muelenaere und Raikem, den Präsidenten der Repräsentanten-Kammer; dennoch werde ich von Jenem sofort auf Diesen übergehen. Herr Raikem verdient in dem katholisch-aristokratischen Heere wegen seines Gesetzes in Betreff der Gerichts-Organisation, das seiner Partei Eintritt in die Magistratur verschafft hat, eine ausgezeichnete Stelle. Trotz dieses unvergeßlichen Dienstes, den er ihnen geleistet, haben die Katholiken ihn doch mehr Vertrauen auf die Gesinnungen des Herrn Raikem, als auf sein Talent. Herr Raikem, sonst Advokat in Lüttich, gemeine, wie so viele Andere, sobald die Revolution ausgebrochen war, eines der ersten Aemter in seiner Provinz zu übernehmen. Er ließ sich die Robe eines General-Prokurators um die Schultern werfen, und wurde nun, der Reihe nach, Vice-Präsident des Nationals Kongresses, Justiz-Minister und Präsident der Repräsentanten-Kammer. Herr Raikem ist ein kurz abbrechender Redner ohne Eleganz; doch seht es ihm nicht an einer gewissen Klarheit. Er wird zuweilen so populair, wie sein Kollege, Herr von Stassart, der Präsident des Senates, welcher eines Tages in voller Versammlung der Kammer sagte: „Meine Herren! Der ehrenwerthe Herr N. wird heute nicht erscheinen, weil seine Frau krank und sein Söhnchen verschnupft ist.“

Der ehrn genannte Herr von Stassart ist eine nach den Septembertagen von der Französischen Gränze, wo er die dahin gelonert hatte, berbei, und die Funktionen eines Gouverneurs von Namur zu übernehmen. Herr von Stassart war der Holländischen Regierung aus doppelten Gründe verhaßt; denn außer dem, daß er zu den thätigen Mitgliedern der Opposition gehörte, hatte er auch unter Napoleon die Stelle eines Präfekten im Haag bekleidet, und diesem Posten so präsentemmäßig vorgestanden, daß die Bürger vom Haag mehrmale nahe daran waren, ihn in Stücke zu zerreißen. Herr von Stassart hat jedoch auch jüngsten eine Anwandlung von Popularität, wie der Schahsdadam des Herrn Scribe. Er ergötzt sich in Prosa und in Versen über „jenes Trugbild, das man Größe nennt.“ Napoleon, die Verbündeten, der

Digitized by Google

Prinz von Oranien und die Revolution haben abwechselnd seinen literarischen Weihrauch zu riechen bekommen.

Herr von Staffart wird übrigens jetzt gewiß viel besser mit seinen Senatoren fertig, als jemals mit seinen Versen; unter den 32 Ehrenschwämmern, denen er als Präsident vorsteht, befinden sich kaum drei Wasserspeistige; alle Andere sind mit kalfaterte Schiffe, die mitten in der Rhede vor Anker liegen und schlummern: so oft man im Tabelwerk ein Plätschen vernimmt, kommt es von Außen her. Wenzig Jahre und tausend Gulden Contribution, das Patent mit einbegriffen, machen den Belgischen Pair. Der Turnus begann ein Mitglied sein Gedenken über die Todesstrafe mit folgenden Worten: „Entschuldigen Sie, wenn mein Schnupfen mich daran hindert, meine Ideen mit Klarheit auszudrücken."

Der Präsident der Repräsentanten-Kammer muß das Steuerruder mit festerer Hand führen, als der Präsident des Senats. Auch wird er in seinem Berufe leichtsinniger, und zwar nicht blos von Seiten der Mitglieder, die wir schon genannt, sondern auch von Seiten derer, die in ihrer Sphäre Geltung und Einfluß haben.

Zunächst kommen die Gebrüder Rodenbach, die Kosaken der Partei, die man voranschickt, um das Terrain der Verhandlungen auszuwittern. Der Eine, Konstantin Rodenbach, vormals praktischer Arzt, ist Commissär des Districtes Mecheln geworden. Der Andere, Alexander Rodenbach, hat schon im zehnten Lebensjahr sein Gesicht verloren; dessenungeachtet nimmt er, mit seinem Scharfblick, an den Berathungen der Kammer thätigen Antheil, indem er nicht blos Generalsegen, sondern auch Distuitionen über finanzielle Dinge bis in die winzigsten Details verfolgt. Die Rodenbach's sind ein wahres Unglück für Jeden, der nicht zur Kammer gehört: es ist der Oberst Peter Rodenbach, ehemals Secondelieutenant unter dem Kaiserreich, den man 1830 aus einer Destillation hervorhebt, um ihm die Wache eines militairischen Kommandanten vor Brüssel zu übertragen. Diese Familie hat sich wegen ihres leidenschaftlichen Hasses der holländischen Regierung bekannt gemacht. Der blinde Alexander ließ die ersten Petitionen in Flandern unterzeichnen, und sein Bruder Konstantin wurde gleichfam vorgeschoben, um den Wunsch einer ewigen Ausschließung des Hauses Oranien zuerst vor dem Kongresse auszusprechen, ein gefährlicher Anstrag, dessen er sich mit der Kaltblütigkeit eines Waschtiren, der die schöne Stadt Wostau in Flammen sieht, entledigte. Der Oberst Rodenbach machte die öffentliche Meinung für die Plünderungen verantwortlich, die am 6 und 7 April 1834 in Brüssel vorfielen. Ein kleines Journal hatte das damalige Betragen des Kommandanten sehr gut mit den Worten charakterisirt; „Der Oberst Rode-en-bas- (der unten herumstreicht) pendant-qu'on pille-en-haut (während man oben plündert)." So viel ist aber sicher, daß in jenem Tumulte der Oberst Rodenbach noch mehr Ordnung an Niemand lag. Die Bebörden hatten Furcht, und die Truppen flanden der Emeute mit geschultertem Gewehr gegenüber, indem sie einer Unterschrift entgegen harrten, für die keine Feder sich finden wollte.

Zu der verlornen Mannschaft") des geistlichen Heeres kann man auch Herrn Delmez redmayne rechnen, der in Belgien der Lamennais genannt wird, weil die Karikaturen das Privilegium haben, seine Wuth zu reizen, und weil er sie in den Kaffeehäusern zerreißt, so oft einige Mißgriffe der katholischen Partei darauf persiflirt sind.

In dem schlagfertigen Herrn der katholischen Aristokratie hält der [illegible] Hôtel, Appellirer von Flandern, das Banner des Herrn Wintersanges, Vines Fremdlings und Ordensherrn. Der Abbé de Foere ist ein kurzer stämmiger Mann von ungefähr 50 Jahren, und besitzt im Gebiete der Staatsbaushaltkunde tüchtige Kenntnisse. Wenn die Frage wegen der Handels-Freiheit erstlich reif ist, so wird man ihn als Kämpen des Probibitiv-Systems auftreten sehen. Unter der holländischen Regierung wurde er als Journalist der Opposition verurtheilt; obgleich nun ein Kind der Presse von 1830, verleugnet er jetzt doch seine Mutter.

Ihm zunächst kommen Herr Lidts, ehemalls Deputirter von Flandern; Herr von Sécus, Sohn des Senateurs, und Herr Adolf Dechamps, der jüngste Katholik der Kammer, Versstkünstler und Redner zugleich, die apes altera des Katholizismus auf der Tribune, ein junger Mann von 26 Jahren, der anfangs bei Bürgerbesuch Ihrem des Abbé de Lamennais scheine, und dem Papste gar seine weltliche Macht zugestehen wollte, jetzt aber in der monarchischen Partei ein weiteres Feld sie seinen jugendlichen Ehrgeiz sucht.

Bevor wir die ariskokratischen Katholiken verlassen, müssen wir noch einer Nuance gedenken, der in den ersten Zeiten der Revolution seine Rolle spielte, und noch immer, obgleich er jetzt auf einem weniger glänzenden Posten steht, einen stillen, aber wesentlichen Einfluß übt. Herr von Gerlache, nunmehriger Präsident des Cassationshofes, thut der katholischen Partei immer noch kräftigen Vorschub. Er strickt im Verborgenen einige Maschen an dem großen apostolischen Netze, welches die neue Belgische Gesetzgebung hereinst über das ganze Land ausbreiten wird. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Englische Bühne in Ostindien.

(Aus dem Reise-Tagebuch eines Engländers.)

..... Bei uns in England hat ein ausgezeichneter Schauspieler, wenn sein Lebensmandel unabethalt ist, in den ersten Zirkeln Zutritt. Die Englisch-Indische Gesellschaft aber wird durch so fudite Zöden zusammengehalten, das Gewehr der Etikette ist dort so fein gesponnen, daß es faft unmöglich sein dürfte, über die Stellung eines Schauspielers in den gesellschaftlichen Zirkeln der Präsidentschaft etwas Bestimmtes zu sagen. Sagt man Leuten von irgend einer Klasse, sie seyen nicht ehrenwerth, so bemühen sie sich auch nicht ferner, es zu werden; weiß man Individuen, deren Leben die höchsten Stände bezaubern können, einer untergeordnete Sphäre des Lebens an, schickt man sie in Wirthshäuser und Tabagieen, statt ihnen an vornehmen Tafeln Sitz und Stimme zu gönnen, so wird ihr Talent bald nur von den gemeinen Haufen ergötzen. Viele Schauspieler würden freilich an solchen Orten sich behaglicher fühlen, als in den Salons der hohen Beamten. Unser Menu kann in der sogenannten Gesellschaft nicht gedeihen, und unendlich mehr Befriedigung, als an der prächtigen Tafel jenes bekannten Westindischen Kaufmanns, dessen Weib und Töchter mit ihm über Gerstäsch über Shakespeare zu Tode pringten.

Nun zu den Aeußeren insbesondere! Was sollen diese unter den Englisch-Indischen Ladies für eine Rolle spielen? Eine große Künstlerin, die einem dichtgedrängten Publikum täglich Thränen entlockt, oder durch den Zauber ihres Gesanges die Hörer entreißt, wird sich durch den Rang, durch die kalte Herablassung ihrer gnädigen Wirthin nicht demüthigen lassen. Freilich kommen dabei Charakter und Lebensmandel der Schauspielerin sehr in Betracht; gleichwohl wird man, wo so viele Heloten beschäftigt sind, eine ganze Klasse von Kabalisten zu weilligen können. Welch' ein entlebes Gewebe von Klatscherei und skandalösen Anekdoten, wenn die Lady selbst nicht ein Mirakel von Zurückhaltung ist, — wenn sie in den Kaffeehäusen des weiblichen Dekorums nur Einen Artikel überstieht! Die unbedeutendste Taktlosigkeit wird durch weibliche Arbeitsluft zu einem schweren Verbrechen gestempelt, und die arme Schauspielerin muß ein elendes Dasevn führen, weil sie kein vollendeter Engel ist.

Unter den gegenwärtigen Umständen kann die Englische Bühne in Ostindien natürlich nur als ein Liebhaber-Theater angesehen werden. Was sie Kunstfragen sind nicht allemal nöthig, denn dieses oder jenes Talent auf Liebhaber-Theatern — prostituirt — ist erfunnt und erlünstelt man nicht Alles, um diese oder jene Bühne zu bedienen? Was für lustige Tänkereien um die Haupt-Rollen! Die Garderoben-Anekdoten des Theaters in Madras würden Stoff zu einem sehr unterhaltenden Buche geben. Es war vielleicht das hübscheste Sommer-Theater, das man jemals erbaut hat. Von seinem unversellen Geschmacke, und es dünkt zugleich als Festsaal, Feiwarmorium und Restaurant — empfing es den Namen Panthron. Die interessanteste Periode seiner Geschichte ist jetzt vorüber: die Reduction der Gehalte beim Civil- und Militairstande, und noch andere Ursachen mehr, haben den Indo-Briten auch diesen harmlosen Genuß verjagen. Mark Rosenthal, der arbiter elegantiarum der Kolonie, war Direktor des Theaters zu Madras, und beide Geschlechter wetteiferten mit einander. Er rekrutirte seine Truppen mehrentheils aus jungen Militair-Personen, und dreffirte die zartgeformtesten seiner Schüler zu Theater-Damen.

Aber unser Oberst Elisha Trapaut! Ei, wie Schade, daß mir in diesem Augenblick nicht Scarron's Pariet zu Gebote steht, um den guten Obersten mit seinen Worten zu malen, mit seinem Hofstaate seiner „Oberst Teapaud" (Kröte) nannte! Er besaß die ganze theatralische Reizbarkeit eines Nagetin; und wenn man seiner Eitelkeit schmeichelte, so entschloß er sich, jedwede Rolle zu übernehmen, wie wenig auch seine Person, ein wahres Paquuill auf die Menschheit, dazu geeignet seyn mochte. Bei Allem dem war er ein braver Schauspieler; man mußte zwar über ihn lachen, so oft er nur sich selbst betrat; allein er nahm dies für die Wirkung irgend eines komischen Einfalls, und freute sich von ganzem Herzen. Einst berebete ihn Jemand, eine Komödie zu schreiben, und zum Unglück machte er sich in allem Ernste daran. Ein solches Gewebe von Abgeschmacktheiten war noch nie in dem Gehirn eines Bühnenliebhabers ausgebrütet worden; kannen bildete er sich viel darauf ein, und gab sich bei der Vorstellung alle erdenkliche Mühe. Die übrigen Schauspieler thaten ihr Mögliches; denn Trapaud war ein so barmloser und drolliger Mensch, daß Keiner ihn hätte kränken mögen.

Zu dieser Komödie, die er den „Kaufmann von Smyrna" betitelte, schrieb Herr Trapaud einen Prolog, den Niemand gern oder ungern deklamiren mußte. Der Prolog wurde mit rauschendem Spott-Beifall aufgenommen. Während der Vorstellung vergaß aber ein Schauspieler seine Rolle, und ein Anderer extemporirte eigenen Unsinn, so daß der arme Autor in schäumende Wuth gerieth. Als der Vorhang gefallen war, lief man den Verfasser heraus, und warf einen mit Blumen durchflochtenen Kranz auf die Bühne. Nach einigem Widerstreben ließ es Teapaud geschehen, daß zwei Schauspieler ihn kränten. So diesem Zweck mußte erst die dicke Perücke von dem kleinen Kopfe des Männleins herunter; allein der Kranz bestand aus Blättern von einer dornigen Hecke, welche die kahlen Stellen seines Kopfes blutig kratzten. Trapaud wirkte die Bühne unter Flüchen und Verwünschungen.

Mit werer ich die Aufführung des Macbeth vergessen, bei welcher ein junger Herr Ansley, der Sohn des berühmten Verfassers des „Führers in Bath," weil es an Schauspielerinnen fehlte, die Rolle der Lady Macbeth übernommen hatte. Jedermann weiß, wie schnell in heißen Klimaten der Bart wächst. Ansley's Bart, der von der schwärzesten Farbe war, hatte im Verlaufe des Stückes so große Fortschritte gemacht, daß die Lady während der Pause zwischen dem vierten und fünften Akt sich rasiren mußte. Die schwüle Luft hinter den Coulissen nöthigte aber Herren Ansley, mit seinem ganzen Rasse-Apparate auf die kühlere Bühne zu gehen. Da machte sich Euer den boshaften Spaß, und klingelte. Der Vorhang rollte auf, und zeigte der schönen Welt von Madras zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Lady Macbeth bei einer so höchst unweiblichen Toilettenarbeit. Man denke sich das Zetergeschrei und wiehernde Gelächter des Publikums! (Asiat. Journ.)

*) Enfans perdus. So heißen bekanntlich die Ersten beim Sturmlaufen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Montag den 6. April 1835.

Frankreich.

Wie man dem Publikum in Frankreich den Garaus gemacht.

Eine phantastische Erzählung, von Charles Nodier.

Eine Neuigkeit, eine von den außerordentlichsten, die jemals einem civilisirten Volke angekündigt worden! — Diese Neuigkeit betrifft keine Sonnenfinsterniß, nicht den Ausbruch eines Vulkans, nicht eine Sündfluth, die hereinbricht, nicht das plötzliche Auftauchen einer neuen Welt, wie das von Columbus heraufbeschworene Amerika, nicht den Untergang eines verschwundenen Volkes, wie die Atlantis des Platon. — Nein! es giebt etwas ganz Anderes! Die Vernichtung einer Sprache, des im Worte der Menschen fleischgewordenen Geistes, jener höheren gottauffluammten Erkenntniß, die den Menschen von den übrigen Gottesgeschöpfen unterscheidet, — jenes unsterblichen Hauches, der Euch die Sprache gegeben, — erfindet von Restaut, Wailly, Lhomond, unter Vorbehalt der allerhöchsten Zustimmung der Universität.

Nur noch eine kurze Frist — und sie giebt kein Patois mehr in Frankreich! Fünfundzwanzig Millionen Franzosen werden ohne Weiteres ihres väterlichen angeborenen Idioms beraubt, um zu sprechen, wie ich und Ihr! — Ihr sagt: Was kommt denn darauf an? — Nun, das hat man von der Bildung!

Nein, — es giebt kein Patois mehr! Diese naturwahre saufte Sprache, die wir von unsern Müttern, von unseren Ammen, von unseren ersten Freunden übernommen, deren Verlust wir schon betrauert, als ihre Unreinschheit in unseren Schulen gerügt ward durch den höhnischen Purismus unserer Pedanten; dieses liebliche anmuthige Idiom, das mit solchem Reize die Lücken der Rede auszufüllen verstand, und das in allen Zeiten ein geistreicher Wort bot, wo die Dunkeln unserer Wörterbücher verlegt waren, — dieses Patois ist nicht mehr!

Aber — fragt Ihr — wer hat denn in der Sprache diese einzige, seitdem es Sprachen giebt, unerhörte Revolution hervorgebracht? War es ein neuer Tyrann, noch erfindungsreicher und mächtiger als Philipp? War es Xhr oder Thomtaler, Germes oder Freimaglins? War es ein Palamedes oder Kadmus? Es war doch nicht etwa ein zweiter Leibniz oder Bacon? — Nichts von dem Allen!

Die Autorität, welche dieses Werk der Unmöglichkeit in wenigen Federstrichen eines Protokolls auszuführen beschlossen, ist das Comité des Bejarès von Cahors. Cahors ist eine Stadt in Frankreich, sonst Hauptstadt von Quercy, Hauptsitz der Präfektur des Departements des Lot, mit einem Gerichtshofe erster Instanz, mit eilf- bis zwölftausend Einwohnern, ungefähr unter dem vierundvierzigsten Grade der Breite gelegen. Von jeher berühmt wegen seiner Tuch- und Ratin-Fabriken, wegen seines Brannweins und Russels, zeichnet es sich noch besonders aus durch die Trüffeln, die in seinem Bezirke, in seinen dunklen Wäldern, die sehr geschätzt sind und von Vordeaux aus nach England und Holland versührt werden. Endlich hat diese Stadt noch das Glück, der Geburtsort des Papstes Johann's XXII., des göttlichen Dichters Clement Marot und der Mitglieder des Comité des Bejarès von Cahors zu sein.

Das Licht ist und brutjutage von Söhen her aufgegangen, und das ist auch der Grund, warum man in Frankreich so allgemein darin übereingekommen, kein anderes Französisch zu sprechen, als das zu Cahors gesprochene, — ich meine nicht im Hausgebrauche des gemeinen Volkes und der Landleute — um diese Herren sich die bürgerlichen Reisstraten wenig — sondern in den amtlichen Aufschriften des Bejarès-Comités.

Hätt' ich in diesem Augenblick nur etwas Erhältlicheres zu erzählen, es wäre mir sehr lieb. Indeß muß man so sürlieb nehmen.

Wie es eine Masse guter Leute giebt, die ein wenig Französisch zu verstehen glauben, und noch außerdem einige andere Sprachen, die in ihrer Einfalt ferner meinen, daß es nicht unter die Befugniß eines Bejarès-Comités gehöre, eine Sprache zu unterdrücken: — so kann ich mich nicht der Mühe überdrehen, ihre Bedenken dem übrigens unanstaßbaren Beschlusse des Bejarès-Comités von Cahors bescheidentlich entgegenzusetzen, und es wird diesem nicht schwer fallen, das in Frage Gestellte im Herumgehen, wie der große Peripatetiker, zu erledigen. Ich nehm' es mit ernstlich vor, bei diesem Examen die ernste Gemessenheit nicht zu verlieren, die ich bei so hochwichtigen Verhandlungen zu behaupten gewohnt bin. Verbum impendere vero.

„Das Bejarès-Comité von Cahors, in Erwägung, daß" ... (considérant que ...)

Da sind sie nun, meine Duerulanten, und fassen das Bejarès-Comité von Cahors bei dieser Kurial-Sprachverunreinung, der schwächlichen Ausgeburt eines Kanzlei-Patois, welches niemals die Sprache von Oc aufwiegen wird. „Was?" — schreien sie; denn sie haben eine Art von Hestigkeit, die dem Rechte zwar nicht Eintrag thut, aber manchmal gegen eine thesis ab absurdo zu operiren hat. — „Ihr schreitet zu einer Reform, die im Namen der Sprachreinheit unternommen werden soll, und beginnt bei Eurem ersten Auftreten mit einem Sprachschnitzer, um den man Euch vor dreißig Jahren und der Schule gewiesen hätte?" Es steht der ganzen Welt frei, die Autorität des Bejarès-Comités von Cahors nicht mehr in Erwägung zu ziehen, als ihr eben gebührt; keinem Menschen aber steht das Recht zu, Französisch zu sagen: „Ich liebe in Erwägung (je considère que —), daß das Bejarès-Comité von-Cahors einen dummen Beschluß gefaßt hat." Das wäre ein doppelter Verstoß — gegen die Sprache und den Verstand.

Und was hat es denn nun erwogen, das Bejarès-Comité von Cahors, welches erwägt, daß? — (qui considère que?)

Es hat erwogen, daß der Gebrauch des Patois einen Einfluß auf die Ausdrucke des Französischen ausübt; — weil es nämlich nicht erwogen hat, daß im Gegentheil das Patois ein wesentliches Mittelglied bildet zwischen dem Französischen und seinen Schwestern; und daß man, wenn die Gesetze der Ausdrucke des Französischen verloren gingen, die leitenden Prinzipien für sie in dem Patois suchen müßte.

Es hat erwogen, daß die diplomatische und administrative Einheit des Königreichs die Einheit des Idioms in allen seinen (des Idioms oder des Königreichs?) Theilen gebieterisch fordere. Was es hat nicht erwogen, daß dieses, so ohne alles Bedenken hingestellte Axiom weder in der alten noch in der neuen Geschichte Begründung und Halt gefunden; daß es durch die hier mächtigsten Alleinherrscher aller Jahrhunderte, Alexander, Auguſt, Karl den Großen und Napoleon, Lügen gestraft worden; daß, um dasselbe zu realisiren, wenn es anders angeht, die Sprache unter die Willkür der tollsten aller Diktaturen gestellt werden müßte, unter die der Phrasen des Gerichtshofes und der Barbarismen eines Bureaus; daß diese Einheit der Sprache, die unvereinbar ist mit den unberechenbaren Einflüssen der Lokalitäten, mit der eingeborenen Poesie der Völker, mit den organischen Fähigkeiten der Menschen, — je wie mit seinen Eigenthümlichkeiten, — Nichts gewinnen kann, als ein toller Einfall ihrer chimärischen Utopien der Sprachgebietern zu ergötzen, — daß diese Einheit der Sprache den Anstrengungen aller Bejarès-Comité's der Welt eine kleine Schwierigkeit entgegenstellen würde, die wohl in Erwägung gezogen zu werden verdient: — eine einzige Schwierigkeit freilich nur, die man sich nicht verbergen; aber eine zweite Schwierigkeit derselben Art wäre zu viel! Nämlich, daß es ein für allemal nicht angeht, daß es unaufführbar, unmöglich ist.

Es hat erwogen, daß die südlichen Dialekte, wie ehrwürdig sie uns auch immer sein mögen, als Erbe von unseren Ahnen (tausend Dank für diese verbindliche Zugeständniß!), dennoch nicht vermocht haben, sich zu dem Range der Schriftsprachen zu erheben; daß es Niemand wohin gebracht, sich ein grammatisches System zu ordnen und eine Orthographie festzustellen; daß sie keine Leistung von Belang aufzuweisen haben, und daß ihr gewöhnlicher Gebrauch von den besten Geistern als eine der hauptsächlichsten Ursachen der mißwirksichsten Unbeiegenheit der Worte über den Sätzen von Frankreich so bezeichnet worden. — Es versteht sich von selbst, daß ich dies Alles nur kopire. Solche Schlechtchen erfindet man nicht!

Hier nun dünken mir die Arme vor Erstaunen, fast hätt' ich gesagt vor Scheck. Dies räumt mir denn auch, in der Form das unternommene Examen abzumachseln, — während ich bei Meisgenheit wahlsam Rthem hole, und den Gipfel dieses pyramidenförmigen Satzes erklimme.

Wie? die mittäglichen Dialekte haben sich nicht zu der Höhe der Schriftsprachen erheben können, auch nicht in den süßen Dichtungen der Troubadours, auch nicht in den schönen romanischen Epopöen, denen wir zum wenigsten den Ariost verdanken, — auch nicht in den anmuthigsten naturwahren Bildern des lieblichen Patois, meichet Jean Doujat, der Gelehrteste von allen Gelehrten von Languedoc, eines Glossars für würdig geachtet, — er, der in allen bekannten Sprachen zu schreiben und zu sprechen verstand? Und wem gilt denn nun dieser Provinzialgeschichtsschreiber zu Gunsten der Centralisation? Uns anderen alten Sprachforschern, die wir gern den ganzen ausst-grammatischen Bettel der Bejarès-Comité's hingeben für eine Seite Salabaterie bei Barlaudiero, für ein Sonnet oder canson des Goudouli, für ein noël des de la Chonnoye.

Wie? Die mittäglichen Dialekte haben es nicht dahin gebracht, ein grammatisches System zu ordnen und eine Orthographie festzustellen? Sie ist also nicht bestimmt sestgestellt, — die Orthographie des Pellas, Sauvages, des trefflichen gelehrten Doujat, mit deren Namen ich eben

Digitized by Google

reft das Bezirks-Comité von Cahors bekannt gemacht? Sie sind nicht systematisch geordnet, nicht mit dem größten Reichthume der Gelehrsamkeit und des Geschmacks ausgekramt, zwar trefflichen Arbeiten Bayonards, welche die Bewunderung des Ganzen gelehrten Europa auszumachen? und wegen des Mangels einer systematisch geordneten Gramatik wird das Patois des Departements des Lot, wie ein Landstreicher ohne Paß, vor das Corrections-Tribunal der Behörden geschleppt? — Gäbe uns nur der Himmel eine solche!

Wie? Die mittäglichen Dialekte (und gehen wir nur noch weiter! denn wir dürfen die Rechte dieses blumischen Idioms nicht verletzen, wie sehr auch das Bezirks-Comité von Cahors es verlangt, um es in die Acht zu thun), — nein! das Patois von ganz Frankreich hat keine bedeutende Leistung aufzuweisen?

Wie? Montyollier mag allzugeizig mit seinen Erkenntnissen haushalten, um den Herren von Cahors jemals etwas von den gelungensten Partieen des Rabelais vorlauten zu lassen! Die Akademie des jeux floraux von Toulouse hat ihren Einsichten wohl nicht wirksam genug aus, um bis nach dem Departement des Lot den Ruf eines Clemente Isaure und seiner lieblichen Languedocischen Ruhe verbreiten zu können, dieser herrlichen Dichtungen, die ganz von Hagreosen und Amaranthen durchduftet sind? Wie? So viele reizende Scenen des Crvato, Reynard, Dantenet, Martinal, Mistral, Favre, des großen Molière, sollen vermuthlich seyn, in's Unendliche die geschraubten Auslegungen der Grammatiker über sich ergehen zu lassen, wie die punische Scene im Pönulus des Plautus, — bloß weil es dem Bezirks-Comité von Cahors gefällt, unter ursprünglichen Französisch, unsere Mutterspracke eben so zu behandeln, wie die Römer als Halbbarbaren das Karthagenensische behandelten? Kommt es so nicht so vor, daß in der Ihre, das Patois zu untere drücken, etwas Komisches liegt, das Lachen reizt, aber auch etwas, was zum Weinen auffordert?

So sehr denn, welchem Unglück ihr auf so wundervolle Weise entkommen sind. Wenn das Bezirks-Comité von Cahors die Oberaufsicht über die ersten öffentlichsittlichen Belehrungen des alten Griechenlands geführt hätte zur Zeit des Pisistratus oder Peritles (das ist aber nur so eine Annahme!); wenn es sie in jener Zeit so drauffichtig hätte — das Bezirks-Comité von Cahors, — wie heut zu Tage in Frankreich; wenn es unverschämter Weise die Provinzial-Dialekte unterdrückt hätte, was es ihre die unsrigen bewirkte mittelst durch eine willkührliche Vertheilung, abgefaßt bei verschiedenen Thoren, unterzeichnet: Das Bezirks-Comité von Athenai, noch tiefer unten die Worte: Gegeben in unserem Athenaien, — der Rektor der Universität! — Ah jitter, ich schaudere am ganzen Leibe, zu sagen, was dann erfolgt wäre! . . . . . Wir würden heute nicht wissen, wir denn von Homer gewinnt ist.

Wie? Der gewöhnliche Gebrauch des Patois ist von den besten Geistern als eine der hauptsächlichsten Ursachen der literarischen Unbedeutendheit der nördlichen Provinzen Frankreichs über die des Südens bezeichnet worden? . . . .

Das laß ich mir gefallen. Das ist eine von den Meinungen der feinen Urbanität, welche unter den Süden vollkommen Meister ist, um es dem Norden voranzuthun, und ich sie mein klein Theil nördlicher Eitelkeit ein ihm dankbar verbunden. Indeß weiß ich sehr wohl, eine Höflichkeit ist der anderen werth, und ich werde mich diesen Augenblick noch dester bestimmen, indem ich Rabelais, Montaigne und Montesquieu wieder vornehme.

Aber das Bezirks-Comité von Cahors wird sich zufällig überzeugt haben, daß es in Frankreich außer dem Patois von Languedoc feines giebt, und daß der Nordin nicht das Unglück gehabt hat, Patois zu sprechen, wie der Süden; denn das wird wohl die logische Konsequenz jener ungehemmten Erzügung seyn. — Gestimmt in der Herrn Bartele, einen der eifrigsten Redakteuren des ehemaligen Catholique des Pays-Bas, wie er sich in seinem merkwürdigen Buche über Flandern und die Belgische Revolution ausspricht.

„Eine gründliche Dietussion des Päpstlichen cucullischen Schreibens würde eine defender Abhandlung erfordern; ich will hier das unbegreifliche Mauifest des Oberhaupts der Kirche gegen die Freiheit der Kirche selbst nur aus politischem Standpunkt betrachten und untersuchen, ob es auch nur den geringsten Einfluß auf das Betragen der Belgischen Katholiken als Bürger ausgeübt hat. Wenn die Herren Charles Pilain XIIII. und Mutenaer zu einer sehr willkührlichen Verwaltung, sich hinreißen ließen, so war es wahrlich nicht das Päpstliche Knutdschreiben, das ihre Ueberzeugung motivirt hat; denn wir glauben nicht, daß diese unglückseilige Conception schon das Licht erblickt hatte, als der Erstere für das Abtreten der Provinz, die ihn erwählt, an der Holländer votirte, oder als der Letztere dem Edikt vom 11. Dezember 1829 anpfing." . . . .

In einem einzigen Paragraphen sehen wir also zwei der einflußreichsten katholischen Kirchtreten und sogar den Papst selbst von einem Katholiken angegriffen, der nicht minder entdeckt ist, als sehr wohl, und gleichwohl einer diametrisch entgegengesetzten politischen Ihre huldigt. Kurz nachher sagt Herr Bartele dinzu:

„Herr Charles Pilain XIIII. ist am Vorabend des vierten Jahrestages einer unter dem Geschrei „Freiheit und Gerechtigkeit" ausgeführten Revolution Gouverneur von Gent geworden! Diese isolirte Thatsache charakterisirt eine ganze Situation. — Also haben wir den Despotismus nur abgelöst, nicht zerschmettert. Gesolt!" . . . .

Diese Zeile's können uns von dem gültigsten Eifer der Oppositionen eine Vorstellung geben. Man darf sie angesichts der katholisch-demokratische Partei nennen, obgleich keines ihrer Mitglieder den Grundsätzen des Abbé de Lamennais mit Einschluß des republikanischen Prinzips huldigt. Diese religiöse Opposition hat keine andere Repräsentanten im Parlamente, als die Herren Dubois und Dumortier. Beide Deputirte von Tournay (Doornik), von denen der Erste Vice-Präsident der Kammer und der Zweite Quästor ist. Auch kann man diese beiden Herren nicht unbedingt auf die Liste der demokratischen Redner bringen.

wird noch lange nach Euch die Sprache von Oc reden, die Euch zuwider ist, das Baskische und Bas-Breton, was noch viel eigenthümlicher Sprachen sind, — ich weiß nicht, ob Ihr das schon wisset, meine Herren! — und den Vortheil haben, sehr gut geordnete Grammatiken zu besitzen. Und dann wird man auch noch ganz andere Sprachen sprechen, die von keiner Universität festgestellt worden sind, und die Ihr nicht minder und nicht mehr verstehen werdet, als die Sprachen der Vergangenheit. Und dann wird man nicht mehr sprechen von Universitäten und Rektoren und Bezirks-Comités.

Nein, meine Herren! keine Sprache stirbt den Tod von Rechts- und Gesetzesmann, von einem Lyceum gewürgt, gelenkt, erstickt durch ein Verdammungs-Urtheil, das auf dem Scheiderpulte eines Pedanten geschmiert wird. Niemals wird ein rector magnificus, zwischen zwei Pedellen sitzend, ihr den Weg zur Ewigkeit weisen, im Namen des Königs und der Justiz! Die Sprachen sind von einem höhen Leben, Man kann sie nicht tödten. Lasset Sie uns also das Patois, wenn ich bitten darf, meine Herren von Cahors! Lassen Sie es uns aus Gefälligkeit! Es wird uns wenigstens ein dischen entschädigen für das schöne Französisch, wie man es heutzutage macht!

Bibliographie.

Cours sur le tracé et la construction des batteries de toute espèce. Extrait de l'ouvrage publié par le comité d'artillerie. — 3½ Fr.

Observations critiques sur l'organisation nouvelle de l'artillerie. — Von General Duthand. 2 Fr.

Minéralogie industrielle, ou exposition de la nature, des propriétés, du gisement etc. — Von Peleyre. 3 Fr.

Pathologie canine, ou traité de maladies des chiens. — Von Delabère-Blaine. Nach dem Englischen, mit Anmerkungen von Delaguerre. 6 Fr.

Phytochymie médicale. Histoire des substances héroiques et des poisons tirés du règne végétal. — Von J. Reanez.

Recherches sur les effets de la saignée dans quelques maladies inflammatoires et sur l'action de l'émétique et des vesicatoires dans la pneumonie. — Von P. C. R. Louis. 2½ Fr.

Traité des maladies des bestiaux. — Von W. Delaguerre. 3½ Fr.

Homme sans coeur — Von Bonnetier.

Un Mariage sans mari Marie. Par Auguste Lafontaine et Mme. Schoppenhauer; traduit de l'allemand par A. Suckau. 4 Bdchen. 12 Fr.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Fortsetzung.)

II. Katholische Oppositions-Partei.

Ich habe die Männer namhaft gemacht, auf welchen in diesem Augenblick die Hoffnungen der katholischen Aristokraten ruhen, d. h. derjenigen Partei, welche die absolute Monarchie auf der Basis des geistlichen Supremates erbauen möchte. Eine andere katholische Partei aber kämpft im Bunde mit den liberalen Ideen gegen dieses Streben nach Reaktion. Diese Partei hat zwar das religiöse Element an die Spitze des Umschwunge der Ideen; allein sie will keine Priester-Privilegien: sie verlangt universelle Zustimmung, und vor Allem Nationalität. Sie schwimmt mitten im Strome des republikanischen Elements und braucht nur noch einen Schritt zu thun, um auf das Terrain des Abbé de Lamennais zu gelangen. Hören wir nur den Herrn Bartele, einen der eifrigsten Redakteuren des ehemaligen Catholique des Pays-Bas, wie er sich in seinem merkwürdigen Buche über Flandern und die Belgische Revolution ausspricht.

„Eine gründliche Diskussion des Päpstlichen cucullischen Schreibens würde eine defender Abhandlung erfordern; ich will hier das unbegreifliche Manifest des Oberhaupts der Kirche gegen die Freiheit der Kirche selbst nur aus politischem Standpunkt betrachten und untersuchen, ob es auch nur den geringsten Einfluß auf das Betragen der Belgischen Katholiken als Bürger ausgeübt hat. Wenn die Herren Charles Pilain XIIII. und Mutenaer zu einer sehr willkührlichen Verwaltung sich hinreißen ließen, so war es wahrlich nicht das Päpstliche Knutdschreiben, das ihre Ueberzeugung motivirt hat; denn wir glauben nicht, daß diese unglückseilige Conception schon das Licht erblickt hatte, als der Erstere für das Abtreten der Provinz, die ihn erwählt, an der Holländer votirte, oder als der Letztere dem Edikt vom 11. Dezember 1829 anpfing." . . . .

In einem einzigen Paragraphen sehen wir also zwei der einflußreichsten katholischen Aristokraten und sogar den Papst selbst von einem Katholiken angegriffen, der nicht minder entdeckt ist, als sehr wohl, und gleichwohl einer diametrisch entgegengesetzten politischen Ihre huldigt. Kurz nachher sagt Herr Bartele dinzu:

„Herr Charles Pilain XIIII. ist am Vorabend des vierten Jahrestages einer unter dem Geschrei „Freiheit und Gerechtigkeit" ausgeführten Revolution Gouverneur von Gent geworden! Diese isolirte Thatsache charakterisirt eine ganze Situation. — Also haben wir den Despotismus nur abgelöst, nicht zerschmettert. Gesolt!" . . . .

Diese Zeile's können uns von dem gültigsten Eifer der Oppositionen eine Vorstellung geben. Man darf sie angesichts der katholisch-demokratische Partei nennen, obgleich keines ihrer Mitglieder den Grundsätzen des Abbé de Lamennais mit Einschluß des republikanischen Prinzips huldigt. Diese religiöse Opposition hat keine andere Repräsentanten im Parlamente, als die Herren Dubois und Dumortier. Beide Deputirte von Tournay (Doornik), von denen der Erste Vice-Präsident der Kammer und der Zweite Quästor ist. Auch kann man diese beiden Herren nicht unbedingt auf die Liste der demokratischen Redner bringen.

Digitized by Google

Ihre Opposition war immer mehr gegen die Person der Minister als gegen ein bestimmtes Prinzip gerichtet. Es ist ein Rest von jenem Sauerteig des Hasses, der unter Herrn Lebeau's Ministerium so wacker gegoren hatte. Herr de Theux, Minister des Innern, und der Etzlederale, Herr Ernst, gegenwärtig Justiz-Minister, haben zwar noch dann und wann Ursache, sich darüber zu beschweren; aber den Herren Minternagre und Felix von Merode gegenüber wirken Dubus und Dumortier nicht dieselbe Gewandtfähigkeit sich erlauben. Eine gehäufte Familien-Sympathie, welche die fühle Laune des Augenblicks nicht verdrängen kann, hält sie davon zurück. So oft die reine katholische Frage ins Spiel kommt, wird Herr Dubus Rath der Partei, und Herr Dumortier sein Redner par excellence. Zeigt aber das monarchische Prinzip nur den kleinen Finger, so verwandelt sich Dumortier in einen Volkstribunen, und verlegt dem Könige sogar das Recht, die Provinzial-Conseils auszulösen. Sprechen die Redner des Ministeriums von diplomatischen Konzessionen, so erhebt sich Herr Dumortier und donnert heraus: „Das ist die Sprache der katholischen Klagen von einem Bischofe, schreiben an die Prediger einer Diöcese zu schicken, worin er sie zu Gebeten um göttliche Erleuchtung des schismatischen Predigers ermahnt.

III. Republikanischer Partei.

Das republikanische Prinzip hat in Belgien noch nicht viele Proselyten gemacht. Wer haben schon bemerkt, daß es in der Repräsentanten-Kammer nur drei Deganx zählt; auch ist es seinen Anhängern noch nicht zugefallen, an die Möglichkeit einer direkten Installation zu glauben. Erst durch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich hoffen sie, auf einen gemeinschaftlichen Gewalt der republikanischen Verfassung zu verschaffen; ihre Ansichten sind demnach nichts weniger als national.

Der Klub der Rue de la Bergère, welcher in den ersten Monaten der Revolution in Brüssel so großes Aufsehen erregte, wurde, so zu sagen, von dem Volke selbst geschlossen, weil man den Leuten beigebracht hatte, dieser Klub sey ein Asyl der Mörder, Spitzbuben, Diebe, Verbrenner, Herr de Potter, hatte kaum so viele Zeit übrig, daß er nach der Grünge flüchten konnte, welche Flucht seine Kollegen, und insbesondere Herr Gendebien, ihm sehr übel nahmen. Der Letztere, den man als die merkwürdigste Person des republikanischen Triumvirates, das gegenwärtig in der Kammer sitzt, betrachten kann, hatte übrigens noch einen anderen Groll auf Herrn de Potter. Er wußte, daß der Präsident jenes Klubs gerades Weges nach der Diktatur strebte, und daß seine schon festgnierten Minister die Herren Tielemans und Lesbroussart waren.

In den Sitzungen der provisorischen Regierung, deren Mitglieder über den Fuß der Gleichheit diskutierten, war Herr de Potter immer der Erste, welcher unterzeichnete, und zwar dem Treffe so nahe, als möglich. Herr Gendebien suchte dann seine Signatur noch höher zu rücken, als wollte er die aristokratischen Dünste verscheuchen, die das Haupt seines Kollegen umschwal zu trüben schienen.

Auf diesem Punkte geschagen, verschiebt Herr de Potter sein Glück nun damit, daß er an selbigem in den Versammlungen erbiten. So konnte er sich des Sessels der Präsidentschaft bemächtigen, der von Rechtswegen Keinem angehörte. Mit dieser kleinen und ziemlich harmlosen Usurpation nahm es nun folgenden Lube. Als der de Potter eines Morgens zur gewohnten Stunde aufkam, fand er Herrn Gendebien bereits auf dem Lehnstuhle. Er verhielt sich, kam sich von Neuem an, an seine Diktator-Pläne fahren. Gegenwärtig ist Herr de Potter von den politischen Schandbühne ganz abgetreten, wegegen Herr Gendebien sich ganz allein die republikanischen Meinungen versicht. Sein Thema ist übrigens weder lang, noch schwierig, noch mannigfaltig; er hält an zwei oder drei Axiomen fest, die er gegen Widersacherin mit seinem Ungestüm an den Kopf wirft. Sein Zweikampf mit Herrn Charles Rogier hat Celebrität genug erlangt; aus einer Entfernung von 40 Schritt auf seinem Gegner zuschreitend, schoß er dem ihrenwerthen Redner eine Kugel in den Mund: eine sonderbare Manier, ihn zum Schweigen zu bringen!

Die beiden Adjutanten des Herrn Gendebien sind die Herren von Robault und Seron. Diese Drei bilden das ganze republikanische Armee-Corps. Robault steht Herrn Gendebien an Autorität wie an Talenten nach. Er ist ein ehrmaliger Advokat ans Lüttich, ein weitschweifiger, lark- und formloser Redner. Wie der Revolution war er liberaler Unionist, und jetzt hat der katholische Partei keinen grimmigeren Feind als ihn. Herr Séron, Repräsentant von Philippeville, zeichnet sich besonders darin aus, daß er das traurige Mitglied der Kammer ist, welches einen dreieckigen Hut, einen Zopf und Stiefeln à la Suwarow trägt.

IV. Liberale Oppositions-Partei.

Unter den zwanzig Mitgliedern, welche die liberale Minorität in der Repräsentanten-Kammer zählen mag, verdienen die nachstehenden besondere Aufmerksamkeit: es sind die Herren Henri v. Brouckère Fallon, Jottrand, Fleussu, Cordissier, Mercx und Rouppz. Der Letztgenannte, gegenwärtig Bürgermeister von Brüssel, bekleidete dieses Amt schon, als Bonaparte noch erster Konsul war. Die Unabhängigkeit seines Charakteres und die Liberalität seiner Verwaltungs-Ideen erwarben ihm die Ehre, bei Bonaparte verdächtig zu werden. Um Belgien seines Einflusses zu entledigen, schickte er dem harmlosen Bürgermeister eines Tages die Ernennung zum Seconde-Lieutenant. Dieser seltsamen Veränderung seines Wirkungskreises zufolge machte Herr Rouppz mehrere Feldzüge mit, ohne die Interessen der Stadt in seinem Municipal-Conseil ferner wahrnehmen zu können. Die Holländische Regierung übertrug ihm den Posten seines öffentlichen Amts; erst nach den Septembertagen trat er wieder in seine alte Stellung.

Die Herren Mercx und Cordissier glänzen besonders da, wo es sich um finanzielle, oder um Gegenstände des Gewerbsfleißes handelt; allein der Letztere war oft selten, öffentlich zu reden, und gewöhnlich ersetzt ihn sein Kollege Fleussu auf der Tribune. Obgleich Herr Fleussu der Wahl des Königs Leopold sich widersetzt hatte, wählte ihn der Kongreß doch zum Mitglieder der nach London abgeschickten Deputation. Er ist von allen Mitgliedern beider Kammern dasjenige, in dessen Reden die meiste gesunde Vernunft herrscht.

Herr Jullien, ein seit dreißig Jahren in Belgien naturalisirter Franzos, der lange Zeit in Lüttich wohnte, hat das Amt eines Advokaten rühmlich verwaltet, ist der Scharmützler seiner Partei. Er setzt Alles an einen Sarkasmus, dessen Zielscheibt gewöhnlich die Priester sind. Er ist das gerade Widerspiel des ruhigen und abgemessenen Herrn Fallon, dessen Votum der furchtsame Theil der Opposition zu befolgen pflegt.

Die Fallen gegenüber stellen nur drei Redner in Brouckère stellen, einen jungen Mann voll Energie und den eleganteften Redner der Kammer. Dieser Herr votirte für Leopold, und war einer der Commissaire, die nach London geschickt wurden, um ihn zur Annahme der Krone zu bewegen. Er bekämpfte den Vertrag der 18 Artikel, welcher Belgien das Nivendissement Luxemburg entzog, dessen Repräsentant er ist. Diesen Umstande zum Trotz, ist er der heftigste politische Partei 1832 seine Wahl in demselben Arrondissement. Weisser rächte ihn nachmals, und seitdem ist er einer der leidenschaftlichen Streiter der katholischen Partei geblieben. Ihm gehört die Ehre, daß er zuerst auf Abschaffung der Todesstrafe und Revision des Kodex der Strafen antrug.

Herr Charles v. Brouckère, Bruder des Vorigen, lebt jetzt in gänzlicher Zurückgezogenheit von der politischen Welt. Gleichwohl hat er in den letzten vier Jahren an allen Streitfragen, die in Belgien verhandelt wurden, lebhaften Antheil genommen. Er war abwechselnd Finanz-Minister, Minister des Innern und Kriegs-Minister, als der gefährlichste Ehrgeiz noch unter der Last des Gouvernements kauerte, in steter Furcht, eine Hollandische Bombe könnte in die Flaschen und Schüsseln fahren.

Als Herr Cogbrn die Finanzen eines leeren Schatzes nicht mehr verwalten wollte, suchte man Herrn Charles von Brouckère auf; als der Riesenkrieg bei Löwen die Schwäche der Belgischen Armee und ihre klägliche Organisation dargethan hatte, wandte man sich an Herrn von Brouckère, die Verantwortlichkeit des Kriegs-Portefeuille's zu übernehmen. In Augenblicken der Gefahr immer geliebkost und an Tagen des Triumphirs immer abgewiesen, hat Herr von Brouckère diejenigen nie auf sich warten lassen, die im Namen der Belgischen Freiheit an sein Herz oder an seinen Arm appellirten.

Obgleich Herr Charles von Brouckère auf dem Kongreß gegen die Wahl des Prinzen von Sachsen-Koburg gestimmt und den Ministerrath verlassen hatte, um in der Reihen der Opposition zu treten, wurde er doch vom König Leopold am 3. August 1831 zur Verwaltung des Innern berufen; denn eben damit General Evaße den Waffenstillstand aufgekündigt, und die Holländer stellen in das Gebiet des Belgischen Königs. Die Augenblicke waren kostbar und die Generale — verhältt. Herr Charles von Beuckère aber preßlgte sich gleich in den Palast, wo der König die ganze Last auf seine Schultern legte und ihm einschärfte, er möge Alles anbieten, damit wenigstens die Hauptstadt Herr bleibe.

Brouckère eilte sofort ins Kriegs-Ministerium, wo er, kaum seiner Pollmacht, Herrn de Failly den Befehl gab, unverzüglich zu der Armee an der Schelde abzureisen, während Herr Goblet, General des Genie-Corps, unaufsäumt abging, um die beiden Flüsse zwischen Antwerpen und Mecheln zu decken. Der König ging den Arm nach Antwerpen ab. Kaum von Brouckère, der Minister des Innern, sog seine alte Uniform eines Artillerie-Obersten an und begleitete ihn als Adjutant. Unterdeß erhielt man im Hauptquartier die Nachricht von der Niederlage des Generals Daine, und nun wurde Beuckère draufstragt, das in der Provinz Lüttich stehende Armee-Corps nach Löwen zurückzuführen. Binnen 24 Stunden hatte der Minister des Innern seine Truppen wieder organisirt mit Waffen und Kleidung versehen. Als er an der Spitze von 10,000 Mann Löwen erreichte, war die Capitulation bereits unterzeichnet.

Nach Brüssel zurückgekehrt, ließ Herr von Brouckère, den zudringlichen Bitten seiner Freunde gemäß, sich bewegen, das Portefeuille des Krieges zu übernehmen. Dieses Portefeuille war eine Sinekure, die kein Anderer auf sich laden wollte. Nicht bloß die Armee mußte neu organisirt werden, auch dem Ehrgeiz einer Menge Individuen waren Fesseln anzulegen. Der neue Minister sammelte und conspirte in wenigen Monaten ein schlagfertiges Heer von 80,000 Mann. Zum Lohn dafür, daß er seine Ruhe geopfert und durch Arbeiten und Nachtwachen sein Gesundheit zerstört hatte, beschuldigt man ihn, er habe die Gelder des Staates vergeuden lassen.

Herr Charles von Brouckère ist zwei Direktor der Münze und hält sich von Staatsgeschäften fern. Nachdem er die höchsten Aemter bekleidet, und Belgien die wesentlichsten Dienste geleistet hatte, war sein Schicksal das jedes edleren Menschen, der mit reinem Gewissen

Digitized by Google

im Hof- und Staats-Intriguen gerieth. An Jahren noch jung, weiß er schon, was so viele Andere erst im Greisenalter erfahren. Wird er sich seine Erfahrung zu Nutze machen? Nein, er wird sie vergessen, wenn er eines Tages, wie ein von seinem Zorne geheilter Achilles, den Angstruf des ruinirten Vaterlandes hören sollte, das bei seinen Kindern um Hülfe fleht.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Eine Novelle vom Balkan.

I. Das Bivouac.

Brüder, laßt uns Freunde sein
Hier am Feuer, unter Hütten,
Sind wir noch so wader wie gestritten,
Abends und beim Trinken fein.
Dawidoff.

Gesunken war die Sonne hinter dem Syanis-Berg, der majestätisch aus der waldreichen Bergkette des Balkans emporsteigt; die Silberdämmerung trat prächtig mit Dunkelheit und Kälte an die Stelle des lichtvollen und schwülen Tages; der Halbmond beschien mit mattem Glanze seine Lieblings-Gegend, und in Perlen verbreitete sich der Thau über den duftenden Teppich des üppigen Thales. Nach und nach verblichen die Wachtfeuer des Russischen Lagers; die ausgestellten Schildwachen wechselten durch ihr gegenseitiges Zurufen die Bewohner der Umgegend, doch ein rauschender Schlaf umfing mit sanftem Flügelschlage süße Träume über die Häupter der ermüdeten Krieger.

Unter der Zahl derjenigen Truppen, die in dieser Nacht zur Abwehr eines möglichen Ausfalls aus der Festung Schumla gerüstet sein mußten, war auch die 10te Compagnie der reitenden Artillerie vor dem Hauptquartier aufgestellt. Es rauchten die in die Erde gesteckten Kanonen; neben dem Geschütz schlummerten die Kanoniere; die angespannten Pferde zitterten und schnaubten vor Kälte; einige Schritte hinter der Geschütz-Linie lagen um ein Wachtfeuer herum, in Mäntel gehüllt, die Officiere der Compagnie; ein kupferner, von Rauch geschwärzter Theekessel, der unzertrennliche Gefährte der Krieger, stichte über den Kohlen, und Tabackdampf umkreiste die gebräunten Gesichter. —

„Fedka! Fedka! Verdammter Siebenschläfer! Wo sind die Gläser?“ rief der Unter-Lieutenant Sch*** seinem Burschen zu. „Du wirst noch einmal während der Schlacht einschlafen.“

„Wißt Ihr was, ich werde einschenken“, sagte der Fürst Tsch***; „es ist Feuchtigkeit genug da!“ Die heisere Stimme des Theekessels zu hören, der gewiß glaubt, daß wir ihn vergessen haben.“

„Schenk' ein, Bruder! aber dreist nicht, in mein Glas Husaren-Sahne zu gießen“, bemerkte der Fähnrich D***.

„Die Husaren-Sahne ist doch eine schöne Sache; ohne sie würden wir wohl in diesen Türkischen Nächten zu Grunde gegangen. Man mag sagen, was man will, der Rum wirft doch mehr, als Stanzel; sagt einmal den darin ersahrenen Unter-Lieutenant.“

„Lache nur, lache nur; wenn Dich aber friert, so kommst Du doch zu mir.“

„Ich versuche es einmal, aber zum Unglück kam ich zu spät; zuweilen glaube ich wahrhaftig, daß Deine Feldflasche Dir an den Mund angewachsen sey.“

„Uebel wäre es nicht, dann würde gewiß kein Tropfen verloren gehen.“

„Es geht auch so keiner verloren.“

„O, im Gegentheil! Denn als bei der Kulumtschinskischen Affaire unsere Compagnie kommandirt ward und er nach alter Gewohnheit von seiner unzertrennlichen Feldflasche Abschied nehmen wollte, ließ er sie in der Erde sollen, — und der wohlthätige Rum tränkte die Türkische Erde. Während der ganzen Schlacht konnte er, trotz des feindlichen Feuers, dieses Unglück nicht vergessen.“

„Da irrst Du Dich, mein Bruder! Wenn meine selige Feldflasche mit die Gedanken zerstreut hätte, so würde es mir nicht so gelungen seyn, den Türkischen Pulverwagen in die Luft zu sprengen und so unter dem siedenden Feinde so große Verwirrung hervorzubringen.“

„Hast Du nicht gar die ganze Schlacht gewonnen?“

„Du kommst immer mit Deinen ungereimten Späßen, Fürst!“

„Nun — Du bist ja Recht, Du sollst mich wohl scherzen, wenn es nicht im Kriege wäre? Uebrigens soll es das letzte Mal seyn, daß ich mit einen Spaß mit Dir erlaube.“

„Ich bin nicht böse, sondern bemerkte Dir das nur im Vorbeigehen“, antwortete der Unter-Lieutenant Sch***, dem Fürsten die Hand reichend.

„Wollen Sie sich uns nicht anschließen?“ fragte D***, sich gegen einen nicht längst in die Compagnie getretenen Officier wendend, der, in Gedanken vertieft, seitwärts saß. „Es ist Zeit, daß wir uns näher kennen lernen.“

„Wünschen Sie nicht ein Glas Punsch?“ unterbrach ihn der Unter-Lieutenant. „Trübe Gedanken müssen diesem Balsam weichen; ich sag' es Ihnen aus eigener Erfahrung.“

„Ich danke recht sehr“, antwortete der Lieutenant D***, indem er zwischen den Officieren Platz nahm; „ich trinke keinen Punsch. Verzeihen Sie meinen unwillkürlichen Seufzen, — er überfällt mich öfters.“

„Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß Ihre Ankunft beim Heere für uns ein Räthsel ist?“

„Warum das?“

„Deswegen, weil an Ihrer Stelle sich nicht diese entschlossen haben würden, das üppige und lustige Leben der Hauptstadt mit dem armseligen Bivouac, ohne ganz besondere Ursachen, zu vertauschen; um so mehr, da das Vaterland nicht in Gefahr ist und nicht aller seiner Söhne bedarf.“

„Sie bieten es errathen. Noch vor drei Wochen fiel es mir nicht ein, aus einem Kammerjunker ein Artillerist zu werden“, sagte lächelnd Fürst P***.

„Halten Sie uns nicht für unbescheiden; seyn Sie überzeugt, daß wir nicht aus bloßer Neugierde wissen möchten, welche Umstände Sie hierher geführt. Das Schicksal bestimmte Sie, Mühen und Gefahren mit uns zu theilen; theilen Sie auch Ihre Kummer mit Ihren Gefährten, die Sie zu verstehen wissen werden.“

„Sehr gern. Sie sind meinem Wunsche zuvorgekommen; im Kriege ist das Leben trügerisch, und ich wäre nicht gern gestorben, ohne Ihnen eine Erinnerung an mich zurückgelassen zu haben.“ (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englische Schauspielerinnen. Mrs. Siddons war mit immer unter den Schauspielerinnen das, was Shakespeare unter den Dramatikern war: Beide stehen keinem Vergleich mit irgend einem Andern in ihrer Sphäre zu. Mrs. Bracegirdle ward in meinem Knabenalter von dem alten Schauspieler noch gepriesen. Ich kannte auch Mrs. Canning, die Mutter des berühmten Staatsmannes, die, obgleich sie ein oder zwei Mal unter Garrick als Jane Shore auftrat, doch nicht im Stande war, die Rolle der Maria in der „Liebeskirche“ auch nur mittelmäßig auszuführen. Dagegen war Mrs. Robinson von Natur zu Schauspielerin geeignet, und sie würde groß geworden seyn, wäre sie nicht so schön gewesen. Ich erinnere mich auch noch der George Ann Bellamy; sie hatte eine große hinreißende Kraft, allein sie war schon zu alt, als ich sie auftreten sah. In den Jahren von 1784 — 1796 waren Mrs. Wells, Mrs. Mountain, Miß Farren, Mrs. Crouch, Mrs. Esten und Mrs. Billington als die vorzüglichsten des Tages gefeiert, unter denen zwei, nämlich Mrs. Mountain und Miß Farren, ganz besonders hervorragten. Was endlich unsere Englischen Schauspielerinnen seit der Zeit anbetrifft, so haben sie sich in der Komödie schwerlich verschlimmert; in der Tragödie sind sie ungefähr in statu quo stehen geblieben; nur in dem häuslichen Pathos oder, wenn wir's so nennen dürften, in der Tragödie des einfachen niederen Familienlebens hat man seit vierzig Jahren unerhörte erstaunliche Fortschritte gemacht.

— Mrs. Astley. Diese Englische Schauspielerin, die Frau des alten Gentlemans, genannt der junge Astley, hatte ein so lyrisches Haar, daß ihr dasselbe, wenn sie auftrecht stand, bis zu den Füßen hinabreichte und sie damit, wie mit den Flügeln, sich umher bewegen konnte. Einst ward ihr dieses ihr flachsartiges Lockenhaar; nachdem sie einmal durch einen Zufall beinahe ihr Haar verloren hätte, beschloß sie, fortan nicht anders als mit einer Perücke aufzutreten; zu dem Zwecke pflegte sie ihre ungehrene Haarmasse zusammen um den Kopf zu winden, indem sie darüber die Perücke aufsetzte; durch diese Operation hatte ihr Kopf eine ziemlich kolossale Größe erhalten, und sie pflegte in dieser Figure ungefähr so verbiete, wie der Kopf des Wallfisches zu den übrigen Theile seines Körpers, und man kann sich leicht denken, mit welchem Effekt die Schauspielerin auf der Bühne auftrat, zumal da sie in den meisten Stücken die Rolle der Heldinnen zu übernehmen pflegte.

— Verkleidungen. Von dem alten Schauspieler Thornton weiß man gar manche possierliche und lustige Anekdote der Verkleidung, die er übrigens nie affektirte. Wenn er ausgehen wollte, pflegte er alle seine reinen Hemden, eines über das andere, anzuziehen, nachdem er die beschmutzten, die er schon längere Zeit getragen, zuzuziehen vergessen hatte. Wenn er sich rasirte, trog es sich nicht selten, daß er mit einem Male in der Mitte aufhörte und mit der Hälfte seines Barts auf die Straße hinausging. Gewöhnlich zog er sich von den Strümpfen einen über den anderen an Einem Beine an, und wunderte sich dann höchlich, wo zum Henker sein zweiter Strumpf geblieben wäre. Eines Tages ließ er sich in einem Weinhause einen Humpen Wein geben, der unten mit einem Schieber versehen war; nachdem er einmal sein Weinglas gefüllt, zog man den Schieber heraus, so daß man absichtlich über ein nur wenig in die Angen fallendes leeres Gefäß gesetzt hatte, fort, und sonach war die Flüssigkeit in das Glas ausgelaufen. Nach einigen Minuten, als unser Thornton sein Glas wieder füllen wollte, bemerkte er, daß der Humpen leer sey; er wartete ein wenig und ließ sich dann von neuem einschenken; nachdem er demnächst niederum zwei Mäßer gezahlt, ward derselbe Streich wiederholt, und als Thornton den Humpen zum zweiten Mal leer sah, fing er an, sich an der Nase zu ziehen, und rieb sich die Augen, ungefähr so, als wenn er selbst darüber im Zweifel gewesen wäre, ob er ein wenig geschlummert oder nicht; er ließ dann gleich zum dritten Mal einschenken und bezahlte für die drei Humpen, ohne Zweifel in dem Wahne, daß er die selbst getrunken hätte. Wir wollen noch folgende Anekdote von unserm Zerstreuten geben, die wir dem Seitlinger Archiv und Anderen zu verdanken haben, die im Jahre 1800 mit ihm zusammen im Dover sich befanden. Mrs. Thornton hatte eine kleine Reise über den Kanal unternommen; unterdessen begab sich Herr Thornton, der in Dover zurückgeblieben war, nach der Post, um sich daselbst zu erkundigen, ob etwa ein Brief für ihn eingegangen wäre. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgendes Gespräch: — Thornton: „Keine Briefe für mich, sieh'n?“ Der Post-Beamte: „Wie heißen Sie, Sir?“ Thornton: „Mein Name .... ach, theurer Herr, bei den vertrackten Geschäften, ich kann mich nicht darauf besinnen.“ Hier kam gerade Richer die Straße entlang und grüßte ihn freundlich, indem er ihn anredete: „Wie geht's, mein Herr Thornton?“ „„Vielen Dank, Sir, ““ erwiederte unser Zerstreuter, „„Sie haben mir gerade das Wort gesagt, das mir fehlte.““ Sogleich wandte er sich an den Post-Beamten und erhielt seine Briefe. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Ämtern.

№ 42. Berlin, Mittwoch den 8. April 1835.

Griechenland.

Demetrio Triandofolo.

Machte man sonst einen Spaziergang durch die Straßen Stambuls, so trat hier oder dort eine Scene aus „Tausend und eine Nacht" vor unseren Augen ins Leben. Schiffte man durch den labyrinthischen Archipel, so konnte man gewiß seyn, einem lebenden Anastasius zu begegnen. Ein Zeitraum von wenigen Jahren hat dies gar sehr geändert. Der noch vor kurzem in seiner ganzen Erscheinung so glänzende austretende Osmane ist nur noch ein Schatten seiner selber, das verhaßte Orientalische ist gestürzt, wir sehen in dem jetzigen Türken ein Zwitterding von Alttem und Modernem. Auch der Grieche imponirt nicht mehr wie früher. Als er einen despotischen Herrn an dem Osmanen hatte, zeigte er einen gewissen verstockten Trotz in seinem Wesen, der sich nur hinter einer berechneten Schlauheit verbarg. Jetzt legt er sein Kostüm ab, und ist weder Franke noch Rajah. Sein Charakter tritt nackter ans Tageslicht, der Reiz des Geheimnißes ist verschwunden. Das ganze Land modernisirt sich, neue Städte steigen aus der ehemaligen Asche der zerstörten auf, Wüsten werden kultivirt, der Mensch giebt sich freiem Fatum nicht mehr lässig hin, Alles arbeitet und müht sich ab: — für den Reisenden hat Griechenland vor der Hand an Reiz verloren, davon abgesehen, daß jede rasche Uebergangsstufe in der Kultur eines Volkes seinen erfreulichen Anblick gewährt.

Während des langen Krieges war Syra eine Art neutraler Punkt für alle Parteien. Von Gesindel und Verrufsklärung rings umgeben, hing die kleine Stadt dieser Insel, wie ein Vogelnest geflechtet, auf der Spitze eines jähen Felsens. Sie war seit lange der Sitz eines katholischen Bischofs gewesen, und erfreute sich seit undenklichen Zeiten unter dem Schutze der Könige von Frankreich größerer Privilegien, als die in benachbarten Inselstaate. Zu klug, um durch das Gefühl der Sicherheit sich einschläfern zu lassen, hatten die Syrioten ihre kleine Stadt auf dem höchsten Punkte der Berge erbaut, von dem Landungsplatze entfernt genug, um bei einem unerwarteten Besuche von Seiten der Herrscher ihre Weiber und Schätze zu flüchten. Zugleich lebten sie bei der hohen Lage ihrer Stadt in einem gesunden Klima. Heiter und dienstfertig, überklügen sie bei einem nicht allzu weit ausgedehnten Spielraum in ihrem Handel und Wandel niemals eine gewisse Grenze des Wohlstandes, und ohne Streben nach übermäßigem Reichthümern hielt man sie für vollkommen glückliche Menschen, ihre Insel galt für einen Sitz der Zufriedenheit. Seit der Beendigung des Krieges hat der Wohlstand abgenommen. Seltsam genug war die Kriegszeit gerade die Zeit der Blüthe für Syra. Der Handel der Insulaner mit Waffen und Kleidern war damals sehr bedeutend; diese Friedens-Insel war der Ort, aus dem alle Parteien die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zogen.

Um den Zustand der Syrioten beneidenswerth glücklich zu machen, kam noch der Umstand hinzu, daß, während in Konstantinopel, Smyrna, Syrien und Aegypten die Pest wüthete, Syra allein wie ein paradiesisches Gärtchen von aller Kalamität unangefochten blieb. Es war natürlich, daß auch die Fremden, die den Archipel besuchten, hier zusammenströmten, und sich in der Bucht von Syra ein Rendezvous zu geben pflegten. Ein wunderbares Schauspiel eröffnete sich dem Reisenden, wenn er dort landete. Man muß Calais betreten, oder in Neapel am Ufer sich nach einem Lohnkutscher umgesehen haben, um für die tumultuarische Scene, die sich dem Ankömmling darbot, einen Vergleichungspunkt zu finden. Syra war, wie gesagt, für Jeden, der nach der Levante oder nach dem Orient überhaupt zu reisen hatte, eine unumgängliche Station. Man traf hier wahrscheinlich auf alle Hauptstädten der Türkischen, Russischen und Syrischen Küsten. So umschwärmten denn gleich Hunderte von Schiffern den Ankömmling mit dem tobenden Zurruf: „Nach Taganrog? nach Odessa? nach Smyrna?" Wo man sich nicht bestimmt erklärte und seinen Mann wählte, hörte der stürmische Lärm nicht auf.

So war es, als ich in der Bucht landete. Meine Bestimmung ging nach Konstantinopel, allein ich war entschlossen, einige Tage auf der Insel zu verweilen, und hatte nun Noth, ein Obdach zu finden. Endlich verschaffte ich mir ein Stübchen, das eben groß genug war, um eine Matratze hineinbreiten. Hunger und Langeweile trieben mich bald in das beetige Kaffehaus. Es war um die Mittagsstunde. Im innern Raum der Bude stand eine Reihe von Tischen und Bänken, das rohe Material der Geräthe würde in einer Bauern-Schenke passen; der an Ort und Stelle als dort gewesen seyn, wo die Reisenden aller Nationen zusammenströmten. An der Wand waren zwei oder drei Bretter befestigt, auf denen ein halb Dutzend Flaschen voll „véritable Rhum de Jamaique" und „Rosoglio sopraffino" standen. Ich mochte diese Etiketten nicht prüfen, um Lüge oder Wahrheit zu finden. Genug war es im Raum recht leidlich. Die Wirthin schenkte aus einem kupfernen Kessel fleißig ein, der Wirth stand an einem Kohlenfeuer und drehte einen Bratspieß, an dem einige viereckige Stücke Ziegen- und Hammelfleisch steckten. Auf den Tischen standen Kübel voll Reis und Oel. Man denke sich vierzig bis funfzig Gäste an den langen Tafeln, jeder in einem andern Orientalischen Kostüm, dazwischen eine Menge Franken in ihren schlichten Pariser Frack oder in Uebercöcken, alle essend, trinkend, oder rauchend, mit Karten, Würfeln oder Dominos beschäftigt, — und das Gemälde ist fertig. Das bunte Gemisch von buntert verschiedenen Sprachen, die hier im Gewühl der Rednerden laut werden, darf nicht vergessen werden.

Es war unmöglich, mit Geld und guten Worten ein Schiff, das nach den Dardanellen ging, aufzutreiben; somit war ich schon gezwungt, noch länger, als ich gewollt, auf der Insel zu bleiben. Das Kaffehaus besuchte ich fleißig genug, und den bunten Scenen, die sich hier entwickelten, von meinem Platz im Winkel, den ich-zu wählen pflegte, zuzuschauen. Eines Tages entspann sich unter den anwesenden Griechen ein heftiger Wortgefecht, das in einen wirklichen Kampf überging. Dergleichen als Zuschauer zu erleben, war stets und in allen Ländern für mich von spaßhafter Wichtigkeit. So saß ich denn in meinem Winkel und sah zu, wie sich Griechen dabei geberden.

Natürlich begann man auch hier erst mit Redereien. Man lachte, höhnte, spottete. Was der Lachsalve der tobenden Sprachen war, konnte ich nicht verstehen. Allein drei oder vier Schiffer von benachbarten Inseln und zwei Sfacchioten (aus Sfacchia, einem Distrikt auf der Insel Candia), die sich in der Kleidung durch den schwarzen Turban vor den andern auszeichneten, waren die Zielscheibe des Hasses. Einer der Eingeborenen schlug endlich mit dem unteren Ende seiner Türken-Pfeife dem einen Sfacchioten auf den Mund, indem er ihm Stillschweigen gebot. Einige Tropfen Blut spritzten aus dem Munde des Geschlagenen. Da schäumten die Sfacchioten auf, ihre Gesichter glühten wie der Scharlach ihrer Schärpen. Sie suchten ihre Rücken zu decken, ergriffen Bänke und Tische und warfen sie in den dichten Schwarm der zahlreichen Feinde. Nun war Alles in Aufruhr, die Handgemenge blühten in der Luft und es flogen Hiebe, denen Stöße Bisse folgten. Zu den beiden Kandioten hatten sich noch andere gesellt, und sich auf Vertheidigung beschränkend, machten sie ihren Gegnern, die stürmisch auf sie eindrangen, viel zu schaffen. Ich sprang auf den Tisch, um die nöthige Parteilosigkeit im Getümmel zu behaupten und aus einer gewissen Sicherheitsperspective dem Kampfe zuzuschauen. An Entfernen war nicht zu denken; die Thür war von einem Haufen Männer besetzt. Die Katastrophe nahte ihrem Ende, indem ein langgewachsener Sphziote mit seinem ungeheuren Arm einen der Kandioten zu Boden schlug. Die Genossen desselben unterlagen nun auch nach und nach, und der siegende Sphziote schleppte seinen Opfer an der Schlippe zur Thür hinaus an den Strand. Lärmend folgte ihm der ganze Schwarm. Erst nachher erfuhr ich die Ursache des Streites; man hatte die Kandioten wegen Verrätherei in Verdacht.

Unter solchen Umständen war der Besuch der Bude keineswegs immer erfreulich. Allein was soll ein Engländer machen? Dem Innern eines Ballons ist Luft nicht nöthiger, als einem Engländer die Füllung des Magens, er hat vor allem vacuum einen Schauder. Demnach blieb keine Wahl, die Bude war der Zufluchtsort meines Hungers.

Einige Tage darauf traf ich mit dem langen Spezzioten dort wieder zusammen. Ich wünschte mir eigentlich, um mit Sir John Falstaff zu reden, einer entfernere Bekanntschaft, allein er suchte die meinige und der Mann hatte bei aller Wildheit seines Wesens doch zugleich etwas Bonhomie und einen frischen Humor, der für ihn einnahm. Er mochte dreißig Jahre zählen, sein Glieder-Bau einurrte mehr an den Farnesischen Herkules, als an den Apollo von Belvedere. Ein unruhig blitzendes Auge unter einer hohen, schön gewölbten Stirn konnte Argwohn erwecken. In der sonnverbrannten Gesichts-Farbe stand eine Reihe glänzend weißer Zähne in grellem Kontrast. Sein Anzug war verworren schön, nachlässig wählerisch. Der Janina-Shawl sah ihm etwas schräg auf dem Kopfe, an seinem prächtigen Leib-Gurt hing ein kostbarer Tabaks-Beutel von Purpur und Gold, seine Pfeife hatte nur die Hälfte der gewöhnlichen Länge, seine Waffen waren reich mit Silber beschlagen. Er imponirte mir nicht wenig als er sich freundlich zu mir wandte und sein allzu dienerisches: „Ich were mich Dir zu Füßen" aussprach. „Euer Diener," war meine Antwort. „Kommst Du von Stambul oder aus Frankreich?" fragte der Grieche. Ich bejahte das letztere. „Ei

Digitized by Google

nun, was giebt's Neues? wer wird unser König? Barba Jami (Onkel Johann, die gewöhnliche Benennung Lapo d'Altri's) ist ein eminenter Mann. Kommst Du in Leopolds oder in des Renouvs Namen? Wird der neue König drav Gninten mitbringen? (Dies betonte er sehr stark.) Was sagen die Leute in Europa von Griechenland?"

„Sehr wenig!" war meine Antwort, und während er an seiner Pfeife zaffelte, sagte ich ihm, soviel ich wußte, über die andern Fragen Bescheid, ohne freilich der Griechischen Neugier in allen Stücken zu genügen. Der Mann sagte daraus er sey der Capitain Demetrio Tsian-bosolo von der Insel Spezzia, er wolle nach dem Schwarzen Meere segeln, um Pulver zu holen, und wenn ich dieses Weg einschlagen wolle, so seyen Capitain Demetrracki mit sein Schiffsvolk meine Sklaven. Ich machte ihm eine ausweichende Antwort, gab ihm meine Kenade zu erkennen, wenn er berühmterten Mann in ihnen kennen gelernt zu haben und wand mich bald von ihm los. (Schluß folgt.)

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Schluß.)

V. Partei der Regierung.

Bis jetzt haben wir die Staatsmänner kennen gelernt, die ihre Leidenschaft aus das neue Belgische Königthum im Kreise herumtreibt; wir haben sie Alle um seine Gunst buhlen sehen, wie die Palabine der alten Zeit um die Farben einer Herzensdame einander wund und todt schlugen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, die Männer zu charakterisiren, die sich ohne alle Rücksichanden absolutistischer oder liberaler Art um die Regierung gruppiren.

Auch diese Männer verdanken der Revolution ihr Daseyn. Der Thron Leopold's ist auch ihr Werk, und die constitutionnelle repräsentative Monarchie ihr letztes Wort. Auf sie stützt sich die Hoffnung der Dynastie; sie sind gleichsam das Zeughaus, welches dem Königthum immer seine sichersten Waffen liefert. Alle sind aktiv oder haben öffentliche Aemter verwaltet. Ohne vorgängige Unterweisung in den schwierigen Fächern der Verwaltung und der Diplomatie, wurden sie plötzlich in eine unbekannte Welt versetzt, wo nur ihre Einsicht und Vernunft ihnen als Führer dienen konnten.

Ehe wir diese Herren, die an Jahren alle noch jung sind, unseren Lesern der Reihe nach vorführen, können wir nicht umhin, bei den seltsamen Schicksalen der Baronin Hody ein wenig zu verweilen, einer Frau, der fünf Monate lang die Königliche Gewalt in Händen hatte und dann wieder in den Bürgerstand zurückfrat.

Erasmus Louis, Baron Surlet de Chokier, Ex-Regent von Belgien, wurde 1769 in Lüttich geboren. Als die Armee der Französischen Republik in Belgien einrückte, war er einer der Verwaltungs-Beamten des Departements der Nieder-Maas, und er legte sein Amt nieder, als die Präfekte ernannt wurden. Er begab sich damals nach Paris, wo er eine Zeit lang Banquier-Geschäfte betrieb. Wie sinden ihn 1812 im gesetzgebenden Körper wieder, dessen Mitglied er bis 1814 blieb. In jenem Jahre kehrte er nach Belgien zurück und wurde Mitglied der General-Staaten des Königreichs. Hier machten ihn sein Oppositionsgeist und das Kaustische seiner Rede bemerklich. Im Jahre 1818 verhinderte das Ministerium seine Wiedererwählung, und erst im Oktober 1828 wurde er abermals Mitglied der General-Staaten. In den Sessionen von 1828, 1829 und 1830 unterstützte er mit Eifer les von Brauckere und anderen Oppositen die bekannten Beschwerde-Wirtschriften.

Bald nach dem Ausbruche der Belgischen Unruhen im Jahr 1830 begab sich Herr Surlet de Chokier mit den anderen Belgischen Mitgliedern der General-Staaten nach dem Haag, wo die Trennung der Regierung beider Länder und die Revision des Grundgesetzes zur Sprache kam. Nach Brüssel zurückgekehrt, wurde er sehr bald Präsident der Kongresses, und treffe in dieser Eigenschaft mit derjenigen Deputation, die dem Herzog von Nemours Belgiens Krone anbot, nach Paris.

Die Regentschaft der Herren Sneiet de Chokier dauerte beinahe volle fünf Monate, und in dieser kurzen Zeit sah er Dinge vorgehen, die dem ehrgeizigsten Manne seinen Muth verleiden konnten. Innerst entspann sich eine Verschwörung, die nicht sowohl durch die Wachsamkeit der Regierung, als wegen Mangels an Energie von Seiten der Verschwornen, mißglückte. Dieser ersten Gefahr mit Mühe entronnen, sah der Regent sein Ministerium den gewaltsamsten Angriffen bloßgestellt; er vertauschte es gegen ein anderes, das nicht besser gedeihen wollte, und das durch Emeuten und Plünderungen eingeweiht ward. Es war daher ein glücklicher Tag für Herrn Chokier, als er den 21. Juli 1831 das Zepter der Regentschaft abschütteln konnte. Mit welcher Freude mochte er sein Dörfchen Gingelon wieder begrüßen, wo er seinem ausgescheuchten alten Geschäfte regiert.

Er hatte freilich auch in seiner Eigenschaft als Regent nicht eben sürstlich gelebt. An dem Tage seiner Installation als Regent setzte er sich zum ersten Mal in eine große, dreisitzkrainsch lackirte Miethskutsche, der zwei gewaltige Brabantische Gäule vorgespannt waren. Plötzlich sah er die Pferde im Gertümmel verschwinden, und hundert Arme geschäftig, den Wagen fortzujeben. An solche Ehrenbezeigungen nicht gewöhnt, sprang der neue Regent furchtsam aus dem Wagen, und lief, was er laufen konnte, quer durch den Park, während die Volksmenge ihm wie rasend nachtrate. Endlich gelangte er athemlos und keuchend zu seinem Hotel in der Rue Duvale, dessen Thüre er seinen Verfolgern vor der Nase zuschlug.

Der Regent fing den Tag gewöhnlich damit an, daß er die Deputationen der Bürger-Garde und die an ihn empfohlenen Amtsbewerber im Schlafrock und in baumwollener Mütze empfing. Dann prästidierte er im Ministerrath, ohne an seinem Anzug viel zu verändern. Hierauf widmete er den Sorgen seiner Herrschaft eine Stunde, d. h. er unterzeichnete die ministeriellen Akten, und der Rest des Tages war mit Audienzen und Spaziergängen ausgefüllt. Einen Tag in der Woche war öffentlicher Audienz bei dem Regenten, in welcher ein Haufe von Zänkischen Bittstellern unter die Unglücklichen vertheilt ward, die um Hülfe flehten. Diese patriotischen Almosen und die drei wöchentlichen Dineen, die der Regent geben zu müssen glaubte, absorbirten seinen monatlichen Gehalt von 10,000 Franken beinahe gänzlich. Jetzt ist er das Orakel seiner Bauern, obgleich er kein Wort Flamisch versteht.

Mit großem Unrecht hat man die Verwaltung des Regenten betrittelt. Der gute Mann hatte eine recht vernünftige Ansicht von seiner Stellung. „Der Regent", sagte er, „muß regieren, aber nicht herrschen." Diesem Grundsatze treu, verändrte er sein Ministerium, als es die Majorität nicht mehr hatte, und doch waren mehrere Mitglieder dieses Ministeriums seine persönlichen Freunde. Er gab ihnen seinen Tadeau zum Nachfolger, den er herzlich verabschente, der aber die Mansorität auf seiner Seite hatte. Die Plünderungen im März 1831 fanden den während des ministeriellen Interregnums statt. Die schlechte militairische Verfassung, die sich einige Monate nachher so unbeitbringend erwies, kam also um dem Kongresse beigemessen werden, der immer, statt zu handeln, redete, und seine fähigen Ausländer als Dissiere anstellen wollte.

Das erste Ministerium des Regenten brachte drei Männer auf die Bühne, die auf die schwierigste und sie Belgien wichtigste Frage, nämlich die diplomatische, bedeutenden Einfluß hatten. Diese Ministeriat bestand aus den Herren Lehon, Nothomb und Van de Weyer. Die beiden Ersten behaupteten ihren Ruhm sowohl auf der Tribüne als durch politische Schriften auf eine glänzende Weise; der Dritte aber wurde fast ganz obskur, seitdem er seinen direkten Antheil mehr an der Verwaltung nahm. Alle Drei hatten zuerst durch Zeitungs-Artikel ihren Beruf kundgemacht, alle Drei gehörten den wegen ihrer Jugend und wegen der Richtung ihrer Ideen derjenigen Partei an, die für die Emancipation des Jahrhunderts stritt.

Herr Lebeau, der in den Augen des übrigen Europas lange Zeit die Personifikation der Prinzipien des Belgischen Kabinets gewesen ist, wurde 1794 zu Huy in der Provinz Lüttich geboren. Er war anfänglich Advokat, dann, in seiner Vaterstadt, und kann in Lüttich, wo er bei einigen Kriminal-Prozessen mit vielem Glück plaidierte. Im Jahre 1824 gründete er mit den Herren Devaux und Rogier ein Oppositions-Journal, den Mathieu Laensberg (spätter le Politique). In diesem Journal wurden die ersten Ideen zu dem Prozesse einer Union der Katholiken und Liberalen angeregt. Im folgenden Jahre verließen Herr Lebeau eine Druckerei, aus welcher unter andern Werken und Pladreticken 1829 sein eigenes politisches Werk: „Betrachtungen über die Königliche Gewalt," hervorging.

Als die Revolution ausgebrochen war, ernannte die provisorische Regierung den Lebeau zum zweiten Secretair der Constitutions-Kommission, in welcher Eigenschaft als erste Secretair der spätere Bittsteller Hody sich befand Herrn Lebeau zum Kongreß, wo dann auch die Allianz der drei odergenannten Männer ins Leben trat. Sie unterstützten eine Monarchie nach Englischen Prinzipien. Lebeau und Devaux zeigten jedoch öfter gegen das diplomatische Comité feindselige Stimmung; erst in der Folge haben sie mit einigen Modifikationen dem System auswärtiger Politik, das Herr Nothomb repräsentirte.

Herr Lebeau wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm wurde Herr Devaux als Staats-Minister ohne Portefeuille beigesellt, und herr Nothomb, der seinen Titel eines General-Secretairs des Auswärtigen behielt, unterstützte seine beiden Freunde mit der Erfahrung des diplomatischen Comité's und des ersten Ministeriums der Regenten. Man kann wohl sagen, daß diese Zeit das Schicksal der Belgischen Revolution in ihrer Hand hielten. Ihr ganzes System kann man in folgende Hauptsätze zusammenfassen: sie wollten die Unabhängigkeit Belgiens durch baldige Wahl eines Königs, der von den Mächten anerkannt würde, sichern, und befestigen; sie wollten keine Einverleibung des Gebiets und übrigen Bedingungen des Daseyns des jungen Staates verhandeln, und aus den Besorgnissen Portheil ziehen, welche die gleichzeitigen Revolutionen in anderen Staaten eingeflößt hatten.

Herr Rothomb, Mitglied der Deputation, die nach London geschickt wurde, hatte mehr Herrn Devaux noch einen gehimen Auftrag von dem Minister Lebeau. Man wollte der Konferenz ein neues System von Enclaven annehmlich machen, das Belgiens Gebiet sehr vergrößert haben würde. Dieser, auf die Holländischen Rechte von 1790 hältte Plan war Nothomb's Werk. Nach dem zweiten Artikel der Grundlagen der Trennung vom 27. Januar 1831 sollte die Souveränetät von Maestricht Belgien allein gehören, was Herr Nothomb mit Hülfe alter Lanktarten später zu erweisen sich vorbehielt. Die Londener Konferenz hat es jedoch auf diese Beweisführung nicht wollen ankommen lassen, und Maestricht verbleibt an Holland.

Auf Herr Nothomb, der den Traktat der 18 Artikel aus London überbrachte, und in einem gehimen Comité von seiner Mission Rechnung ablegend, den vom Fürsten Talleyrand vorgeschlagenen Theilungsplan der Versammlung mittheilte. Seine Vertheidigung der 18 Artikel vor dem Kongreß erregte ein lebhaftes Murren, weil er, die möglichen Erfolge eines Krieges mit Holland zusammenrind, unter Andrerm sagte, er sey von der Zeitgeist er Holländer nicht überzeugt. Die Schlappe bei Löwen erschütterte diese Behauptung gar bald, selbst in den Augen des blindesten Patrioten. Herr Nothomb vertheidigte auch den Traktat der 24 Artikel, und zeichnete sich bei allen Discussionen über die diplomatischen Verhandlungen der Regierung vortheilhaft aus.

Die Thatsachen, welche die beiden Ministerien des Herrn Lebeau bezeichneten, sind zu bekannt, als daß ich sie hier zu erzählen brauchte; ich bemerke nur, daß er durch auswärtige Diplomaten bei dem König in Ungnade gekommen ist. Die geringe Geistesgegenwart, die er wäh-

Digitized by Google

rend der Plünderungen vom 6. und 7. April zeigte, gab ihm den letzten Stoß. Die Herren Ernst und d'Huart hatten das Portefeuille schon empfangen, als Lebeau noch immer nicht wußte, was man gegen ihn unternehme.

Wie sehr man auch gegen Herrn Lebeau's politisches System gestimmt sein mag, immer verdienen seine Redneretalente und die ehrenhafte Uneigennützigkeit, die er stets bewiesen hat, gebührende Anerkennung. Während der zehn Monate seines ministeriellen Wirkens wollte er die Besoldung, auf die er ein Recht hatte, nicht annehmen, und beschränkte sich auf die 3000 Franken, die sein Posten als Rath beim Gerichtshofe von Lüttich ihm abwarf. Der größte Verdienst, den man ihm zur Last legen kann, ist eine Neigung von Eitelkeit, der er zu oft sich hingegeben hat, und die um so strenger zu rügen, als sie mit der einem Staatsmanne nothwendigen Vorsicht ganz unvereinbärlich ist. So hatten seine unpolitisch ausgesprochenen Worte: „Wir werden Polen retten und Luxemburg wird unser seyn," mit vollem Rechte die spätere Gegenbemerkung des Herrn Gendebien verdient: „Sie haben Polen nicht gerettet, und Luxemburg ist nicht unser."

Herr Lebeau ist gegenwärtig Gouverneur der Provinz Namur und Mitglied der Repräsentanten-Kammer. Obgleich von der Regierung schwer gekränkt, stimmt er doch bei den meisten Gelegenheiten für das Ministerium, und übt mit den Herren Nothomb, Devaux und Charles Rogier ein monarchisches Zuströmen zwischen den Katholiken und den Liberalen.

Eine der räthselhaftesten Handlungen des Herrn Nothomb war seine Vertheidigung Lebeau's vor der Kammer, als ihn Gendebien angeklagt hatte. In dieser Rede verdreht er sich mit glühender Begeisterung über die politischen Dienste seines Freundes, und es gelang ihm, eine Versammlung mit sich fortzureißen, die im Voraus gegen Lebeau eingenommen war. Herr Nothomb zählt noch nicht dreißig Jahre, und man kann dreist behaupten, daß er der bedeutendste Staatsmann seines Vaterlandes werden wird. Mit der frischen Kraft und Thätigkeit eines jungen Mannes vereinigt er die Klugheit und den Scharfsinn eines Greises. Seine Beredtsamkeit ist freie Jungenfertigkeit: Stil und Ideen haben echten Gehalt; sie sind logisch und wissenschaftlich, zwei Eigenschaften, ohne die kein Redner denkbar ist. Nothomb's historisch-politischer Versuch über die Belgische Revolution, welcher 1833 erschien, hat in wenigen als einem Jahr die dritte Auflage erlebt: es ist das tiefsinnigste und vielgelesenste Buch, das in Belgien über diesen Gegenstand in der Diplomatie sowohl als Licht fördern konnten. Nach wenigen Jahren wird Herr Nothomb gewiß die Direction des Belgischen Cabinets erhalten, wenigstens in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten. Die Intriguen der katholischen Aristokratie werden zwar gegen diese Verfügung einen Widerstand einer Art ankämpfen; aber das Licht der Herren Ernst und d'Huart kann Belgiene Finsternisse nicht lange mehr aufhellen.

Den Herren Lebeau und Nothomb zunächst nennen wir die Herren Rogier, Van de Weyer und Lehon. Diese alle sind aus der liberalen Presse hervorgegangen, um die ersten Stellen der Regierung einzunehmen. Charles Rogier, Mitarbeiter Lebeau's und Devaux's an dem Journale Mathieu Laensberg und an den Politique, ist nach einander Mitglied der provisorischen Regierung, Gouverneur von Antwerpen (1831) und Minister des Innern (1832) gewesen. Seinen Gouverneurs-Posten erhielt er wieder, nachdem er (im August 1834) von dem Ministerium zurückgetreten war. Van de Weyer, einer der Redacteure des Courrier des Pays-bas, führte unter Chotier's Regentschaft das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine. Er begleitete den König Leopold zu seiner Hochzeit nach Compiegne, wo ihm von Seiten des Königs der Franzosen das Kreuz der Ehrenlegion zu Theil ward. Gleichzeitig machten ihn die Belgischen Kammern zum Ritter des leopoldinischen eisernen Kreuzes. So gelangte der vormalige Redacteur des Couriers von einer Ehrenstufe auf die andere, und endlich schickte man ihn als Gesandten nach London, weil er des Englischen sehr mächtig seyn soll. Ich weiß nicht, ob Herr Lebeau aus einem ähnlichen Grunde als Gesandter nach Paris abgeschickt worden ist.

Alph. Royer.

Rußland.

Eine Novelle vom Balkan.

(Schluß.)

II. Sie haben den Muth verloren.

Ja's ein Engel etwa? — Nicht so ganz!
Ein Mädchen? — Etwas Besseres noch — ein Mädchen!
Russische Lieder.

„Der Hof," erzählte Lieutenant H***, „hatte sich nach Pawlowsk begeben, und die vornehme Welt Petersburgs war ihm gefolgt. In dieser glücklichen Zeit waren Vergnügungen meine wichtigste Beschäftigung. Meine Stellung in der vornehmen Welt verlieh mir den Zutritt in den geschlossensten Zirkel liebenswürdiger schöner Damen, ohne die ich keinen Begriff von den Freuden des Lebens hatte; mein Herz war frei, ich hatte Alle an, ohne eine Einzige vorzugsweise zu lieben; meiner Meinung nach waren die Frauenzimmer zur Verschönerung des Lebens geschaffen, und ob ich gleich wußte, daß sie uns dasselbe auch schwer machen können, so fiel mir dieser trübe Gedanke doch nur selten ein. Meine Tante, die Gräfin ***, trug mir auf, bei Gelegenheit des Namenstages ihrer Mutter in ihrem Garten ein Fest zu veranstalten. Ich werde es Ihnen nicht beschreiben, sondern nur bemerken, daß nach dem Feuerwerke, und den übrigen Belustigungen die Gäste in einen andern Theil des Gartens eingeladen wurden, wo in einem helleuchtenden und mit Blumen geschmückten Pavillon einige junge Leute, unter denen auch ich mich befand, sich anschickten, ein Fest-Gericht zu Ehren der Gefeierten abzusingen. Gleich beim Anfange des Gesanges ward ich, als mein Blick auf die Gruppe der Damen fiel, von der ungewöhnlichen Schönheit eines mir unbekannten Mädchens ergriffen. Mein Herz gerieth in eine mir bis jetzt fremd gebliebene Aufwallung, als ich diese reizenden von langen Wimpern beschatteten blauen Augen, diese leichte ätherische Sylphiden-Gestalt erblickte; eine schmachtende Blässe verlieh ihr noch mehr Reiz . . . sie schien mir kein irdisches Wesen! Ich vergaß mich, und wenn mein aufmerksamer Nachbar, meine Zerstreuung bemerkend, mich nicht erinnert hätte, so würde die Gefeierte vergebens auf mein Fest-Gedicht gewartet haben. Nach Beendigung der Musik begaben wir uns Alle in die zu einem Saal umgewandelte Orangerie, wo geräuschvoll und fröhlich der Ball gegen drei Uhr Morgens endigte. Hier erfuhr ich den Namen der Unbekannten: es war Fräulein N***, die nicht längst das Smolnische Kloster verlassen hatte, und zum ersten Male in Gesellschaft erschien. Es verstieht sich, daß ich jenen Abend nur mit der aus dem Kloster Entlassenen beschäftigt war, und daß ich im Verlauf eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Pawlowsk keine Gelegenheit versäumte, sie zu sehen. Obgleich alle meine Bemühungen, mich bemerklich zu machen, ohne Erfolg blieben, so ließ ich mich dennoch nicht abschrecken, indem ich ihre Kälte der Schüchternheit eines unerfahrenen jungen Mädchens, das man gezwungen unser Einen möglichst einzunehmen gesucht, zuschrieb; sie verstand es, meiner Meinung nach, noch nicht, die ausdrucksvolle Stimme der Sprache von den schmeichelhaften Redensarten des feinen Tons zu unterscheiden, mit denen sie von allen Seiten überschüttet ward. So urtheilte ich, um mich zu beruhigen, doch bald zeigte sich mein Irrthum. Der Hof kehrte nach Petersburg zurück; ich lernte das Fräulein N*** näher kennen, und meine Leidenschaft trat sie nahm täglich zu, so wie ihre unüberwindliche Gleichgültigkeit gegen mich."

„Diese unvermuthete sich meiner neue und sehr peinliche, beklemmende, unerträgliche Unruhe. Zwei ganze Wochen hindurch lebte ich wie ein Einsiedler, und vermied jeden Besuch, weil ich besorgt war, ein fürmich kränkendes Mitleiden in den Mienen meiner Bekannten zu lesen. Meine Abneigung, oder vielmehr meine Furcht, Menschen zu begegnen, ging so weit, daß ich zusammenfuhr, wenn mein Diener in die Stube trat; die aufgeregte Einbildungskraft malte mir tausend sonderbare Hängebens hervor zu bringen, in meinem Kopfe war Alles in Verwirrung. In diesem Zustande wäre ich von Sinnen gekommen, wenn nicht der rettende Gedanke Krieg! plötzlich in mir erwacht wäre. Als unter den unzusammenhängenden Gedanken dieses Zauberwort mir plötzlich vor die Seele trat, als ich es zum ersten Male aussprechen hörte, so faßte ich mich; meine Kleinmuthes mich schämend, erinnerte ich mich, daß es auch für Hoffnungslose eine würdige Laufbahn gebe, auf welcher die Schläge des Schicksals unbedeutend erscheinen. Flicht Ehrbegierde lockte mich, — sondern der Ruhm, rein und hehr wie die Poesie, hoch herzig, wie der Tod der Tapfern."

„Ich zeigte mich wieder in der vornehmen Welt, und traf in dem Hause einer meiner Bekannten das Fräulein R***. Ich fand sie damals noch schöner, und die blickte, wie es schien, sey es nun, daß mein blaß gewordene Gesicht, und die Spuren des Herzens-Kummers ihr weibliches Mitleid-Gefühl rege gemacht, nicht mehr mit jener verachtenden Gleichgültigkeit auf mich. — Wir haben Sie lange nicht gesehen, sagte sie mir in höflichem Tone. — Ich glaubte, daß Sie meine Abwesenheit nicht bemerkt hätten. Ihre Umgebung kann nie verdorben, — und um so mehr freut es mich, daß Sie sich meiner erinnerten. — Sie irren sich; alle Ihre Bekannten nahmen lebhaften Antheil an Ihrer Krankheit. Ich hörte, daß Sie Petersburg verlassen, zur Armee abgehen?! Ja! ich wollte! . . . Ich bin jedoch hier, um meinem Vorhaben abzuhelfen: es schreint mir, daß ich jetzt etwas . . . glücklicher sey. — Der Ausdruck ihres Gesichtes veränderte sich: ich sah sogleich ein, daß meine unüberlegte Antwort ihre Eigenliebe verletzt hatte; doch nie hätte ich das erraihen, womit das Gespräch sich endigte!"

„Ich, — sagte sie, — an Ihrer Stelle würde es nicht thun: auf meine Meinung kommt zwar nichts an, doch möchtig ist die der Welt. . . . Sie wollten nach der Türkei. Alle wissen es: man kann daher denken, ja, sogar sagen . . . Sie haben den Muth verloren."

„Nicht beschreiben kann ich es Ihnen, in welche Hölle mich diese fünf Französischen bedeutungsvollen Worten! Meine Züge drückten deutlich das aus, was in mir vorging; sie erschraf . . . Meine Kniee wankten; ich stand vor ihr, wie ein zum Tode Verurtheilter. Ihr, mit unerträglicher Spott drang tief in meine Seele, und vernichtete grausam die kaum mir lächelnde Hoffnung. — Sie haben den Muth verloren! Sie stehen mir mit den ganzen schweren Inhalt dieses Urtheilsspruches. Klirr, Unempfindlichkeit zu, selbst Verachtung liegt in ihm. . . . Und warum? — darum, daß ich sie inniger, reiner liebe wiedig hielt, darum, daß ich es wagte, Ergebnisse zu besitzen . . . Sie haben den Muth verloren! — Ich rannte fast nach Hause."

„Am nächsten Morgen hielt ich darum an, als Offizier bei der reitenden Artillerie angestellt zu werden. Die Kenntniß eines Kommandeurs und Diplomaten vom Militairwesen konnten natürlich nur sehr beschränkt seyn: ich hatte in dem Gasthofe zur Stadt London ein n it Nr. 19 bezeichnetes Zimmer bezogen; mit dieser Zahl bestimmte ich die Compagnie, in die ich eingetreten wünschte. Dann bestellte ich mit einem King mit der Inschrift: „Sie haben den Muth verloren!"

H*** sog den King vom Finger, und reichte ihn den Offizieren. Als er von Allen im Kreise besehen worden, blickte H*** ihn selbst mit einem Lächeln an, — doch mit einem Lächeln, das zuweilen einen schmerzlichen Eindruck macht, als eine Thräne.

„Einige Tage darauf," fuhr er fort, „trug ich die Uniform meiner Compagnie. Ich möchte ihr durchaus noch einmal zu begegnen; nicht um ihr Bewunderte zu machen, nein, die Neigung meines Herzens zog mich zu ihr hin, und diese, wie Sie wissen, stimmt nicht immer mit unserer Eigenliebe überein."

„Ich sah sie. O, wie hatte sich mein Schicksal seit der Zeit verändert, als ich sie zum erstenmal im Garten mit einem Blumenkranze auf dem prahlenden Köpfchen sah."

„Sie als Weib hätte triumphiren können: ein einziges Wort von ihr veränderte die ganze Zukunft eines Mannes; jedoch ihre Bestürzung, als wir uns trafen, benahm mir das traurige Recht, über sie unwillig zu seyn. Ich wollte gleichgültig, ich wollte heiter scheinen, doch vergebliche Mühe! Die Frau vom Hause hat mich am Ende der Soirée, zum letzten Male noch etwas zu singen; ich setzte mich an den Flügel und man unmingte mich. Hier ist die Romanze, die ich den Abend zuvor gedichtet:

Könnt' ich die Macht vergessen deines Worts,
Das so bewegt den jugendlichen Busen,
Und Deines himmelblauen Auges Blick.
Die Freude und den Kummer meiner Liebe?
Könnt' ich es wohl!

Vergessen ich den Augenblick verwirft,
Dem zum Verderben ich vielleicht gefolget?
Vernehmen wirst Du bald, was ich berichtet! ...
Das ich für Dich in meiner Schlacht gefallen,
Vergißt Du bald?

„Natürlich hatte ich mir mit solchem Ausdrucke gesungen: statt schmeichelhafter Komplimente, die man in Gesellschaften auch dem mittelmäßigsten Sänger zollt, schwiegen Alle. Die Frau vom Hause reichte mir mit Zweifelmuth die Hand. Ich stand auf, bückte auf Fräulein R*** , und ging unbemerkt aus dem Saale. Die ersten Morgenstunden des nächsten Tages fanden mich bereits auf der Landstraße." —

— Es begann bell zu werden.

„Wo ist der Befehlshaber der Batterie?" fragte ein Adjutant, indem er an den Kreis der Offiziere herantrengte.

„Hier, in diesem Zelte," antwortete einer von ihnen.

Der Adjutant sprang vom Pferde, warf die Zügel einem Kanonier zu, und ging eilenden Schrittes in's Zelt. Nach einer Minute kam er aus demselben wieder heraus in Begleitung des Hauptmanns B*** , der mit einer Stimme, die den Donner eines fünfstündigen Bombardements übertönen im Stande war, Befehle gab: „Zu Pferde! ... Aufgesessen! Rechts ab zu einem Gefechte; die Pulverwagen hinter das Geschütz! ... im Trabe ... Marsch."

III. Schade um ihn!

La vie est une epigramme, dont la mort est la pointe.
Caciel.

Die Türken machten einen heftigen Angriff auf unsere rechte Flanke, zu deren Verstärkung die Husaren-Brigade und eine Kompagnie der reitenden Artillerie beordert wurden. Es entspann sich ein heftiges Gefecht. Die Feinde kämpften verzweifelt. Jedoch die glücklichen Attaquen der Husaren, und die verheerende Wirkung unserer Artillerie brachten sie endlich zur Flucht.

Die letzte Türkische Granate zerplatzte unter der reitenden Artillerie, und tödtlich verwundet fiel der Lieutenant S*** , der gerade ein Geschütz richtete, zu Boden. Mehrere Offiziere stürzten herbei. Seine Züge verklärten sein nahes Ende.

„Die letzte Bitte an Sie," sagte er mit verlöschender Stimme, sich an den Fürsten Tsch*** wendend, „von den Lippen des sterbenden Gefährten muß sie Ihnen geheiligt seyn. Ziehen Sie mir den verhängnißvollen Ring vom Finger, bändigen Sie ihn der ein, deren Bild ich mit in's Grab nehme ... Sagen Sie ihr ...."

Man trug den Entseelten auf einer Lafette fort, senkte ihn in eine in der Eile gegrabene Grube, betete für die Seele des Gefallenen, warf die Grube zu, und sausend flog die Abschiedsbotschaft nach Schumlas Mauern hin.

„Schade um ihn," sagte der Unter-Lieutenat Sch*** , indem er den Fuß in den Steigbügel setzte, „der Verstorbene war doch ein braver Junge, wenn er auch keinen Rum trank."

IV. Der Friede.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie jetzt passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.
Deutsches Lied.

Der zu Adrianopel unterzeichnete Friede machte dem zweijährigen Kriege ein Ende. Wie frenten uns dieser Nachricht, die uns Erholung versprach und alle die Phantasie-Bilder erweckte, die nur der Gedanke an das Vaterland erzeugen kann. An die Stelle der Unterredungen über Gefechte, unruhige Nächte, über die Pest, über das üppige Konstantinopel, dem unsere Avantgarde kreuzlich mit ihren Säbeln gedroht hatte, traten nun Gespräche über Heimgang, welche dem Herzen nahe standen. Der Eine umarmte in Gedanken seine junge Gattin und seine liebenswürdigen Kinder; ein Anderer nähte sorgfältig neue Bänder an die durch Blut erworbenen Kreuze, um damit der bejahrten Mutter eine Freude zu machen; aber bei Vielen pochte das Herz in lauten Schlägen schon bei dem bloßen Gedanken an gewisse schwarze oder blaue Ringen.

Der Fürst Tsch*** hatte es dem bösen Türkischen Fieber zu verdanken, daß er einer der Ersten war, die Urlaub nach Rußland erhielten, wo er, trotz der unterdrochenen Zerstreuungen im Kreise der durch seine Ankunft höchst erfreuten Verwandten und Freunde, oft an den letzten Willen des dahingeschiedenen Gefährten dachte. Er hatte daher, nachdem die Luft seines Geburtsortes ihm die vorigen Kräfte wieder verliehen, nach Petersburg.

Die Verwandten des verstorbenen S*** nahmen ihn freudig auf, und bald wurden ihm durch die Vermittelung derselben die Säle der Vornehmen Petersburgs geöffnet. Dieses benutzend, verfaumte er keinen Abend, in der Hoffnung, das Fräulein R*** zu treffen; doch er täuschte sich lange in seiner Erwartung.

Beim ***schen Gesandten war Ball.

Bis spät in die Nacht dauerte das ununterbrochene Rollen der Wagen vor der hell erleuchteten Ansahrt. Diener in buntfarbigen Livreen häuften sich unter den Säulen des geräumigen Vorzimmers, und die von oben bis unten von Orangen- und Myrtenbäumen besetzte Marmortreppe bot durch die Menge der Ankommenden ein buntes Schauspiel dar. Lockende Töne eines raschen Walzers schallten durch die lange Reihe der reich geschmückten Gemächer denen entgegen, die sich verspätet hatten. Kavaliere eilten hin und her; Damen blieben im Beobachten von den Spiegeln stehen, um den prangenden Kermel, oder die etwas gelöste Locke in Ordnung zu bringen.

Der Saal war voll. Der blendende Glanz der tausend Lichter, die rauschende Musik, die Pracht der Anzüge, die duftende Atmosphäre der Blumen und der Damen — Alles zusammen bildete eine gewisse bezaubernde Harmonie, die unwillkürlich sich der Sinne bemächtigte.

Mehrere Quadrillen gestalteten sich zu gleicher Zeit; bei den gegebenen Zeichen verstummte die Musik, und die Paare begannen, sich zu verschmelzen.

„Wer ist das mit dem Vergißmeinnicht-Kranze auf dem Kopfe?" fragte der Fürst Tsch*** seine Dame

„Man sieht, daß Sie nicht längst in Petersburg sind", antwortete sie; „denn sonst würde ich Ihnen diese Frage als einen großen Verstoß anrechnen. Es ist die Gräfin ***, geborene R*** ."

„Das Fräulein R***? ... Die aus dem Kloster? Ist sie schon lange verheirathet?!"

„Nicht lange. Aber Sie scheinen sich sehr für sie zu interessiren!"

„Ja! das thue ich. Und um Sie in dieser Meinung zu bestärken, werden Sie mir erlauben, noch eine Frage zu thun: Ist sie glücklich?"

„Sie können die Antwort auf diese thörichte Geschichte lesen; stieg ein spöttisches Lächeln, diese feurigen freudigen Augen sprechen laut genug dafür."

„Wer ist aber in Gesellschaft nicht heiter, und welches Frauenzimmer lächelt nicht?"

„Ich will nicht streiten; bemerke Ihnen jedoch", fügte sie lächelnd hinzu, „daß die unvortheilhafte Verheirathung, das Leben über uns Frauenzimmer gefällt, sich auf die junge Gräfin nicht beziehen kann: sie vergöttert ihren Gemahl, der ihrer durchaus würdig ist." — Die Musik ertönte von neuem, und die Quadrillen begannen.

Der Fürst Tsch*** folgte maschinenmäßig den Uebrigen, indem er durch traurige Erinnerungen weit von der regen Menge fortgerissen ward. Das glänzende Fest, das ihn begrüßte, das reizenden Damen, die ihr Saal in Fülle barbot, die Töne der hinreißenden Musik — Alles verschwand gleichsam vor seinen Augen, die Schöne ausgenommen, die lächelnd vor ihm vorbeiflog. Die wunderbare Sinnbildungskraft verband die heiteren Erscheinungen mit dem traurigen Gegenstand. Seine Gedanken führten ihn aus dem geräuschvollen Saale an ein einsames und verlassenes Grab; neben einer verlassenen und schönen Gattin stand der blutigen Leichnam des Dienstgefährten; zu gleicher Zeit hörte er die letzten Worte des Sterbenden — und das lebhafte Reden der glücklichen Gräfin! Sein Herz war gepreßt ....

Man tanzte noch lange. Der Fürst Tsch*** kehrte bald nach Hause zurück, und während er sich zur Abreise anschickte, dachte er noch an den Ball. Auf den Ring blickend, der an seinem Finger geblieben war, sagte er mit einem Seufzer: „Verzeih' mir, Freund! ich habe mein heiliges Gelübde nicht erfüllt; doch Dein Schatten wird mir nicht zürnen; ich sah bei ihr einen anderen Ring, mit dem der Deinige sich nicht verträgt .... Sie hat Dich nie geliebt!"

„Eure Exzellenz, die Pferde sind angespannt!"

Fürst Goliţin.

Mannigfaltiges.

— Raumer's Briefe aus Paris. Gegen unseren Landsmann, Herrn Professor Friedr. von Raumer, sind die Engländer einmal recht artig gewesen. Kaum hat er nämlich den Fuß auf Englischen Boden gesetzt — wohin er vor wenigen Wochen eine wissenschaftliche Reise angetreten hat — so kommt man ihm auch gleich mit einer eben fertig gewordenen Englischen Uebersetzung seiner Briefe aus Paris, und zwar nicht der Theater-Briefe, sondern der historischen Alterthümer — unter dem Titel: History of the sixteenth and seventeenth century, illustrated by original documents; 2 vol. entgegen. Es scheint dies gleichsam eine Art von Gastgeschenk zu seyn, durch welches man dem Ankommenden den Wunsch zu erkennen giebt, daß seine Forschungen in Englischen Bibliotheken eben so freundlich aufgenommen werden mögen, als die in Frankösischen. Wir unsererseits können in diesen Wunsch nur einstimmen.

— Corneille's Ahnuth. Es ist öfter schon von der Noth und dem Elende gesprochen worden, mit welchen der große Corneille während seines Aufenthalts in Paris (Ane d'Argenteuil) zu kämpfen hatte. Nachstehendes, von Frankösischen Literatoren sehr hoch gehaltene Originalschreiben aus dem J. 1679 — Corneille war also damals 73 Jahr alt — giebt den Beweis, daß man in dieser Beziehung nichts übertrieben hat:

„J'ay vev hyer M. Corneille, nostre parent et amy, il se porte assez bien pour son age. Il ma prye de vous faire ses amities. Nous sommes tortya ensemble après le disner, et, en passant par la rue de la Parcheminerie, il est entré dans une boutique, pour faire raccomoder sa chaussure qui estoit décousue. Il s'est assis sur une planche et moy auprès de luy; et, lorsque l'ouvrier eust refaict, il luy a donné trois pièces qu'il avait dans sa poche. Lorsque nous fumes rentrez, je luy ai offert ma bourse, mais il n'a point voulu la recevoir ni la partager. J'ai pleuré qu'un si grand génie fust réduit à cet excès de misère."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Freitag den 10. April 1835.

England.

Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten.

(Nach der Edinburgh-Review.)

Die politischen Gährungen, welche das Ende des 18. Jahrhunderts bezeichneten, waren von verschiedenen freundlichen Bewegungen begleitet, die einen friedlicheren Charakter hatten. Die großen Vereine gelehrter und literarischer Männer, welche in unserer Zeit bestehen, sind aus jenen freundlichen Bewegungen hervorgegangen, und Deutschland, das Land der echten geistigen Freiheit und des kühnen Forschergeistes, hat die Bahn gebrochen. Die erste Versammlung Deutscher Naturforscher, welche 1822 in Leipzig stattfand, war freilich nur sehr klein; aber der unscheinbare Schneeball ist jetzt schon zur gigantischen Lawine geworden.

In England erhoben sich vier ausgezeichnete Forscher, Sir Humphry Davy, Sir John Herschel, Herr Babbage und Sir David Brewster, um die Wissenschaften von ihrem allmäligen Verfall zu erretten. Sie spürten den Ursachen dieses Verfalles nach, und gaben Mittel an die Hand, wie man denselben steuern könnte. Einige Individuen, denen die Wissenschaft nur als Quelle irdischen Wohlbehagens etwas galt, und einige Andere, die von Eitelkeit und Ignoranz sich leiten ließen, arbeiteten dem edlen und kühnen Beginnen dieser Männer nach besten Kräften entgegen. Eine dritte Klasse, die allbereits im Besitze akademischer Würden war, wollte von einem für die Wissenschaften zu begründenden National-Institute nichts hören, obgleich man die herrlichen Früchte kennt, die solche Institute anderwärts getragen haben. Sie bildeten sich ein, der wissenschaftliche Denker werde, gleich dem Puritaner, durch weltliche Anziehungen verunreinigt; die Wissenschaft, meinten Sie, müsse, wie die Jugend, ihren Lohn in sich selbst finden!

Diese Controverse gab den gelehrten Gesellschaften Großbritaniens ihr Daseyn. Das Publikum hatte ruhig geurtheilt und gerecht entschieden. Sir David Brewster war es namentlich, der in dieser Beziehung eine kräftige Aufforderung an das Publikum ergehen ließ. Einige Monate nach der Publication seines Aufrufs (im Oktober 1830), welcher in ganz Großbritanien viel Sensation erregte, kam der Verfasser auf den Gedanken, die Freunde und Pfleger der Wissenschaft aus allen drei Reichen zu einer Versammlung nach York zu entbieten. Er wählte diese Stadt vorzugsweise, weil sie der centralste Vereinigungspunkt für die drei Reiche schien, und weil sie zugleich eine philosophische Societät besaß, in deren Lokal die Zusammenkünfte stattfinden konnten.

Den 26. September 1831 fanden sich demgemäß 200 gelehrte Männer in York ein. Theils hatte ihr persönlicher Eifer für die Wissenschaften sie angetrieben, theils waren sie Abgeordnete verschiedener philosophischer Societäten, besonders aus Nord-England. Die Universitäten blieben neutral, um die steigende Zuth des Mißfens zu beobachten, vielleicht auch um sie zu dämmen. Nur Oxford schickte einen Repräsentanten, den gläubenden und liberalen Forscher Daubeny.

Den 18 Juni 1832 kam man in Oxford zusammen. Obgleich damals das reformirte Parlament seine Sitzungen hielt, so bethrten doch viele Mitglieder der Unterhauses und viele vom Adel die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart. Die ungeheuren Säle dieser an Palästen so reichen Stadt öffneten Gelehrten von jedem Bekenntniß ihre Portale, und von vier Philosophen, welche das Ehrendiplom der juristischen Doktorwürde erhielten, war auch nicht Einer Mitglied der Englischen Kirche — ein Faktum, das in der Geschichte dieser Universität unvergeßlich bleiben wird. Viel Interessantes wurde in den Sitzungen der Gesellschaft vorgelesen und manches schöne Instrument vorgezeigt; aber das Bedeutendste waren wohl mehrere Berichte über den gegenwärtigen Standpunkt der verschiedenen wissenschaftlichen Fächer. Die Zahl der versammelten Mitglieder belief sich auf ungefähr 700.

Der dritte Britische Gelehrten-Kongreß versammelte sich den 18. Juni 1833 zu Cambridge. Auf dieser ehrwürdigen Universität, die lange Zeit und mit vollem Recht an der Spitze der Universitäten Europas stand, wurde den Mitgliedern die gastfreieste Aufnahme zu Theil, und die ausgezeichnetern Mitglieder überhäufte man mit Ehrenbezeugungen. Mehr als 900 Gelehrte waren in Cambridge versammelt und zu dem wissenschaftlichen Gebiete des Kongresses kam jetzt ein neues Feld, die Statistik.

Den 8ten September 1834 erfolgte die vierte Zusammenkunft der Britischen Naturforscher, und zwar in Edinburg. Die große Entfernung dieser Stadt von der wissenschaftlichen Bevölkerung Großbritaniens hatte dem Gelingen seine Hindernisse entgegengesetzt. Auch Schottlands Hauptstadt behauptete von Seiten der Gastfreundschaft ihren alten Ruhm. Neben den strengwissenschaftlichen Vorlesungen wurden jeden Abend populaire Vorträge für die gebildete Welt Edinburgs gehalten, an denen auch sehr viele Damen Theil nahmen.

Zu den ausgezeichneten Individuen, die dem Edinburger Kongreß beiwohnten, gehörten mehrere derjenigen Mitglieder des letzten Ministeriums, die in engerer Beziehung zu Schottland standen. Lord Brougham, der auf Sir David Brewster's Antrag unter die Mitglieder aufgenommen wurde, entzückte die ungeheure Versammlung in der letzten allgemeinen Sitzung durch seine mächtige und himmlische Beredtsamkeit. Unter den ausländischen Gelehrten, die an dieser vierten Zusammenkunft Theil nahmen, befanden sich Herr Arago, Professor Moll, Herr Terravaud und Herr Agassiz.

Nachdem wir das Historische der Britischen Gelehrten-Association kurz berührt haben, gehen wir nun zu ihren vornehmsten Zwecken über.

Der Vice-Präsident der philosophischen Societät zu York, Herr Harcourt, entwarf den Plan zu einem permanenten Vereine der Gelehrten, in welchem er sich über die Zwecke des Vereins in folgender Art aussprach: „Der Verein beabsichtigt keine Eingriffe in andere Institutionen. Er will den wissenschaftlichen Forschungen einen kräftigeren Impuls und eine mehr systematische Richtung geben — den geistigen Verkehr unter den Britischen Gelehrten und mit dem Auslande fördern — die Wissenschaft zum Gegenstande allgemeinerer Aufmerksamkeit machen, und alle öffentlichen Hindernisse beseitigen, die ihre Fortschritte hemmen könnten."

In diesem Plane wird demnach als faktisch angenommen, daß die Richtung der wissenschaftlichen Untersuchungen nicht systematisch genug sey. Herr Harcourt sagt über diesen Punkt noch Folgendes: „Es müssen bestimmte Gränzen gezogen werden, in denen die wissenschaftliche Forschung sich bewegt; — kein einzelnes Gebiethen angezeigt werden, was für Untersuchungen in ihren respektiven Fächern am wünschenswerthesten sind; — man muß Probleme lösen, Data feststellen und Jedem eine bestimmte Aufgabe zutheilen."

Ohne jetzt untersuchen zu wollen, ob ein Verein, der jedes Jahr nur drei Wochen lang seine Zusammenkünfte hält, solche Zwecke, wie die obengenannten, zu realisiren fähig seyn dürfte, bemerken wir nur, daß unsere drei Metropolitan-Societäten und hundert Provincial-Gesellschaften durch eine Parlaments-Akte aufgehoben werden müßten, wenn sie alle diese hohen Pflichten unerfüllt ließen. Herr Babbage und seine Freunde haben diese Gesellschaften niemals so strafbarer Nachlässigkeit bezüchtigt, und ihre Hülfsmittel sie so gering geschätzen. Herr Harcourt selbst sagt von der Königlichen Societät, „sie habe anfänglich ein Gleiches bezweckt." Sind nun diese Vorsätze ausführbar, so muß man noch jetzt daran arbeiten, sie auszuführen; werden sie aber schwärmerisch und chimärisch befunden, so wird auch kein anderer Verein sie ins Daseyn rufen können.

Zu der etwas dunklen Aeußerung, daß man die öffentlichen Hindernisse beseitigen müsse, giebt Herr Harcourt selbst einen deßfallsigenden Kommentar, indem er zunächst auseinandersetzt, wie theuer den Erfindern ihre Patente zu stehen kommen, und dann auf die schlechte Versorgung der Gelehrten überhaupt eingeht.

Zu der etwas dunklen Aeußerung, daß man die öffentlichen Hindernisse beseitigen müsse, giebt Herr Harcourt selbst einen deßfallsigenden Kommentar, indem er zunächst auseinandersetzt, wie theuer den Erfindern ihre Patente zu stehen kommen, und dann auf die schlechte Versorgung der Gelehrten überhaupt eingeht.

Zu der vornehmsten Zwecke des Kongresses, das Licht der Britischen Wissenschaft in den Brennpunkt einer jährlichen Versammlung zu konzentriren, ist herrlich erreicht worden. Diese Zusammenkünfte der Gelehrten sind ein heiliges Fest-Feuer der Wissenschaft, das wenig fortlodern und auch endlich einer widerstrebenden Regierung fene Großmuth entringen wird, die andere Regierungen den Denkern ihrer Staaten aus freien Stücken bewiesen haben. Nur diejenigen, welche glücklich genug waren, bei solch einem philosophischen Bankett Mitgäste zu seyn, können darüber urtheilen, wie sehr ein lebendiger Geist, ein für edlen Ehrgeiz empfängliches Gemüth dadurch begeistert wird. An einem Tische mit den Dalton's, den Arago's, den Herschel's, den Faraday's, Brown's und Airy's über Gegenstände der abstrakten, Wissenschaft oder der Naturforschung diskutiren zu dürfen, ist ein unschätzbarer Gewinn. Aber auch abgesehen von diesem elektrischen Zusammenwirken verwandter Geister, so gewährt eine Zusammenkunft ausgezeichneter Menschen noch andere direktere und wesentlichere Vortheile. Wir haben in diesen Sitzungen stundenlang den Details selbstständiger Forschungen unser Ohr geliehen; wir haben schöne Instrumente und Apparate geprüft; — von neuern Methoden der Beobachtung Kenntniß genommen — schreiende und glänzende Experimente mit angesehen.

Aber andere hochwichtige Zwecke des Gelehrten-Vereins sind un-

Digitized by Google

berücksichtigt geblieben. So hat man der Frage wegen des Patentgesetzes seine Aufmerksamkeit gewidmet, und obgleich die Herren Harvey, Dover und Hill, sowohl in Oxford als in Cambridge, die Anstrengsamkeit der Versammlung auf den Zustand der nautischen Künstler lenkten, so ist doch auch in dieser Sache kein Schritt gethan worden.

Es bleibt uns noch von einem Zwecke des Vereins zu reden übrig, den wir bereits angedeutet: er will nämlich den wissenschaftlichen Bestrebungen eine systematischere Richtung geben. Wenn die wissenschaftlichen Berathungen, auf welche man hier aufpirkt, den höchsten Departements des physikalischen Wissens angehören, so ist der Versuch eben so thörichtig als verwerflich. Welcher große intellectuelle Beschiedsbahn dürfte es wohl wagen, solche Beschlüsse an das originelle Talent ergehen zu lassen — oder, wenn ein solcher Weiser existirt, wird er wohl seine Kräfte im kleinen Dienst der Wissenschaft verbrauchen? Wenn der Britische Gelehrten-Verein Sir John Herschel aufforderte, unterstuchen, auf was für Weise die hypothetischen Tuben in gasigen Körpern unter den wechselnden Einflüssen der Hitze, des Druckes u. s. w. bestimmte Strahlen absorbiren und hindurchlassen, so würde er um dieser Aufgabe willen das, was ihn eben beschäftigte, schwerlich bei Seite legen, und dasselbe gilt auf jeden anderen Gebieter seiner respectiven Wissenschaft anwendbar. Man könnte dem wahren Diener Pluto, und Raum, und bald wird es den Punkt, von wo seine Forschungen ausgehen, selbst entdecken.

Derselbe man aber unter wissenschaftlichem Bestrebungen nur spezielle Experimente und Beobachtungen britischer Art, — denkt man dabei an Flut-Beobachtungen an Britischen Küsten oder Beobachtungen u. s. w., dann sind die Absichten des Vereins der Wissenschaft sehr förderlich. Allein diesem Zwecke haben auch andere Gesellschaften mit Erfolg nachgestrebt.

Der Plan, die Forschungen auf wissenschaftlichem Gebiete durch Ablassung von Berichten*) und Empfehlung von Gegenständen wissenschaftliche Untersuchung zu rechten Zeit zu leiten, ist vortrefflich genug; wir begreifen aber nicht, warum gerade dieser Umstand den Britischen Verein permanenter machen soll, als den Deutschen. Auch der Deutsche Gelehrten-Verein wird ermuthigend und anleitend zugleich, und unsere Leser werden in Johnston's Bericht über die Versammlung der Naturforscher in Hamburg finden, daß viele Mittheilungen von Brief an König von England, und einen zweiten an die Ostindische Compagnie schrieb, in welchen dieselbe um Förderung der botanischen Untersuchungen in Hindostan angehalten. Der Deutsche Gelehrten-Kongreß hat also an dem Werke des Britischen mitgearbeitet, indem er die schlimmernde Energie Englands zu wecken suchte. Es wird ein großer Triumph für unsere Britischen Inseln seyn, wenn wir einst sogar fremde Potentaten ermuthigen können, den Forschergeist in ihren Staaten zu begünstigen!

Der Deutsche Gelehrten-Verein ist eine regelmäßige Gesellschaft, die über Sammlungen Verhandlungen registrirt. Bei seiner Gründung wurden Gelder gegeben, die in den ersten fünf Jahren seines Bestehens volle Gültigkeit haben sollten. Jetzt, bevor sie zehn Jahre alt, muß wir schon nicht ein, warum er nicht noch Jahrhunderte dauern sollte. Aber auch zugegeben, seine Tage wären gezählt: wir kann er durch Etwas permanent werden, das selbst nicht permanent ist? Die Berichte und Empfehlungen des Britischen Vereins sind der einzige dergänglicher Theil seiner Thätigkeit und Existenz. Aber aber hier Beschaffe erreichen. In den ersten drei Jahren seines Bestehens sind schon zehn Berichte publizirt worden, und jetzt wird sich die Zahl derselben wohl auf 31 belaufen. Wenn nun binnen drei Jahren 31 Berichte erschienen sind, so wird man in 21 Jahren 217 dergleichen haben. Die Total-Summe der zur Untersuchung empfohlenen Gegenstände beträgt jetzt schon 118; und schreitet diese Summe in den dem Maße vorwärts, so wird bald ein dickes Register über die Fauldeit der Gelehrten in unseren Händen seyn. Dann fehlt es gewiß nicht an Impuls und Anregung. Jeder wissenschaftliche Mann in den drei Reichen wird, gleich einem wohlgeübten Rabitisten, an allen Seiten stimulirt werden, damit er Problème löse, die noch seit zwanzig Jahren um sind, wird jeder Stern seinen Besitzer haben, jeder Felsenstiel seinen Hisseriker, jedes Kräutlein seinen Pfleger haben.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Demetrio Triandofolo.

(Schluß.)

Inzwischen verging ein Tag nach dem anderen, und es bot sich mir keine Russische dar, ein Schiff zu finden. Ich fing an, dem Gedanken Raum zu geben, daß der Demetrioschi, obschon er einen seiner Landsleute im Streit erschlagen, sich mich doch kein Gegenstand der Furcht sey. Ich besuchte den Britischen Konsul und Herrn La F., einen Franzosen. Beide sagte ich um ihren Rath dieserhalb. Der Letztere war sinnlosen Dinge vorher mit einigen Summen Geldes und einer noch größeren Summe Freiheits-Gedrucken nach Griechenland gegangen, hatte seinen Beutel und seinen Kopf seit der Zeit geleert, und obschon er auf die Griechen nicht gut zu sprechen war, hatte er als Franzose, trotz seiner gelehrteten Hoffnung, doch Humor genug, um über sein und des von ihm gelobten Volkes Schicksal mit Heiterkeit zu sprechen. Er konnte den Demetrio Triandofolo, und versicherte mir, derselbe sey nicht schlechter, als hundert andere seiner Landsleute. Die Griechen seyen wie die Raaber der Wüste; wer das Brod mit ihnen gebrochen, habe nichts von ihnen zu fürchten. Ich möchte ihm und seiner Mannschaft, ob ich mit ihnen an Bord ginge, ein Mittagsmahl in dem Kaffeehause geben, um mich ihrer Gewogenheit zu versichern. „C'est ça", sagte der Franzose und bat sich selbst dabei zu Gaste. Es geschah, und wir vergerichteten, und am nächsten Morgen ging ich an Bord der kleinen Schooner.

Mit Tages-Anbruch sahen wir noch einer tüchtigen getreuten Fahrt endlich die Dardanellen-Schlösser vor uns. Es war aber unmöglich, die Straße zu passiren, der Wind war contrair. Europäische Schiffe pflegen unter diesen Umständen die Trojanische Küste zu suchen, um dem günstigen Winde abzugewinnen. Mein Gewissen sagte mir nichts Arges, und gewann die Bewohner des Landungs-Platzes, Wein, Früchte, Lebensmittel herbeizuschaffen. Der Eifer der armen Leute, die selbst keinen Ueberfluß zu haben schienen, nahm mich Wunder; sie glauben, durch die größte Bereitwilligkeit die Absahrt des Capitains zu beschleunigen. Demetrioschi zögerte auch nicht, als er sein Schiff nach Wunsch versegt sah, in See zu stechen. Der Wind war günstig, und wir erblickten bald wieder die Schlösser vor uns. Man überlegte, mit welcher Flagge man vor den Feuer-Schlünden erscheinen sollte. Der Spezziot hatte Anfangs Lust, die Russische aufzustecken, aber die Farben waren ihm zuwider; auch die Oesterreichische mochte er nicht; selbst die Rähe der Britische konnte die Laune des Mannes und seine Mehrmannie nicht einschüchtern. Endlich ergriff man mit tricolorer Flagge durch die Dardanellen; einige Schüsse, die wir unklüg uns um die Ohren sausten, konnten der dreifardigen Fahne schwerlich gelten. Als wir Sestos und Abydos aus den Augen verloren hatten, schöpften wir freieren Athem. Das Marmor-Meer breitete sich mit seinen runden Becken vor uns aus, und wir sahen ein Tartar mit schwellenden Segeln uns in die Flanke. Seine Batterie fing an zu spielen, der Wind war uns in Stand abgeschnitten, wir schienen verloren. Der Spezziot ließ die großen Segel streichen und zog das Schönbahn-Segel auf. Er sprang auf den obersten Theil des Verdecks und machte dem feindlichen Schiffe die Zeichen der Verachtung, nachdem er seinen Artilleristen strenge Befehl gegeben, nicht zu feuern. Dieß that auch Jener, und wir drückten uns behutsam um ihn herum, bis der Wind aufsog, unser Schiff wieder zu bestreichen. Da stieg unser Mars-Segel plötzlich auf und mit vollen Backen blies ein heftiger Luftzug in den neuen Bauch desselben. Wir gaben eine Salve und flogen davon. Der Seeräuber hatte sich täuschen lassen; seine Kugeln trafen uns nicht und wir hatten bald einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Demetrioschi dankte mit lautem Freudengeschrei seinem Schutzpatron, dem St. Nicolo, und obwohl der Heilige mich Ketzer gewiß nicht um meinetwillen gerettet hatte, erhob ich doch auch zu ihm Worte des Gebetes. Als wir den Thurm des Leander hinter uns hatten, ward ein Boot segelfertig gemacht, und mich zu die Küste zu bringen. Der Spezziot ließ mich den Bosporus ein.

Es waren einige Monate verflossen. Meine Geschäfte führten mich nach der Hauptstadt Griechenlands; ich hatte schon den Gedanken aufgegeben, den großen Spezzioten wiederzusehen. Napoli di Romania, in festen Straßen noch vor kurzem die Stelle des Grabes gebrochte hatte, weil der Hauch der Pest sie dahin gerafft hatte, selbst selbst erstarrte, alle Regsamkeit bemmte, wurde auf einmal ein Tummelplatz des buntesten Verkehrs. Der Präsident, berief zum ersten Male den Senat der Nation. Illuminationen, Feste und Bälle wurden zu dieser Veranlassung angeordnet. Das hinschwindende orientalische Leben wurde plötzlich durch den Formen occidentalischer Lustigkeit aufgerüttelt. Es war eine kommandirte Fröhlichkeit, die sich hier entwickelte, ein künstlicher Tumultus zu Napoli di Romania. Freilich hatte ich auch in Stambul denselben Kontrast wahrgenommen, als ich Madame l'Ambassadrice mit Sr. Eminenz dem Kislar Aga dos à dos einen Contretanz ausführen sah!

Es war an einem schönen October-Abend, als ein länglicher, mit aufgerichteter Schoener in den Hafen zu Napoli di Romania einlief. Der Commandeur stieg an's Land: es war Demetrioschi. Dieselbe Miene der Unverkehrt, dasselbe leichte Lächeln spielte um die Lippe des schönen Mannes, trug seiner bewölkten Stirn, die sich in Falten zusammenzog, unter die Ursache seines Besuches kannte man sich Nichtschiedenes in die Ohren. Er hatte sein Privilegium lange in Müssigunft. Seine ganze Familie traf der Rachedurst, den Russischen Interesse feindlich zu seyn, und auf einem seiner Kreuzzüge hatte Demetrio Triandofolo die Gesetze wegen der Kaperei zu seinem Vortheil ausgelegt und eine Brigg aus Malta mit ihren Gütern sie seine Prise erklärt. Gleichzeitig waffnete der Britische Gesandtschaft gegen den Spezzioten, und lud ihn freundlichst ein, an den Festlichkeiten zu Napoli di Romania Theil zu nehmen; er hatte zugleich den Vorwand gefunden, wegen der Marine Griechenlands seinen Rath zu verurtheilen. Anderschen Tage d'Iria sein Schlachtopfer nicht fördern zu können. Die Freunde auf Spezzia beschworen den Capitano, der Einladung nicht zu folgen. „Nach den Reisen gewagt, um mich meinen Feinde zu werfen!" sagte Demetrioschi, und verließ zu dieser Stunde sein Haus. Erst als er an's Land stieg und die vielen Russen und Juner in den Straßen Napoli's sah, wandelte ihn eine Besorgniß an, dem sittigen Staatsmann entgegenzutreten. Er mißtrete sich zum Lever; nichts überraschte die Wertzeuschicht, mit welcher man ihn empfing. Mit wenigen Worten war der Gegenstand der Unterhaltung über die Manier erledigt und Demetrioschi wurde mit denselben Pauk entlassen, nachdem er noch seinen Wunsch geäußert, bald nach Spezzia zurückzukehren.

Trotzdem fand man Mittel und Vorwand, seine Abreise zu verzögern. Der Spezziot zeigte sich öffentlich mit der ihm eigenen Heiterkeit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang, er ließ seinen Schooner bereit machen, der Wind war günstig. Er besuchte noch einmal den Platz „der drei Wächter", wo sich die Spaziergänger in Napolia zu versammeln pflegen; er rauchte seine Pfeife und fragte nach Neuigkeiten. Da erschien ein Bote der Regierung, und forderte ihn auf zu einem Gespräche mit dem Herrn. Demetrioschi folgte, und der Kommandant des Platzes, vor den er geführt ward, wahm ihm die Waffen ab. Der

*) Es sind deren bereits zwei erschienen, betitelt: Report of the First and second Meetings of the British Association etc. (London, 1833, und Report of the third meeting (London, 1834).

Digitized by Google

Sypsjiot war Gesangener; er hatte kaum Zeit, zum heiligen Nicolo für Weib und Kinder zu flehen. Sein Schooner hatte in demselben Augenblick, als das Gerücht von seiner Gefangenschaft durch die Stadt lief, den Anker gelichtet und das Weite gesucht.

Die Feste des Palamedes, hinter deren Wälle der Kommandant mit einer Schaar seiner Tartheben den Sypsjioten stürzt, ringt mit der Sclave und Beute nach der Thore hinaus. Von dieser Seite ist der Zugang unmöglich, und auch von der Stadt her scheint sie unnehmbar; denn ein mühsamer, viel verschlungener Weg, auf den man eine halbe Stunde windestens zu verwenden hat, führt nach der steilen Höhe des Schlosses. Die Aussicht von oben ist herrlich. Man übersieht das Argolische Gefilde, vom alten Myceng bis nach Corinth, während eine malerische Hügelreihe den Golf umschließt.

Die Vorsicht erheischte, das Gefängniß des Sypsjioten eine Zeit lang zu meiden. Gleichwohl regad sich bald eine Gelegenheit für mich, den interessanten Mann zu besuchen. Ich schloß mich einer Gesellschaft an, welche die Feste besting. Demetrarchi ging auf den innern Hofraum frei umher; seine Pferde, die stets Hagelleinen der Türken und Griechen, brannte, als besände er sich im Schoße häuslicher Geselligkeit. Noch eine Stunde vor der Wolstreckung des Todes-Urtheils verlangt der Grieche nach seiner Pfeife, um noch einige Züge zu thun, ehe seine Lippe bleich wird. Bei anderen Völkern würde das für Verdauungsmus gelten; dem Griechen gehört diese Ruhe zur Landtüchtigkeit. So harmlos rauchte auch Demetrarchi seine Pfeife; er schien bister und wohlgemuth, nur das Haar hatte er sich zum Zeichen der Trauer wachsen lassen. Unter den schlecht gekleideten, halb modernisirten Soldaten, die ihn bewachten, stand er wie ein gestürzter König da, in edler Haltung, seiner Würde sich bewußt.

Indeß verschlechterte sich sein Schicksal; ward immer strenger in seinen Handlungen, der Sypsjiot saß noch immer auf der Citadelle des Palamedes. Das Osterfest nahte, das in Griechenland mit ganz besonderem Pomp gefeiert wird. Auch auf der Citadelle machte man Vorbereitungen dazu, denn von der herrschenden Sitte darf auch der Unglückliche in den Kerkern nicht ausgeschlossen werden. Ein Mönch, der sich mit Papa Staffi verbrüdert, hatte einen Kessel in Anatolien entlehnt, in zu sehn vorgab, weitere sich bei dem Kommandanten der Feste, um die kirchlichen Functionen für die Gefangenen zu vollziehen. Er rühmte seine Stimme, und sang zur Probe gleichsam, mit lauter Kehle das Kyrie Eleison ab. Man dachte nichts Arges, und ging auf den Vorschlag des Mönchs ein, der sich anheischig war, auch den Gefangenen das Osterlamm zuzubereiten. So war denn Papa Staffi oben auf der Citadelle. Am Oster-Sonntag faßte eine Gesellschaft Franken den Entschluß, den Festen zu besuchen. Ich brauche kaum zu sagen, daß auch ich von der Partie war. Es war oben ein Leben voller Wonne. Der Papa Staffi war die Seele von Allem, seine Gesangskunst sanctionirte das Fröhliche, die ganze Stadt schien zu berauschen. Die Tartikos stimmten in den Jubel mit ein. Die Pfeifen dampften, schöne Effenen würzten die Luft, von den Klängen der Mandoline hallten die Mauern der alten Feste wieder. Seit den Tagen der Venetianer, sagten die Griechen, wären sie nicht so lustig geworfen. Ich war einer der letzten, welche den Ort verließen. Als ich von Demetrarchi Abschied nahm, flüsterte er mir ins Ohr: „Barba Hanni wird niemals durch den Kanal von Sypsjia segeln!" Ich hatte auf die Worte nicht sonderlich geachtet; aber am andern Morgen war ganz Nauplia in Aufruhr, der stolze Sypsjiot war entwicht. Auch Papa Staffi war nicht zu finden; der alte Schlaukopf war von der Partei Demetrarchi's gewesen. Ein Schaf lag gebunden in einem Winkel, und schwur, niemals wieder einen Sypsjioten bewachen zu wollen. Auf der Seefeite der Felsen sand man Fetzen einer Priester-Gewandes. Es blieb kaum ein Zweifel, daß Papa Staffi und der Sypsjiot die Klippen am Gestade überstiegen und hinabgeklettert waren.

„Wer hatte Barba Hanni nur im Sinne?" sagte ein alter Fanariote. „Weder Sultan Selim, noch Mahmud konnten die Männer von Hydra oder Sypsjia zähmen, und Barba Hanni will das! Capitain Demetrarchi ist sicher auf seiner Insel, der alte „Kreata" (Schmutz) von Papa Staffi war einer von seinen Schiffs-Gesellen."

Die Worte, die mir der Sypsjiot zugeflüstert hatte, gingen aber nicht in Erfüllung. Capo d'Istria schiffte sich darauf durch den Kanal von Sypsjia, freilich nicht ohne eine Russische Fregatte als Bedeckung.

(U. S. J.)

Frankreich.

Kleine Widerwärtigkeiten von Paris.

Von Jules Janin.

Die gute Stadt Paris hat ihre unschuldigen kleinen Freuden die Hülle und Fülle; aber man glaube ja nicht, daß sie nicht auch ihre kleinen Widerwärtigkeiten hätte. Wo gäbe es eine ungetrübte Lust, wenn wäre das Vaterland des vollkommenen Glückes auf dieser Welt. Paris hat seine Freuden wie seine Schmerzen, sein Leid und seine Lust, und jedes bedingt das andere, und beide stehen in einem Verhältnisse gegenseitiger Voraussetzung und Vermittelung. So bietet Paris gleich die große Unannehmlichkeit dar, daß es sehr früh am Tage auf den Beinen ist, wenn man andere sagen kann, daß es je zu Bett geht. Handel und Gewerbe wurden in Paris früher wunder, als die Intelligenz; es giebt keinen Sterblichen auf der Welt, der eher aufstände, als der Weinhändler; der Weinhändler ist es, der seinenLaden zuletzt schließt und ihn zuerst wieder aufmacht; er ist es, der die Verkäuferin der Halle nach den großen Fleischmarkt an ihre respektiven Karren aufschirrt; bei dem Weinhändler geht die Hoffnung des Tages auf; sein Laden ist der Abfahrtspunkt zu der großen Reise von zwölf Stunden, welche die kleineren Verkäufer täglich durch die Straßen machen. Diese ganze Schaar beginnt ihren Tag beim Weinhändler; still kommen sie heran; man sollte glauben, eine Schaar unser Christen zu sehen, die ihr Morgengebet verrichten; auch! es ist auch ein Gebet; es sind die armen Tagelöhner, die ihre Arbeit vor sich haben, so lang der Tag ist, und in der Morgenstille, ehe sie daran gehen, ihren petit vin blanc trinken.

Und kaum ist diese erste Libation vollbracht, so geht der Lärm los. Alles setzt sich in Bewegung und schreit aus vollem Halse sein „Wer kauft?", daß die Fenster zittern.

Der Wasserträger schreit sein Wasser, der Lohnkutscher sein Lohnkuchen aus. Mit dem Schlaf ist's vorbei. Der Pariser muß früh aufstehen und steht auch wirklich früh auf. Hat er an diesem Morgen wenig geschlafen, so wird er in der folgenden Nacht schlafen. So ist er denn aus dem Bette heraus. Um in Paris lange schlafen zu können, muß man ein eigenes Haus haben, das noch dazu ganz besonders gelegen sein muß, zwischen hof und Garten, in einem ruhigen Viertel, muß eine sehr hohe Stelle bekleiden, sehr lang oder sehr reich seyn; um in Paris lange schlafen zu können, muß man auch die Weise ausser dem Bereich seiner kleinen Freuden und Widerwärtigkeiten stehen. Aber gerade diese sind der Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung.

Wir reden nur von den bescheidenen, kleinen, anschaulichen Freuden des zurückgezogenen Pariser, der weise genug ist, vor dem Landleben ein Grauen zu empfinden und die Provinz für nichts anderes als ein großes Dorf anzusehen. Aus dem Bett ist er also heraus, wenn Paris erst zu erwachen vor seine Möglichkeit: Lärm auf der Straße, Lärm über seinem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thüre, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Fatalitäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von dieser Fatalität berührt. Niemand ist man ungestraft in dem Lärmen und Vernehmen, des Eindringens von Außen her ist kein Ende; über sich hört man ein Stuhlgang: es ist ein armer Kranker, der erwacht und sein Klaggeschäft beginnt; kurz darauf die laute ungebildete Kehlstimme des Lieben des Conservatoire, der zuversichtigen Hoffnung des Aufsteigens comique, der, auf seine kalte Milch wartend, sein Pensum noch einmal durchnimmt. Nebenan schmählt eine Mutter ihre Tochter, ein Mann seine Frau aus, und in Alles das mischt sich das unausstehlich Geräusch von Topfgeschirr und Zinn — die Zugabe zum Milchkaffee, den man ringe umher bereitet — dies ungesunde Gewürz, das den Magen reizt, ohne zu nähren, die Männer entnervt und die Frauen keck macht, das Kind aus abscheulicher Nahrungsmilch saugt und in allgemeinem Gebrauch ist, vom Reichsten bis auf den Aermsten herab. Das der Krämer zu sich nimmt, die Milchverkäuferin auf der Straße, der Portier, ja die Katze und der Schoßhund.

Doch was thut's, wenn man schlecht schläft, schlecht frühstückt in Paris — dafür speist man auch schlecht zu Mittag, und so erhält sich die Gesundheit und man bleibt sich des Schlafens bewußt. Nach der Regel fehrt auch nach Frühstück die Ruhe in den Pariser Häusern wieder zurück: der Angestellte ist dann auf seinem Bureau, der Courtier an der Börse, der Künstler an seiner Arbeit; das Einzige, was diese Ruhe und diese Stille ein wenig stört, ist, daß nun die Stunde des Aufräumens gekommen ist — und diese Stunde spielt die Hölle. Alle Dienes im Hause sind in Bewegung. O, weh! O, weh! Eine wahre Sündfluth von Noten ohne Harmonie strömt hernieder und zunächst dagebick um eure beiden Ohren. Waffnet euch mit Muth! die bedeutende Sonate beginnt. Hoert sie in Geduld an: sie fängt an zu wanken, zu flammen und zu flottern, von Takt ist nicht mehr die Rede, weiß geht's durch alle Tonarten, und man rufen mit Fontenelle aus: O, Sonate, was willst du von mir? Wenn der Klavierlehrer in's Haus tritt, so ist es gerade Zeit, zum Hut zu greifen und sich auf einen Spaziergang nach den Tuilerieen, dem Luxemburg oder auf die Boulevards zu begeben.

Aber Ruhe da! in dem Moment, wo man angehen will, fitz und sertig bekleidet in seinem Staate, Hut und Fuhwerk glänzend, der Rock nett und sauber, die Weste weiß, ein Gefühl des Behagens im ganzen Wesen, und frei und sich selber angehörend nun eben aus der Thür will — da klopft's, — herein! — Heiliger Gott! und die Provinz tritt ein — Frau und Mann und älteste Tochter und zukünftiger Schwiegersohn und zwei kleine Kinder — Alles in Reise-Anzug, von den Füßen bis zum Kopfe mit Staub bedeckt, denen man in Paris unterwegens ist. Der in Paris ausfällige Provinzialist sühlt sein Leben jeden Tag und jede Stunde mit tausend unsichtbaren Fäden an eine ganze Stadt, seinen Geburtsort, geknüpft, die zu jeder Zeit bei ihm einzureichen kann, unter dem Vorwand, daß sie ihn, als er zur Welt gekommen, in die Register ihrer Bürger aufgenommen, ihm ihre Kirche zu seiner Taufe und ihre Gemeindeschule zu seiner Bildung aufgethan. — So hat denn man unser Pariser die Provinz auf dem Halse, und dies bedeutet für den Unglücklichen nichts Geringeres, als dreyzehn Tage Langeweile, Sclaverei und Gefangenschaft.

Und es ist gar keine Rettung davor! Man ist ein Pariser, man muß alles wohl wissen, sehr übel die Honneurs für die Stadt machen, in der man wohnt; man wird ihm dagegen in Argenton oder in Revers, wenn er Lust hat, hinzureisen, die Honneurs machen. So setze er sich denn nur in Marsch und führe diesen ansehnlichen Schwarm aus der Provinz sogieren; sie haben sämmtlich sehr Lust auf ihn gerochen, daß er sie von einer Curiosität zur anderen schleppen werde, bis auf die allerletzte und unbedeutendste, die nur zu sehen ist. Das Erste, was der Provinzialist in Augenschein nehmen will, ist der Jardin-des-Plantes. Ein schöner Garten, wenn man will, aber verlassen und öde, eine Stätte für die Botanik und das Rothwild, ein Zufluchtsort für die Kindsmörder und dürftigen Liebhabern der Reclus- und medizinischen Schule. Es ist im Jardin-des-Plantes, wo der Student das Frauenzimmer spazieren führt, mit dem er es ehrlich meint, eben so wie er im Garten des Luxemburg die führt, mit der er paradiren will. Im Jardin-des-Plantes wollen nun unsere Leute aus der Provinz

Digitized by Google

Nichts verlieren und verstummen; sie betrachten Alles, was nur vorhanden ist, vom Wallfisch-Gerippe bis auf den neuerdings aus Afrika angekommenen Leoparden. Sie spazieren im Garten umher, lesen mit großer Genauigkeit die Etiketten, die an den medhinischen Gewächsen hängen. Wenn sie dann Alles schärfig gesehen und beschnüffelt, mit unschuldigen Mienen Martin, von dem sie Einem erstaunliche Geschichten erzählen, ihren Briefch hingewerfen haben, so wandelt sie die Lust an, das Hospital de la Pitié zu besuchen, welches ganz nahe gelegen ist. Sie wissen Alles sehen. Man sagt ihnen, man krone Niemand im Hospital — was sollen? Der Provinzialist weiß sie Alles Noth und hat sich für alle Fälle versehen. Ihre Uhr thut, was er verrung, wenn ihrener Pariser," sagen sie, „Sie haben uns die merkwürdigen Thiere gezeigt, wir wollen Ihnen dagegen die Kranken zeigen." Und aus ihrem Portefeuille, neben ihrem Parent als Capitain von der National-Garde und ihrem Passe, ziehen sie einen Brief hervor vom Arzte ihres Orts, der sie an einen Kollegen im Hospital empfiehlt, und in einem Pathetischen Postscriptum noch besonders auf die interessante physiognomie der Mademoiselle Josephine, der ältesten Tochter des Provinzialisten; dies unselige Blatt verhilft uns also zum Eintritt in das Hospital, diesen Trauerort der Dualen und Schwerzen. Da kommt der Mensch hin, um zu leiden und zu sterben. Alles ist Stille dort und Seufzen und Stöhnen. Weich ein schrecklicher Contrast gegen, sich aus diesen Leiden ein Schauspiel zu machen! Dabei merke man wohl, daß der Provinzialist in seiner Vaterstadt ebenfalls ein Hospital hat, in das er nie den Fuß zu setzen sich gedrungen fühlt; aber ein Hospital in Paris, das ist freilich etwas Anderes. So durchlaufen sie denn diese langen Säle von la Pitié, wo in jeder Stunde ein Mensch stirbt; gehen in die Säle, wo sie über den Zustand, Umfang des Feuerherdes außer sich gerathen, ja, verfagen sich nicht einmal den Anblick des blutigen Amphitheatres, wo die Section noch ihre greulichen Spuren zurücklassen hat. Alle diese Dinge, die so widerwärtig anzusehen sind, betrachtet der Provinzialist mit kaltem Blute, ja, sogar Mademoiselle Josephine nimmt sie in Augenschein, denn sie will nicht, daß man sage, sollen sie, die Lilie d'Islande gesehen hat, ohne aus ihrer Fassung zu kommen, vor zwei oder drei anatomischen Leibern zurückgebebt sey. So vergeht dieser Tag für unseren Pariser, der noch ganz glücklich ist, wenn nicht irgend einer die Ungeschicklichkeit begeht, vor seinen Provinzialisten von dem nahen Irrenhause zu sprechen, denn sonst wieder ist sie heut noch mit ihren Nerven nicht auf der Höhe, um diesen Namen zu hören, ohne in Ohnmacht zu fallen.

Von allen Pariser Widerwärtigkeiten ist die Einkehr der Provinzialisten die größte. Der Provinzialist zwingt uns, zu sehen, was man nicht sehen will. Wie er bei sich zu Hause schläfrig und träge ist, so ist er hier munter, immer wach und immer auf den Beinen, seine Regsamkeit und Wißbegierde drängt sich in diese Tage zusammen, die er in Paris ist. Keine Erholung, kein Halt — nichts, immer vorwärts! Heut ist es das Pantheon, das in Augenschein genommen wird, von Jean Jacques Rousseau's Grabmal an — einem Denkmal von weißem Holze, das man zu Frankreichs Schande verfaulen läßt — bis an die Kuppel, die so oft mit ihren Kreuzen und Fahnen zu gewechselt hat — das Pantheon, diese große Lüge, diese ungehenre Eitelkeit, diese Ruhmesstätte, das eine Unmöglichkeit ist unter einem wandelbaren hin und herschwankenden Volke, das eine Beute der Revolutionen ist, das Pantheon, von dem der Provinzialist nichts sieht, als die Steine. Man muß sie sonst kennen. Dem Provinzialisten wird er uns grabeswegs nach der Pairskammer führen; er kennt den neuen Saal ganz genau, und beschreibt ihn uns. In der Pairskammer wird er fragen: „Wo sind die Paies?" wie er im Jardin des Plantes gefragt hat: „Wo sind die wilden Thiere?" Und wenn man ihm antwortet: „Die Paies sind heut nicht zu sehen," so wird er sich gewiß vornehmen, wiederzukommen. Alles in Erwartung versetzen, Alles in Bewegung! So wie er aus dem Luxembourg hinaustritt, eilt er hin unter die Säulen des Odeons und sagt: „Wie Schade, daß ein so schönes Theater geschlossen ist!" und „So war es nicht, als Picard noch lebte." Zu gleicher Zeit zieht er sein Taschenbuch hervor, und ruft aus: „Teufel! Notre-Dame ist auch geschlossen!" Bei diesen Worten erblickt Mademoiselle Josephine und beginnt zu zittern, Claude Frollo fällt ihr ein und der Glöckner Quasimodo. O unglücklicher Pariser! Nachdem er die Kuppel des Pantheons erklommen, muß er auch noch die Thürme von Notre-Dame hinaufklettern. Sie steigen und klettern, machen Halt und steigen von Neuem, und suchen an den Mauern das Griechische Wort, das die „Nothwendigkeit" bedeutet, und das Sujet zum Roman des Herrn Hugo gefiscrt hat — endlich nach langem Steigen kommen sie oben an, ziehen ein Messer aus der Tasche und kratzen ihre Namen ein: Pierre Bigonnes mit seiner Frau und Tochter und seinen beiden Söhnen, Eigenthümer, wahlfähiger Wähler; anno 1838.

Von dem Thurm von Notre-Dame nach la Morgue ist eine Kleinigkeit. Es geht in la Morgue hinein, wo statt der weggeraubten Leichen die Lumpen der Todten aus schreußlichste umhergeflennt liegen. Aber wohin gehen sie nicht? Alles ist ihnen recht! Das Palais Royal und das Schloß der Tuilerieen, die Akademie der Wissenschaften und die Akademie Francaise, das Louvre und die Wasser zu Versailles, das Aegyptische Museum und das Panorama, die Modehändlerinnen und der Laden von Véro-Dodat.

„Führen Sie uns," schreien sie Einem zu, „wir müssen die Taglioni und die Mars sehen. — Wollen wir eine Flasche Bier trinken im Café des aveugles? — Die schöne Limonaden-Verkäuferin soll jetzt schon ziemlich bei Jahren seyn? Und der Wilde, ist es gelungen, ihn zu civilisiren?" Und tausend andere Fragen von derselben Art. O Gott! So gefeffelt an die widerliche Regier Deiner Landsleute, unglückseliger Pariser, mit welcher herzlichen Sehnsucht blickst Du wohl hin im Geiste nach einer stillen Hütte in irgend einem lieblichen Thale, am Fuß eines Berges, auf dem die einsamen, immergrünen Tannen rauschen.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich Alles das aufzählen wollte, was der Pariser verspüchtet ist, in einem Jahre wider seinen Willen, lediglich Andern zu gefallen, zu sehen: so muß er, um nur eines anzuführen, alle zehn Jahre einmal in die Katakomben hinunterfteigen, muß alle sechs Monat die Wachsfiguren sehen; außerdem ist er Jahr aus Jahr ein mit allerneuen Kommissionen belästigt — zum Beispiel einen Durchwurf im Palais Royal zu kaufen, oder auf die sämmtlichen Werke des Herrn Victor Hugo zu subskribiren, u. s. w.: so muß jeder Mann ist der Jutendant und Bediente seiner Provinz, die ihn unaufhörlich in Athen hält, so daß er sich am Ende wohl zu der Frage zu sich selber genöthigt sieht, ob er nicht viel beffer thäte, auf die so theuer erkauften Vorzüge des Pariser Lebens zu verzichten, und ganz einfach ein Provinzialist zu werden.

Und dann die großen unter den kleinen Widerwärtigkeiten des Pariser Lebens; allein zu leben mitten unter seinen Nachbarn; an ihrem Elend und ihren Leiden Theil zu nehmen, ohne daß sie sich darum kümmern, und zu wissen, daß sie unterdessen zu den innersten Geheimnissen unserer ärmsten Existenz den Schlüssel haben können, sobald sie wollen; unter der Aufsicht seines Portiers zu leben; immer diesen unterirdischen Argus vor sich zu sehen, der besser als wir selber weiß, was wir thun, besser als wir selber weiß, was wir denken, der in der Seele unseres eintretenden Freundes liest, nicht minder als in dem verstegelten Briefe, der an uns antommt; uns bis zu einer bestimmten Stunde täglich zu schlafen; unendlichen Verdruß aus den Provinzen ausgesetzt zu sehn, die für einen ganzen Monat von allem Frieden und Ruhe laufen, sind die eigentlichen, die echten Widerwärtigkeiten. Von der Steuer rede ich gar nicht, dies Elend ist überall dasselbe, man mag nun in Paris oder in der Provinz leben; rede gar nicht erst von der National-Garde: denn das ist die allerdrückendste Auflage des Pariser Lebens, die Pein, die Dafeyns, es mag sich so günstiger Verhältnisse zu erfreuen haben, als es wolle, ganz vergiftet, so daß in allen Herzen wohnt, die ewige Drohung, die uns bis in die süßesten und ruhigsten Augenblicke verfolgt — ist ein Unglück, welches unter die allertraurigsten, allergrößten und schrecklichsten gerechnet werden sollte.

Es giebt noch eine Menge kleiner Unannehmlichkeiten in Paris, die man in einer vollständigen Geschichte dieser Gegenstände nicht füglich übergehen darf. So zum Beispiel:

Man geht beim schönsten Wetter aus, und kommt in einem Platz-Regen nach Hause; so unbeständig ist die Witterung in Paris.

Das Wetter ist so schön, daß man sich mitten im Monat Mai glaubt und denkt, die Rosen sollen eben kommen; mit einemmal muß man einen Pelzmantel anziehen.

Man hat ein neues Kleid an, ein Kabriolet bespritzt Einen von oben bis unten.

Man will eine Prise Tabak nehmen, und die Dose ist Einem aus der Tasche gestohlen.

Man geht in's Theater, um ein angekündigtes Stück und einen beliebten Schauspieler zu sehen; dies Stück ist abgeändert.

Man kauft einen schönen Apfel und muß ihn erst braten, wenn man ihn genießen will.

Das Mittagessen kostet nur fünf und zwanzig Sous, aber die folgenden acht Tage hat man für ärztliche Hülfe fünf und zwanzig Franken zu bezahlen.

Man geht spazieren, geräth in eine Emeute und befindet sich plötzlich zwischen zwei Feuern.

Man ist Mitglied der Jury und verurtheilt einen Menschen zu den Galeeren; man kommt nach Hause, und findet seine Ruhe mehr und keinen Schlaf, nicht mehr den süßen Schlaf, das Leben jedes Tages, wie Macbeth sagt.

Und so giebt es noch tausend andere Aergerlichkeiten und Verdrüßlichkeiten für alle Stunden des Tages, mit deren Aufzählung man einen dicken Band anfüllen könnte. Doch was thuts? Ist man nicht, trotz aller dieser Widerwärtigkeiten das freieste, unabhängigste, liebenswürdigste Volk einer geschloffenen und unterdrückten Welt? Ist man nicht ein echter Pariser? Wenn Paris nicht dieser große Mischmasch, wenn es frei von allen Auflagen, allen Zwangen wäre, wenn die Provinz nicht nach Paris käme, wenn es keine Neugierigen gäbe, die man in Paris herumführen müßte, wenn man keine Romane kaufen dürfte, keinen Kabriolets aus dem Wege zu gehen, keine Gauner zu arretiren, keine Spitzbuben zu verurtheilen, sich von seinem Portier in Recht zu nehmen, keine National-Garde durchzumachen brauchte, so wäre Paris nicht nur das Eldorado auf dieser Erde, sondern sogar das Paradies auf Erden; so aber giebt es kein anderes Paradies als im Himmel, und nur da findet man alle diese Widerwärtigkeiten nicht wieder, keine Visitatorem, keine Geschworenen, keine Diebe und keine National-Garde.

Bibliographie.

- Traité de physique appliquée aux arts et métiers, et principalement à la construction des fourneaux, des calorifères à air et à vapeur, etc. — Von J. J. Guillond. 2½ Fr.
- Traité élémentaire de Géologie, Minéralogie, et Géognosie, suivi d'une Statistique minéralogique des départemens, par ordre alphabétique. — Von G. Barrael. 5 Fr.
- De la Truffe. Traité complet de ce tubercule, contenant sa description et son histoire naturelle la plus détaillée, son exploitation commercial et ses rapports dans le monde culinaire. — Von Moynier.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Montag den 13. April 1835.

Belgien.

Die Fürstin von Chimay (Madame Tallien). *)

Ich habe die Fürstin von Chimay genau gekannt und zwei Jahre mit ihr auf ziemlich vertrautem Fuße verlebt. Ich war damals sehr jung; sie war es nicht mehr, hatte aber von ihrer Jugend das heiße Verlangen, zu gefallen, bewahrt, das eine Frau, die an unzähligen Triumphe gewöhnt ist, auch den Demüthigungen der Jahre zum Trotz bis ans Ende ihres Lebens behält. Das erste Mal, als ich sie sah, frappirte mich ihre Schönheit, und noch mehr jene Anmuth und Koketterie des ganzen Wesens, die sie gegen diejenigen spielen ließ, die sie an sich ziehen und fesseln wollte. Sie bedienen sich dieser Künste gegen mich — gegen mich! weil sie meiner bedurfte; gegen mich, die, jung wie ich war, sie schon liebte, weil ich sie für unglücklich hielt!. . . Sie wandte alle Mittel der Verführung an, um mir zu gefallen — den sanften Strahlenglanz ihres Auges, den schmeichelnden Zauber ihrer Stimme, die Feinheit ihres süßesten Lächelns, die antiken Haltungen ihres herrlichen Kopfes, mit einem Wort, die ganze Poesie ihrer reizenden Gestalt, die auf gleiche Weise an eine Königin, an eine Schauspielerin und eine galante Frau erinnerte — eine pikante anmuthigseltsame Mischung, die im ersten Moment imponirte und unbedingt fesselte, später hingegen an Kraft und Wirksamkeit verlor, wenn der erste volle blendende Eindruck vorüber war.

Sie sich Mademoiselle Mars und suche diese Aehnlichkeit vollständig zu machen, indem sie die angenehme Stimme derselben mit Güte nachahmte. Das Musikalische ihres Tons, so voll lieblicher Kraft und weicher Süßigkeit für Momente, erinnerte mich oft auf's Überraschendste an sie. Die Fürstin schien über meine Aeußerungen in Bezug auf diese Aehnlichkeit geschmeichelt, und sie war in der That bisweilen von einer hinreißenden Uebereinstimmung und Wahrheit. Dann gefiel sie sich darin, mir von ihren dramatischen Triumphen zu erzählen aus jener Zeit, als sie auf ihrem Theater in Chimay die Rollen der großen Künstlerin, unter anderen die der Madame de Staël wie in der Wette, spielte. Ich glaube gern, daß ihr der Vergleich, den sie gestanden, mit vollem Rechte zu Theil geworden. Denn ihre stete Gewohnheit, öffentlich aufzutreten, machte sie von jeder Art hemmender Schüchternheit frei; die Berechnung der Erfolge war ihrem Geiste angeboren, und sie beherrschte mit sicherem Bewußtseyn alle ihre Mittel dazu.

Sie kannte auch den Reiz des verweilenden Blickes und die unwiderstehliche Gewalt eines Lächelns. Sie war in der mimischen Kunst ganz besonders zu Hause und verstand es auf dem Grunde, ihrem Gesichte den Ausdruck zu geben, der dem Bedürfniß des Momente gerade angemessen war; doch bemerkte man mit einem wenig Takt und Beobachtungsgabe Begabten, daß an der ungemein Beweglichkeit ihrer Gesichtszüge mehr Antheil hatte, als die Natur. Ihr Auge war nicht von Natur gütig, ihr Lächeln nicht von Natur liebenswürdig; man entdeckte in beiden etwas Gemachtes. Ihr schwarzes, lebhaftes, Spanisches Auge zeigte nicht immer Wohlwollen, wenn man auf sie achtung gab, ohne daß sie es bemerkte; und ihre Lippen, auf denen, trotz der ernsthaften Falte, der Schatten des Spottes ruhen mochte, bildeten für den feinen Beobachter immer einen Mund, hinter dem ein verachtendes Mißwollen lauerte, einen Mund, der eben so gut einer bösen Frau als einer reizenden Odaliske gehören konnte.

Ich habe manche Stunde mit ihr allein zugebracht, des Abends, entweder bei ihr oder bei mir zu Hause, wo sie mir kaum Fragmente aus ihrem Leben erzählte. Sie erzählte mit Geschick und Geist — besser und hundert Mal interessanter, als ein gut und elegant geschriebener historischer Roman. Sie verband in ihrer Erzählung die Poesie des Blickes und der Geberden; das Dramatische der Stimme und der Thränen mit dem Drama und der Poesie der interessantesten Begebenheiten — die schrecklichen Situationen, die wunderschönen und schreckenvollen Verfalle und Ereignisse traten mir in diesen Stunden aufs lebendigste vor Augen. — Die Erinnerung an diese Abende, die wir so mit einander verbrachten, wo sie mir ganz allein dieses merkwürdige Schauspiel gab, wird nie aus meiner Seele verschwinden; mir ist, als hätt' ich sie gestern vernommen, jetzt, wo sie nicht mehr ist, wo ich sie nicht mehr sehen werde, wie sie mit Thränen die Mängel und Wälder ihrer Vergangenheit vor mir aufschlug und mir daraus vorlas, und mit ihren Zähren die brennenden Zeiten verbüßte, die sie mir zum Theil durch ihre Thränen hatte warten. Ich verschlang ihre langen Erzählungen mit der ganzen Begierde eines unerfahrenen jungen Gemüthes. Ich sah wohl, daß sie viel gelitt, viel gekitten hatte, und suchte mit die rauhe Strenge der Welt gegen sie nicht zu deuten.

Sie bewies mir eine durchaus mütterliche Zuneigung. Mit willigem Glauben gab ich mich ihren Neigungen hin; später, als ich gewahr wurde, wie sie dieselbe Zärtlichkeit, dieselben Worte, dieselben Demonstrationen an viele Andere verschwendete, die mir wenig Ehrlich waren, fing ich zu zweifeln an und zog mich leise von ihr zurück.

Der Fasel führte mich fast zu gleicher Zeit mit ihr nach Brüssel. Es ist bekannt, daß sie ihr glänzendes Haus in der rue de Babylon zu Paris verkaufte und sich in Belgien niederließ; den Winter verlebte sie in Brüssel und den Sommer auf ihrem prächtigen Landsitz zu Chimay.

Der Fürst von Chimay, Mitglied der ersten Kammer der General-Staaten und Kammerherr des Königs Wilhelm, ging allein an den Hof; seiner Frau war der Zutritt hier untersagt. Eine so hohe Ungnade, ein solcher Stempel von Schmach, vor aller Welt der Stirn dieser ehrgeizigen Frau aufgedrückt, verletzten sie in die bitterste Verzweiflung. Ihr Sohn als Fürstin, Gattin und Mutter litt auf gleiche Weise auf's allerpeinlichste unter dieser Schmach, deren Ursache unglücklicherweise für Niemanden ein Geheimniß war. Tagtäglich, ja stündlich, fast sie sie unter dieser Folter; was sie nur konnte, that sie der Welt zu Gefallen, um von dieser Pein erlöst zu werden; sie ließ nichts unversucht, stieß an alle Thüren; umsonst! die des Hofes blieb ihr verschlossen. Mehrere vornehme Damen eben dieses Hofes, die von sich selber wohl von den Vorrechten nachsichtiger Milde hätten fagen können, tadelnten gegen die arme Fürstin und widersetzten sich mit ziemlich unchristlicher Erbitterung ihrer Zulassung in einen Zirkel, in den sie Titel und Rang ihres Gemahls von Rechtswegen berriefen.

Ich habe die Fürstin von Chimay beständig geneigt gefunden, diese lächerlichen Damen, über die sie sich am meisten zu beklagen hatte, zu entschuldigen oder zu vertheidigen. Nie entschlüpfte ihr ein bitteres Wort, ein Spott über sie. Sie litt das Mögliche von ihrem Hasse, ihrem Neide, sie zu demüthigen; aber wenn sie darüber seufzte, so geschah es ohne Bitterkeit, mit englischer Geduld und der Resignation einer durchaus übergegenen Natur.

Ich war viel aufgebrachter, als sie, über die Schmach, mit der man sie überhäufte; sie sah das Interesse, welches mit ihre schiefe peinliche Stellung einflößte, sah, mit wie schmeichelhafter Auszeichnung ich am Niederländischen Hofe aufgenommen war, und lag mir deshalb unaufhörlich an, bei Ihrer Majestät der Königin und vor Allem bei dem Prinzen von Oranien, den sie sich geneigt wußte, zu ihren Gunsten zu sprechen. — Obgleich mich diese Schritte bei meiner übergrossen Schüchternheit unendlich viel Ueberwindung kosteten, so bedachte ich mich doch nicht, sie zu thun, ja, ich wiederholte mein Anliegen bei dem Prinzen sogar mehrere Male, der meinen Ehrgeiz, meine Hingebungen der Verfolgungen der Fürstin mit großer Freundlichkeit anhörte, mir die liebenswürdigsten Dinge über mein Plaidoyeiren, wie er es nannte, sagte und immer mit den Worten schloß: „Mein Gott, meine Liebe, ich wünschte gar nichts mehr, als Ihnen gewähren zu können, was Sie wünschen, weil Ihnen so viel daran zu liegen scheint. Die Fürstin von Chimay hat an Ihnen den besten Advokaten unter der Sonne; sie ist eine reizende, höchst ausgezeichnete Frau, sehr liebenswürdig und sehr unglücklich; aber ich kann sie nicht bei mir sehen; meine Frau würde es nie zugeben, und Sie begreifen, daß sie es nicht zugeben kann, weil der König ein sehr alle Mal nichts davon hören will, sie an den Hof zu lassen." — Dann mußte ich abermals schweigen und konnte nichts mehr erwiedern. — Die Fürstin, immer voll Ungeduld, das Resultat meiner fruchtlosen Versuche zu vernehmen, hörte mir mit, Rührung zu, als ich ihr die Antwort des Prinzen überbrachte, und dankte mir, wie wenn mir der glücklichste Erfolg zu Theil geworden wäre.

Sie schrieb in derselben Angelegenheit mehrere Mal an den Prinzen von Oranien. Ich habe nur die Antworten Sr. Königl. Hoheit gesehen, aber sie sagte mir, sie seyen voller Zartgefühl und ehrerbietiger Schonung. Dies nahm mich nicht Wunder. Ich kannte das edle große Herz des Prinzen, und Niemand hätte einen Gegenstand von dieser Natur besser zu behandeln, solche schwierige Antwort besser zu geben verstanden, als er. Der Stil des Prinzen ist von seltener Eleganz und Reinheit; er schreibt ganz hingeistend, und seine Briefe sind kleine Meisterstücke von innerem Zusammenhange und Klarheit, — das beste Material spricht sich so ungekünstelter Schönheit darin aus.

Die Fürstin suchte unter den täglichen Zerstreuungen im vertrauten Kreise ihre fortwährende Erinnerung zu vergessen. Einzelne Frauen,

*) Diese interessanten, bisher noch ungedruckten Dokumente über die Fürstin Chimay sind aus den „Memoiren über König Wilhelm's Hof, von einer Belgischen Dame" entnommen.

Digitized by Google

dreister oder, ehrlich gesagt, besser als andere, gingen zu ihr, der Beachtung, nicht des Hofes, sondern jener am Hofe stimmführenden Damen zum Trotz. Fast alle Augenzeugen fremde und die Mitglieder des diplomatischen Corps konnte man in den Soireen der Fürstin, über die Bestimmungen überlegt aufgesprochen war, finden. Es wurde oft Musik gemacht. Der Fürst, selber ein ausgezeichneter Musiker, einer der besten Schüler Baillot's, machte sich ein Vergnügen daraus, jeden talentvollen Künstler, der sich ihm vorstellte, kurz, bei sich zu sehen. Er spielte in den Konzerten, die er gab, selber mit, und oft waren diese musikalischen Versammlungen höchst bedeutend. Die Fürstin machte mit der feinsten Grazie die Honneurs in ihrem Hause. Ich nach meinem Charakter und Geschmacke hatte es lieber gehabt, und es würde für ihre Stellung passender gewesen seyn, wenn sie etwas minder jene lächelnde liebliche Anmuth, und dagegen mehr von jener ernsten kalten Würde gezeigt hätte, die eine Frau stets so wohl kleidet, wenn sie zugleich Takt genug besitzt, nicht monoton darin zu werden und sie zum Typus ihres Wesens werden zu lassen. Ihr Benehmen, das gegen Jedermann auf gleiche Weise schmeichelnd und zuvorkommend war, machte mich oft ungeduldig und war mir oft zuwider. Mehr Stolz, mehr Erschrecktheit und Zurückhaltung hätte mir viel lieber gewesen. Es lag immer zu viel Bittendes in ihrem Russdruck.

Den musikalischen Soireen folgten bald Spielpartieen. Die Fürstin hatte von ihrer Mutter, der Frau von Cabarus, eine Leidenschaft geerbt, der sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens schrankenlos hingab. Sie war Spielerin! . . . Spielerin in der vollen Bedeutung und Absolvirung des Wortes. . . . Sie spielte und wollte nichts weiter, als spielen. Eine grüne Decke, ein Spieltisch hatte einen unwiderstehlichen Reiz für sie; man hat mir es gesagt. Ich selber habe sie daran sitzen sehen. Das hatte mich ihr vollends entfremdet.

Es ist mir lieber, daß ich sie vor ihrer kleinen Staatsreise gesehen habe bei ihrer Ministerin-Malerei, die für sie ein so merkwürdiges Talent hatte. — Sie war eine Schälerin von Jhdey und portraitirte mit einer Vollendung, wie sie bei Dilettanten eigentlich nicht angetroffen wird.

Aus der Zeit ihres Glanzes der hatte sie einen unglaublichen Fond von verschwenderischer Toilette, überdauert hat Ausgaben aller Art behalten. Ihr Putz war immer auserlesen, von einer äußerst dekadenten Eleganz. Auch auf dem Lande trug sie nur Stoffe, die mit großen Kosten aus Paris gesandt waren, und die Ankunft einer Kiste mit Moreschen in Ehimay war für sie und die junge Fürstin Luise, ihre Tochter, ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit. Diese Damen kokettirten mit den kleinsten verschiedenen Fetzen, und man kann sich gar keine Vorstellung machen, wie ernsthaft sie ein Gegenstand von solcher Unbedeutendheit beschäftigte und einnahm.

Ich will den Schleier nicht aufheben, den eine natürliche Discretion gebietet, über dem Innern der Häuser ruhen zu lassen, in denen man fremdschädlich aufgenommen wurden. Das häusliche Leben der Fürstin war, wie das meiner Mutter, nicht glücklich.

Es ist unmöglich, die Gastfreundlichkeit auf eine großartigere und zugleich liebenswürdigere Weise zu üben, als es der Fürst und die Fürstin auf ihrem prächtigen Landsitz zu Ehimay thaten. Die feinste Urbanität machte die Honneurs. Es war das echte vornehme Leben mit Willen, was an Ehimay und Beschaidein zu sich schließt. Es war bei dies sie die Fürstin und ihre Tochter immer keinen feuderlichen Stoff der Ergötzung dar und genügte ihnen sehr wenig. Beide waren wesentlich für die große Welt; diese war das Element, in dem sie sich vor Allem gern bewegt hätten; der bürgerliche, beschränkte Gesellschafts-Zirkel einer kleinen residirenden Stadt war ihnen zuwider und die Huldigungen ihrer guten Bewohner konnten ohngefähren Wünschen der Art nicht genügen, noch weniger sie gewähren. In ihrem Unglück kam nun noch hinzu, daß ökonomische Gründe sie nöthigten, mehrere Winter lang in Zurückgezogenheit in Ehimay zu verweilen, und die Armen, die nach einem großen Schauplatz, nach Glanz und Ehre schmachteten, sich mit einem Dasein begnügen mußten, das ihnen immer unverändert verhaßt genug war, um die stolzesten Träume vieler Anderen zu übertreffen.

Die Mieweiern der Fürstin würden ein höchst interessantes Buch geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß sie die Materialien dazu schriftlich hinterlassen hätte. Eine Menge Dinge könnt' ich selber dazu beitragen, genau so, wie sie mir hierher in unseren vertraulichen Unterhaltungen erzählt hat. Von ihrer Schwiegermutter ich berichten, die sie in den Revolutions-Gefängnissen ausgestanden, von dem Entsetzen, das sie ergriff, als sie Nachts auf dem faulen Stroh eines ungefurchten Kerkers bald nackt in elenden Lumpen lag, tiefes Dunkel um sie her, und sich plötzlich angeblitzen fühlte von scheußlichen Thieren, die nagenden Zähne in ihren Busen fühlte — unerträglich war der Zeit, waren die Narben dieser Bisse noch darauf zu sehen. Man denke sich dies schöne Wesen so leidend, im Dunkel eines Kerkers, im Kampf mit diesen Bestien, von denen sie weder die Stärke noch die Zahl wissen konnte, und sage dann, ob eine größere Strafe und Qual zu finden ist.

Einer Tages, als eine Ratte in den Gefängnissen Katzgehunden hatte, schrieb sie an Talien: „Alles dies sieht einem Traume nicht sehr ähnlich, den ich diese Nacht gehabt. Robespierre war todt, und alle Kerker thaten sich auf." Kurze Zeit nach diesem Briefe und diesem Traume war Robespierre wirklich todt und sie frei.

An einem anderen Tage, als sie mit mehreren Gefangenen aus dem ersten Kerker nach einem anderen transportirt wurde, konnte der Karren, auf dem sie zusammengepackt lagen, durch das Gedränge in der Straße nicht hindurch und stieß oft mit dem zusammen, der die Verurtheilten nach der Guillotine fuhr. Auf diesem Karren befand sich mitten unter jenen Unglücklichen ein junges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, von feinster Schönheit, die im Munde eine Rosenknospe hielt, die minder schön und minder feisch war, als sie. Hände und Arme waren ihr auf den Rücken gebunden, so daß sie sich nicht bewegen konnte. Sie sah Mehrere Mal mit feuchten Blicke an, der voll war von der ganzen Poesie der Resignation und des Unglücks, dann ihre großen blauen Augen zum Himmel erhebend, schien sie ihn sie als den Ort ihrer Zuflucht anzurufen und bezeichnen zu wollen. Es war ihr gleich innig offenbar gewesen, daß diese Frau, ein unglückliches Schlachtopfer wie sie, heiße Theilnahme und zärtliches Mitleid für ihr Schicksal empfand; ohne mit einander zu reden, hatten sich diese beiden Seelen verstanden: eine pöbelhafte heilige Freundschaft loderte auf zwischen ihnen am Grabesrand, auf der Schwelle der Ewigkeit, um zu verlöschen, noch ehe sie in's Dasein getreten waren. Einem Moment tauschten ihre Blicke ernste erhabene Geheimnisse mit einander, eine Umarmung himmlischen Trostes ging von Herz zu Herz — keine Geberde, kein Wort hatte ihr Gefühl so tief, so hineinfressend zu offenbaren vermocht: Trauer und Verbrüderung und Hoffnung und ewiges Erinnern lag in dieser stummen Verständigung zweier aufeinungsvoller Wesen, die eine kurze begegneten, um sich zu lieben und dann nie mehr zu sehen! .. Mit dumpfem Getöse setzten sich die verhängnißvollen Karren in Bewegung — ein Blitz des Lebewohls floß aus den Seraphaugen des Mädchens.

Der Karren mit den Verurtheilten rollte dicht an dem der Gefangenen vorüber; das Mädchen zog ihre Blosenknospe mit den Lippen in den Mund und biss sie mit aller Kraft ihres Ekels Mannes Talien zu, die sie mit heiliger Freude auffing, wie das Vermächtniß eines Märtyrers. Sie wollte ihre Arme nach der Unglücklichen ausstrecken, aber der Karren rollte dahin; Alles war gefagt.

England.

Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten.

(Schluß.)

Das System des Berichterstattens ist in der That nur eine Art von Büchermacherei, die wir jedoch in Gottes Namen dulden wollen, wenn man sie nur Leuten überträgt, die eben zu nichts Besserem taugten. Aber Männern wie Peacock, Ehallis, Whewell und Christian solche Rapporte zu übertragen, zeugt von unweiser Leitung des echten Talentes.

Die Berichte, von denen wir sehr reden, umfassen sieben Achtheile des ersten Bandes der Verhandlungen; drei sehr Achtheil ist mit den Verhandlungen der einzelnen Sectionen angefüllt, lauter Abkürzungen von Artikeln, die größten Theils schon publizirt waren. Diese Abkürzungen umfassen 115 Seiten oder beinahe ein Viertheil des zweiten Bandes. Sie sind, unseres Erachtens, der Britischen Association ganz unwürdig. Wenn die Berichte den Cyklus der Wissenschaften durchlaufen sollen, so müssen sie Verhandlungen enthalten entweder ganz anfdoren oder ein Magazin magerer Abkürzungen werden.

Aber gesetzt auch, die Berchte würden in bestmöglicher Form abgefaßt, so daß sie eine werthvolle Geschichte der Wissenschaft die auf den heutigen Tag enthielten: ein solches Werk ist und bleibt nichts mehr als eine Encyclopädie, während die Verhandlungen der Sectionen nichts mehr sind als ein wissenschaftliches Journal. Wie kann aber eine periodische Encyclopädie oder ein Journal aus Fragmenten einem Verein von Gelehrten Charakter oder Stabilität geben?

Wenn die Association noch im Entstehen war, fehlte es nicht an tausend Einwendungen gegen ihre Rücksichtslosigkeit, von denen aber nur etwa drei sich bedeutet haben und Widerlegung verdienen.

Zunächst wendet man ein, solch große Versammlung müsse doch wohl mehr ein imposantes Schaugepränge, als ein wahrhaft nützliches und wirkendes Institut seyn; es gebe allerdeie viele Societäten, welche speciellen die Gelehrten sich zu persönlicher Berührung, und zum raschern gegitigen Austausch sei der periodische Presse schon hinreichend. Freilich ist die Association ein sehr imposantes Schaugepränge; aber nur kraft dieses Attributs kann sie ihre großen Zwecke zur Reife bringen. Eine Zusammenkunft vieler Personen, denen ihr Talent, ihr persönlicher Charakter, ihr Reichthum und Rang Ansehen geben. Kann sich diese Personen leisten, als Privatmänner zusammenzutreten. Der Glanz einer zahlreichen Versammlung ist gleichsam der wenige Arm des intellectuellen Riesen, den er ausstreckt, um sich Speise zu holen, um seine Freude zu zerschmettern und seine Verschaft auszubreiten. Die Stadt, in welcher solch ein Schaugepränge sich entfaltet, thätigt sich selbst. Allmacht und Würde des wissenschaftlichen Gottes, die es regt sich ein lokaler Sinn für Entdeckungen und Erfindungen. Der zweite Theil des Einwurfes findet schon im ersten Theil seine Beantwortung. Indem man einräumt, daß die Association kein wirklicher Verein ist, gesteht man auch zu, daß die bestehenden Gesellschaften durcheinend sind, um die gewöhnliche wissenschaftliche Arbeit zu thun. Allein die Association sollte auch nie ein wirkender Verein werden, und zwar aus dem eben angeführten Grunde. Wie kann ein Comite, das den Vorwittag in Sectionen, den Abend in öffentlichen Zusammenkünften zubringt, Muße oder Abstraction genug finden, um den wissenschaftlichen Bestrebungen eine „systematische Richtung" zu geben? Es ist dies rein unmöglich. Die ganze Leitung ist in den Händen eines oder zweier Secretaire des Vereins, deren Bewegungen durch eine geringe Anzahl sich einmischender Personen, die als die vornehmsten Hebel der großen Maschine angesehen seyn möchten, gefördert und dieweilen auch gehemmt werden. Die Arbeit dieses Institutes wird also nur von wenigen leitenden Personen gethan, und diese wenigen sind, unseres Wissens, eben keine Individuen, die in großem Rufe stehen, oder besondere tiefe Forschungen anstellen.

Der zweite vernünftige Einwurf, den man gemacht hat, ist der, daß solche Vereine leicht und seichte Marktschreier in Kauf bringen und der Würde des echten Gelehrten schaden, indem eine Oeffentlichkeit von dieser Art mit seinem gewohnten stillen Wirken nicht vertrieblich sey. Aber dieser Einwurf kann gegen alle öffentlichen Zusammenkünfte gerichtet werden, und in menschlichen Einrichtungen muß man das Uebel oft um des Guten willen dulden. In Oxford und Cambridge erregte

Digitized by Google

die Sucht Einzelner, die ihr oratorisches Talent geltend machen wollten, große Mündigkeit; allein die verbesserte Einrichtung der Versammlung in Edinburg kömmt den Expessen dieser Art schon merklich.

Der dritte Einwurf gegen der Association ist der, daß sie Kabalen und Esserschleichen erzeuge. Allein er ersistirt wohl keine gesellschaftliche Verbindung, in welcher die Elemente der menschlichen Natur nicht zuweilen auf unangenehme Art sich einmischen sollten. Bis jetzt wissen wir zwar von keinen wirklichen Kabalen unter den Mitgliedern der Association; aber der Keim ist allerdings vorhanden. Sobald das Kontingent von Cambridge hinzukam, schienen einige Mitglieder damit hinaus zu arbeiten, daß man sie als die Reformatoren und unsren Schöpfer des Instituts verehrt. Zuerst gab sich dieser Plan in der Rede des Dr. Buckland zu erkennen, als er das Amt einer Präsidenten des Vereins antrat. „Was die Zwecke unserer Zusammenkunft betrift (sagt er), so sind selbige durch meinen Freund, den Vice-Präsidenten (Sherrn Jacquard), sich den Stifter der Association nennen möchte, mit Beredsamkeit und philosophischem Geiste auseinandergesetzt." Herr Harcourt, der das Irrige des Ausdrucks „Stifter der Association" recht gut fühlte, nahm die erste Gelegenheit wahr, um denselben öffentlich zu widersprechen. Bei dem großen Gastmahl, das an demselben Tage gegeben wurde, sagte er, als man seine Gesundheit ausbrachte: „Der glänzende Erfolg dieser Zusammenkunft muß ohne Zweifel denen Herren sehr willkommen seyn, welche den Plan zunächst entworfen — Herrn David Brewster, der die Idee dazu angab und also mit vollem Rechte der Stifter der Association genannt zu werden verdient — denen Antividuen, die ihn unterstützten, und der Gesellschaft, die den Plan zur Ausführung brachte." Herr Harcourt sagte noch hinzu, „von den vielen schönen Experimenten, die Herr David Brewster gemacht habe, sey dieses das kühnste und erfolgreichste gewesen."

Die Harmonie, welche den Britischen Gelehrten-Verein die jetzt charakterisirt hat, mit hoffentlich durch so unwirksige Versuche nicht gestört werden. Ein Kongreß wissenschaftlicher Forscher ist nicht die Sphäre der Schmeichelei; seine Nahrung ist nicht das gasartige Element, welches die Blätter einsaugen, sondern der edle substanzielle Saft, welcher durch die Wurzel in den Stamm dringt.

Bei diesen Beobachtungen über den Britischen Verein deseelte uns der lebhafte Wunsch, ihn von allen Mängeln befreit zu wissen. Seine Leitung darf nur freisinnigen Männern anvertraut werden, die kein Seitengeist beherrscht, und deren Privat-Interesse mit dem allgemeinen Interesse zusammenfällt. Wird dieses Prinzip nicht beolagt, so sind die Pläne der Association bloße Persefte einzelner Individuen, die sie dem Generalgemälde nur schaden, wenn sie durch Geschicke abgetragen wird oder ausschließen wenige Mitglieder zählt. Diese werden dann in einer öffentlichen Sitzung ohne Diskussion verlesen und erhalten, als Dekrete der Britischen Gesammt-Weisheit, unverwerth Gesetzeskraft.

(Edinburgh Review.)

Bibliographie.

Arboretum Britannicum. (Britische Dendrologie.) Von J. C. Loudon. Erste Abtheilung.

The mayor of Wind-Gap and Canvassing — So heißen zwei lustspiele erschienene Irländische Novellen John Banim's, dessen Autorname ein ganzes Geschlecht in sich begreift, indem er seine Romane immer als von der Familie O'Hara (By the O'Hara Family) ausgehend bezeichnet. Banim galt einr Zeit lang in der literarischen Welt für todt; ja die Times erzählte sogar einmal umständlich, wie der beliebte Schriftsteller vor Armuth und Elend umgekommen sey, und so lange nichts von sich hören ließ, so glaubte man hier und da auch wirklich, daß er gestorben sey. Es zeigt sich indessen jetzt, daß er nur krank, und zwar körperlich krank gewesen; denn daß seine geistigen Kräfte nicht abgenommen haben, geht aus den eben erschienenen Novellen, die wiederum sein Lieblings-Thema, Irländische Zustände, behandeln, zur Genüge hervor.

Frankreich.

Jacquard und seine Webstühle.

Vor 30 Jahren waren noch die Seidenwirker zu Lyon eine elende und verdorbene Menschenklasse. Man erkannte sie leicht an ihrer ungeordnten Kleidertracht, am dreieckigen Hute, an den Chinesischen Strümpfen und am Sammtrock. Was sie aber zu einer besonderen Gattung der Lyoner Bevölkerung machte, das waren nicht sowohl ihre besonderen Gewohnheiten und Kleiderschmitte, als hauptsächlich der leidende Ausdruck ihrer ganzen Wesens. An ihren hagerten und eingefallten Formen, an ihren gebrochten Worten und an ihren blassen und verzagenden Physiognomien konnte man es bald wahrnehmen, daß die Arbeit über Lebensgeister zerstört. Sie beklagten sich selten und lehnten sich niemals auf; aber dieser niedrigste Volkshaufe, ungrachtet er sich alljährlich durch neue Nowandterer aus den Gebirgen verwurbrte, gerieth immer mehr in Verfall und verschlimmerte sich täglich.

Man brauchte nur einen Blick auf ihre Werkstätten zu werfen, um den ganzen Umfang ihres Elends zu entdecken. Die ganze Familie arbeitete in einem Raste, in welchen das Tageslicht nur durch Papierschreiben einkrang. Die Reichwirker, das heißt diejenigen, welche Blumen-Guirlanden in Gold und Silber wirkten, bedurften hiezu eines kostspieligen Mechanismus, welches, da er mit vielen verwickelten Schnüren und Gewichten umgeben war, nur sehr schwierig geleitet werden konnte. Diese Fabricatian war ihrem Stillstande ausgesetzt, während dessen der Arbeiter oft genöthigt war, um die dadurch entstandene schmale Kost leichter zu erragen, sich, im eigentlichsten Sinne des Wortes, seinen Bauch mit einem leidten Pertonen, die er daselbst zu An den Arbeitstagen wurden sie unglaublich ermüdet; denn sie mußten den Körper so gewaltsam verrenken, daß er mit Schweiß übergossen war, und sie konnten sich auch nur wenig Schlaf vergönnen. Der Arbeiter, welcher mit Weben beschäftigt war, saß auf einem hohen Schemel und mußte die Beine bald rechts, bald links vorschieben, um den Fäden der Kette die Richtung zu geben, welche die vielfältigen Muster des Stoffes erfordern. Es war auch noch ein Arbeiter, da bisweilen waren mehrere nöthig, um die Schnüre und Gewichte in Bewegung zu setzen; und hiezu mußten gewöhnlich die Kinder, und vorzüglich die jungen Mädchen, Schlingenziehertienste genommen, gebraucht. Diese konnten ihr Handwerk nur in einer so gezwungenen Körperstellung betreiben, daß ihr Gliederbau dadurch entstellt, das Wachsthum gehemmt und sogar das Leben oft verkürzt wurde.

Alles dieses hat sich seitdem in Lyon, bedeutend verändert; der Stand der Arbeiter ist, welche man sagen, eben so ein ganz anderer geworden, wie der Plutzen, den ihnen ihr Kunstfleiß trägt. Ihr Gehalt ernähret sie zwar nicht immer, aber sie tödtet sie wenigstens nicht. Ihre Race von Ereinus ist eine mannhafte Bevölkerung geworden. In den sogenannten Zuflucht-Stäten, in den Schulen und in den Werkstätten giebt es eine Menge lustiger und pausbackiger Jungen, mit der lebhaftesten Gesichtsfarbe. Die erwachsenen Männer sind nicht selten kleine, aber sie scheinen gemeiniglich gesund und wunter zu seyn. Am Sonntage, wenn die Menge der Arbeiter in der Schenke feiert, ist leicht der Forschritt eines gewissen Wohlstandes zu erkennen. Unvermerkt legen sie die scheue Melancholie ab, die sonst der eigenthümliche Charakterzug dieser Klasse von Menschen gewesen war, und eine Art keuzgeschlen Muthes ist dafür bei ihnen wahrzunehmen. Zwei hinter einander in Lyon stattgefundene blutige Revolten haben dieses bewiesen.

Der Urheber dieser Fortschritte, Joseph Marie Jacquard, wurde in Lyon den 7. Juli 1752 geboren. Sein Vater, Jean Charles Jacquard, war Werkmeister in gestrigen, stübernen und seidenen Zeugen; seine Mutter, Antoinette Rive, war eine Plattstickerin. Aus dem Gewerbe, Jean Charles Jacquard, war Steinschneider in Lyon. Diese Geschlechtsfolge zeigt zur Genüge, daß Jacquard sich ohne alle andere Unterstützung, als Lebartrichkeit seines Charakters, zu dem Range eines Wohlhabtere seiner Vaterstadt erheben hat.

Das Leben Jacquard's war sorgenvoll und unruhig. Seine ersten Jahre verstrichen in der Werkstatt eines Buchbinders. Wider den Gebrauch der Lyoner Familien, hatte dieser junge Mann, obgleich Sohn eines Werkmeisters, doch nie das Handwerk seines Vaters ergreifen mögen. Der Buchbinder-Profession zog ihn auch nicht stark an, und wir finden ihn später verbrieder und eine kleine Strohhut-Fabrik treibend, und zwar in dem Hause seines Vaters. Hier ihm seine Aeltern hinterlassen hatten. Dieses Haus wurde bei der Belagerung Lyon im J. 1793 abgebrannt, und als die Konvents-Protokolle die Einwohner, welche die Kartätschen verschont hatten, dezimieten, sah sich Jacquard unter der Zahl der Verbannten.

Er hatte darauf sand jedoch Jacquard selbst unter denjenigen, welche ihn proskribirt hatten, mehrere Gönner. Er kam nach Lyon zurück und unterzog sich daselbst dem Studium der Mechanik, zu welcher ihn ein innerer Trieb hinzog. Hier folgt nunmehr die Geschichte seiner Entdeckungen, so wie er sie vor 28 Jahren der Handels-Kammer zu Lyon vorgetragen, und wie sie der Dr. Bowring erzählt, aus dessen Bericht wir das Folgende entlehnt haben.

Vor dem Frieden von Amiens hatte die Königliche Societät zu London einen betrunten Preis für den Erfinder eines Mechanismus ausgesetzt, welcher bei der Garnspinnerei anwendbar wäre. Ein Auszug dieser Preisaufgabe, in einem Französischen Journal übersetzt, fiel zu einer Gesellschaft von Freunden unserm Jacquard in die Augen. In diesem Augenblicke zündete er sogleich seine Werkt, und nach einigen fruchtlosen Versuchen war die Maschine gefunden. Jacquard fabrizierte einen Faden daraus und steckte ihn in die Tasche, vergaß aber die Sache wieder. Als er jedoch mit einem Freunde zusammentraf, welcher jene Preisaufgabe auch vorlesen gehört hatte, warf er den Faden auf den Tisch und rief: „Sehet! Ist die Schwierigkeit gehoben!" Es war ihm genug an dem Gelingen seines Versuches, und er stimmerte sich weiter um nichts, wedre um die aufzuweisigen Resultate seiner Erfindung, noch um die verheißene Belohnung.

Einige Zeit darauf wurde Jacquard zu seiner größten Ueberraschung vor den Präfekten gefordert. „Ich habe von Ihrer Geschicklichkeit in der Mechanik sprechen hören", sagte dieser, Jacquard begab sich hinweder nicht und war um Entschuldigungen verlegen, denn der Faden war ihm schon aus dem Gedächtnis gekommen, so wie die Maschine, auf der er ihn gesponnen hatte. Seine Verwunderung aber verdoppelte sich, als der Präfekt seinen Faden hervorzog und hinzufügte: „Ich habe den Befehl von dem ersten Konsul, Ihre Maschine nach Paris zu schicken."

In wenigen Tagen war diese Maschine zurechtgemacht und derselben vollkommet vor den Augen des Präfekten, und zwar mit einem nur zur Hälfte gewirkten Faden, so daß er selbst die Maschen, welche am Fuße der Stange geschlagen waren, zählen und noch mit neue Masche dem Gewirke hinzufügen konnte. Verwundert darüber, rief der Präfekt: „Gut, werden wohl Meisters von mir hören." Das Resultat lieg in der That sich nicht lange erwarten. Jacquard wurde wieder zum Präfekten beschieden, und der Empfang war nicht sehr beruhigend für ihn. „Sie müssen sogleich, Herr Jacquard, auf Befehl des ersten Konsuls nach Paris reisen." — „„Nach Paris, mein Herr, ist das möglich? was habe ich denn getban? Was kann ich meine Geschäfte verlassen?"" — „Sie müssen nicht nur nach Paris reisen, sondern jetzt in seinen Augenblick sogar." — Es war nicht Zeit, zu widersetzen; ein Postwagen wartete schon auf den Mechaniker und führte ihn schnell, unter der Begleitung eines Gendarmen, der ihn nicht aus den Augen verlieren durfte, nach der Hauptstadt ab.

Jacquard war noch nie in Paris gewesen; man führte ihn ins Konservatorium — und die ersten Personen, die er daselbst zu

Digitized by Google

Gesichte bekam, waren Napoleon und Carnot. Carnot sagte etwas heftig zu ihm: „Sind Sie verrückt, daß Sie machen zu können behaupten, was Gott selber nicht machen könnte, einen Knoten in einer angespannten Schnur!“ Jacquard stand ganz verblüfft da, sowohl über die Gegenwart des ersten Konsuls, als über die Heftigkeit des Ministers; er konnte kein einziges Wort hervorbringen. Aber Napoleon, mit der den großen Geistern zu eigenen Geradheit, beruhigte ihn und versicherte ihn seines Schutzes, und sprach ihm Muth ein, seine Versuche fortzusetzen. Dieses war der Ursprung von Jacquard's Glück und Ruhm.

Er ward im Konservatorium angestellt; man besahl ihm, eine Maschine zur Spinnerei von Garnen zu erkaufen, und er baute sie. Es war ihm bisher nie verlautet worden, die Geheimnisse der Mechanik genauer kennen zu lernen durch das Studium aus Büchern oder durch die Anschauung von Kunstwerken mit seinen Kenneraugen; aber hier, inmitten aller bewunderungswürdigen Kunstschätze, konnte er sie erfassen. Bald sollte er auch das einzige Prunzip, welches die ganze Webekunst beherrscht, entdecken; ein prachtvoller Shawl, für Josephine gewirkt, auf einem mehr als zwanzigkünstigen Kranken kostenden Webstuhle, gab ihm die Idee, für diese Luxusweete einen einfacheren und minder kostspieligen Mechanismus zu erfinden; und eine lang vergessene Maschine des Vaucanson war für ihn der Strahl, an welchem sich seine Erfindungskraft entzündete.

Eine Maschine, welche den Namen Jacquard führt, erscheint 1801 auf der Kunstausstellung. Der erste Konsul belohnte diese wunderbare Entdeckung mit einer jährlichen Pension von 6000 Fr.; denn er hatte vorausgesehen, welch eine Veränderung diese Maschine in der Industrie bewirken würde. Die Jury begnügte sich weniger beklohnt: „Dem Jacquard, Erfinder einer Mechanismus, welcher einen Arbeiter bei der Verfertigung von verschiedenen Gewebe überflüssig macht, wird eine bronzene Medaille bewilligt;“ dieses sind die eigenen Worte des Berichts.

In Paris herrschte Gleichgültigkeit gegen den Erfinder; in Lyon aber verfolgte man ihn. Denn als Jacquard seine Maschine einführen wollte, rotteten sich die Arbeiter wider ihn zusammen. Den allen Einsichten zeigte man ihn als einen Feind des Volkes an, und als einen Mann, welcher ganze Familien an den Bettelstab bringen wollte. Drei Mal war sein Leben bedroht, und dieser blinde Haß flieg zu einer solchen Erbitterung, daß die Gewerbsvorsteher sein anderes Mittel sahen, als das neue Werkzeug öffentlich zu zerstören. Es wurde auf dem Platze des Terraux, unter dem größten Beifall der Zuschauer, in Stücke zerschlagen. Nach den eigenen Worten Jacquards heißt es: „Das Eisen wurde als altes Eisen, und das Holz als Brennholz verkauft.“

Die Noth entschuldigt solche Vergehungen. Die Maschine Jacquard erledigte in der That einen Arbeiter bei der Anfertigung der Mode-Stoffe, aber die übrigen Menschen begriffen nicht, daß der Arbeiter, der das Rädenwerk seiner Maschinen vereinfacht, nur um so viel mehr aufertigen und erweben kann.

Er gab der Industrie Frankreichs das Mittel an, wodurch es in der Fabrication von Luxusstoffen die Superiorität über alle seine Konkurrenten erlangt hat. Schon gewinnt die sagenreiche Medeeri, nachdem Lyon das Monopol der einfachen Webeeri durch die Konkurrenz des Auslandes verloren hat, wieder Aufmunterung. Im Jahre 1788 zählte Lyon auf 14,782 Stühle nicht mehr als deren 240 zu sagenreichen Zeugen; im Jahre 1801, zur Zeit der Jacquard'schen Erfindung, zählte es schon 2800 solcher Stühle auf 7000 einfache, auf welche es schon beradgesunken war; 1812 waren diese Stühle schon bis auf 10,700 gestiegen; und 1823, nach der entschiedenen Einführung der Jacquard-Maschinen, waren sie bis auf 30,000 gestiegen. Gegenwärtig zählt Lyon nebst dessen Weichdörfe 32,000 Stühle, worunter mehr als ein Drittel der vollkommensten und künstlichsten Maschinerieen begriffen sind. Die Bevölkerung, welche diese alle beschäftigen, bildet ein Ganzes von 60,000 Personen in 7000 Werkstätten.

Aber die Wichtigkeit dieser Erfindung beschränkt sich nicht auf Lyon allein; die Jacquard'sche Maschine ist heutzutage schon überall zu finden und wird eben so gut zu weieten Zeugen in Seide und Wolle, und Seide und Baumwolle, als auch zu Stoffen in Seide mit Gold und Silber benutzt. Paris zählt eine große Anzahl derselben; und die Russländer verstehen es nun auch, sie zu behandeln. Manchester allein zählt 2000 Jacquard's.

Jetzt ist die Maschine des Lyoner Arbeiters bei allen großen Fabriken im Gange. Sein Name, Anfangs nur mit Ingrimm ausgesprochen, ist in ganz Europa populair geworden. Aber dieser Ruhm ist oft sast entstanden, und Jacquard wußte mit einer seinem Genie gleich großen Bescheidenheit Maß zu halten. Während zwanzig Jahre hat er gegen Neid und Unwissenheit mühsam zu ringen gehabt. Im Jahr 1813 waren die neuen Maschinen noch nicht von der Französischen Industrie adoptirt, und zehn Jahre später führte England sie mit Beifall ein. Der erste großartige Versuch wurde von zwei russischtigen Fabrikanten, den Herren Depouilly und Schirmer, gemacht. Sie hatten am ersten die große Wichtigkeit dieser Entdeckung begriffen, und sie siegten den Hindernissen und der Gefahr, um sie in Thätigkeit zu setzen. Die Geschichte darf hier bei der Erzählung von diesen muthigen Versuchen auch nicht den Mechanikus Breton, so wie den Fabrikanten Gutblat vergessen, welche Namen die öffentliche Erkenntlichkeit dem Namen Jacquard beigesellt hat.

Die Fabrikanten, die ihnen später nachahmten, als die Hindernisse alle schon gehoben waren, gelangten leicht zu Reichthum. „Sie sind reich geworden“, sagte einst Jacquard, „und ich bin in meinem mittelmäßigen Glücke verblieben; aber ich beklage mich nicht darüber, es genügt mir daran, meinen Mitbürgern nützlich gewesen zu seyn.“ — „Ihre Vaterstadt“, sagte einmal eine fremde hohe Person zu ihm, „ist in Anbetung Ihrer nicht sehr großmüthig gewesen.“ — „Ach, es ist wohl genug geschehen“, erwiederte er, „ich habe nicht einmal so viel verlangt und hätte auch nicht mehr angenommen.“

Die Uneigennützigkeit Jacquard's ist mit nur mit der Rechtschtheit und Geradheit seines Herzens zu vergleichen. Er erhielt mehrere Erfindungspatente, deren Benutzung er vernachlässigte; die Russländer machten ihm glänzende Anerbietungen, und er schlug für eine Gepäsage Handsad ab; wenig auf irdische Glückgüter bedacht, verschenkte er sich bei dem Studium physikalischer in Lyon, gegen eine mäßige Pension, seine ganze Zeit und alle seine Arbeiten nur dem Dienste der Stadt zu widmen, und für alle Verbesserungen, die er an seinen Erfindungen machen werde, genießen zu lassen.“ Im Jahre 1819 nach der Kunstausstellung erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, auf die er wohl stolz war, die er aber nicht erbeten hatte.

Gegen das Ende seines Lebens hatte sich Jacquard in ein kleines Häuschen zu Oullins, eine Meile von Lyon, zurückgezogen. Hier war es, wo berühmte Reisende, Gelehrte und Staatsmänner ihn aufsuchten und sich über die mäßige Lebensweise einer Mannes verwunderten, dessen Namen in ganz Europa ertönte. Jacquard schätzte sich durch diese Besuche geehrt, aber er wurde nicht stolz. Der Ruhm war ihm ein so mühevolles Meiten, und er hatte ihn erst so spät und nach so vielen Bitterkeiten kennen gelernt, daß er wohl ein Recht hatte, ihn nur als eine Gabe des Mitleids zu betrachten.

Jacquard entschlief in dieser stillsamen Wohnung am 7. August 1834 im 1 Ihr Morgens. Die andern Tages begleiteten einige Freunde, eine kleine Anzahl seiner Bewunderer, seine Hülle auf den Kirchhof zu Oullins. Am 26. August eröffnete der Gewerbs-Verstand von Lyon durch ein Geschenk von 200 Fr. eine Subscription, um dem Andenken Jacquard's ein Denkmal zu errichten. Nach Verlauf dreier Monate und ungeachtet einer ungemeinen Dunkelheit hat die gesammte Summe, welche unterzeichnet worden, noch nicht 9000 Fr. überstiegen, 9000 Fr. in diesen großen Manufaktur-Distrikten, welche jedes Jahr für 120 Millionen Produkte ausführen! Man soll nicht mehr zur Beschönigung des populairen Egoismus sagen, daß man die großen Männer wenigstens nach ihrem Tode ehrt! Jacquard hat in seinem Vaterlande nur Verfolgung, Gleichgültigkeit und Undankbarkeit gefunden. Das Ausland hat uns erst seinen Namen geliehrt, und Ihr wertet sehen, daß es sich auch damit beschäftigen wird, ihm ein Grabmal zu errichten!

(L. F.)

Bibliographie.

Brighton. Scènes détachées d'un voyage en Angleterre. — Bom Grafen de Lagarde. 8½ Fr.

Le club de Valois, présidé par le duc d'Orléans; son influence sur la révolution française de 1789 et celles qui lui ont succédé, jusqu'à nos jours. — Von Blondin.

Lettres sur les Etats-Unis d'Amérique, écrites en 1832 et 1833, et adressées à M. le comte O'Mahony. — Von J. W. M. B. de ***. 2 Bde. 10 Fr.

Mémoires et correspondences inédites du général Dumouriez. — 2 Bde. 15 Fr.

Quinze années d'un proscrit. — Vom General Vandencourt. 4 Bde. 30 Fr.

Uranographie de la jeunesse. — Von A. Perrault-Maynand.

Mannigfaltiges.

— Afrikanische Titel des Bei's von Tunis und des Königs von Frankreich. In dem letzten Traktate zwischen Tunis und Frankreich, der unter Karl X. abgeschlossen ward, nannte sich der Bei: „Wir, Fürst der Völker und edelster Theil der Großen, aus Königlichem Blut entsprossen, strahlend von Glückszeichnen und Tugenden, die zum Himmel reichen: Hussein Pascha Bei, Gebieter des Königreichs Afrika.“ Der Französische General-Konsul, der seinen König nicht verdunkelt haben wollte, gab sich Karl X. folgende Prädikate: „Das Wunder aller Völker des Messias, die Glorie der Nationen, welche Europa anbeten, der erlauchte Sprößling aus Königlichem Blute, die Krone der Monarchen, der leuchtende Gegenstand der Bewunderung für seine Heere und Westre — Karl, der Zahl nach der Zehnte, Kaiser von Frankreich und König von Navarra.“

Bruder Jonathan. Bekanntlich ist von den Regierungen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten eine gemischte Kommission ernannt worden, um die Gränzlinie zwischen diesen Freistaaten und den Britisch-Nord-Amerikanischen Besitzungen zu bestimmen. Die Amerikanischen Kommissarien machten den Vorschlag, daß die Breitengrade ganz geometrisch, vom Mittelpunkt der Erde aus, nicht, wie gewöhnlich, vom Pol nach dem Aequator, berechnet werden möchten, indem sie bergaben, daß reflexes eine bei weitem wissenschaftlichere und genauere Methode, letzteres dagegen nur ein oberflächliches Verfahren sey. Ein Londoner Blatt, das Mechanic's Magazine, macht nun folgende Bemerkung: „Das Resultat dieses Vorschlages würde gewesen seyn, daß den Vereinigten Staaten ein Strich Landes zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere von durchschnittlich 14 Englischen Meilen Breite zugefallen wäre, worauf sie nach der gewöhnlichen Berechnungsart keinen Anspruch haben. Ihr Wissen, dem die Britischen Kommissarien den wissenschaftlichen Theil ihres Geschäfts übertrugen, durchschaute augenblicklich den uneigennützigen Plan unseres Bruders Jonathan und erhielt dadurch seiner eigenen Regierung jene beträchtliche Strecke Landes.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Mittwoch den 15. April 1835.

Ostindien.

Geschichte Rundschit Sing's, Fürsten von Lahore.

Das Werk des Herrn Prinsep über die Sik's und das Leben von Rundschit Sing*) hat gerade in dem gegenwärtigen Augenblick besondere Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des Publikums. Die Sekte der Sik's ist durch Sir John Malcolm's Abriß und aus anderen Schriften ziemlich bekannt; allein nirgend findet man eine authentische Darstellung über die jetzige Lage jenes Volkes, über die Ursachen seines Steigens seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, so wie die politische Geschichte des regierenden Herrn von Penjschab. Durch das Aktenstück Rundschit's, das nicht mehr fern sein kann, werden die Verbindungen zwischen dem Britischen Indien und dem Gebiete der beschäftigten Sik's unfehlbar fester werden, so daß eine Kenntniß jener Verhältnisse, sowohl für England, als für Europa überhaupt, von einiger Wichtigkeit ist. Die vornehmste Quelle zu den gegebenen Mittheilungen ist ein schätzbarer Bericht des Captain Murray, der sunfzehn Jahre lang als politischer Agent der Verbindung mit den Häuptern der Sik's auf der Britischen Seite des Sutlebsch erhielt. Dieser Bericht, ein Ergebniß fleißiger Forschungen während seines Aufenthaltes unter jenem Volke, enthält unter Anderm eine Darstellung von dem Steigen und den Schicksalen Rundschit Sing's, geschöpft aus Berichterstattungen und mündlicher Belehrung verschiedener Personen, die unter ihm gedient, so wie den Aussagen der eingeborenen Adjuta. Murray verhinderte der Tod an der Ausarbeitung dieses umfangreichen Berichts, und Herr Prinsep unternahm es nun, das Ganze zu redigiren, wobei ihm der Bericht des Captain Wade und die Beiträge eines eingeborenen Agenten der Britischen Regierung noch zu Statten kamen.

Die Geschichte der Sik's hat bis zu dem Tode Maha Sing's, des Vaters von Rundschit (im J. 1792), wenig Interesse. Der Vorfahr dieser Häuptlinge ist Tschurut Sing, welcher an der Spitze einer der zwölf Misiels oder Verbindungen stand, welche den Kriegsstand der Sik's ausmachen; dieser Tschurut Sing hatte sich von einem grausamen Tyrannen Dardu oder Räuber los zu machen gewußt, daß dessen Misiel von Seetan Tschut emporgeschwungen. In einem Gefecht gegen die Mannschaft eines Gebirgs-Radschas (im J. 1774), wo er als Bundesgenosse diente, fand er in einem Alter von 45 Jahren seinen Tod durch das Pfeifen eines Luntenschlosses. Sein ältester Sohn, Maha Sing, damals jehn Jahre alt, folgte ihm als Sirdar und bekräftete zwei Jahre nachher die Tochter des Gutschput Sing von Tschind. Schon in seinem vierzehnten Jahre erwarb er sich besonderen Ruhm bei einem, in Gemeinschaft mit Tschei Sing vom Gunneya-Misiel ausgeführten Angriff auf die Festung Rotalnugur, die er eroberte, so daß manche unabhängige Sirdars, die sich an den Bhungi oder obersten Misiel angeschlossen hatten, auf ihn die Blindsicht übertrugen. Rundschit ward im J. 1780 geboren. Er befand als Kind die Blattern, woran er gefährlich daniever lag, er verlor ein Auge und behielt ein Gesicht voll Narben.

Die Vernichtung des Bhungi-Misiel durch ein Heer der Afghanen setzte Maha Sing in den Stand, seinen eigenen Staat aus den Trümmern zu erheben. Dadurch von unruhigem Sinn, entbietet er sich Jahrelang täglich jener Feindseligkeit, die seine Kräfte gereift waren. Indessen vermochte er nicht, der Versuchung zu widerstehen, die Unordnung in dem Jummus-Staate sich zu Nutze zu machen, den er verheerte und ausplünderte. Aber diese Expedition mißlief seinem ehemaligen Herrn Tschei-Sing, und als der junge Sirdar, nach seiner Rückkehr von den Bergen, ihm in Unterthan einen Besuch abstattete, nahm er ihn Thl und auf, nun Maha Sing in der Stellung eines Untergebenheiten ihn demüthig fragte, womit er ihn beleidigt habe, jede ihm mögliche Genugthuung anbietend, rief er mit lauter und barter Stimme, er wolle von der pathetischen Unterhaltung dieses Bhogti's (speingenden Knaben) nichts mehr hören. Der beleidigte junge Mann bestieg sein Pferd, verließ bewußt die Stadt und befahl, sich zu rächen. Er verbarg sich mit Lusa Sing, der bertriebenen Sirdar des Ramghurei Misiel, der damals von Räuberein lebte, und fing Feindseligkeiten gegen Tschei Sing an. Mehrere mißvergnügte Vasallen dieses Letzteren stießen zu den beiden Sirdars, welche den Sohn des Tschei Sing schlugen und tödteten und diesen nöthigten, um Frieden zu bitten. Im Jahre 1785 verlobte Maha Sing seinen fünfjährigen Sohn Runschit mit der Tochter des Gur Bokich, eben desselben Sohnes von Tschei Sing, der in dem Gefechte erschlagen worden war. Theils durch diese Verbindung, theils durch den Einfluß, den die Freundschaft des Jusa, welcher wieder das Obrehaupt des Ramghurei Misiels geworden, ihm verschaffte, stieg Maha Sing's Ansehen und übermaß das jedes anderen Hauptlings der Sik's. Er fuhr fort, seine Besitzungen in Frieden zu verwalten, bis ihn im Jahre 1791 die Lust zur Vergrößerung seines Staates verleitete, einen Eroberungskrieg gegen seinen eigenen Neffen, Soheb Sing, als Sirdar von Gutschrat wurde, zu unternehmen, um denselben zinspflichtig zu machen. Der Angegriffene rief die Bhungi Sik's zu Hülfe, die in herkömmlichen Scharen herunzogen. Maha Sing setzte die Belagerung des Soheb in der Festung Sirdrup drei Monate lang fort, als er zu Anfang des Jahres 1792 bedenklich krank wurde. Nun hob man die Belagerung auf, und der kranke Fürst wurde nach seiner Residenz Gutschrata zurückgebracht, wo er, 27 Jahr alt,*) starb. Er war herzhaft, thätig und klug über seine Jahre und hinterließ unter seiner Nation einen hohen Ruf wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften als Sirdar. In dem Alter von siebzehn Jahren machte er sich von der Oberaufsicht seiner Mutter los, und als er bald nachher ein Liebesverhältniß zwischen ihr und einem Braminen entdeckte, erschlug er sie mit seiner eigenen Hand, ohne daß diese barbarische Handlung die Furien zur Rache und seine Zeitgenossen zum Tadel aufgefordert hätte.

Maha Sing hinterließ nur den einzigen Sohn Rundschit, damals zwölf Jahre alt; seine Mutter wurde Regentin, mit dem Beistande des Ministers ihres verstorbenen Mannes. Das ein Jahr später erfolgte Ableben des Tschei Sing brachte den Ghuni Misiel gleichfalls unter die Regierung einer Frau, seiner Stiefmutter Sada Kunwur, indem man schon zuvor zur Ausschließung seiner Söhne Alles eingeleitet hatte, um die Ernennung von Rundschit Sing sämmtliche Misiel zu verhindern. Er lernte weder lesen noch schreiben, hatte alle Mittel zur Befriedigung seiner jugendlichen Begierden und verbrachte die ersten Jahre entweder im Müßiggange oder mit der Jagd. In dem Alter von siebzehn Jahren entließ er den Divan und übernahm die Regierung. Nicht in dieser Punkt allein ahmte er das Beispiel seines Vaters nach. Als er sich daran überzeugte, daß seine Mutter ein ausschweifendes Leben geführt, soll er ihren Tod gestattet oder gar veranlaßt haben, indem Dal Sing, Maha Sing's mütterlicher Oheim, durch Gift sie bei Seite schaffte.

Während der seltenen Verwaltung Rundschit Sing's war das Penjdschab zweimal vom Schach Sumun von Kabul angefallen worden, die Sik's leisteten im Felde keinen Widerstand, und Lahore wurde ohne Schwertschlag genommen. Als der Schach sich von dieser Stadt zurückzog, sann Rundschit, der mit anderen Sirdars vor ihm gewichen war, auf die Erwerbung derselben für sich. Durch einen Dienst, den er dem Schach gelegentlich erwiesen hatte, erlangte er von diesem Fürsten die Gefangnahme Lahore, das damals Tfatel, Maha und Soheb inne hatten, in Besitz zu nehmen. Mit dieser Befugniß ausgerüstet und unter dem Beistande des Ghuni Misiels, rüstete er sich zur Eroberung der Stadt und gelangte zu seinem Ziele, da die drei Sirdars eben so ausschweifend als nachlässig waren. Zwar regte die Eifersucht andere Sirdars an, jenen wichtigen Platz ihm wieder zu entreißen; da sie aber den Rundschit gut vorbereitet fanden, gaben sie ihr Vorhaben auf, und diesem ist seitdem der Besitz von Lahore verblieben. Das nächste Unternehmen Rundschit's war gegen die Muselmänner von Kasur, deren Obrehaupt er sich unterwarf (1801 u. 1802). Im Jahre 1802 eroberte er die Festung Ebeniet, die der Sohn des Bhungi-Häuptlings verheirathet. Dasselbe Jahr wurde Ghuni Sing, der gegenwärtig Verstorbene, seiner; seine Mutter hies Rajsch Kunwur, Tochter des Ehubtschan Sing von Nuki. Seit jener Epoche sahe Rundschit fort, seine Besitzungen bald durch Angriffe, bald durch Recht des Heimfalls zu vergrößern, bis i. J. 1804 die Zwistigkeiten zwischen den vier Söhnen des Teimur Schachs das Afghanische Reich zerrütteten und ihn vermochten, die diesem Staate zugehörigen Provinzen östlich vom Indus sich zuzueignen. Er zog im Oktober über den Ravi und knüpfte Verbindungen mit den Muhammedanern am Tschunab und Schylum an, die er leicht vermochte, sich von Kabul loszusagen und den Herrn von Lahore zu unterwerfen. Das folgende Jahr störten seinen Plan die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Pokkar, da das Letzteren Zwecht nach Kabul das Penjdschab zum Schauplatze eines bedeutenden Krieges zu machen drohte. Diese Gefahr wurde jedoch abgewendet, und Rundschit

*) Origin of the Sikh Power in the Punjal, and political Life of Maha-Raja Runjeet Singh, with an account of the present condition, religion, laws and customs of the Sikhs. Compiled by Henry T. Prinsep, of the Bengal civil Service from a report by captain W. Murray, late Political Agent at Umballa, and from other sources. Calcutta, 1834.

*) Captain Wade zufolge ist Maha Sing i. J. 1787 geboren und schon im Jahre 1787 mit Tode abgegangen.

Digitized by Google

machte nach wie vor Eingriffe in die Besitzungen der Nachbarn und unterhielt ihre Streitigkeiten, um Vortheil daraus zu ziehen.

Seine unaufmerksame Raumsagung an dem südlichen und südlichen Ufer des Sutlesch benutzhaltigten die zwischen diesem Flusse und dem Dschumna ansässigen Stämme der Sikh. Sie schickten (1808) nach Delhi und erbaten sich für ihre Besitzungen den Schutz der Englischen Regierung. Umsonst hatte Rundschit versucht, die Häuptlinge von diesem Schritte abzuhalten. Der Stand der politischen Angelegenheiten in Europa und im Osten, die Verwirrung in Central-Hindostan, seine eigene Kurzsichtigkeit auf die Lage der Länder im westlichen Indien zu suchen und einen Britischen Agenten nach Lahore abzusenden. Rundschit nahm den Abgesandten — den jetzigen Baronet Sir Thomas Metcalfe — kühl in Kasur auf und setzte seine Angriffe auf die andere Seite des Sutlesch fort, worauf Hr. Metcalfe erklären mußte, daß alles Land zwischen dem Dschumna und dem Sutlesch unter Britischem Schutz stände, und Rundschit Alles, was er kürzlich genommen, wieder herauszugeben habe. Um diesem Verlangen Nachdruck zu geben, rückte eine Englische Kriegsmacht an die Gränze, welche, unter Oberst Ochterlony im Jahre 1809 über den Dschumna setzte. Die Sikh zogen sich zurück, so wie die Engländer vorrückten, die auf ihrem Marsche die verschiedenen Orte, welche die feindliche Armee gesperrt hatten, einnahmen, bis sie Ludina am Sutlesch erreichten. Sowohl das Volk als die Oberhäupter nahmen sie freundig auf. Rundschit, der bis dahin den Dschumna als die Britische Gränze bezeichnet und erklärt hatte, alle Sikh-Häuptlinge zwischen jenen beiden Flüssen seyen ihm, dem Oberhaupte der Nation, lehnspflichtig, verwarf nun auf der Stelle seine Ansprüche, die ihm bereitet wurde, wenn der Schutz sich bis auf die Häuptlinge im Pindschab selbst ausdehnte, und er sich eine Macht, der er im offenen Felde nicht gewachsen war, auf den Hals zog. Mittlerweile griffen Jemanker, Kteh's genannt, das Lager des Abgeordneten an, wurden aber von ihren Gefangenen, obwohl sie nur aus zwei Compagnien eingeborner Fußsoldaten und 16 Reitern bestand. Dies überzeugte Rundschit, daß er es mit Europäisch disciplinirten Truppen nicht aufnehmen könne, und bewog ihn, unter den begehrten Bedingungen Frieden und Freundschaft zu suchen.

Mittelst Vertrags vom 25. April 1809 entsagte die Britische Regierung jeder Einmischung in die Gebiet und die Unterthanen des Fürsten nordwärts vom Sutlesch, wogegen Rundschit versprach, in seinen Ländern am linken Ufer dieses Flusses nicht mehr Truppen zu halten, als für den innern Dienst erforderlich sind, und weder sich noch Andern einen Eingriff in die Besitzungen und Rechte der benachbarten Häuptlinge zu erlauben. Die Distinktionen waren hiermit bestimmt; die Fremde Verbindung mit England zu freundschaftlichen Schreiben und gegenseitigen Geschenken. Aber die Britischen Gränz-Beamten hatten Befehl, ein wachsames Auge auf seine Schritte zu haben, und im Fall dem Vertrage zuwiderzuhandeln würde, sofortige Genugthuung zu fordern. Das Einvernehmen zwischen beiden Mächten ist seitdem nicht unterbrochen worden.

Nun verfolgte Rundschit seine Vergrößerungs-Pläne nach denjenigen Seiten, die seinem Ehrgeize offen waren; er nahm durch Sturm die starke Festung Kangra auf den Bergen, eignete sich durch Beschagen des Bundhal König (im Dschalundhur Duab) und Bezirke des Bhup Sing (von dem Fissulpure Mistil) zu, verpreßte große Summen von dem Oberhaupt von Multahn, und nahm das Gebiet von Bhimbur an, und trieb Steuern von den Häuptlingen im Osten des Schutzum ein. Es war im Jahre 1809, wo er seine Truppen auf Britische Weise einzurichten anfing; er bildete regelmäßige Bataillone, die von Deserteuren der Englischen Armee, die er zu Hofe beharren anstellte, eingeübt wurden. Auch seine Artillerie und Kavallerie wurden umgeschaffen. Zu Anfang des gedachten Jahres sah Schach Schudscha, der durch seinen Bruder Schach Mahmud aus Kabul vertrieben worden, zu Rundschit in das Lager von Kuschad und wurde mit besonderer Hochachtung aufgenommen. Unter günstigen Umständen sich Rundschit in Multan ein und belagerte die Stadt, die er vorgeblich für Schudscha verlangte. Aber die Festigkeit des Orts und der Muth der Einwohner widerstanden den Sikh, die weder der Kenntniß, noch die Materialien zu einer regelmäßigen Belagerung besaßen, und Rundschit mußte mit Verlust abziehen. Er wiederholte seine kleineren Angriffe, allein im Februar 1814 hörte er, Schach Mahmud habe mit 12,000 Afghanen den Indus überschritten. Dies benutzhigte ihn: jedoch kam es zu einer Zusammenkunft beider Machthaber, worauf sich Jener wieder zurückzog.

Von den zuhöft ursprünglichen Misils oder Föderativen der Sikh waren i. J. 1811 fast alle entweder mit dem des Rundschit verschmolzen oder ihm untergeben. Diese Aufzwingung gegen die alten Sitdars war dem Oberhaupte des Ramghur Misul, Dhoob Sing, sehr mißfällig. Als Rundschit sich auf einen Zug gegen einen anderen Misul that als Zeichen der Gunst, Geschenke anbot, schenkte er sie, indem er mit Freimuth bemerkte, er sey in diesen Zeiten glücklich genug, wenn er den eigenen Turban auf dem Kopf behalten dürfe. Den unglücklichen Schach Schudscha bewog, nachdem er manche Wechselfälle erfahren, seine Frau, sich und sein Vermögen dem Rundschit anzuvertrauen; dieser aber mißbrauchte dies, indem er den Bertrieben seine großen Diamanten, Rubinmus ohne Lichtfülgel genannt, verbandte. Im Jahre 1812 vermählte er seinen Sohn und lud zu dieser Feierlichkeit den Obersten Ochterlony ein, den er mit Auszeichnung behandelte; er zeigte ihm die neuen Bataillone und die Festungswerke.

Rundschit hatte nun mehrere Armeen im Felde, die in verschiedenen Richtungen beschäftigt waren, während er einen Zug nach dem Thibetlundue Duab machte, um sein Gebiet zu vergrößern und Steuern einzutreiben. Hierauf nahm er die Staaten von Bhimbur und Radschauri in Besitz, mit der Absicht, gelegentlich sich des Kaschmir-Thales zu bemächtigen. Es geschah zu dem nämlichen Zwecke, daß er eine Unterredung mit Fati Chan, dem Bruder Schach Mahmud's hatte, und ihm den Zugang zu Kaschmir erleichterte, während er zugleich ihm die Festung Attok nahm. Fati Chan wurde geschlagen, als er die Wiedereroberung versuchte. Im Jahre 1813 bereitete sich Rundschit zu dem Zuge nach Kaschmir vor; aber erst im Juni 1814 verschritt er den Uebergang über die berühmte Bergkette Pundschal, welche das Thal schützt. Die Haupt-Armee, unter Rundschit's persönlicher Anführung, rückte über Pundsch in das Thal ein, und traf bei Toschmodan Rahmud Islim Chan mit den Truppen von Kaschmir. Die Sikh, welche den Paß des Pundschal forcirt und die Kaschmirer geschlagen hatten, wurden übersetzen bei Schupi zurückgeworfen, fielen dann in Thal ein; Rundschit angriff und ihn mit Verlust sich zurückzuziehen nöthigte. Der mißliche Ausgang dieser Unternehmung erregte bei den Häuptlingen von Bhimbur und Radschauri das Verlangen, sich unabhängig zu machen. Die Zeit, deren Rundschit bedurfte, theils um diese aus andere rebellische Häupter zu züchtigen, theils, um die Lücken seiner Heeresmacht auszufüllen, rettete Kaschmir auf einige Jahre von neuen Angriffen.

Seit den ersten Monaten des Jahres 1817 nahm Rundschit's Gesundheit und Stärke sichtlich ab. Zu dem daraus folgenden Jahre sandte er eine Expedition, die sein Sohn Churut unter dem Beistande des Wisur Diwan Chand ausführte, gegen Multan, welches diesmal mit Ernst genommen wurde. Die große Beute, welche die Sieger machten, wurde für Staatsgut erklärt. Der verräterische Pferd, den Kamran, Sohn des Beherrschers von Kabul, an dem Weste Fati Chan, dessen Talente das Reich in Ruhe und Ordnung erhalten hatten, verübte, starb dort neuen Zwist an. Der Erwordete hatte sunfzig Brüder, die sich sämmtlich an die Spitze von Regierungen befanden; einige aus dieser Familie, besonders Dost Mahomed Islim Chan, waren so eben jetzt Oberhäupter von Provinzen, die früher zu Kabul gehört hatten. Rundschit beschloß, den Indus zu passiren, und diese Unruhen für sich zu benutzen; er fand einen Vorwand in der Gefangennehmung einer Abtheilung Sikh durch die unbawmedanischen Chunus, und betrat Pschawur im November 1818. Zwar weiß Jar Mohamed Chan, allein auch R. war kaum über den Indus zurückgekehrt, als Rundschit wieder zog wurde. Durch den Erfolg bei Multan mutzhig gemacht, und auf die Nachricht, daß Mohamed Islim Chan die besten Truppen aus dem Thale nach Kabul zurückgeführt hatte, bereitete sich Rundschit im J. 1819 zu einem zweiten Zuge gegen Kaschmir vor; den Oberbefehl hatte Diwan Chand, und, ein zweites Heer unter Churut Sing sollte ihn unterstützen. Beide Armeen rückten in das Thal ein, und die Sikh besetzten es ohne sonderlichen Widerstand, da die in der Hast ausgehobenen ungeübten Truppen gegen Rundschit's an Zahl und Disciplin überlegene Macht nicht Stand halten konnten. Nach einigen nöthigen Anordnungen, und nachdem er den Häuptlinge der Umgegend sich zinspflichtig gemacht, kehrte Rundschit, der mit Geschenke von Schawls beschenkt worden, nach Lahore zurück, wo er durch den Hochmuth seiner Schwiegermutter, Suda Kunwur, und die Intriguen des Diwans derselben, mit seiner eigenen Gemahlin Verdruß genug hatte.

Im Monat März des Jahres 1822 sandten sich zwei Europäer bei Rundschit an, die bei seiner Armee eine Anstellung suchten: es waren Obersten aus der Französischen Armee, Namens Allard und Avitabile, der auch der Schlacht von Waterloo Europa verlassen, darauf in Persien angestellt waren, von woher sie über Candahar und Kabul nach Lahore gekommen. Der König der Sikh war anfänglich mißtrauisch; als er sich aber von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugt, und er ihnen ausdrücklich die Leitung seiner Truppen in den Uebungen nach Europäischer Weise unterrichten sollten. Diese Herren erwarben sich bald Rundschit's Vertrauen, und sind nachher mit Anderen (insbesondere Herrn Court), die in der Folge zu ihnen kamen, in wichtigen Angelegenheiten, zu besonderem Verdrusse der Sikhs, verwendet worden, so daß das Loos jener Offiziere, im Fall von Rundschit's Tode, bedenklich seyn kann.

Im Jahre 1823 überschritt Rundschit abermals den Indus, und griff bei Naushahur ein Corps von 4000 Muhammedanern an. Wiewohl die ganze Armee der Sikh 24,000 Mann stark, und von religiösen Meinungen erstammt, gegen diese Mannschaft steht, die nur aus Bauern und Bergbewohnern besteht, welche sich ihren Glauben stritten, die konnten sie nichts weiter für auszichten. Die Muselmänner hielten sich den ganzen Tag, durchbrachen endlich die Sikh, und zogen sich nach den Gebirgen zurück. Rundschit, der in diesem Gefechte beträchtlichen Verlust erlitten, besetzte neuerdings Peschawur, und übergab es dem Jar Mohamed als ein Lehn von Lahore. Von dieser Periode an sind die politischen Ereignisse im Westen bekannt. Den Birmanenkrieg verfolgte Rundschit mit besonderem Interesse. Seine Schmerz, der nachher als Reformator einen Glaubenskrieg gegen die Sikh erhob, wurde getödtet, und seit dieser Zeit hatte das Herr der Sikh keine Gelegenheit zu feigerischen Thaten, und Rundschit überhaupt sich in keine irgend bedeutende Unternehmung eingelassen. Die Geschichte des Rundschit in Heeren Perisse's Buch trecht übrigens bis zum Jahre 1832.

Frankreich.

Kasimir Delavigne.

Kasimir Delavigne gehört nicht in die zahlreiche Klasse derjenigen Naturen, die, weil sie nicht haben zu sich sagen können: Ich bin ein Dichter! zu sich gesagt haben: Ich will ein Dichter seyn! die, unkundig eines anderen nützlichen und einträglichen Geschäftes, oder untauglich zu derjenigen, sich an den Schweif des zuweilligen Pegasus angehängt haben und sich rühmen mit dahin schleppen lassen. Der Verfasser der „Sicilianischen Vesper“ hat mehr als irgend Einer vom Himmel jene geheimnißvolle Gabe empfangen, die von dem alten Herrscher unseres Parnasses als absolute Bedingung gefordert wird; man kann ohne die mindeste Uebertreibung sagen, daß er schon in der Wiege Verse gelallt habe; und ganz das Gegentheil von jenen Wunderkindern, deren frühreifes Talent nie aus der Windeln kommt und

Digitized by Google

weist ohne geseigerten Fortschritt und Entwickelung bleibt, hat sein reifes Alter Alles, was seine Kindheit versprochen, auf's Schönste und Beste erfüllt.

Die zahlreichen Schüler der Anstalt Mainet erinnern sich alle noch dieses Kindes mit breiter Stirn, lebhaften durchdringenden Augen, feuriger starker Seele in einem schwächlichen Körper, das sie für Alle in Stimmen setzte durch die ursprünglich Kraft seines Geistes und die Sinnigkeit seiner Antworten, das in allen Aufgaben und Arbeiten den Sieg über die ganze Klasse davontrug, und dessen Sanftmuth und Herzensgüte es doch dahin brachte, daß die Mitschüler ihm seine Ueberlegenheit vergaben; sie erinnern sich seiner noch gar wohl, und wissen noch den von geistreichen und rührenden poetischen Improvisationen zu erzählen, die der junge Kasimir alljährlich am Geburtstagsfeste des Direktors vortrug, und die schon damals den Verfasser der Messeniennes und des Paria zu verkündigen schienen.

Kasimir Delavigne zeichnete sich auf der Schule durch eine ungemeine Lebhaftigkeit und Freundlichkeit des Charakters und stete Gleichheit der Laune aus; dagegen empfote Alles, was ihm als Ungerechtigkeit oder Tyrannei erschien, seine stolze widerstandskräftige Seele; die geübte Blick des Forschers konnte in diesem guten Kinde schon den Mann erkennen, dessen erste Gesänge die Wildkeit und die Tyrannei niederdrücken sollten; dies kam besonders bei einer Gelegenheit zum Vorschein.

Der Direktor des Gymnasiums, ein nachsichtsvoller guter Mann, war leider nicht immer so glücklich, Lehrer zu finden, die seine Milde und seine Geduld besaßen. So war unter Anderen einer an der Schule, der sich durch eine Menge kleiner Bosheiten die Herzen der Zöglinge dergestalt entfremdet hatte, daß sie ihn haßten wie die Sünde. Kasimir führung in die Mysterien der Allgemeinheit, und griffelte den verhaßten Pädagogen auf eine ziemlich derbe Weise in einer Satire, die voll Feuer und Bosheit war. Jeder Mitschüler wollte eine Abschrift von dieser Satire haben, und so kam sie bald genug in die Hände des Direktors. Obwohl ihm kein Zweifel übrig bleiben konnte, wer sie verfaßt — die Dichter sind noch seltener auf der Schule, als in der großen Welt — so that er doch, als wäre er es nicht, und begnügte sich damit, diejenigen streng zu bestrafen, in deren Händen er das Gedicht fand oder die einzelne Verse daraus zu laut exzitirten.

Kasimir Delavigne war damals zwölf Jahr alt.

Es ist merkwürdig, daß der Mann, der nie einen Einzelnen angegriffen und verwundet hat, und deßhalb von sich sagen kann: Nie hat Galle meine Feder vergiftet — seine poetische Laufbahn mit einer Satire beginnen mußte.

Kasimir Delavigne hatte eben seine Studien beendet, als ein Ereignis, welches damals das größte des Jahrhunderts war, seine jugendliche Einbildungskraft auf's lebhafteste ergriff: ich meine die Geburt des Königs von Rom. Alle Dichter der Welt machten das glückliche Ereignis zum Gegenstand feierender verherrlichender Gesänge; Kasimir trat mit einer Dithyrambe in die Schranken, in welcher Pracht des Stils mit Kraft und Anmuth der Gedanken verbunden war; seine Arbeit leuchtete als ausgezeichnet mitten unter allen übrigen hervor, und Jedermann fragte, wer dieser junge bis dahin unbekannte Mann sey, der sich so plötzlich als Meister bekunde. Von diesem Moment an war Kasimir Delavigne's Celebrität entschieden: Frankreich besaß durch ihn einen Dichter mehr.

Drei Jahre später, als die Engländer in unseren Straßen biwouakirten, sang Kasimir Delavigne seine unsterbliche Messeniennes vom Waterloo, die, wenn Keines es wohl sagen, ihn Messenier geblieben ist. Dies Lied des Schmerzes ist nicht allein das Schönste, was der Patriotismus unserer modernen Poesie eingezeben hat; es ist auch ein Akt des Muthes, dessen vielleicht gerade nur ein junger Mensch von zwanzig Jahren fähig sein konnte. Wer sich den Zustand Frankreichs zu jener Zeit vors Gedächtniß ruft, wird mir beistimmen. Mehrere Messeniennes folgten der ersten, und diese ergossen sich alle in edlen und großherzigen Gesinnungen, und wenn sie nicht einen so allgemeinen Erfolg gewannen, oder besser gesagt, nicht so populaire wurden, so liegt der Grund hiervon darin, daß sie bei veränderten Zuständen nicht mehr dieselbe Sympathie vorfanden oder erwecken konnten.

Die Messeniennes haben Kasimir Delavigne's Stellung entschieden: er war der Dichter des Vaterlandes, der heroische Vertheidiger des unglücklichen Frankreichs, der Dolmetscher und Ausleger aller Leiden und Schmerzen seiner Mitbürger, die Stimme ihrer Wünsche und Hoffnungen. Auch gelangte er in einem Momente zu dieser Popularität, die sie den Mann von Genie und Herz so schmeichelhaft ist, und die man in der Regel erst nach einer langen Reihe von mühseligen Anstrengungen gewinnt; die gebildete Jugend von Allen ersehnte ihn zu ihrem Haupte, und überschüttete ihn in der Kraft seines Lebens mit allen Ehren der Apotheose.

Inzwischen strebte der Geist des jungen Dichters auch nach Erfolgen auf einem anderen Felde; er hatte mit sinnigem Eifer die großen Meister studirt, die die Bühne des Welttheaters verlassen, von der Zeit der Griechen bis auf unsere Tage, und dies Studium sollte ihm noch andere Früchte reifen, als trockene dürre Beobachtungen. Er schrieb die Sicilianische Vesper, die auf dem Odeon, seit der Wiedereröffnung dieses Theaters im Jahre 1819, dargestellt wurde. Diese Tragödie hatte einen wunderbaren Erfolg: hundert Vorstellungen hinter einander erschien kaum ihr erste Neugier zu befriedigen. Die zahlreichen Freunde des Verfassers erhoben vielleicht ein wenig zu sehr das Verdienst dieses Werkes, das mit zu ängstlicher Treue nach den alten klassischen Grundsätzen gearbeitet seyn mag; nichtsdestoweniger aber wird es immer ein höchst bedeutendes Werk bleiben, ausgezeichnet durch eine große Kenntniß aller Mittel der Bühne, durch die sorgfältige Zeichnung der Charaktere und eine untadelhafte Sprache.

Der Stil, die Sprache ist es, worin sich Kasimir Delavigne's Talent am glänzendsten bewordrtut; man fordere nicht von ihm die fernliegenden tiefsinnig überraschenden Gedankenfügungen und großartigen Bilder, die wir der Dersfasser des Eid darbietet; erwarte nicht von ihm jene leidenschaftlichen Effekte, die unser Seele mit Schrecken erfüllen und uns schaudern machen: er steht der Anmuth und Reinheit Racine's näher, als der gewaltigen Kraft Corneille's; der Paria ist vielleicht dasjenige Werk, welches die glücklichste Aehnlichkeit mit der anmuthigen und sanftmeichen Sprache der Athalie hat.

Die Vorzüge und Mängel, die man in Kasimir Delavigne's Tragödien findet, sind, auf gleiche Weise in seinen Komödien bemerklich: Anmuth, sinnvolle Freiheit, eine vortreffliche Sprache, aber wenig wie comica. Ehemen machen indeß die Comédiens eine Ausnahme, ein höchst ausgezeichnetes Werk, ein Werk des Herzens und der Nache, zu dem Kasimir Delavigne durch die Fabeln und Verdrießlichkeiten angeregt worden war, die ihm die Frankreich Schauspieler, denen er seine Sicilianische Vespee zuerst anbot, bereitet hatten.

Kasimir Delavigne war dreißig Jahre alt, als er zum Mitglied der Académie française an die Stelle des Grafen Ferraud ernannt wurde. Eine gewaltige Majestät entfaltet zu seinen Füßen; nur eine einzige Stimme fehlte ihm: und dies war die, welche die Anspeiche des Herrn Maequis von Valory unterstützte, so oft der unglücklichte Dichter sich um einen Sitz in der Académie bewarb. Fünf oder sechs Kandidaten stegten über Herrn von Valory und jedesmal trat diese eine hartnäckige Stimme für ihn in die Schranken und rettete ihn von der Schmach einer einstimmigen Verwerfung.

Kasimir Delavigne's Leben war bis zur Juli-Revolution ein langer Triumph; der stürmische Beifall einer Menge, die ihn vergötterte, erhob jedes seiner Werke auf den Schild, und die furchtsame Kritik wagte kaum mitten unter dem rauschenden Lob, das den Namen des Dichters feierte, ihre Stimme zu erheben. Aber auch die Kehrseite dieser Popularität sollte er erfahren.

Kasimir Delavigne war mit dem Wohlwollen und dem besonderen Schutz des Herzogs von Orleans beehrt worden; dieser Fürst hatte ihm zu einer Zeit sein Haus geöffnet, wo sich der unabhängige Schriftsteller keiner Gunst des Minsterriums zu erfreuen hatte. Als der Herzog von Orleans auf den Thron stieg, konnte Kasimir Delavigne nach dem Könige die Erstenntlichkeit und Ergebenheit ferner hin schuldig bleiben zu müssen, die er dem Herzoge schuldig geworden, und da haben sich denn Leute gefunden, die es ihm nicht verzeihen mögen, daß er alter Verpflichtungen eingedenk geblieben; über die Parisienne hat man die Nase gerümpft, weil sie den Sieg der alten Bibliothek der Herzoge von Orleans hat vor den Augen Vieler seine Gnade gefunden als Freund des Königs der Franzosen; als wenn man sich seiner Neigungen nach Belieben entschlagen könnte, so wie das kühne Schicksal dessen wechselt, dem man sie zollt! Was würde man von einem Manne sagen, der seinen Freund im Unglück verläßt? Und es zeugt vielleicht benigstens von eben so viel Muth (Kasimir Delavigne ist uns ein Beispiel dafür), einem Freunde getreu zu bleiben, der auf den Thron steigt, als sich nicht abzuwenden von einem, der in's Unglück geräth.

James Rousseau.

Bibliographie.

Traité élémentaire de thérapeutique médicale, suivi d'un formulaire. — Von L. Marturet.

Chants d'amour et de fidelité. — Von Baron d'Ordez. 7½ Fr.

Joies et larmes poétiques. — Von F. Girault. 5 Fr.

Mémoires authentiques d'une sage-femme. — Von Alexandrine Jullemier. 2 Bde.

Ernste, ou l'ami de la jeunesse. — Von Abbé Jilasster. 2 Bde. 10 Fr.

Du catholicisme dans l'éducation, ou l'unique moyen de sauver la science et la société. — Vom Abbé Gaume. 6½ Fr.

Histoire générale de l'église, depuis la prédication des apôtres jusqu'au pontificat de Grégoire XVI. — Erster Bd. 4 Fr.

Afrika.

Der Harem des Bei's von Tunis.

Mitgetheilt von Lady Temple.*)

Wir wurden am Eingang des Palastes von Giuseppine Rasso, dem Bascha Kasaf des Bei's, empfangen. Dieser führte uns eine kurze Treppe hinauf, und übergab uns dann einer Christin, die Italiänisch sprach und uns zu einer Thüre geleitete, in welcher Ihre Gnaden die Lillah Kebirah**) selbst zum Empfang ihrer Gäste bereit stand. Sie ergriff mich bei der Hand, und sagte uns in Arabischer Sprache — der einzigen, die sie sprechen konnte — eine Fluth von Komplimenten, welche die Dolmetscherin, eine geborene Toskanerin, verdolmetschte. Wir gingen durch einen Hofraum, der mit weißen Marmorplatten gepflastert, mit einem seidenen Himmelszelt überspannt und von Arkaden umgeben war, die auf weißen kannelirten Marmorsäulen ruhten. In jeder der vier Ecken stand ein schöner Springbrunnen, in Form einer Vase, um die Luft an diesem erzhitzten Orte zu kühlen. Unter den Arkaden saß eine Anzahl fetter und unbedeutender Geschöpfe, die sehr lebhaft schwatzten und uns mit großer Aufmerksamkeit betrachteten. Hier herrschte keine Etikette; jede der anwesenden Damen blieb, als die Lillah hereintrat, in ihrer halb nachlässig gelehnten Stellung, einige Negerinnen ausgenommen, die, nach ihrer größeren Kleidung zu schließen, sehr subordinirt seyn mußten; diese allein erhoben sich, wenn die Lillah vorüberging, und küßten ihr die Hand von innen und außen.

Die Kleidung der Damen des Harems war kostbar, aber ohne anschließende Form. Dennoch stand sie ihnen nicht übel. Ich glaube, sie thun recht daran, daß sie sich in so weite Gewänder hüllen; denn die gewaltige Korpulenz, zu der es Alle bringen, weil sie unausgesetzt baden, keine Schnürleiber tragen und keine starke Bewegung haben,

*) In Sir Grenville Temple's Excursions in the Mediterranean Algiers and Tunis. 2 Bände. London, 1836.

**) Favorit: Sultanin.

Digitized by Google

würde ekelerregend seyn, wenn die Kleidung sich dem Körper mehr anschmiegte. Die Lilah selbst, obschon viel wohlbeleibter, als man in Europa für elegant hält, gebrte doch zu den minder Starken. Sie trug Beinkleider aus karmoisinrother Seide, die von den Hüften bis zur Wade weit und faltig waren; von der Wade abwärts schlossen sie knapp an die zum Knöchel, wo sie auf sehr geschmackvolle Weise mit Gold gestickt waren. Die bloßen Füße steckten in koldar gestickten Pantoffeln, an denen hin und wieder ein Edelstein funkelte, und die gerade breit genug waren, um vier Zehen zu beherbergen. Wie die Maurische Dame in solchen Pantoffeln gehen kann, ist mir ein unauflösliches Räthsel; dennoch habe ich die Bewohnerinnen des Harems, obgleich sonst ein indolentes Völkchen, ohne schwindare Beschwerde herumtrippeln und Treppauf, Treppab steigen sehen. Auch gehört es bei ihnen zum guten Ton, deinen Gehen so viel Geräusch zu machen als möglich. Alle tragen eine Art Jacke aus Seide und Goldstoff, die bis zu den Hüften reichte und ohne Aermel war; nur die Lilah trug ein sehr weites Hemd aus Gaze, und darüber eine Blouse aus blauem Musselin, die nur am Nacken befestigt war. Ihr Haupt schmückte ein um die Schläfe gewundenes und an den Ecken mit Gold gestickteS seidenes Tuch. Ihr Haar hatte sie so glatt als möglich über die Stirne gekämmt, und es hing an beiden Seiten des Gesichtes bis aufs Kinn, wo es scharf abgestutzt war. Alles umhüllte ein großer Schleier von fostbarer weiß brodirter Gaze.

Ein Kopfputz, wie der eben beschriebene, müßte, wie man glaubt, sehr schlecht kleiden, und dennoch fand er manchen von diesen Damen sehr gut, besonders, wenn sie recht kohlschwarzes Haar hatten, wie dies bei mehreren Maurischen Frauen der Fall war. Die Lilah trug in den Ohren und an den Fingern Brillantringe von ungeheurer Größe; um den Nacken dungen Perlen in großer Zahl, an welchen kostbare Steine hingen. Jeder Arm befestigte sie mit drei schmalen Goldreifen, welche über den Aermeln ihrer Jacke zum Vorschein kamen.

Ihr Geschicht hatte einen recht angenehmen Ausdruck, ohne gerade schön zu seyn, und es that mir sehr leid, als ich später erfuhr, der Bei habe sie degradirt, und ein junges Mädchen von 13 Jahren an ihre Stelle gesetzt. Sie führte mich bei der Hand in ein langes Zimmer, das rein gewölbter Durchgang zu zwei Sälen theilte. Die eine Hälfte dieses Gemaches war mit einem niedrigen Divan umgeben, und an jeder Seite des Eingangs, den eine dinne steinerne Gardine verhüllte, stand eine schwarze Sklavin, die mit einem großen Fächer die Fliegen abwehete. Auf einem niedrigen runden Tisch in der vorderen Hälfte des Zimmers, dem ein seidenes Tischtuch deckte, standen wohl zwanzig der köstlich Gerichte mit verschiedenen Arten von Backwerk, und anderem süßen Gebäck. Einige dieser Leckereien schmeckten gut, vor Allem Pistazien-Kuchen, die Lieblings-Speise der Damen des Harems; was aber den Wohlgeschmack der meisten Leckereien zerstört, ist die Menge von Jasmin, Ambra u. s. w., die des Wohlgeruchs wegen daran vergendet wird. Weder darfst mir kein Gericht ungekostet lassen. Auch Selbsthelfen, ein Gerücht, das mir sehr gefiel, ward mir hier in reichem Maße verbürgt.

Die Lilah fragte mich, ob ich Kinder hätte, und als ich ihr antwortete, ich hätte einen kleinen Sohn, bedauerte sie sehr, daß ich ihn zu Hause gelassen, denn alle Mauren sind in Kinder ganz vernarrt. Nachdem die Mahlzeit eingenommen war, ließ die Lilah alle übrigen Kuchen in einen Korb packen, und wünschte, es möchte sie für mein Söhnchen mitnehmen. Sie selbst trug ein Söhnlein von dreien Jahren auf dem Arme; es war ein elendes, kränklich aussehendes Kind, um dessen Nacken Goldketchen und Amulette hingen. Das Auch um sein Köpfchen schmückte eine emaillirte Kette.

Nach aufgefodertner Taxe verweilten wir einige Zeit in der andern Abtheilung des Salons, wo die Lilah ihre Besitzungen, ein schönes Weib mit strahlenden schwarzen Augen, uns begrüßte. Ihr Anzug glich vollkommen dem der Lilah, nur die Blouse war von Seidenzeug, statt von Gaze, und außerdem zweifarbig, die eine Hälfte blaßrosa, die andere weiß. Diejenige Abtheilung des Saales, in welcher die Kuchen serbirt worden waren, hatte ein hezwölfendes Ansehen; die Decke war gewölbt, und in Maurischem Style bemalt und vergoldet. Einige der Zimmer standen allerlei Geräthe und Büchsen aus Konstantinopel mit Perlmutter ausgelegt, und über dem Haupt-Eingang war offene Stukatur-Arbeit mit gefärbtem Glase angebracht. Da, wo das Zimmer sich theilte, hatte man an jeder Seite hervorragenden Raum eine solche Form gegeben, daß sie als ein Gestell für Büchsen zur Perlmutter, kristallene Flaschen, Spiegel u. s. w. dienen konnte. Der Divan war niedrig und sehr bequem, und an allen Wänden hingen prächtige Waffen des Beys, als Jatagans mit Juwelen besetzt, Pistolen, Schwerter u. s. w. Am besten gefiel mir eine Art Waffe, die man Tepus nennt; es ist dies eine kleine Keule aus Gold mit erhabener Arbeit, die beschrieben am dicken Ende reich mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besetzt ist.*). Auch eine Anzahl Pfauen machte an den Wänden Parade.

Man reichte uns Chokolade, mit grauem Ambra parfümirt. Dann führte uns die Lilah Treppauf durch eine ganze Reihe von Salons, die sie viele kleine Gemächer abgetheilt waren. In einem Zimmer des obersten Stockwerkes befand sich ein großes zweischläfriges Bett. Als wir die Treppen wieder hinab gingen, — die, beiläufig bemerkt, alle mit glasirten Ziegeln gepflastert sind — passirten wir ein viereckiges Gärtchen in einer überwölbten Gallerie, mit einer Fontaine in der Mitte, worin Goldfischchen sich tummelten. Hier amüsirten sich die Damen des Harems zur Sommerzeit. Die Gallerie war mit Marmor gepflastert, und ruhte auf ungefähr funfzig weißen Marmorsäulen.

*) Das Tepus, eine Türkische National-Waffe, war im goldenen Zeitalter der Türken von Eisen, und selbst die Sultane trugen sie in ihrem Gürtel. Bajazid der Wetterstrahl (Aderim) soll manchen Feindeskopf mit seinem Tepus zerschmettert haben. Anm. d. Ueberf.

Nachdem wir hier eine Weile ausgeruht hatten, vernahmen wir ein Flüstern an der Thür und — herein trat der Bei in höchsteigner Person. Wir erhoben uns Alle, und die Lilah ging ihm entgegen. Er redete uns in ziemlich gutem Italiänisch an, und war sehr freigebig mit Komplimenten. Alle Prinzen begleiteten ihn und hielten sich während seiner kurzen Anwesenheit hinter ihrem Papa. Als er sich wieder entfernt hatte, kehrten wir in den Salon zurück, wo wir zuerst empfangen worden waren, und nahmen bald nachher von unseren gütigen Wirthinnen Abschied. Die Lilah bat uns auf's Neue angelegentlich, unseren Besuch zu wiederholen, bevor wir Tunis verlassen würden.

Mannigfaltiges.

— Russische Wetter-Prophezeiung für dieses Jahr. Im Allgemeinen klagen wir Bewohner des Nordens, daß die Winter bei uns seit ungefähr 10 Jahren sich von Jahr zu Jahr verschlechtern. Die Kälte hält nicht an, der Schnee schwindet, und im Dezember und Januar finden oft Thauwetter und plötzliche Wasserflut statt, was den Wegfehr der Russischen Hauptstädte mit den Städten der Innern außerordentlich schadet; die Lebensmittel werden theuer und verderben, und Geldverlust und Gesundheit leiden darunter. In auswärtigen Zeitungen und in gelehrten Gesellschaften gab es Erklärungen in Menge darüber. Viele schrieben diese Veränderungen dem Treiben des Polarireises, veranlaßt durch Stürme und Erdbeben, zu, Andere dem Sonnenflecken u. s. w. Ohne uns hierüber in Diskussionen einlassen zu wollen, theilen wir hier nur mit, was alte Leute über diesen Gegenstand sagen. Unter Leuten nämlich, die sich mit Beobachtung des Wetters abgeben, findet man die Ansicht, daß alle 100 Jahre unter den verschiedenen Breiten dieselbe Witterung wiederkehre. Das ist der Zeitraum, sich mit Beobachtungen zu beschäftigen, die von Tag und Nacht verdient zu wollen, ist die Veränderung des Winkels, unter welchem die Ekliptik den Aequator durchschneidet, die fast alle 100 Jahre gleichmäßig wiederkehrt, etwas, was uns in Erstaunen setzen muß. Der Mechanismus des Weltalls ist genauer, als alle Aequatoren; das Zuverlässigste aber von Allem, was wir wissen, ist, daß wir von diesem Mechanismus nur sehr wenig begreifen können. Doch kehren wir zu der Voraussetzung zurück, daß alle 100 Jahre in den nämlichen Gegenden die nämliche Witterung wiederkehre. Wie die Witterung im Jahre 1735 bei uns im Norden war, bezeugt der Professor der Theologie am Kasanschen Gymnasium, Pljuschar, selben Professorium sich die auf unsere Zeiten noch erhalten haben, in folgenden Auszug aus seinem deshalbigen Tagebuche und in der Dorpater Zeitung:

„Gegenwärtiges Jahr (1735) zeichnet sich vor allen vorhergegangenen Jahren aus, denn schon im Januar hatten wir nicht einmal einen schlechten Deutschen Winter, und gegen Ende des Februars dachte man an keinen Winter mehr; im März waren bereits alle Felder bestellt, und das Gras wuchs mit Macht. Im April vor der Gregorianischen Ostern konnte man jedes Getreide schneiden, wenn es nöthig gewesen wäre. Im Mai blühte schon das Winterkorn überall; in der Mitte des Juni schritt man zur Heu-Aernde, die ganz vortrefflich ausfiel. Anfangs Juli wußte man die Getraide-Aerndte beginnen. Im August, drei Tage nach St. Laurentius, fing man an, die Gerste zu mähen. Wie ganz anders war das Wetter wie mitten im Sommer, wobei es jedoch oft regnete." — Es steht nun zu erwarten, ob das Jahr 1835 dem Jahr 1735 gleichen wird; die drei ersten Monate sind wenigstens ihnen 100jährigen Brüdern sehr ähnlich gewesen. (C. H.)

— Das Boltigeur-Genie. Der Schauspieler Ireland war der ausgezeichnetste Springer seiner Zeit von Natur, den ich je gekannt, obwohl schon manche gesehen, die ihn vermittelst Springbretter und anderer künstlichen Vorrichtungen noch übertrafen. Ich war einmal mit Ireland spazieren gegangen, als er meinen Arm plötzlich losließ, und ehe man sich's versah, indem er kaum einige Schritte auszulaufen, war er schon über den Schlagbaum am Ende. Durch sein Springen über so Manz gegangen in Covent-Garden-Theater in Lancashire hatte er bald betrunken nach Hause eilte, hatte er zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Er schrzete oft, machte sich gern bei Gelegenheit irgend einen Spaß und war besonders darauf vermarrt, sich in seiner Kunst zu produzirten. Ein gewöhnlicher Streich von ihm war, daß er, wenn er irgendwo ein Pferd sah, daß auf seinen Reiter wartete, auf der Stelle zu ihm über hinsprang, und sich dann, plötzlich in Gedanken vertieft, eine Weile stehen blieb; sobald er aber den Reiter herbeikommen sah, setzte er, gleich als wäre er in Verlegenheit, wie er Jemen schnell aus dem Wege gehen sollte, mit einem Sprunge über das Pferd hinweg. Das Postkutschpferd der Ireland war, daß er jedesmal nach einem unterwegs einkehrte, ganz ruhig weiter ging, gleich als hätte er gar nichts Sonderliches verspürt, und so machte er seine Zuschauer oft stutzig, daß sie ihren eigenen Sinnen nicht trauten und selbst bei sich nicht recht sicher waren, ob sie das Kunststück gesehen, oder nicht. Es war bei ihm etwas Leichtes, über einen Wagen und auch Pferde, oder über ein Dutzend Gerademe, die das Gewehr präsentirt und die Bajonette in die Höhe gerichtet hielten, hinüber zu sehen. Sir Thomas Picton, ein Mann von unerschütterlichem Muthe und Tapferkeit, war einmal dazu gekommen, um das Kunststück von Ireland zu sehen, allein als er alle die gewaffneten Männer erblickte, über die der Springer hinweg sollte, fing er an zu zittern, wie Espenlaub; er war nicht im Stande, die fühne That mit anzusehen, schlug mehrmals die Augen wieder und blickte nicht eher wieder auf, als bis man ihm versichert, daß der Sprung schon geschehen. Hierauf sagte er zu den Umstehenden: „Eine Schlacht ist wahrlich ein Nichts, gegen das, was hier geschehen." Ireland war stets darauf und setzte seine Kunst wacker fort, bis er endlich ein Opfer seiner zu großen Kühnheit wurde. (Records of a Stage Veteran.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Freitag den 17. April 1835.

Belgien.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.
Von Roger de Beauvoir.*)

Die Kunst-Geschichte geht Hand in Hand mit der Geschichte der Staaten und der Völker. In dieser engen Verschmelzung ist die Darstellung derselben höchst schwierig, und in der modernen Zeit um so schwieriger, als sich hier das Leben der Künstler und also auch ihre Thaten und Werke hinter die Decorationen und Coulissen des öffentlichen Lebens sehr häufig in die Stille und auf ein vereinsamtes Plätzchen zurückziehen. So geschieht es denn oft genug, daß die Kunst-Geschichte ein abgerissenes Raisonnement über die Kunst wird, daß wir, statt die historische Entwickelung des Schönen nachzuweisen, uns damit begnügen, über das Schöne zu reflektiren und zu metaphysiziren. Raisonnement und Reflexion sind dann die unfruchtbaren dürren Parzen, die sich das Recht anmaßen, den Faden der Intelligenz zu halten; unter ihren Händen ist die blühende lebensvolle Gestalt der Kunst gebleicht und entblättert. In dem lauten Geschwätz gelehrter Kritiker und in dem scholastischen Ton ihrer Sprache glauben wir noch den gewichtigen Hammer eines Lessing auf dem literarischen Amboß Deutschlands wiedertönen zu hören; allein es sind Phrasenlogen, die über die „reine" Kunst sprechen, Athanäums-Männer und Journalisten, die in Laokoon und die Hexe bloß noch den Widerlichen kommentiren, die sie im Museum Fleischius gesehen haben. Wir wollen hier nicht weiter von der Gefahr reden, welche dem Leben der Kunst droht, wenn Theorieen an die Stelle historischer Entwickelung treten. Das Jahrhundert ist all genug, um zu wissen, daß es eine Geschichte hat, es ist verständig genug, um die Spuren vom Weizen sondern und beurtheilen zu können, ob ein Topf hohl klingt oder einen vollen Ton giebt. Unser Jahrhundert hat sich und seine Studien und seine Stoffe selbst in der Hand. Eine lange Reihe von Erfahrungen liegt hinter uns, deshalb sollten wir wissen, daß wir uns des schönsten Anachronismus schuldig machen, wenn wir die Kunst-Geschichte zuweilen auf der Bibliothekare aufsuchen zu müssen wähnen, da die Geschichte der Kunst weit mehr in den deutlicher auf der Schulle, wie die Fuß des Künstlers betreten, und auf der Schwelle seines Hauses, das er bewohnte, als auf dem Marmorblock seines Grabhügels geschrieben steht. Die Geschichte der Kunst ist vor allen Dingen die Geschichte der Künstler.

Jene Theologen und Aebte, die über den Griechischen Stil Feliantons, und über Raphael Donatonten schrieben, haben hoffentlich vom Römischen Hofe vollkommenen Ablaß für derlei strafwürdige Beschäftigungen erhalten. das ist ihr Glück. Es ist nicht lange her, daß in Italien wie in Frankreich von Lenten, die hinter den vier Mauern ihrer Bibliotheken versteckt saßen, archäologische Abhandlungen und Theorieen über die Malerei in Menge fabrizirt wurden. Die Anzahl solcher abstrakter Bücher ließ sich gar nicht mehr, seit die Französische Akademie hatte mehr als einen Secretair nöthig, um alle diese Schriften zu klassifiziren. Es waren meist ermüdige und traurige Nonmenklaturen. Man kommentirte das Schöne nach der Poetik des Horaz oder den sollen todten Prinzipien des Batari, man schnitzte den Begriff zusammen, preßte ihn in die Aristotelischen Definitionen, verschloß ihn vor der freien Lebensluft, in der er sich zweifelsohne entwickelt und sich selbst seine Gesetze gegeben hätte. Die Reisen, die man machte, kommen der Geologie mehr als der Kunst zu gute. Von Zeit zu Zeit langte höchstens ein pergifftes und zerfressterer Manuskript aus der Schatzkammer des Vatikans, aus Florenz oder Toskana in Novaris an, und neuen Jemand über das Leben einiger modernen Künstler in Italien der Welt eine Notiz zu geben hatte, so trieb sich dieselbe in der Secretair-Mappe irgend einer Gesandtschaft lange genug umher, um eben so wie alte Hausschnitten zu den todten Papierworollen gelegt zu werden. So stand manches Leben ab, während die stolzen Akademieen sich nur um das Vergißtbare bekümmerten. Man reiste nur, um Todten-Gebeine zu sehen, nicht um die noch lebendigen Menschen in ihrem Thun und Treiben zu beobachten.

Von den Deutschen war während der vorigen Jahrhunderte am wenigsten zu erwarten, daß sie des Lebens wegen lebten, ihre Reisen waren meist anatomatische. Selbst der gefeierte Winkelmann durchstreift Italien nur, um das Vermeckerte aufzusuchen, und es ist rührend, zu sehen, wie die Deutschen aus den Träumern der Kunst, über die der Schwung und höchstens Sphru sich gelagert, sich metaphysisch das Ideal der lebendigen Schönheit hervorkonstruiren. Winkelmann büßte diese Leidenschaft sogar mit dem Todez er fiel unter den Messerstichen einer mörderischen Hand. Während der Blüthe der Malerei reist kein Mensch nach Italien, um sich den Kubliet zu verschaffen, wie ein Künstler lebt, um Künstler zu sein. Das Leben des Meisters ist nicht etwa gleichgültig für das Reich seiner Ihren, vielmehr ist ihre nur zeitige Abdruck von jenem, selbst wenn dasselbe im entschiedensten Widerspruch mit jenem stände und also ein Kontraste die ganze Erscheinung des Künstlers ergänzte und erfüllte. Erst seit Göthe reist man zu andern, als bloß antiquarischen Zwecken nach Italien. Göthe, der seine Mignon die schöne Ballade: „Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn?" singen läßt, gab den Wanderzügen der Reisenden eine andere Wendung. Göthe reiste, um das Leben kennen zu lernen; auf den Trümmern versunkente und verschüttener Bauwerke besang er das Leben der Gegenwart, aber freilich blieb er viel zu früh, um die Blüthe der Kunst zu schauen, und deshalb kann er auch mehr eine bloße Doktrin seiner Anschauungen geben, er kann über die Kunst mehr berichten, als ihr Leben und Dasein schildern. Und der Autor des „Wilhelm Meister" spricht auch lieber über Poesie, Musik und Malerei, als daß er Poeten, Tonkünstler und Maler in ihrem Schaffen, Wirken, Denken und Sinnen darstellt. Lord Byron, der den Beruf in sich fühlte, Italiäner zu werden, sah wieder das Gegentheil. Er behandelte die Kunst wie ein großer Herr, er sprach nicht davon. Mag er eine seinsole oder eine traurige Stimmung haben, sich schmerzlich oder freudig angeregt fühlen, mag er glücklich oder unglücklich sein, immer ist er Epikuräer genug, um der Kunst-Lehre die Rosen Italiens und ihren Duft vorzuziehen; er wohnte in Venedig nicht seiner Maler, sondern seiner Lagunen wegen. Wiederholig ist der Gegensatz in der Stimmung dieser beiden berühmten Männer. Gegen den Lord beteachtet ist der Patriarch von Weimar fast ein bloß reflektirender Kopf. Byron schrieb in Italien den „Don Juan" und den „Beppo;" Göthe beschrieb die Architektur des Beamte. Die Memoiren Byron's enthalten kein Wort über Rafael, die Briefe Mozarts und Göthe's haben den Anschein, als seyen sie zu den Lehren der Jungfrau von Zofingue geschrieben. Dabei sollte man nun denken und aus der Natur Göthe's abnehmen, er sey recht eigens dazu berufen gewesen, über das Leben der Maler die besten Notizen zu sammeln und nicht bloß ihre Werke abzuschatten mit unterschiedenem Sentiment, sondern die Männer selbst, wie sie inmitten ihrer Kunst-Thätigkeit leibten und lebten, zu schildern. Die Kunst entzückte ihn so, daß er die Künstler darüber vergaß. Er vernachlässigte die Individualitäten, ihm fehlte Hoffmanns unerstättliche Begier, dem Künstler in die tiefe Brust zu blicken, wo die geheime Werkstatt seiner Productionen ist; ihm fehlte dieser wunderbare Drang, die dunklen Schmerzens-Geburten, die der Kunst hervorgerufen, aus den Thränen und Borgens-Wunden der Künstler zu deuten, die Pulsationen der Kunst-Gedanken an den Pulsschlägen der Artisten zu fühlen, mit dem weinenden und von tausend Unglücksfällen beladenen Herzen mit zu weinen, an der Trunkenheit der Begeisterten mit trunken zu werden und ganz aufzugehen in das Leben, Denken und Fühlen der Künstler. Der würdige Patriarch von Weimar ist nicht viel Sinn gehabt für die kleinen zerfließenen Gemüthes, das von der Fülle des äußeren Unglücks belastet, von dem Hauche göttlicher Inspiration belebt wird und so im Drange der Gefahr das Staunenswerthe leistet. Und diese Physiognomieen sahen und tiefsinniger Meister, wie sie uns Hoffmann darstellt, dieser Ritter Gluck, dieser Donna Anna, die er schildert, was gäbe er darin anders als eine Kritik der Kunst in Fleisch und Blut, eine Geschichte der Kunst, wie sie sich im Individuum gestaltet, in ihrer ganzen elektrischen Kraft? So bringt uns dieser Magister, Hoffmann, in seinen Darstellungen von Künstler-Gestalten eine echte und wahre Geschichte der Kunst, indem er sie in ihrem Werden an einer bestimmten Persönlichkeit zeigt und die Kunst-Produktionen als die Schmerzen oder Freuden des Individuums erklärt. Man muß freun Salvator Rosa in Rom mitten unter Bluments-Kränzen und in der Gesellschaft von Kardinälen sehen, man muß wissen, wie er dann verstoßen und verachtet umherirrt, man muß ihn in der Wildniß belauschen, um seinen Haß, seinen Groll, seine Satire — sein ganzes Ich und seine ganze Kunst zu verstehen, denn beide, sein Ich und seine Kunst, sind ganz dieselben Erscheinungen. Eine Biographie Salvator Rosa's ist ein Beitrag zur Kritik der Kunst, und mit Hoffmann scheint mir dieser Werthpunkt in der Darstellungsweise einer Kunst-Geschichte eingetreten zu sein.

Hoffmann hat die kalte, schale, bleiche Kunst-Geschichte, die schon wie ein Leichnam aussah, weil man abstrakte Reflexionen über die

*) Der Verf. bekennt sich in der Einleitung zu der Weise E. T. A. Hoffmann's in der Behandlung des Künstlerlebens. Seine geistreiche Auffassung der hier folgenden Skizzen giebt den Beweis, daß er den Deutschen Meister nicht blos mit Worten zu studiren, sondern auch noch hinter sich zu setzen wußte

Digitized by Google

Kunst lange genug für Kunst-Geschichte hielt, mit Blumen-Duft und Farben-Schmuck wieder lebendig gemacht, wie Resale und Ruysch auf ihrem anatomischen Theater gleiche Wirkungen hervorzauberten. Wenn das Genie eines Künstlers und seine ganze Weise, wie er produzirte, aus ein Kärtsel schien, so lag das Geheimniß in irgend einem Ereignisse seines Lebens verstickt, und es war eben der große Fehler der seitherigen Kunst-Kritik, in dem Bilde niemals den Bildner zu sehen und zu suchen, dem Maler niemals hinter die Leinwand zu blicken und auf die Verhältnisse und Umgebungen seines Lebens nicht zu reflektiren. Indem man sich auf die äußerschaftlich trockener Notizen beschränkte und höchstens einige oberflächliche allgemeine Züge über den Charakter der Armenier zu Venedig zu studiren. Ich hatte zu diesem Behuf kein anderes Material, als die Erinnerungen des würdigen Prieres, seines seinen und unterrichteten Mannes. Die Biographien der Maler stehen freilich im Munde der Literoni, aber wie selten entfließt durch prahlerische Lügen und schreiende Widersinnigkeiten! Und doch leben die Persönlichkeiten der Italiänischen Künstler noch weit mehr im Andenken und den Erzählungen ihres Volkes, als die Gurgel-Sprache der mundfaulen Boebländer die Erinnerung an die großen Männer der Vorzeit aufzubewahren vermochte. Wenn man die spärlichen Angaben über Maler der früheren Jahrhunderte sieht, muß man diese Künstler selbst hart anklagen, daß sie nur auf die Leinwand ihr Leben hinschrieben, ohne ihrem Volke ihren Weiseschrei oder ihre Biographie zu vermachen. Dann fragt man sich unwillig, warum die Höfe und Regierungen, in deren Gunst sie lebten, ihnen nicht in den geschichtlichen Kontrakten ein Monument für die Verpflichtung stellten, ihr Leben selbst zu schreiben. Wäre das nicht eine schöne, eine große Sache gewesen! Wer benutzuage sechs Dramen in Paris schreibt, erlebt es gleich, daß Jemand sich über ihn hermacht und seine Biographie liefert, ihn kommentirt und sich seine mit seinen Schriften parallelisirt, wäherend Jordaens, Hobbina, Denner, und selbst van Dyk faft vergessen sind und keinen Biographen finden.

Die wenigen Briefe, die von diesen Männern erhalten wurden, sind Eigenthum einiger reichen Familien geworden, welche damit geizen und ihre Mittheilung erschweren. Es wäre Pflicht der Königlichen Bibliotheken, dieselben anzukaufen. In dem Briefe eines Malers liegt oft das Unglück und der Ruhm seines ganzen Lebens. Nur das Nachstinnen über das Leben der Künstler kann uns, bin ich der Meinung, auf die richtigen Theorieen über die Kunst führen. So lange man auf dem alten Wege der Kunst-Historiographie beharrt und auf die Persönlichkeiten der Reisten verzichtet, wird man nichts erreichen. Die kleinen Züge, die verstreckten Eigenthümlichkeiten der Künstler sind oft die Geschichte der Kunst selbst. Wer durch seine tausend Bemühungen der Welt am großen Strom. Statt daß man die Briefe des Peter Paul Rubens in einem dreifachen Esemplaren zu Antwerpen verschlossen hält, sollte der Besitzer derselben sie durch den Druck verbreiten, und er würde sich den Dank seiner Zeitgenossen erwerben. Antwerpen, Mecheln, Brüssel haben die Geschichte ihrer Denkmäler, Gent zeigt uns das Grabschleifenstein Karls des Kühnen, Löwen besitzt das Kaufbrief des Justus Lipsius, warum ist kein Herold da, der uns sagt: dies ist das Haus des van Eyck! Wie sind hier weit haben entfernt, eine Anklage zu erheben, wir bezeichnen nur die Mittel und Wege, um allmälig die Kunst-Geschichte zu individualisiren. Nur mit der höchsten Mühe wandert man seitdem man nach den Quellen der Geschichte der Flandrischen Maler, deren Werke die Welt erfüllt haben, ohne daß es Jemand eingefallen, das Leben dieser Künstler zu schreiben. Die Pietät ging nicht so weit, daß man sich um das Geschick dieser Männer, um die Leiden und Freuden ihres Daseyns bekümmerte, aus denen doch alle jene Werke flossen. Wie hätten sie den Schmerz, den sie darstellen, mit so überwältigenden Effekt auf die Leinwand werfen können, hätten sie ihn nicht selbst im Innersten der Seele erlebt! Wie wären sie im Stande gewesen, den Jubel barchantischer Luft so lebendig zu zeichnen, hätten sie nicht das Echo in ihrem eigenen Gemüthe vernommen? Alles stimmt sich auf dieses Thatsachen, und ich gestehe gern mit dem Deutschen Herausgeber des „Phantasus," daß der bandgreifliche Körper mir weit werth ist, als die Ideen, die Lunge, bestimmte, einzelne, greifende Fakta, wenn sie nur nicht durch die Uebertragung entstellt sind, mir mehr zusagen, als leere Dissertationen voll allgemeiner Aufschäumungen. So thut noth, an den alten Ruhm Flandrens benzumage zu rennuren, der in Belgien eingeschlafen zu seyn schemt. Die Belgische Kunst muß als ein Dokument der Belgischen Nationalität angesehen werden. Einige freimüthige Züge zu liefern, um die alten Chroniken wieder aufzufrischen, schemt mir vor der Hand schon verdienstlich genug.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Denkwürdigkeiten aus Morrison's Leben. *)

Der Vater des Dr. Morrison, James Morrison, ein geborener Schotte, wohnte in Morpeth (Northumberland), war zuerst ein Ackerbürger, dedann ein Striefelleitenmacher, der mehrere Gesellen hielt. Seine Mutter war Sara Nicholson, die Tochter eines Landwannes namens Morpeth. Am 5. Januar 1782 wurde Robert, der jüngste der Familie — er hatte noch drei Brüder und drei Schwestern — zu Morpeth geboren. Um das Jahr 1785 zogen seine Aeltern nach Newcastle, wo er bei seinem Ohem Nicholson, einem achtbaren Schullehrer, Lesen und Schreiben lernte, und als Knabe trat er bei seinem Vater in die Lehre. In den Mitter von sechzehn Jahren wurde er, wie er selbst erzählt, ernstlich religiöse, und mit dem Neujahrstage 1799 fing er an zu studiren und sich ein Tagebuch zu halten. Bei dem presbyterianischen Geistlichen Laidler lernte er die Anfangsgründe der Lateinischen, Hebräischen und Griechischen Sprache und etwas von der Theologie. Er hat es angemerkt, daß er das Lateinische am 19. Juni 1801 zu lernen habe. Seine Lust daran und seine Geschicklichkeit zur Unterstützung von Aeltern wurde schon damals von Freunden und Nachbarn bemerkt. Im Jahre 1802 starb seine Mutter, und den 7. Januar 1803 ward er als Student in der Dissenter-Akademie zu Hoxton aufgenommen, wo er bis zum 28. Mai 1804 blieb. Die Londoner Betbrunds-Gesellschaft nahm ihn nun als Missionair an und schickte ihn in das Seminarium von Gosport, wo unter der Oberaufsicht des David Bogue zu dieser Bestimmung sich ausbildete.

Im Sommer des Jahres 1806 kehrte er nach London zurück. Er hatte China zu dem Schauplatze seiner Missionsarbeiten erwählt und zu diesem Behufe angefangen, sich mit dem Chinesischen bekannt zu machen. Einen jungen Chinesen, Namens Yong-Sam-Tehe, hatte er gedungen, um sich den Charakteren jener Sprache zu üben, schrieb er einen Chinesische Handschrift der vier Evangelien aus dem Britischen Museum ab, und eine andere der Königl. Akademie. Außerdem erwarb er sich Kenntnisse in der Heilkunde und der Astronomie. Den 31 Januar 1807 schiffte er sich ihre Amerika nach China ein und erreichte Macao den 4. September. Dort logirte er in der Faktorei der Amerikanischen Agenten Milnar und Bull, wofelbst er seine Chinesischen-Studien fortsetzte und sogar die Landessteacht annahm, die er aber wieder ablegte, als er wahrnahm, daß er gerade damit bei den Eingebornen anstößig wurde. Die ersten sechzehn Monate seines dasigen Aufenthaltes waren für ihn sehr traurig, er wußte Niemand zu entdecken, besuchte den Tag mit seinem Chinesischen Lehrmeister, schlief in einem Kerker, hatte seinen Umgang mit seinem Landsleuten und saß sogar mit den Chinesen. Gegen Ende des Jahres 1808 zeigte er der Missions-Gesellschaft an, daß er eine Chinesische Sprachlehre vollendet habe, daß sein Wörterbuch des chinesischen Täglich verschreite und seine Handschrift des Neuen Testaments zum Theil beendigt sey, doch weiter er für der Presse sich eher übergeben, als bis er sich gründlicher Kenntniß der Sprache erworben habe.

Den 20. Februar 1809 feierte er seine Hochzeit mit Maria Morton, der achtzehnjährigen Tochter des noch lebenden John Morton, der, aus Dublin gebürtig, Dortmunterzt bei der Ostindischen Artillerie ist. Er war zuerst in London in Quartier und 47 Jahre lang zu Fort Cevlon, und auf der Rückreise nach England vermeilte er mit seiner Familie einige Zeit in China. Er hatte sechs Söhne und sechs Töchter; Maria, die jüngste Tochter, war den 24. Oktober 1791 geboren und begleitete ihre Aeltern nach Ceylon. Die Denkwürdigkeiten dieser Frau, der bei Morrison aufgezeichnet, sind sehr lesenswerth. Sie sind in Briefen ein Gemälde von Macao nach Canton geschrieben, charakterisiren sie als eine Frau mit trefflichen Eigenschaften und nicht gewöhnlichen Geistesgaben. Es berrscht in diesen Briefen ein Geist frommer Resignation, ein Andenken warmen Wohlwollens, die entschiedenste Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern; da sie oft die Geselligkeit ihrer Manner entbehren mußte, so erschlägt sie sich mit dem Lesen, und besitzt geschichtskundige Kenntniß. Oefter machte auch zuweilen, wiewohl vergebliche Versuche, sich das Chinesische anzueignen. Bei ihrer Frömmigkeit war sie doch duldsam, ohne Seltenhaß und als nicht blos dem Namen nach evangelisch.

Den Tag nach der Hochzeit erhielt er die Anzeige, daß die Superagos der Ostindischen Compagnie sich geweigert hätten, der Verlegung ihrer Chinesischen Korrespondenz beizustimmen, sie in ihrem Secretair und Dollmetscher angestellt hatten. Bis dahin war diese Korrespondenz auf eine beschwerliche Weise geführt worden; Portugiesische Geistliche übertrugen die Briefe aus dem Englischen in das Lateinische und hierauf unter dem Beistande von Eingebornen in die Landessprache. Herr Morrison sah in seinem neuen Amte ein sehr wichtiges Mittel zur Förderung seiner Missionszwecke. Er hatte sich mit den Eigenthümlichkeiten der Chinesen hinlänglich bekannt gemacht und wußte, wie er in seinem Berichte sagt, daß die gewöhnlichen Wege doch nicht zum Ziele führten. „Das Evangelium predigen", in dem üblichen Sinne dieses Ausdrucks, war in China durchaus unmöglich; allein der literarische Charakter ist geneigt, so aufgebildet, als in jenem Lande, so daß die Preß' ein mächtiges, aber auch das einzige Mittel werden dürfte, Angriffswaffen gegen das Chinesische Heidenthum zu liefern. Er begann daher i. J. 1812 seine Thätigkeit in diesem Fache und druckte in Canton nach Chinesischer Manier mit hölzernen Lowen die Apostelgeschichte in Chinesischer Sprache. Den 2. April desselben Jahres vollendete er seine Chinesische Grammatik und sandte sie dem General-Gouverneur von Indien, Lord Minto; sie wurde auf Kosten der Compagnie i. J. 1815 in Serampore gedruckt, mit Typen, die eigens dazu in England verfertigt worden.

Den 29. Februar 1812 starb sein Vater. Sowohl Morrison als seine Frau haben mit seitgeblieben Briefen aus ihren wenigen Mitteln zur Unterstützung seiner bejahrten Aeltern beigetragen. Im Dezember 1811 schried Mrs. Morrison an ihren Mann: „Lieber möbliren wir unser Haus nicht Landesmäßig, wenn wir dadurch verhindert werden, dem Vater jährlich 30 Pfund zu schicken." Am jene Zeit (1811 und 1812) schrieben Morrison und seine Frau zum öftern Beweis einer Zuneigung empfangen zu haben, welche den Unterschied ihrer von dem Reichthum und der Eitelkeit zu Theil werden. „Diese Landschicken", schr. Mr. Morrison's Frau, „diese Vernachlässigung kann unser Glück weder verwehren noch verringern, muß uns also gleichgiltig seyn; wenigstens will ich es zu thun versuchen, da man nicht immer ungetrankt bleibt, wenn man so oft mit Unaufmerksamkeit behandelt wird. Ich glaube, die Lehre der

*) Nach authentischen, zum Theil eigenhändigen Mittheilungen des hiesigen verstorbenen berühmten Sinologen.

Digitized by Google

Chinesen, Beleidigungen zu ertragen, ist das Mass, zu thun ist. Sie schrieben einfach und gut: Derjenige hat sich zu schämen, der ohne Grund uns kränkt, nicht wir, die es geduldig tragen. Wie überlegen haben wir eine noch höhere Verpflichtung, demüthig und friedlich zu seyn."

Im Jahre 1813 beendigte Morrison eine Chinesische Ausgabe des gesammten Neuen Testamente, von welcher er wenige Exemplare als Geschenke an Freunde nach Europa schickte; es erbrieten deren namentlich die Bibel-, die Londoner Bekehrungs-Gesellschaft, die Akademie zu Horton. Seitdem sind Auflagen davon in den Jahren 1815, 1819, 1822 und 1827 erschienen und in China verbreitet worden. Um dieselbe Zeit schrieb und druckte er einen Katechismus im Chinesischen, nebst einer Abhandlung von den Lehren der Christenthums, von welcher 15 tausend Exemplare in Manuscript kamen. Zu Anfang der Jahres 1814 scheint er mit dem Vorsatze umgegangen zu seyn, seine Stelle in China aufzugeben und nach Java oder Malacca zu gehen. Im April desselben Jahres ward sein Sohn John Robert — gegenwärtig Chinesischer Secretair in Canton — geboren; eine Tochter war das Jahr vorher geboren, und eine dritte Tochter 1817, der aber als Kind starb. Im Jahre 1823 befahl das Directorium der Compagnie, daß Morrison's Dienste bei der Faktorei aufhören sollten, weil er, einem Befehle des Kaisers von China zuwider, seine Uebersetzungen der Schrift in jenem Lande verbreite. Allein Morrison stellte den Supercargo's in einem Schreiben vor, daß er mit der Kinnadvire eines Antes nie daran gedacht habe, seine Pflichten als Missionair den Seite zu setzen; hätte jemals etwas mehr seine rechtmäßige Thätigkeit nicht mit dem Betragen der Jesuiten verwechseln. Nur die Herrschaft, welche diese Letzteren sich anmaßten, war es, welche die Eifersucht des Chinesischen Volkes erregte und das Kaiserliche Edict veranlaßte, nicht aber das ruhige Wirthschaften theologischer Werke unter ein so sehr literarisches Volk; durch dieser Unvermandersetzung war man zufrieden, und seine Dienste wurden beibehalten.

Die Verdffentlichung seines Chinesischen Wörterbuchs begann im Jahre 1815. Die erste Nummer erschien am 29. Dezember. Dieses Werk wurde auf einer Presse gedruckt, die zu diesem Zwecke in Macao eingerichtet worden. Es bestand aus drei Theilen. Der erste Theil, das Chinesisch-Englische enthaltend und nach den Wurzeln geordnet, füllt drei Quartbände, jedre von etwa 900 Seiten (aus den Jahren 1815, 1822, 1823). Die Anzeige, welche sich zu Ende des dritten Bandes findet, ist vom 9. April 1822. Der zweite Theil, aus zwei Bänden, die 1819 und 1820 erschienen, besteht, enthält das Chinesisch-Englische in alphabetischer Ordnung; der dritte, 1822 erschienene Theil liefert das Englisch-Chinesische. Vollendet wurde das Werk den 15. April 1822. Dieses Wörterbuch ist das unvergänglichste Denkmal von Morrison's literarischem Ruhme; er verwandte 13 Jahre seines Lebens darauf. Die Ostindische Compagnie, der es gewidmet ist, hat die Kosten, 12 tausend Pfund Sterling, bezogen und hat nur wenig mehr nahmr von 100 Exemplaren, die ganze Auflage dem Verfasser überlassen.

Zu Gemeinschaft mit dem Missionair Milon (gest. 1822) vollendete er den 25. November 1819 die Chinesische Uebersetzung des alten Testaments. Das alte und neue Testament erschien in 3 Grossoctavbänden i. J. 1819; ein geberener Chinese, Liang a fa, der von Dr. Milon bekehrt worden, half bei dem Drucke. Seitdem sind neuere Ausgaben dieses Werkes erschienen, auch hat Morrison noch eine verdbesserte Auflage besorgt, wegen die Bibel-Gesellschaft die Kosten hergegeben hat. Im Jahre 1817 gab er einen Abriß von China in einem Quartbande heraus, mit Beziehungen über Chinesische Gesetzkenntniß, Landerkunde, Regierungsweise, Religion und Sitten. Man findet darin auch eine Uebersicht der Chinesischen Dynastieen mit vielen geschichtlichen Thatsachen. In demselben Jahre begleitete er den Lord Amherst auf dessen Gesandtschaftsreise nach Peking, und durch ihn erhielt der Gesandte, daß die Geschenke des Königs von England an den Kaiser nicht als Tribut, sondern als „Tribut" betrachtet, an den Kaiser geschickt wurden. Den 25sten Dezembr 1817 verlieh die Universität zu Glasgow ihm die Würde eines Doctors der Theologie. Im folgenden Jahre gründete er das Englisch-Chinesische Gymnasium in Malacca; er selbst gab dazu 1000 Pfund und 3 Jahre lang jährlich 100 Pfund, — das übrige schaffte er von der Missionsgesellschaft zusammen. Im Jahre 1818 errichtete er auch seine Druckerei in Macao, die 1820 nach Canton verlegt wurde. Seitdem ist sie Eigenthum der Compagnie. Sie zählte 1825 zwanzig Chinesische Sindenten und ist noch jetzt in Flor. Morrison selber besuchte die Malacca, um Stande zu bringen, woselbst außer dem Chinesischen auch noch Malayisch, Siamesisch, Birmesisch und Bali gelehrt werden sollten. Die Gegenwart des Sir Stamford Raffles trug wesentlich dazu bei, die Sache zu beschleunigen, und den 4. August 1823 ward der Grundstein zu dem Gebäude gelegt. Morrison sah auch für dieses Institut einen Beitrag von 1000 Pfund.

Den 10. Juni 1821 starb ihm seine Frau an der Cholera und ist wurde zu Macao auf dem Begräbnißplatze der Englischen Factorei beerdigt. Im Dezember 1823 schiffte er sich in Macao nach England ein, woselbst er im folgenden Monat März ankam und überall mit großer Hochachtung aufgenommen wurde. Den Sommer des Jahres 1825 verlebte er in Paris. Er wurde damals Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften, auch als der größte Kenner der Chinesischen dem Könige von England dem Lever vorgestellt. Er überreichte denselben ein vollständiges Exemplar der heiligen Schriften in Chinesischer Sprache, nebst einigen andern in China gedruckten Sachen. Seine aus mehrerrn tausend Chinesischen Werken aller Art bestehende Bibliothek hatte er nach Europa mitgebracht, hauptsächlich in der Absicht, um die Kenntniß des Chinesischen dadurch zu verbreiten. Auch stiftete er im Verein mit Freunden ein sogenanntes Sprachen-Institut, in welchem Heiden-Bekehrer Unterweisung in fremden Sprachen, namentlich Malayisch erhalten sollten. Mehrere jetzt in Indien und China befindliche Missionaire haben diesem Institute, das jedoch nicht länger als bis 1828 bestanden hat, ihre erste Kenntniß der Sprachen, in denen sie mit den Eingebornen verkehren, zu verdanken. Auch gab er während seines Aufenthalts in England „Chinesische Miscellanten" heraus, bestehend in Aufsätzen aus Chinesischen Autoren in der Original-Gestalt, nebst Uebersetzung und philologischen Erläuterungen. Die Charakterr sind vermittelst der Steindrucks dargestellt, und Morrison erklärte diese Kunst für besonders günstig zur Vervielfältigung Chinesischer Schriftzüge, die er dabei auch in China eingeführt hat.

Im Jahre 1824 heirathete er Miß Armstrong aus Liverpool, und zwei Jahre darauf kehrte er in Begleitung seiner Frau, eines Sohnes und der beiden älteren Kinder nach China zurück. In Macao wurden ihm noch vier Kinder geboren. Sämmtliche sieben Kinder und die Mutter befinden sich gegenwärtig in England. Am 24. Juli 1828 Lord Napier, mit dem Auftrage zur neuen Regulirung der Verhältnisse des Britischen Handels in China, in Macao anlangte, fand er dort den Dr. Morrisen und emannte ihn, auf Befehl der Regierung, zum Chinesischen Secretair und Dolmetscher. Morrison war damals schon seit einiger Zeit unwohl und leidenungsbedurft; willigte er ein, den Lord auf der Fahrt nach Canton zu begleiten, und trat den Weg in einem offenen Boote und während einer Platzregens in der Nacht zum 25. Juli auf dem Flusse Canton. Erst den folgenden Tag kam man in Canton an. Seit diesem Tage wurde Morrison ernstlich krank und starb, 52½ Jahr alt, am Abend des 1. August in den Armen seines ältesten Sohnes und seiner Nachfolgers in dem Amte des Dolmetschers. Am folgenden Tage wurden seine sterbliche Ueberreste zu Schiffe nach Macao gebracht. Lord Napier und alle Europäer, Americaner und Britische Unterthanen in Canton folgten der Leiche von der Wohnung bis an den Fluß. Den 3. wurde sie unden dem Grabe seiner ersten Frau und seiner beiden jüngeren Kinder in Macao gesenkt. Etwa dreizig angesehene Einwohner der Insel begleiteten den Zug die zur Begräbniß-Stätte. Die Größe des Verlustes, den die gelehrte Welt erlitten, dürfte man da, wo der Verstorbene so lange Jahre nützlich gewirkt hat, tiefer als selbst in Europa empfunden. Einst, wenn die Erkennung des Chinesischen leichter und hundrete von Europäern Lehrer dieser Sprache geworden, wird man mit Verehrung des Namens desjenigen nennen, dem man solches zu verdanken hat, und doch wird es noch lange dauern, ehe eine so gründliche umfassende Kenntniß der Sprache und der Literatur, der Geschichte und des Lebens von China in einem einzigen Individuum sich wiederfinden wird. Die Dienste, die er bei verschiedenen Gelegenheiten der Ostindischen Compagnie geleistet hat, sind von unermeßlichem Werthe. So war er in Canton in der Zeit, wo Zwistigkeiten wurden, war die Besolgung seines Rathes vortheilhaft für die Angelegenheiten der Compagnie. Bei einer Streitsache im Jahre 1821 war er der Einzige in der Factorei, welcher im Stande war, den Anforderungen der Chinesen Verweisgründe entgegenzustellen, und er that es mit Erfolg. Die schwierigsten Dinge wurden durch seine vortheilhafte Mittel zu Stande, und bei manchen Gelegenheiten hätte man Schaden und Unannehmlichkeiten erspart, wenn man seine Meinung mehr geachtet hätte. Fast alle Beamten der Compagnie in Canton verdanken ihm ihre Kenntniß des Chinesischen.

Sein Werk, sein literarisches Talent, mit so vielen Erfolge in literarischen Unternehmungen verbunden, Reiber und Nebenbuhler schuf, ist natürlich; es fehlten deren weder in England noch auf dem Kontinent. Volle Anerkennung ward ihm in China und Japan: die Chinesen nannten ihn he Dortine Ma, und der Japanische Ober-Dolmetscher in Nangasaki, dem die alphabetische Ordnung in Morrison's Wörterbuch sehr gefiel, übersetzte dasselbe in Jahre 1810 in Japanische. Morrison war der erste Europäer, der Dokumente in Chinesischer Sprache anfertigte, welche von den Behörden in China angenommen wurden; ja, man hielt das erste Aktenstück dieser Art für die Arbeit eines Eingebornen und suchte den Urheber zu ermitteln, um ihn dafür zu bestrafen, daß er seine Talente zum Vortheile der Fremden verwandte hatte. Aus dieser Unterrichtung ging das eigentliche Sachverhältniß hervor, und Morrison's Charakter als Chinesischer Gelehrter war gegründet. Im Jahre 1829 ereignete sich Folgendes: Ein Chinesisches Fahrzeug, mit 14 Passagieren und Waaren am Bord, fuhr die Küste entlang, als die Mehrheit der Mannschaft aufstand und, um sich des Gutes zu bemächtigen, die Reisenden ermordete, bis auf einen, der sich an Land rettete. Einer der Schiffer, Namens Til Kung Tschao, hatte keinen Antheil an dem Verbrechen, vielmehr es zu verhindern gesucht; da aber der Ueberlebende den Vorfall anzeigte, ward die ganze Mannschaft, Til Kung Tschao nicht ausgenommen, festgesetzt und verurtheilt, und zwar auf Grund eines Irrthumes, welcher hinterrücks als ungegründet befunden wurde. Alles sprach, was noch zu thun war, für man die Leute hinrichtete, war die Identifizirung derselben. Zu diesem Zwecke wurde der Gerichtshof feierlich eröffnet, und man gestattete auch die Anwesenheit angesehener Fremden. Hierauf wurden die Gefangenen aufgerufen und in Käfigen vorgeführt und sämmtlich von dem Zeugen, der sich gerettet hatte, als Mitschuldige weiter erkannt, bis auf Til Kung Tschao, den derselbe, als er aus seinem Käfig herausstrat, ergriff und ihm dankte, als dem, welcher mitten im Gewehr ihm das Leben gerettet habr. Doch that keiner der anwesenden Chinesen einen Schritt, um den Widerruf der gegen den Anschuldigen ergangenen Sentenz zu erwirken; Liang a fa, der Morrison begleitet hatte, konnte sich sein Gehör verschaffen. Da trat Morrison selbst hervor und vertheidigte auf Chinesisch des armen Mannes Sache so beredt und mit so reichlicher Berufung auf Chinesische Gesetzquellen, daß Til Kung Tschao freigesprochen und dem Doktor von dem ganzen Gericht bober Beifall gezollt wurde. Der erlöste Gefangene überreichte, der Landessitte gemäß, seinem Vertreter ein förmliches Danksch reiben und legte mit dem Kopfe sich ihm zu Füßen.

Als angestellter Beamter der Ostindischen Compagnie hatte er zu Canton nur eine Wohnung, in der er den Theil der Jahres, in welchem

Digitized by Google

die Hauptgeschäfte betrieben wurden, sich befand; in Macao aber, wo er die größere Hälfte des Jahres zubrachte, ein Haus. Beide Brüder ist sich als Novellen, in denen er Gottesdienst hielt und den Sonntag in der Kapelle viermal predigte, zweimal in Englischer, zweimal in Chinesischer Sprache. Durch diese letzteren Predigten sind einige Eingeborene bekehrt und sind von ihnen für den Missionsdienst bestimmt worden. In seinem Hause zu Macao hielt er auch eine Schule für Chinesische Kinder, die von Chinesischen Lehrern unterrichtet wurden; und durch Geschenke suchte er Schüler zu gewinnen, ihrer Kinder zu schicken. Im Jahre 1832 unterstützte er die Bestrebungen der Mäßigkeits-Gesellschaft in Canton, um die Seelenluft von dem Genuß des Branntweins zu entwöhnen; auch eröffnete er in dem gedachten Jahre die schwimmende Kapelle in Macao, welche meist durch die Kaufleute, die den Hafen besuchen, in Stand gesetzt worden ist.

Es giebt ein Bildniß von dem Dr. Morrison, nach einem Gemälde von Chinnery, das auf Kosten mehrerer Mitglieder der Factorei angefertigt worden; er hatte ein Lächeln um den Mund, lebhafte schwarze Augen und reiches schwarzes Haar, das ihm das Gesicht rund umgab. Mit seiner Zeit ging er sehr sparsam um und war daher nicht viel in eigentlichen Gesellschaften, so gern er sich zu belehren wünschte, so sehr unangenehm war ihm frivole Unterhaltung, und sobald ihm ein Gespräch eine solche Wendung zu nehmen schien, benutzte er gewöhnlich die erste Gelegenheit, um sich zu entfernen. Seine Familie und die Gesellschaft seiner Kinder gewährte ihm das reinste Vergnügen; mit ihnen spielte er wie ein Kind, und jede Gelegenheit ergriff er, sie zu unterrichten. Selbst als sie noch im zarten Kindesalter waren, worin sie seine Gefährten und Correspondenten, und ihre Anhänglichkeit an ihn war sehr groß. Außer den oben angegebenen Werken, einer Sammlung von Predigten und verschiedenen theologischen Werken, hat Morrison noch herausgegeben: China, ein Gespräch zum Gebrauche der Schulen; Gespräche und Sentenzen in Chinesischer Sprache, nebst einer freien und einer wörtlichen Uebersetzung; Chinesische Uebersetzung der in der Englischen Kirche üblichen Morgen- und Abendgebete, sammt dem Psalter, in täglichen Portionen eingetheilt; die beiden ersten Homilien der Englischen Kirche in Chinesischer Uebertragung; Gebete und Hymnen, Chinesisch (1824); eine Abhandlung in Chinesischer Sprache und in China gedruckt, den Titel führend: Eine Reise um die Erde, zur Erläuterung der Sitten und der religiösen Gebräuche der Christen; endlich eine Chinesisch geschriebene Einleitung in die Lesung der Bibel, mit chronologischen, geschichtlichen und literarischen Notizen. (A. J.)

Bibliographie.

Finesse. — Eine Novelle. 2 Bde. 21 Sh.

Abdallah the moor. (Der Mohr.) Roman in 4 Bden. 24 Sh.

Visit to Iceland in the summer of 1834 (Reise nach Island.) Von Barrow. 12 Sh.

Book for the Million. (Das Buch für Millionen.) Ein Kompendium aller Wissenswürdigkeiten. 3½ Sh.

Sketch of the history of medicine. (Skizze einer Geschichte der Medizin.) Von Dr. J. Westcott. 2½ Sh.

The bride's book. (Buch der Braut für neuvermählte Frauen.)

Zusammengestellt von Mrs. H. C. Cadbie. 2½ Sh.

Butler's Hudibras. — Mit Anmerkungen von Nasb. 2 Bde. 24 Sh.

History of Spain. (Geschichte von Spanien.) Von Talcott. 2 Bde. 12 Sh.

Conversations at the work-table. (Unterhaltungen am Arbeitstische.) Von einer Mutter. 2½ Sh.

The cotton-spinners manual. (Handbüchlein für Baumwollenweber.) 2 Sh.

Speeches on reform. (Lord Durham's Reden über Parlamentsreform.) 4 Sh.

A fragment on Machintosh. — 9 Sh.

Norwegen.

Samlinger til det Norske Folks Sprog og Historie. Udgivne af et samfund. Første Bind. Heft 1, 2, 3. (Sammlungen zu des Norwegischen Volkes Sprache und Geschichte.) Christiania, 1833.

Ohne Zweifel wird jeder Freund der Nordischen Geschichte mit Freuden erfahren, daß man auch in Norwegen angefangen hat, darauf bedacht zu seyn, solche Urkunden zu sammeln und herauszugeben, welche über die ältere und neuere Geschichte dieses Landes einiges Licht verbreiten können. Gewiß ist eine große Menge derselben während der unruhigen Vorzeit dieses Reiches und dessen langwieriger Abhängigkeit von Dänemark verloren gegangen, und man kann daher nicht erwarten, in Norwegen einen solchen Reichthum von Urkunden zu finden, wie der ist, der in Schweden und Dänemarks öffentlichen und Privat-Archiven verwahrt liegt. Aber auffallend, daß an jenseitigen Orten sich wohl noch Manches besuchen mag, hat in den letzteren Jahren ein glücklicher Umstand Norwegen sowohl, wie Schweden und Dänemark, eine für die Geschichte der Nordischen Länder kostbare Sammlung wichtiger Aktenstücke zuzeichnen.

Es ist bekannt, daß das Recht Christian's II., welches mütterlicherseits durch die Heirath seiner ältesten Tochter mit dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz Eigenthum des jetzt in Bayern regierenden Pfälzischen Hauses geworden ist, vom König Ludwig von Bayern dem König von Schweden verehrt worden ist, welcher wiederum die Vertheilung desselben unter seine beiden Reiche und Dänemark beschlossen hat. Zu diesem Zweck wird es noch seit 1830 in Christiania verwahrt, wo die Sonderung der einem jeden Reiche zugehörenden Dokumente vor sich geht.

Die Gegenwart und die Untersuchung einer so wichtigen Handschriften-Sammlung, welche nicht allein Briefe und Dokumente aus der Zeit und der Regierung Christian's II. enthält, sondern auch eine Menge älterer Alten, und wahrscheinlich die Reichs-Archive, welche er bei seiner Absicht von Dänemark mit sich geführt haben soll, hat sowohl in der Lust zur Veröffentlichung historischer Urkunden erweckt, als auch reichlichen Stoff dazu hergegeben.

Professor Lundy, der den Auftrag hatte, von München dieses Archiv heimzuführen, ist auch einer der Haupt-Redakteuren der in der Ueberschrift angekündigten Zeitschrift; eben so auch die wichtigsten Beiträge zu derselben aus den reichen Vorräthen dieses Archivs für Norwegische Geschichte geschöpft sind. Professor Lundy, zugleich mit Herrn J. E. Berg, Justitiarius beim Obergericht von Nagerbus Stift, N. Feyser, Lektor der Geschichte an der Universität Christiania, O. Munthe, Kapitain und Lehrer an der Norwegischen Kriegsschule, und J. Kraft in Mandal (Verfasser der „Topographisch-statistischen Beschreibung von Norwegen), vereinigten sich im Januar 1832 zu einer „Gesellschaft für die Geschichte des Norwegischen Volkes und der Norwegischen Sprache", forderten andere Freunde der vaterländischen Geschichte auf, darin als Mitglieder einzutreten, und erließen eine Einladung zur Subscription auf die beabsichtigte Herausgabe ihrer Sammlungen. Die Stifter erklärten in dieser Einladung zur Sammlung von Materialien zu Norwegens Sprache und Geschichte, damit nicht, wie sie sagen, „unsere Freunde und Stammverwandten im Osten und Süden für uns die Verantwortlichkeit übernehmen und späterhin, wie bisher, Norwegens Geschichte nicht allein auf fremder Erde und mit fremden Händen, sondern auch mit fremden Augen schreiben."

Was den Inhalt dieser Sammlungen betrifft, heißt es weiter, so soll er aus Materialien aller Art für Norwegens ältere und neuere Geschichte bestehen, und aus Allem, was damit in Verbindung steht, vorzüglich aus Original-Urkunden. Die Norwegische Nation scheint mit Wärme dieses Unternehmen umfaßt zu haben, und nicht weniger als 600 Subscribenten haben sich sogleich zum Beitritte zu der Zeitschrift zur Förderung des Werkes gemeldet. Die in dem ersten Bande enthaltenen Urkunden und Untersuchungen hier anzuführen, würde zu weitläufig seyn, und wir begnügen uns, die Deutschen Geschichtsforscher auf das Werk im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben.

Mannigfaltiges.

— Die Sage von Adam's Berg. Aus dem kürzlich erschienenen dritten Band der „Reise um die Welt," von Holman, entlehnen wir die bei den Singsdorten von Ceylon allgemeine Sage von dem Gebirge Adam's Pik. Auf dem Gipfel desselben, der höchsten der Insel, gilt in der Sage als der Ort, wo unser gemeinschaftlicher Urvater Adam stehen blieb, um dem Eden, das er auf immer verließ, sein letztes Lebewohl zu sagen. Noch jetzt zeigt man dem Reisenden den Fußtritt, dessen Spuren der Urvater an dem äußersten Rande des Gebirges zurückgelassen; in der That hat die Stelle Aehnlichkeit mit dem Eindruck eines Riesenfußes, nur ist sie von ungeheurer Ausdehnung, wie es gigantisch. Nachdem der Verwiesene den letzten schmachtenden Blick auf die verlorne Heimath geworfen, soll er nach dem Kontinent von Indien hinübergewandert seyn, der damals durch einen kleinen Landstrich mit dem Paradiese zusammenhing, aber kaum hatte er die Erdenge am Fuß des Westl. Manaar überschritten, als der Ozean hinter ihm sich schloß und die Insel auf immer von dem Festlande schied. Seit jener Zeit ward, wie die Sage geht, der Platz den bösen Geistern überwiesen, und da, wo die Wiege des Menschengeschlechts gestanden, erhoben sich plötzlich die wüthenden feindlichen Stämme. Noch heutzutage pflegen sich die Einwohner bei ihren häufigen Gewitterstürmen von der alten wunderlichen Sage zu unterhalten und die dahingeschiedene Glorie des ehemaligen Paradieses bitter zu beklagen.

— Der Meer-Kokusbaum. Die Blätter dieses Baumes, welcher der Gruppe der Schellen-Inseln eigenthümlich ist, und gemeiniglich eine Höhe von funfzig bis sechzig, zuweilen auch achtzig bis hundert Fuß erreicht, sind sehr breit, sie liegen anfänglich in geschlossenen Falten in Form eines Fächers, die sie sich nach und nach ausdehnen, indem sie, nach dem Botaniker Hooper, ein Hergereippe haben, und mit der Zeit sehr schöne, regelmäßig von einander abstehende Fächer erhalten. Seine vollkommene Entwickelung erreicht der Baum erst, wenn er hundertundzwanzig Jahre alt geworden ist. Die Krone des Stammes in der Mitte der Blätter wird als eine Art von Blumenkohl, gleich dem der Kohlpalme, als Nahrungsmittel gebraucht; es ist aber weniger angenehm und hat einen etwas bitterlichen Geschmack; man macht ihn oft in Weinessig ein. Der Stamm selbst wird zerspalten, und wenn man die festigen und faserigen Theile herausgenommen, so wird er zu Wasserröhren sowohl als zu Pallisaden an den Häusern und Gärten benutzt. Die Blätter dienen zur Bedeckung des Dachwerks an Häusern, Schuppen und Mauern. Wenn man hundert solcher Blätter hat, so ist man damit im Stande, eine brauene Wohnung aufzuführen, und selbst die Seitenwände in den Zimmern, die Thüren und Fenster können davon angefertigt werden. Auf der Insel Proslin sind die meisten Hütten und Bazare-Plagaine auf diese Weise angelegt. Der unterste Theil an den jungen Blättern, der weicher und zarter ist, wird zum Füllen von Matratzen und Kopfkissen benutzt. Aus den Rippen der Blätter und den Fasern der Blattstiele werden Körbe und Besen verfertigt. Auch werden aus dem jungen Laubwerk schöne Hüte gemacht, und man sieht bei den Einwohnern der Schellen-Inseln kaum noch eine andere Kopfbedeckung als diese. (Holman's Travels.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Montag den 20. April 1835.

Rußland.

Die Familie und der Geburtsort Lomonossoff's, des ersten Russischen Dichters.

Die angebornen Neigungen und Fähigkeiten der Menschen zu dieser oder jener Beschäftigung, zu dieser oder jener Leidenschaft gehören in der That zu den größten Geheimnissen der Schöpfung, und bilden die ebensten Unterscheidungs-Merkmale des Menschen von den übrigen Geschöpfen der Natur. Während ein gepfropfter Baum stets gute Früchte trägt, aus schlechtem Samen aber, oder aus unergiebigem Boden, nur unbedeutendes Gewächs und Unkraut emporschießt, findet häufig beim Menschen das Gegentheil statt. Die Geburt eines Genies hängt weder vom Klima, noch von der moralischen oder physischen Beschaffenheit einer Nation ab. Ausgezeichnete Menschen erscheinen unter jedem Verhältnisse, unter gebeugten Häuptern und unter geringen Leuten, an der Küste des Eismeers und unter dem schwülen Himmel des Aequators, eben so, wie Riesen und Zwerge. Phänomäen, können Wesen mit allen Unvollkommenheiten der Seele und des Körpers von Menschen geboren werden, die in jeder Hinsicht vollkommen sind.

Ich freue mich jetzo mal, wenn ich würdige Nachkommen ausgezeichneter Menschen finde, und deshalb war es mir bei meiner Ankunft in Archangel im Jahre 1828 sehr angenehm, zu hören, daß die Nachkommenschaft Lomonossoff's in guten Ruf stehe. Es versteht sich von selbst, daß ich mich bemühte, ihre Bekanntschaft zu machen.

Das Haupt der Familie des um die Russische Sprache so hoch verdienten Mannes ist seine Nichte, Matrena Jefsejewna, ein achtzigjähriges Mütterchen. Ungeachtet ihrer vorgerückten Jahre ist sie noch sehr rüstig, und erfreut sich noch des Gebrauches aller ihrer Sinne; ihre Augen sind eben so lebhaft, wie ihre Zunge geläufig ist, ihre Muskeln eben so kräftig, als ihr Gang leicht, nur das Gedächtniß hat sich etwas vermindert. Dennoch erinnert sie sich mit Vergnügen an ihr Leben und Treiben bei ihrem Oheim Michailo Wassiljewitsch Lomonossoff in Petersburg, in einem nicht sehr großen Hause*) an dem Mojka-Kanal.**) Mit besonderer Redseligkeit spricht sie von der Gastfreiheit ihres Oheims, wenn auf der dreiten Freitreppe der eichene Tisch gedeckt wurde, und der Sohn des Nordens die spät in die Nacht mit seinen lustigen Landsleuten schmauste, die zu Schiffe aus Archangel kamen, und ihm gewöhnlich zum Geschenk eingemachte Molterbeeren und Hähnge mitbrachten.

Ganz dieselbe Bewirthung ward auch den Bewohnern anderer Städte, die bei der ersten Schlittenbahn mit Stockfischen nach Petersburg kamen. Ich muß bemerken, daß Matrena Jefsejewna bei diesen Bauketts eine nicht unbedeutende Rolle spielte, denn sie hatte, ungeachtet ihrer Jugend, den Keller zu besorgen, und unbihn viel zu schaffen und zu laufen. Eben so mußte sie auch in heißer Sommerzeit, wenn der Oheim von Büchern und Papieren umgeben, vom Morgen bis zum Abend im Gartenhause schrieb, in den Eiskeller nach Bier gehen, denn ihr Oheim trank es gern, so wie es vom Eise kam. Aus den Reden des Mütterchens geht hervor, daß unser Dichter es sehr liebte, im Freien zu arbeiten, denn im Sommer kam er fast nicht aus dem Garten, dessen Pflege er selbst übernahm, indem er die Bäume mit seinem Federmesser pfropfte und beschnitt, wie er dies in Deutschland gesehen. Im Garten oder auf der Freitreppe, in seinem Chinesischen Schlafrocke stehend, nahm Lomonossoff nicht nur die Besuche seiner Freunde an, sondern auch die der vornehmsten Leute, die den Ruhm und das Verdienst des Dichters mehr als seine Stammbäume ehrten; am öftersten unter Allen und am längsten saß bei ihm sein berühmter Mitarbeiter Iwan Iwanowitsch Schuwalow. — „Gott verleih' diesem guten Herrn die himmlischen Freuden," pflegt das Mütterchen, sich dreimal bekreuzigend, hinzu zu setzen, „wie waren so an seine Sterne und Ordensbänder, an seinen vergoldeten Wagen und seine sechs schwarzen Rosse gewöhnt, daß es uns zuletzt gar nicht mehr auffiel, wenn sein Wagen am Hause hielt, wir brauchten ihm nur zu sagen, wo Michaile Wassiljewitsch zu finden sey, — seine Heiducken ließ er oder vor der Thür stehen. Bisweilen," bemerkte Matrena Jefsejewna ferner, „kam mein lieber Oheim so ins Lesen und Schreiben, daß er die ganze Woche hindurch nichts anderes trank und aß, als Milch und Butterbrod." Das Nachdenken und der stete rege Zustand seiner Einbildungskraft bewirkten, daß Lomonossoff im Alter sehr zerstreut ward. Nicht selten brachte er zur Mittagszeit, statt der Feder, die er nach alter Schulgewohnheit hinters Ohr zu stecken pflegte, den Stift, mit dem er aus der heißen Schüssel geschöpft, aus Ohr, oder er bediente sich seiner Perrücke als Serviette, indem er sie abnahm, wenn er im Begriff war, eine Kohlsuppe zu essen. Und fast immer geschah es, daß er, statt ein vollgeschriebenes Papier mit Sand zu bestreuen, es mit Dinte überguß. . . . .

Wie sehr auch der glänzende Ruhm ihres Vorfahren auf Matrena Jefsejewna zurückstrahlt, so verdient sie doch sehen an und für sich, ihres thätigen Lebens wegen, besonders Hochachtung. Sie beschäftigt sich mit chirurgischen Hülfsleistungen; und zwar steht sie der leidenden Menschheit mit solcher Geschicklichkeit, und mit solcher Leutseligkeit bei, daß ihr Name im nördlichen Theile Rußlands überall gesegnet wird. Bei der ersten Aufforderung eilt sie zu Hülfe, ohne auf Kälte oder schlechte Wege zu achten, und ohne Rücksicht auf der Zeit, aber auf den Stand der leidenden Person zu nehmen. Wie viele gebrechene Arme, verrenkte Arme, schwer verletzte Köpfe sind durch die bewundernswerthe Geschicklichkeit der verehrten Frau völlig wiederhergestellt worden, und Leuten, die ein böses Geschick bestimmt zu haben schien ewig gebrechlich und elend zu bleiben, wurde ihre frühere Wohlgestalt und Gesundheit wiedergeschenkt. Bei alledem thut sie mit ihrer Geschicklichkeit nicht groß, sondern dankt dem Schöpfer für die Gnade, das Werkzeug seiner Barmherzigkeit zu seyn. Sie spricht wenig von ihren edlen Thaten; man erfährt sie nur durch fremde mündliche und schriftliche Aeußerungen des Dankes.

Zu bedauern ist es, daß Matrena Jefsejewna die Hoffnung hat aufgeben müssen, ihre Kenntniß in der Familie fortzupflanzen, da sie weder ihre eigene, noch ihre Schwieger-Tochter dazu fähig fand. — „Gott gab ihnen nicht den Segen" sagt die ehrwürdige Alte. — Und fürwahr, eine solche Neigung dem Nebenmenschen beizustehen, eine so gründliche Kenntniß des menschlichen Körpers, ein so feines Gefühl, wie sie es in den Fingern hat, und endlich eine Geistesgegenwart, wie man sie selten bei Frauen antrifft, können nur, als Früchte des göttlichen Segens, und als eine höhere Bestimmung zu diesem Berufe betrachtet werden.

Während die Mutter sich mit dem Einrichten und Heilen gebrochener Glieder eifrig beschäftigt, begründet ihr würdiger Sohn Lapatin seinen Wohlstand und seinen Ruhm — im Zerstören derselben! Er sägt, feilt und schneidet Knochen ohne Barmherzigkeit! — Das klingt entsetzlich. Aber zur Vertheidigung vernehme man, daß Herr Lapatin der ausgezeichnetste Drechsler in Archangel ist; er feilt, schneidet und drechselt Elfenbein, Mammuth's- und Wallroß-Zähne mit nicht geringerer Geschicklichkeit, als seine ehrwürdige Mutter die menschlichen Knochen wieder in Ordnung bringt und einrichtet.

Es ist sehr zu bedauern, daß Lapatin kein Zeichner ist, sonst könnte er, bei seinem richtigen Augenmaße, und bei der saubern Arbeit seiner Schnitzwerke sich ausgezeichneten ausländischen Künstlern seines Faches an die Seite stellen. Diese Unkunde im Zeichnen von Seiten Lapatin's und der übrigen Archangelschen Knochen-Drechsler ist ohne Zweifel der Grund, daß diese sonst so vortrefflich Kunst jetzt fast ganz in Verfall geathen ist. Nach Arbeiten aus Knochen, die in den letzten Jahren noch in Menge zu allen Messen und Jahrmärkten versendet wurden, findet jetzt gar keine Frage mehr statt. Ich suchte den Künstlern zu beweisen, daß sich dieses nur aus der allgemeinen Verbreitung eines bessern Geschmackes erklären ließe, während sie in ihren Arbeiten wenig Fortschritte gemacht. Wie lange ist es her, daß in Rußland schlechte Holzschnitte bei Leuten mittlerer Klasse zum Schmucke der Zimmer dienten, und leichte Verse für Poesie galten! Es wäre interessant, den Ursprung des Drechsler-Handwerks in Archangel zu kennen, auch schon deshalb, weil vor Alters Mammuth's- und Wallroß-Zähne von den Ufern der Petschora und von Nowaja Semlja nach Archangel gebracht wurden.

Matrena Jefsejewna versichert, daß ihr Sohn dem berühmten Onkel sehr ähnlich sey würde, wenn nicht seine kolossale Größe hierbei störend einwirke. Lapatin ist ein Riese unserer Zeit, und man kann kaum glauben, daß seine großen Finger ein Schnitzwerk zu Stande bringen können, das so fein ist, wie ein zarter, gemüthvoller Gedanke. Das beste Erzeugniß Lapatin's ist das Denkmal seines Vorfahren nach einer Zeichnung von Mortos.

Endlich war ich auch auf Kur-Ostroff, dem Geburtsorte Lomonossoff's. Ich werde meine Reise von Chomogor nach diesem in vieler Hinsicht interessanten Orte hier nicht beschreiben; ich bemerke nur, daß ich lange auf den Trümmern des Hauses gesessen, in welchem ein Mensch geboren ward, den die Natur als ihren Liebling bezeichnet hatte. Tausend Gedanken, angenehme und trübe, drängten sich vor meine Seele: der meinen Augen standen die Scenen der Kindheit des unvergeßlichen Lomonossoff's, aber durch Kopf und Herz zog sich der Faden

*) Jetzt gehört dieses Haus dem St. Petersburgischen Postamte.

Digitized by Google

seines ganzen Lebens. Kein Russe, dachte ich, möchte wohl ein so großes Recht auf die Liebe und Dankbarkeit seines Vaterlandes haben, als Lomonossoff. Seine Verdienste, als ausgezeichneter Dichter, als glänzender Redner, als tiefer Denker, als der aufgeklärte Mann seiner Zeit, erschienen gering und unbedeutend im Vergleich zu der heilsamen Veränderung, die er in den Köpfen seiner Mitbürger hervorbrachte, indem er durch sein Gelehrsamkeit den Glanz der Gesellschaft von Ausländern verdunkelte, welche die sogenannte Russische Akademie bildeten. Ferner wohl einsehend, daß alle menschlichen Kenntnisse ganz nutzlos sind, wenn sie nur das Eigenthum der Gelehrten bleiben, und ihr Wirkungskreis sich nicht, mit Hülfe der, einem jeden Einzelnen theuren und lieben Muttersprache, unter der Menge verbreitet, opferte Lomonossoff den Ruhm, Gelehrter unter Gelehrten zu seyn, auf, und begann über wissenschaftliche Gegenstände Russisch zu schreiben, und zwar in einer reinen, deutlichen wohllautenden, von ihm selbst entwickelten, ja beffer gesagt von ihm erschaffenen Sprache. Und wenn diese Entdeckung, führung ist Muttersprache im Gottesdienste und in der Gerichtspflege, unter dem Militair, und in dem Privatleben das beste Zeugniß für ein mächtiges und unabhängiges Volk ist, und eine kräftige Stütze seines Wohlergehens, wie sollte man da nicht Lomonossoff einen Wohlthäter der seines Vaterlandes nennen? Endlich erlaube man mir noch die Bemerkung, daß ohne diese Lomonossoffs Verdienste unserer Geschichten vielleicht auch jetzt noch nicht in ihrer Muttersprache schreiben, und wir es schwerlich glauben würden, daß die Russische Akademie der Wissenschaften aus Russischen Gelehrten bestehen könne.

Nachdem ich mich an der mehr amüsanten Lage von Kurs-Utroff ergötzt hatte, begab ich mich, wie Russischen sagt, von Gesellschaften getrankt, — durch mäßerschöpfte derrliche, mit Früchten wohlbesetzten Wagen der Herren Wirten nach Newnina-Gora, um mit dem Zeitzeweisen und Freunde Lomonossoff's, dem hundertjährigen Greise Kostschei, Bekanntschaft zu machen. Sehr richtig deutet es tegenwow, daß beim ersten Schritte in die Behausung eines Menschen man auf den Charakter und der Verhältnisse dieses Letzteren schließen könne. Man wird sich daher leicht vorstellen, welche Meinung ich von diesem Landmann in der Gegend von Archangel fassen mußte, als man mich über eine reinliche hölzerne Stiege in einen großen Saal, mit sechs Fenstern auf der einen Seite und, in Stelle von Fenstern, mit eben so vielen Spiegeln auf der anderen Seite führte. An den beiden übrigen Wänden hingen Bildnisse der Kaiserlichen Familie, mit Peter dem Großen beginnend, — sämmtlich guter Arbeit und in goldenen Rahmen. In einer Ecke des Zimmers befanden sich einige Heiligenbilder in silberner Einfassung, in der anderen aber eine Englische Wanduhr in einem Kasten von Nußbaumholz. An der Seite von Kronleuchtern sah man Kompasse, und die Möbel waren, wenn auch altmodisch, doch reinlich und ordentlich. Vor dem Hause befand sich ein kleiner Blumen- und Gemüse-Garten. Ich wunderte mich daher nicht, als jetzt ein silberhaariger Greis von sehr angenehmen Aeußeren, sich auf ein Spanisches Rohr mit goldenem Knopf stützend und in einem sammtenen Schlafrock, zu mir hereintrat. Ich ersehe mich schon im Voraus auf die Unterhaltung mit dem verständigen Repräsentanten einer noch so interessanten Epoche; aber leider! — die Zeit hatte auf Gedächtniß und Zunge des hundertjährigen Greises unverkilgbare Spuren hinterlassen.

Das letzte Erfreuliche bei meiner Reise in die Heimath Lomonossoff's war gegen ein sehr geringes Opfer die Erlangung einer Stelle gewordener, größtentheils von Lomonossoff selbst in Russischer, Französischer, Deutscher und Lateinischer Sprache beschriebener Papiere. Die Durchsicht dieser so werthvollen Handschriften war mir auf der ganzen Reise eine unerschöpfliche Quelle der angenehmsten und interessantesten Unterhaltung, und überzeugte mich völlig, daß Verschiedenheit der Beschäftigungen die nothwendige Nahrung des Genies sey. Und hier in diesen kleinen Skizzen finden sich die Proben dieser verschiedenartigen Beschäftigungen des großen Mannes, von gelehrten Untersuchungen in den mathematischen und Natur-Wissenschaften an, bis zu wohlklingenden Versen; von Betrachtungen über das Vergewesen, bis zu Projekten verschiedener Art und amtlichen Schriften.

Im Jahre 1828 theilte ich aus diesen Handschriften zur Ruhmbane in das Berg-Journal zwei kurze Fragmente mit, welche einen Beweis mehr liefern, daß der unermüdete Lomonossoff, während er sich mit den Wissenschaften beschäftigte, auch dem Gange der Verwaltung in seinem Vaterlande folgte, und seine Gelegenheit vorübergehen ließ, demselben nützlich zu seyn.

Swinjin.

Belgien.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Am 31. Mai 1640 lag zu Antwerpen ein Mann auf dem Sterbebette. Das Haus des Todtkranken war ein schönes Gebäude in Römischem Stil, von einem ansehnlichen Arealen und mitten unter den Spanischen Façaden Antwerpens durch seine eigene Struktur hervorstechend. Vor dies Hauses lachende Haus früher geehrt, hatte es jetzt in der mittenschlichen Stelle schwerlich wieder erkannt. Der Mond beleuchtete mit seinem bleichen Schein nur wie mit einem Leichengewande die Steinemauern und umspielte mit seltsamem Gestimmer das steinerne Bild des gekreuzigten Heilands, das auf der vorderen Seite nach der Gasse blickte. Die Zugänge waren mit Strohmatten belegt, der Anblick war düster und ängstlich. Einige Fackeln bewegten sich durch den Garten hin und her durch die hohen Reihern, dicht daneben war der große Platz der Schildersgnilde. In einer kleinen Retirade und auf dem Hofe selbst, an dessen Mauern der Dom mit seinen gewölbten Fenstern stieg, versammelte sich ein Haufen Männer in Trauermänteln und Filzhüten, die ihre Gestalten überschatteten und unkenntlich machten. Von Zeit zu Zeit schritt eine schöne junge Frau, die eine schwarze Haube wie eine Federkrone auf dem Mantel trug, durch den Hofraum nach der Rotunde und flatterte den Männern Bericht ab über den Zustand des Sterbenden. Bald war die ganze Straße von einem lauten Geschrei erfüllt: der Ritter Paul Peter Rubens war todt!

Am andern Morgen bewegte sich ein glänzender Zug nach der Kirche des heiligen Jakob. Das Pferd des Gestorbenen, ein stolzes Spanisches Roß, folgte dem Sarge, den die hohen Magistrats-Personen der Stadt auf ihren Schultern trugen. Die schöne blonde Frau mit der schwarzen Binde, Helene Fourmen, Rubens Ehewerb, blieb weinend in ihrer Wohnung zurück. Die Landkunst und das Herrschaft Steen, deren Schloß bei Mecheln lag, eröffneten den Zug, denn sie waren die Lehnsleute des vornehmen Mannes geworden. Der Todte wurde, wie man sagt, unbedeckten Hauptes beerdigt, auf dem Gesicht sand noch die Röthe der Gichtschmerzen, die ihm den Tod gegeben, auf der rechten Hand sah der Diamant eines Königs, die Brust bedeckte einen doppelte goldene Kette, an der das Medaillon Karl's des Ersten hing. Seine Hutschnur, ebenfalls ein Geschenk dieses Fürsten, schätzt man auf mehr als zehntausend Thaler.

Ein Jahr darauf (im Dezember 1641) sah man in London einen ähnlichen Leichenzug, den das beredte Schweigen der Menge umgab. Der Wagen mit dem Wappen der Rubbens, der dem Zuge folgte, wurde von den Lorus- eines schwarzen, mit silbernen Blumen geschmückten Sänfte überstrahlt, welche der Ritter Peter Lely, Eudymion Potter und andere Edelleute aus dem Hause der Stuart's trugen. Derjenige, den man auf den Schultern trug, hatte ein unsterkräftiges bleiches Antlitz, die Stirne war hoch, einige seltene Locken lagen um die Schläfe, ein starker Spanischer Schnurrbart bedeckte noch die Lippen. Geistliche von den Orden der „Black-Friars" folgten dem Sarge, der in der großen Saul's-Pauls-Kirche beigesetzt wurde. Dies war Antoni van Dyk.

Mit diesen beiden Männern ging die große Malerei zu Grabe. Frankreich hatte auch lueg vorher den schon alten und gichtbrüchigen Poussin in seinen traurige Mauern zu Ballotten verlassen sehen, aus der ihn der Rod vertrieb. Poussin kehrte nach Rom zurück, um dort im Gerüsch der ländlichen Tänze zu sterben, die er so oft in seinen Gemälden dargestellt hatte. Mit der Flamändischen Kirchen-Malerei war es aus. Mit Rubens' und van Dyk's Tode zerriß die Lenwand der großen Darstellungen, wie der Vorhang im Tempel zerriß, als Christus starb. Das Zeitalter der Rubens'schen Schüler des Rubens' wagte kaum, mit den großen Erinnerungen, die der Meister zurücklassen, einen Wettkampf einzugehen; denn so wenig suchten die Nachfolger des genannten Künstlers, an deren Spitze Jordaens zu nennen ist, dem Schritten und verderbten Geschmack, der bald einriß, Schranken zu setzen. Jakob Snyders, der zu Rubens' Ruhm für seine Figuren oft seine Zuflucht nehmen hatte, brachte jetzt die Thiere, die Jagd- und Blumen-Stücke auf's Tapet. Die Gemälde des Lukas Franz und Peter van Mol, der beiden Duellin, des Peter Ebbs und so vieler Anderen liegen bei ihren bleichen Gestalten den warmen und belebten Farben Schwel; eines van Dyk und Rubens zurückwünschen. Die Genre-Malerei, welche Hogte Bruegel, der Aeltere, und Hendrik Averkamp leitete von seinem kleinen Dorfe Peeth aus, zwischen Antwerpen und Brechein gelegen, die Bewegung im Reiche der Kunst, welche jenen Sieg verbreitet, Mit kleinen Pinselstrichen, mit eleganten Minuitsitäten und gewandten Fingergriffen tödtete Flandern seine Kirchen-Malerei. Auf die ehrlich kraftvollen Fleisch-Töne des Rubens, auf sein Helldunkel und gigantischen Schatten folgte der Glanz der Rauchkammern und Wirthshäuser; den von der heiligen Taufe beabsichtenden Glanz der Altar-Blätter verdrängte der fahle Lichtschimmer, der auf einen blank geschwerten Kessel in der mit Hülsenfrüchten und Schinken angefüllten Küche oder auf den zinnernen Krug eines tapfern Bauern-Gelages fiel. Der Flamändische Geist, der durch Rubens und van Dyk Apotheose gefeiert hatte, sank in seine ursprüngliche Apathie und seine angeborene Bauernhaftigkeit zurück. Dieser Geist der Bauernhaftigkeit herrschte nun wieder in Holland und Belgien fast seines Gebiets- und Eroberungs-Rechtes. Auch die Gothische Architektur wußte Peterneels auf die Possenhaftigkeit der Genre-Kunst zu verführen. Wie wo es nun schon gewagt, den großen Meister, dem Sinn ihres Landes zuwider, der Flamändischen Kunst einen solchen Schwung gaben, so daß sich, bei ganz gesteherter Originalität, ihre Werke denen der Italiänischen Schulen an die Seite stellen ließen? Was war das Geheimniß in dieser Erscheinung? Welches Leben lebten diese Männer, wie nährte sich ihr Geist, welches waren ihre Studien? Diese sind Fragen von der höchsten Bedeutung für die Kritik Rubens selbst. Auch in dem National-Charakter der Flamänder müssen Stoffe vorhanden gewesen seyn, die den Schwung jener Künstler möglich machten und zuließen. Deshalb wäre die Kenntniß der Lebens-Verhältnisse dieser Männer auch für die Geschichte des Volkes von unleugbarer Wichtigkeit.

Zu der Zeit, als Rubens und van Dyk auftraten, überstrahlte die Venetianische Schule alle andere. Durch drei eminente Talente, Tizian, Tintoretto und Veronese, auf ihre Sonnen-Höhe erhoben, reichte ihr Glanz von dem Dogen-Palast die über's Adriatische Meer und nach Norden die in das Flachland der Maas und Schelde. Sie stoßt in ihrer Eigenthümlichkeit zwischen der ganzen päpstlichen und christlichen Schule zu Rom und der Spanischen mit ihren eleganten, aber unsichtbaren Formen mitten inne. Es war durchaus nicht Rafael's Manier in der Venetianischen Schule; alles Griechische und aller übergeistige göttliche Gefühl sucht man hier vergeblich; ein Dichter hat sie die Transfiguration der Kunst genannt. Alles, was damals den Pinsel führte, wandte sich überrascht und geblendet zu dieser brillanten Phase der Malerei, Rafael, der Jünglings-Mensch, der so früh endete, hatte am Ehrfurchtig seine Fittgel gen Himmel entfaltet. Dies war das schreckliche „consummatum est" für die religiöse Malerei in Italien. Selbst die Pest zu Venedig, die auch den sechzigjährigen Tizian forteaffte,

Digitized by Google

steckte mit ihrem giftigen Hauch den Wanderschaften trein Ziel; es war in der ganzen Welt ein Drang erwacht, den Pilgerstab zu nehmen und nach ihrer Kaiserin-Stadt zu wallfahrten, um die Wunder der Kunst mit eigenen Augen anzuschauen. Nach Venedig war nun Sehnsucht erregt, wie früher nach der heiligen Lorette-Kapelle. Die alten Maler ließen sich mit ihren Krücken hintragen. Ihr Auge trübe hier noch einmal auf, vom Zauber einer ungeahnt wunderbaren Kunst erleuchtet. Den Venetianernamen, wie Paul Veronese, Giorgione und Tintoretto verherrlicht hatten, stellen die Männer aus Norden und Süden zu Füßen; an deren weiblichen Naturen erklärte man sich den Zug der Begeisterung, die Glut der Liebe, das Feuer der Hingebung, das aus den Gemälden jener Meister mit mächtigen Zügen brauschelaug. Das war die Zeit des naiven Staunens und der tiefen kindlichen Bewunderung.

In den reichen Landschaften Flandems war schon viel geschehen damals zum Besten der Kunst. Dem Ersten unter allen Malern dort, van Eyck, hatte man die Oel-Malerei zu verdanken. Dieser, von Biographen häufig Johann von Brüssel genannt, hatte, trotz der neueren Traditionen, die ihm diese Ehre streitig machten, zuerst jene feste und doch durchsichtig glänzende Masse erfunden, mit welcher man anfangs ganz andere Effekte, als sonst, erreichte. Selbst vor Eimabar war von Eyck im Besitze dieses Materials. Flandern hatte eine Reihe ganz origineller Maler gehabt, die von Italien ganz unabhängig dastehen, und außer dem Genannten werden die Namen des Quintin Messys, van Meelen, van Dorp, Otto Venius*), Cornelius und Vermeeleus der Zeit ziemlich viel entgehen. „Die Hirtenden zu kommen", ein Gemälde in halben Figuren, das van Eyck für den Herzog Philipp den Guten von Burgund verfertigte, zeigt das ganze Farben-System der werdenden Kunst in Flandern, die etwas von der strengen Festigkeit Albrecht Dürer's und auch etwas von Perugino's beiden Lineamenten ahnen läßt.**) Noch weit mehr als die Niederländer ausgewachsen der Zeichnung blieb, in biblische Contemplationen versunken, selbst dieser Flamändischen Kirchen-Maleret der kühne Aufschwung; sie ist zusammengedrückt und stumm. Der Spanische Katholizismus, die Religion der bloßen Processionen und handgreiflichen Ceremonien war durch Philipp den Zweiten in Flandern eingeführt und hatte dort unter Albert und Isabelle noch festen Fuß gefaßt. Die Gemälde des Mysticismus und Aberglaubens Rich gebärten speziell dieser orthodox rezeremeiellen Richtung des Katholizismus an. Es war eine gewisse Stupidität, die sich hinter eine fromme Miene verkeckte. Rubens sah dies Alles, Rubens war in der kalten und trockenen Manier des Adam van Noort unterwiesen, die so ganz und der Weden war, die Rubens sogleich verschmähte und durchschimmert. Rubens erlebte diese Epoche der vaterländischen Kunst, die allen tieferen Intentionen fern stand, und zu der Karl der Fünfte nur mit Widerwillen seine Zuflucht nahm, um sich malen zu lassen. Rubens ward einen traurervollen Akt auf dem Vaterland**), das sich den orthodoxen Unterschungen und der gelehrten Fütterung des Justus Lipsius hingab, während der religiöse Sinn ganz verschwand. Er ist seine Landsleute und eilte nach Italien. Als ein ganz Anderer kehrt er in die Heimath zurück. Er war in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht, wie Moses kam er wieder, in eine Wolke gehüllt. Wer ihn als den kleinen Pagen der Gräfin von Lalaing, als den bescheidenen und demüthigen jungen Menschen mit den rosenrothen flandrischen Backen gekannt hatte, staunte nicht minder über die verwandelte Erscheinung des zurückgekehrten Mannes. Rubens kam den Leuten wie ein Magnifikus aus der schönsten Zeit Venedigs vor. Seine Manier und seine Palette hatten einen Charakter erhalten, der Wahlverwandtschaft für seinen Pinsel war: Menschlich! Menschliche Leiden, menschliche Freuden, Auffassung des Menschen in seinem vollen, ganzen Dasein, Ausschluß Betrachten auf das Dogma der Kirche und die Göttlichkeit in der Phyhe, dies waren die Grund-Ideen seines Systems geworden, wie er sie in seiner Eigenthümlichkeit zu Venedig aufgefaßt hatte. Die fette und frisch duftende Natur seines Landes hatte er im Studium der Venetianischen Schule nicht aufgegeben, aber sie war ein Mittel zu seinen tieferen Intentionen geworden, sie hat seinen Gestalten das gesättigte Leben verliehen, wodurch sie so energische Wirkungen hervorbringen. Rubens gerieth nie in die ideale Geistigkeit der religiösen Mythen, er suchte sich aus allen heiligen Dichtungen immer nur das Menschliche heraus. Drobald sah man jetzt, was Rafael verschlt hatte, die Wunden-Male am nackten Leibe des Herrn, die Scene der Kreuzigung, die Kreuzigung selbst, den Dornen-Kranz. Rafael's fromme Hände hatten den heiligen Körper kaum mit Blut zu besprützen gewagt, so sehr überschwemmte der Gott den Menschen in seiner Darstellung des Heilands. Jetzt floßen Blut und Schweiß in Strömen. Rubens gab dem Gekrönten das Rohr in die Hand und zeigte ihn so in seiner Schmach den Pharisäern seines Jahrhunderts, als wollte er sagen: Ecce homo! Nur der Mensch litt hier in diesen Bildern, die gedrückte, verfolgte, an allen Gliedern zuckende Schmerzens-Mensch. Dies war wirklich das Blut, das im Garten am Oel-Berge floß, dies wirklich der Mann, den die heiligen Frauen in's Leichen-Tuch gewickelt, dies war der Mensch des Rubens, nicht mehr der Gott Rafael's. Die magische Transparenz des Kolorits weichte gewissermaßen diese kecke Darstellung so schmeichelnder Sensualitätsangaben, die ein Mensch erlitten. Das Tuch der heiligen Veronica entfaltete sich jedesmal, wenn Rubens den Körper Christi greifen ließ, so scharf und schlagend war das Bild einer nahen Wirklichkeit, so sehr schien es nöthig, die Tropfen des lebendigen Blutes anzugeben. Die Stimmung der Kirche wußte darum erst recht zu kommen, um zu bewirken, daß es dennoch ein Gott sey, den Rubens auf's Kreuz schlug. Aber die Kirchen und Kapellen füllten sich mit Bildern des großen Mannes, der in der Gestalt eines Menschen so viel Großes zu zeigen vermochte; Flandern hatte endlich, und für diese Jahrhunderte vorzüglich, eine Reihe eigenthümlicher Kirchen-Gemälde. In Rubens Religions-Anschauung liegt eine Protestation gegen die zu seiner Zeit herrschenden Dogmen des Katholizismus; aber weil er auch in seiner Weise menschlicher Auffassung das Herz zu ergreifen, zu rühren, zu erheben und zu richtigen wußte, so überzieh man diese seine Häresie, man nahm die Bilder, auf denen ein Mensch, kein Gott gekreuzt wurde, ist und starb, stellte sie in die alten Kirchen und predigte die alte Lehre nach wie vor. Der Katholizismus hielt sich fast genug, um auch diese Andeutung, wie sie Rubens predigte, in seinen Schatz aufzunehmen und für seine Zwecke benutzen zu können. Und in dieser Hinsicht war auch Rubens oft genug deutlich gewesen, den Aufsetzereien orthodoxer Zeitgenossen zu genügen; er zerstörte nicht ihre Frömmigkeit, er arbeitete, nur in seinem Sinne und von seinem Stand-Punkte aus, fest den Glauben der Kirche.

Anders war es mit van Dyk, sein Stil schwankte zwischen Richtungen Malern und Portraitirung lange Zeit hin und her. Rubens hatte lange Zeit in Italien gelebt, er hatte die Venetianische Schule durchgemacht. So unübersehlich die Anzahl seiner Original-Gemälde auch ist, wie denn alle Kathologe, die man hat, keingewages den Reichthum seiner Werke erschöpfen, so muß doch erst recht staunen über die Fruchtbarkeit und Schnelligkeit seiner Pinsels, wenn man hört, daß er Bilder, wie Rubens, so er soll nur Copien, auch Bilder seiner Schüler ausführen. Bei diesen machte er gewissermaßen seine Vorschule zu seiner eigenen selbstständigen Schule. Van Dyk machte, wie sein Meister und Lehrer Rubens, eine Reise durch Italien. Er arbeitete zu Rom, zu Genua; überall widerfuhr ihm jedoch Geringschätzung und Mißachtung. Die schwärgerischen Künstler Italiens techneten es ihm zum Verbrechen, daß er in Rubens frisch und flüssig unter ihnen wandelte und sich nach den üppigen Mahlen zurücksog. Der Geringschätzung, womit man seinen guten Lebenswandel belehnte, endlich müde, kehrte er nach Flandern zurück. Er fand Rubens auf der Sonnenhöhe seines Glückes, und wagte demnach, mit ihm zu wetteifern. Mündig kämpfte er gegen die Verleumdungen, die ihn auch in der Heimath verfolgten und es umgaben, daß er in seinen Meister ein fremdartiges, feindliches Verhältniß trat. Man konnte ihm böswillig zu, Rubens selbst hoffe von ihm nicht viel, da er aus Italien ohne Frommen für die Kunst zurückgekehrt sey; derselbe glaube, daß van Dyk eigentlich seinen Beruf zur Kirchen-Malerei habe, daß Portrait sey die Sphäre seines Pinsels. Van Dyk wußte sich dafür, mit der ganzen Courtesy seinen „heiligen Ungestüm in der Verstellung" matte. Trotzdem stählte sich sein Wille abzubrechen. Sein beschriebenes Leben brachte ihm eine Zeitlang wenig in Berührung mit anderen Künstlern. Unstat und unruhig, erschient ihm Flandern gar nicht mehr als seine Heimath, und in der That ist er auch kaum noch Flamänder, da er von Holland nach Frankreich, von Frankreich nach England zieht, dann wieder nach Flandern, hier in England erst festen Fuß faßt. Er wurde von Buckingham und jenem später so unglücklichen Fürsten sehr glänzend aufgenommen. Van Dyk fand hier nicht blos eine zweite Heimath, sondern auch den Typus für seine Kunst, die immer noch einer Hauptrichtung ermangelt hatte. Der Hof des Königs Eduard, die Staatsgala der Ritterturnierts, die vornehmen, Roligen und romantischen Roblime, die stolzen Gestalten Stallmeister, die blonden Frauen mit den weißen Halskragen und der steigen Zärtlichkeit, alle diese Edelkeine mit den reichen Spitzen und der ernsthaften Stutzerhaftigkeit, die Ritter mit den Windbeuteln, diese Fürstinnen, Grafinnen mit ihren Ehrlnappen und Spanisch gefleideten Zwergen: das wurde van Dyk's Welt. Von da ab er gewöhnt und gedacht, befähigte er so seines Meisters Urbeit über seinen Pinsel, er wurde der Künstler in der Portraitirung. Stolz ward er selbst einen reichen Mantel um seine Schultern, und matte seine eigene Gestalt mitten unter diesen galanten Erscheinungen der katholischen Stuart's. Kurzt matte er jene kleine, schöne, Königliche Stirn, die nicht aber erobelte, als die der Denker vor ihr hatte.

So wurde, wie der Deutsche Holbein unter dem achten Heinrich, van Dyk unter Karl I. Engländer. Aber kühner und mächtiger als Holbein trat er in diese Welt; er bemächtigte sich derselben und machte sie zu der seinigen, indem er sie auf die Leinwand brachte. Aber nicht blos sie selbst, sondern auch die Welt unter sich wußte sein Ihrem, sondern auch die Künstler derselben stellte er in seine Gemälde. Man hatte vorher nicht gedacht, daß es möglich sey, so viel Schönheitsreize und Größe der Intuition in der Portraitirung der wirklichen Welt zu entfalten. Van Dyk hörte auf, Kirchenbilder zu malen, er verwandte allen Tiefsinn auf die Kreise, des Daseins, die er jetzt verherrlichte. Wenn die Engländer den kühlen, geschmeidigen Mann in dem schattigen Wadur zu Windsor wandeln sahen, das Kinn tief in die Schwarzsranse gesteckt, so hätten sie glauben können, ihr William Shakespeare sey noch einmal auf der Erde erschienen, um in einer andern Kunst dasselbe zu leisten, was ihm früher in seiner dramatischen Heldren-Poesie zu gutem vergönnt war. Die Schöne edle von Digt ward auch sehr gerühmt und gesucht. Im Frühling lebte er zu Eisham in der Grafschaft Kent, und dort machte er seine Kreide-Entwürfe, wenn er keine Fürsten malte. Seine Leidenschaft zur Kunst war allgewaltig; er wurde hier so fruchtbar beinahe als Rubens, und verfertigte so viel Bilder, daß er die Nebenpartien derselben seinen Schülern zur Ausführung überlassen mußte. Er hatte hier mit meinen Anschauungen auch eine neue Manier gefunden, in der er Original war. Rubens komponirte seine Bilder jedesmal mit einem einzigen Wurf; die Figuren derselben hingen wie die Beeren an der Traube an einander, seine Gruppen waren fertig und geschlossen. Van Dyk's Scenen sind oft weniger in primitiver Einheit erdacht, jede einzelne Gestalten in der Gruppe hat ihre selbstständige Existenz, dazu sind die lustlerischen Kontouren und das Elegante seiner Farbenstimmung ganz eigenthümliche Züge, die ihn von Rubens

*) Otto Vennius wird, obschon Jeyden sein Geburtsort ist, in der Flamändischen Schule gerechnet, natürlich weil er zu Brüssel starb und Rubens unterrichtete.

**) Dies Gemälde befindet sich in der Saint-Bavon-Kirche zu Gent.

***) Van Rubens zu Köln geboren ist, hindert keineswegs, Belgien als sein Vaterland zu bezeichnen. Sein Vater war Schöppe in Antwerpen gewesen.

Digitized by Google

unterscheiden. Ich möchte sagen, es liegt selbst in dem „Christus mit dem Rohre". Den van Dyk malte, der ganze Charakter des Künstlers. Voslet von alter Welt, steht der Holländer da, eine Mittelstufe zwischen das Schicksal des Verkannten voraus, dazu liegt in seiner Mienen eine tiefe Entsagungsstimmung, die bei allem Anstrich von Plächenreiz doch mächtig ergreift. Dies bezeichnet van Dyk's Kirchenstücke. Sie konnten neben der rührenden Wirkung, die der Leidende, wie ihn Rubens gezeichnet, hervorbrachte, nicht viel Glück machen. Und ohne den Geist der Stuart's hätte van Dyck's Talent gewiß nicht eine andere Richtung bekommen, ohne Karl den Ersten wäre sein Genie früh verblichen. So aber erfüllte er England mit seinem Ruhm; er füllte Windsor, Kensington und Sommerset-House mit seinen Heldengestalten voll starker stolzer Haltung. Auch Rubens hatte England besucht, allein er stiftete sich zu sehr als Flamländer, um lange Heil zu sehen, dieser Rubens, der seine Heimreise 16. von Frankreich mit einer rothbackigen Bürgermeister-Miene zeichnete. Van Dyk war seiner Heimath in Gesinnung und Richtung ganz entfremdet, er lebte und starb als Engländer, und so durfte ihm denn auch nicht das stärkste Schweigen des Sankt Paul, noch die Königliche Thräne, die auf den kalten Stein seiner Gruft fiel, verfagt werden.

(Schluß folgt.)

Asien.

Georgische Romane. *)

Der erste Rang unter den Romanen der Georgier gebührt dem Tariel, verfaßt von Rustwel. Rustawi war einr Stadt in Kacheti, am Ufer des Kur, unweit Tiflis, und dies früher Residenzkalakti oder die Gartenstadt, späterhin erhielt sie den Namen Nagadab. In dieser jetzt zerstörten Stadt ist Schoten — ein schon in den Lehren des Georgien üblich gewesener Name — geboren, den man aber gemeiniglich nach seiner Vaterstadt Rustwel nennt. Er war Finanz-Minister bei der Königin Thamar, die ihn sehr schätzte. Seine Kriminelle zuwiderten alle Fächer, aber als Dichter erwarb er sich den größten Ruhm; sein Tariel, oder der Roman von dem Manne mit dem Tigerfelle, ist ein Meisterstück geworden; auf sein Alter begab sich Rustwel in das Kreuzkloster zu Jerusalem, wo sich auch sein Grab und an der Mauer der Klosterkirche sein Bildniß findet. Der Fürst Tchemurau hat ein eigenes Wörterbuch zum Tariel ausgearbeitet. Gleichzeitig mit Rustwel am Hofe der Thamar lebte Moses aus Choni (in Nieder-Georgien), der in Alt-Georgischer Sprache den profanischen Roman Abdulmasiani schrieb, der in zwölf Abtheilungen die Thaten des Amiran, des Sohnes von Dasdchian, einem berühmten Heerführer aus Bagdad, beschreibt. Serretair bei eben derselben Königin war Schawtel, der zuletzt als Mönch in dem Kloster Genathlia in Imeretien starb; er ist Verfasser der poetischen Geschichte eines gewissen Abdulmessia, welche als das vollkommenste Werk dieser Art in der Georgischen Poesie berühmt ward, jetzt aber verloren ist. Der Name Schawtel entspringt aus Schawscheti, einer Provinz in Samesektche, wo der Verfasser geboren ist. Sargis aus Thmegwi (einer Stadt zwischen Atalzit und Kopinka), des Vorgenannten Zeitgenosse, verfaßte eine Geschichte, die nach dem Könige und Riesen Dilar Dilariani heißt, und jetzt ebenfalls verloren ist. Aber erhalten hat sich der schöne Roman Wisramiani, von der Liebe der Prinzessin Wis zu dem Prinzen Ramin, dem Neffen des Mobadad, Schachs von Kareem, mit welchem sie vermählt war; die Schilderungen der zärtlichen Liebe sind so mannigfaltig, daß Rustwel den Autor mit Recht den unermüdlichen Dichter nennt. Sargis gehörte zu der Familie Gurdisi-Tschwili, ist noch gegenwärtig in Samekretsho und Imeretien blüht.

Dem Quana gehört der Roman Baramiani. Die Prinzessin Gulischkan, Tochter des Tschengischer, Kaisers von China, welche wider den Willen ihrer Aeltern den tapferen Baram liebt, bewegt ihre Mutter zu einem Briefe die Angewessenheit ihrer Zuneigung, und bereits in auf diese Weise ist der Grund zu allen ihren Verwicklungen gelegt, auf Joseph und Suleika, auf Onai und Leili (aus einem unbekannten Romane), deren Aeltern den Liebhaber zwingen, wie Baram sich in eine Einöde zu begeben, endlich auf Restan-Darebschan und Tdinatbin, berühmte Personen aus dem Tariel. Der weise Berser Tschubin aus Kirman ist der ursprünglich Verfasser dieser Erzählung, und Quana, ein Katholischer Mönch, übertrug sie in Georgische Prose. In einer Nachschrift beklagt er sich, daß die Versuche der Leute ihn unaufhörlich beim Schreiben stören. Das Ganze zählt 43 Kapitel und 4052 Verse, und ist am 6. Oktober 1769 in Mtzchan vollendet worden, wobin der Verfasser vermuthlich der Familie des Königs Mattang in die Verbannung gefolgt war. — Minderkannt ist der Verfasser des Romans Wisriani, der Geschichte der Ehmeschen Prinzessin Miri. In 23 Kapiteln, die kaum 63 Seiten einnehmen, wird eine Reihe außerordentlicher Abenteuer mehr skizzirt als beschrieben; wunderbare Begebnisse werden hier in solchem Uebermaße und so schnell dem Leser vorgeführt, daß ihm der Kopf schwindelt. Die Schreibart ist gewöhnlich, schmucklos, voll von Idiotismen. Auch dieses Werk scheint Persischen Ursprunge. — Usupaschwilschaniani ist der Titel eines Romans, der vermuthlich nach der Geschichte von Joseph und Suleika geordnet ist.

Verwandt mit Rustwel's Geschichte von dem Manne mit dem Tigerfelle ist ein Roman, der Omain heißt. Tariel und seine Gemahlin erreichen ein hohes Alter, und hinterlassen zwei Söhne, einen Sohn und eine Tochter; der Sohn, der nach seinem Großvater Saridan hieß, heirathete die Tochter von Tariel's Freunde Awthandil, und aus dieser Ehe entsprang Omain, der Held des gleichnamigen Romans.

*) Vgl. die Nachrichten über Georgische Schriftsteller im „Magazin" Jahrgang 1833 Nr. 125.

Dieser besteht aus 1704 sechszehnsilbigen Versen und ungefähr der gleichen Anzahl prosaischer Zeilen. Der Verfasser folgt ganz dem Rustwel, dem er gleichsam fortspinnen beabsichtigt. Es kommen Zusammenkünfte der Könige von Iran (Russchirwan), Turan, Indien (Saridan), und des Griechischen Kaisers vor; auch treten die Könige von Kegwien, Turkestan und der Bewohnter der Meere auf. Schließlich bemerken wir noch, daß ein noch lebender Prinz aus der Familie Tschitscha macht in Imeretien eine getreue schöne Uebersetzung des Tausendsein Nächte verfertigt hat, die sich handschriftlich auf der Königl. Bibliothek in Paris befindet.

Mannigfaltiges.

— Die Kreolen, oder die Leben auf den Antillen; Roman von J. Levillour.*) Die Romanhefte des alten Kontinents sind ziemlich erschöpft, während es an Gemälden des Lebens in der neuen Welt fehlt. Cooper, Washington, Chateaubriand u. A. haben das nördliche und südliche Amerika theilweise zur Anschauung gebracht, an die Antillen hat sich noch keine Feder gewagt. Hier ist aber der Natur nicht minder mannigfaltig groß, auf hiesigen kleinen Terrain stoßen Menschen von drei verschiedenen Farben, Weiße, Schwarze und Mulatten auf einander, hier entzündet sich unter dem Strahl der glühenden Sonne Haß, Nachsucht, Neid, Eifersucht in dreifachem Kostüm, hier hat der Dichter reichen Stoff zu leidenschaftlich bewegten Gemälden, die hier naturgemäß wachsen und gedeihen, während sie auf Gemüth und Boden des heutigen Europäischen Salonlebens als Gewächse eines affektirenden und überhitzten Gehirns erscheinen. Levillour's Heimath ist die Insel Martinique. Er schildert, was er erlebt, die Konflikte seiner Darstellung sind nicht erfunden, sie sind wie er sie faßte, indem er frisch in das ihm zunächst liegende Element seines eigenen Daseyns hineingriff. Der Roman giebt uns ein treues Bild von gegenwärtigen Zustand der Antillen. „Seit sechzehn Jahren," sagt der Verfasser, „leben junge Kreolen nach Europa, um sich auf Schulen und Universitäten die Occidental-Bildung anzueignen. Der wilde rauhe Geist des Naturells wird bei ihnen gemildert, sie erhalten eine Ahnung vom Fortschritte der Menschengeschichte. So beschaffen, kehren sie zurück, um die gewonnenen geistigen Schätze ihren Landsleuten zu zum Besten zu lassen. Sie brachten das Licht der Aufklärung vom alten Kontinent herüber, und die politische Emancipation der farbigen Menschen auf den Antillen ist ein Sieg des Lichtes über die Finsternis. Selbst die Sklaverei der Schwarzen bei uns ist sehr gemildert." — Die Epoche, in die uns zunächst der Roman versetzt, giebt freilich noch kein wenigen Jahrhundert an, es ist die Zeit, wo die Ideen der Französischen Revolution zusammenstoßen. Da war noch der Konflikt drei verschiedener Menschenstämme stürmisch und blutig. Es herrschte die Aristokratie der Farbe. Die Weißen waren allmächtig, sie verachteten die Schwarzen, und diese trugen in ihrer finsteren Brust einen tiefen Groll gegen die stolzen Despoten. In solchen Verhältnisse hat der Roman sein Interesse. Brissac, ein junger Kreole aus Guadeloupe, lebt seiner Studien wegen in Paris. Hier schließt er mit Estève, der aus Jamaika gebürtig ist, und sich gleicher Zwecke wegen in der Hauptstadt Frankreichs aufhält, einen engen Bund der Freundschaft. Die philosophischen Ideen des Jahrhunderts machen sie zu freien Weltbürgern. In einer Stunde der Wonne theilt der Jüngling seinem Freunde sein Geheimniß mit, er sey ein Mischling, kein Kreole, sein Vater sey ein Weißer, aber seine Mutter eine Mulattin gewesen. Brissac erschrickt, gelobt aber Verschwiegenheit, und das Band der Freundschaft bleibt fest auch wie vor. Aber in der Heimath, in die sie zurückkehren, quält die Macht der Vorurtheile; ein Mischling wird hier für ein verdächtiches Geschöpf gehalten, und während Estève sich in den Armen seiner Geliebten, der Schwester seines Freundes, glücklich fühlt, erwacht irgendwo in der Familie der Negwohn. Estève gehört nicht zu ihnen. Er hat mit einem Nebenbuhler zu kämpfen, und sieht in der alten Negeramme, die ihn gestillt und die sein Vater von sich trieb, mit das Geheimniß von der unedlen Geburt des Sohnes zu-bewahren, seine hitterste Feindin. Der Streit wird dann kund und mannigfach: Schranken von Maren-Negern verwüsten eben so wie die Stürme der Jahreszeit die Hütten und Anpflanzungen. Estève erhält Spießruten, seine Geliebte mit Gefahr seines Lebens zu retten. Trotzdem wird sie ihm durch die Macht des Vorurtheils entrissen, als er sie schon die Seinige glaubte. Die alte Negerin hat das Geheimniß aus Nachsucht bewahrt. Als sieht dem Unsichtigen, der voller Verzweiflung die Insel verläßt und nach Frankreich schifft, wo er unter General Dugommier kämpft, und in den Stürmen des Revolutions-Krieges einen rühmlichen Tod findet.

— Elephanten-Jagd auf Ceylon. Die Bedahs (ein wilder, in den Wäldern von Ceylon lebendes Volk) zeichnen sich durch die besondere Weise aus, wie sie Jagd auf die Elephanten machen. Sie zie-ben in großer Masse gegen die Thiere aus und treiben sie heerdenweis einen Hügel aufwärts, wo mehrere Schützen, mit Bogen und mit Pfeilen bewaffnet, die in der Mitte eingekerbt sind, ihrer Beute ganz leise auf den Fersen nachfolgen; sobald nun das Thier das Bein erhebt, schießen sie ihre Pfeile ab und geben sich Mühe, daß sie mit dem Geschoß gerade in die Mitte der Fußsohle treffen: wenn dann das verwundete Thier, vom Schmerz getrieben, heftig auf den Boden aufstampft, so bricht der Pfeil gerade in der Mitte an der Kerbe ab, und die Spitze verschließen bleibt im Fleische stecken. Sobald nun der mit Schmerzen ringende Elephant zu Boden niederfällt, überschütten sie ihn noch mit einem Regen von Pfeilen und anderen Wurfgeschossen, bis er endlich ganz erliegt. (Holman's Travels.)

*) Vor kurzem zu Paris in zwei Bänden erschienen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Mittwoch den 22. April 1835.

Frankreich.

Mérn's Italiänische Reise.

I. Genua.

Der „Sully" fährt von Marseille nach Neapel und liegt in drei Italiänischen Häfen an; der „Sully" ist wie eine fliegende Brücke, eine Brücke mit drei Bogen, die von Marseille bis nach dem Vesuv reicht. Man kann die ganze Fahrt in seinem Bette liegend machen, wenn man von der Seekrankheit befallen wird, dieser Krankheit, an der Niemand stirbt, die so viel Gutes schafft, und die das treffliche Mittelländische Meer dem Reisenden als ein natürliches Purgativ zuschickt.

Man fährt ab wie zu einem Feste, das Zeit auf dem Verdecke aufgeschlagen, die Spülle mit Blumen geschmückt, das Segel im Sonnenstrahl glänzend; es ist, als wäre man auf jenem alten Schiffe, das vom Piräus nach Delos ging; man gleitet über ein ruhig stilles Meer dahin, auf jeder Seite eine Kaskade strahlenden Schaums; alle Gesichter sind heiter, alle Augen nach Süden gerichtet; der Name Italien ziehet in Aller Munde; es ist so nahe, daß Keiner sich während der Ueberfahrt zu langweilen fürchtet. Von Marseille nach Genua hat man nur einen Bach zu durchschiffen; es ist die schönste Spaziersahrt von der Welt.

Nie hat ein Pilger, der nach Italien gewallfahrtet, jene glühende Andacht des Künstlers, der sich an alle bedeutende Erinnerungen anschließt, stärker, mächtiger in seiner Brust empfunden, als ich. Es war nicht das Italien der Antiquare, welches sich zu sehen mich anschickte; es war mein Italien, das Italien meiner Kindheit, meiner Studien, meiner Träume auf der Schule, das Italien des Menalkas, des Latium des Janus, das Land der Latinia; war das Italien meines männlichen Alters, der Antonine, Sixtus' V., Leo's X., Dante's, Giotto's, Michel Angelo's, Rafael's Italien. An alle diese Namen, alle diese Einbrücke und Erinnerungen hatten sich nur meine frühesten Jugend-Bilder und Physiognomieen geknüpft, lokale Farben, die wir durchaus eigen waren, meiner Phantasie ursprünglich angehörten, sich in meine Seele festgegraben hatten und von keiner Reisebeschreibung, die ich gelesen, modifizirt worden waren. Wie viele solcher Beschreibungen hatte ich gelesen! wie viele kalte Abrahm's, Auszeichnungsreichen der Bewunderung, kritische Bemerkungen, wie viele „Italien, wie es wirklich ist"! d. h. solche, die auf den prächtigen Marmor-Statuen Flöhe jagen. Unberührt von alle diesem ging ich nach Italien. Die Gefühle und Gedanken, die mich begleiteten, hatte ich durch die Geschichte der Kunst empfangen, nicht durch die Berichte der Reisenden. Ich brannte vor Begierde, zu sehen, ob sich die alte Anderung würde aufgeben, mich für betrogen erkennen lassen von Täuschungen der Kindheit, oder vielmehr sie immer mich bestärken in einem Kultus, den ich als meine zweite Religion betrachtete. Am Vorderstheil des Schiffes stand ich, wie Renaud, auf demselben Meere. Schon sank die Nacht herein, frisch und kühl, wie alle Frühlingsnächte. Ich mußte zu meinem Leidwesen in die Kajüte hinunterklettern; aber wenn ich Einen bedrohe, so sag mein Herz vor Freude — denn ich wußte, daß, wenn ich wieder auf's Verdeck hinaufsteigen, ich Italien erblicken würde.

Ich konnte nicht schlafen. Nach einigen Stunden fruchtlosen Versuchs, mich einzuschläfern, stieg ich wieder hinauf und begab mich auf meinen Posten. Die Nacht war herrlich, prachtvoll; die Küste war so nahe, daß man die Dörfer und die Wohnungen der Berge deutlich unterscheiden konnte. Wie ein Vogel flog der „Sully" dahin; in der Luft war ein Wohlgeruch, der nur diesem Meere, dieser Küste, diesem Himmel eigenthümlich ist.

„Wo sind wir?" fragte ich den Kapitain Arnaud, der auf dem Verdeck umherspazierte. „Das ist die Küste von Italien", erwiederte er. „Das Dorf dort ist Albenga." Nie hat der Name einer Gelegenheit mehr dem Ohre so süß geklungen, wie dieser harmonische Name. Mein ganzes Leben lang werde ich an dieses Albenga denken, wie es klang unter dem Sternenhimmel, in der Stille der Nacht, auf dem ruhigen Meer, im Angesicht der Küsten Italiens. Auf den Balkon aufgestiegen, verfolgte ich lange Zeit durch den Nebel der Nacht den Glockenthurm von Albenga und eine benachbarte Insel, auf der auch ein Thurm steht. Mit der Morgendämmerung tauchte der Berg von Albenga am Horizonte empor; bei der Melodie dieses Namens, in der die Pinien und Citronen-Wälder Italiens flüsternd um meine Seele wehten, ging das Wunderland vor mir auf.

Der „Sully" steuerte auf Genua los; die prächtige Stadt stieg aus dem Meere empor am Fuß der Appenninen; seine ferne Küste schien mit weißen leuchtenden Punkten besäet; bei jedem neuen Wetterstiegen des Schiffes wurden diese Punkte größer und größer. Nach einigen Stunden lag die Stadt in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns, ihre Stirn in eine sonnig strahlende Atmosphäre erhoben, ihre Füße badend im Golf von Ligurien. Wir waren noch ziemlich entfernt und konnten doch schon ihre riesenhaften Gebäude, ihren Leuchtthurm, ihre Festungswerke, ihre Klöster, ihre Dome, ihre Glockenthürme, ihre Villen, die über dem Ufer des Meeres auf den Terrassen der Berge schwebten, gehörig unterschieden. Nichts kann Italien schöner und würdiger ankündigen, als Genua; es ist der marmorne Portikus jener ewigen Gallerie, im Golf von Tarent ihr Ende hat; es ist die Säulenhalle dieses großen Museums, das seine Bilder, seine Statuen, seine Städte an der Mauer der Apenninen ausstellt und seine Atmosphäre durch den kreuzenden Wasserdampf seiner breiten Meere immer lieblich frisch erhält. Als ich in den Hafen hineinstieg, war es nicht das Andenken an den Ruhm der Dogen, das mich bewegte, ich gedenke es; die Ruhm hat mich nie sonderlich interessirt. Ein durchaus materieller Anblick nahm alle meine Sinne in Anspruch; ich hatte die schönste Decoration vor Augen, wie sie sich die Phantasie ersinnen kann. Es war ein Palast, der bis in das Meer hervortrat und dessen schöne Säulenreihe von weitem Marmor sich in der ruhigen Fluth spiegelte. Dies Gebäude schien mir durchaus unbewohnt und verlassen; die der Stille gab ihm einen schauenden Ausdruck, denn so gelegen und so schön, für welche Scenen der Freude und des Lebens mußte er der Schauplatz gewesen seyn! Und jetzt stand er vor mir wie ein weites Grab, wo der Schatten irgend eines Königs ruhte beim süßen Rauschen der Orangenbäume und dem Geplätschere der Wellen.

„Das ist der Palast Doria", sagte an meiner Seite ein Reisender, der, alle Jahr zwei Mal nach Genua in Handels-Angelegenheiten kam, gegen Alles, als ihm zum Ueberdruß bekannt, gleichgültig that und sich darauf beschränkte, rechts und links seinen Nachbarn beständig einzuschärfen: „Geben Sie zu Michel; man ist da sehr gut aufgehoben, man spricht dort, wie man es haben will; es ist das beste Hotel in der Malte, am Hafen; auch da ist es recht gut; ich für meine Person gehe immer zu Michel: ich habe da schon mein Zimmer. Sie finden da ganz allerliebste Frauzösinnen; man speist da Austern wie Zehn-Sousstücke groß. Ja, apropos, verfäumen Sie nicht, die Brücke von Carignan zu sehen; ich habe sie wohl schon hundert Mal gesehen. Stellen Sie sich vor, daß, wenn man darüber geht, man unter seinen Füßen beschiffbare Häuser erblickt. Das ist das Schönste, was in Genua zu sehen ist."

Man hat die Blitzableiter erfunden, und die gute Menschheit hat von dieser Erfindung viel Wesens gemacht, als wenn zum wenigsten in der Regel die Hälfte des menschlichen Geschlechts vom Blitz erschlagen würde. Aber es giebt Blitze, die man nicht ableiten kann, und das Haupt des reisenden Künstlers niederfahren bei jedem Schritte, den er thut, und oft in den schönsten Momenten seiner Begeisterung und Entzückung. Wie Schade, daß Franklin nicht auch auf eine Hülfe gegen diese Schläge gedacht hat! So oft sich nur ein Gedanke, ein Traum, eine Phantasie aufschwingen will, so kann man auch sicher seyn, daß ein hinterstes Wort aus einem ungeschickten Munde darauf plumpt und Alles niederdrückt. Ich hatte ihn gar nicht gefragt, diesen nichtsnutzigen Zerstörer meines Entzückens, ob das der Palast Doria wäre. Dieses poetische Gebäude war in meinen Augen weit, weit mehr, als der Palast Doria: es war mir Alles, — und nun, Nichts mehr! Nun ist es das Wohnhaus eines Schiffs-Kapitains, der eine Flotte kommandirt, die eine einzige unserer Brigge heutzutage in den Grund bohren würde. (!) Sobald die Illusion einmal zerstört ist, bleibt es eine Unmöglichkeit, sie wieder hervorzurufen; ein verwünschter Sanitäts-Beamter, ein Kontagionist von Profession, sagt einen, ob man nicht die Cholera hat; ein Garçon aus einem Wirthshause steckt einem eine Karte in die Hand, auf der in Italiänischer Sprache steht: Italiänische Küche; ein Sardinischer Stadt-Sergeant fordert einem den Paß ab; der Kapitain läßt die Reisenden zusammentreten und zählt sie wie Schafe; man wirft sich in ein Boot, und zwar unter den Flüchen sämmtlicher Schiffer, die man nicht mit seiner Wahl bedroht hat, als ob man in zwanzig Höhe zugleich hätte bringen können. um uns Land zu nehmen. Wo ist Genua hin, die Reise, die Phantasie, die Marmorstadt? die Königin Liguriens, wo ist sie hin? Schmutzige Dinais sehen wir vor uns, häßliche Häuser, ein Thor wie die Thür eines Gefängnisses, eine Douane, die einem die Tasche untersucht. Endlich, nachdem man sich durch die engen, finstern, kothigen Gassen hindurchgewunden hat, trat man bei Michel ein. Man erhält sein Zimmer; man legt sich ins Fenster und sieht Nichts, Nichts als das Nachbarhaus, an das man besorgen muß mit dem Kopf zu stoßen, so wie man ihn hinausstreckt. Wo in aller Welt ist Genua mit seiner Pracht?

Nach dem Frühstück verläßt man das Hotel, biegt um die Kirche

Digitized by Google

San-Siro, steigt eine mäßige Saffia hinauf, und ſtehe da, Genua liegt vor unſeren Augen.

Marmor-Gebäude ſind in Stücke geſchlagen worden, um dieſe wunderbare Straße zu bilden, die nur aus Palaſten beſteht. Kein Auge iſt vorbereitet oder gefaßt auf ſolchen Anblick, ſie ſchließen ſich unwillkürlich, wie wenn man aus dem Dunkeln ins helle Sonnenlicht tritt. Es giebt nichts Zweites in der Welt, was einen ſo glänzenden Eindruck machte, als dieſe Doppelreihe von Monumenten, zwiſchen denen ſich ein Pflaſter von Granit dahinzieht, und die jener ſüße duftige Lichtglanz vergoldet, den der Italiäniſche Himmel mit ſo verſchwenderiſcher Liebe über die Werke ſeiner Kinder ergießt. Man fühlt ſich ſo leicht von dieſen Wundern in dieſer Luft, der Körper ſcheint auf Stahlfedern zu ſchweben und zu ſchwimmen. Die Durchſichtigkeit der Luft, der Glanz des Tages, der heitere Himmel, der duftige friſche Hauch des nahen Meeres, Alles leiht dieſer mit Nichts vergleichbaren Straße eine Anmuth, eine Poeſie, einen Zauber, die aus Gebiet des Traumes ſtreifen; man verbringt die Stunden in Entzücken vor dieſen Hallen, ſteigt Treppen, die von Löwen verthädigt werden oder mit Statuen bevölkert ſind, die triumphirend in die Lüfte ſteigen mit ihrem Gefolge von Marmorſklaven beim Geplätſcher der Springbrunnen, im Schatten der Orangen. Fraueneragriffen bleibt man auf der Schwelle eines Palaſtes ſtehen und ſchaut hinein in die heilige Dämmerung ſeiner Marmorhofes, in dieſe ſtillen Wonnen, wo der Strahl des lebendigen Waſſers unter Reflexen von blühenden Citronen-Bäumen ſpringt. Zu ſchwatzen und lachen junge Frauen, die für dieſe Bäume, dieſe Brunnen, dieſe Gärten geſchaffen ſind, Frauen der ſüßen Muße und eines Lebens voll Ueberfluß, nachläßig und leidlaft, wahre Feen dieſer phantaſtiſchen Paläſte, und aus ihrem Munde werden Töne vernehmlich, wie das Rauſchen einer ſeidenen Gewandes. Keine Bewohnerin draußen ſcheint über das glatte glänzende Pflaſter. Oft iſt es, als ob ein Zug Rafaeliſcher Jungfrauen aus ihren Rahmen getreten wäre, die Strada Balbi zu beſuchen, ſie himmelwärts zu tragen. Die Augen weit offen, ſteht man ſtill am Fuße dieſes Palaſtes Durazzo, der mit ſeinen Adlerſäulen in die Wolken ſteigt; vor dem Palaſte Doria-Turſi, deſſen Hof mit Garten geräumig iſt; überall bleibt man ſtehen, bei jedem Schritte, denn das Schönſte, das man eben ſieht, iſt immer wieder ein anderes neues, gleicht wieder dem, das uns beim nächſten Schritte erwarten, noch dem, das uns kurz vorher in Erſtaunen geſetzt hat. Man ſteigt in dieſen Palaſt Serra hinauf, der uns in ſeinem mädchenhaften Saale von Lapis Lazuli und Gold, mit ſeinen korinthiſchen Säulen und Schwarzen Sphinxen empfängt, deſſen hohe Fenſter ſich auftuen über ſchwebenden Pavillons, wie ſie Ariost für den Genius des Architekten Tagliaſico erfand, und überall in dieſen Palaſten ſind die Zimmer mit jener Welt von Ideen bevölkert, die Van Dyck, Guido Reni, Andrea del Sarto, Veroneſe, Tizian, Albano, die Caraccis auf die Leinwand gezaubert. Die Oefen ſind Stöße gehen hiefen Abwechslungen heraldiſcher Charaktere feierlicher Melancholie; ſie ſind die Pracht-Decorationen verraufchter Herrlichkeiten; beim Gefängel des Zephire, der in den Draugen der Terraſſen ſein Lied ſingt, glaubt man noch die Italiäniſchen Ebene jener göttlichen Feſte zu hören. Oh! wenn das Leben ſo feines Namens würdig geweſen iſt, wie es war zu damals, als es in der Strada Balbi dahinfloß, in den Logen des Gemäldes Glanzes, mit ſeinem Strahlenkranz von Frauen, ſeinen Wohlgerüchen von Meer und Hügeln, ſeinem Königszeiſelge von Künſtlern und Dichtern, ſeiner Neapolitaniſchen Muſik — ach, damals in ſeinen Sieſten ſtillen Schimmers unter dem Wollluſt. Lämen des Südens, mit ſeinen Dämmerungen, die von Sternaden wider, hallten, mit ſeinen Nächten, die alle voll waren von holden Traumſcheinen, alle verſchlungen wurden von der Sehnſucht der Liebe, da war es etwas, da verlohnte ſich's, zu leben. Wie ſchön muß damals der Palaſt Durazzo, wie ſchön der Abend geweſen ſein, als van Dyk das Bild der göttlichen Gräfin Beignola entſtülte. Wie viel Trunkenheit, welche Raſt, welche Düfte wogten und wallten wohl damals unter ſeinen hohen Gewölbhallen Kolonnaden! Wie zugeneigt die Königin dieſer Feſte, da ſtand ſie unter der Marmorrotunde, als wäre die Venus von Medici von ihrem Piedeſtal herunterzuſteigen und hätte ſich in Seide und Atlas gehüllt; wie viele Flammenworte, wie viele heiß gepreßte Wünſche mochten da die anbetungswürdige Gräfin umſchwärmen. Die Augen der jungen Herren wanderten ſich ab von van Dyk's Bild und ſtarben ſchmachtend dahin an dem göttlichen Antlitz des Modells, am Elfenbein ihres Halſes, an ihren nackten Schultern, an den weichen Falten ihres ſeidenen Gewandes — dieſes Modells, das der Künſtler nur unvollkommen nachzubilden vermocht hatte, weil der Schauer der Liebe ſeine Hand gelähmt. Unter dieſem Schwarme, den ſüße Trunkenheit und energiſche Leidenſchaft entflammte, unter dieſen luſtigen Portiken wandelten ſtolzen Ganges alle jene Pfeveier, die ihr Genie geadelt hatte, all' jene Schöpfer dieſer Paläſte umher: Bartolomeo Bianco, Angiolo Falzone, Rocco Lujago, Aleſſi, Carlo Fontana, Simone Cantone, Battiſto Ghieo, all' die Baumeiſter, dieſe Männer, die mit ihren großartigen Ideen vor die reichen Nobili hintraten und dann Alles von ihnen empfingen, ſie zu realiſiren.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Ueber Belgiens Kunſt und Künſtler.

(Schluß.)

So ſchufen ſich jene beiden Jlamänder ihr Jahrhundert. Nicht bloß Fürſten und Könige bewühten ſich, ſie in ihrer Nähe zu ſehen, die ganze Welt, alle Stände und Klaſſen der Geſellſchaft waren von einer leidenſchaftlichen Liebe zur Kunſt entbrannt. Die beiden Maler beherrſchten die Gemüther im ganzen nordweſtlichen Europa. Nicht bloß die goldenen Ketten, welche die Fürſten, und beſonders der Erzherzog Albert, um van Dyk's und Rubens' Nacken hingen, noch allein die Leben, womit England und Spanien ſie ſchmückte und zu Rittern erhob, beweiſen die geiſtige Macht, die ſie über ihre Zeitgenoſſen ausübten. Es herrſchte bei allen Corporationen ein faſt religiöſer Eifer für die Malerei und ihre Meiſter. In der älteſten Kirche Gents bewahrte man den getrockneten Arm von Eyck's, des Erfinders der Oel-Malerei, wie die Reliquie eines Heiligen auf und hätte ſich vor dem geweihten Schranke, der ihn barg, wie vor dem Kruzifix und dem Katafalk der Erzbiſchöfe.

Der Erzherzog Albert fand in ſpäteren Jahren ſich noch veranlaßt, auf ſeine Koſten in Rom die heilige Kreuz-Kirche zu bauen, und beauftragte Rubens mit der Ausſtattung von drei Bildern für dieſelbe. In der Leidenſchaft der Zeit miſchte ſich nathirlich auch die Eitelkeit der Menſchen, und Erzherzog Albert ließ ſich ſelbſt in den Gemälden anbringen, ſeinen Fürſten-Mantel um die Schultern. Um Rubens würdig zu danken für ſeine Meiſterſtücke, hielt er deſſen Erſtgeborenen über die Taufe. Die Schützen-Gilde in Antwerpen machte dem Künſtler ein Stück Land ſtreitig; er mußte auf einem Bild, und ſie gaben ihre Anſprüche auf. Welcher Fürſter hat ſich Bürgerſtadt beſeſſen, ſogar ſich aus dem zweifelhaften Verſuche, den der Herzog von Richelieu im J 1681 machte, um „die Anbetung der Weiſen des Morgenlandes" von Rubens, das ihm zu ſeiner Durchreiſe durch Mecheln geſallen hatte, an ſich zu bringen. Er ſteigerte ſein Gebot von 6 auf 10,000 Gulden und verſprach dem Pfarrer noch 100 Spaniſche Piſtolen, wenn er ſich dazu verſtehen wollte, dieſes Bild der Kirchen-Reliquien, aber ſie blieben ſich nicht fair ſowohl in dieſer Sache, man mußte alle Mitglieder der Gemeinde befragen, von denen jeder einige Pfennige zu der Summe, die der Künſtler erhalten, zuſammen hatte. So hatten Tauſende einigen Antheil vom Werthe weniger Pfennige an dieſem Bilde, und es war nicht möglich, ihnen den Ruhm zu nehmen, Meiſter Rubens ſelbſt zu bezahlen für ſein Werk. Ein Bild ſtarb ſogar einen Mahtyrer erlitten hatten. (Einem der Rathe-Herren, der für den vortheilhaften Verkauf ſorgte, ſchrie das Volk entgegen: Barabas, Barrabas! Man drohte und ſchien dem Anſtrahe nahe.) Gleichwohl erhielten die Meiſter ſelbſt nicht ſo übermäßige Summen zu ihrer Zeit. Bei der Miethe der Rubens'ſchen Haus einen Katalog über ſeine Einnahmen; auch ſind von den Zeitgenoſſen, die von Kirchen aufgeſtellt, ſchätzen, wenn die Honorar-Summen, die er bezog. Für den „heiligen Johann" in Mecheln erhielt Rubens z. B. 1800 Gulden (über 1900 Thaler). Horace Walpole giebt in ſeinen „Maler-Anekdoten" an, daß van Dyk für ein Portrait in halber Geſtalt 40, für eines in ganzer Figur 60 Pfund Sterling durchſchnittlich erhielt. Auch war van Dyk ſeines wegen immer gut bei Kaſſe. Er klagte Karl dem Erſten nicht ſelten ſeine Noth, und was Heinrich der Achte ein einziges Mal für Holbein that, geſchah am Hofe des Stuart ſehr häufig; der König gab wiederholt den Befehl, die Schulden ſeines Künſtlers zu decken. Van Dyk war, eigen genug, in England ein ganz anderes Weſen geworden. Der in ſeiner Jugend ſo ſparſame, beſcheidene und ſtille Mann, der ſich als ein ſo großer Herr, hielt offene Tafel, Equipage, und es gehörte mit zu der Umwandlung ſeiner ganzen Richtung, daß er ſich als in jeder Weiſe zu der vornehmen Welt gehörig betrachtete, da ihr ſein Denken und Fühlen gewidmet war. Man wollte ſogar wiſſen, daß dieſer früher ſo Beſcheidene van Dyk große Summen nöthig habe, um eine heimliche Geliebte, Mamachen Anne aus Lemnen, die in ſeinem Hauſe wohnte, zu beſchenken. Sie war ſehr ſchön, ganz Engländerin von Kopf zu Fuß, und es ſcheint begreiflich, daß van Dyk, der alles Flamändiſche abgeſchworen hatte, auch ſeine weiblichen Ideale unter den Inſulanerinnen ſuchte und fand. Der Herzog von Buckingham verheirathete ihn ſpäter mit der Gräfin Goree. Maria von Rubbenen, die Tochter seiner von Gerard ſich ſchließlich noch der Malerei. Aus dem Schmeichelgel ſuchte er zu gewinnen, was ihm das Einkommen durch den Pinſel noch zu wünſchen übrig ließ.

So liegt auch in dieſem Zuge aus dem Dyk's Leben etwas Verſtörtes, Unruhiges, Schwächliches, und dieſen Charakterzug theilen ſein Genoſſe Rubens, Rembrand in Rubens' Bildern, die geſtiftige Ruhe ſinnen in allem Wünſchenswerthen, das die Erde bietet, erfüllten und befriedigten Lebens vorherrſchend iſt. Van Dyk's ſtolzes Herz war doch ſchwach genug, ſeine Hoffnung auf den Schmeichelgel zu ſetzen, und es iſt eine Szene ſeines Lebens, die zu mitternächtlicher Stunde vor der magiſchen Flamme der Alchimiſten-Heerdes, die ſeine bleiche Wange beleuchtet und in die ſein begieriger Blick ſtarrt, ſeltſam genug darſtellt. Als er erkrankte, bot der König dem Arzte, der ihn zu retten vermöchte, 300 Guineen.

Van Dyk ſtarb, und es fand ſich bei ihm eine Hinterlaſſenſchaft von 100,000 Reichsthalern. Man wird ſchwerlich der Meinung Raum geben, van Dyk habe dieſe Summe nicht ſeiner Kunſt, ſondern der Zauberei zu verdanken. Die Zeitgenoſſen ſtaunten aber nicht wenig, witten unter den Maler-Apparaten Retorten und magiſche Gerätſchaften zu finden. In einem ſeiner entlegenen Zimmer war ein verpeſtender Geruch von ſeltſamen Medikamenten und Schwefel-Eſſenzen. Die Anzahl von Gemälden, die man bei ihm vorfand, war ſehr bedeutend. Auch der Erſte beſeitigte damit ſeine Schulden. In dem Teſtamente des Künſtlers waren ſeine drei Schweſtern, Cornelie, Suſanne und Cäcilie, bedacht, welche in einem Kloſter der barmherzigen Schweſtern zu Antwerpen wohnten.

Van Dyk hatte in England ſeinen Ruhm, ſeinen Fürſten, ſeiner Hof, ſeine ganze Welt gefunden. Rubens hatte die viel weitere Kreiſe für ſein Wirken gebaut, auch Italien hatte ſein Wirken erfüllt. Italiäniſche Fürſten breiterten ſich um ſeine Freundſchaft; der Herzog von Mantua trug ihm eine ehrenvolle Botſchaft nach dem Spaniſchen Hof auf; Iſabella wählte ihn zum Vermittler zwiſchen den Streitigen Provinzen und Spanien, und Philipp der Vierte kannte nicht wenig, in dem Künſtler einen gewandten Redner, einen weitfundigen Diplomaten kennen zu lernen. Der Herzog von Bragança wünſchte ihn zu ſehen, und als Rubens mit einem glänzenden Ritter-Gefolge nach Villa-Viciosa aufbrach, ſandte der beſtärgte Herzog einen Boten zu ihm, mit der Ent-

schuldigung, er sey auf seinem beschränkten Landbause nicht sofort im Stande, ihn zu empfangen. Um den Flamänder für etwanige Kosten, die ihm der kleine Umweg verursacht, zu entschädigen, überschickte der Fürst ihm ein Geschenk von 50 Pistolen; allein der Maler Rubens erwiderte dem Gesandten des nachherigen Königs von Portugal, er dürfe diese Gabe nicht annehmen, da er die für sich und sein Gefolge nöthige Summe von 1000 Pistolen glücklicherweise noch bei sich führe. Dieser feine Zuckingham würdige Zug charakterisirt den Flamändischen Maler.

Mit Instructionen und Empfehlungen versehen, reiste er wie ein Kundschafter der katholischen Majestät nach London, wo ihn Karl im vollen Staats-Rath empfing. Rubens malte den König von England als Sankt Georg zu Pferde, die Frau, die derselbe dem Drachen entreißt, hatte die Züge der Königin, und Karl schlug ihn vor seinem Parlament zum Ritter und fügte seinen Waffen ein neues Feld mit einem goldenen Löwen hinzu. Das Haus des Malers in Antwerpen war ein Palast, der Werth der darin aufgestellten Bilder überstieg noch bei weitem die Kostbarkeiten seines Hausgeräths. Für die Gemälde-Sammlung, die Rubens hier aufbewahrte, und die aus eigenen Werken bestand, bot der Herzog von Buckingham die Summe von 60,000 Gulden (120,000 livres) lange Zeit vergeblich, bis es seinem genannten Unterhändler gelang, den Sälen seines Herrn den größten Theil dieser Schätze zu vindiciren. Auf dem Landschlosse Steen, bei Mecheln, lebte Rubens wie ein Fürst. Er lud oft seine Schüler zu sich, um große Jagden anzustellen. Man bestieg prachtige Rosse; der Meister mit einem Andalusier, seine Frau ein Spanisches Maulthier, das mit silbernem Schmucke und Sammet reich behangen war. So lebte dieser Flamändische Maler-König, der seine Zeit beherrschte. Man mußte zugleich an seiner Bildung eine seltene Universalität bewundern. In Madrid, in London, am Hofe der Maria von Medicis wußte er sich geschmackvoll in den Sprachen des Landes auszudrücken; man rühmte ihm nach, daß er seinen Sprachen verstanden habe. Seine Latinität soll ausgezeichnet gewesen seyn; er las die alten und Lateinische Werke, und pflegte, während er den Pinsel führte, sich aus Virgil oder den Livius vorlesen zu lassen.

So hatte Belgien durch seine Maler eine Europäische Bedeutsamkeit erlangt. Aus dem üppigen Schosse des kleinen Landes wuchs ein Baum hervor, der seine Zweige weithin erstreckte. In der Originalität seiner Malerei hat Belgien ein Wahrzeichen seiner Nationalität, die sich im Gebiete der Kunst zur Erscheinung brachte und Gestalt gewann, während das Land in politischer Hinsicht bald Burgundisch, bald Spanisch, Oesterreichisch, Französisch und Holländisch war. Jetzt aber, wo die Europäische Constellation Belgien auch eine politische Selbstständigkeit zugestanden hat, dürfte es nicht zeitgemäß und zweckdienlich seyn, auf die Epoche einer Belgischen Nationalität historisch hinzuweisen. Ohne nationalen Charakter, ihn ich der Meinung, kommt sich und kann sich nie ein entschieden selbstständiger Typus im Gebiete der Kunst erzeugen.

In Betreff der Bankunst hat Belgien wohl keine Originalität aufzuweisen; es beegte drer alle Formen von dem Spanischen Katholizismus. Selbst genug sind die Belgischen Volksbieder auch in einem Zuschnitt gehalten, der an die Spanische Romanze erinnert. Einen Anklang an den Deutschen Volks-Gesang sucht man vergebens in den Flamändischen Liedern, die sich meist vom Ende des vorigen Jahrhunderts datiren. Wir theilen eines derselben in Prosa mit, welches ein Gespräch zweier Liebenden erzählt.

„Dame.

„Der Tag steigt auf vom Orient, das Licht regiert sich allerseits. Wo lenk' ich meine Schritte hin, Du Herzgeliebter?

Ritter.

Wenn meine Feinde meine Freunde wären, so führt' ich Dich weit fort aus diesem Lande, Du, meine Hoffnung, meine süße Liebe.

Dame.

Mein tapferer Ritter voller Muth, wo sehen wir uns wieder?

Ritter.

Unter den grünen Linden-Zweigen, Du, mein Schmuck und meine Hoffnung.

Dame.

Dort will ich ruhen in des Heißgeliebten Armen. Dort will ich ruhen in den Armen meines tapfern Ritters voller Muth.

Ritter.

Dort sollst Du ruhen an meiner Brust, und lag' ich todt selbst unter jenen grünen Linden-Zweigen.

Dir Dame rief davon und sucht am Abend den Lindenbaum. Der Geliebte liegt todt auf dem Rasen.

Dame.

Ist das Dein Muth, Dein Ruhm, Du, der mich tröstete? Was ist mein Theil? Wie viele Trauertage sind hier mein Erbe nun!

Weinend eilt sie zu dem Vater, zu den Brüdern. Alle ihren stumm und zornig da, sie kümmert nicht des Ritters Tod. Da kehrt sie still zurück zur grünen Linde. Mit ihren blonden Haaren wischt sie fort sein Blut, mit ihren weißen Händen bedeckt sie seine Wunden. Mit seinem Schwert gräbt sie ein Grab und senkt ihn tief hinein. Mit ihrer Stimme singt sie ihm die Seelen-Messe und eilt ins Kloster, um hinter schwarzen Schleiern still zu weinen."

Man kann das Spanische nicht verkennen in Form und Inhalt dieses Volksliedes. An Holland erinnern dagegen die lustigen Kirchmeß- oder Kirmeß-Gesänge, die man in Belgien hört. In diesen Liedern, die in den Gemälden eines Teniers und Breughel Gestalt und Kolorit gewonnen haben, ist Holland originell.

Die Pluß war in Belgien nicht in gleichem Maaße Volkssache, als die Malerei. Die Glockenspiele auf den Thürmen sind freilich diesem Lande eigen und begegnen, daß das üppige Flandern auch der Kirchen-Pluß zugethan war. Wenn man dieses herrlichen Schein der Laternen auf dem großen Hause in Antwerpen spaziert, oder an den beschneiten Ufern und den schönen Kanälen in Gent und Mecheln auf und abfährt, so umklingt uns diese Lustmusik der Thürme wie ein Sphärengesang, der den Wolken seine träumerischen Klagen mittheilt, und man erlebt eine wunderbare magische Winternacht. Diese Glockenspiele sind ohnedies durch Jakob van Eyck in lateinischen Versen besungen worden. Boileau zählte deren sieben in Brüssel allein während des Jahres 1641. Die Kirchenmusik wurde in Flandern, wie in jedem reichen katholischen Lande gepflegt. Josquin, ein Belgier, hat als Musiker einen Ruf gehabt, den er jedoch mehr dem Hofe Ludwig's des Zwölften, an dem er lebte, verdankte, als seinem Talente. Philipp der Schöne und seine Nachfolger besoldeten in Belgien einige berühmte Sänger; allein im Ganzen war die Musik nur Sache der Klöster und der Kirchen; das Volk schwärmte nur für seine Maler, und fühlte in ihnen die Vertreter seiner Eigenthümlichkeit. Geirrt ist in Künsti geboren, allein seine vierzig Opern gehören der Französischen Nation an. Auch seine Memoiren (ou Essai sur la musique) sind Französisch. Er starb zu Ermenonville in Rousseau's Eremitage (1813). Der Ort des Todes ist in der Regel für die Richtung eines Menschenlebens beziehungsreicher, als die Stätte der Geburt.

Die Burgundische Bibliothek zu Brüssel besitzt eine Menge vaterländischer Chroniken, die nur auf den Druck warten, um unter die bedeutenderen Werke dieser Art gezählt zu werden. Philippe Wielant und Jehan d'Outremaule sind Chronisten-Schreiber des ersten Ranges. Von der Belgischen Redeirung ist eine Kommission mit der Herausgabe dieser Schätze beschäftigt. Auch Jehann van Heelu verdiente bekannter zu werden. Er besang in einem Flamändischen Gedichte die Schlacht von Woeringen bei Köln, die der Herzog Johann der Erste von Brabant im J. 1280 gewann. Der Dichter Jlumpte selbst in den Reihen der Sieger, zu denen Ehren die unter dem Namen „Ommegang" bekannt gewordenen Prozessionen veranstaltet wurden, welche Rubens Solaert's Gemälde zum Gegenstand haben.

Man sollte, wenn man über die höchst fragmentarische Literatur Flanderns berichtet, füglich auch des Fürsten von Ligne erwähnen. In einer Zeit, wo kleine Verse und kleine Dinge überhaupt großes Aufsehen machen, wo sich kein Kriegsmann des Stickens, kein Hofmann des Schreibens und kein Prinz der Bees-Kunst entschlagen dueste, zog der Fürst von Ligne es vor, seine Briefe zu ediren. Er öffnete mit seinen zarten Bauchstein-Fingern, die so weiß wie die der Herrn von Busson waren, den Kaninchen und Hasen, die sammetne Flamändischen Wüste das Gitter-Thor seines Schlosses, er machte Fabeln, Allegorieen, schrieb Bücher über Taktik, Abraten-Stücke und Memoiren. Eine Unzahl höchst Anekdoten-los aus der Feder dieses Oesterreichischen Feldmarschalls, er war ein Mann, der immer erst einer Königin die Hand küssen mußte, ehr er den Degen zog. Der Maniér-Malerei ging er vorzüglich; aber Alles ist Französisch, nur ist sehr Französisch.

In der Nähe von Brüssel, auf dem Wege nach Lille zu, steht man das Schloß Beloeil liegen, aus dessen Fenstern der achtzehnjährige Fürsten-Jüngling dreimal die Stadt belagert sah. Dort lebt jetzt der Enkel des berühmten Fürsten von Ligne, ein junger, geschmackvoll gebildeter Mann, der die Künste liebt und beschützt. Seine Kunst-Liebe ist ein Vorrecht, das keine Revolution dieser edlen Familie entreißen konnte.

Dies sind im Allgemeinen die Grundzüge der Belgischen Eigenthümlichkeit und Nichteigenthümlichkeit in Kunst und Wissenschaft. In seiner Malerei hat das Volk die Blüthe seiner Originalität zu suchen, und in einer Zeit, wo Europa die Unabhängigkeit eines Belgischen Staates anerkannt hat, darf es von Ruhpolen, auf den historischen Dokumente einer Belgischen Nationalität im Kunst-Reiben hinzudeuten.

(R. d. P.)

Nord-Amerika.

Ein Besuch bei dem Oberst Aaron Burr.

Als ich im letzten Herbst in der Stadt New-York war, bemühte ich mich um eine Zusammenkunft mit dem berühmten Oberst Aaron Burr, der jetzt wieder dort lebt, nachdem er lange Zeit im Auslande gewesen. Ich erfuhr zwar, daß er sich fast von aller Welt zurückziehe, doch aber angesehenen Fremden erlaube, ihn zu besuchen, wenn nicht unweschämte Neugier allein sie zu ihm führe.

Dieser Mann hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Er wurde im Staat New-Jersey geboren und ist jetzt 78 Jahr alt. Als achtzehnjähriger Jüngling war Oberst Burr Freiwilliger unter General Montgomery gegen Quebec zu verbinden, und machte den Marsch von Pittsburgh nach dem Chaudière-Fluß als Gemeiner mit. Als die Armee am Chaudière anlangte, fand man es für nöthig, den General Montgomery von ihrer Ankunft zu unterrichten. Burr wurde zu dieser Mission ausersehen und legte, als katholischer Geistlicher verkleidet, fast 200 Englische Meilen durch ein kaum bewohntes, zum Theil ganz oder und nur von Wilden bewohntes feindliches Land zurück. Nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ward er in die Familie des Generals Montgomery aufgenommen und war einer von dessen Adjutanten, als dieser in dem Sturm gegen Quebec fiel. Im Frühling des Jahres 1776 begab sich Burr nach New-York und blieb kurz bei der Familie des Generals Washington, bis er zum Adjutant des Generals Putnam ernannt wurde. Als sich nach der Schlacht von Long Island die Amerikanischen Truppen aus der Stadt New-York nach Haarlem zurückzogen, war ein starkes Detachement der Brigade des Generals Silliman durch einen Zufall hinterwärts gedrängt und in Gefahr, von den Britischen Streitkräften abgeschnitten zu werden; aber durch die

Digitized by Google

Energie und Unerschrockenheit des Oberst Burr entging es der Gefangenschaft. Er übernahm das Kommando und führte die Zurückgebliebenen mit geringem Verlust dem Haupt-Corps zu.

Im Jahre 1778 wurde Oberst Burr dem Regiment des Oberst Malcolm als Oberstlieutenant beigegeben. Dieses Regiment war oft im Kampf und galt für eines der besten in der Amerikanischen Armee. In der Schlacht bei Monmouth in New-Jersey litt Oberst Burr durch die Strapatzen und die Hitze des Tages so sehr, daß er in eine heftige Krankheit verfiel, deren Folgen ihn zuletzt nöthigten, um Urlaub einzukommen und sich von der Armee zurückzuziehen.

Die Geschicklichkeit erwähnen der Tapferkeit des Malcolmschen Regiments. Der Oberst Malcolm aber soll niemals, wenn es im Gefecht war, dabei gewesen seyn. Bei diesen, so wie bei den meisten anderen Gelegenheiten wurde es von Oberst Burr kommandirt, und doch wird Burr's Name nirgends und niemals in einer Geschichte der Amerikanischen Revolution genannt. Dieser Umstand scheint seine Achtung für die Historiker geschwächt zu haben, wie ich in der Unterredung, welche ich mit ihm hatte, bemerken konnte.

Nach dem Frieden von 1783 verfolgte Herr Burr in der Stadt New-York wieder seinen früheren Beruf als Rechtsgelehrter. Den Ruhm, welchen er an der Barre erlangte, hat Niemand in den Vereinigten Staaten übertroffen, und Wenige sind ihm gleichgekommen. Als Advokat zeichnete er sich durch Klarheit und durch Logik, durch Präzision und Sinnreichthum seiner Plaidoyers aus. Er war immer tüchtig gewaffnet, mochte er nun angreifen oder vertheidigen. Seine Beredsamkeit war mild und übergezogen, seine Sprache rein und züchtig, ohne Flittern und Prunk. Selten bediente er sich vor den Schranken oder im Senat eines überflüssigen Satzes oder Wortes. In seiner Beweisführung war er gründlich und schlagend, niemals gewein oder anstandswidrig. Hin und wieder, wenn er von seinem Gegner gereizt ward, ließ er sich wohl zu einigen treffenden und derbkomischen Sarkasmen hinreißen. Er verstand es mehr als irgend Einer, sich kurz zu fassen, und kannte die Macht der Gedankenstrich im Ausdruck. Niemals sprach er länger als zwei Stunden über einen Gegenstand, und selten länger als Eine Stunde. Er hatte sich sehr in seiner Gewalt, war aber von steifem Sinn und herausfordernden Manieren.

Als Weltmann hatte er ein äußerst einnehmendes Wesen; er war höflich und herablassend, aber nie ohne Würde. Er konnte in jeder Hinsicht als ein echter Zögling des Lord Chesterfield gelten. Seine Haltung hatte eine studirte Feinheit, war aber fern von aller Affektation und Zierrerei. Er kleidete sich faß immer in Schwarz und verschmähte den Glanz prahlender Farben. Seine Haushalt war nicht ohne Aufwand, obgleich er sich seine Person sehr enthalsam lebte. Stets sah man ihn in Geschäften vertieft, und nur selten nahm er an den gewöhnlichen Vergnügungen des Tages Theil. Er gehörte zu keinem Verein, zu er weigerte sich sogar, Mitglied der Cincinnati-Gesellschaft zu werden, die von den Offizieren der Revolutions-Armee gebildet wurde.

Oberst Burr war mehrere Jahre in der Gesetzgebung des Staats New-York gewählt. Er war Mitglied des Konvents, der die Verfassung entwarf, General-Staats-Prokurator und Richter am Ober-Tribunal. Sechs Jahre lang war er Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten und vier Jahre Vice-Präsident. Als Oberst bezieht er den halben Sold, und mit einigen andern Einkünften hat er jährlich 4—500 Guineen zu verzehren.

Während er den Posten eines Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten bekleidete, wurde er in ein Duell mit dem General Hamilton verwickelt, mit dem er in politischem Zwist stand, und hatte das Unglück, seinen Gegner zu tödten. Dies machte ihm viele Unannehmlichkeiten, besonders da er der herausfordernde Theil gewesen war. Durch vielerlei Bemühungen wußte er endlich die Verwandten des Erschossenen zu beschwichtigen und kaufte sich mit Geld von weiteren Verfolgungen los. Nach Ablauf seiner Amtsdauer begab er sich nach dem Staate Tennessee, wo er Besitzungen hatte. Dort soll er auf den Gedanken gekommen seyn, die westlichen Staaten von der Union loszureißen, und aus ihnen, in Verbindung mit Mexiko, welches zu seinen Zwek gewonnen werden sollte, einen neuen Staaten-Verein zu bilden. Wenigstens wurde er vor dem Präsidenten Jefferson dieses Vorhabens angeklagt und als Hochverräther am 2. März 1807 in der Grafschaft Tombigden verhaftet. Man brachte ihn nach Richmond in Virginien, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Jedoch wurde er, nach einiger Zeit, aufgefordert, er eine lebenslange Bürgschaft gestellt hatte, wieder auf freien Fuß gesetzt und entfernte sich aus Amerika. Mehrere Jahre verlebte er auf Reisen in England, Schweden und Frankreich, bis es ihm endlich wieder vergönnt ward, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er nun in stiller Abgeschiedenheit seine Tage zubringt.

Als ich das erste Mal die Zimmer dieses Mannes betrat, verwunderte ich mich über die Nachlässigkeit und Unsauberkeit, welche darin herrschte. Sein Anzug sah eben so unordentlich aus. Er empfing mich kalt und förmlich, aber nicht unhöflich. Als ich mich ihm näherte, erhob er sich mit einiger Mühe von seinem Lehnstuhl. Nach den gewöhnlichen Ceremonien lud er mich ein, Platz zu nehmen. Er richtete einige allgemeine Fragen an mich und machte ein paar allgemeine Bemerkungen, sonst war er im Ganzen sehr still und zurückhaltend, was ich nicht erwartet hatte. Ich wurde durch sein Benehmen ordentlich eingeschüchtert; seine durchdringenden, aber niedergeschlagenen schwarzen Augen schienen jede Bewegung meines Gesichtes zu bewachen. Er ist weit unter mittlerem Wuchse, abgezehrt und schwach. Vor anderthalb Jahren wurde er vom Schlage getroffen, der seine Beine von den Knieen an bis zu den Extremitäten lähmte. Er gebt nur wenig, und auch das nicht ohne Anstrengung. Mein Besuch dauerte nicht über 20 Minuten, und ich war eigentlich unbefriedigt. Als ich mich empfehlen wollte, erschien er mir plötzlich als ein ganz anderer Mann. Jeder Zug in seinem Antlitz war verändert. Ein freundliches Lächeln schien um seinen Mund zu spielen. Er fragte, wie lange ich noch in der Stadt zu bleiben gedächte, und ohne mich gerade einzuladen, war es doch, als wollte er andeuten, daß es ihm nicht unangenehm seyn würde, mich noch einmal zu sehen. Ich erwiederte, daß ich mit seiner Erlaubniß ihm vor meiner Abreise noch einen Besuch abstatten würde. Es schien ihm lieb zu seyn, und so ist es bei mich. Oft zu halten.

Ich besuchte den Oberst Burr ein zweites Mal und wurde mit der größten Herzlichkeit empfangen. In wenig Minuten fand ich mich wie zu Hause und wie in der Gesellschaft eines alten vertrauten Freundes. Seine Bemerkungen waren oft scherzhaft, aber immer witzevoll. Nur schien er jeden Punkt, der zu einem Gespräch über ein selbst hätte führen können, sorgfältig zu vermeiden. Er sprach mit Freimüthigkeit über die Regierungs-Mißbräuche, entdeckt sich aber aller persönlichen Anspielungen. Den von einigen Staaten der Union gemachten Versuch mit dem allgemeinen Wahlrecht hielt er für höchst unglücklich und in seinen Folgen ganz anders wirkend, als die Freunde und Vertheidiger desselben es erwartet hatten. Im Lauf der Unterhaltung kamen wir auch auf die Geschichte Napoleons, und es wurde einige Mal Talleyrand's dabei erwähnt. Indem der Letzteren äußerte er sich sehr mißbilligend und erzählte einige Privat-Anekdoten, die dazu beigetragen haben mochten, sein Gemüth mit Unwillen gegen diesen Diplomaten zu erfüllen.

Von der Geschichte, besonders aber von der Geschichte großer Staatsmänner und Feldherren, wußte der Oberst Burr sich schon bemerkt habe, nicht viel wissen. Er behauptete, daß die Historiker stets für die eine oder die andere Seite Partei nähmen, und daß man auf ihre Angaben nicht bauen könne, außer wo es sich um Daten oder irgend ein großes Ereignis, wie eine Schlacht und dergleichen, handle; auf über Dasjenige aber könne man sich nie verlassen.

Das Gedächtniß des Oberst Burr scheint noch ganz frisch und sein Geist in seiner vollen Kraft zu seyn, so ausgezehrt auch sein Körper ist. Er hat eine bezaubernde Gabe der Unterhaltung, und man mag das Gespräch lenken, worauf man will, so ist er immer orientirt und zeigt, daß er die Sache eben so gut, wo nicht besser kennt, als der, welcher sie aus Büchern gelernt hat. Ich bemerkte, daß er an den Nerven litt, und dies führte uns auf eine Unterredung über die Diät. Er sagte mir, daß er sich des Genusses von Thee und Kaffee ganz enthalte, und daß er sehr gute Folgen von dieser Enthaltsamkeit verspüre. Auch animalische Kost nimmt er nur wenig zu sich. Seine Hauptnahrung besteht aus leichten Suppen, Vegetabilien, Milch und Reis. Wein trinkt er sehr mit Maaß und meistens nur Französischen von nicht starker Dualität.

Diesmal dauerte mein Besuch bei dem Obersten fast zwei Stunden. Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er zu mir: „Wenn Sie etwas Näheres über meine Personen zu erfahren wünschen, so würde ich Ihnen empfehlen, sich an meinen Freund, Herrn D., zu wenden, mit dem ich fast alle Jahre in Correspondenz stehe." Dieser Herr D. ist einer alle Begebenheiten meines Lebens, namentlich die, welche in diesen Zeitraum fallen, und er wird Ihnen gern dienen, wenn Sie etwa begierig sind, Einiges davon zu hören."

Ich hatte darauf eine lange und sehr interessante Unterredung mit Herrn D. und fand ihn im Besitzen offen und gefällig; er erzählte mir von den Schicksalen des Oberst Burr, was ich oben mitgetheilt habe, nur über den eigentlichen Plan, den der Oberst während seines Aufenthalts im Westen entworfen, schien er meinen Fragen ausweichen zu wollen. Er antwortete mir, daß darüber schwerlich etwas Näheres veröffentlicht werden dürfte, wenn es aber je geschähe, so könnten solche Aufschlüsse nur von ihm (Herrn D.) ausgehen; er sagte hinzu, daß jenem hochbegabten, aber unglücklichen Manne große Unrecht widerfahren sey. Da ich merkte, daß es ihm unangenehm war, diesen Punkt weiter auszuführen, so enthielt ich mich ihm und dankte verbindlichst für seine freundlichen Mittheilungen.

Ein Genfer Reisender.

Mannigfaltiges.

— Musikalisches Genie. Eine Pariser Zeitschrift giebt folgenden Bericht über das musikalische Talent einer alten, seitdem verstorbenen Frau in den Sechzigern, die von Jugend auf in der Saalpetrière (einem Irrenhause in Paris) gewesen. Eine junge Schauspielerin von einem der kleinern Theater in Paris, die in das Haus aufgenommen worden, hatte sich eingebildet, daß sie eine gewisse Rolle zu spielen habe, und sang und tanzte und rezitirte abwechselnd. Als nun die alte Frau einst Tages die Schauspielerin singen hörte, schlug sie sogleich den Takt dazu mit bewundernswürdiger Präcision und schien dabei höchlich ergötzt zu seyn. Sobald sie eine Pause hörte, hatte sie in ihr erstes Augenblick gleich aufgefaßt, und sie war im Stande, wenn man sie dazu aufforderte, dieselbe, obgleich sie die Worte nicht kannte, doch nach der Melodie genau wiederzugeben. Was noch merkwürdiger war, als Jemand ein Lied in einer Gegenwart sang, das er eben aus dem Stegreif komponirt hatte, faßte sie dasselbe eben so schnell auf und wiederholte es auf der Stelle. Ein anderes Mal, als sie ein Stück auf dem Pianoforte spielen hörte, war sie von dem Zauber der Musik ganz hingerissen, und man bemerkte, daß sie bei den vorzüglicheren Passagen ganz besonders ihr Wohlgefallen bezeigte, gleich als besäße sie die Kenntniß und den Geschmack des vollkommensten Musikers. Wie man sagt, hat der Kopf dieser merkwürdigen Frau die Phrenologisten nicht wenig in Verwunderung gebracht; denn als sie ihn geöffnet, fanden sie nicht nur nicht, wie sie bestimmt vorausgesetzt, ein stark ausgebildetes musikalisches Organ in demselben, sondern bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß er gar keines hatte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Freitag den 24. April 1835.

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

Zweiter Artikel.*)

Es ist noch fast immer das Loos der Dichter gewesen, für eine oder die andere Zeit ihres Lebens die selbsttäuschende Rolle Pygmalion's durchzumachen. Sie bilden ihre Galateen, und hauchen ihnen für ihre Sehnsucht und Wünsche Seele ein; glücklich genug, wenn sie darin am Ende nicht etwas Schlimmeres noch, als einen bloßen Stein erkennen!

Ich muß auch den Namen Shakespeare's in die Liste derjenigen eintragen, die von so unsteliger heilloser Pein gelitten. Die Geschichte ist ausfallend, und wird Manchen stutzig machen; aber es ist eine Geschichte, die erzählt werden muß, selbst vor den allergarstigen Ohren. Wir können wohl einem Gebilde der Phantasie den Zugang zu unserem Herzen und Gemüth versagen, aber die Wahrheit lassen wir uns nimmer entwinden. Die Wahrheit, einmal verloren oder absichtlich zurückgestoßen, läßt eine unausfüllbare Lücke zurück.

Shakespeare, wie ich bereits gesagt, verließ Stratford im Jahre 1586. Er ließ seine Frau, drei Kinder, seinen Vater, eine Schwester und einen Bruder, Namens Edmond, zurück. Doch, wie es scheint, hat sich dieser sehr bald bestimmen lassen, sein Glück ebenfalls in London zu versuchen; denn wir finden ihn hier als Schauspieler um das Jahr 1603; und es ist gewiß, daß am letzten Tage des Jahres 1607 William Shakespeare seinen Bruder bat vorerlegen lassen, „Edmond Shakespeare, den Schauspieler", in der Kirche von St. Saviour in Southwark. So findet sich's nämlich in dem Kirchenbuche daselbst eingetragen. Die Frau des Dichters war zu der Zeit, da er Stratford verließ, dreißig Jahr alt. Sie hatte ihm eben Zwillinge geboren, die zweite und letzte Frucht ihrer Ehe. Anna Hathaway hatte, nachdem ihr Mann Stratford gegen London vertauscht, keine Kinder mehr, obgleich er allhäufig den Ort besuchte. Ich will diesen Umstand keineswegs geltend machen, als ließe er auf ein völlig ausgesprochenes Mißverhältniß zwischen Beiden schließen; denn im Gegentheil din ich geneigt, zu glauben, daß sie bis an's Ende in freundschaftlichen Verhehren geblieben. Ich glaube sogar, daß die bekannte Einschaltung in seinem Testamente: „Item, vermache ich meiner Frau mein zweitbestes Bett und Geräthschaften", — welche man schon oft als einen Ausdruck von Kälte oder Verachtung gegen sie angeführt, auf etwas ganz Anderes hinauslaufe. Es darf nämlich in Bezug auf dieses scheinbar ärmliche Legat nicht außer Acht gelassen werden, daß Anna Hathaway beim Tode ihres Vaters, eines angesehenen Yeoman von Shottery (einem Dorfe in der Nähe von Stratford), reichlich war bedacht worden. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich mir Shakespeare's so liebevolle Fürsorge bei dem Verwächtnisse an seine Eukelin, Susanna, und an seine geliebte Tochter Judith, welche ihm nun noch theurer werden mußte, da ihr Zwillingsbruder von frühem Tode hingerafft worden, ganz genügend erklären, ohne den leisesten Verdacht irgend eines Mißverhältnisses oder der Erkaltung gegen seine Frau, selbst wenn er derselben gar keine Erwähnung im Testamente gethan. Wie aber die Sachen wirklich lagen, seh' ich in jener Einschaltung gerade einen besonderen Beweis für das Gegentheil, — einen ausdrücklichen, und zwar unverdienten Selbstvorwurf, — eine Mahnung an sich selbst in einem Falle, wo er sich eben nicht anzumahnen nöthig hatte. Und warum spielt denn Herr Malone so bissig auf das „zweitbeste Bett" an? Wie kommt er doch darauf, dies als ein Zeugniß von Verachtung und Geringschätzung hervorheben — als sey es Shakespeare's Wunsch gewesen, der Mutter seiner Kinder das Ehebettendstück uns seinem Besitzstande zu hinterlassen? — Ich möchte den Leser lieber dahin vermögen, mit mir diesen scheinbaren Vorwurf als ein Zeichen der Zärtlichkeit und liebevollen Angedenkens zu betrachten. Vielleicht knüpften sich an dies „zweitbeste Bett" theurere Erinnerungen, als an das erstbeste.

Regende in Shakespeare's Leben tritt uns Erkaltung oder Gleichgültigkeit gegen alte Verbindungen entgegen, wie sehr auch diese durch Zeit oder Umstände zu Interessen verloren haben mochten. Er ließ seinen Geburtsort nicht unbesucht; als Jahre pflegte er einmal in seine Vaterstadt zu kommen, wie Aubrey sagt; und es steht fest, daß er, „als er sein Tagewerk völlig vollbracht", sich eine unabhängige Stellung und zugleich einen ausserdrichen Namen errungen hatte, nach Stratford sich zurückzogegen, — um beide ungeschlet zu genießen, und das Leben, wie er es begonnen, zu enden — an den sanft murmelnden Wellen des Avon.

Ich habe diese Einzelnheiten und diese Familien-Verhältnisse aus einem dem Leser hoffentlich bald einlauchenden Grunde hervor. Ist er so weit mit mir einverstanden, so wird er auch wohl nicht anstehen, die Einschränkung gelten zu lassen, die ich machen will. Die Wendungen, welche ein Herz, wie Shakespeare's, nimmt, müssen mit seinem zarten Taktsinn versorgt werden. Vorausgesetzt, daß er mit Anna Hathaway in vertrautlicher Beziehung geblieben, — leuchtet es dennoch ein, daß ihre Liebe nicht mehr von der Art seyn konnte, seiner Phantasie, die eben erst in ihrer vollen Gewalt aufgewacht war, Schwsucht und Verlangen einflößen zu können. Er war noch ein Jüngling, als er sie heirathete, sie schon eine Frau. Damals hatte seine Sinnlichkeit vor seiner Phantasie den Vorsprung; so mußte also eine Zeit kommen, wo diese an die Stelle jener trat, und seinen Willen mächtigte, gegen sich selbst Partei zu nehmen; wo diese Phantasie Leidenschaften in ihm aufregte, die er, wie er ihnen auch immer fein seyn mochte, doch wohl nicht gern würde aufgegeben haben, und die, wie sehr auch seine Ruhe unterzgraben und seine Unternehmungen störend, nicht minder theuer seinen Herzen blieben, als die Hoffnung und die Freude, welche sie dafür bereit hatten, um der Sorge und dem Ersehnen den Platz einzuräumen. Da Anna Hathaway ihm an der Thüre ihres Hauses zu Stratford, als er daselbst zum ersten Male verließ, um sich in den Strom des Lebens zu stürzen, Lebewohl sagte, mußte sie wohl fühlen, daß Umstände manchen Wechsel in ihre Beziehung zu einander bringen würden; daß die Gefühle, die sie für ihn hegte, kaum eine vollkommene Sympathie von seiner Seite hoffen durften; daß ihr Freundenthum — wenn sie dieses Freude je empfunden — zu Ende war, und daß sie eben in jenem Augenblicke auf eine freiwillige Trennung hatte antragen können, wie Isabella in ihren Worten an Brachiano:

„Herr, laßt mich nur einen Kuß von Euch noch leiben —
Es ist das letzte Zeichen meiner Liebe!"

Es ist unwahrscheinlich, daß sie ihm je angehoren; ihm nach London zu folgen, und es ist gewiß, daß sie nie dahin gekommen ist. Sie blieb in ihrer Heimath, und tröstete sich mit ihren Kindern, damit beschäftigt, wie wir wohl voraussetzen dürfen, in ihnen allein ihres Vaters Besitz zu genießen, und von der Erfüllung der Hoffnungen, wie sie ihr wohl ahnungsvoll schon im Gemüthe aufgedämmert waren, ruhig das Beste für ihre Lage zu erwarten, und sich mittlerweile nederzeugend, ihm bei seiner Rückkunft ganz anders als früher entgegenzutreten, aber ihm doch mit Herzlichkeit und wie einem Fremden zu begegnen.

Wir haben bereits Shakespeare nach London begleitet. Wir haben bereits die Herrlichkeit gesehen, die ihm dort ward, und die liebenswürdige Aufmerksamkeit, mit welcher er sie trug; wie er sich auf alle Sterne des Globe gesetzt, haben mit ihm in der Mermaid gezessen, und auch einen Blick in die Einsamkeit seiner Wohnung geworfen. — Haben sich nun jene Verahnungen, wie wir sie in das Gemüth Anna Hathaway's hineingetragen, wirklich erfüllt? Das wollen wir jetzt zeigen. — Ich sage ihm jetzt in die geheimsten Winkel seines Herzens, durch alle Tiefen seines Geistes hyin' ich ihm nach; jeden Schlag seines Herzens, der noch jetzt sichtbar und hörbar, zähl ich. Er, den man nur als den Maler der Leidenschaften als Meister und Menschen kennt, er soll jetzt seine eigenen darstellen; er, dessen Geist über der Welt stand, mit seinem Zauberblick in alle Tiefen schauend, dem alle Mysterien und Wirren des Menschenherzens offenbar waren, — der mit einem einzigen Worte das dunkle Schaffen des menschlichen Herzens auf den lichten Tag brachte — er soll selbst in seinem Privatleben sich uns darstellen und erscheinen, „von Ohnmacht sicherwältigt", von der Macht unbeschreiblicher Gefühle und Leidenschaften, hilflos unter ihrer Herrschaft, schwach und ohne Kraft wie Einer von uns; laßt uns ihn aber nicht deshalb weniger lieben, sondern nur desto mehr. Wenn wir mit ihm durch alle die Kämpfe hindurchgegangen, welche zu bestehen der Mensch einmal berufen scheint, so darf er uns darum nicht als ein minder mächtiger Meister erscheinen, oder als ein minder heilsamer Lehrer; er hat dann nur ein noch höheres Recht errungen, uns zu seinen ewigen Lehren zu führen und zu der großen Welt seiner unvergänglichen Gedanken, und durch sie in den Hafen, in dem wir so gern bleiben möchten, dies Mittelgebiet zwischen Gefühl und Einsicht, den breiten Armen der Humanität!

Shakespeare war noch nicht lang in London, als er bereits verurtheilt war, mit unrnhiger Feder sich Geheimnisse zu offenbaren, wie in folgenden Versen:

Two loves I have, of comfort and despair,
Which, like two spirits, do suggest me still;

*) Vgl. Nr. 29 des Magazins.

Digitized by Google

The heiter angel is a man right fair,
The worser spirit a woman coloured ill.*)

Diese beiden Minnen und die mit ihnen zusammenhängenden Umstände will ich jetzt beschreiben. Vor Allem hab ich zu erinnern, daß die Kunde meiner Bekehrung die Sonnette Shakespeare's sind. Die mitgetheilenden Einzelnheiten sind alle aus einer genauen Betrachtung und sorgsamen wiederholten Lektüre der sämmtlichen Sonnette geflossen. Ich habe sie nicht aus Geratheswohl aufgeschlagen, und einmal hier, ein andermal da gelesen, wie es der Zufall fügte; — so oft ich in dieser Weise las, entstund' ich mich, sie immer unbefriedigt und ungewiß, ohne eine bestimmte Ansicht von ihrem Inhalte und ihrer Absicht wieder bei Seite gelegt zu haben. In dieser Art muß sie auch wohl Hr. Hazlitt betrachtet haben, da dieser feinsinnigste der Kritiker in einem seiner meisterhaften Werke, die gewiß so lange dauern werden, als die unsterblichen Gegenstände, deren Behandlung sie gewidmet sind, — äußert, er habe in Bezug auf den eigenthümlich letzten Zweck in den Gedichten andere Hand noch Fuß finden können. Auch dem Verfasser dieses Aufsatzes ist es nicht anders ergangen, bevor er wiederholentlich den ganzen Band von Anfang zu Ende durchgelesen, und die heilsvolle verkehrte Ordnung, oder vielmehr Unordnung, entdeckt hatte, in welcher sie der Drucker durch einander geworfen. Die Umstände, die bei ihrer Veröffentlichung obwalteten, sind wie bereits im Früheren Erwähnung gethan, erklären dies hinlänglich und nach dem, was wir oben über die Ausiegee in Rücksicht auf die Sonnette gesagt, ist es nicht mehr nöthig, daß wir die Ursachen von ihrer Unvollendet erklären. Wenn der Beweis, den ich geliefert, daß nämlich die Kommentatoren nicht einmal daßjenige gelesen, worüber sie die feinsichen Aussprüche verneh men lassen, gar nicht überhanden war, so würde schon der einfache Behauptung, daß die ersten hundertsechsundzwanzig Sonnette sämmtlich an einen Mann gerichtet sind, den' schlagendsten Beweis liefern. Ein Freund von mir hat sogar behauptet, daß diese Herren bei ihrer Behandlung der Shakespeareschen Sonnette eine ganz besondere Absicht gehabt, — nämlich der, den Leser, so gut sie nur immer konnten, von der Unterschuchung und Verstehen derselben abzuhalten. Vielleicht ist diese Ansicht ganz richtig; denn so wenig ich begreifen kann, wie eine Untersuchung solcher Beleuchtungsmittel, wie die Shakespearschen, abgewehrt werden soll, so leicht kann ich mich in die Kommentatoren hineindenken, warum sie dies gemeint. Vorurtheilsvolles Wissen ist gefährlicher, als gänzliches Nichtwissen, und es ist nicht zu verkennen, daß unsere Kenntniß der Mysterium bleibe, als daß es nur bald durchdrungen werde. Dazu kommen die Verschiedenheiten der gemüthlichen Beschaffenheit der Menschen. Während der nachsichtige Leser Weisheit und Leutseligkeit aus der Erinnerung an leidenschaftliche Ergebnisse kennt, schreit die Narrheit und die Heuchelei: „Hier stecken wie uns!"

Indem wir diese Sonnette Shakespeare's darstellen, müssen wir darauf dringen, daß der Leser die Eigenthümlichkeit seines Charakters stets im Auge behalte. Wir haben diesen bereits zu zeichnen versucht, und haben hier nur noch einmal die einfame Stellung in's Gedächtniß zurückzurufen, in der er sich befand, die ihn mit Nichts in Beziehung setzte, daß er sich seines persönlichen Daseins und innigen Verwebens nicht erfreuen hatte. Welch ein Mangel für ihn! Denket ihr euch, die Brust von so herrlichen Bildern geschwellt, wie sein Horatio, und habet muß er sein alltägliches Leben verbringen, ohne daß ein Schatten ihrer Schönheit darauf fällt, ihn zu freuen oder zu ermuthigen! Dauerte dieser Zustand fort, so mußte ihm das Leben unerträglich werden! Ein Mann von Genie, dem das Selbstbewußtsein und die Liebung seiner Kraft zugleich auch das äußerste Selbstgefühl seines Abvermögens und seiner Leistungen gegeben, wird kaum das Bedürfniß fühlen, oder es auch nur für möglich erachten, einen Theil seines Herzens auf die Zuneigung zu einem anderen zu wenden; aber Shakespeare, dessen Geist adumbrirend war, dessen Schöpfungen so mannigfach sind, als die Geschöpfe der Welt, der durch all' die Fülle unerkannter Sphären hindurchdringt, der die tiefinnerlichen Regungen des Gemüthes abschattet, — der mußte es als schicksalsvolle, unendliche Nothwendigkeit fühlen, sein Herz an die Wesen der wirklichen Welt zu knüpfen, und so seine individuellen Empfindungen und Gefühle, die ihn bei all' seiner Macht über die Welt doch gefangen hielten, zu befreiedigen; bei allen geistigen Triumphen, zu denen sie beitrugen, wollten sie sich doch entladen und fanden keinen Ausweg.

Daher mußte er vor Allem nach einem Freunde umherschauen. Es lag ein wunderbares Zeugniß für sein sanftes Herz und seinen feinen Sinn ab, daß er sie seinen Freundschafts-Drang einen Jünglinge erfaßt, an welchem, da er ihn zuerst erblickte, ihm Alles unbekannt war, seine Tugend angenommen und seine äußere Schönheit, — die Gewähr seiner inneren. An diesen Jüngling ist ein großer Theil der in Rede stehenden Sonnette gerichtet. Das ist die Liebe, „durch die er beglückt ist."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Mérv's Italiänische Reise.

(Schluß.)

Das goldne Zeitalter schien von den Appeninen wieder herab gestiegen zu seyn; es war aber nicht mehr das beschränkte Glück, das Hirtenleben Latiums; es war das goldne Zeitalter im seidenen Gewande, die Haare mit Edelsteinen und Perlen durchflochten, die Füße auf dem Mosaik, die Stirn in Wohlgerüchen; die schwelgende Jugend, müde von ihren

*) Zwei Minnen hab' ich, den heiterl und darbe,
Die treiben stets, zwei Geistern gleich, mich an.
Mein böse Geist, ein Weib von schlechter Farbe.
Mein guter Engel, gar ein schöner Mann!
Uebersetzung von Ad. Wagner (im Leben Shakespeare's).

Nächten, stieg hernieder von der Doppel-Terrasse des Palastes Pitti, um sich zu erfrischen, zu stärken an Palestrinas andächtigen Gesängen in der nahen Kirche dell' Annunziazione; dort fand sie andere Feste wieder, andere Düfte, andere Bilder; eine Wonne, eine Wollust, die keine Sprache beschreibt, stieg empor in dem Dampfe des Weihrauchs, in dem Gesange der Jungfrauen, aufwärts an den Schaften dieser leichten Säulen von rothem Granit, die in zwei Reihen laufen und Raum gebend einander zugewiesen stehen, das Ehrfurcht gleichsam, vor dem großen Bilde des Correggio. Die Strada Balbi schlitzte die ganze Flora ihrer edlen Frauen und Mädchen vor die Altäre von San-Sisto hin, an den Tagen der großen kirchlichen Feste aber in den Hallen von San Lorenzo, des gottlichen Domes, der ganz von weißem und schwarzem Marmor aufgeführt ist; Gott war nicht unsichtbar auf die Paläste Genuas, seine Tempel waren noch viel schöner, als seine Paläste. In den süßen linden Sommernächten steckten die Doria die Aloe ihres Hauses auf dem erleuchteten Riesenberge aus und von allen benachbarten Villen strömte man herbei, die frische liebliche Luft der See zu genießen unter den Wipfelnden der Pinien, unter den Cypressen, die sich in den Wellen des Golfs baden. Man kam vorthin von der Villa Spinola, deren prangende Feensee bekannt sind; von der Villa Pallavicini, die über Genua wie ein Vogel schwebt, von der Villa Franfoni, diesem lustigen Sitz, leicht und wollustvoll wie ein Liebesgedanke; von der Villa Lomellini, diesem Palaste an der Strada Balbi, unter die Schatten der Berge wie von Greifenbilden hinaufgetragen; von der Villa Donazzo, so anmuthig durch ihre Lage über dem Thal von Lerbino; von der Villa Negliotto, die auf ihren schönen Terrassen unter dem frischen Hauche ihrer Kastaden und Wälder in süßen Schlummer gewiegt wird. Das waren Nächte damals voll himmlischer Entzückungen und Wahnsinnes, — Nächte, deren die glücklichen Gäste ihrer Wirthe nur in dem heißen Fieberdrange empfanden, der sie der Luft entgegen trieb. Nie hat das Antlitz der Frauen, nie haben die weißen Schultern dem Atlas umfaßt, nie die Stimmen der Blust von Italiänischen Lippen, alle Sinne fühlen, freier entfesselt, als an jenen göttlichen Festen, jenen Festen unter den Lauben der Doria, am Fuße der Kypressen am Gestade jenes Meeres, das mit seinen leisen Wellen die weiße Marmor-Kolonnaden bespült.

Die Sonne sank; ich machte mich auf den Weg, aus der Stadt hinaus, hin nach dem Meer-Palast. Das Thor war offen, ich trat ein; ich durchschritt die öden Korridore, wo Bronzo bei Baja die Basreliefs verbrannt hatte, die Säulen-Hallen, die Säle, die Oede und Stille; Niemand begegnete mir, ich war wie in einem jener verwünschten Schlöffer, wo der Wanderer allein umherwandelt und die lebloſen Statuen von den Wänden auf ihn niederſehen. Die Zimmer waren im Geſchmack des ſechzehnten Jahrhunderts möblirt — ſchwere ſchwarze Lederſtühle, hohe Venetianiſche Spiegel aus ſechs Stücken, große Marmor-Kamine, Tapeten mit Portraits der Herren und Damen, wie man gerade, als ob ſo eben eine Dogen-Familie von dieſen Lehnſtühlen aufgeſtanden wäre, oder eben wieder eintreten ſollte in dieſe Säle, von einer Waſſerfluth zurückerwartet. Ich machte mir mein Allerlei von Ruhe, ſetzte mich der Reihe nach auf ſämmtliche Seſſel nieder, öffnete ein Fenſter, das die Stadt und das Meer überſah, nahm die Portraits herunter, um ſie nach Beſallen in die Nähe zu betrachten; ich wandelte vor den Kaminen auf und ab, ſang Carlen's Statuen die Barcarole aus der Stummen vor, kurz, beteuq mich, als wär' ich der Herr vom Hauſe, nahm Beſitz und Stellung der Dogen an, und das Alles ganz unverhohlen; Niemand ließ ſich ſehen. Wenn ich in Genua bete, ſo würde ich mich in dem Palaſt Doria aufhalten, damit er doch endlich wieder zu einem Bewohner käme.

Ich ſtieg in den Garten hinunter: dieſelbe Oede, dieſelbe Stille; eines der ſchönſten Bilder, die ich in meinem Leben geſehen, bot ſich meinen Augen dar. Es gibt nichts Reizenderes, als die Terraſſe des Palaſtes Doria. Man mache aus allen Claude Lorrain's, die im Louvre hangen, ein einziges Bild, und man hat die Stizze zu dieſem wunderbaren Gemälde. Erſt der Palaſt ſelbſt, Alles aus Marmor verſchwenderiſch aufgeführt, Säulen, Treppen, Portiken — der Garten mit ſchattigen Citronen- und Orangen-Alleen, aber langen luftigen Weinlauben, die die beiden Straßen des Tages auf ihren durchſichtigen Laube lind und mild, des Nachts gangen links die ſonnige Straße mit ihren Werbern, die eben ſo bevölkert ſind, wie ihre Straßen; an der äußerſten Spitze erblickt man auf einer Anhöhe den Dom der Kirche von Carignan, dieſer Sankt Peterskirche im Kleinen; ihre Kuppel kehnt würdig die heilige Sebaſtian von Puget, ſchön wie eine Antike. Vor uns das Meer, das nahere, wirkliche, das Miniaturländchen Meer, die große Straße nach Neapel und Sicilien, bewegt und ruhig zugleich, o, es hat eine Stimme, eine Seele, eine Melodie, ſo ſtömt es in den Hafen ein, ſeine Wogen neigend und beugend vor dem Leuchtthurm, als wenn es den koloſſalen Beſchützer der Schiffe begrüßen wollte.

Ich ſtand verſunken im Anblick dieſes Gemäldes, als eine Stimme hinter mir einige Worte murmelte; ich wandte mich um und gewahrte eine alte Frau, die, gegen eine Säule der Terraſſe gelehnt, an der Erde ſaß; ihre Tochter, in Lumpen gekleidet, ſchlief auf ihren Knieen. — „Was macht Ihr da, arme Frau?" redete ich ſie an. — „Ach!" antwortete ſie mir lächelnd, „ich trinke die Sonne!" — „Ihr arbeitet alſo nicht, um Euren Unterhalt zu finden?" — „Nein, mein Herr, ich lebe von Almoſen; für heut iſt mein Tagewerk zu Ende und ich ruhe aus." — „Und was morgen?" — „Morgen wird wie die heilige Jungfrau eben ſo viel an der Thür der Kirche della Conſolazione geben." — „So habt Ihr alſo immer Euer täglich Brod?" — „Immer." — „Ihr ſeid alſo glücklich?" — „Ja." — „Und wer das Euch erlaubt, hier hereinzukommen?" — „Niemand, es iſt offen für Jeden."

Das junge Mädchen erwachte; ſie ſtrich ſich die prachtvollen ſchwarzen Haare aus der Stirn, die über ihre Schultern herabfielen, und ließ mich ein Antlitz von hinreißender Schönheit ſehen. Mein Freund und Reiſegefährte trat in dieſem Augenblicke zu mir; wenn ich

mich nicht auf das Zeugnis dieses Augenzeugen berufen könnte, so möchte ich gegenwärtig versucht seyn zu glauben, die Begegnung dieses armen und so schönen Mädchens sey nur eine Vision gewesen, ein Traumbild, das die Phantasie dem Wanderer vorgaukelt. Ach! es war die reine blaue Wirklichkeit! Der seltsamste Zufall von der Welt hatte hier eine sinnvolle Allegorie in leibhafter Gestalt vor mein Auge geführt: das Schönste und Süsseste unter der Sonne — in Lumpen gehüllt ... Genua!

II. Livorno. — Das Arnothal.

Wenn es in Italien kein Livorno gäbe, so müßte man eines erbauen. Es ist die neutralisirende Stadt, wo man wieder ruhig Athem schöpfen und sich erholen kann — sie ist mit einem Foyer des Theaters vergleichbar, in den man sich im Zwischenakte eines ergreifenden siederhaften Dramas begiebt, um wieder auf einige Momente ins wirkliche Leben zurückgeführt zu werden. Livorno, wie alle andere Handelsstädte, hat nichts aufzuweisen, als gerade Straßen und eine thätige Bevölkerung, ein Comtoir-Geschlecht. Es ist eine ganz charmante Stadt, in der unsere menschliche Eigenliebe von Nichts, von gar Nichts gekränkt wird; man hat dort nicht nöthig, vor Monumenten still zu stehen, die uns in ihrer Bedeutsamkeit erniedrigen, oder zu verehren um seinen Nebenmenschen vor ihnen zu erheben, von der Bewunderung der Jahrhunderte gekrönten Namen. Die große Straße ist eine fortlaufende immer rege Börse, wo Jeder seine Geschäfte macht, vom stolzen Millionair, den man am Gefolge seiner Kitteren erkennt, bis zum armseligen Hausirer herunter, der seinen Kram unterm Arm trägt. Alle Sprachen der Welt drummen und schwirren in dieser Straße durch einander, man hat hier nicht mehr Ursach, sich in Italien zu glauben, als in irgent einem anderen Lande. Aber man nähere sich dem großen Platze, wo das Gewühl des Handels ausbebet. Aus Tostanischem Munde schallen uns Namen in's Ohr, bei denen unser Herz vor Freuden laut zu schlagen beginnt. Sämmtliche Kunstgüter der Cascinen, so wie die der Kirchen, sie können erkennen, schreien Einem im Ebore entgegen: Pisa, Pisa! Firenze, Firenze! Die beiden berrlichen Städte sind ganz in der Nähe. Man wird sich nicht leicht entschließen können, in Livorne zu schlafen, sobald man erfährt, daß ein leichter Calessine uns in wenigen Stunden durch eine Reihe von Englischen Garten nach Florenz bringt.

Also nach Florenz! Die Pferde stürmen hin wie der Wind, als spornte sie die Sehnsucht zu ihren Weidern von Jedzma von Bologna auf dem Platz des alten Palastes. Der Weg ist ganz entzückend. Florenz durchaus würdig; diese anmuthige Name steht aller Orten geschrieben und eingeprägt auf denselben, und es hätte nicht erst der Weissagung bedarft, um den Namen Florenz, die Lustschaft ist breiter, klar harmonisch, wie ein Gesang der Georgika. Ueberall rauschen Pappel und Eiche, Rebe und Alme in Tönen voller Melodie, wie die Daktylen des Dichters; die Dörfer sind lieblich und süß für das Auge, lieblich und süß für die Lippen ihre Namen: Biarelle, Pian di Pisa, Cascbina, Ponte d'Era, Empoli. Ein wenig Sehnsucht weht um diese ländlichen Namen, wie Hirten-Flöten sie, seinen Liebesgram klagen sie mit Schatten und Blumen. Ein Gott hat ihnen auch diese süße Rube gegönnt zu diesen schönen Gärten, in denen sie liegen und die ehemals der Bürgerstreg verwüstete. Die Juden der Spanier hatten nicht mehr wieder an den Mauern von Pian di Pisa; jetzt kommt kein Dichter wie Dante nach Empoli, seinen Verbannungsstab in der Hand, sich zwischen die Pisaner und Florentiner zu werfen und ihnen zuzurufen: „Wehin eilt ihr, Bürger!“ Friede ist in Pisa, Friede ist in Florenz. Die beiden Nebenbuhlerinnen halten sich umarmt und pflegen ihre Gärten. Sie haben endlich das Leben verstanden, diese beiden glücklichen Städte; sie singen, sie lieben, sie schlafen; sie haben die tragischen Erschütterungen, das Wüten überlassen, die in Nebelnacht und Winterfrost gebunden liegen.

Wenn man aus Ponte d'Era hinaus kommt, so erblickt man zur Linken einen köstlichen Strom, der seinen Namen auf dem weichen Gewoge seiner Wellen in Azur geschrieben trägt, den Arno; das Herz schlägt einem vor Freuden, wenn man diesen Namen nennen hört. Man kommt an dem Kloster San-Romano vorbei, dessen Marmorfaçade zwischen großen Eichen hervorleuchtet, die den glücklichen Franziskanern kühlen Schatten spenden; man kommt nach Empoli, kauft nach dem prachtvollen Springbrunnen hin, dem Brunnen eines deutschen Dichters? Wie vieler Blumenpraths-Versammlungen würde es bei uns bedürfen, um den deutschen Frauenfleiß einem ähnlichen Denkmal zu geben! Empoli ist die Pforte des Arnothales.

Rühren hat sich in Versen ergossen, dies Thal und die jungen Mädchen zu besingen, die es bewohnen. Ich verzichte ihm seinen Ruhmgalle; die Dichter haben diesmalen Recht. Von Sternen im Arnothale weiß ich nichts, aber das muß wohl sein, da' ich erfahren, daß hier hat die Natur auf Bitzung und Compostition einer Landschaft so viele Sorgfalt verwandt, nie mit so reizender Genauigkeit ihre Lichteffekte, ihre durchsichtigen Tinten, ihre goldenwellten Herzgeute, ihre klaren Hilgel, die sich in sanften Wellenlinien in der Bläue des weiten Himmels dahinziehen, zu einem schönen Ganzen vereint. Der Arno strömt durch das Thal; er ist ruhig, wie ein Bassin, das sich in unendliche Ferne erstreckt. Pinienwaldungen voll köstlichsten Grün schmiegen von allen Hügeln herniederzuflossen wie zum Bade in seiner Fluth. Toskanische Villen, Klöster hoch in der Luft tauchen hier und dort auf vor den Blicken des Reisenden, mitten in einem Garten wie ein Liebestraum, oder auf dem Gipfel einer Berges wie ein Sommerlagerzelt. Hier ist es, wo die jungen Landmädchen ihre Strohgeflechte verfertigen, die alle Pöste die Damen Europas schirmen und schmücken. Fein und zumathig sind diese Arbeiterinnen, und Nichts an ihnen verräth ihren bäurischen Ursprung; ihre Finger haben nie das Land gebaut, nie die Rebe, um die Ulme gewunden; sie sind so zart wie es ihre Arbeit erfordert. Diese schönen Thal ist wie ein Opferheerd, das die Natur gegründet, wie ein blühender Beudeir, wo junge Frauen zu ihrem Zeitvertreibe feine Strohgeflechte zu arbeiten scheinen. Ich wüßte nichts Reizenderes, die Landschaft zu beleben. Wenn man die Schwestern dieser jungen Mädchen von Empoli finden will, so muß man in die schönen Tage Theokrits und der Arkadischen Gefilde zurückgehen, wo die Götter selber sich ihre Gebieterinnen aus den ländlichen Familien des Peneus und Eurotas wählten; — zu Zeiten muß man seine Zuflucht nehmen, um etwas zu haben, was man der Wirklichkeit von Empoli an die Seite stellen kann.

Solcher Art ist der Weg, der nach Florenz führt und nirgends anders wohin führen kann; ein liebliches von Hügeln umkränztes Thal, Villen in Baldamdüften, die den Reisenden mit ihren grünen Jalousieen anlächeln, der klare rubige Strom, junge Mädchen, wie lebendige Blumen umbergeflemt auf den langen Wiesen des Arno, eine himmlische Landschaft, belebt durch ferne Gesänge, durch das Geläute der Glocken aus der Luft, durch die Töne der berühmten Mandolinen; Heiterkeit auf der Erde, und oben am Himmel reiner Aether, so weit das Auge reicht. Florenz tritt hervor. Man rollt aus dem Thale hinaus; blaue Berge umgürten den weiten Horizont, bilden gleichsam die Krone von Florenz. Die Häuser der Stadt sind nur erst sehr undeutlich zu sehen, aber die Thürme, die Dome, die Kuppeln erheben sich über die Bäume der Gärten, und erklingen den Fremden schon von fern die Stadt der großen Gebäude, die Königin und Mutter der schönen Künste. Noch einige Hufschläge der Pferde und man hält am Fallgatter des Thurmes des Michel Angelo. Begrüßt das goldne Schild im rothen Felde das über dem Stadtthor prangt; es ist das Wappen der Medicäer.

Ostindien.

Goa.

Von Goa, einst der blühenden Hauptstadt des Portugiesischen Indiens, jetzt einsam und verfallen, ruhmlos und mit Gras bewachsen, findet sich die erste Nachricht bei dem Persischen Autor Ferischta, vom Jahre 1374, zu welcher Zeit es ein Sultan der Dekan, der den Königen von Kunzundi oder Bischanagor gehörte. Damals waren saft nur Hindus bessen Bewohner. Muslim-oh-Lutsha Ebersicha Dschian, Beste Wahomed des Dekans, des 13ten Wahomedanischen Kaiserreichs Decan, nahm die Insel im Jahre 1469, und sie verblieb den Muselmännern, bis der große Portugiesische Seefahrer, Alphonso de Albuquerque, über Eroberung im Jahre 1510 unternahm. Am 7. Februar des genannten Jahres lief er mit seiner Flotte in die Rhede ein, überraschte die Besatzung und nachdem sich zum Herrn der Stadt. Die Portugiesen machten von Besitzthum von Besitzthum von Bischofsur angegriffen und zum Rückzuge nach den Schiffen gezwungen; aber Albuquerque eroberte am 25. November 1510 den Ort zum zweiten Mal, und da dieser Tag im Römischen Kalender der heiligen Katharina (aus Alexandrien) gewidmet ist, so ward diese die Schutzpatronin der Stadt, die seitdem den Portugiesen verblieben und die Hauptstadt ihrer Besitzungen in Ostindien geworden ist. Albuquerque hielt die Festungswerke ausbessern, und verschönerte die Stadt durch die Aufführung von Palästen und Kirchen. Goa blühte bis zum Jahre 1570, zu welcher Periode es den Gipfel von Macht und Glanz erreichte. In dem genannten Jahre wurde die Stadt von einer heftigen Pestseuche auf das Schrecklichste heimgesucht, worin viele Einwohner starben, und das nächstfolgende Jahr erlitt es eine schwere Belagerung von Ali, dem 31en Könige von Bischapur, der jedoch den Rückzug antreten mußte. Damals hatte Goa, außer den Vorstädten, einen Umfang von dreitehalb Stunden, und einen Flächeninhalt von dem neunten Theile einer Deutschen Landratsmeile, selbst sehr schöne Gebäude, von denen der Palast von Adyrgo, erbrannt in Trümmern, allein sich noch erhalten hat. Sein Basar und seine Kaufmannsladen waren berühmt, und die Bevölkerung betrug 200,000 Seelen, wovon drei Theile Christen und ein Theil Hindus und Mosslims waren. Man zählte daselbst nur fünf Mönchsklöster, von welchen zwei den Jesuiten gehörten, die eine einzige Nonnenkloster, so schwer wurde es den Mädchen zu Goa, der Liebe zu entsagen.

Im Jahre 1603 blokirten die Holländer mit einer Flotte den Ort, mußten aber bald abziehen. Allein seit dieser Zeit begann die Macht der Portugiesen im Osten zu sinken; die Holländer fingen an, sich des Oestindischen Handels zu bemächtigen, worin sie Jahrhin den Briten weichen mußten. Anfänglich war Goa nicht sehr ungesund, als aber die Portugiesen i. J. 1643 wiederum blokirt wurden und Ceylon und Malacca verloren, war ihr Loos gefallen, und niemals konnten sie sich von diesen Schlägen erholen. Tavernier erzählt, daß zwischen seinem ersten und zweiten Besuche, 1642 und 1648, eine so große Veränderung stattgefunden, daß Niemand sie wieder erkannte. Seiner zweiten Reise zum Zeitvertlandte herabgekommen waren, und selbst Damen hatten, um nur zu leben, ihre Reize preisgegeben. Der Verfall nahm zu, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erklärte der Jesuit Antonio de Souza, daß Goa von einer Kaiserlichen Hauptstadt zur bloßen Hauptstadt eines elenden Gebietes zusammengeschrumpft sey. Wegen der Malaria hatten mehrere reiche Einwohner sich auf ihre Güter in den Provinzen zurückzegogen und der Ort war bald verödet. In den Jahren 1737 und 1739 wäre die Herrschaft der Portugiesen beinahe gänzlich vernichtet worden. Die Mahratten thaten einen Einfall in die Provinzen von Goa, nahmen Salsette und Bassin bei Bombay, und bätten, wären die Briten nicht gewesen, die Portugiesen wohl ganz aus Hindostan gejagt. Indessen wurde i. J. 1739 ein Frieden zwischen dem Vice-König von Goa und dem Peischwa geschlossen, und seitdem hatten die Portugiesen keine Veranlassung, Krieg zu führen.

Die Stadt Goa verfiel immer mehr; allein die Provinzen boben sich nach jenem Friedensschlusse, und das Dorf Pangi klag durch den Umstand, daß es der Aufenthalt des Vice-Königs wurde. Jetzt ist Pangi die Neue Stadt von Goa, liegt dreiviertel Stunden Meges nahe

Digitized by Google

zur Küste, als die Stadt Goa, die gewöhnlich Alt-Goa heißt, und gegenwärtig ganz verlassen ist, das auf die wenigen Personen, die zu den religiösen Gebäuden gehören, welche die ältesten Leute, die ich gesprochen habe, sich nicht erinnern, in einem bessern Zustande gekannt zu haben, als derjenige ist, worin sie sich jetzt befinden. Der Palast des Vice-Königs hat sein Dach; der Bogen von Albuquerque drohet den Einsturz; die Hospitäler, die Kasernen und das Zollhaus liegen in Trümmern; die Straßen sind durch Schutthaufen unzugänglich und der Aufenthalt der Schakals. Mehrere Kirchen sind ganz verlassen, andere verfallen beinahe; das prächtige Kloster St. Teresa ist ein ungeheuerlicher Trümmerhaufen. Nur wenige religiöse Gebäude haben den Verwüstungen der Zeit widerstanden, und die Glocke von Sehr als einem Thurme herbreitet noch ihre tönenden Klänge. Am besten erhalten ist das Dominikaner-Kloster nebst Kirche, wie seinen 700 Fuß langen Gallerien, seinen tausend Bildnissen und selssam überwölbter Kanzel; ferner die Kathedral-Kirche, in welcher täglich Gottesdienst ist, und bei der mehr als dreißig Priester angestellt sind; die Kirche und das Kloster der Augustiner, so wie die Kirche und das Kloster Bom-Jesus, einst das Prachte Hauptquartier der Jesuiten. Außerdem befinden sich in gutem Stande ein Franziskaner-Kloster, die Kirche der Cajetaner, ehemals die Vice-Königliche Kapelle, die nach dem Modell der Peterskirche in Rom gebaut ist, das Nonnenkloster der heiligen Monika und das Seminarhaus. Unmittelbar diesem gegenüber stand ehedem das Haus der Inquisition, wovon deren Thaten ich schaudererregende Geschichten höre; jetzt ist es verdientermaßen ein Schutthaufen. Wenige elende Hütten stehen an einzelnen Stellen, aber die ganze Bevölkerung, einschließlich der Geistlichen und ihre Diener, beträgt auf dem Raume, den einst die alte Stadt einnahm, nur einige Hundert.

An der Kirche des heiligen Cajetan ist die reine Zeichnung und die korrekte Ausführung bewundernswerth, an der Dominikaner- und der Kathedral-Kirche die Größe der Raumverhältnisse, an der Augustiner-Kirche die Pracht im Innern. Aber die meiste Wirkung auf das Gemüth macht die Kirche Bom-Jesus, wofelbst die Ueberreste des heiligen Xaver in einem Schrank von Ebenholz und Silber aufbewahrt werden, einem Fußgestelle von Italienischem Marmor, an welchem in Bronze die Pilgerfahrten des Heiligen dargestellt sind, errichtet ist. Xaver starb im Jahre 1552 auf der Insel Sancian an der Küste von China. Man brachte seine Leiche nach Malacca, von wo sie 1554 mit großer Feierlichkeit nach Goa abgeführt und in dem Paulo-Kollegium beigesetzt wurde. Dort soll sie mehrere Jahre, bekleidet und erhoben, den Anschauen der Besucher ausgestellt gewesen sein. Im Jahre 1584 wurde sie nach ihrem gegenwärtigen Ruhepläze in der Bom-Jesus-Kirche gebracht, und von Zeit zu Zeit ausgestellt, das letzte Mal im Jahre 1782. Da verschied man sie in seinen schönen Schrank mit den Schlüsseln, von denen der Erzbischof einen, ein anderer Vice-Königen, der wahrt, der dritte ist im Besitz des Kapitels. In dieser Kirche ruhen viele von den wegen Heldenmuthes oder Glaubensstärke berühmten Vice-Königen, Erzbischöfen und Offizieren; sie sind alle unterhalb des Pfasters eingesargt, und eine einfache marmorne oder eherne Platte verkündet, wer darunter ruht.

Wenn ein neuer Gouverneur ankommt, so begiebt er sich in großem Staate in die genannte Kirche, und übereicht dem Heiligen einen Stab, wesür er von dem Erzbischofe einen andern erhält. Dies nennt man von dem Heiligen das Amt erhalten. Der Körper der heiligen Paulina befindet sich, nach dem Volksglauben, gleichfalls dort in wohlerhaltenem Zustande. Zuvor soll sie sehr schön gewesen sein, ist aber jetzt sehr verunstaltet, fabrizirt und das Gang eine Porzpreigelung der Mönche. In dem Klima von Goa kann kein menschlicher Körper Jahrhunderte unverwest bleiben. Unter den tausend Gemälden, mit denen die Wände und die Altäre der Kirchen bedeckt sind, verdienen nur wenige bemerkt zu werden; die meisten sind wahre Scheußlein. Besser jedoch sind die, welche die frühen Malereien der Jesuiten zieren. Besonders sind einige Italienische und die schönsten in Goa. Die Becken mit dem Weihwasser sind aus Italienischem Alabaster und überaus schön. Am reichsten verziert ist die Kathedrale, in welche bei feierlichen Gelegenheiten der Erzbischof den Gottesdienst versieht. Das Aeußere dieses Gebäudes ist einfach, aber es hat etwa 200 Fuß in der Länge und 80 in der Breite, eine Reihe von Kapellen zu jeder Seite ausgenommen, und wird durch zwei Reihen Pfeiler in drei Schiffe getheilt; die beiden Seiten, die mit dem Schiffe einen rechten Winkel bilden, sind 130 Fuß lang, 50 breit. Der Chor ist bloß um einige Stufen erhöht, und etwa 45 Fuß breit, das mittlere Schiff 50 Fuß hoch und wird durch Fenster aus der gewölbten Decke erleuchtet. Die Seitenschiffe sind etwas niedriger. In dieser Kirche zöhlt man nicht weniger als fünfzehn Altäre, der mittlere Altar nimmt die ganze Breite des Chors ein; die Decke ist schön gewölbt, und unter den Gemälden in den neun Nischen prangt in der Mitte die heilige Katharine, wie sie ihren eigenen Backe, einen Türken, erschlägt, weil er über ihre Verschmähung erbosten hatte; der Heiden schreckt noch das blutige Messer, während der Tode zu ihren Füßen liegt.

Gegenwärtig ist Panjai der Sitz der Regierung; es liegt an den niedrigen Klippen des Ufers. Einige Gebäude, worunter das Regierungshaus, ruhmen sich von dem Wasser der höchst aus, allein der größte Theil der Einwohner haufet in elenden Hütten, die von Stroh, mit Kokosnußbäumen bald verstreckt werden. Es giebt auf der Insel weder gebahnte Wege für den Transport, noch Pferde, Esel oder Kameele; die Waaren werden in Kubli's oder Böten fortgeschafft, die oft nach allen Richtungen fahren, und deren Ruderknechte drei bis Stunden auf eine gräulich Weise schreien. Panjai hat ungefähr neuntausend Einwohner.

Westlich von Goa ist die hübsche Vorstadt von St. Peter oder Pannelly mit etwa zehntausend Seelen, und zwischen ihr und Panjai liegt an dem Ufer des Stromes das hübsche Dorf Ribunder mit eben so großer Bevölkerung. Hier erstieren die meisten wohlhabenden Portugiesen, auch befindet sich daselbst der oberste Gerichtshof der Kolonie. Dieses Dorf ist mit Panjai durch eine sehr schöne Straße verbunden, die theils massiv, theils auf Bogen ruhend, über einen Morast und einen Strom geht, der sich hier in den Hauptfluß ergießt, und wohl das schönste Werk dieser Art ist, das man zu Indien findet. Goa, St. Peter, Ribunder und Panjai liegen sämmtlich an dem südlichen Ufer; eine halbe Stunde westlich von Panjai ist die offene Bucht, wo der Fluß in die See einmündet. Dort an dem nördlichen Ufer erhebt sich die Festung Reis mit ihren Resten furchtbar Kanonen; die Brandung an der Rhede ist ziemlich stark und zu Zeiten unsahrbar. Eine starke Stunde weiterhin liegen die beiden Seegebirge, welche den Eingang der Bucht bilden; nördlich die Festung Aguad, südlich das Kloster der Franziskaner zu Cabo, in welchem ein munterer alter Mönch wohnt. Rechts vom Kloster erstreckt sich die Kasernen und Hospitäler, welche von den Engländern erbaut und von ihren Truppen, von 1803 bis 1815, bewohnt wurden. Die Aussicht von dem Kloster aus ist prächtig. Unmittelbar der Nordseite gegenüber, an der äußersten westlichen Spitze, jenseits der Bucht, liegt Aguad mit seinen braunsockerartigen Batterieen und von Kanonen starrend, die von dem Molo an der Wasserfläche bis zu seinem höchsten Punkte hinaufreichen. Das Auge überstiegt ein kecken festigen Aler, etwa eine Stunde Wegs weit, und ruhet alsdann auf der die Rhede beherrschenden Festung Reis. Weiterhin liegt das in den Bäumen halbverstecke Pangi, neben welchem der breite Fluß sich in anmuthigen Windungen schlängelt, bis man ihn in der Ferne verliert, während im Hintergrunde die westlichen Gebirge, als ferne Gebirge, den Geschichtskreis begrenzen. Die Aussicht ist an den Felsen zu unseren Füßen reizend sich die Küste mit ihrer sandigen Bucht, an der sich die Brandung mit Getöse bricht. Das Ganze bietet eine Unzahl von Booten und Fischernachen, auch wohl Kauffahrteischiffe und eine Fregatte. Selten ist wohl eine Bucht schöner gezeichnet, als diese, und Kapitain Hagy, der sie kennt, hat sie mit Konstantinopel, einem Fußgestelle von Italienischem Marmor, an welchem in Bronze die Pilgerfahrten des Heiligen dargestellt sind, errichtet ist. Xaver starb im Jahre 1552 auf der Insel Sancian an der Küste von China. Man brachte seine Leiche nach Malacca, von wo sie 1554 mit großer Feierlichkeit nach Goa abgeführt und in dem Paulo-Kollegium beigesetzt wurde. Dort soll sie mehrere Jahre, bekleidet und erhoben, den Anschauen der Besucher ausgestellt gewesen sein. Im Jahre 1584 wurde sie nach ihrem gegenwärtigen Ruhepläze in der Bom-Jesus-Kirche gebracht, und von Zeit zu Zeit ausgestellt, das letzte Mal im Jahre 1783. Da verschied man sie in seinen schönen Schrank mit den Schlüsseln, von denen der Erzbischof einen, ein anderer Vice-Königen, der dritte ist im Besitz des Kapitels. In dieser Kirche ruhen viele von den wegen Heldenmuthes oder Glaubensstärke berühmten Vice-Königen, Erzbischöfen und Offizieren; sie sind alle unterhalb des Pfasters eingesargt, und eine einfache marmorne oder eherne Platte verkündet, wer darunter ruht.

Wenn ein neuer Gouverneur ankommt, so begiebt er sich in großem Staate in die genannte Kirche, und übereicht dem Heiligen einen Stab, wesür er von dem Erzbischofe einen andern erhält. Dies nennt man von dem Heiligen das Amt erhalten. Der Körper der heiligen Paulina befindet sich, nach dem Volksglauben, gleichfalls dort in wohlerhaltenem Zustande. Zuvor soll sie sehr schön gewesen sein, ist aber jetzt sehr verunstaltet, fabrizirt und das Gang eine Porzpreigelung der Mönche. In dem Klima von Goa kann kein menschlicher Körper Jahrhunderte unverwest bleiben. Unter den tausend Gemälden, mit denen die Wände und die Altäre der Kirchen bedeckt sind, verdienen nur wenige bemerkt zu werden; die meisten sind wahre Scheußlein. Besser jedoch sind die, welche die frühen Malereien der Jesuiten zieren. Besonders sind einige Italienische und die schönsten in Goa. Die Becken mit dem Weihwasser sind aus Italienischem Alabaster und überaus schön. Am reichsten verziert ist die Kathedrale, in welche bei feierlichen Gelegenheiten der Erzbischof den Gottesdienst versieht. Das Aeußere dieses Gebäudes ist einfach, aber es hat etwa 200 Fuß in der Länge und 80 in der Breite, eine Reihe von Kapellen zu jeder Seite ausgenommen, und wird durch zwei Reihen Pfeiler in drei Schiffe getheilt; die beiden Seiten, die mit dem Schiffe einen rechten Winkel bilden, sind 130 Fuß lang, 50 breit. Der Chor ist bloß um einige Stufen erhöht, und etwa 45 Fuß breit, das mittlere Schiff 50 Fuß hoch und wird durch Fenster aus der gewölbten Decke erleuchtet. Die Seitenschiffe sind etwas niedriger. In dieser Kirche zöhlt man nicht weniger als fünfzehn Altäre, der mittlere Altar nimmt die ganze Breite des Chors ein; die Decke ist schön gewölbt, und unter den Gemälden in den neun Nischen prangt in der Mitte die heilige Katharine, wie sie ihren eigenen Backe, einen Türken, erschlägt, weil er über ihre Verschmähung erbosten hatte; der Heiden schreckt noch das blutige Messer, während der Tode zu ihren Füßen liegt.

Gegenwärtig ist Panjai der Sitz der Regierung; es liegt an den niedrigen Klippen des Ufers. Einige Gebäude, worunter das Regierungshaus, ruhmen sich von dem Wasser der höchst aus, allein der größte Theil der Einwohner haufet in elenden Hütten, die von Stroh, mit Kokosnußbäumen bald verstreckt werden. Es giebt auf der Insel weder gebahnte Wege für den Transport, noch Pferde, Esel oder Kameele; die Waaren werden in Kubli's oder Böten fortgeschafft, die oft nach allen Richtungen fahren, und deren Ruderknechte drei bis Stunden auf eine gräulich Weise schreien. Panjai hat ungefähr neuntausend Einwohner.

Westlich von Goa ist die hübsche Vorstadt von St. Peter oder

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. = 1 Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Montag den 27. April 1835.

Griechenland.

Einiges über Griechenland.

(Aus dem so eben erschienenen ersten Bande von Lamartine's Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient.)

Lakonien. — Das Griechische Meer. — Navarin. — Hydra. — Argina. — Athen und seine Alterthümer

August 1832.

Die hohen Küsten Lakoniens liegen einige Kanonenschüsse vor uns. Ein angenehmer Wind führt uns an ihnen vorüber; in majestätischer Ruhe schweben sie an uns vorbei, Meine Blicke suchen diese klassischen Zeugen der Größe Griechenlands zu erfassen, um die Erinnerungen zu beleben und festzuhalten; sie entrollen sich vor mir, wie Wogen von Stein und Erde; sie erheben sich, senken sich, gruppiren sich vor meinen Blicken, wie vor dem Geiste Ossian's die Wolken seines Nebellandes. Eine — zwei Stunden beschäftigte ich mich schweigend damit, alle diese Berge und Thäler, die wohlthuenden Namen dieses Landes des Todes vor meinen Augen und Ohren vorübergehen zu lassen. Die Gebirge, in denen der Eurotas entspringt, erstrecken ihre abgerundeten Gipfel in die Lüfte; die Steinbrüche der Sonne vergolden sie mit ihrem Glanze, wie die Spitzen eines Domes; sie erleuchten die lagernden Wolken auf ihnen, daß ihre Gipfel durchsichtig werden, wie die Luft selbst, die sie umhüllt und kaum weicht man sie kaum unterscheiden kann; man wähnt schweben, daß man mitten hindurch den Glanz einer anderen Sonne sähe, die schon untergegangen sey, oder den Widerschein einer fernen Feuersbrunst.

Einer von diesen Bergen erscheint vor uns in der Gestalt eines umgekehrten Hufeisenbandes; er scheint in der Mitte angeschnürt zu seyn, um dem Sterne des Tages einen lustigen Pfad anzuweisen, wo er in dem goldenen Dunste, der zu ihm emporsteigt, hindurchwogen könne. Die näheren Gebirgsstämme, die die Sonne bereits überstiegen hat, färben sich in rothes Violet oder in lichteres Lila; sie schimmern in einer eben so reichen Farbenpracht, als die Palette eines Malers. Jene näheren Abhöhen, die schon der Schatten des Abends bedeckt, schrinen mit dunkeln Waldungen bekleidet zu seyn, während die, an denen wir vorüberschiffen und die die Wege bespülen, bereits in Nacht getaucht sind, wo das Ringe Plichts unterscheidet, als einige Buchten, in die sich die Piratin dieser Gewässer flüchten, und vorspringende Vorgebirge, deren steile Spitzen Städte und Festungen, so wie Napoli di Malvasia, bekrönen. Diese Berge, wenn man sie von dem Verdecke eines Fahrzeuges und zu solcher Tagesstunde sieht, wo sie die Nacht mit ihren bunten Schleiern umkleidet, sind vielleicht die schönsten Erdgestalten, die meine Augen je gesehen haben; und dabei schwimmt das Schiff, sanft sich neigend, über das Meer hin, das es mit schmeichelndem Gemurmel umrauscht; die Luft ist so mild und wohlig; die Segel rauschen bei jedem Stoße des Abendwindes in so süßen Tönen. Lange Zeit und von allen Seiten habe ich die Römischen und Sabinischen Gebirge gesehen; aber die Griechischen übertreffen sie an Mannigfaltigkeit der Gestalten, an Majestät der äußeren Formen, an blendendem Glanz der Tinten; — man müßte ein Buch schreiben, um das Gemälde zu schildern, das ein einziger Blick umfaßt; aber um sie in ihrer höchsten Schönheit zu sehen, muß man sie bei sinkendem Abende sehen; dann erblickt man sie, wie in ihrer Jugend, mit Wäldern und grünen Wiesen, mit ländlichen Hütten, mit Heerden von Hirten bevölkert; die Schatten verhüllen sie, und sie haben kaum ein anderes Gewand, gleich wie auch die Geschichte des Menschen, die sie einst berühmt gemacht haben, der Nebel der Vergangenheit und des Zaubers der Entfernung bedarf, um uns anzuziehen und unsere Gedanken an sich zu locken; nichts darf man am hellen lichten Tage im Glanze der Gegenwart sehen; in dieser traurigen Welt der Gegenwart ist nur das Ideale schön, und die Täuschung ist in allen Dingen ein Element des Schönen, nur nicht bei der Jugend und der Liebe.

Einige Linues hinter dem Kap Malia (auch S. Angelo) wird das Meer wieder schöner. Leichte Griechische Fahrzeuge, ohne Deck und mit Segeln, schießen an uns in den tiefen Wogenfurchen vorüber; sie sind mit Frauen und Kindern angefüllt, die nach Hydra wollen, um dort ihre Körbe mit Melonen und Weintrauben zu verkaufen. Der leiseste Wind neigt sie so oder die Seite, daß das Meer ihre Segel badet, und sie haben Nichts, um sich gegen die Wellen zu schützen, als eine, einige Fuß hoch an dem tiefliegenden Bord aufgespannte Leinwand; oft sind sie uns durch die Wogen verdeckt; dann kommen sie wieder, wie ein leichtes Stück Holz, zum Vorschein. Welch ein Leben! und doch ist es das Leben fast aller Griechen! Ihr Element ist das Meer; sie spielen damit, wie die Kinder unserer Dörfer auf den Abhängen der Berge; die Beschäftigung des Landes selbst ist von der Natur vorgezeichnet: es ist das Meer!

Diesen Morgen wohnte ich einer Sitzung der Griechischen National-Versammlung bei. Der Sitzungs-Saal ist ein hölzerner Schuppen; die Wände und das Dach sind aus schlecht zusammengefügten Fichtenbrettern gezimmert; die Deputirten sitzen auf erhabenen Bänken um eine Tenne von Sand herum, und sprechen von ihren Plätzen. Wir setzten uns, um sie anzukommen zu sehen, auf einen Steinhaufen an der Thüre. Sie kamen nach und nach zu Pferde an, jeder, nach seiner Wichtigkeit und seinem Ansehen als Häuptling, von einer größeren oder kleineren Anzahl Soldaten begleitet; so wie sie abgestiegen waren, vereinigten sich die Palikaren in einiger Entfernung auf der den Saal umgebenden Ebene zu einzelnen Gruppen. Diese Scene gewährte das Bild eines Lagers oder einer Karawane.

Der Anblick der Deputirten ist seltsamerweise und stolz; sie reden ohne Verwirrung, ohne Unterbrechung, mit bewegter, aber fester Stimme, gemessen und ungeordnet. Es sind nicht mehr jene wilden Gestalten, die in den Straßen von Nauplion stolz einhergehen; es sind die Häupter eines Helden-Volkes, die noch die Flinte und den Säbel in den Händen halten, mit denen sie für ihre Freiheit gefochten haben, und die nun über die Mittel berathen, um den Triumph ihrer Freiheit zu sichern. Ihre Versammlung ist ein Kriegsrath.

Nichts ist einfacher und zugleich erhebender, als das Schauspiel dieser bewaffneten Nation, wie sie auf den Trümmern des Vaterlandes, in einem Bürgerkriege, der sich selbst verschlingt, berathschlagt, während die Soldaten vor der Thüre des Sitzungs-Saales ihre Waffen putzen und die Reste, ungeduldig wiehernd, nach den gewohnten Gebieg-Pfaden sich zurücksehnen. Es giebt unter diesen Häuptlingen Köpfe von bewundernswürdiger Schönheit, voll Geist und heldenmüthiger Kraft; es sind die Bewohner der Gebirge. Die handeltreibenden Griechen von den Inseln sind dagegen an ihren weichlicheren Zügen und an dem Ausdrucke der Verschlagenheit in ihren Physiognomieen leicht zu erkennen. Der Handel und der Müßiggang ihrer Städte haben ihren Geschlechtern den Adel und die Energie genommen, um ihnen dafür die Züge gewöhnlicher Gewandtheit und List, die sie begleichnen, einzudrücken.

Nachdem wir eine Zeit lang mit den Wellen gekämpft hatten, warfen wir im Angesichte eines reizenden Hügels der Insel Hydra, der den Namen der Gärten von Hydra trägt, Anker. Es war ein Tag der Ruhe auf einem immer bewegten Meere. Wir stiegen ans Land. Eine schöne Gegend, die mir noch in Griechenland gesehen hatten, empfing uns; hohe Berge beherrschen die Landschaft; an ihren Fruchtbaren Abhängen haben sie noch einige in lichtem Grün schimmernde Streeken; in sanften Wiegungen senken sie sich dann immer mehr herab und verbergen endlich ihren Fuß in Oelpflanzungen; weiterhin erstrecken sie sich in wechselnden Abhängen bis an den Kanal von Hydra, der an ihnen mit ein breiter Fluß, nicht wie ein Meer, sondern wie ein Fluß scheint. Dort ruht das Auge auf einem oder zwei Landhäusern, die mit Gärten und Baumpflanzungen umgeben sind; bebaute Felder, Gruppen von Kastanienbäumen und grünen Schten. Heerden, und einige Griechische Bauern, die im Felde arbeiten, beleben das Gemälde vor unseren Augen.

Die Stadt Hydra, welche die ganze kleine Insel dieses Namens bedeckt (?), glänzt von der andern Seite des Kanals, weiß, in lichter Gestalt, wie ein erst gestern gebauetes Zelten, den Blicken entgegen. Die Insel selbst bietet derselben nicht einen Fußbreit Erde dar; Alles ist Stein und Felsen; die Stadt besteht Alles (?); die Gebäude erheben sich über einander und bilden so jenen Zuschauerort der Freiheit und des Handels, der Thätigkeit und des Reichthums der Griechen unter der Herrschaft der Türken. Man kann in der That die in vor oder abnehmende Civilisation einer Nation nach der Lage ihrer Städte und Dörfer bemessen; wenn Sicherheit und Unabhängigkeit zunimmt, dann steigen die Städte von den Bergen zu den Ufern herab, während sie, wenn die Tyrannei und die Gesetzlosigkeit um sich greift, auf die Berge hinaufsteigen oder auf die Klippen sich flüchten. Im Mittelalter waren die Städte in Italien, am Rhein, in Frankreich Adlernester auf den Spitzen unzugänglicher Felsen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

(Schluß.)

Es ist die Klugheit des Genies, daß es allen Gegenständen, welche es seines Umganges würdigt, Leben giebt, im Guten oder Bösen. Jener Jüngling, dessen Namen wir nicht kennen, und den wir nicht einmal errathen können, ist deunoch unsterblich:

„Gainst death and all-oblivious enmity,
Shall you pace forth“, —

heißt es in einem der an ihn gerichteten Sonnette; und es ist so geschehen! Er war der Freund Shakespeare's, und muß mit dem Namen Shakespeare's für alle Zeiten verbunden. Jede Regung in dem Herzen des Dichters schlitterte er vor diesem Jünglinge aus; die gediegensten und tiefgeläutertsten Empfindungen, oft die zur Eigenliebe gesteigert, aber immer mit unerreichter Zartheit, Milde, Demuth und Liebe ausgedrückt. Da er sich ihn aus der Welt entfernt hatte, theilte er ihm auch Alles mit, was er fühlte, — dachte, — litt. Das war das Kissen, auf welchem sein Geist ausruhte, — das der Gegenstand, um den er sich klammerte, daß er ihn in der Wirklichkeit mit der Schönheit und Holdseligkeit der Welt verbinde. Durch dies reizende Medium betrachtete er die Geschöpfe, die sich vor ihm bewegten, und er schlitte eins von ihnen sich in Liebe und Zuneigung verwandeln, in leibhafter gegenwärtiger Erscheinung — ohne Verkümmerung und Scham. Was sein großes Herz ihm bot, legte er hier nieder; hier so Manches, was in ihm vergeblich unter seinen Mitschauspielern und den übrigen Schriftstellern schmachten mußte, hier so Manches, was er nur einem treuen Herzen anvertrauen mochte, und Manches, was er seinem innigsten Einfaschicht auch dem gefeierten Ben Johnson oder in dem jügellosen Genius und den noch jügellosteren Leidenschaften des Marlowe würdigen Platz gefunden hätte! Es kann nichts Schöneres und Edleres gedacht werden, als diese Verbindung Shakespeare's mit seinem Jüngling! Der Leser wird mir beistimmen, wenn ich erst die Verständnisse und Gedanken, die er bei ihm niedergelegt, darstelle. In allen zeigt sich der reinste Ausfluß seiner weiblichen und sittlichen Natur, und zwar in ihren edelsten Theilen. Wenn man dies erkennt und fühlt, so kann man nur mit Widerwillen und Scham einen Verdacht berühren, der ein oder zweimal in Bezug hierauf ist geäußert worden, und den Charakter Shakespeare's unwürdig besteckt; aber es ist ein Kreß, daß dieser Verdacht von Personen ausgegangen, die nicht mehr, als die unschuldigen Worte gelesen haben, und welche die Sitten jener Zeit so sehr mißkannten, als sie begierig waren, um blos auszuspähen, und zu vermuthen, was sie in Wahrheit nicht finden konnten. Wer solche Ausdrücke in Shakespeare's Sonnetten, wie: „Für Liebe!“ — „meine Liebe!“ — „Herr meiner Liebe!“ — nach den Sitten unserer Zeit in Beziehung auf Männerfreundschaft beurtheilen wollte, der müßte seinlich die Stücke Shakespeare's nach Aristoteles Gesetzen beurtheilen. Der Vorwurf, so wie die Gewandheit, aus welcher er hervorgegangen, verdient eben so wenig eine Berücksichtigung, als der gegen Theodorus Beza gerichtet gemachte, auf den auch Voltaire sprschichtlich Rücksicht nahmen, — wie er in ähnlicher Weise in seinen Versen an Candide schreibt. Man denke nur an die Worte der Porzia;

— „This Antonio
Being the bosom lover of my lord;“ —

man denke an Menenius in dem Römischen Stücke:

I tell thee, fellow,
Thy general is my lover.“

In allen Briefen aus jener Zeit wird man diese Ausdrücke ganz gewöhnlich und in Masse finden. So ist der gelehrte und geistgroßmüthige Ben Johnson der „zwig treue Liebhaber“ von Dr. Donne; und Drayton schreibt an Drummond, er möchte ihm doch anzeigen, daß Dr. Daniels (Joseph Davies) in Liebe zu ihm lebe! — Doch ist es überflüssig, noch ein Wort über diesen Punkt hinzuzufügen. Noch vor dem Schlusse dieses Blattes soll der Leser eine Ueberzeugung gewonnen haben, gegen die alle falsche Deutungsweisen Nichts gelten. Und bei wem auch — unter denjenigen nämlich, die mit der hervorstechenden Eigenthümlichkeit von Shakespeare's Genius vertraut sind, kann dergleichen auch nur einen Augenblick lang Eindruck machen? Wie hat er sich von der in seiner Zeit so verbreiteten Ungezogenheit des Ausdrucks frei erhalten! Man sehe Beaumont und Fletcher, und sehe Shakespeare! Man betrachte die Frauen darin, und vergegen sie des Anderen! — Wenn er auch wohl dann und wann das Zartgefühl beleidigt, so verletzt er nirgends das Gemüth; er regt keine sinnliche Begier auf, nirgends wendet er das Schlechte zu schlechten Zwecken an. Mit Shakespeare schleicht nirgends das Laster im Zwielicht. Alles bei ihm ist lauterer Lichtbrett.

Und eben so verhält es sich mit den Sonnetten! Jede Empfindung, die er in denselben äußert, ist der tiefsten Wahrheit entquellen. Die Sprache, in welcher sie sich ausdrechen, hat man Lyeredsieh genannt; aber die Sitten der Zeit bei Seite gesetzt, seh' ich in ihnen nichts Hyperbolisches. In dem Knabenalter kommen individuellen Empfindungen zeigt Shakespeare so, wie es von einem Manne von dieser Gluth der Phantasie erwartet werden darf, jenen nutrubigen, unbefriedigten, aber feinen Sinn für Schönheit, der sich bei dem bloßen Fühlen nicht beruhigen kann, — der sich gegen jede Fessel auflehnt, und Bilder verwandter Schönheit und Lieblichkeit umreihet, und in der Begeisterung, die ihm jene ausflößt, prägt er seine Anschauungen in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gestalten und Bildern aus. Aber durch alle hindurch zieht sich ein Faden, — die Einheit der Leidenschaft und der Wahrheit.

Die ersten vier Jahre dieser merkwürdigen Freundschaft schienen ungetrübt dorthrichen zu seyn. Ich übergehe diese hier, so wie die Welt des Schönen und Herrlichen, welche durch sie in's Leben gerufen ward. Es muß dies in der Darstellung der persönlichen und sittlichen Empfindungen Shakespeare's ein selbstständiges Kapitel bilden; da wird es Aufgabe seyn, zu zeigen, mit welcher Feinheit Shakespeare jenen Jüngling zu sich emporgehoben, wie er ihn immer gegenwärtig im Herzen trug, — gleichsam als Mittler seiner sterblichen und unsterblichen Gedanken, der von beiden die Zeichen an sich trug, und beide verbhnte. Jetzt ist es mir darum zu thun, wo möglich in einem Zuge dem Leser das Stück Leben zu zeigen, das aus diesen Gedichten uns anspricht, — seinen Lauf, so weit wir können, zu verfolgen, — die Geschichte jener beiden Mienen darzustellen, — wie sie einander durchdrangt, und wie sie das Leben und die Empfindungen des Schöpfers des Hamlet berührten.

Die erste Aeußerung über eine eingetretene Störung in dem gleichmäßigen Flusse der Freundschaft, des Vertrauens und der Ergebung zwischen Shakespeare und seinem jungen Freunde leben wir im 41sten Sonnet der Sammlung. Nachdem er einige jugendliche Galanterieen berührt, die seinen jungen Freund verdrießen, und die der geoßherzige, menschlich fühlende Dichter nur leise bestreift, fährt er so fort:

Ah me! but yet thou mightst, my sweet, forbear,
And chide thy beauty and thy straying youth,
Who lead thee in their riot even there
Where thou art forced to break a two-fold truth.

Und wohin hatten sie ihn geführt? — Zu der Liebe der Geliebten seiner Freundes, in dem Besitz derjenigen, in der die gemischte der persönlichen Leidenschaft Shakespeare's war!

Ich habe jetzt die Spuren dieser Frau durch die Konfessionen Shakespeare's zu verfolgen; sie nimmt darin eine bedeutende Stelle ein. Man kann ihrer Geschichte von der ersten Anklopfung eines Bezuges zwischen ihr und Shakespeare durch alle Gradationen bis zu dem letzten Verschwindlichen Interesse und ihrem endlichen traurigen Ende nachgehen. Sie ist das Weib „von schlechter Farbe“, wovon wir oben in einem Sonnette Erwähnung gethan, — sie, die den Dichter zur Verzweiflung treibt.

Ich habe den Anfang der Leidenschaft Shakespeare's für sie zu erzählen, — die kurze, die sie in seiner Phantasie ausfüllte, als sein junger Freund sich der lebigen Zuneigung seines Herzens bemächtigte; ich habe auch ihr Ende, das trostlose Ende zu beschreiben, in Folge dessen der Dichter für eine Zeit lang war:

„frantic mad with ever more unrest.“

Und was war das für eine Zeit, die dem Ende voranging? Selbst in seinen ängsten Zeiten quält ihn ihr schwarzes Auge mit seinem seltsamen Wunderlicht, — dann gräßlich grün Gerüste in der Schlingen, — die Gerüchte über sie, die wie schwarze dichte Wolken ihn umziehen, während ihn ihr Zauber noch gefangen hält, — die endliche Einsicht in ihre verworfene Natur, die leidenschaftliche Schilderung der Hölle, in die er gerathen, aus der er aber nicht entrinnen kann, — und die eigenthümliche Selbstrunschuldigung, die den Grund seines Irrthums über ihr aufdecken soll; wie noch „kann der Liebe Blick ungetrübt schauen, der so von Wachen und Thränen geschwächt ist!“ —

Es ist gewiß, wie sich im weiteren Verlaufe der Darstellung zeigen soll, daß im Beginne seiner Zerjehung zu dieser Frau Shakespeare seinen Grund hatte, sie anders, als gut und treumüthig zu sehen. So überraschend es ist, wie er sich das Gegentheil gewahrt, daß er sein Denken und Sprechen, wie es wirklich war, mit dem vergleicht, zu dem er endlich seine Zuflucht nehmen mußte; und bezeichnet jenes als die Aeußerungen einer Wahnsinnigen:

„At random from the truth vainly expressed,“

denn, sagt er bitter hinzu:

„I have sworn thee fair, and thought thee bright
Who art as black as hell and dark as night.“ *)

Und ist dies etwa überraschend? Konnte es bei einem Manne, wie Shakespeare, anders seyn? In der einzigen Thätigkeit und Aufgeregtheit seiner kolossen Phantasie mußte öfter sein Interesse für gewisse Gegenstände sich nach dem Eindrucke steigern, den sie auf ihn machten konnten, als nach der Freude, die ihm aus ihnen erwuchs. Der feine Metaphysiker wird bemerken, daß wir lieber bei Objekten, die unsere Gefühle bewegen und aufregen, verweilen, als bei denen von bloß angenehmer Art. Daja kommt noch, daß Poesie und Poeten ihre eigengeschaffenen Welten und Wesen haben, und in ihnen so lange schwelgen, bis eine magere nüchterne Wirklichkeit sie aus ihren Wonnetraumen aufrüttelt. Ihre Augen werden dann die Narren über dürgen Fähigkeiten. Auch dort dann noch nicht die Täuschung auf. „Die Poesie“, wie Bacon sagt, „gregt die Dinge in einem Lichte, das den Wünschen des Herzens zusagt.“ — (N. M. M.)

Bibliographie.

Goethe's Faust. — In Englische Reime gebracht von Robert Talbot. 8 Sh. (Es ist dies die sechste Englische Uebersetzung von Goethe's Faust.)

Sketches of the life etc. (Skizzen aus dem Leben des Gberardo von Lucca.) 5 Sh.

Literary fables. (Die Fabeln des Priarte.) Aus dem Spanischen von Richard Andrews. 3½ Sh.

The rational of political representation. (Das Vernunftgemäße der politischen Vertretung.) 10½ Sh.

Lodore. — Vom Verf. des „Frankenstein“. 3 Vde. 31½ Sh.

Tales of the wars of Montrose. (Kriegsgeschichten.) Von Grtrick-Schäfer. 3 Vde. 31½ Sh.

Lord Durhams political career. (Lord Durham's politische Laufbahn.) Von Reid. 4½ Sh.

*) — „Dieser Antonio
Der der Herzlichst ist meiner Herrn“ —

*) Schön, schwor ich, seid Dir, hatz herrlich Dich gedacht.
Die schwarz ist, wie die Hölle, und dunkel wie die Nacht.

Frankreich.

Das Französische Lustspiel und seine nothwendige Reform.

Von Gustave Planche.

Es giebt gegenwärtig keine Komödie in Frankreich. Die neuere Umgestaltung des Dramas durch Hugo, Dumas und de Vigny hat sich die jetzt um das Lustspiel noch gar nicht bekümmert, und wie es scheint, denkt auch jetzt keiner von den drei Herren mit Ernst daran. Seitdem der Verfasser des Cromwell mit seiner Diktatorstimme die Verschmelzung der Komödie mit der Tragödie zum Drama proklamirt, hält sich die größere Zahl der Uebrigen überzeugt, daß man die bisherige Trennschaft und das Komisch-Lächerliche nicht mehr getrennt erscheinen lassen dürfe, sondern daß beide auf der Bühne neben einander abwechseln müssen, daß man keine der verschiedenen Seiten aus dem wirklichen Leben, keinen Theil des menschlichen Unglücks unberührt lassen dürfe, kurz daß die dramatische Ihre Shakespeare's und Schiller's auf immer die des Sophokles und Molière verdrängen müsse. Ist dies aber in der That der Fall? Wir glauben es kaum. Mag man auch noch so sehr sich darin gefallen, daß man alle die bunten und mannigfachen Ansichten des Lebens mit einem einzigen Blicke überschauen, daß man auf denselben Gesichtern zu gleicher Zeit Lachen und Weinen bemerken, daß man auf den Lippen eines und desselben Mannes Schluchzen und bitteren Hohn erzwingen will, alles dies will leicht zu begreifen und es ist dem poetischen Genie so natürlich, als angewiesen, allein trotz dieser neueren Evolution des Geistes, trotz der vor unseren Augen eben sich entwickelnden Thatsache, ist doch das Verdammungsurtheil der Komödie noch keineswegs gefällt und ausgesprochen. Freilich können weder Molière noch Beaumarchais' brutjugage von Neuem auftreten, das geben wir gern zu; aber zwischen der unvernünftigen Nachahmung und dem Stillstande in dem lächerlichen Satire des achtzehnten Jahrhunderts giebt es sicherlich noch Raum genug für ein anderes in der Zukunft noch zu erwartendes Lustspiel. Wären auch die allgemeinen Typen des Lächerlichen für ein oder zwei Jahrhunderte erschöpft, sind auch die Pamphlete brutjugage schon in Verfall gerathen, dies kann uns nicht in Erstaunen setzen. Aber noch bleibt ein ganzes Gebiet uns zu erfinden übrig: es ist das Gebiet der politischen Komödie.

Unter welchen Bedingungen aber, fragt man, wird sich diese neuere Komödie realisiren können? Nach was für Sujets wird sie ungefähr greifen dürfen? Wird der Dichter, auf den wir hoffen sollen, mit gleichem Glücke über die Vergangenheit wie über die Gegenwart sich verbreiten können? Und wird man nicht für diese neue Komödie auch ganz neue beispiellose Formen erfinden müssen? Werden auch die Regierungen die politische Komödie so gleichgültig aufnehmen und ohne Groll ihrem offenbaren neuen Feinde so ruhig ins Angesicht schauen?

Wir sind der Meinung, daß die politische Komödie aus zwei Elementen zusammengesetzt sein müsse, aus dem historischen und dem lächerlichen; beide sind von gleich großem Werthe und von gleicher Wichtigkeit. Heutzutage kann man nicht überall die Rolle des Aristophanes spielen. Unsere Cleone würden nicht mit so leichtfertigem Humor auftreten, wie die Cleone zu Athen. Dafür giebt es Gesetze und Strafen, die den Spott zu bannen wissen. Aber der Spott ist nicht das Einzige, was offen, ein unternehmliches, fruchtbares Feld für das Genie, das hier Meisterwerken vorschlich beleidigen darf. Man betrete nur einmal diesen jungfräulichen Boden, man baue ihn an mit kräftiger Hand und gedenken Ringe und bald wird die Garbe gereift seyn, ehe man's noch erwartet.

Aber wie diesen es uns nicht verhehlen, die historische Komödie hat ihre zahlreichen Schwierigkeiten. Während sie frei von allen derlächerlichen Vorurtheilen, während sie sicher ist, keine einerschüchtige oder mürrische Gesellschaft zu beleidigen, hat sie noch gegen die Unwissenheit und Vergessenheit einen harten Kampf zu bestehen. Im Ludwig XII. und Heinrich I. ein Lachen zu erregen, dazu ist nöthig, daß man sehr gründlich Mazarinaden in ein lebhaftes und verständliches Gespräch zu übersetzen, dazu bedarf es mehr als gewöhnlicher Bildung und Poesie. Es ist nicht genug, daß man das Alles genau kennt, man muß auch zu rechter Zeit Gebrauch davon zu machen wissen; indem wir die Schatten des Cardinals und der Frau von Longueville aus dem Grabe hervorrufen, müssen wir ihnen auch Worte zu leihen wissen, die an die Welt, die sie richten und womit sie die Lebendigeren befriedigen dürften. Es ist gewiß, daß die historische Komödie ein weit schwierigeres Unternehmen seyn wird, als das historische Drama, wenigstens wer letzteres uns brutjugage gedoten wird. Kann recht die Kenntniß der Heraldik hin, um die sei Pavia oder Marignan eingeschlummerten Lächerlichkeiten wieder aufzuwecken. Es ist ein unerläßliches und hauptsächliches Studium, die Erforschung des Privat- und des öffentlichen Lebens aus dem Jahrhundert, das man aus dem Grade auferstehen lassen will. Unser Dichter wird Chambeed, Fontainebleau und Versailles eben so wohl und eben so genau kennen müssen, wie Brantome, Bussy und St. Simon.

Wollte man aber nach einem mühsamen Studium, nachdem man sich mit allen Gewohnheiten und Gebräuchen der verschiedenen Personen bekannt gemacht, wollte man, sage ich, nach einem solchen Studium die alte Form von Molière oder Beaumarchais erwählen, so dürfte man sich leicht etwas hoffen, daß aus dem so gegossenen und zubereiteten Metall eine vollkommene nahmhafte Statue hervorgehen werde. Keineswegs, denn jene Form ist schon verbraucht, und sie hält keinen neuen Guß mehr aus.

Wenn überhaupt die Nachahmung überall eine fruchtlose Arbeit bleibt, so ist die partielle Nachahmung gewiß nur lächerlich; sollten die historischen Personen gezwungen werden, den Charakter eines Alceste oder eines Arnolphe's, Elmire's oder Celimene's anzuziehen, so wäre das ein rein unsinniges Projekt, das kaum eine Erörterung verdiente. Die literarische Form ist das für den Gedanken, was die Waffenrüstung für den Krieger ist; um den Panzerhemd und den doppelgriffigen Degen zu tragen, dazu ist gewiß ein ganz anderer Mann erforderlich, als um den Degen unserer Tage zu führen. In einer Strophe von Molière, um ungezwungen und ohne Anstrengung eine lange spruchreiche Periode aus dem „Misanthrop" oder der „Frauenschule" zu rezitiren, muß man nicht die Heroen der Freude oder die Courtisanen Richelieu's auserstehen wollen.

Wenn der Molière'sche Mensch unter ungeräumlicher Schuhbeiten bietet, so kann uns das noch nicht bestimmen, dem historischen Leben und der Wirklichkeit einen Stil aufzudringen, der für einen ganz anderen Zweck erfunden worden. Denn bei Molière beherrscht, wie man weiß, der Gedanke den Charakter, und der Charakter die Handlung; wenn nur diese Personen sinnig sprechen, so kümmert sie sich wenig darum, ob auch die Handlung angreifen, lebhaft und wahrscheinlich sey. Dem Dichter genügt es, wenn seine Personen reden, und wenn sie mit jedem Worte neue Offenbarungen verkünden; sie bilden ein selbstständiges Gemälde und verlieren keiner Handlung. Etwas Anderes ist es mit der auf die Historie gegründeten Komödie.

Welche Form wird die historische Komödie annehmen? So viel ist gewiß, weder die Molière's noch Beaumarchais'. Weiter aber läßt sich auch nichts vorhersagen und darüber im Voraus bestimmen; nur das können wir behaupten, daß sie, welcher Gestalt sie auch seyn wird, aus der neuen Komödie selbst, so wie zu ihrem eigenen ausschließlichen Gebrauche hervorgehen wird, gleich der Rinde um den pflanzlich hervorsprießenden Baum.

Gehen wir nun zur anderen Seite der politischen Komödie, zu der aus der Gegenwart und ihren Charakteren entnommenen Komödie. Aber so treten uns hier ganz andere Schwierigkeiten, andere Erfordernisse und Bedingnisse in den Weg; unter allen mit denkischen Regierungsweisen, wie sie allen auch noch in Europa Institutionen wären es immer unvereinbarlich seyn, wenn man die politische Komödie mit der Satire verwechseln wollte. Auch die lopalste und großmüthigste Macht wird, ohne jemals den Spott beschneiden, ohne der Jeunie Stillschweigen auflegen, ohne den Andruck des Publikums und seiner Gedanken verkümmeln zu wollen, doch mit darin willigen, daß man die Komödie zur Satire gegen den Gang der öffentlichen Geschäfte austreten lasse.

Die Satire hat ohne Zweifel schon an und für sich ihre Gefahren, sie ist im Stande, Männer zu Grunde zu richten, die noch ihre Zeit getrommen, so wie Projekte zu vernichten, die noch im Keime verborgen liegen; indeß weiß man doch recht wohl, daß man sich immer besser zu vertheidigen, als durch die Flucht. Und was ist ein Confseieren des Spottes anders als Flucht; will man sich auf eine rechtliche Weise gegen die Satire vertheidigen, so muß man ihre Fühlnen und gestreichen Angriffe zuerst auffassen, kann muß man selber zu Versen mit ihnen singen, und über Worte abzuwehren oder auch durch einen Appell wirksamer Hülfsgenossen sie zu besiegen, aber nicht erzittern vor dem blinkenden Schwerdte, und vermag man auch nicht selbst so feine und gestählte Waffen aufzutreiben, wie sein Gegner, so steht einem dann immer noch ein ehrenvoller und verständiger Rückzug offen.

Kämen wir denn der Staatsmann auch über die Satire sich hinwegsetzen muß, so darf er ihr doch keineswegs den Zugang zur Bühne gestatten; denn der Einfluß, den eine dramatische Vorstellung auf die Menge ausübt, ist so gewaltig, so thurreisend und überraschend, daß der Minister, der einmal in der Maske eines Komödianten auf dem Theater vor dem Publikum erscheine, sich sterben nicht mehr vor den Kammern zeigen dürfte; vergeblich würde er über das öffentliche Gelächter hinweg sehen wollen, das ihn dann überall verfolgte; vergeblich würde er selbst die sonst in anderen Fällen so sichere Waffe, einen verachtungsvollen Blick, gegen die Menge richten; auch wäre hier eine großmüthige Entlagung nichts als ein wahrer Selbstmord. Zum wenigsten schlechte Komödianten, eine gemäßigte Ironie, ein Lächeln, ein Wink, ein Wort, vor einer Menge von zweitausend Zuhörern aufgesprochen, den gerechten Ehrgeiz oder den aufrichtigen Willen ohne Rettung zu Grunde richten würde, ist sicherlich für nichts Anderes, als eine billige, rechtmäßige Vertheidigung anzuerkennen. Sobald man aber einmal das Land selbst als Richter einschreiten ließ, sobald es einmal selbst das verhängnißvolle Wort aussprechen, in diesem Falle dürfte man sich nicht mehr darüber zu beklagen, und der Dichter dürfte dann von aller Verantwortung frei seyn. Uebrigens gebührt die Entscheidung hierüber lediglich dem Gesetze, einem Gesetze, das man in Frankreich schon seit vier Jahren verheißen, das aber noch jetzt nicht gegeben worden ist.

Sollte man gegen Walpole seine ersteren Anklage erheben können, als wegen der Ernste, so hätte man ihn immer noch mit dem Beinamen des Gerechten beehren müssen. Denn der persönliche Spott Erfindung's hatte ihn dem Gelächter und dem Hohne Englands preisgegeben. Als der Minister die neuen Wolken aus dem Theatergrund streichen ließ, so verdroß es die Menge, die sich dadurch auf einmal ihrer lustigen Späße beraubt sah; die vermöglichsten Männer hingegen nahmen diese Vorsichts-Maßregel keineswegs als einen Akt der Tyrannei auf. Noch aber blieb die Satire, nachdem man sie vom Theater verwiesen, herrschend in den Journalen und Pamphleten. Um ohne die Hülfe einer Travestie, ohne handgreifliche und ausfällige Karikaturen, ohne die Nachahmung der Stimme und der Geberden noch Tief zum Lachen zu hindern, dazu bedurfte es schon eines ganz anderen Talents, das fruchtbar und sicher in sich selbst war. Aber dies Talent erfand auch bald die Mittel, um sich geltend zu machen, und der Kanzler, der den Auftrag erhalten, die Theater-Manuskripte zu lesen und nach Belieben zu streichen, versuchte es nicht, dem Genie den Mund zu verstellen. Und so ihrer Kraft allein überlassen, hatte die Satire noch einen ziemlich schönen Spielraum für sich gefunden.

Wenn nun aber die politische Satire schon wegen ihrer Gefahren billig angegriffen werden muß, so ist sie anderem noch auf der Scene

Digitized by Google

mit einer ganz besonderen Monotonie und einer allzu schnell eintretenden Uebersättigung behaftet. Indem die politische Komödie mit Personen und Namen auftritt, wird sie zu leicht, zu gringhaltig, und sinkt zu Gemeinplätzen herab, die sie weder zu erbauen, noch zu verderben vermag. Bald gewährt sie keine Zerstreuung, keine Erholung mehr für den Kenner, sondern wird zur ewigen Wiederholerin ihrer selbst und zur unnützen Erweckerin von Leidenschaften, die in den Kämpfen der Tribune und der Presse schon längst ausgetobt haben.

Die unvermeidliche Dürftigkeit der persönlichen Komödie ist übrigens eine eine Folge einer weit allgemeineren und erhabeneren Gesetzes: nämlich, daß die bloße Wirklichkeit für die darstellenden Künste niemals genügt. Molière hatte keineswegs etwa die Marquis und die Prinzessinnen von Versailles und Paris kopirt, eben so wenig wie Phidias die Korbträgerinnen von Athen oder Rafael die Mädchen aus der Nachbarschaft und den Wilden von Rom kopirt hat. Wenn aber die Satire in ihrer lyrischen Gestalt sich mit allen Schätzen der Poesie ausrüstet, wenn sie die Kraft mit der Grazie und Majestät mit Energie zu verbinden weiß, so verarmt sie doch unfehlbar, sobald sie durch den Mund des Schauspielers geht. Hier erspart sich von vorn herein der Dichter das Denken, indem ihm ganz andere leichtere Hülfsmittel zu Gebote stehen; denn er weiß sehr wohl, daß ein lebendiger Blick, irgend eine Wendung der Geberde aus der Natur gegriffen, weit lauter sprechen, als ein noch so schönes poetisches Bild oder eine Anspielung. Wozu sollte er auch noch den Gedanken in Symbole, so rein wie die Strophen einer Pindar'e, oder so gewaltig wie der Zorn Juvenal'e, hüllen? Das Kostüm, die Eleganz und die Geschichtlichkeit des Schauspielers stehen ihm ja schon für Alles.

Soll demnach die politische Komödie wirklich interessant und ergötzlich seyn, so muß sie für sie eine neue Form erfunden werden. Auch wird sich der Dichter leicht die Gränzen zu stecken wissen, in denen er sich zu dem Zwecke frei bewegen darf. Indem er auf alle Persönlichkeiten verzichtet, wird er in den Stand gesetzt, nie sie vor seinen Augen aufgehen, unter den Menschen, die sich um ihn her bewegen, Fabeln und Lebensrollen genug auffinden, die allgemeine Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen. Nur freilich wird es dem Komiker nie gestattet seyn, auf eine Unsterblichkeit Anspruche zu machen, wie sie dem Klassiker zu Theil wird, der sich der unsichtlichen Auffassung ernster Verhältnisse unterzieht. Denn der Stoff des Lächerlichen ist in stetem Wechsel begriffen; er vergeht, die man sich's versieht, und wird nach wenigen Generationen der größeren Menge oft ganz unverständlich, während die Leidenschaft, die innere Bewegung des Gemüths auch nach zwanzig Jahrhunderten der Vergangenheit uns eben so lebhaft ergreift und sich selbst verklärt, wie am ersten Tage.

Seit der Konstituante bis zur Konferenz von London sind in unserer Welt gar viele politische Komödien gespielt worden, und es hat der begabte Dichter kaum noch nöthig, sich etwa an den Meuniere zu halten, und seine Gedichten hören Kaiser zu lachen zu machen und überall populair zu werden. Was der Menschenfreiheit für Personlichkeiten, Charakteren und Gefühlen, oder für sie Situationen, deren Zauge ist gewesen, unternimmt, das kann der Dichter für das Lächerliche bei den Hochgeborenen, für die Schlauheiten der Gesandtschaften und für die Mystifikationen der Völker thun. Es ist sicherlich nicht nothwendig, daß er die Geschwätze von Triumvn oder von dem Pavillon Marsan nachzuahmen, eben so wenig, wie man im Roman eine Beichte von seinen Niederlagen oder den Ränken der verlornen Eifersüchten giebt. Und wenn man in den Roman, in eine Erzählung von zwölf Seiten, die für das Publikum bestimmt sind, zwei oder drei Kapitel von einer belendes Aufsehen erregenden Person, die eine wirkliche Rolle in der Welt gespielt, mit einwebt, so giebt man das als eine leicht zu entschuldigende Kühnheit, als ein ganz unschuldiges Späßchen, gern zu, das doch die Erfindung keineswegs ausschließt; verfährt man nun in gleicher Weise mit der politischen Komödie, so wird der Dichter bald ähnliche Hülfsquellen auffinden, und gleichen Erfolges sich zu erfreuen haben.

Unser Dichter müßte aber nicht bloß die Ereignisse auffassen, wie sie sind und wie sie sich in der Wirklichkeit zugetragen haben, sondern er müßte auch den verunglückten Keim einer Zukunft zu erforschen suchen, die sie immer unmöglich gemacht worden, er müßte den heftigen Kampf der Absichten und Wünsche darstellen, die in Verzweiflung gerathen, wie in Nichts hinzugefunken sind.

Und man sage nicht etwa, wie man es wohl schon oft wiederholt hat, daß die periodische Presse die Komödie erstickt. Die Presse ist etwas Alltägliches, Unpersönliches und Unfreiwilliges, das mit der Poesie gar nichts zu schaffen hat. Von der Presse die zur Scene ist ein Abstand, wie der des Marmors von der Statue. Was das Tagesgespräch hervorbringt, ist kaum der hierzu gegebenene Block; erst der Meißel in des Meisters Hand vermag den Ruhm daraus zu bringen.

Was wir von der Erfindung des Sujets behauptet haben, gilt in gleichem Maße von der Erfindung der Charaktere. Wenn der beliebteste Liebhaber, die entzückste Phantasie sich mit unschuldigen Erfindungen treffen, wenn sie neue glückliche Phantome ergengen darf, um sich selbst zu zerstreuen, sollte es da nicht auch dem Beobachter des leidenschaftlichen Strebens und der politischen Mißgeschicke gestattet seyn, sich nach Belieben in der Phantaste ein gestreiches Fest zuzubereiten, wo das Lächerlichste, als eine Gestalt der Anstehde's und der Dandins der Tribune, aufgestellt würde? Und ein Dichter nicht der Dichter, indem er alle die grotesken Gedanken, alle die hoffnungerösterischen Hoffnungen, die mit jedem Tage aufgehen und wiederum am Ende des Tages untergehen, müßte er nicht, indem er alle diese Lächerlichkeiten über ein Haupt bringt und auf ein Gesicht anemalt, gar bald die Gipfel des komischen Ideals zu erklimmen vermögen?

Was nun das Weitere betrifft, so ergiebt sich der Uebergang von der Erfindung des Sujets und der Charaktere zur Erfindung der Handlung und der Situationen als ein ganz natürlicher und nothwendiger. Wenn die listerische Komödie sich nicht an die verjährte Form aus alten Zeiten anschmiegen darf, so vertangt die gleichzeitige Komödie noch um so gebieterischer eine Handlung und einen Dialog von gleicher Neuheit. Was dem siebzehnten Jahrhundert nach dem Musterbilde der beiden so sorgfältig studirten und kommentirten Antiken zusagte, das kann unmöglich noch dem heutigen Frankreich von 1835 gefallen. Dazu haben wir schon zu viel Genien von ganz anderer Art kennen gelernt, als daß wir noch gegenwärtig an Plautus und Terenz hangen sollten. Und können wir auch heutzutage jenen beiden Meistern des Römischen Theaters unsere Achtung nicht versagen, so geht dies doch nicht so weit, daß wir sie noch nachzuahmen strebten. Sie gewähren unserer Lernbegierde noch jetzt eine köstliche Erholung und stehen dem Geiste gar manche kräftige Lehre; allein als das ausschließende Musterbild, als die einzig und allein zu befolgende Vorschrift können wir sie unmöglich mehr anerkennen.

Sollte man etwa, wider unser Erwarten, in den hier ausgesprochenen Behauptungen und Reflexionen eine Geringschätzung und Verleugnung alles dessen finden wollen, was Frankreich um und der heutigen Tage hervorbringt, so werden wir uns nicht die Mühe nehmen, uns deshalb zu vertheidigen. Gegen eine Anklage der Art würde es doch das Beste seyn, zu schweigen. Oder sind etwa zufällig der Ehrgeizige und die Prinzessin Anselie politische Komödien? Gehören die Herren Eugène Scribe und Kasimir Delavigne der Familie des Aristophanes an? Man vergebe uns, wenn wir es nicht glauben können; wir sind nicht Diejenigen, die bei Hofe in die Schule gegangen.

Mannigfaltiges.

— Zustand der Bevölkerung von Frankreich. Von den 32 Millionen, die in Frankreich leben, befinden sich fünf Millionen in einem Zustande der drückendsten Armuth; 130,000 durchstreifen das Land in beständigen Raub- und Plünderungszügen und gegen 20,000 werden alljährlich aufgefangen und bestraft. Die Kosten für die Sicherheit der Straßen, Städte und dergleichen betragen nicht weniger als 4 Millionen Franken jährlich. Die Zahl der alljährlich gestohlenen Gegenstände beläuft sich auf ungefähr 2 Millionen Franken. Gegen 150,000 Individuen sind beständig in den Civil- und Militair-Gefängnissen eingesperrt, oder stehen abwechselnd in den Hospitälern, Pfeghäusern und ähnlichen Anstalten. Ungefähr 60,000 Kinder sind von ihren Aeltern angetrieb und verlaufen, und haben keine andere Heimath, als die Straßen oder die Gefängnisse. Selbstmörder (s. m. s. werden sie sich in ihrer Noth zurückziehen und meist vor Elend umkommen. Drei Millionen Individuen giebt es, die nicht wissen, wie sie über einen Monat hinaus ihre Existenzmittel werden sichern können. Hiergu kommen noch 11 — 12,000, die von den Galeren und 7 — 8,000, die aus den Strafanstalten entlassen sind. Man hat berechnet, daß in Frankreich von der Regierung, den Departements, Hospitälern, Charitien und anderen Anstalten zusammengenommen jährlich an 30 Millionen Franken für Hülfsbedürftige und solche Leute bezogegeben werden, die aller Existenzmittel beraubt sind. Von den 32 Millionen Einwohnern können seiner 5 Millionen weder lesen noch schreiben, 11 — 12 Millionen ungefähr sind bettler zu verrichten im Stande; dagegen zählt man unter der ganzen Masse der Bevölkerung nur 300,000, die völlig unterrichtet und ausgebildet sind und unter denen sich auch Leute von hohem Verdienste und seltener Anszeichnung befinden.

(The London and Paris Observer.)

— Lob der Wisten-Karten. Die Wisten-Karten sind eine der glücklichsten Erfindungen der neuen Welt. Sie erhalten uns viele Zeit und schützen uns oft vor Besuchen, die uns sowohl als Andere annuyiren würden. Wie froh sind wir nicht, wenn wir, von einem Spaziergange zurückkommend, die Karte eines uns bekannten lästigen Besuchers auf dem Tische finden. „Wie glücklich", rufen wir da aus, „daß wir nicht zu Hause waren!" In alten Zeiten, als man in der Kultur noch nicht so weit vorgeschritten war, ja in den Zeiten der Gothen und Vandalen, kam es, wenn zwei Personen einen Groll gegen einander hatten, immer am Ende zu einem offenen Bruche zwischen ihnen. In unsren geschätzten Tagen macht sich die Sache viel besser. Wir verabscheuen und fassen uns auch gegenseitig, so gut es nur immer angeht; aber zu solcher Zeit benützen wir uns klüglich von den äußeren Umständen der Freundschaft; und dann bedarf's auch weiter nichts, als daß wir uns ein Mal im Monat unsere Wisten-Karten gegenseitig zuschicken, und wenn und einmal der Zufall in Gesellschaft zusammenführt, so thun wir, als wenn wir stets die besten Freunde wären, indem wir uns auch wenn gegenseitigen Wohlbefinden erkundigen, und jeder die Antwort darauf fest abwarten, und dann verschwinden wir uns bald auf die geschmeidigste Weise, indem wir uns ein „Gott erhalte Sie!" oder „auf Wiedersehen!" zurufen. Haben wir einen Bekannten, der uns zuwider ist, mit dem wir aber doch nicht gern brechen möchten, so wissen wir uns vermittelst der Wisten-Karten schon am besten aus jeder Verlegenheit zu helfen. Wir bleiben bloß aufsaßen, bis der uns nicht verhaßte Freund einmal ausgegangen; darauf verfügen wir uns gleich auf der Stelle in seine Wohnung. Hier erkundigen wir uns mit ernster Miene bei der Dienerschaft, ob der Herr zu Hause sey — worauf wir denn die Antwort im Voraus recht gut wissen — dann hinterlassen wir unsere Kompliemente, unser Bedauern und wo? — einen eine Karte. Und auf diese Weise kommen wir bald in den Ruf als wohlerzogene und aufmerksame Leute, ohne daß wir je etwas Anderes dazu gethan, als daß wir unsere Wisten-Karten zur gehörigen Zeit abgegeben haben.

(Metropolitan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Mittwoch den 29. April 1835.

England.

Lord Stanley.

Unter allen Staatsmännern, welche gegenwärtig auf England's politischem Schauplatz eine Rolle spielen, ist vielleicht keiner, dessen Stellung ehrn so wichtig als merkwürdig wäre, wie die des Lord Stanley. Er war bekanntlich Mitglied des Ministeriums des Grafen Grey und verließ dies Ministerium in den Augenblick, wo er glaubte, daß dasselbe das Ziel überschreite, um dessenwillen es gebildet worden war. Von dem Tage an, wo dieser Lord zurücktrat, saut das Kabinet, zu welchem er gehört hatte, von Stunde zu Stunde in seinem Ansehen dem Unterhause gegenüber und in seiner Popularität außerhalb des Hauses. Alles schien darauf hinzuweisen, daß Lord Stanley ein neuer Parteiführer werden, und daß sich große Interessen und ein zahlreicher Anhang um ihn sammeln würden; auch hatte Sir Robert Peel, als er an's Ruder gelangte, nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich der Mitwirkung eines durch seine Lage und durch seine Talente so ausgezeichneten Mannes zu versichern. Die ehrenwerthesten Beweggründe bielten Lord Stanley ab, in den Vorschlag des neuen Ministers einzuwilligen. Hiermit war sein Standpunkt im Unterhause festgestellt; er wurde das Haupt einer leidenschaftslosen und unabhängigen Partei, der nur das Wohl des Landes vor Augen hatte und bald der Regierung, bald der Opposition die Majorität zu verschaffen suchte, je nachdem es ihm die wohlverstandenen Interessen Englands zu erheischen schienen. Wie lange es nun, daß dieser Zweck gleich bei der ersten Gelegenheit, bei der Wahl der Sprechers, vereitelt wurde! Nicht etwa, daß Lord Stanley nicht auf seinem Posten gewesen wäre, nein, aber Lord Stanley's Partei ließ ihren Führer im Stich. Nachdem sie die zu gewaltsamen Maaßregeln des Melbournschen Ministeriums mit Muth und Ausdauer bekämpft hatte, verließ diese Partei ihr natürliches Zahne, um sich unter das Panier von Männern zu reihen, die noch ungestümer sind, als Lord Melbourne es war! Der Grund dieses seltsamen Ereignisses wird sich erst mit der Zeit aufhellen. Einstweilen werden einige nähere Mittheilungen über das Leben, den Charakter und das Talent Lord Stanley's gewiß allgemeines Interesse erregen.

Lord Stanley ist der älteste Sohn und Erbe des Grafen von Derby; seine Großmutter war die berühmte Schauspielerin Miß Farren. Als er noch schlechtweg Herr Stanley war, debütirte er am 30. März 1824 im Unterhause mit einer Rede über die Bill in Betreff der Gasbeleuchtung der Stadt Manchester. Sie James Mackintosh, der gleich nach ihm das Wort nahm, bemerkte, daß er den eben gehörten Reden mit den größten Erwartungen gehört, weil er daraus die gerechte Hoffnung schöpfe, das Talent, welches das ehrenwerthe Mitglied bei Vertheidigung der Lokal-Interessen einer Stadt entfaltet hatte, künftig mit derselben Gluth und Wirksamkeit auf die Behauptung der Rechte und allgemeinen Interessen seines Vaterlandes verwendet zu sehen. Niemand, sagte er hinzu, könne mit größerer Genugthuung als er, das Auftreten neuer Talente im Unterhause gewahren, wodurch der Glanz desselben vermehrt und sein Einfluß erweitert würde; worüber er sich aber ganz besonders freue, sey der Gedanke, daß im vorliegenden Falle diese Talente gebraucht worden seven, um Grundsätze zu vertheidigen, die er in seinem tiefsten Innern stets als die vortheilhaftesten für das Land betrachtet habe.

Am 6. Mai desselben Jahres hielt Herr Stanley seine zweite Rede, welche nicht nur damals die Aufmerksamkeit auf ihn zog, sondern auch noch heutzutage nicht ohne Bedeutung ist. Herr Hume hatte im Unterhause vorgeschlagen, man möchte erklären, daß es angemessen wäre, zu untersuchen, ob die Kirche in Irland in ihrem jetzigen Zustande nicht in unzähligen Verhältnissen zu den Diensten stände, die sie zu leisten berufen sey, sowohl mit Hinsicht auf die Zahl der dabei angestellten Personen, als mit Hinsicht auf die ihr zugewiesenen Einkünfte. Nicht ohne einiges Erstaunen sah das Unterhaus den Repräsentanten einer der Whigpartei ergebenen adelichen Familie sich erheben, um Herrn Hume zu antworten, und sich verwundering stieg, als man aus Herrn Stanley's Munde folgende Worte hörte:

„Es ist nur zu bekannt, wie sehr man sich seit einigen Jahren bemüht hat, sowohl durch die Presse, als auf dem noch gefährlicheren Wege der persönlichen Einflüsterungen, die herrschende Kirche in Unzunst zu bringen. Man hat ihre Einkünfte mit einer durch Nichts zu rechtfertigenden Strenge berechnet, während die persönlichen Untugenden und die individuellen Fehler einzelner Mitglieder der Geistlichkeit mit boshafter Scheelsucht an's Tageslicht hervorgezogen wurden, um die ganze Körperschaft, zu der sie gehören, verhaßt zu machen. Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß die Kirche den kühnsten Bemühungen ihrer Widersacher hätte trotzen können, wenn nur halb so viel Mühe, als man sich gegeben hat, sie in Verruf zu bringen, dazu angewandt worden wäre, das Publikum mit den Tugenden bekannt zu machen, welche die meisten ihrer Diener ohne Prunk in der Erfüllung ihrer heiligen Pflichten an den Tag legen. Ich will nicht sagen, daß nicht Umstände kommen könnten, unter denen es erlaubt wäre, die Güter der Kirche anzurühren, aber ich behaupte, daß diese Umstände, wenn sie sich darbieten, auch das Gemeinschaftlichen, die kirchlichen Einkünfte und die Handelsfonds anzugreifen gestatten würden. Nun sind aber jetzt solche Umstände nicht vorhanden, und Nichts kündigt an, daß sie so bald eintreten dürften. Man hat behauptet, die Anglikanische Kirche seo den Irländern mit Gewalt aufgedrungen worden; freilich wußte ein abergläubisches unwissendes Volk, das mit allen Tugenden auch alle Laster der Wilden verbindet, eine andre Religion, die ihm von seinen Siegern aufgedrungen schien, mit eifersüchtigen Auge in seinen Schooß einfühlen sehen. Heutzutage aber ist die protestantische Kirche in Irland gesetzlich begründet, und welchen Vorwand man sich auch von dem zur Verwerfung vorliegenden Antrag verspricht, man mag ihn als eine verschwende oder als eine finanzielle Maaßregel betrachten, so sehe ich doch keine Gründe dieverthesen, die uns erwächtigen könnte, in die Rechte und Besitzthümer der herrschenden Kirche einzugreifen. Wenn die Gesühle, welche die Irländischen Katholiken gegen die herrschende Kirche hegen, von leidenschaftlicher Uebertreibung strotzen, so ist es an uns, zu beweisen, daß die Gesetzgebung diese Kirche nicht im Stich läßt, daß ihre natürlichen Besichter weder zu schmälern noch zu gleichen gültig sind, um sie aufrecht zu erhalten, und daß ihre Reichthümer wenigstens unter ihren Freunden keine Besorgnisse erregen, wenn sie auch für ihre Feinde ein Gegenstand der Eifersucht sind. Dank dem Himmel, der Tag ist noch nicht gekommen, wo ihre Feinde nichts zu thun haben werden, als sich über sie zu freuen, und ihre Beute unter dem Vorwande in Anspruch zu nehmen, daß Irland der Unterstützung bedürfe; der Tag ist noch nicht erschienen, wo sie sich unter der Maske der Duldung die unduldsamste aller Unterdrückungen werden erlauben können. So sehr ich auch ein Freund der Toleranz bin, so glaube ich doch nicht, daß sie so weit gehen darf, mehr als eine Religion zu begünstigen; vor Allem aber müssche ich, jede Maaßregel vermieden zu sehen, die den einen Theil entmuthigen, und in dem andern einer sich erhebenden neuen Macht das Uebergewicht verschaffen könnte." Im weiteren Verlauf dieses Vortrages suchte der Redner durch Zahlen darzuthun, daß die Reichthümer der protestantischen Geistlichkeit in Irland bei Weitem nicht so beträchtlich seyen, als man glaube.

Dies war der erste politische Akt, den der damals kaum 26 Jahre zählte. Während diese Rede von der Kirchenpartei mit Freude aufgenommen wurde, verursachte sie Mißvergnügen unter der Partei, welcher der Redner durch erbliche Bande verknüpft war. Sir Francis Burdett antwortete ihm in strengem Ton, und die Minorität, in welcher Herr Hume mit seinem Vorschlage blieb, war ziemlich bedeutend. Es war für die damalige Zeit etwas Seltenes, daß dieses Mitglied 97 seiner Kollegen geneigt fand, mit ihm zu stimmen.

Nicht lange nach dieser Rede machte Herr Stanley mit den Herren Labouchere und Denison eine Reise nach Amerika. Als er nach England zurückkehrte, wurde er zwar wieder Parlaments-Mitglied, nahm aber seinen sehr lebhaften Antheil an den Debatten und zog die öffentliche Aufmerksamkeit nur wenig auf sich. Er nahm eine Stelle im Kolonial-Amt ein, in der er sich durch seinen Fleiß, durch sein Talent und durch jenes Selbstvertrauen auszeichnete, welches später seine ministerielle Laufbahn in Irland so auffallend charakterisirte. Er machte von Zeit zu Zeit Reisen nach diesem Königreich, wo seine Familie Güter besitzt, und er ließ sich dasselbst sogar ein Wohnhaus bauen, um der Verwaltung Beschäftigung zu geben, für die er stets das lebhafteste Mitleid zeigte. Während seines Aufenthalts in Irland führte er immer ein einsames und etwas sonderbares Leben. Er ließ sich in keine Verbindungen mit den benachbarten Gutsbesitzern ein und galt unter ihnen auch als eine Art Sonderling. Stets allein, pflegte er lange Promenaden zu Fuß zu machen, einen Stock in der Hand und einen umgekämmten Hut in die Augen gedrückt. In dieser Weise legte er oft sechs Meilen an einem Morgen zurück, stets dem Lauf der Gewässe folgend; auch hatte er den Beinamen „der verkehrte Englische Gentleman" erhalten.

Als Graf Grey ans Ruder gelangte, wurde Herr Stanley dazu ausersehen, den Lord Anglesey bei der Verwaltung von Irland zu unterstützen. Hierdurch genöthigt, sich einen neuen Wohl zu unterwerfen, hatte er Herrn Hume zum Mitbewerber und wurde zu seinem großen Aerger von diesem besiegt. Man behauptet, seine Niederlage sey die

Digitized by Google

Folge gewisser Besehle gewesen, die er hinsichtlich der Schenken erhielt hatte, wo die Wähler meist die gute Bewirthung suchen, die sie sich ähnlichen Gelegenheiten gewohnt waren. Das Volk war auch dabei auf ihn, weil er sich gewigert hatte, zu den Pferderennen zu unterzeichnen, unter dem Vorwande, daß eine solche Subscription nicht zu seinen Parlaments-Pflichten gehöre. Dies sind alle die wichtigen Interessen, an denen heutzutage das Schicksal der Reiche hängt!

Herr Stanley begab sich nun nach Irland, wo Sir Henry Hardinge ungeachtet des Haders, in den er durch seine Proclamation mit der katholischen Partei gerathen war, sich durch sein edles und freimüthiges Benehmen, durch sein Wohlwollen und seine Herzlichkeit alle Gemüther gewonnen hatte. Der Vergleich war noch vortheilhaft für den neuen Secretair. Die Einwohner von Dublin erklarten, in ihm einen Mann zu finden, der ihnen zugethan, als er war, und dessen Benehmen doch eine mehr als gewöhnliche Nachsichtigkeit mit einer rohen Ungezwungenheit verband, die sich weder mit den guten Sitten, noch mit der Art und Weise seiner Amtsgenossen vereinigen ließen. Wenn ein Engländer nach Irland kömmt, um dort ein Amt zu bekleiden, umgiebt ihn auf der Stelle ein Haufen von Klienten, von Speichelleckern, die mahnen des Nachmittags, denn jeder sich rühmt, ein besonderes Spectaculum, eine Art von Radikalkur für Irlands Uebel zu besitzen. Sie verstehen nicht, ihre Mittel bei jeder Gelegenheit vor den Augen aller Mitglieder einer neuen Verwaltung auszukramen. Herr Stanley mußte eben so wie alle seine Vorgänger diese Feuerrede bestehen; anstatt aber jene Abscheulichkeit Irlands mit Lobsprüchen zu ehren durch einen eitlen Stolz schezen zugeschmeichelt zu werden, daß er auf den Ruhm des wenig Werth lege, als auf die, welche ihn ertheilten.

Er hatte zwar nicht die Absicht, zu beleidigen, aber sein Benehmen war immer übel berechnet, besonders in Irland, und nur glänzende Erfolge im Parlament konnten einen solchen Fehler wieder gut machen. Der Eindruck, den Herrn O'Connell's Anhänger in Irland, in den höchsten Kreisen machte, war nichts weniger als günstig, während er als Staatsmann mit Herrn O'Connell in Kollision geriet. Dieser dreiste Mann mit dem Spottnamen „Armen-Barbier", wodurch er auf die Gewohnheit der Irländischen Barbiere anspielte, die Bärte der Armen ihren Lieblingen umsonst rasiren. Man machte sich auch lustig über die fast Spanische Menge seiner Namen, Edward Geoffrey Smith Stanley. Er feuerfeste errang all diesen Spott nicht nur mit Geduld, sondern sogar mit einer gewissen Verachtung. Er wußte, daß die Stunde der Vergeltung für ihn schon kommen würde; man verschert selbst, er habe gesagt, daß das ehrenwerthe Mitglied für Waterford seinen Ton schon andern würde, wenn er erst im Unterhause wäre. In der That, bei seinem ersten parlamentarischen Zusammentreffen mit Herrn O'Connell entfalteten Herr Stanley so viel Feinheit, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit; er wußte sich unter dem Mantel jener geschlissenen Formen, welche das Hauptwerkzeug der sairischen Beredtsamkeit im Unterhause ausmachen, seiner Gegner so wohl zu bedienen, daß sein Gegner ihn sürchten lernte, und daß man von dieser Zeit nicht mehr das Wort „Armen-Barbier" und nicht mehr die anderen verächtlichen Benennungen hörte, welche die Zunge des Volkstribun auf den Secretair für Irland gehäuft hatte. Herr Stanley gab eine neue Probe seines Talents in der Erwiederung auf eine Rede Sir Robert Peel's und gab ihm zu lang für den geschicktesten Redner Raum, mündlichen Beifall. Seine Fortschritte waren auffallend schnell; nicht als ob seine Fähigkeiten sich in gehörer Fülle entwickelt hatten, aber er gewann täglich mehr Vertrauen auf seine eigenen Kräfte. Wer sein Herz schlagen fühlt, wenn er das Wort ergreift, und wem es nicht schnell gelingt, sich zu sammeln, der wird niemals auf eine öffentliche Versammlung einen Eindruck machen. Wenn jetzt Herr Stanley von Anfang an, und da die größte Kaltblütigkeit besitzt und vollkommen Herr über sich sey; und doch bemerkt man an ihm, was seltsam erscheinen könnte, eine lebhafte Aufregung, während sein Gegner spricht; er hört ihm mit einer spöttischen Miene zu, die Mißfallen erregt; er wendet sich zu dem Mitglied, welches neben ihm sitzt, mit Geberden und Worten; er schüttelt den Kopf und giebt die größte Ungeduld bei allen Argumenten kund, die ihm das Gegentheil der Sache sind, Unwillfrendrit oder Abgeschmacktheit zu zeugen scheinen. Es ist ihm unmöglich, sich einen Augenblick auf seiner Bank ruhig zu verhalten; er wirft sich hinterrücken, schlägt die Füße über's Kreuz, neigt den Kopf auf seine wie zum Gebet gefalteten Hände, dann sitzt er plötzlich in die Höhe und schreit aufsprungen zu sein, um zu antworten. Diese parlamentarische Pantomime will der Opposition nicht schmecken. Sie bald er sich aber einmal erhoben hat, um das Wort zu nehmen, ist mit einem Mal jener gereizte, nervöse Zustand, der jedoch nicht erkünstelt war, ganz verschwunden. Mit klarem, verstehmlichem, zuweilen etwas zu scharfem Ton, mit überraschendem Leichtsinn im Ausdruck, mit einer Bündigkeit und Einfachheit, die vortrefflich zu seinem Zorn contrastirt, demüthigt er sich aller Argumente und aller Thatsachen, deren sich sein Gegner bediente, und läßt keinen Punkt unbeantwortet. Wenn er nicht verneinen kann, giebt er Erklärungen; wenn er nicht zu widerlegen im Stande ist, setzt er in Verwirrung; aber niemals sehlt es ihm dabei an Energie, sobald er nur eine Mißstichkeit der Entgegnung, vor Augen sieht. Seine Geberden sind natürlich, scheinbar nur genellet; seine Stellung ist edel und hat nicht das Theatralische, was man Sir Robert Peel vorwirft. Wenn er seinen Gegner geschlagen hat, gefällt er sich in seinem Siege.

Nachdem auf diese Weise die Beredtsamkeit Lord Stanley's in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit geschildert worden, wie man vielleicht fragen, ob er wirklich ein großer Redner sey; um diese Frage zu entscheiden, müssen auch seine Fehler oder vielmehr die ihm mangelnden Eigenschaften angedeutet werden. Er wendet sich nur an die Vernunft und spricht fast niemals zum Herzen, und, wenn er es versucht, mit geringem Erfolg. Ernst bei der Sache bleibend, die er verdaut, überlistet er sich seinen allgemeinen Betrachtungen, und nichts läßt glauben, daß er über die großen Interessen der Gesellschaft nachgedacht habe. Nie spricht Lord Stanley aus weitreichenden Gesichtspunkten; nie geben erhabene Ueberlegungen aus seinem Munde hervor; sein hochherziger Ausdruck entschlüpft ihm; in seinen Augen glänzt nie das Feuer einer moralischen Begeisterung. Seine Sprache ist zwar streng grammatisch, aber nicht reich, nicht fardig, nicht geschmückt durch gewählte Ausdrücke oder glänzende Einbildungskraft. Der einzige Verstoß gegen Sprachreinheit, den man ihm jemals vorgeworfen hat, war der, daß er sich des falschen Partizipiums Labored (statt Labent) bedient habe. Sir Robert Peel schried dies seinen Amerikanischen Verbindungen zu und beschwor ihn mit allem Eifer einer Zöglings der Oxforder Universität, dieses Wort nicht mehr zu gebrauchen.

Es ist nun noch übrig, von Lord Stanley als Staatsmann zu sprechen, und in dieser Beziehung lassen sich nur Vermuthungen hegen. Sein erstes Auftreten war ein schlechtes. Im Jahre 1807 war ein Gesetz durchgegangen, kraft dessen jeder Irländer die Waffen angeben mußte, die er besaß, und wodurch den Magistratspersonen die Befugniß ertheilt wurde, zu jeder Zeit Haussuchungen anstellen zu dürfen, um zu ermitteln, ob das Gesetz auch streng befolgt werde, und um die Uebertreter aus dem Wege zu räumen. Die Strafe war 50 Pfund Sterling oder zu zweimonatlichen Gefängniß zu verwandeln und diese Strafe bei Rückfallen zu steigern. Die Will wurde mehrmals erneuert, und als sie wieder auf dem Punkt war, außer Kraft zu treten, verlangte Lord Stanley, daß sie von neuem aufgefrischt werde; anstatt der Geld- oder erkannten Gefängnißstrafen aber, welche das alte Gesetz in Uebertretungsfällen verhängte, sollte jeder, welcher sich ohne Paß von einer Jahrestadt nach Botany-Bay zu begeben. Die Berleihung dieser Klausel wurde anfangs mit tiefem Stillschweigen aufgenommen, dann aber bald die lautesten Exclamationen von Seiten der Irländischen Mitglieder folgten. Lord Stanley wandte sich mit einer bald ärgerlichen, bald erklaumten Miene um, und Herr O'Connell erhob einen fürchtbaren Lärm über dieses inhumaine Benehmen. Unterdessen verging sich, wie man sagt, am folgenden Abend kündigte Lord Stanley an, daß er auf die Klausel, die zu seiner großen Verwunderung solches Mißfallen erregt habe, Verzicht leiste. Das Merkwürdigste bei dieser Sache war, daß, wie man erst später erfahrte, nicht ein einziger Minister, nicht ein einziger Beamter von jenem Plan das Geringste gewußt hatte, daß kein Mitglied des Kabinets davon über eine Rede gefragt worden war.

Wenige Tage nachher gab Lord Stanley einen zweiten Beweis von Jukonsequenz. Herr O'Connell hatte um die Erlaubniß nachgesucht, sich, dem Unterhause eine Bill zur Verbesserung der Rechtspflege in Irland vorlegen zu dürfen, und sobald dieser, derselbe Herr Stanley, der gerichtlichen Verfolgungen gegen Herrn O'Connell eingeleitet und eine Will mit einer Klausel vorgeschlagen hatte, gegen die sich alle Irländische Mitglieder empörten, derselbe Mann nahm das Wort, um seine Zufriedenheit darüber auszusprechen, daß Herr O'Connell eine so wichtige Aufgabe übernommen, bei welcher er ihn bat, sich der Unterstützung des General-Prokurators zu bedienen.

Während der übrigen Zeit, so lange Lord Stanley noch amtliche Functionen verfah, zeigte er edliche Absichten und legte Proben von einem ehrenwerthen Charakter ab. Sein Rücktritt im Monat Mai 1834 war ein schwerer Schlag für das Kabinet des Grafen Grey und das erste Symptom der Auflösung desselben. Lord Stanley hat jetzt eine sehr schöne Rolle zu spielen; es sragt sich nur, ob er im Stande sey wird, sich auf der Höhe seiner gegenwärtigen Stellung zu erhalten.

(New Monthly Magazine.)

Griechenland.

Emigos über Griechenland.

(Schluß.)

In unserer Rechten lag die Insel Aegina. Ihre dunkelen und steilen Abhänge senkt sie in einer Erdzunge herab, die sich in den Meerbusen hinaus erstreckt und mit einigen Cypressen, Weidenbäumen und Steingebäumen bepflanzt ist; zu diesem Ufer liegt die Stadt, weniger auffallend gebaut, als die wenigen Städte, die wir bisher von Griechenland gesehen haben, — mit dem, in der Mitte der Stadt liegenden, von Capodistrias erbauten Lyceum, mit seinem Museum u. s. w. Aber ich habe seine Lust, es zu besuchen; ich bin der Musen müde, jener Eleusinischen Göttinnen der Künste, die in Athen so sinster und über ganzen Bestimmung gerückten Fragmenten einer vergangenen Zeit, mit dem Stande von Marmor, der ohne Leben ist. — Ich stieg allein ans Land und beachte drei zwei angenehme Stunden in einem Garten von Cypressen und Orangenbäumen zu, der dem Gregio Bei von Hydra gehört, bis ich zu den Schiffe zurückkehrte, fand ich das Verdeck über und über mit Haufen von Pflanzen, mit Aehren und Weintrauben aller Gröhen und Farben, deren manche drei bis vier Pfund wiegen, so wie mit Feigen aus Attika und allen Blumen, die nur die Jahreszeit und das Klima zu pflanzen vermögen, bedeckt. Es war nämlich der Gouverneur der Insel, Nikolaos Stuphos, der durch meinen Griechischen Piloten von meiner Zahrt durch den Golf vernommen hatte, da gewesen, um mir seinen Besuch zu machen, und hatte mich mit diesen Gaben seines Landes beschenkt, da er in meinem Namen den eines Griechenfreundes erkannt hatte. Er hatte seine Rückkehr sich den Abend angekündigt. Indeß wollte ich ihm zuvorkommen und nahm eine Barke, mit der ich nach Aegina fuhr, um dem Gouverneur meinen Dank abzustatten; wir begegneten uns auf dem Meere und kehrten zusammen nach meinem Schiffe zurück. Es war ein ausgezeichneter Mann von geistreicher Unterhaltung. Wir sprachen von Griechenland, von seiner Gegenwart und seiner Zukunft; mit Schmerz bemerkte ich, daß der religiöse Sinn in Griechenland fast ganz erstorben ist; die unwissende Geistlichkeit wird verachtet; der Handelsgeist ist zu wenig ausgebildet, um ein Volk wieder zu erwecken, und so kann ich für dasselbe nur fürchten, es wird bei der ersten Erschütterung in Europa von

Digitized by Google

neuem in Anordnung und Unruhe gerathen; denn es ist hier, wie in Italien: Menschen von außerordentlichem Geist und Muth, hervorragende Individualitäten, aber kein gemeinschaftliches Band; Griechen, und keine Nation!

Der Sturm legte sich, das Meer wurde ganz still, und wir schwammen so sechs Stunden ohne Bewegung auf dem durchsichtigen Meere und in den farbigen Düften des Meerduftes von Athen umher. Die Akropolis und der Parthenon erhoben sich, gleich einem Altare, vor unseren Blicken, — umgeben von dem Pentelikos, dem Hymettos und dem Anchesmos; und in der That! Athen ist ein Altar der stolzesten, das schönste Piedestal, auf welchem die vergangenen Jahrhunderte die Statue der Humanität aufstellen konnten. Aber deutzutage ist der Anblick düster, traurig, öde, trostlos, wie eine Last, die das Herz erdrückt; nichts Lebendiges, Anmuthiges, Beseeltes; eine erschöpfte Natur, die Gott allein verjüngen könnte; denn die Freiheit reicht dazu nicht aus. Für Maler und Dichter steht auf diesen kahlen Bergen, auf diesen von alten Tempeltrümmern glänzenden Vorgebirgen, auf diesen nackten und steinigten Ebenen, die nur schöne Namen noch haben, der Wahlspruch: gewesen! Apokalyptisches Land, das irgend ein Fluch des Himmels, irgend ein großes Wort des Propheten getroffen zu haben scheint; Jerusalem der Nationen, wo nicht einmal Gräber mehr sind, — das ist der Eindruck, den Athen macht, und den alle die Küsten von Attika, den Isthmus und dem Peloponnes hervorbringen.

Wir waren im Piraeus gelandet. Eine Viertelstunde lang ist die Ebene, obgleich der Boden leicht und feuchtbar ist, dennoch nackt und unbebaut. Die Türken hatten während des Krieges viele von den Olivenbäumen, die sich bis ans Meer erstreckten, verbrannt, und noch konnten wir einige von den Flammen geschwärzte Stämme erkennen. Dann traten wir in ein Wäldchen von Oel- und Feigenbäumen, das die dichtbelaubten Hügel von Athen mit einem grünen Gürtel umgiebt. Wie folgten dem noch sichtbaren Gemäuer der langen Mauer, die von Themistokles erbaut, die Stadt mit dem Piraeus verband. (Nach den neuesten Nachrichten sind die Steine dieser Mauer zu einem gepflasterten Wege zwischen jenem Hafen und der Stadt Athen benutzt worden. Endlich gelangten wir an die hohen Mauern und schwarzen Felsen, die den Parthenon zu verschließen scheinen. Dieser selbst scheint in dem Maaße, in welchem wir uns ihm nahen, nicht größer, sondern vielmehr kleiner zu werden. Der Eindruck dieses Gebäudes, des schönsten, das nach dem Urtheile aller Jahrhunderte die Hand des Menschen auf der Erde errichtet hat, entspricht, wenn man es von dieser Seite sieht, in Nichts dem, was man erwartet, und die pomphaften Worte der Reisenden, Maler oder Dichter, fallen schmerzlich auf das Herz, wenn man nun die Wirklichkeit so entfernt von den Bildern der Phantasie findet. Er ist nicht vergoldet, gleichsam durch die verstrinerten Strahlen der Griechischen Sonne; er schwebt nicht in den Lüften, wie eine luftige Insel mit einem Dreizwaige des Gottes; er glänzt nicht von weitem auf Meer und Land wie ein Leuchtthurm, den man sich denket, daß hier Athen sey, wo der Mensch sein Genie erschöpft und die Zukunft herausgefordert habe. Nichts von diesem Allen. Ueber Deinem Haupte strebt Du nur alte schwarze mit weißen Flecken bezeichnete Mauern in unregelmäßiger Gestalt sich erheben. Diese Flecken sind marmorne Trümmer der Monumente, womit einst der Akropolis von der Wiederherstellung durch Perikles und Phidias schmälichen, und die Mauern selbst, die hier und da wieder durch andere Mauern geflickt werden, tragen einen viereckigen Byzantinischen Thurm und Venetianische Schießscharten. Sie umgeben einen breiten Raum, welcher fast alle heilige Denkmäler Athens umschließt. An dem einen Ende, von der Seite des Aegeischen Meeres, ist noch ein Theil des Erechtheion, ein Minerven-Tempel dar. Von dunkeln Säulen umgeben, ist auch er hin und wieder mit glänzenden weißen Flecken gezeichnet, die theils von den Kanonen der Türken, theils von dem Hammer der Bilderstürmer verursacht worden sind. Seine Gestalt ist ein länglches Viereck; aber er scheint für seine Lage etwas zu niedrig und klein zu sein. Auch er sagt nicht: das bin ich, ich bin der Parthenon, ich kann nichts Anderes sein, als Athen. Man muß den Führer nach ihm fragen, und dann noch zweifelt man, ob er es sey. — Durch ein kleines finsteres Thor kommt man endlich nach Athen. Das erste Denkmal, das der Betrachtung werth ist, ist der Tempel des olympischen Jupiters, dessen prächtige Säulen sich auf einer Ebene erheben. Nicht weit davon, am Ufer des alten Athens, als ein würdiger Portikus der Stadt der Trümmer, erscheinen. Ueber zerbrochene Mauern, an eingestürzten Häusern, durch Trümmer aller Art gelangten wir nach einer Viertelstunde in das Haus unseres Konsular-Agenten in Athen. —

In Gesellschaft des Herrn Geopins, des Oesterreichischen Konsuls in Athen, der seit langer Zeit hier gewohnt und die Alterthümer der Stadt studirt hat, begann ich am Abende, dieselbe zu besuchen. Es war ein schöner reiner Abend; die glühende Sonne senkte sich, gehüllt in violetten Glanz, auf jenen schmalen dunkeln Streif herab, der den Isthmus von Korinth bildet, und erhellte mit seinen lichten Strahlen die Mauern der Akropolis. Herabsteigend nach dem tiefen dem Thale, das zu den Theseus-Tempel, den Pnyx, den Areopag und den Hügel der Nymphen beschaitet, entdeckten wir den weiteren Umfang der neuen Stadt zu unseren Füßen, in Allem dem Aehnlich, was wir anderswo schon gesehen hatten. Ein wechselnder Haufen eingestallener Hütten, hier und da noch aufrecht stehende Mauern, eingestürzte Dächer, verwüstete Gärten und Höfe, große Steinmassen, die den Weg versperrten und oft unter den Füßen fortzurollen drohten, dies Alles, die Spuren neuester Verwüstung und ein trauriges trübes Ansehen an sich tragend, ohne allen Reiz, den sonst Trümmer zu haben pflegen, dies war der Anblick, der sich uns darbot. Dabei keine Vegetation, mit Ausnahme von drei oder vier Palmenbäumen, und nur wenig Häuser, die in modernem Gestalt den einigen Europäern oder Griechen aus Konstantinopel erbaut worden waren; äußerdem Wohnungen, wie in den Dörfern Frankreichs oder Englands, mit Dächern ohne allen Geschmack, mit vielen und engen Fenstern, ohne allen Schmuck. — Alles gleichsam nur gebaut für eine neue Zerstörung, nicht für kommende Geschlechter. Mitten aus diesem Chaos ragten hier einige Mauern eines Stadiums oder einige schwarze Säulen des Bogens Hadrians und der Agora, dort der Thurm der Winde und die Laterne des Demosthenes hervor; sie zogen wohl den Blick auf sich, aber sie fesselten ihn nicht. Vor uns erhob sich der ganz freistehende Theseus-Tempel, der schönste nach dem Parthenon und nach ihm der des heiligen Bischofsmarkts, der seine Ruhe nicht stört, mich kalt und gleichgültig, wie sehr auch mein Gemüth ergriffen zu werden suchte und meine Augen bewundern wollten; es war vergeblich. Ich empfand nur das, was man beim Anblick eines fehlerlosen Werkes fühlt: eine negative Freude, nicht aber einen wirklichen mächtigen Eindruck, ein neues, einiges, unwillkürliches Vergnügen. Dieser Tempel ist zu klein; er ist ein erhabenes Spielwerk der Kunst, nicht aber ein Monument für die Götter, die Menschen, die Jahrhunderte. Er verdient durchaus nicht den Ruf, den er gefunden, er drückt Nichts von dem aus, was er sagen soll, er ist zwar schön, aber es ist eine kalte rohe Schönheit; ich bewundere ihn, aber ich gehe von ihm, ohne Sehnsucht, ihn wiederzusehen.

Ueber einen dunkeln Hügel mit Disteln und röthlichen Steinen gelangt man zum Pnyx, wo sich das Athenienserfolk Rath versammelte. Ungeheure schwarze Steinblöcke, von denen manche zwölf bis dreizehn Fuß hoch sind, liegen über einander und trugen einst die Sitze für die Athener, noch höher, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten, sieht man einen großen viereckigen Block mit ungeheuren Stufen, der jedenfalls zur Tribune für den Redner diente, welcher von hier aus das Volk, die Stadt, das Meer beherrschte. Hier sprach Demosthenes zu den Athenern, die ihn verbannten, die über ihre Gesetzgebung und ihre Künste urtheilten; hier fand sich nicht, wie jetzt bei uns, die Verschiedenheit der Ansichten der Erziehung und der Ausübung der Künste die Völker treibt, zu zerklären, aber nicht veranlaßt, etwas Schönes und Dauerndes zu erbauen. Die Athenienser waren ein Volk von ausserlesenen Menschen; es hatte die Leidenschaften eines Volkes, aber nicht seine Unwissenheit; es bezog Verbrechen, aber es machte keine Dummheiten. Das ist jetzt anders, und darum scheint in unseren Staaten in dem Bemühen, die Freiheit vorzubereiten, ist, in der Wirklichkeit unmöglich zu seyn. Nur die Zeit kann die Völker fähig machen, sich selbst zu regieren; ihre Erziehung macht sich durch ihre Revolutionen. —

Damals waren die Künsten noch in dem Besitze der Freiheit, sich erheben und von dem Fürsichen Geschlechter der Erdumdrehung, sich bedienen zu dürfen. Den anderen Morgen um fünf Uhr ging ich mit Herrn Geopius hinauf. Alles verschwindet vor dem unvergleichlichen Eindruck des Parthenons, dieses Tempels der Tempel, des vollendetsten Musters alles Schönen in der Baukunst und in der Skulptur, einer Art göttlicher Offenbarung der idealen Schönheit, die einst jenes Künstler-Volk empfing, und die es in unvergänglichen Werken unter den unsterblichen Skulpturen auf die Nachwelt fortpflanzte. Dieses Denkmal, so wie es vollständig dastand, auf seinem natürlichen Piedestal, mit seinen Statuen, seinen grandiosen Formen, seiner in den kleinsten Details vollendeten Ausführung, mit seinem Stofze, seiner Farbe, seinem zu Stein gewordenen Sonnenglanze, — dieses Denkmal des Jahrhunderten die höchste Bewunderung, ohne sie zu befriedigen. Und wenn man auch nur das sieht, was ich davon gesehen habe: seine Trümmer, die Wirkung der Venetianischen Kugeln, der Pulver-Explosion unter Morosini, der Kanonen der Türken und Griechen; seine in ungeheuren Blöcken am Boden liegenden Säulen; seine herabgestürzten Kapitäler; seine durch Lord Elgin zerstörten Friesplatten; seine auf Englischen Schiffen hinweggeführten Statuen, — auch dies selbst ist hinreichend für das Gefühl, das der Anblick des Parthenons in mir erregt, daß es das schönste in Stein geschriebene Gedicht auf dieser Erde ist; daß ich empfinde durch, daß es zu klein ist, daß der Eindruck nicht ganz, daß es zerstört ist. Die schönsten Stunden brachte ich in der Nähe der Propyläen zu, die Augen nach dem siebenden Giebel des Parthenons gerichtet. Ich empfinde das ganz Alterthum durch und durch in dem Göttlichsten, was es hervorgebracht hat; das Uebrige verdient die Beschreibung nicht. Der Anblick des Parthenons läßt mehr als die Geschichte, die kolossale Größe eines Volkes erkennen, und niemals kann ein Mensch mehr Genie, mehr Vollkommenheit in Stein legen, als hier einen großen Mann fand, der den Bau eines solchen Gebäudes anordnen, einen Architekten, der den Plan dazu entwerfen, einen Skulptor, der es verzieren, Bildhauer, die es ausführen, Handwerker, die es bauen, ein Volk, um dies Alles zu bezahlen, und Augen, die es begreifen und bewundern konnten! Wo und wann wird die Zeit und das Volk kommen, die ein Gleiches verwirklichen. Nichts kündigt sie an. In dem Grade, wie der Mensch alt wird, verliert er die für die Pflege der Künste so nothwendige Kraft, die Begeisterung und die Unbefangenheit. —

Die Propyläen und der Tempel des Erechtheus sind neben dem Parthenon. Sie sind nicht minder Meisterwerke der Kunst, aber sie verschwinden vor dem diesem einzigen; die beim Anblick von diesem so mächtig ergriffene Seele hat keine Kraft mehr, die anderen zu bewundern; man muß nur dieses sehen und davon allein, klagend weniger über die Zerstörung dieses übermenschlichen Werkes des Menschen, als über das Unvermögen des Menschen, seine Erhabenheit und Harmonie je wieder zu erreichen. Aber es giebt Offenbarungen, die der Himmel nicht zweimal der Erde eröffnet!

Aus der Mitte der Ruinen Athens, die der Krieg der Türken und Griechen über das ganze Thal und auf die beiden Hügel verstreut hat, über die sich die Stadt der Minerva erstreckte, erhebt sich ein nackter allein auf seinen steiler Felsen. Ungeheure Mauern umgeben ihn, und, nach unten aus Bruchstücken von weißem Marmor, oben aus zerstrümmerten

Digitized by Google

Friesen und alten Säulen erbaut, endigen sie an einigen Stellen in Zinnen der Venetianer. Dieser Felsen gleicht einem prächtigen Fußgestelle, das die Götter selbst erschaffen haben, um darauf ihre Altäre zu stellen. Der obere Gipfel besitzen ist nur fünfhundert Fuß lang und dreihundert Fuß breit. Er beherrscht alle übrige Anhöhen in und um Athen, die Thäler des Penteliko, den Lauf des Ilyssos, die Ebene des Piraeus und die ganze Kette der Thäler und Berge, die sich bis nach Korinth erstreckt, endlich das Meer mit den Inseln Salamis und Aegina, auf deren letzter die Giebel des Tempels des Panhellenischen Zeus von ferner erglänzen.*). Dieser Horizont ist auch jetzt noch schön und bewundernswürdig, obgleich alle seine Schönheiten kahl sind und wie glänzende Bronze den zurückgeworfenen Schein der Sonne Attika's zurückstrahlen. Aber wie ganz anders muß jener Blick gewesen seyn, den einst Plato über dies Alles in jenen Zeiten regen Volkslebens und der Herrlichkeit der Kunst werfen konnte! Kaum vermag man, sich dies Bild bis in die kleinsten Details vorzustellen. —

Man muß den Parthenon wieder aufbauen. Auch ist das etwas Leichtes; denn er hat nur sein Erz verloren, und die inneren Abtheilungen sind verschwunden. Die äußeren, von Phidias bearbeiteten Mauern, die Säulen oder die Trümmer der Säulen sind noch vorhanden. Der Parthenon war ganz von weißem Pentelischen Marmor erbaut, der in dem nahen Pentelikos gebrochen wurde. Er besaß im innern länglichen Viereck und war mit einer Peristyle von sechsundvierzig Säulen Dorischer Ordnung umgeben. Jede Säule hat an ihrer Basis sechs Fuß im Durchmesser, und ist vierundzwölfzig Fuß hoch. An jeder Seite des Tempels war oder ist ein Portikus von sechs Säulen. Das ganze Gebäude war zweyhundertachtundzwanzig Fuß lang und hundertundneunzig Fuß breit; der letztere Durchmesser ist fünfzig Fuß. Am Rande der die prächtige Einfachheit seiner architektonischen Linien barg, er selbst war ein einziger, zu Marmor gewordener Gedanke, der mit Einem Blicke begriffen werden konnte, wie der antike Gedanke überhaupt. Man wußte sich ihm nähern, um den Reichthum des Stoffes und die unnachahmliche Vollendung des Schmuckes und der Einzelntheiten wahrzunehmen. Man mußte die Säulen fassen, die an langen Zwischenstücken auf den Boden oder auf benachbarte Tempel gestützt sind; andere lehnen sich an einander; wieder andere sind von der Mauer der Akropolis herabgestürzt und liegen in großen zerbrochenen Stücken über einander, als ob sie von dem Baumeister zurückgelegt werden wären. An den Seiten sind sie von der Sonne im Laufe von 2462 Jahren durchdrungen und gebräunt worden; die Brüche sind mit Eisenrost bedeckt. Das erst gestern bearbeitet worden ist. Sie bilden von dieser Seite des Tempels ein wogendes Chaos von Marmor, der in allen Gestalten und von allen Farben in der sonderbarsten und doch prächtigsten Unordnung über einander gewerfen und aufgeschichtet ist; man glaubt in der That, von weitem den Schaum ungeheurer Wogen zu sehen, die sich an den Felsen im Meere brechen. Der Blick vermag nicht, sich loszureißen; man sieht sie, man folgt ihnen, man bewundert sie und beklagt sie mit einem Gefühle, das man für Wesen empfinden würde, die noch die Empfindung des Lebens haben. Es ist dies der erhabenste Eindruck von Trümmern, den Menschen nur jemals hervorzubringen im Stande waren, weil er die Trümmer des Gedankens sind, was die Kunst ist. Wenn man unter das Peristyl und die Hallen tritt, könnte man glauben, das Gebäude werde eben erst vollendet; die inneren Mauern sind so gut erhalten, die Oberfläche des Marmors so glänzend und glatt, die Säulen so gerade, die erhaltenen Theile des Tempels so wunderbar unberührt, daß Alles so eben aus den Händen der Arbeiter hervorgegangen zu seyn scheint; nur hier und da sieht man durch die Lücken des einzige Dach des Parthenons, und durch zerrissene Mauern hindurch fällt der Blick auf den weiten Horizont von Attika. Der ganze Boden umher ist mit Fragmenten der Skulptur oder mit Architekturstücken bedeckt, welche die Hand zu erwarten scheinen, die sie an ihre Stelle in den auf sie harrenden Tempel bringe. Einmal klärt der Fuß an diesen verworfe Griechischer Kunst; man sammelt sie und wirft sie wieder weg, um interessantere zu suchen, bis man endlich dieß ganze unnütze Mühe aufgiebt; denn Alles sind zertrümmerte Meisterwerke. Die Scheitte treten auf Staub von Marmor, man betrachtet dies endlich mit Gleichgültigkeit und verstirbt nach und nach in die Betrachtung des Ganzen, das uns umgiebt, und in die tausend Gedanken, die sich aus jenem Bruchstücke erzeugen. Diese Gedanken sind von der nämlichen Art, wie die Umgebungen selbst; sie sind ernst, wie diese Ruinen vergangener Zeiten, aber auch heiter, wie der Himmel über uns, getaucht in den klaren und reinen Glanz des Lichts, erhaben, wie die Akropolis selbst, — Gedanken der Entsagung und religiösen Andacht, wie dieses Denkmal eines göttlichen Gedankens, das Gott in Trümmer von sich stoßen ließ, um göttlicheren Gedanken Platz zu machen. Hier süble ich keine Traurigkeit; die Seele ist frei, obgleich nachdenkend; mein Geist umfaßt die Ordnung des göttlichen Willens und der menschlichen Schicksale; er bewundert, daß es dem Menschen gegönnt ist, sich in der Kunst so hoch zu erheben; er begreift, daß Gott selbst diese wunderbaren Formen eines unvollständigen Gedankens zerbrechen habe, daß die Einheit Gottes, endlich von Sokrates in diesen Gegenden selbst erkannt, den Hauch des Lebens allen den Religionen entzogen habe, die die Einbildung früherer Zeiten geboren hatte, daß diese Tempel sich auf ihre Größe gestützt haben: der Gedanke eines Gottes, gefaßt in den menschlichen Geist, gilt mehr, als die marmornen Wohnungen, wo man nur seinen Schatten anbetete. Dieser Gedanke bedarf keines Tempels von Menschenhand; die gesammte Natur ist der Tempel, in dem sie anbetet. In dem Grade, in welchem sich die Religionen vergeistigen, verschwinden die Tempel; das Christenthum selbst, das den Gothischen Tempel erbaute, um ihn mit seinem Hauche zu beleben, läßt seine herrlichen Dome nach und nach in Trümmer fallen. Die Tausende von Statuen seiner Halbgötter stürzen allmälig von den Kathedralen; auch das Christenthum gestalten sich anders, und seine Tempel werden einfacher, je mehr es sich selbst von dem finstern Abredlauben der Vergangenheit losmacht und nur dem großen Gedanken von Gott zuwendet, den die Brennnessel erkannt und die Tugend anbetet!

A. de Lamartine.

*) Nach den neuesten Untersuchungen, z. B. in der auf der Insel Korfu erschienenen *Ionisch. Anthologie*, 1834, Heft 1, ist der Tempel nicht dem Panhellenischen Zeus, sondern der Athene geweihet gewesen.

Portugal.

Gil Vicente.

Der erste Dramatiker der Portugiesen war, so viel man weiß, Gil Vicente, der im Jahre 1557 zu Evora starb. Dieser Mann scheint ein sehr hohes Alter erreicht zu haben. Er lebte am Hofe Dom Manuels und Dom João's III., die ihm Beide über besondere Gunst schenkten. Der letztere Monarch und seine Familie machten sich in ihren Jugendjahren den angenehmen Zeitvertreib, Einiges aus den Dramen des Gil Vicente selbst aufzuführen.

Es ist kein Wunder, daß dieser Dichter in seinem Zeitalter sehr berühmt war: sein populairer Stil paßte zu den Ideen und dem Geschmacke der Zeitgenossen. Wohl aber bleibt es eine merkwürdige literarische Erscheinung, daß Gil Vicente ein Feld der Dichtkunst, welches die Portugiesen damals noch gar nicht betreten hatten, mit so vieler Glücke anbauen konnte. Am meisten muß uns jedoch der folgende Umstand Wunder nehmen: Die Werke dieser ersten portugiesischen Dramatiker sind so äußerst selten geworden, daß man die jetzt nur ein Exemplar derselben kennt, welches auf der öffentlichen Bibliothek von Lissabon sich befindet. Inzwischen haben Portugals beste Philologen und Schriftsteller Gil Vicente immer den Portugiesischen Plautus genannt. Der berühmte Antonio Ribeiro de los Santos, den man für den gründlichsten Kenner der Portugiesischen Sprache erklärt hat, geht in seinem Enthusiasmus für Gil Vicente so weit, daß er irgendwo behauptet, dieser Dichter stehe dem Teanjoson Molière an Talent durchaus nicht nach: eine lächerliche Uebertreibung, die den Molière herabsetzt und Gil Vicente's Ruhm nicht erhöht. Die Werke dieser Poeten wurden im Jahre 1562 durch Diogo Sodro zum Druck befördert. Sie zerfallen in Autos, Komödien, Tragi-Komödien und Farcen.

Die Autos sind eine abenteuerliche Mischung christlich-religiöser und mythologischer Elemente: Engel und Götter des Olymps, Heilige und Teufel, Salomon und Kaffandra finden sich hier auf barocke Weise zusammengepaart. Die übrigen Stücke des Gil Vicente unterscheidet nur der Umstand von den Autos, daß allegorische Personen in denselben auftreten. Das ganze Verdienst dieser Stücke besteht in der Versifikation und bin und wieder in guten satirischen Einfällen, die jedoch zum Theil einen unsaubern oder hatelnmäßigen Anstrich haben.*)

Während Gil Vicente in seinen Stücken dem Geschmack des großen Haufens huldigte, verfuchten zwei gelehrte Männer, Sá de Miranda und Ferreira, ein klassisches Feld zu bearbeiten. Ihre in Prosa geschriebenen Komödien wurden von den Literaten damaliger Zeit sehr gut aufgenommen, besonders von dem Infanten, Kardinal Dom Henrique, der sie in seinem Palaste aufführen ließ. Ferreira schrieb seinen „Castro", die erste reine Tragödie auf Portugiesischem Boden, deren Stoff größtentheils aus der Liebe lugirimona des Peter Bermudez, eines Galizischen Dichters, entlehnt war.**) Das letztere Stück hat große Vorzüge vor dem Drama Ferreira's; es ist aber hier nicht unser Zweck, die Mängel des ersten Tragikers der Portugiesen zu analysiren; wir haben bloß auf den Ursprung der dramatischen Poesie in jenem Theile der Pyrenäischen Halbinsel aufmerksam machen wollen.

Mannigfaltiges.

— Plum-Pudding. Das Englische Wort bedeutet buchstäblich so viel als Pflaumen- oder Rosinen-Kloß. Die Engländer sind von jeher auf drei Dinge stolz gewesen: auf ihren Plum-Pudding, auf ihren Roastbeef und auf ihre Constitution. Sobaldjemand beklagt man sich in England oft darüber, daß zwei von diesen Vorzügen der Englischen Nation allmälig außer Gebrauch kommen und verschwinden. Das Eine nämlich, die alte Constitution wird bald der Reform ganz weichen müssen, und was das Andere, den Plum-Pudding betrifft, so braucht man nur einmal die heutigen Kochbücher und Küchenzettel nachzulesen, und sie mit der Beschreibung des Plum-Pudding zu vergleichen, wie sie der Französische Ehevalier d'Arvieux macht, der im Jahre 1658 auf einem Schiffe, das vierzig Kanonen hielt, eine Reise nach England unternommen. „Ihr Pudding", sagt er von den Engländern, „war abscheulich. Derselbe besteht aus einer Pastete, die aus geklopftem Zwieback oder feinem Mehl, aus Fett, kleinen Rosinen, Salz und Pfeffer zubereitet, dann in eine Serviette ohne in einen Frauenstrumpf eingewickelt und so in einen Topfe in Fleisch-Bouillon gekocht wird; wenn der Pudding genug gekocht, so wird er aus der Serviette herausgezogen, auf eine Schüssel gelegt, und sodann schadt man noch alten Käse darauf, wodurch er einen fast unerträglichen Geruch erhält. Klagt man sie den Käse nicht hinzu", sagt unser Berichterstatter, „so würde die Sache an und für sich noch gar nicht so übel schmecken."

(Echo Britannique.)

*) Ueber Gil Vicente vergleiche man auch den dritten Band des Magazins, S. 238.

**) Ueber Ferreira und seinen Castro vergleiche man den zweiten Band des Magazins, S. 566.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei dem Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Freitag den 1. Mai 1835.

Frankreich.

Crébillon der Jüngere.

Von Jules Janin.

Wenn je ein Name in Vergessenheit gekommen ist, so ist es der des jüngeren Crébillon. Schriftsteller einer Epoche und Bedürfnis einer Moral, die tief gesunken war und in argen Verfalle lag, ist er unter den Trümmern des Boudoirs verschüttet worden, mit einem Male und verschollen.

Es gehört mit zu Crébillon's Unglück, daß er das Kostüm seiner Zeit dergestalt angenommen, daß er nicht ohne Gefahr zu betrachten ist; und dies Unglück wird um so größer, als dies Kostüm gerade eines von denen ist, worin Hof und Stadt sich mit höchster Zügellosigkeit zweien Dingen hingaben, die nicht den Tag überdauern: dem Laster ohne Leidenschaft und dem Leichtsinn ohne Gegengewicht.

Und so erscheint das Unternehmen ziemlich bedenklich, in literarischer Beziehung auf jenen Sittenzustand zurückzukommen, der in den Stürmen der Revolution untergegangen ist; ja, es kann vielleicht als ein klägliches Bemühen erscheinen, so viele dürftige Trümmer wegzuräumen, um unter diesen Trümmern kleine Marquisinnen in ihrem Morgen-Negligé und das Reitgerätlein junger Grafinnen herauszufischen und wieder an's Tageslicht zu ziehen. Allerdings, es gehört ein Muth dazu! Mitten durch die ganze gesetzgebende Versammlung hindurchzureiten, um an den Hof des Königs Lanzai zu kommen, Mirabeau zur Seite liegen zu lassen, um Herrn Clitandre in während Angerschein zu nehmen, Mlle. Antoinette und Madame Roland vorbeizugehen, um das Tuch der Mademoiselle Eidalie vom Boden aufzuheben! Und doch habe ich den Beschuß unternommen, ich Tollkreister! Nun! und wer kann etwas dagegen haben? Jeder ist Herr seiner Launen und wählt sich nach Gefallen seinen Helden.

Begeben wir uns denn an die Geschichte dieser kleinen lasterhaften gesellschaftlichen Welt des 18ten Jahrhunderts. Steigen wir in die Vorrechaise eher in's vis-à-vis, wie Angola oder irgend ein anderer Held der Zeit, und ziehen ju einer schönen Marquise zum Souper oder zu Celiane zum Gefrastch. Kommt, nehmt euren zigeifarbenen Mantel um, dunkelaubt euren Kammerdiener bis zwei Uhr Morgens; kommt, die Frau vom Hause wartet unter im Vorzimmer, kommt, und wenn ihr gefallen wollt, so reißt ihre guten Freundinnen in bester Form herunter und thut schön mit ihrem Schoßhündchen.

O weh! ich merke, ihr seyd ernst und schwerfällig; aber freilich, was ist da zu verwundern! seyd ihr doch schon zwanzig Jahr alt. Ihr werdet nicht Schritt halten mit uns anderen Greisen auf den ganzen alten Zeitweg; ihr würdet es nie wagen, euch mit den Schauerdichtern herumzuschlagen, oder mit einer Steckleiter auf einen Balkon hinaufzusteigen; — würdet es nie über euch gewinnen, Spitzen-Manschetten zu reagen; ihr hattet an eurem schwarzen Rocke und unrem guten Rock fest, seid ein constitutionneller Edelmann und verschmäht die einladenden Kergen des kleinen Hauses und soupirt nicht mit. Armer junger Mann! — Doch sagen wir nun auch einigermaßen zu seiner Entschuldigung, daß die Schuld nicht ganz an ihm liegt. Seit Crébillon dem Jüngern dahen sich die Frauen gewaltig geändert! Sie haben die Männer aus ihrem Schlafgemächern verbannt, haben die Thür des Boudoirs zumauren lassen — des Morgens seine lange Toiletten mehr, keine elysäes longues mehr seit Mitag und Abend. Wenn sich die Lege in der Oper noch erhalten hat, mehr aus Zufall, so gehen die Frauen nur hinein, um zu hören, nur um zu hören; dann gehen sie ruhig wieder nach Haus, wie sie gekommen sind, und um Mitternacht liegt Alles in tiefem Schlaf. Einer solchen Lebensweise gegenüber, möcht' ich in der That daran verzweifeln, dem lieben Leser von Crébillon dem Jüngern einen Begriff zu machen. — Denn das Verdienst dieser Schriftsteller ist eine Art von Verdienst, das sich dem Verständnisse aller unserer modernen Neigungen, Leidenschaften und Interessen entzieht. Sein Stil gehört seiner Schule an; seine Sprache ist eine ganz absonderliche; seine Welt ist eine Welt, die einen Tag geteht hat: eine Welt des Lurus, des Schlummerns, der Gleichgültigkeit, der Leichtfertigkeit, eine Welt kleiner Abbés und Schoßhündchen, kleiner Marquis und kleiner Herzensgebieterinnen, betreffter Oberften und Laquais von sechs Fuß Höhe — eine unbekannte Insel, eine Lagune, ein Flecken, wenn man will, auf dem Sammet des 18ten Jahrhunderts. In literarischer Beziehung darüber zu sprechen, möchte für mich sehr mißlich seyn; für eine historische Beschreibung fehlen die Daten, und was den biographischen Gesichtspunkt betrifft, so weiß ich von Crébillon dem Jüngern nicht mehr, als unsere Kinder vielleicht von mir wissen mögen, der ich die Ehre habe, mich in diesem Augenblick mit dem lieben Leser zu unterhalten.

Ich will thun, was ich vermag, sagen, was ich weiß. Ich werde von Haus zu Haus, von Sopha zu Sopha gehen, von Grafinnen zu Herzoginnen u. s. w. Fontenelle und Lamotte, die Erben des 17ten Jahrhunderts, wie Alexander's Generale die Erben seiner Universal-Monarchie waren, halten sich durch Crébillon, den Verfasser des Rhadamiste, noch verstärkt. Es gehört nicht mit zu meinem Geschäfte, von diesem eigenthümlichen Geiste zu sprechen, der den Rhadamiste erkand und einen Catilina verfaßt hat, den ich herrlich finde, trotz La Harpe. Dieser Mann, dieser Verfasser des Rhadamiste, der arm starb, ein Edelmann, Censor zu einer Zeit, wo die Stelle des Censors eine Stelle wie eine andere war, dieser gab unserm Claude Prosper Jolyot de Crébillon das Leben. Dieses Kind, das sein ganzes Leben lang von Andrea mit Seide und Frauen gesprochen hat, kam zur Welt, wuchs auf und bildete sich aus in einer dichten Atmosphäre von Tabak, auf einem Boden, als Sklav der Katzen, alten Hunde und Raben seines Vaters.

Dieses Kind, das sein ganzes Leben lang Crébillon der Sohn hieß, höre schon in der Wiege die tragische Muse des Hauses der Atreiden, sah seinen edlen Vater das Gift in dem Kelch der Tragödie bereiten und mit dem Dolche in den dürftigen Eingeweiden wühlen; war gezwungen bei allen diesen schrecklichen Kämpfen, Leid an Leid mit Melpomene, wie man damals noch die Muse der Tragödie nannte. Der Vater erzählte ihm von allen diesen Greueln, bereitete in seiner Gegenwart, während sie spazieren gingen, während sie aßen, die allerschärfsten Gifte. Sorgen die Crébillon, mein guter Leser, mein tüchtiger Mann, der sich doch vorsätzig in seinen Träumen, sich gebörig abzuhärten und wüßte, der wie ein Barbar schried und wie Aeschylus dachte, der schmutzig und eingeräuchert war, und der, so eingeräuchert und schmutzig wie er war, sich auf der Ottomane der Frau von Pompadour unterwälzte, die seine getreue Freundin war aus Liebe zum Griechischen; er war auch ein Träumer, ein unverbesserlich liebenschaftlicher Liebhaber dieser Romanz; er las sie und las sie immer wieder, und wenn es ihm an Romanen fehlte, so ergötzte er sich damit, sich selber welche zu machen, und zwar sehr lange und sehr dürftige; dies ist vielleicht die Ursach, warum sein Sohn sehr heiterer und sehr kurze gemacht hat.

So wuchs der Sohn auf ganz allein mitten unter den Exzessen der Phantasie seines Vaters. Der jenes Zeit war ein tragischer Dichter ein so seltsames Ding, daß man sich vor ihm fürchtete: Crébillon der Sohn, daran ist kein Zweifel, hatte Furcht vor seinem Vater. Zu jeder anderen Zeit, sinnig Jahre früher, würde er Schäferspiele geschrieben haben. Unter der regierenden Maitresse schried er Erzählungen, kleine sehr hübsche sinnige Erzählungen, Liebesgeschichten, Heitesmatiers-Geschichten vom schwachen Sultan, ohne sich vor der Bastille zu fürchten, denn er wußte, daß Ludwig XV. ein Mann von Geist war. Und kamen waren diese kleinen Büchlein verfaßt, so lagen sie auch schon auf den Toiletten der Schönen und in der Antichambre der Zofen; man las es, wie es geschrieben war, mündlich leicht hin. Die unterirrten Gemüther jener Jahrhunderte erholten sich auf diesen weichen blumigen Rasen des Lasters von den niederdonnernden elektrischen Schlägen, die ihnen durch die Heloise oder durch die Nonne hervorgebracht worden, diesen seltsamen Gegenzisten, die für sich selber wohl auf ein noch verderbteres Volk als Gifte hätten wirken können!

Wir können diese kleinen Erschütterungen kennen, mehr als Orientalische Verweichlichung walten, in Frankreich auf? Durch eine Erzählung Voltaire's, durch seinen Candide, und besonders durch eine Stelle desselben, nämlich die, wo Candide einer schönen Dame das Strumpfband bindet; diese Stelle machte damals auf alle Frauen einen solchen Eindruck, daß Alle Lust bekamen, sich ihr Strumpfband binden zu lassen, und daß sie auf diese Gruud, weshalb man in allen Büchern und auf allen Kupferstichen jener Zeit immer Frauen abgebildet findet, die ihr Strumpfband verloren, und Männer, die damit beschäftigt sind, es wieder umzubinden, und sich eben nicht sehr damit übereilen.

Ruhmlose Beschäftigung, durch die König Ludwig XV. die schönste Monarchie des Erdreises verloren hat!

Crébillon der Jüngere, der fruchtbarste Darsteller dieses gesellschaftlichen Zustandes, hat uns mehrere Romane hinterlassen ohne seinen Namen, aus den Haag datirt, aus Amsterdam, aus London, aus Mahrich, aus allen Hauptstädten der verbotenen Literatur. Auch herrscht über Inhalt und Titel dieser Romane eine gewisse Ungewißheit.

Einige schreiben ihm die Lettres de Ninon de Lenclos zu — unseres Bedünkens indeß ohne irgend einen triftigen Grund.

Digitized by Google

Man kann Crébillon's Romane in zwei scharf von einander geschiedene Klassen theilen, in die eigentlichen Romane und die Gravelurez. In die Zahl der eigentlichen Romane müssen die heureux orphelins gerechnet werden. Es ist dies eine Geschichte wie alle, die wir Romane nennen. Was ich seine Gravelurez nenne, ist ein neueres Machwerk von interessanter Natur. Le Hasard du coin du feu zum Beispiel ist von den ersten Blättern an wie ein Musikerstück lustspiel geschrieben. Diese Geschichte giebt ein Bild von seinem müssigen, faulen Schwärmer- und Gourmand-Leben, welches die feine Welt damals in Paris führte, nachdem sie Morgens ihre Cour in Versailles gemacht.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Der dramatische Autor in Spanien.

(Aus der Revista Española.)

In dem Zeitalter des Iriarte und Moratin, des Comella und des Abtes Cladera, als die verschiedenen literarischen Fortionen aus Buchläden und Schauspielhäusern mit den Waffen des Witzes und Spottes gegen einander kämpften: da war die erste Vorstellung eines Drama's das bedeutendste Ereigniß in Spanien. Die guten Mateider, denen die Wörter Freiheit und Unfreiheit noch nicht zu Ohren gekommen oder schon aus dem Gedächtniß entschwunden waren, machten damals zu politischen Dingen ein trauriges Gesicht, wenn König sagte in den Wäldchen des Pardo, oder strapazirte Manthiere an dem schroffen Abhang der Granja; am Hof intriguirte man ungefähr so wie jetzt, wenn auch mit etwas mehr Scheinbarlichkeit; die Minister beförderten ihre Angehörigen und die ihrer Maitressen, und der Mittelstand ging seinen Geschäften nach. Damals war eine Aufführung etwas Sicheres, ein gemachtes Glück; und das Publikum, das Volk, die Welt drängte sich zu den Stiergefechten, um einen Pepe Hillo und Pedro Romero aus voller Kehle Taugenichts zu schimpfen, wenn der Stier seine Luft hatte, schon im ersten Gange zu unterliegen. Damals gab es keinen anderen Bürgerstreit, als den der verschiedenen Parteien im Theater. Man denke vielleicht kann, daß es noch ein anderes National-Recht geben könne, als das, die Sänfte der Tänzerin Rita Luna unter einem Regen von Bonbons aus dem Theater nach Hause zu begleiten. In jenen Zeiten der Inquisition gab es interessen, dem Allen zum Trotze, mehr Freiheit in Spanien. Wir hinken, dies nicht als ein Paradoxon aufzunehmen; denn man wußte sich wenigstens, wohin der Sturm kommen konnte, und wer ihn verkündete blieb, trotz seiner Unvorsichtigkeit. Mit seiner Ehrfurcht vor Gott und dem Könige konnte man ohne Sicherheits-Karte sicher leben und ohne Reisepaß reisen. Man durfte sicheren und druckenlassen, so viel Einem beliebte: dies bezeugen die Werke Comella's, Iriarte's, Moratin's und Quintana's: Werke, die, wenn sie in unsern Tagen geschrieben, recht nach langen Jahren das Tageslicht erblicken würden. Damals gab es weder Spione noch Polizei; Keiner wurde heute als Liberaler, morgen als Karlist, und übermorgen aus beiden Gründen mit dem Galgen bedroht. Eben so wenig war jener Kitzel nach Glück und Verähmbheit vorhanden, der uns heutiges Tages durchzieht; wer einen Jahrarbeit besaß, der glaubte sich versichert genug, und wer eine breiter Zerstreuung haben konnte, der fühlte sich übergläcklich.

Noch ein anderer Vortheil: wenn Ihr seinen Nebenbuhlern und keine Soldatendienste thun wolltet; wenn es Euch nicht gereihm war, über preußlichen und mordmäßigen Büchern zu schwitzen; wenn weitgreifende Spekulationen Euch nicht zu Grunde richteten; wenn keine schöne Schwester, keine liebenswürdige Frau besäßet, und also der besonderen Gunst eines Ministers oder Hofmanns nicht theilhaftig werden konnte — nun, so brauchtet Ihr nur den grünen Priesterrock anzuziehen, und Eure Stellung war gesichert.

Damals hörte man im Theater schlechter pfeifen, und das Publikum war nachsichtsvoller. Heutiges Tages ist eine erste Vorstellung eine sehr wichtige Sache für den Verfasser von — wir sollen wir es nennen? — Die Konfusion der Titel und der Werke ist so gewaltig, daß man ein vollkommen bezeichnender Ausdruck ganz abgeht. Zunächst präsentirt sich die alte Komödie, unter welcher Rubrik man alle dramatische Werke von Comella bezeichnet, z. B. die Mantel- und Degen-Stücke, die Intriguen-Stücke, die Farcen u. s. w. Dann folgen sogenannte Melodramen, lauter überseyte Stücke aus der Zeit unseres literarischen Interregnums; dann empfindsame und grausige Dramen, ebenfalls Uebersetzungen, wie z. B. die „Maske von Weißfell"; hierauf die klassisch genannten Lustspiele des Moliere und Moratin, mit ihren affektirten Versen und ihrer bauernderben Prosa; die klassische Tragödie, theils Original, theils Uebersetzung, mit ihren prächtigen Versen, erhabenen Metaphern und Königlichen Gedanken; die sittenlosen Sitten-Stückchen von Scribe, oft abgeschmackt, von Zeit zu Zeit kurzweilig, und hin und wieder mit einigen Geführedringen; das historische Drama, eine Chronik in Dialogen, wenn das Trachten, die zur Epoche gehörenz endlich — wenn wir andere nichts entfallen ist — das romantische Drama, ein noch nie gesehenes oder gehörtes Ding, ein Komet, welcher mit seinen Schweifen aus Blut und Leichenduft zum ersten Mal in dem literarischen Welten-System erscheint; eine Entdeckung, die nur den Kolumben des 19ten Jahrhunderts (v. h. den Herren R. Hugo und R. Dumas) aufbehalten war.

Um jedoch wieder auf den Verfasser von — zurückzukommen, so erfahren die ihm befreundeten Journalisten durch einen Zufall, daß sein Stück bald aufgeführt werden wird, und man ließt in allen Zeitschriften folgenden Artikel:

„Man hat uns versichert oder wie wissen*), daß man auf dem Theater N. N. ein neues Drama in Scene setzen wird. Sein Verfasser soll durch Werke von unbestreitbarem Verdienst allbereits vortheilhaft bekannt sein. Die vornehmsten Rollen werden unsere berühmte Señora Rodriguez und Señor Latore übernehmen. Die Direction hat nichts gespart, um das Drama mit allem Glanze, der seinem Inhalt angemessen, auf die Bühne zu bringen; und wir haben gegründete Ursache, zu verhoffen, daß der Erfolg den Erwartungen entsprechen werde u. s. w. Und so weiter."

Sobald man dies gelesen hat, wird gleich nach dem Cafe del Principe gegangen; dort erkundigt man sich danach, wer der Verfasser sey, und wie und warum das Stück angefertigt worden, endlich flüstert man einander in die Ohren, daß es verschiedene äußerst pikante Anspielungen enthalte.

„Haben Sie wohl gelesen, was die Revista von dem neuen Drama sagt?" — „Was für ein Drama? Ach — ja richtig!" — „Es mag ein wackeres Stück seyn!" — „Ohne Zweifel." — „Wie ist es betitelt?" — „N. N." — „So schlecht hin?" — „Ich weiß nicht, ob es noch einen Titel haben hat." — „Wie viele Akte?" — „Fünf, glaube ich." — „Es sind keine Akte," (sagt ein Dritter.) — „Wie? keine Akte?" — „Doch ja, es sind wohl Akte, aber" — „Ah! so! Und kommen viele Personen darin um!" — „Das verstehl sich!"

„Wird es gefallen?" (so fragt man in einer andern Gruppe.) — „Meine Meinung ist, daß es entweder großes Furore machen oder ganz durchfallen wird." — „Ei, was die Sie sagen." — „Ja, was die sagen. Mehreres im Stücke dürfte wohl zu gewagt seyn, aber welche Scenen! Denken Sie sich: Eine der Personen ist ein leiblicher Sohn der andern!" — „Man höre nur!" — „Aber der Sohn hat sich verliebt — nein, der Vater — doch das ist gleich. Nun kommt man bald auf die Entdeckung, daß die Mutter nicht Mutter ist — oder daß! nein, der Vater ist nicht Vater, kurz und gut, es ist ein Gift zu schlimm genannten, und der Sohn oder die Mutter tödtet den Vater oder den Sohn." — „Ei, das wird von Wirkung seyn!" — „Ich glaub' es wohl! Dann giebt's noch einen Sturm und eine finstere romantische Decoration." — „Uhui!"

Der Autor verspricht sich unterdeß viel Gutes, weil die Schauspieler in den Proben darin schreiengekommen sind, daß eine Scene großen Effekt macht; nur verstirbt er, der erste Liebhaber werde seine Rolle zu schwach spielen, weil er nicht körperlichen Umfang genug hat, und der zweite Lustspielmacher hat von der seinigen kein Wort verstanden, man weiß nicht, wie man ihm das Verständniß beibringen soll. Auf der andern Seite fühlt sich der Verfasser durch die Rolle, welche eine noch ältere Dame zur ersten Liebhaberin gemacht hat u. s. w.

In der letzten Probe, der er selbst beiwohnt, macht es dem Autor vielen Kummer, daß die vornehmsten Acteurs ihre Rolle nur zwischen Zähnen hermurmeln. „Ein wenig mehr Energie", wagt er endlich zu sagen, während seine Miene um Verzeihung bittet. „Gegen Sie nun nicht", ist die Antwort. „Sollte das Stück schon fallen?" — Der arme Autor hat kaum den Muth, neue Vorstellungen zu machen.

„Was trage ich denn auf dem Kopfe?" fragt eine Schauspielerin — „was trage ich an den Füßen?" fragt ein Schauspieler. — „Nun, wie es die Zeit des Stücks verlangt, knapp anliegende Beinkleider, mit Besatz, und Schuh mit Kem." — „Solche hab' ich nicht." — „Aber hast Du sie", sagt einer seiner Kameraden, „nimm nur die Hose, welche Du in der Oper getragen hast." — „Das ist ja eine andere Epoche!" — „Thut nichts, mache nur vive Schleifen daran, und sie ist hinlänglich verwandelt."

Nachdem man wegen der Garderobe übereingekommen, geht es an die Decorationen, die, wenn sie auch nicht neu sind, doch wenigstens neuen Effekt machen sollen. — Kommen viele stumme Personen in dem Stücke vor, so entsteht die wichtige Frage, ob diese alle sich müssen rasiren lassen oder nicht. In ersteren Falle muß man ihnen zwei Reales mehr geben. Um zum Effekt und Oekonomie mit einander zu verbinden, kommt man endlich überein, daß nur diejenigen vier Personen, welche voranschreiten, den Bart putzen sollen, alle übrigen mögen ihre Schermesser schonen.

Endlich ist der Abend gekommen, und schon sind keine Billets mehr zu haben. Dank den Zeitungs-Anzeigen und den Theaterzetteln, welche das Publikum sehr schlau darauf vorbereiteten, daß die Zwischenakte sich etwas in die Länge ziehen würden, indem sie dem Stücke sehr viel zu thun sey. Der Autor hat schon seinen Platz eingenommen, und die Freunde, die bei ihm gespeist, verabigen ihn mit der Bemerkung, daß, wenn sein Drama schlecht wäre, man ihm dies frei heraus gesagt hätte, als er es in dieser oder jener Gesellschaft vorlas. Der gute Mann ist beklemmungsachtet heute zerstreut, er beantwortet keine Frage mit Geistesgegenwart und vermag kaum einen kräftigen Händedruck kräftig zu erwidern. Es ist schon sechs Uhr vorbei. Da ruft man plötzlich aus hundert Kehlen: „der Vorhang! der Vorhang!"

„Was sie ein Vorhang!" fragt der erschrockene Autor, „hat man das Stück verändert?" — „Nein, mein Herr, es ist nur der Vorhang zum Aufzuge." Se. Hoheit werden angenommen seyn."

„Ist wirt gelungen, und in einem Nu sind die vielen Füße, die man unter dem Vorhang gesehen hat, von der Bühne verschwunden.

„Halten Sie sich vor den Arroyes, Herr Autor!" sagt ein Warner, ihn beim Arm fassend. Wer sind diese Arroyes? wird mancher ausmärtige Leser fragen; denn das Wort selbst sagt in dem Diccionario de la Real Academia. Es sind vier Knaben, die den Vorhang dadurch in die Höhe fördern, daß sie sich, an einem Seile hangend, von oben herabfallen. Man hört ein fürchterliches Gerassch: der Vorhang ist aufgerollt, und der Dichter flüchtet in einen Winkel einer Loge vom zweiten Rang, hinter seine Freunde oder Verwandten, die er während der Vorstellung mit wiederholten Händedrückungen martert. Alles Blut ist ihm zu Kopfe gestiegen, er schwitzt wie ein Schwungräder, er ballt die Fäuste krampfhaft und schneidet verzweifelte Grimassen, so oft ein Schauspieler sich vergißt.

*) Das bestimmte Wissen ist ein Ding, das man jetzt nicht alle Tage haben kann.

Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Das Publikum ist unterdeß fröhlich humoris. „Potz Wetter! der Vorhang fällt und fleigt ja in einem Athemzug!“ — „Bravo! da haben sie einen Stuhl zurückgelassen.“ — „Schauen Sie nur fort den Kerl von der Suite! Was mag nur das Weiße heißen, das an ihm schimmert?“ — „Pop Clement! in dem Saion sind Bäume gewachsen.“ — „Hat er ihn wirklich umgebracht?“ — „Den Souffleur soll der T... holen!“ — „Nun, die jetzt haben wir noch nichts Gewaltiges gesehen — aber schöne Verse sind's, das muß wahr sein!“

Da tritt mit einem Male Mahmud, Sultan N. N., in ihre Loge und schlägt die Thüre hinter sich zu, damit die Aufmerksamkeit auf ihre Person rege werde: die Medererren strecken sich aus und liegen sich verwärts. Ein dumpfer Lärm entsteht im Publikum.

Im fünften Akt wird die schwellende Furcht immer lauter: beim letzten Dolchstich aber reißt sie alle Dämme nieder, und von allen Seiten erschallt ein unmäßiges Geschrei. Die Freunde des Autors verheißigen das Terrain; aber der Vorhang fällt, und das Stück wird mit Pauken und Trompeten zu Grabe getragen.

Ich weiß nicht, woher dem Menschen sein Hang zur Schadenfreude kommt; allein ich glaube bemerkt zu haben, daß das Publikum immer in der vergnügtesten Laune wieder geht, wenn ein Stück ausgepfiffen worden ist. Der Autor, anfänglich sehr beklägt, tröstet sich bald damit, daß seine Nationen für Stücke dieser Art noch nicht reif seyn. Auch den Intriguen Uebelwollender und der schlechten Darstellung darf er einen Theil des schlechten Erfolges zuschreiben, und so hindert ihn nichts daran, sich schon am nächsten Tage fideraal mit guten Gewissen fehen zu lassen.

Seine Freunde hört man in seiner Abwesenheit also reden. „Ich sagte es ja; dieses Stück konnte nicht gefallen; allein wer sagt so etwas dem Autor in's Gesicht! Wer hängt der Katze die Schelle um! — Ich bemerkte ihm wohl, er müsse die Scene mit dem Vater im zweiten Akt abkürzen; allein er versteift sich darauf, sie unverändert zu lassen.“

Wer Allem dem habe ich beobachtet, daß literarische Freunde sehr edelmüthig zu handeln pflegen: gefällt das Stück, so sind sie es, die auf kleine Mängel aufmerksam machen, und alsdann passiren sie für unpartheiische Männer; wird das Stück aber ausgezischt, so entschuldigen und bedauern sie nach Kräften. Sie wissen, daß ihr Lob doch nicht durchdringen wird. Im ersteren Falle sagen sie: „es ist ein gutes Stück; wie sollte man das leugnen? Es hat nur diesen Fehler, und jenen, und .... nichts Irdisches kann ja vollkommen seyn.“ Im anderen Falle sagen sie; „das Stück ist nicht schlecht, allein es ist nicht für Jedermann: es enthält außerordentlich tiefe Gedanken; vor Allem aber sind die Verse sehr zierlich.“

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.

Die Baltadschis des Serai bilden, gleich den Bostandschis, theils die Garde und theils die Hausbedienten des Sultans. Vormals waren sie, wie es auch ihr Name anzeigt, die Holzhauer des Serais, und es war ihr einziges Geschäft, das Holz, das zu den Küchen und Bädern des Harems gebraucht wurde, klein zu machen. Ihre Anzahl ist dann vermehrt worden, und sie haben eine militairische Organisation erhalten, so wie alle Sklaven, die im Palaste beschäftigt sind.

Man muß aber bemerken, daß die Sultane jede Art von Garde für ihre eigene Person entfernt und sich der Armee des Reichs anvertraut haben. Sie haben bloß von den Palast-Dienern sich bewachen lassen, von denen jeder Herr den Namen der Profession führt, die er betrieb. Und die Person des Herrschers ist darum nicht minder in Sicherheit gewesen.

Das Serai wird von 10,000 Mann bewacht, welche in Wahrheit nicht im Stande wären, einem einzigen Bataillon Europäer zu widerstehen, sie aber doch hinreichen, der Bevölkerung Imponirendes zu spielen und Furcht einzuflößen, deren Augen noch nicht mit den fremden Figuren und Kostümen des sogenannten Innern sich bekannt haben. In der That, der geringste Trotzbube des Palastes, wenn er durch die Straßen geht, oder sich in einem der vielen Kaiks von Stambul nach Pera oder Skutari überschiffen läßt, affektirt den Ton und den Frieg einer Weltes; er behauptet die oberste Klasse mit Stolz und bisweilen sogar mit Verachtung; er spricht geheimerisch und verschafft sich durch Zeichen Gehorsam.

Eine Sache von Bedeutung ist es, wenn ein Offizier des Serais seiner Würde so viel vergiebt, sich unter das Stadtvolk zu mischen. Er verläßt nie das Thor des Innern, ohne von 25 bis 30 Domestiken begleitet zu seyn; und er hat erst gar nicht nöthig, seinen Leuten zu befehlen, ihm zu folgen. So wie er den Hof des Palastes durchschreitet, wächst sein Gefolge zu; denn es weiß es ein Jeder, wer ihn exkortiren und schleunig seinen Zunftlapen zu folgen hat. Es scheint, daß die Strahlen des Ruhms und des Reichthums, die ihn umgeben, auch auf die ihm folgende Dienerschaft einen Abglanz werfen. In Europa stehen es wohl unsere Lakaien auch, bisweilen den Herrn zu spielen, aber kaum tragen sie Sorge, ihren Stand zu verheimlichen, und sie legen die Livree ab, welche sie kennbar macht. In Konstantinopel sind im Gegentheil die Diener stolz auf ihre Bedienung, sie tragen hochmüthig die Zeichen ihres Standes, und ein Bostandschi würde seine Würde um keinen Preis mit der Mütze des kemmis seines Türkischen Infanteristen, mit Europäischer Art exerzirt, vertauschen.

Die Baltadschis sind nicht so zahlreich als die Bostandschis; sie haben, so wie diese, ihre Unter-Abtheilung, bekannt unter dem Namen Sulusluu-baltadschis. Die Mannschaft dieses Corps ist dem Ersteren zugetheilt; sie zeichnet sich jedoch durch Haarlocken aus, welche ihnen zu beiden Seiten des Gesichts herunterhangen, so wie man sie 1800 in Frankreich getragen und mit dem Namen Hundeohren belegt hat. Diese Haarlocke heißt auf Türkisch Sulufu; daher der Name Sulusluu-Baltadschis.

Die Preis sind die Leibgarde und dann bestimmt, den Großherrn zu begleiten, wenn er an öffentlichen Orten erscheint. Sie tragen Bärte, und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu schießen verstehen. Diese Garden tragen eine unmäßig hohe Mütze in Form eines Kastens; von der Spitze dieses Kastens erheben sich noch drei sehr hohe weiße Federn, welche aber zu den Seiten des Heims herunterhangen und so getragen werden, daß die Reihe, welche zur Rechten des Sultans geht, sie zur Linken, und die entgegengesetzte Reihe zur Rechten hat. So geht der Kaiser in der Mitte dieser Federreihen und kann kaum gesehen werden.

Das Corps der Bostandschis, welche unverzüglich nur Gärtner waren (Bostan heißt in der Türkei ein Garten), steht unter dem unmittelbaren Befehl des Bostandschi-Baschi, zweiten Serai-Offiziers nach dem Schiktar Aga. Dieser Offizier hat ungemeine Vorrechte; er ist mit der Polizei-Aufsicht beauftragt, sowohl der des Palastes, als der von Konstantinopel, der Umgegend und besonders des Kanals, von dem an der Mündung des Schwarzen Meeres erbauten festen Schlosse Favarati bis Galiköoli, nahe den Dardanellen. Er ist auch Gouverneur von Adrianopel und hält dort einen Lieutenant mit einer Garnison Bostandschis. Er hat ferner das Privilegium, oder, wenn man lieber will, die Ehre, das Steuerruder des Großherrlichen Kanots zu halten, außer in dem Falle, daß eine Feuersbrunst entsteht, wo er mit seinen Leuten nach der Brandstelle sich hinbegeben muß; er wird dann augenblicklich durch den Chasseki Aga ersetzt. Dieser Letztere ist der Chef der Bostandschis Chasseki, einer anderen Gattung Bostandschis, welche weit weniger zahlreich sind und oft zur Bedienung zehrinner Aufträge gebraucht werden.

Hier ist der Ort, den Leser damit bekannt zu machen, daß der Sultan verbunden ist, sich bei jeder Feuersbrunst — aber auch nur außerhalb der Stadt mit seinen Leuten zum Feuer hin zu begeben. Er muß es nicht, sich diesem Gebrauche zu widersetzen, aus Furcht, sich den Tadel und die Verwünschungen des Volkes zuzuziehen. Sowohl im Sommer als im Winter, am Mittag wie am Mitternacht, muß dem Sultan Mahmud jede jener Feuersbrünste angezeigt werden, so wie sie gerathen und aufgezäumte Pferde, so wie bemannte Kähne bereit, um ihn ungesäumt überall hinzubringen. Denn da die Feuersausbrüche in der Hauptstadt das gewöhnliche Zeichen der Unzufriedenheit der Einwohner sind, so würde es diese Unzufriedenheit noch vermehren, und vielleicht eine Empörung, wo nicht gar einen Aufruhr hervorbringen, wenn der Sultan sich weigerte, jene schrecklichen Kundmachung zu vermehren, oder wenn er Bedenken trüge, sich selbst an den Ort zu begeben, den das Volk dazu auserseben hat, ihm seine sonderbare Wirthschaft vorzulegen.

Außer den Pagen giebt es am Hofe der Ottomanischen Fürsten eine andere Sorte von Bedienten, welche bizchami dilzis (Stummer) heißen. Diese Stumme, welche noch den Vorzug haben, zugleich taub zu seyn, sind ungefähr 40 an der Zahl. Die Nacht bringen sie in dem Gebäude der Pagen zu, und am Tage halten sie sich vor der Moschee der Kislar Aghas auf, wo sie in der Zeichensprache gründlich erlernen. Unter diesen 40 Dilzis unterscheiden sich 8 bis 10 durch die Reinheit, durch den Namen der Favoriten; sie werden in der Ehas Odasi (Kammer des Herrn) zugelassen und dienen dann, den Sultan zu beinstigen, indem sie die Stelle der Hofnarren vertreten. Er läßt sie bisweilen einen gegen den anderen kämpfen, oder in einen Wasserirog, welcher in der Nähe des Palast-Hofes angebracht ist, werfen, wo sie sich, zum Gelächter der Pagen und der vertrauten Palast-Offiziere ausgezeigt sind.

Vormals waren die Stummen mit der Vollziehung der Todes-Urtheile beauftragt; sie reißten oft nach einem Orte, 200 Stunden von der Hauptstadt, und erschienen unverschens vor dem Pascha oder dem Privatmann, dessen Kopf der Großherr verlangte.

Bei alten Zeiten war die Unterzeichnerei gegen den Sultan so groß, daß der Unglückliche die Chatti scherif (erhabene Schrift), welche sein Todes-Urtheil enthielt, mit allem Respekt küßte und seinen Kopf mit einer Gleichgültigkeit der fridernen Schnur, die der Stumme in Händen hielt, darbot, welche den deutlichsten Beweis von dem Gamalignen und Gehorsame gab, der seinem Gebieter zum Missethäter wurde. Sie setzte, daß derjenige, welcher durch die Hand oder auf Befehl des Sultans sterben soll, auf die gewisse Vernichtung aller seiner Sünden rechnen könne.

Diese blinde Unterwerfung hat aber seit mehreren Jahren einer Widerspänstigkeit Platz gemacht, welche die Ueberbringer solcher Aufträge abgeschreckt hat. Man weiß, daß die Kupidschi-Baschis, welche die Diljy in diesem gefährlichen Henkeramte abgelöst haben, schon oft mit ihrem Kopfe das Vertrauen büßen mußten, welches sie zu diesen Todesfieman hatten. Dschezyar, Ex-Pascha von St. Jean d'Acre, hieß die Kupidschis vor sich kommen, und als ihm der Chatti scherif vorgelegt war, schrieb er den Einen der Beiden mit dem Pfeil nieder, hieß ihn den Kopf abhauen, in einen ledernen Sack stammt dem Firman einnähen und sandte ihn nach Stambul an den Großherrn zurück.

Unabhängig von diesen Stummen, giebt es auch ein Dutzend Gutschis, Zwerge, welche mit Jenen zusammen wohnen und gleichermaßen zum Amusement des Sultans dienen. Es ist ein Reft Asiatischen Prunkes, und eine uyglose Mode, die man bisweilen auch an Europäischen Höfen eingeführt gesehen, die sich aber zur Ehre der Menschheit hier nicht naturalisirt hat.

Die Stummen und die Zwerge begleiten den Sultan bei seinen Ausgängen. Die Zwerge gehen vor den Pagen einher; bei solchen Gelegenheiten besteht ihr einziges Amt darin, sich die zur Erde zu bücken und mit einem Kissen auf ihrem Rücken dem Großherrn als Fußschemel zu dienen, um auf's Pferd zu steigen.

Hat ein solcher Zwerg auch das Glück, stumm und taub zur Welt gekommen zu seyn, und daß man ihn darauf noch zum Verschnittenen gemacht hat, so wird er unendlich mehr geachtet, als wenn Kunst und Natur vereint das vollkommenste Geschöpf auf Erden hervorgebracht hätten.

Hassan Pascha, der Groß-Admiral, hatte dem Sultan Abdul Hamith einen solchen stummen Zwerg zum Geschenke gemacht, welcher mit allen diesen Eigenschaften noch die vortrefflichste, gar zu einzige, einarmig und auch hinkend war. Das war ein Wunderwerk und die seltenste aller Unvollkommenheiten; auch hatte er mehr Zulauf in Konstantinopel als zu Paris die Hottentotten-Venus und der große unvergleichliche Kanmdale, welcher nur von Riesseleuten lebte.

Beim Türkischen Heere bemerkt man viele Verschiedenheiten in der Uniform der Regimenter; einige tragen runde Zuch-Jacken ohne Klappen, andere haben Kragen und Aufschläge und Klappen von rothem Tuche; Blau ist die Nationalfarbe der Armee. Mit Ausnahme der sehr alten Offiziere trägt das Militair keine Bärte. Im Ganzen haben die Soldaten ein hübsches Aussehen.

Der Unterschied der Grade wird vermittelst metallener Sterne, verschieden an Größe und Werth, angezeigt, die sie an der linken Seite der Brust anhängen. Die Korporale und Sergeanten tragen Sterne aus Bronze, die Lieutenants und Capitains aus Gold und emaillirt, die der Majore sind von demselben Metalle, nur etwas größer, und die Obersten haben Sterne von Diamanten an goldenen Ketten an der linken Schulter herabhängen.

Man wundert sich sehr, daß es der Sultan mag, zu gewissen Jahreszeiten den Sold der neugeschaffenen Truppen zu vermindern, da deren treue Anhänglichkeit doch seine einzige Sicherheit ist. Seit der Einführung der Reformen, wurde der Sold des Soldaten auf 30 Piaster (3½ Thlr.) monatlich erhöht, jedoch nach und nach bis auf 20 Piaster wieder reducirt; was für einen an Tabacksrauchen und Kaffeetrinken gewöhnten Türken eine sehr kleine Besoldung ist. Der Sold des Infanteristen übersteigt nicht 1½ Sgr. täglich, und Unzufriedenheit herrscht darum auch in der ganzen Armee. Man hat schon verschiedene Komplette entdeckt, in denen auch Offiziere mit verwickelt waren. Das Ziel der Conspirationen ging dahin, die Form der Verwaltung zu verändern; und Alles läßt voraussehen, daß, sobald sich der Aufruhrgeist den verschiedenen Divisionen mittheilt, er eben so stürend und gefährlich seyn wird, als der der alten Janitscharen.

Der Militairrock ist jetzt das Kostüm der Mode. Alle Welt kopirt den Kaiser; man trägt den Bart gerade so lang wie der seinige und das Fez (Mütze, welche die Stirn bedeckt und bis an die Augen reicht) auf dieselbe Art, wie er. Das Aufsehen der Truppen ist zufriedenstellend, jedoch bedarf ihre Equipirung noch der Vervollkommnung. Die Infanterie besteht größtentheils aus sehr jungen Leuten, die in schönen Kasernen wohnen. Die Rekruten kommen gewöhnlich aus Asien; man sieht sie häufig in den alten Gärten des Palastes exerciren haben neue Gewehre, und ihre Kanonen und Bajonnette sind vorzüglich. Einige Regimenter haben Musik-Corps; dasjenige der Preis ist sehr zahlreich und ziemlich unterrichtet, aber ihre Instrumente sind von schlechter Beschaffenheit.

Das System der Türkischen Manöver ist dem der Franzosischen ganz gleich. Verschiedene Offiziere der Armee sind Franzosen. Ihre Gallant organisirt die Infanterie, und Herr Kriegse, Sardinischer Unterthan, ist mit der Instruction der Kavallerie beauftragt. Dieser Letztere ist der Günstling des Sultans. Man sagt, er sey ein Mann von großem Verdienste, und er genießt die allgemeine Achtung. Jedoch ist die Lage einer Europäischen Fremden in Türkischen Diensten genug und gar nicht beneidenswerth. Im Anfange hatte man vor diesen Offizieren weder Achtung noch Respect. Sie hatten das Recht nicht, Degen zu tragen, und sie mußten viele Demüthigungen und Kränkungen erdulden.

Konstantinopel bietet wirklich jetzt einen neuen Anblick dar. Die Hauptstraßen sind sehr reinlich, neue Bazars sind erbaut und die alten reparirt worden. Eine thätige Polizei bewacht die ganze Stadt, und man sieht nicht mehr jene Haufen von Schutt und Unreinigkeiten, welche vormals die Straßen häufig versperrten. Die engen Zugänge und der hingekleckste formelose Häuserhaufen, hat den geräumigen Straßen, die nach der Schnur gezogen und zu beiden Seiten mit eleganten nach übereinstimmenden Systeme erbauten Läden besetzt sind, Platz gemacht. Dieses so schnell verschönerte Viertel bietet jetzt einen lachenden Anblick und einen gefunden Aufenthalt dar.

Unter den Dingen, welche dem Fremden hier auffallen, verwundert ihn nichts so sehr, als die Stille, die in der Hauptstadt herrscht. Man hört weder das Gerassel der Wagen und Karren, noch das Fluchen ihrer Führer, denn es giebt hier keine andere Wagen, als die angestellchenen kleinen Kutschen, Arabahs genannt, in welchen die Damen, die steile Luft zu genießen, ausfahren, und welche von Büffelochsen in langsamem Schritte gezogen werden. Der einzige Lärm, welcher den Tag über stattfindet, ist der durch die Brodt-Verkäufer, Früchte-, Konfituren- und Sorbet-Händler bei ihrem Umherziehen fortgesetzte Aufruf zum Kaufe, und das Gebelle der vor Hitze ermatteten Hunde. Diese letzteren sind eine ganz unförmliche und ausgezeichnete Gattung; sie haben eine dunnerothe Farbe, eine dem Fuchse ähnliche Schnauze, kurze Ohren und ein ausgehungertes Ansehen. Sie bleiben stets in den Straßen liegen und erheben sich nicht eher von ihrer Stelle, als bis man sie schlägt.

Der Kontrast zwischen Konstantinopel und einer Europäischen Stadt ist noch auffallender bei Nacht. Um jede Uhr Abends ist keine menschliche Stimme mehr zu hören und keine menschliche Gestalt mehr auf der Straße zu erblicken. Mit Ausnahme der Patrouillen und einer zahllosen Menge von Hundeknäueln, welche in Zwischenräumen ein solches Gebeul erheben, daß nur der daran gewöhnte Einwohner dabei schlafen kann.

Im Monat Ramasan, der Fastenzeit der Türken, ändert sich die Scene gänzlich. Am Tage gehen die reichen Leute ihren Geschäften nach, oder sie bleiben auch in vollkommener Unthätigkeit. Es ist allen Muselmännern, mit Ausnahme der Reisenden, der Kinder und der Kranken, verboten, vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne zu essen oder zu trinken, Tabak zu rauchen oder zu schnupfen. Auf ihrem Divan hingelauert, oder vor ihrer Hausthüre oder die ihnen so theure Pfeife im Munde, und nur mit dem Zählen der Körner ihres Rosenkranzes beschäftigt, scheinen die Gläubigen des Propheten die unglücklichsten aller Menschenkinder zu seyn.

Da die Türkischen Monate nach dem Monde gezählt werden, so durchläuft der Ramasan in einem Zeitraume von 33 Jahren alle Jahreszeiten, und wenn er gerade im Sommer trifft, so leiden die arbeitenden Klassen außerordentlich an Hunger und Durst. Ausgemergelte Schiffer fallen dann oft bei ihren Rudern in Ohnmacht; aber niemals sieht man sie dem Versuche unterliegen, das strenge Fasten zu unterbrechen.

In dieser heiligen Zeit erwartet alle Welt voll Ungeduld den Sonnen-Untergang, welcher durch Kanonenschüsse angekündigt wird. Man stelle sich denken, daß der erste Kanonenschuß eine Lösung jener strengen Fasten für die fern wird, Nahrung zu sich zu nehmen, oder nein; man sieht viele Türken stehen, mit der gestopften Tabackspfeife in der einen, und mit dem Feuer in der andern Hand, den ersehnten Augenblick erwartend; denn jenes andere Bedürfniß ist dem Vergnügen untergeordnet, den Tabackerauch einzuathmen. Die Muezins werden dann mit religiösen Uebungen und Beschäftigungen hingebracht. Alle Bäcker sind offen und alle Kaffeehäuser mit Muselmännern angefüllt, welche Tabak rauchen, Sorbet trinken und den Gesängen einiger Barbier lauschen, die mit einem Geschrei von kupferartiger Farbe, mit ausgedrehten Augen und mit schwarzen lockigen Haaren, als freie Kinder der Wüste umherzugehen sich leicht nun von einem Tage zum andern leben, mit zufriedenem Geist und leerem Beutel; die aber jederzeit Verse herzusagen, sie geschichten zu erzählen und Liebeslieder vorzusingen wissen, sobald sie Hörer finden, die dafür bezahlen wollen.

Der Beiram, welcher dem Ramasan folgt und drei Tage dauert, ist eine dem Vergnügen gewidmete Zeit. Alle diejenigen, welche Hausgaben machen können, befleißigen sich ganz, wie im Europäischen Besuche, und man überläßt sich an den angenehmsten Oertern ganz der Freude. Siebzig Tage darauf fällt das Fest des Kurban beiram, wo man Schafe und Schaafe dem Propheten und Gott opfert. Seine Dauer ist vier Tage, welche zugleich Freudentage sind. Während dieser Tage sind den Türken alle Läden verschlossen und alle Geschäfte eingestellt.

Männer, deren langer Aufenthalt in Konstantinopel sie in den Stand gesetzt hat, die Lage der Türkei besser beurtheilen zu können, bedauern, daß die letzten Reformen und Verbesserungen nur dazu dienen werden, seinen Sturz zu beschleunigen. Sie sagen, daß durch die Vernichtung der Janitscharen, durch die Schwächung der neuen Armee und durch die Einführung der europäischen Kleidungen der Sultan die Herstellung einer unbeschränkten Macht beabsichtigt habe; aber man sieht auch ein, daß die Staats-Einflüsse dem nicht gewachsen, daß neue Steuern den Verfall immer mehr erschweren, und daß Sultan Mahmud täglich seinen Ministern und Günstlingen neue Monopole auf solche Artikel verleihen muß, welche zum nothwendigen Verbrauche der Unterthanen gehören. Man behauptet auch, daß alle Nationalgefühl in der Türkei für immer erloschen sey, und die religiösen Gefühle, vormals so mächtig bei den Muhammedanern, nunmehr kaum noch gekannt werden. Kurz, man fürchtet, daß, im Falle einer fremden Invasion, das Volk einen stillen Zuschauer des Kampfes abgeben und sich nicht mehr als gegenwärtig zur Vertheidigung des Herrschers und des Glaubens allgemein bewaffnen werde. (A. Pichard.)

Mannigfaltiges.

— Tübetanisches Wörterbuch. Der gelehrte und in seinen Forschungen unermüdliche Ungar, Herr Csoma von Körös, hat der Asiatischen Gesellschaft in London ein Exemplar seines langerwarteten Tübetanischen Wörterbuchs zugeschickt. Die Sprache der Tübetaner ist an Worten reicher, aber an Begriffen ungleich ärmer, als das Chinesische, mit dem sie übrigens viele Eigenthümlichkeiten gemein hat. Die Tübetaner bedienen sich einer aus dem Indischen Devanagari entstandenen Silbenschrift, und ihre Literatur beschränkt sich fast ganz auf sorgfältige Uebersetzungen Indischer Werke, vorzüglich Buddhistischen Inhalts. Von vielen dieser Werke sind die Sanskrit'schen Originale verloren gegangen; aber aus den Tübetanischen Uebersetzungen sind wieder die Bevgesichten, Blumlichsinnen und Übersetzungen gefloßen. Der Verfasser, welcher durch Indien nach Tübet gereist ist, preist sich glücklich, daß ihm seine Kenntniß des Tübetanischen die Pforte zur Sanskrit-Literatur geöffnet hat. Hierin er damit den Buddhistischen Theil bereiten, so wollen wir's gelten lassen; sonst aber lautet dies ungefähr so, als ob Einer über England nach Frankreich reiste, um aus den verhochenen Französischen Uebersetzungen Englischer Werke, die englische Literatur kennen zu lernen. Und wer hat bis jetzt den Buddhistischen Theil der Sanskrit-Literatur für den bedeutendsten ausgegeben?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Montag den 4. Mai 1835.

Schweden.

Geijer's Erinnerungen an England und Deutschland.

Professor L. G. Geijer in Upsala, Schwedens erster jetzt lebender Geschichtsforscher, welcher mit der Herausgabe eines größeren Geschichtswerkes über Schweden beschäftigt ist, wovon jedoch, wegen des ausgedehnten Planes, bis jetzt nur der erste Theil erschienen konnte, hat unlängst das Publikum mit einer weniger anspruchsvollen, aber deshalb nicht minder geistreichen Arbeit beschenkt, welche sehr viel Interesse erweckt hat. Es sind dies Notizen und Bemerkungen während einer vor einigen Jahren gemachten Reise durch England, Frankreich und Deutschland, welche er Minnen; utdrag ur bref och dagböcker (Erinnerungen; Auszüge aus Briefen und Tagebüchern) nennt.*)

In einem Briefe aus England an einen Freund in Schweden schreibt er Folgendes über Englische Höflichkeit: — „Ich habe heute Lust, Die einige Worte über Englische Höflichkeit zu sagen. Es giebt eine natürliche und eine erworbene; erstere ist die Höflichkeit des Herzens, entsteht aus Wohlwollen, braucht nicht erlernt zu werden und ist gerade und offen, obgleich dieselbe nicht immer mit den angenommenen Formen übereinstimmt. Sie verbindet die Menschen näher mit einander und hat erst das gesellige Leben möglich gemacht. Da aber dieses Leben sich immer mehr entwickelt, entsteht auch ein nothwendiges Bedürfniß, sich auf eine gute Art von Leuten los zu machen, ohne sie zu beleidigen, und man macht daher aus der Höflichkeit eine Kunst; für ist eine Art Scheidemünze im allgemeinen Leben, welche man mit sich führt, um nicht zu viel oder gar nichts zu geben. In England ist die gewöhnliche Höflichkeit im hohen Grade defensiv; Englische Sitte verbietet Jeden, wie ein Ring, in welchen er gebannt ist. Mein Platz in einer Gesellschaft, meine Rede, meine Antwort, mein Schweigen, mit einem Wort das, was mir zu thun beliebt, insofern es nicht Andere beleidigt, ist hier eben so geachtet, wie jenes andere Recht, und kein Mensch wundert sich darüber, ich mag nun sprechen oder schweigen. Daher der Englische Ausdruck für Kurzweil: sich selbst zu leben (to enjoy one's self), so langweilig dieser Genuß auch denjenigen vorkommen mag, für welche das Gesellschafts-Leben Leben in der Gesellschaft ist. — Die allgemeine Anrede beim gegenseitigen Zusammentreffen in diesen Englischen Zirkeln ist: „„Wie befinden Sie sich?"" und dies ist ungefähr Alles, was ich zu sagen brauche, um hier für einen ziemlich höflichen Mann gehalten zu werden. Bei Frauenzimmern habe ich keinen andern Unterschied bemerkt, als daß ihnen, wie es den Anschein hat, diese Frage zu kurz vorkömmt, und sie wiederholen dieselbe daher sechs, sieben Mal hinter einander in einem Athem. Will man etwas ausführlicher sein, so erinnert man sich an die Tageszeit; man sagt dann: „„Wie befinden Sie sich diesen Morgen?" — wie befinden Sie sich heute Abend? — heute Nacht?"" (denn Nacht sagt man, sobald es dunkel wird; man sagt: Ich werde heute Nacht in's Schauspiel gehen — werde da oder dort heute Nacht soupiren). — Solche Fragen hört man hier, sobald man sich trifft, oft nur mit dem einzigen Zusatz: „Es freut mich, Sie zu sehen."" — Die körperlichen Verbeugungen sind eben so einfach; nur der Damen bückt man sich und nimmt den Hut ab, sonst vor Niemand. Männer grüßen einander durch Kopfnicken, durch eine Bewegung mit der Hand oder durch einen Händedruck. Das Handgeben wird hier mehr als an andern Orten heilig gehalten. Wenn man seinen Feinde die Hand giebt, so gilt es als ein Zeichen der Versöhnung, welches sehr beachtet wird. Selbst die Worte in eben erwähnter ewigen Frage haben ihre Bedeutung. „„How do you do?"" bedeutet eigentlich: „„Wie geht es mit ihren Geschäften?"" Auf diese Weise fragt ein Handelsvolk, eine Nation, welche einen Menschen charakterisirt mit: „„How much is he worth?"" wie viel ist er werth? nämlich wie viele Einkünfte hat er? Im Französischen, welcher Hofsprache ist aber nur, sagt man: „„Comment Vous portez Vous?"" d. h. wie tragen Sie sich? wie führen Sie sich? und kann man dann noch immer wohlsteyn, obgleich man sich schlecht befindet, bei aller Armuth reich scheinen, verzagt seyn bei der thörichtsten Langeweile — oder höflich gegen mich lächeln, obgleich man mich zum Henker wünschte."

„Uebrigens hat diese zurückhaltende Englische Höflichkeit ihre hübsche Seite. Bei näherer Bekanntschaft verschwindet das Steife derselben; sie verringt dann in mancher Hinsicht sogar eine gewisse Feindseligkeit und Mißtrauen. Good-nature, Wohlwollen, Treuherzigkeit, sind diejenigen Eigenschaften, welche ein wahrer Engländer am meisten im menschlichen Charakter schätzt. Da man hier wirklich weniger Affectation und mehr Selbstständigkeit, als an vielen anderen Orten trifft, so sind jene Eigenschaften hier seiten nur allein Schwächen. Im Allgemeinen herrscht eine gewisse Menschlichkeit in den Sitten der Mittelklasse, welche jeder Charakter-Eigenschaft achtet, und alle lobenswerthe menschliche Gefühle schonen lehrt. Dieselbe äußert sich auch auf eine rein menschliche Art, ohne Hinsicht auf Standesverschiedenheit. Mit welcher Zärtlichkeit sagte nicht meine Wirthin von ihren Dienstmädchen, welche aus Kummer schwermüthig geworden war: sie stirbt, daß ihr Herz gebrochen (a broken heart), einer der vielen bedeutungsvollen Ausdrücke für Gefühle und Leiden, woran das Englische so reich ist. — Es ist eine Sprache voller Gefühl, deshalb gebraucht man hier auch das Wort kindness, Wohlwollen, Zärtlichkeit im höheren Sinne für Höflichkeit (politeness). Aus diesem Grunde gebört auch das, was man Malice nennt, nicht zum Englischen Ton — eben so wenig wie das was Malice und Koketterie zusammengesetzte Geschwätz, welches man zwischen Herren und Damen Couversation nennt, und das eigentlich auf Verleidung des weiblichen Geschlechts gegründet ist."

„Ich spreche hier immer nur von dem Ton, der im Allgemeinen in der Mittelklasse herrscht. Sehr oft habe ich auf meinen kleinen Ausflüchten Gelegenheit gehabt, die Achtung wahrzunehmen, mit welcher ein Engländer, selbst der niedrigsten, im Allgemeinen das weibliche Geschlecht behandelt. Dieselbe äußert sich nicht durch Gefrorenheit oder Komplimente, sondern durch Erweisung allerlei kleiner unbedeutender Dienste, als z. B. einer Dame den nächsten Platz beim Feuer zu überlassen, derselben bei schlechtem Wetter einen Platz im Wagen anzubieten, wenn auch dadurch für die Männer Unbequemlichkeit verursacht würde u. s. w. Diese Aufmerksamkeit wird dem weiblichen Geschlecht durchaus bewiesen, und zwar ohne nähere Bekanntschaft und fast ohne Rücksicht auf den Stand. Die geringste persönliche Thätlichkeit, als Nöthigen gegen die Unverschämtheit jener niedrigen Geschöpfe, welche Londons Straßen und Gassen durchschwärmen, ist gerade deshalb gefährlich, weil jede Mannsperson sich verpflichtet hält, die Partei eines gemißhandelten Frauenzimmers zu nehmen."

„Gentleman ist ein Wort, welches alle Eigenschaften Englischer Bildung einschließt, und daher schwer zu übersetzen. Es ist ein Charakter, und zwar der höchste. In dem Parlamente, welches dem sogenannten langen Parlamente vorherging, versprach ein Mitglied dem Unterhause auf sein „Gentleman-Wort, daß es ungeführt die Wahrheit sagen würde. Es ist ein Ausdruck, welcher sich nur auf Gesellschaft bezieht, und deshalb gefährlich, weil jede Mannsperson sich berechtigt

würden. Uebrigens kenne ich keine Sprache, in welcher das Wort männlich (manly) eine so schöne Bedeutung hat wie im Englischen. Es umfaßt nicht allein Tapferkeit, sondern Alles, was offen, aufrichtig und wohlwollend ist, z. B. einen Fehler bekennen, ist auf Englisch männlich. Die Bedeutung dieses Wortes macht dem Englischen Charakter Ehre." . . . . . .

In einem Schreiben aus Deutschland sagt Professor Geizer Folgendes über den Schwedenstein und die Lützner Schlacht: „Den 6. September (1825) um 12 Uhr Mittags reiste ich mit dem Postwagen nach Leipzig, wo ich den anderen Tag um 7 Uhr Morgens ankam. Eine Stunde später saß ich schon wieder in einem anderen Fuhrwerk auf dem Wege nach Lützen, welches ungefähr eine Schwedische Meile von Leipzig liegt, um meine Andacht beim Schwedenstein, wo Gustaf Adolph fiel, zu verrichten. — Dies ist ein gemeinschaftlicher, nicht sehr großer Grauitstein, gerade dort gelegen, wo der alte und neue Weg nach Lützen sich scheiden. Er steht jetzt auf einer in Kreuzform gelegten Unterlage von gehauenen Steinen; auf einem dieser letzteren liest man folgende Inschrift: Gustaf Adolph, König von Schweden, fiel hier im Kampfe für Gottes Freiheit den 7. November 1632. — Nach der Erzählung eines alten Soldaten, welchen ich beim Steine antraf, ist diese Unterlage durch die Fürsorge eines Schwedischen Offiziers, nach der Schlacht von Leipzig, 1813, gelegt worden. Steinhändler und Papprin umgeben ihn. Derselbe Soldat sagte mir auch, daß ein Heer von Leipzig zweimal jährlich den Stein besuche und er dann immer 8 Groschen erhalte. Dieser Herr habe ihm auch die Mittheilung gemacht, daß eine Gesellschaft in Leipzig sich vereinigt habe, um errichten gehende und dazu einen Beitrag von Schweden wünschte. Ich weiß nicht — mir scheint der alte Stein, durch die Erinnerungen mehrerer Generationen geheiligt, jetzt das beste Monument zu seyn; — möge Schweden sich darob beherzinken!!"

„Der vom Soldaten erwähnte Schwedische Offizier war, wie ich später erfuhr, der selber in Schwedischen, jetzt in Preußischen Diensten stehende General von H . . . g. — Auf dem Felde hatt man noch Erdwälle der sogenannten Schweden-Schanze, welche von den Schweden erobert wurde. Ich stand auf der Landstraße an jenen Gräben, über welche Gustaf Adolph an die Spitze der Smälandischen Kavallerie sprengte, um die Seinen einmal entschlossen aber wieder zu ordnen. Persönliche Tapferkeit zu nehmen, welche nun zum dritten Mal der Gegenstand des mörderischsten Kampfes wurde. Die Batterie wurde wieder erobert, und der König nahm seinen Hut ab, um Gott für diesen Vortheil zu danken; aber seine Kurzsichtigkeit führte ihn jenem heranspringenden feindlichen Kavallerie-Regimenten zu nahe, der kam ihn Handgemenge, feuerte seine Pistole; ob sein Pferd bekam in den Hals, — ist unbekannt den Arm einen Schuß. Herzog Franz von Lauenburg, hernach fälschlich als sein Mörder bezeichnet, sagt in einer eigenhändigen Aufzeichnung, „daß der König in seinen Armen erschossen worden." Der Herzog sagte dem König um den Leib, um ihn auf dem Pferde aufrecht zu halten, als der Kaiserliche Reiter Franz Albrecht Lorenz Rittmeister und dem König durch den Rücken schoß, so daß er vom Pferde fiel. Hierauf wurden sowohl der Herzog als alle Andere des Gefolges vom Könige getrennt, außer sein Deutscher Page Leubelfingen, ein 18 jähriger Jüngling, welcher vergeblich ihn vom Boden aufzuheben suchte. Während dieser fruchtlosen Anstrengung kamen Kaiserliche Reiter hinzu, verwundeten den Pagen, da er ihnen nicht weichen wollte, und sprachen: Herr sey, und gaben dem Könige, ohne ihn zu kennen, den Pistolenschuß durch die Schläfe, welcher sein Leben endete. Der todte Körper wurde, von mehreren Degenstichen durchbohrt, gewishandelt und geplündert, nach dem Siege unter mehreren Haufen Todten, mit dem Gesicht nach dem Boden gekehrt, aufgefunden. Die geschah nicht, ohne Schwedendenken, sondern auf der anderen Seite des Weges, näher nach Lützen zu. Vormals stand ein Akazienbaum auf dieser Stelle; es ist auf einem grünen Ackerrein; die Leute nennen ihn den Schwedenrein und zeigen die Stelle."

„Wo ihr begab ich mich nach dem auf der anderen Seite Leipzigs ganz nahe der Stadt gelegenen Schlachtfelde, wo Gustaf Adolph am 7. September 1631 und Torstenssohn am 23. Oktober 1642 siegten, und wo Napoleon am 18. Oktober 1813 besiegt wurde. — Welche Erinnerungen! — Blut durch Blut verföhnt! — In einer Windmühle, wo ich einen Ueberblick über das Feld suchte, mischte der Müller abwechselnd Mehl und Knochen in seinen Erzählungen; — wo war denn auch gerade der 7. September. Gustaf Adolph's Schlachtfeld liegt drei Viertelstund, nordwestlich von Leipzig. Die Leute debaupten, daß man noch jetzt Gräber seit jener Zeit sieht; — ich sah keine. Der Tannenwald beim Dorfe Lindenthal, wo Tilly beinahe den Todesstreich vom Schwedischen Hauptmann, der lange Fris genannt, bekommen hätte, steht noch. Zwischen der Windmühle und dem Dorfe gleichen Namens brach Banner's Reiterei gegen Pappenheim's hervor, während der König den Kern des feindlichen Heeres angriff. Der Feind stand mit seinem linken Flügel bei Wiederitsch, sein rechter war des Gipfelwigs vorgedrungen, Schwedens Alliirte, die Sachsen, vor sich herttreibend, die Horn durch eine Seitenbewegung sich dem Feinde entgegenstellte und der König zum Entsatz herbeiflog, nachdem auch die Pappenheimer durch Banner's Reiterei geschlagen und auf dem Wege nach Halle verfolgt worden. Bei Wiederitsch machte ebenfalls Torstenssohn den zum Siege führenden Hauptanfall. Nicht weit vom Dorfe Klein-Wiederitsch ist noch das Gehölz, wo in Gustaf Adolph's Leipziger Schlacht fünf Regimenter Wallonen, eben so wie Napoleon's alte Garde bei Waterloo, sich lieber niedermetzeln ließen, als sich ergeben wollten, und mit ihren Leichen den Boden bedeckten. Ich überfah das Feld von der Windmühle bei Klein-Wiederitsch; — hier hat man Pydelwig gerade gegenüber, vor welchem Dorfe die Schwedische Armee aufgestellt war, auf der einen Seite sich die Gipfelwig unter Horn's und rechts gegen Breitenfeld unter Banner's Befehlen ausdehnend; gerade vor sich rechts sieht man das kleine Gehölch, wo Abends 6 Uhr der letzte entscheidende Kampf gekämpft wurde, worauf die fliehenden Schaaren auf der Dübener Straße nach Leipzig hineinströmten." . . . . .

Frankreich.

Crebillon der Jüngere.

(Schluß.)

In Paris war es, wo die Zügellosigkeit jener Zeit in vollster Unumschränktheit thronte. Dort war man von aller Aufsicht und Zucht frei und noch mehr als in Paris auf dem Lande. Man muß die Confessions von J. J. Rousseau und die Briefe aus jener Zeit aufschlagen, um zu erfahren, welches Leben man in Montmorency, und was zu den Füßen der Dame, die hier gebot, Alles herbei strömte, um der allgemeinen Lust heranzugezogen und gefesselt. Diderot in seinen Memoiren, die vor kurzem erst herausgegeben worden, und denen man lange mit Ungeduld entgegen gesehnt hat, erzählt einer reizenden Frau von den spaßhaften Zeitvertreiben auf dem Lande, von den lebhaften Conversationen der guten Frau d'Aine, von den Streichen, die dem kleinen Abbé ohne Ende getrieben werden, von jenen merkwürdigen Ueberlaufungen des Magens, jenem langen Schläfer, jener Katzenmusik auf dem Spinet, jener unermüdlichen Opposition gegen Regierung und Kirche. Nun! diese Details über das Landleben finden wir fast Wort für Wort in einem sehr hübschen Romane von Crebillon, la nuit et le moment betitelt, wieder.

Wer hätte es glauben sollen, daß wir von den Romanen der Tafelrunde oder auch nur von den Romanen Calprenèdes oder des Fräuleins von Scudéri zu diesen Conversationen im Hausleinte, von diesen einzigen Leidenschaften zu diesen flüchtigen Erzählungen des Tages kommen würden.

Ob! wenn es sich hier um eine gewöhnliche Leidenschaft handelte, um eine Freiheit, wie sie wohl in der Regel vorkommt, und um Schilderungen der Leidenschaft, wie wir sie gewohnt sind, so würde ich mich wohl hüten, von den Alten zu sprechen. So oft eine echte wahrhafte Leidenschaft auftritt, wirkliche Liebe in ihren einzigen Empfindungen und Wirkungen, so ist es auch die Liebe der Alten, Ausdrücke zu kontrolliren, die empfunden und nicht erklärt seyn wollen, oder ein Drama in seine Einzelnheiten aufzulösen, das geraden Schrittes, ohne nach irgend eines Menschen Sinn zu fragen, seinem Ziele eilt. Aber hier, wenn sich hier diese Obstenhäuten, die noch obstener werden durch den dünnen Schleier, der sie halb verhüllen, durchsichtig werden, so scheint uns mich mit meinen Lesse gegen diese kaltblütige Lasterhaftigkeit, die es gar keine Entschuldigung mehr giebt, zu empören, diese Lasterhaftigkeit, die eine Zeit lang die Lust und die Erholung des achtzehnten Jahrhunderts war — mich zu empören gegen diese Frauen ohne Leidenschaft und ohne Liebe, die selbst das Laster noch verdorben haben; so gegleicht es, wie mir mir gläubwürdigen lassen diese Memoiren der Frauenmarken, diese achtzehnjährigen Greise, die sich ihren so unlanglich bewiesen, den Namen ihrer Väter zu tragen, als mit ihnen zu wetteifern im Ruhm und in der Liebe; geschieht es, um zu zeigen, welch ein Unterschied und Abstand zum Heil der Staaten zwischen einer Frau und einer andern vorhanden, zwischen jener Fräulein de la Vallière oder der Frau von Montespan und den hübschen Bubierin, welche die letzten Jahre Ludwigs XV. zu vergnügen auserseben war. Der Unterschied mag auf den ersten Blick gar nicht so groß seyn; beidemal ein König als Geliebter und eine Königliche Maitresse, aber welch ein Unterschied; großer Gott! Der Erstere liebt mit Leidenschaft Frauen, die seiner würdig waren, und Frauen, die ihn zu verehren wußten; der Zweite liebt lasterhaft und schamlos eine lasterhafte derjose Frau — und siehe da! vor unseren Augen steht plötzlich eine schlechte entnervte Literatur — ganz kleine Prosa, ganz kleine armselige Verschen, schäublichte Bücher, die im Gehennen verkauft werden, die Schriften des Marquis von Sade und die Romane von Crebillon dem Jüngeren, unter schlüpfrige Bücher, die mit einem Male mitten unter den Französischen Nation wie Pilze emporschießen, gleichsam als der nothwendige Kommentar für die Liebschaften ihres Königs. Die Französische Nation steigt von der Stufe ihrer Würde herab; feuchend, athemlos stürmt sie dahin, von einer Ausschweifung zur andern, ist sich in Unzucht und Schmutz auf die zu finden suchen, die ersten Jahre des frechen Leichtsinns herab, die sich für Männer von Ehre und guten Geschmacks seines wegen gezimten. Voltaire zog die Jungfrau von Orleans, das edle Mädchen, in den Stand, in einem Gedichte, in dem er sein ganzes Genie und all' seinen Geist aufbot. Ja auch der große Montesquieus selber, dieser hohe Mann der Tugend, dies große Genie, dieser unsterbliche Philosoph, der so viel von unserer so wenig verstandenen Geschichte verstanden hat, auch er fand sein Gefallen daran, Zoharetten wie le temple de Gnide und andere zu schreiben, in denen nackte Amors umherrasen, und ewige gefiederte Freuden. Theuer genug hat die Französische Nation diese Verirrungen, die sie ergriffen, bezahlen müssen. Das politische Leben sank sie völlig zerrüttet und aufgelöst von Laster. Als die Zeit erfüllt war, da hatte der Marquis von Sade für Damien eine breite Bahn gebnet, und als das verfolgte Königthum Mirabeau um Hülfe anrief, da brach Mirabeau zusammen — das Laster hatte das Mark seines Lebens verzehrt — in dem Momente, wo er das Königthum retten wollte. — Es ist keine große Nation möglich mit kleinen Menschen, wie es keine große Männer giebt, die groß genug wären, um den Kampf gegen die kleinen Pamphlete zu bestehen, was auch Beaumarchais sagen mag.

So dreift auch Crebillon in der Beschreibung der Laster dieser Epoche ist, so hat er doch nicht eine einzige ihrer Vorzüge und wirklichen Schönheiten zu erfassen vermocht. Von allen den Frauen, die sich in jener frivolen Welt bewegten und lächelnd dahinstanden, während

Digitized by Google

diese Monarchie, die so ganz für die Frauen gemacht war und ihnen nie wieder so geboten werden wird, zusammenbrach, hat Crébillon nur die verworfensten gesehen. Die sittenlosen Frauen haben ihn ausschließlich beschäftigt, die kenschen und ehrbaren sind ihm gänzlich entgangen. Wenn man ihn sieht, selbst wenn man J. J. Rousseau sieht, Voltaire, Diderot, Alle zusammen, so wird man versucht, zu sagen, daß das ganze XVIII. Jahrhundert ein Jahrhundert der Bubinnen war. Es ist durchaus unmöglich, daß die Frauen mehr zu beschimpfen und zu verunehren, als diese Männer gethan haben, ohne es zu wollen. Doch sind wir belehrt worden, daß es unter den Frauen jener Zeit große und erhabene Tugenden gab! Als sie zum Tode gingen, diese Frauen, als die Schrecken tenzeit über sie kam und sie sie ergriff mitten unter ihrem Prunk und ihrer irdischen Größe, als sie züchtig hinknieten, Gefühl für Schicklichkeit und Anstand die zum letzten Momente beobachtend, ihr Kleid sorgsam zurecht zogen und bis in's Weiße des Auges errötheten, ihren entblößten Hals dem Henker zu zeigen? Diese Hälse mit einander und von einem Tage zum andern so weiß? Feltenmuth am die Stelle so verderbter Sitten treten können? wie hätten sich plötzlich so viel Tugenden durch so viel Laster hindurch Bahn brechen können? wie, wenn der alte Adel Frankreichs so durch und durch entartet gewesen wäre, wie er in den Romanen und Dramen dargestellt wird, wie hätte dieser Adel, unter besonders feine Frauen, sich mit einemmale und ohne irgend eine weitere Anstrengung auf der Höhe seines alten Ruhmes zeigen können? Nein, nein, nein! das wäre nicht möglich gewesen, nun und nimmermehr möglich gewesen! Das Laster war nicht so allgemein, wie man es vorstellt. Die zügellosen Lebdinnen jener Romane waren nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel: die darin vorgeführte Lasterhaftigkeit ist zu nackt und zu schamlos, um wahr zu sein. Und diese ganze Gesellschaft, alle jene Darstellungen wären wahr, das Jahr 93 und seine giftigen Kerker würden immer noch als hinreichende Buße für die Zeiten Ludwigs XV. und ihre verführerischen Boudoirs gelten können.

Ein einziges Mal und in einem Buche, welches ein schönes Talent werden könnte, wenn es Fehler, wie die Herrn Crébillon's Scheiß ten finden, nicht auch hierin hervorstechend wären — hat Crébillon versucht, uns eine junge Person aus der ehemaligen Gesellschaft vorzuführen. Fein, hübsch, zeigend, geistreich, heiter, voll Adel, Erbin eines großen Namens und ein wie ein junges Mädchen aus dem siebzehnten Jahrhundert, die liebenswürdige Gestalt der Mademoiselle de Tbévile, ein Name, den ich nie vergessen werde, so groß ist der Reizende Reiz, den die, welche ihn führt, gegen alle Gestalten der übrigen Romane macht. Sie ist nicht die alleinige Heldin des Buches; eine andere Hauptgestalt steht ihr zur Seite, die der Mademoiselle de Lursay; die Eine repräsentirt die Verirrungen des Herzens, die Andere die des Verstandes, beide sind liebenswürdig und gut, Mademoiselle de Tbévile noch mehr als Mademoiselle de Lursay.

Wenn man mich fragte, welches der vernünftigste und bündigste Roman von Crébillon ist, so würde ich unbedenklich antworten: Les Egaremens du coeur et de l'esprit.

Es ist freilich wahr, daß Richmond daraus kommen wird, diese mäßige Kruge an mich zu werfen: Menge von Romanen haben, wie gegenwärtig kursiren. Wozu die alten lesen, wenn jeder Tag neue bringt? Schon genug, daß man sich entschlossen hat, für einen Moment mit mir auf die Liebschaften zurückzukommen, die nicht mehr sind. Wollenden wir also, um diese Sache ein für allemal abzuthun, unser galantes Unternehmen und durchstöbern unsere Boudoirs bis auf den letzten Winkel.

Zu der Zeit, als Crébillon schrieb, war es Mode in Frankreich, das heißt in Paris, denn Paris war Frankreich, — für das alte Griechenland zu schwärmen. Voltaire hatte uns mit den Athenienfern verglichen; es gab keinen jungen Hofmann, der sich nicht für einen Alcibiades hielt und seine Liebschaften für eine Odyssee. Nicht eine Zeit von so geringem gelehrten Wissen einer so großen Mißkraft von dem Griechischen Alterthum gemacht, wie diese. Nichts Reizenderes, Hinreißenderes in der Welt, ihrer Meinung nach, als jene Alt-Attische Gesellschaft, in der die Heldinnen die Hauptrollen spielten, die Königinnen der Politik, der Poesie und der Freude waren und alles Geringere den andern Frauen überließen, war denn bisweilen einer Männern eben so fehr an der Mode, als Frau von Pompadour selber. Alcibiades trat mit dem Herzog von Richelieu in die Schranken. Eine große Ehre für den Alcibiades.

Diesen ernsten Studium des Griechischen Alterthums, unter diesem würdigen und edlen Gesichtspunkt aufgefaßt, verdanken wir die Lettres athéniennes Crébillon's. In einem Shakespearschen Stücke kommt ein Herzog von Athen vor. Dieser Herzog von Athen ist in den angeführten Romane Alcibiades. Auch dieser Roman ist einer in Briefen; Alcibiades, der zwanzig Jahre lang der Typus eines feinen Pariſers war, Alcibiades, aus dem unsere vornehmen Damen einmündestens einen Wüstling gemacht hätten, weiß hier in Rede und Kridung nach der neuesten Mode auf. Wahrhaftig, es verlohnte sich der Mühe, mein junger Held, deinem Hunde den schönen Schwanz abzuschlagen.

Crébillon erzählt an einer Stelle eine Geschichte, die seinen Roman sehr gut würde beschlossen haben: Cleon geht über den Markt, das Volk ist versammelt, um über Frieden oder Krieg zu berathen. „Athenienser", sagt er, „wir sollten uns heut eigentlich über die Angelegenheiten des Staates mit einander besprechen, aber ich hatte nicht daran gedacht, daß ich heut einigen Freunden ein Diner gebe; das Essen ist fertig, der Wein schon aus dem Keller geholt und steht im Eis; wein Essen und und mein Wein können nicht warten; verschieben wir also die ernsten Geschäfte auf morgen."

Und die ganze Versammlung klatschte ihm Beifall!

Ludwig XV. hätte nicht besser gesprochen, und Frankreich hat sich gerade so benommen. Armes Frankreich!

Und hiermit genug. Crébillon der Jüngere hat noch andere Bücher geschrieben, über die ich nichts sagen mag, minder aus Scheu vor dem Leser, als weil es durchaus unnütz erscheint. Wer wollen nicht den letzten Schleier hinwegziehen, der diese geschmutzte Literatur verhüllt; sie ist eine vorübergegangene Mode, die gegenwärtig zu Ende ist, eine Literatur, die glücklicher Weise im Grabe liegt und bittere Früchte getragen hat!

Wie wollen also nichts vom Sopha sagen, ein eben so schlechtes Buch wie ein anderes, welches betitelt ist: Ah! quel Conte! Der Sopha ist ein sehr bekanntes geistloses Buch. Von allen Romanen Crébillon's ist dieser derjenige, von dem man am wenigsten, ohne ihn eigentlich gelesen zu haben, eben so wenig wie die übrigen. Ah! quel Conte! ist ein Roman in zwei Bänden, den ich dem Sopha in vieler Hinsicht vorziehe. Die Erzählung ist lebendig, bewegt, geistreich. Der Held des Buches ist ein schwacher Sultan, der mit seinem Frauen schwatzt, ein Held der Lust und der Behaglichkeit, der Geschichten und der Ruhe über Alles liebt, und wen ich Ludwig XV. keines weges beleidigt fand, so viel Geist besaß er als König.

Was aber hier noch gesagt werden muß, um unsern Autor vor noch strengerem Tadel, als dem von uns über ihn ausgesprochenen, zu verwahren, ist dies, daß die Zügellosigkeit seiner Bücher die Schuld seiner Zeit und nicht die seine ist. Die Romane von Crébillon dem Jüngern sind die züchtigsten ihrer ganzen Epoche. Denn wenn man übersieht, was in jener Zeit an schmutzigen Büchern verfertigt und verschlungen worden, so stehen einem die Haare zu Berge! Die Sprache, der Geschmack, die Sitten, der öffentliche Geist, die Ehrfurcht und der Gehorsam der Jugend, Herz und Gemüth der Nation sind zu jener Zeit in Versen und in Prosa, in Romanen und in Theaterstücken auf alle nur erdenkliche Weise, durch alle Kunstgriffe und Hülfsmittel, die der Schamlosigkeit des Lasters zu Gebote stehen, auf's schmählichste des schimpft und mit Füßen getreten worden. Die trefflichsten Geister wachten sich zu jener Zeit ein Spiel, ein förmliches Vergnügen aus der Immoralität. Es sahen zu jener Zeit Männer in der Bastille, Männer von großem Namen, große Geister und Genien, die darin in der elendesten Lage — bald nackt, den brennendsten Leidenschaften hingegeben mit siedendem Blute, die in der Pein ihrer Begierden wüthend arbeiteten; diese schrieben solche schändliche Bücher. Diese Bücher wurden an die Buchhändler vom Polizei-Lieutnant selber verkauft, der den Erlös von Verkäufen zukommen ließ. Napoleon selber hielt in Bezug einen berüchtigten Marquis jener Zeit (den Marquis von Sade) bis an seinen Tod eingesperrt. — Die Geschichte dieser Bücher würde sehr lang sein und seines Interesses würdig; es wäre ein Takt dazu erforderlich, den ich nicht habe, und eine Kenntniß, die den Besitzer schamroth machen müßte. Meinem Ekelgefühle nach habe wir schon mit den Büchern Crébillon's zu viel Berührung, mit denen Voltaire, Diderot, Montesquieu, J. J. Rousseau verglichen. Diese sind das beste Mittel, sich vom Lesen anderer, die ähnliche Titel führen, abgehalten zu finden. Und wenn man sie gelesen hat, so wird man gern über sie schweigen, schweigen über diese Auswüchse der Literatur, die man, wohl oder übel, überall wiederfindet, bei allen Völkern und zu allen Zeiten, bei den Römern, wie bei den Griechen, in einer Epoche wie bei der des Horaz, im Throkrit. Seltsames Bedürfniß der Völker im Zustand der Kindheit oder der Verderbniß, ungebunden die Sprache der Sinne zu reden!

Glücklicherweise ist diese Art Literatur von kurzer Dauer. Ist das Volk im Zustand der Kindheit, so reift sie nicht, sie verdirbt heran und zum Familienvater, und trotzt nicht mehr an den wilden Begierden seiner Jugend. Oder ist das Volk zerrüttet und morsch, so sinkt der Greis bald in Trümmer und Stand zusammen. Frankreich ist so unter seinen kleinen Büchelchen zusammengesunken, mehr noch, weit mehr noch und rascher und sicherer, als unter den Abhandlungen seiner Philosophen.

Doch kam ein Tag, wo die entartete Literatur in Frankreich eine seltsame, höchst eigenthümliche Gestalt ferner erhielt. Lange Zeit hatte man mit den alten Sitten ein Spiel getrieben, sie von allen Seiten angegriffen, die Keuschheit der Frauen, die Jugend der jungen Mädchen, die Sittlichkeit der Männer; da trat ein Schriftsteller auf, mit bitterem Zorn und heftiger Energie ausgerüstet, der diese frivole und schamlose Romanliteratur die Art an die Wurzel; Schrecken und Abscheu vor dem allgemeinen Verderben zu erregen, war sein Absicht, der Lasterhaftigkeit seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten; so schrieb er die Liaisons dangereuses. Weich ein Buch! Großer Gott! — Welche Abscheulichkeit in dieser Frau! Welche Unwirksamkeit in den jungen Mädchen! Der gefühlsleere kalte Wüstling! Die schwache Mutter! Welch eine Welt! Welch ein Luxus! Welche Verachtung alles Maakes und aller Sitte! — Der fürchterlichste Kontrast zu allen jenen schlüpfrigen Erzählungen, jenen kleinen halbverhüllten Romanen, allen jenen sentimentalen Schilderungen! Ein entsetzenvolles Schreckbild! Ich weiß nicht, was die Menschen jener Zeit gethan haben, daß sie verdient hätten, sich in diesem getreuen Spiegel zu betrachten und zu erkennen. Aber dieser Blick war ihnen versagt, sie standen schon am schwindelnden Rande des Abgrunds und stürzten hinab in Massen über einander; Thron und Altar und vornehme Herren, Regierung und Glauben, die Herzogin und die Tängerin! Die gesammte alte Welt, die Welt in Spitzen und gestickten Kleidern, die große, die feine, die ohne Arbeit dahinlebte, reich und glücklich von der Wiege an, diese Welt, die nur für die Künste, die Liebe, für die Macht, für den Ruhm, für die Frauen geboren war, diese ganze Welt war in einem Tage dahin und todt, todt auf ewig!

Um zu vollenden, was ich noch über Crébillon den Jüngern zu sagen habe, so muß ich hinzufügen, daß dieser Mann, trotz der Leichtfinnigkeit seiner Schriften, in seinem wirklichen Leben von strengen Sitten und anstandsvollstem Wandel war. Die Art, wie er sich gegen seinen Vater bis zu den letzten Lebens-Momenten desselben nahm, ist ungemein rührend und schön. Als des Greises hohe Gestalt von Alter und Kummer

Digitized by Google

gedrungt war, da ward der Arm seines Sohnes seine Stütze. Nicht eine Stunde verließ jetzt der Sohn, der ihm in doppelter Ergiebung in gleich hohem Maaße ergeben war, den Vater, den er liebte, und dem Dichter, den er bewunderte. Crébillon führte seinen Vater zur Frau von Pompadour. Als der edle Greis eintrat, befand sich Frau von Pompadour im Bette; sie hatte Migraine, das liebe Leiden, das sie an die Tagesordnung gebracht hatte. Sie winkte Crébillon, näher zu kommen. Sie war geräthet, ihr so vor sich zu sehen, vor Schwäche zitternd, arm, den berühmten Mann, dessen Haupt und Schläfe doch so reichlich umwunden waren von jenen tragischen Palmen, die damals so hoch gehalten wurden, obwohl Frankreich später damit freigebig genug geworden. Da ließ sie ihn niedersitzen auf ihr Bett, die reizende Frau; sie sagte ihm schmeichelhafte Worte, die sie mit so süßer Stimme und einem so liebenswürdigen Lächeln zu sagen wußte! Der Greis war außer sich und meinte vor Freude. Plötzlich tritt der König ein. Crébillon, am ganzen Leibe zitternd, erhebt sich: „O, mein Gott! Madame!“ ruft er aus, „wir sind verloren! Der König hat mich auf Ihrem Bette sitzend gesehen!“ —

Crébillon der Vater genoß eine Pension von tausend Thalern, und seine Werke hatten ihr Ehre, der Sohnerbte des Vaters gedruckt zu werden. Was den Sohn betrifft, so wurde ihm ein Glück zu Theil, das er sich wohl nicht hatte träumen lassen, selbst in seinen Romanen nicht. Er war gerade allen Sorgen um die Nothdurft des Lebens, die dem literarischen Leben jener Zeit so viel Reiz verliehen, hingegeben, als ihn eines Morgens eine junge Engländerin zu sich bitten läßt; es war eine junge, hübsche, reiche Person von guter Familie, sie von Bewunderung du coeur et de l'esprit zu leidenschaftlicher Bewunderung für Crébillon hingerissen worden war. Sie sah ihm über Hand mit allen ihren Glückgütern, und als das Jahr 93 herankam, war Crébillon so glücklich, seine Frau, sein Vermögen und sich selber zu retten.

Wundert euch über die ungleiche Laune des Schicksals und sagt uns den Grund davon, wenn ihr könnt, liebe Leser! Ein züchtiges Englisches Mädchen kommt nach Frankreich, leidenschaftlich in der Absicht, dem frivolen Verfasser einiger zügellosen Romane ihre Hand zu bieten, und zu derselben Zeit findet einer der gewaltigsten Geister Frankreichs, das nämliche Herz und die nämliche Seele, Meister in der Sprache der Leidenschaft, J. J. Rousseau, nachdem er von fünf oder sechs Frauen, die sich Laffen zu Gegenständen ihrer Zärtlichkeit ausgesucht hatten, verschmäht worden war, zur Gefährtin seines edlen Lebens nur eine gemeine Magd, die ihn zu Tode ärgerte und, als er todt war, sich einen Stallknecht heirathete.

Jules Janin.

Bibliographie.

De la liberté commerciale et de la réforme de nos lois de douane. — Von E. Lherbette.

Bibliothèque militaire. — Von Hostenne und Sauvan.

Flore française. — Von A. Mutel. 3 Bde. 24 Fr.

Australien.

Neu-Süd-Wales.

Nach den neuesten Berichten beläuft sich die Zahl der Bewohner dieser Kolonie, die man gewöhnlich noch mit dem Namen Botany-Bay bezeichnet, auf 65,000. Davon kommen 20,000 auf die Deportirten. Die übrigen 45,000 Individuen lassen sich denuem in drei Klassen abtheilen. Zur ersten Klasse gehören die freien Einwanderer; sie sind eben so zahlreich, als zur der letzten übrigen Klassen, und bilden im Allgemeinen den friedlichsten und aufgeklärtesten Theil der Bevölkerung. Zur zweiten Klasse rechnen wir die Eingebornen, die von Europäischen Aeltern erzeugt sind; diese Klasse steht der ersteren an Intelligenz und Ordnungsliebe etwas nach. Endlich drittens kommen die Freigelassenen, das heißt die Deportirten, deren Strafzeit schon verflossen ist, so wie diejenigen, welche mit Gleichheit auf sie unter Bedingungen der der Zeit begnadigt worden sind. Wenn auch die Erfahrung schon öfters bewiesen, daß die Verbrecher selbst nach ihrer Freilassung immer noch etwas von ihrem früheren rohreren Charakter beibehielten, so hat man sich doch überzeugt, daß diejenigen, die ein Gewerbe trieben, etwas etwas Eigenthum erwarben, ohne Verbrechen und sogar eine Weile bei dem Wohlstande der Kolonie betheiligt wurden, sich allmälig mit der übrigen freien Bevölkerung völlig zu identifiziren und sich die öffentliche Achtung wieder zu erwerben gewußt haben. Sydney, als die Hauptstadt der Kolonie, ist beutzutage schon eine bedeutende Stadt. Man findet daselbst mehrere Manufakturen und Fabriken, die nicht blos die Gegenstände zur Bekleidung der alltäglichen Bedürfnisse, sondern auch noch manche Mode- und Luxus-Artikel liefern. Die Zahl der Einwohner beläuft sich gegenwärtig auf 17,000. Alle Donnerstag wird in der Stadt ein Markt gehalten, wo die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens und der Industrie zum Verkauf gebracht werden. Im äußersten Ende der Stadt ist auch ein Vieh-Markt eröffnet worden; endlich giebt es noch einen dritten Marktplatz nicht weit vom Hafen, wo man allerlei Europäisches Geflügel, mehrere Sorten von den auserlesensten Fischen, alle Küchenkräuter und die Früchte der gemäßigten Klimate, wie zum Beispiel Kartoffeln, Melonen, Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Aprikosen, Pomeranzen, Citronen, Wenntrauben, Feigen, Kirschen und Johannisbeeren, endlich Eier und Milchwerk in Ueberfluß hat; auch sind die Preise aller dieser Sowaren äußerst mäßig. Durch die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die zum Verkauf gebracht werden, und die zahlreiche Menge der Käufer und Besucher des Marktes gewähret derselbe einen recht interessanten lebhaften Anblick. In kurzer Zeit haben sich in der Stadt verschiedene Handels-Etablissements gebildet; auch sind mehrere Hospitäler, öffentliche Schulen und verschiedene Kirchen für die unglaublich, die schottische und die katholische Konfession mit großer Schnelligkeit aufgeführt worden. Einen der bedeutendsten Handelszweige der Kolonie bildet in diesem Augenblick der Wallfisch- und Pottfischfang; gegen fünfzig Schiffe von verschiedenem Tonnen-Gehalte laufen jährlich von Sydney aus, um längs der Ostküste von Neu-Holland, in der Bai der Taufen-Bay und an der südlichen Küste von Neu-Seeland zu fischen. Die Kaufleute von Sydney haben in jenen Gegenden ihre eigenen Niederlassungen, wo sie das Fett des Wallfisches schmelzen lassen. Uebrigens beschäftigt die auf den Wallfischfang ausgehenden Schiffe von Sydney auch die ganze Meeresküste des großen westlichen Ozeans, von dem Port Jackson bis Japanischen Meere hin, und sie werden die bei dem Fischfange erforderlichen Instrumente in Sydney selbst angefertigt. Als ein sehr wichtiges Produkt von Neu-Süd-Wales ist die Schaafwolle anzuführen; dieselbe wird hinsichtlich ihrer Feinheit der Sächsischen Wolle gleich geachtet. Im Jahre 1834 belief sich die Quantität der von Sydney nach London ausgeschifften Wolle auf 14,500 Ballen, von denen ziemlich eine nach Frankreich gebracht worden. Schon seit langer Zeit werden zu Sydney Zeitungen ausgegeben, die täglich erscheinen, und vor kurzem sind daselbst auch ein wissenschaftliches Journal und ein Almanach, der zugleich einen Adreß-Kalender der ganzen Kolonie enthält, begründet worden. Die Australische Presse hat sich besonders das Ziel gesteckt, die Abneigung und den Widerwillen der Kolonie der freien Einwanderer gegen die Deportirten und Freigelassenen ziemlich offenbar zu bekämpfen, und man kann nicht leugnen, daß dieses löbliche Streben schon von manchem Erfolge gekrönt worden.

Mannigfaltiges.

— Die Ehen in Frankreich und in England. Vergleicht man die Ehen, wie sie in England geschlossen zu werden pflegen, mit denen in Frankreich, so dietet sich uns die auffallendste Verschiedenheit dar. Während die jungen Ladies an der einen Seite des Kanals sich einer fast übermäßigen Freiheit zu erfreuen haben, sind die Demoiselles auf der andern Seite deffelben im höchsten Grade eingeschränkt in dieser Beziehung. Die Französischen Damen kommen sehr selten dazu, über die Wahl ihres zukünftigen Gemahls selbst zu bestimmen; und geschieht dies auch einmal, so sind sie doch immer an die Einwilligung ihrer Aeltern und Vormünder streng gebunden, da sie ohne ausdrückliche Eingebung der Ehe davon abhängig macht. Uns selbst bei einem Alter von fünfundzwanzig Jahren bei dem männlichen, und einundzwanzig Jahren bei dem weiblichen Geschlechte, wo nach dem Code Napoleon auch wider den Willen der Aeltern eine Ehe einzugehen gestattet ist, hat man doch solche Förmlichkeiten und progressanische Handlungen vorgeschrieben, daß die beiderseitigen jungen Personen nimmale denselben unterziehen dürfte; nur wenige werden, wie das Gesetz es verlangt, durch zwei Notarien oder einen Notar und zwei Zeugen gegen den Willen ihrer Aeltern feierlich protestiren und so sich drei Monate hindurch dem öffentlichen Gerede preis geben. Von Entschuldigungen, wie man sie in England so häufig findet, und wie sie daselbst unter dem Namen „strips to Gretna-green“ so bekannt sind, weiß man in Frankreich gar nichts, indem die jungen Damen wegen der Strenge des Gesetzes gar wohl auf der Hut sehn müssen, um nicht den öffentlichen Anstand zu verletzen. Aus allem diesen geht hervor, daß in Frankreich nie eine Ehe zu Stande kommt, wofern nicht die Aeltern vorher ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gegeben haben, und daß die uneingeschränkte Macht, die das Französische Gesetz in die Hände der Aeltern gelegt, nicht zu manchem Mißbrauch und manchen Unheil führen?

(Le Mariage en France, par M. Lesebvre.)

— Die Dervische Mewiewi in Konstantinopel. Der Stifter dieses merkwürdigen Ordens war der große mystische Dichter Dschelaleddin Rumi, der im Jahre 1207 zu Balk (Mansiana (unser Herr) der Name Mewiewi entstanden ist. Zu Balch, der Hauptstadt von Chorasan, gebornen und selbst aus fürstlichem Geblüte stammend, lebte er am Hofe des größten der Seldschukischen Sultane, Alaeddin Kikobad, zu Konia (Iconium), welches noch heutzutage der Sitz des von Dschelaleddin abstammenden Derwisorden der Mewiewi ist. Bei den indischen Mönchen-Orden genommen wird von ihnen allen irdischen und sinnlichen Tand entsagen und einem Novizjate von 1001 Tagen sich unterwerfen, während welcher Zeit er die niedrigsten Klosterdienste verrichtet. Erst nach Ablauf der 1001 Tage erhält er gleichen Rang mit den übrigen Mönchen und nimmt von der Zeit an allen ihren religiösen Gebräuchen Antheil. Die Mewiewi stellen zuweilen höchentlich — am Dienstag und Freitag — in ihrem Oratorium (Tekke) öffentliche Uebungen an. Ihr berühmter Wirbeltanz ist von dem Stifter selbst erfunden, der in seinen Werken verschiedene Erklärungen desselben giebt, von welchen folgende die vernehmsten sind: „Indem man einen Kreis beschreibt, kehrt man sich allen Seiten, um überall Gott zu suchen, den man überall findet, weil Gott allgegenwärtig ist. Ausserdem bezeichnet die stete Veränderung der Stellung unsere Abstinetion von den Gütern dieser Welt, bei deren keinem wir verweilen dürfen.“ — Die Mewiewi haben, wie uns schon manches Artikel der Türkischen Zeitung belehrte, mehrere Klöster in Konstantinopel. Das vornehmste befindet sich in der Vorstadt Pera. Das Oratorium desselben steht, von dem Kloster separirt, auf dem Todtenacker des Ordens. Dieser Todtenacker beherbergt auch das Monument des berühmten Renegaten Bonneval, der auf der Türkischen Inschrift den Namen Ahmed Pascha führt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 54. Berlin, Mittwoch den 6. Mai 1835.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

Von diesem merkwürdigen Manne ist in Europa so wenig bekannt, daß wir, obgleich wir schon früher Manches über ihn und sein Land mitgetheilt, doch gern den nachfolgenden Bericht eines Mannes aufnehmen, den seine vielfachen Beziehungen zu dem Diktator zu interessanten und wichtigen Eröffnungen über denselben befähigen. Der Charakter, so wie das Verwaltungs-System Francia's erscheinen in demselben in minder günstigem Lichte, als in früher bekannt gewordenen Berichten. Zum Theil mag dies auf Rechnung der Verleumdungen und Unbilden zu setzen seyn, welche der Berichterstatter von Seiten des „Despoten von Paraguay" zu dulden gehabt; von der andern Seite aber sind diese selbst als ergänzende Beiträge und Aktenstücke zur Charakteristik Francia's anzusehen.

„Als nach dem Siege über die Truppen von Buenos-Ayres der Spanische Gouverneur Velasco abgesetzt worden, errichtete man eine Junta, aus den beiden Militair-Aufsehern Yegros und Cavallero, die bei der Action zugegen gewesen waren, und einem Dr. Francia bestehend, — welche die Angelegenheiten der noch jungen Republik leiten sollte.

Dieser Dr. Francia hat sich durch seine Tyrannei berüchtigt gemacht. Er hat mit so frevlem, unerhörtlichem Gemüthe jede Art von Grausamkeit, nicht gegen seine Untergebenen allein, sondern auch gegen Europäer ausgeübt, daß er, der in Europa noch wenig Gekannte, bekannt zu werden verdient als ein Monstrum von Härte in unseren Tagen vorgeschrittener Humanität und Bildung. Er rückte in den schlechtesten Zeiten des Römischen Kaiserreichs sich den schlechtesten der Römischen Kaiser haben an die Seite stellen dürfen; so erfindungsreich und raffinirt ist seine Grausamkeit. Im Herausfinden von Motiven für seine Grausamkeit, in der unbeugsamen Härte seiner Maßregeln, in der Ausübung seiner Tyrannei, die, zu kleinlich, um groß genannt zu werden, doch viel zu barbarisch ist, um nicht als monströs bezeichnet zu seyn, hat er durch Verstehen, Combiniren und Berechnungen sich eine höchst bedeutsame Stelle in den Annalen gräulicher Verderbtheit errungen.

Dieser ungewöhnliche Mann erhielt seine Erziehung zu Cordova, dem Salamanca von Süd-Amerika. Er ist ein Mann von arglistiger finsterer Art, und von verstecker angeborner Haltung. Durch Fleiß, und Gunst der Geistlichkeit der Kirche, hat er sich, außer den auf der Universität herkömmlichen Fakultäts-Wissenschaften, eine mittelmäßige Kenntniß der Algebra und eine noch oberflächlichere der Geometrie und des Griechischen erworben. Es war jedoch ausgemacht, daß er in beiden Fächern wohl unterrichtet sey; auch war in seiner ganzen Kollegenschaft kein Einziger, den ihm das Gegentheil hätte beweisen können. Nachdem er seinen Kursus gemacht, kehrte er nach Paraguay zurück, wo er bald als Advokat eine ansehnliche Praxis erlangte. — Ein strikes Halten an der einmal von der vorliegenden Sache gefaßten Ansicht, — ein mehr als gewöhnlicher Scharfsinn, so wie die Kenntniß seines Faches, — große Erfahrung und ein daraus herfließendes Uebergewicht über die Schwäche seiner Landsleute, — dazu der ihn umgebende Nimbus wegen seiner mysteriösen Vertrautheit mit den geheimen Wissenschaften, — Alles dies erregte von ihm eine hohe Meinung. Mit Buchstaben zusammenfügen und multipliziren zu können, — eine Sprache zu lesen, deren Charaktere sogar unbekannt waren, — Winkel zu messen und Höhen zu bestimmen mit der Mesticheit, — und die Jupiter-Trabanten vermöge eines Teleskops zu zeigen, — das waren Künste, die so genug jedem Einwohner von Paraguay, außer dem Dr. Francia selbst, unbekannt waren, als der Universität, die ihn erzogen hatte, eine beherzte geschriebene kritische Dissertation über das bedenkliche, unverhältnißvolle und sublime Gebrechen des Higanma.

Diese Ueberlegenheit des Dr. Francia in seiner Profession steigerte sich noch, als er Mitglied des Verwaltungs-Ausschusses ward. Bald versuchte er es, den militairischen Einfluß seiner beiden Kollegen durch seine juristischen Kenntnisse und seine wachsende Popularität zu zerstören. Er fichtelte, spöttelte und kommandirte, bis endlich die anderen Mitglieder der Junta seines Uebermuthes müde wurden. Er feinerseits hatte wiederum auch keine Lust, länger ihrer Unwissenheit und Anmaßung zuzusehen. In einem Anfalle von Verdruß und Mißbehagen auf seiner und zur größten Beförderung der anderen Seite zog er sich in seine Privat-Verhältnisse zurück, nach seinem kleinen Landhause, etwa sechs Meilen von der Stadt.

Hier war es, wo er allmälig und erfolgreich, obschon ganz im Stillen, seinen Einfluß unter dem Volke auszubreiten begann, — durch schmeichelndes Benehmen gegen die niedrern Klassen, — durch scheinbare Resignation auf alle Gewalt, auf deren mißbräuchliche Ausübung er dagegen desto schärfer hindeutete, — und durch affektirte eifrige Hingebung für die Studien, denen er, wie er wohl wußte, so viel von der blinden und immer fliegenden Anhänglichkeit, deren er genoß, zu verdanken hatte.

Ich hatte um jene Zeit Gelegenheit, ihm auf dem Lande sehr nahe zu leben, und da ich eines Abends in die Nähe seines Hauses gekommen, daß er mich mit der damals in allen Spanischen Besitzungen geläufigen Gastfreundlichkeit in das Haus. Die Thüre hatte ein niedriges Strohdach; rings um dieselbe lief ein bedeckter Gang, der vor der Thüre Schatten gewährte, und, da er Mauern und Fenster gegen die Strahlen der Sonne schützte, nicht bloß die niedrige Wohnung kühl erhielt, sondern auch über die ländlichen Zimmer ein liebliches Halbdunkel verbreitete. Das Häuschen lag am Fuße eines kleinen Hügels, der die zum Gipfel schön mit Bäumen bewachsen war. Wenige Palmen breiteten ihr anmuthiges Laubwerk über den Rasen des räumigen Grasplatzes vor demselben. Eine große Zuckerrohr- und Baumwoll-Pflanzung auf der einen Seite des Hauses, und ein dichter dunkler Orangen-Hain, der einer Menge Papageyen Futter und Schatten bot, auf der anderen, nahmen zur Hälfte das kleine Thal ein, in welchem die niedrige, doch romantische Wohnung dessen lag, der einst Diktator und Tyrann von Paraguay werden sollte.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten eben das freundliche kleine Thal, und tauchten die baumreichen Anhöhen, von denen es umschlossen lag, in die lieblichen Farben der Dämmerung. Die Papageyen setzten sich auf ihre Stangen, um zu schlafen, und die Fasanen nahmen an den Quellen Gebüschen entlang ihren Abendschmaus zu sich.

Es lag in der ganzen Scenerie der Reiz tropischer Ueppigkeit und eine Stille, die, wie man denken sollte, der abgeschlossenen, zurückgezogenen Art des Dr. Francia zusagen, seinem Charakter — namentlich in Verbindung mit seinen Studien und der anmuthigen Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Ortes — wenigstens einigermaßen hatte sanfter stimmen sollen; aber der wilde Ehrgeiz lag, verdeckt einem lauernden Tygerauge, in seiner Brust, und wartete nur auf die Gelegenheit, aus seinem Hinterhalt hervorzukommen, um das Land mit Blut zu bedecken, und Verwüstung und Verderben überall zu verbreiten.

Er ging in dem Vorhause auf und ab, in einen weiten schafartigen Mantel nach Spanischer Weise gehüllt, und schlürfte durch eine Röhre aus einer kleinen Calabasse einen Aufguß von Herbe oder des Paraguay-Thees. Seine Figur war lang und mager, seine Farbe gebräunt, seine Miene und Haltung sichtbarlich streng und ernst, obgleich sie sich bei dem Empfange eines Gastes, in dem er einen Landsmann sah, zu dem Ausdruck wärmevoller Galanterie milderte.

Nach der ersten Begrüßung hatte ich Muße, dieses scharfsichtige, strenge, durchdringende Gesicht zu beobachten. Sein dunkles schwarzes Haar war forgiam von der großen Stirn gestrichen, und fiel reich auf die Schultern nieder. Der ernste forschende Blick seines schwarzen Auges ward durch eine gewisse leichte, sogar schlichte Art des Betragens gemildert. Er sprach in sehr allgemeinen Phrasen über den Zustand des Landes, sagte, daß er nur sich selbst lebe, und der sein Haus und seine Diköse in den gewöhnlichen Höflichkeits-Formeln, wie sie im Lande kursiren, an.

Kurz nach dieser Periode kam er zur höchsten Macht, nachdem er alle seine Pläne und alle seine verschlagen Maßregeln in'ó Werk gesetzt, durch welche diese Macht dauernd, unbeschränkt, grausam und durchaus seiner Rechenschaft pflichtig werden sollte.

Um die Zeit, da Dr. Francia wieder an der Verwaltung Theil nahm, schickte Buenos-Ayres einen Deputirten nach Paraguay in der vernünftigen und natürlichen Erwartung, daß dieses, — ohne die geringste Anerkennung einer Abhängigkeit von jenem Staate, — Maßregeln treffen werde, die ein freundschaftliches politisches Verhältniß zwischen beiden Ländern, namentlich in commerzieller Rücksicht, herstellen sollten. Der von Buenos-Ayres gethane Antrag einer Allianz war durch die wechselseitige Stellung der beiden Staaten zu einander so natürlich bedingt, daß Jede eine rasche Erledigung der Angelegenheit durch Stipulationen, die mit den Interessen beider Seiten im Einklange standen, entgegen sehen mußte. Die Sache schien jedoch anders aus.

Dr. Francia hatte vorweg beschlossen, sich nicht mit Buenos-Ayres, so wie überhaupt mit keinem Staate, Großbritannien ausgenommen, in Verbindungen einzulassen. Die Verbindung mit England sollte ganz in derselben Weise und unter denselben Bedingungen stattfinden, wie zwischen China und England. In Neumburtu, 240 Meilen von Af-

Digitized by Google

sumption, der Hauptstadt von Paraguay, war ein Nebenhafen angelegt worden, wohin seine merkantilischen Verhältnisse, die Engländer, ihre Manufakturen bringen durften, unter der Bedingung gieng, daß sie ihn zu gleicher Zeit mit Waffen und Munition versorgten. Er beschloß ferner, sich seiner Collegen zu entledigen, und that so, als wenn er, bevor er den Deputirten von Buenos-Ayres Beschleid geben könne, den großen Congreß zusammenberufen müßte, der aus Repräsentanten bestand, die mit der kleinlichsten und ängstlichsten Rücksicht aus dem Volke gewählt wurden. Zu diesen Absichten ertheilte er Befehle, so daß drei Monate auf die bloße Zusammensetzung des Kongresses vergingen. Die Zwischenzeit benutzte er sehr geschickt dazu, die, zwischen seinen Landsleuten und Buenos-Ayres natürlich bestehende Feindschaft zu nähren und zu steigern, — die Effizire der Truppen von Paraguay in sein Interesse zu ziehen, — sich persönlich und genau mit den Deputirten, die in die Stadt kamen, bekannt zu machen, — und einen Jeden Seinen leitete und Wünschen zu schmeicheln, durch weitaussehende, unbestimmte Versprechungen von Schutz und Beförderung in Bezug auf die respektive Volksklasse, der er angehörte. Durch eine Verzögerung nach der anderen, wußte er die Zusammenberufung des Kongresses zwei Monate über die für seine Zwecknngen nothwendige Zeit hinzuhalten, — nachdem sich drei alle Deputirten in Assumpsion eingefunden hatten. Durch diesen Plan gewann er nicht nur Gelegenheit, seinen Anhang zu verstärken, die zu ihm Uebergetretenen vollends zu gewinnen und die noch Schwankenden für sich zu entscheiden, sondern brachte die armen Deputirten in solche Mißlichkeiten und Unkosten, daß sie sich durch seine Einflüsterungen bestimmen ließen, auf einen endlichen Abschluß ihrer Geschäfte gleich den ersten Tag des Kongresses zu dringen.

So übergaben sie sich und das Land, — an Händen und Füßen gebunden, — dem Manne, der die Macht, mit welcher er von ihnen bekleidet worden, verwandte, ihren Handel zu vernichten, — ihren Ackerbau zu zerstören, — die niedrigen Volksklassen zu Sklaven zu machen — und unter jeden Mann im Lande, an dem nur eine Spur von Einfluß, Wohlhabenheit oder Kenntnissen sich zeigte, zu mißhandeln oder gefangen zu nehmen.

Man würde kein Ende finden, die niedrigen, gemeinen, aber gut berechneten und wohlgeordneten Maßregeln aufzuzählen, deren sich Francia jetzt bediente, um sein Schreckenssystem festzustellen. Seine erste Sorge war, jede Waffe und jede zerstörende Maschine wegnehmen zu lassen und in seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen. Die Zahl der Wachen (Quarteleros, wie sie heißen, weil sie sich in Quartieren oder einer Art Baracken befanden) wurde vergrößert, und jeder höhere, als der Capitains-Rang abgeschafft; der Diktator selbst war Colonel, General, Zahlmeyer und Quartiermeister und erster Schreiber im Regiment. Keine Miethe wurde bezahlt, als mit ausdrücklicher Erlaubniß und Genadenthräne und Unsicherheit wurden nicht bloß von ihm übermeistert, sondern auch angespaßt, eingetauft und vertheilt durch ihn selbst. Er verkehrte persönlich mit allen Leuten des Regiments, hätschelte, schmeichelte, liebkoste, bezahlte sie selbst. Dabei wußte er den Geist beständiger, eifersüchtiger Mißhelligkeit und der Spannung von seiner Gunst unter ihnen zu erregen. Er begann ein Lenkseligkeits-System mit dem Gemeinen, führte es durch alle Grade des Korporals, Sergeanten, Fähnrichs und Lieutenants hindurch, bis es bei dem Capitain seine Endschaft erreichte. Die höhere Stellung, die dieser einnahm, erschien durch die natürliche Verehrung und Ergebenheit, die jedermann in der Gemeinde gegen den Diktator hegte, noch mehr, nach der neu ertheilten erfahrenen Begünstigung, — in einer gewissen Unterordnung. Gegen dieses, dem Subalternoffiziere gestattete Selbstgefühl reagirte der Diktator wieder durch den unbedingten Gehorsam gegen die Befehle des Capitains, die er von Soldaten und Offizieren forderte. So sah sich der Capitain, ohne den von Diktator angelegten Plan zu durchschauen, im Besitz des wirklichen Commando's eine ziemliche Zeitlang ungestört und wiederum fühlte der Soldat, ohne zu wissen, wie so? daß, ob er gleich dem Capitain und seinen übrigen Vorgesetzten zu gehorchen habe, — in sofern dies eine Bedingung war, bei dem Diktator in Gunst zu kommen, — wenn der Capitain oder ein anderer Offizier sich eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen, der Diktator leicht auf ihn, — den Soldaten, — fallen könnte, und ihn an die Stelle jener setzen. So bildete die eifersüchtige Wachsamkeit eines jeden höheren Offiziers auf den ihm zunächst untergeordneten ein Beaufsichtigungs-System in Rücksicht auf das Betragen, und es konnte nicht fehlen, daß von jedem Mißverhalten beim Diktator Bericht erstattet wurde. Die Hoffnung einer Belohnung, wie sie der Diktator den Subaltern-Offizieren und den Gemeinen immer vorhergezeigt, erhielt diese einerseits in dem Kreise ihrer Pflichten; so wie sie andererseits jeden Versuch gegen die Subordination von Seiten der höheren Offiziere gleich in's Hauptquartier meldeten. — Eben so wurde auch ein esprit de corps nicht bloß begünstigt, sondern sogar eingeschärft, selbst dem niedrigsten Soldaten, da er angehalten wurde, sich als Repräsentanter zu betrachten, denn jeden Mißgriffen. Durch diese Anregsichtnahme seiner Gunst beabsichtigte der Diktator nicht bloß jede unangenehme Stimmung, die sich bei seinem Zuchtsystem nur zu leicht in den Einzelnen hervordrängen konnte, niederzuhalten und auszugleichen, sondern auch seine Schreckensregierung auf das festeste zu begründen, und jede Spur bürgerlicher Freiheit unter dem Volke zu ertödten. Er hatte beschlossen, jeden Gedanken, der klein genug wäre, sein Macht in Zweifel zu ziehen, welche nicht bloß an sich unumschränkt, sondern auch in der Benützung ihrer Grausamkeit ungerechtigkeit fähig sein sollte. — in gänzliche, schweigende Unterwürfigkeit zu versenken. Er sann immerfort neue Mittel aus, ein ohnedies schon so niedriges Volk, wie die Paraguayten bereits in ihrer politischen Verworfenheit waren, noch nichtswürdiger, noch knechtischer, noch unwissender zu machen.

Niemand konnte über die Straße gehen, ohne von dem ersten besten Soldaten, dem er begegnete, abschließlich gestoßen zu werden; dieser zwang Jeden, den Hut vor ihm abzunehmen, lachte ihn aus, neckte ihn und forderte Geld. Kein Haus war gegen ihre Aufdringlichkeit geschützt, Niemand konnte sich der Anstrengung einer Lasterhaftigkeit entziehen. Gleichgültig scheint sich sie wohl Francia anmaßt aus, aber mehr, um sie die unumschränkte Macht des Diktators selbst über den militairischen Uebermuth, den er selbst gemacht, fühlen zu lassen, als um diejenigen, welche von jener Zügellosigkeit gelitten, zu begütigen oder sich Popularität zu gewinnen.

Sein nächster Schritt war, jeden, sowohl merkantilischen als bürgerlichen Verkehr, mit jedem Orte außerhalb der Grenzen von Paragnay abzuschleiden; seine Seele durfte in die Provinz kommen oder sie verlassen; kein Ballen Waare durfte ausgeführt werden; eine grausame Kirchhofestille lastete auf dem Lande. Rüdrige Fahrzeuge belebten den Fluß nicht mehr, noch auch gab es Handel; die ausführbaren Produkte des Landes wurden in den Magazinen aufgehäuft; Taback ward nicht mehr gebaut, denn Niemand suchte solchen; die Heerde wurden nicht mehr versandt werden, und ward daher nicht eingesammelt; der Zuckerbauer stellte sein Handwerk ein; Tausende von rüstigen arbeitsamen Menschen fielen ohne Arbeit und Beschäftigung der Gemeinde zur Last. Armuth brach über das Land nach seiner Länge und Breite herein. Einundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem Francia das Land von seinem natürlichen Verkehr mit anderen Ländern abgeschnitten, und nicht nur hat während dieser Zeit das rührige und wohlthätige Handelsleben ersterben müssen, sondern Trägheit, Laster und Elend, eine sklavische Abgestorbenheit und Apathie hat sich aller Bewohner bemächtigt. Die Länder, welche sie früher versorgt, namentlich mit Herde, Tiere und Taback, haben sich inzwischen den Bedürfnissen dieser Produkte entwöhnt, oder sich anderswoher ihren Bedarf verschafft, so daß das Elend nicht bloß für die Gegenwart eingetreten, sondern auch für die Zukunft dauern wird, da es große Mühe und Anstrengung kostet, Handels-Artikel zu ihrer früheren Bedeutsamkeit zu erheben; und bringen wir den Fortschritt in Anschlag, der unter einer ordentlichen vernünftigen Verwaltung sicher gemacht hätte, so will der Abstand, den Dr. Francia's Tyrannei bedingeführt, so wie der Umfang der politischen Verbrechen, für die er verantwortlich ist, gleich furchtbar und unberechenbar.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber den jetzigen Zustand der Oper in Paris.

Von Fétis.

Vor ungefähr sieben oder acht Jahren kam man auf den Gedanken, die Oper, welche damals auf Kosten der Civil-Liste unterhalten wurde, in Privat-Entreprise zu geben, weil in der Verwaltung desselben die größte Nachlässigkeit und Unordnung eingerissen war. Ich schrieb bei dieser Gelegenheit einen langen Artikel für die „Revue musicale", in welchem ich die Folgen einer solchen Maßregel untersuchte, sowohl für den Fall, daß der Unternehmer sich zu Grunde richten, als für den bei seinem schwierigen Amte, daß er Vortheile erwarben könnte.

Den letzteren Fall anzunehmen, wies ich, die Schwierigkeit nach, für die Oper einen Pächter zu finden, der in der Musik und in der Beredtsammlung ihrer Aufführung die Grundlagen zum Gelingen seines Unternehmens zu suchen geneigt sein möchte. Ich sah es kommen, daß man mit der Bühne eine Lustspielung vornehmen, materielle Mittel an die Stelle der künstlerischen und den Publikum nothwendige Decorationen, glänzende Kostüme, und was man Alles unter der Benennung begreift, als Hauptgegenstände seines Vergnügens darbieten würde. Denn es ist leichter, sagte ich, bei einem Spekulanten eine gewisse Fähigkeit dafür zu finden, den Eindruck dieser Nebensachen auf die Massen zu beurtheilen, als ernste Kenntnisse, um den Werth einer Partitur, das Verdienst eines Sängers oder einer Sängerin, und vor Allem den festen Weg zu finden, der zu der Vervollkommnung des öffentlichen Geschmacks und die Erhaltung und Ergänzung des ihm anvertrauten Künstler-Personals zu sorgen.

Der Unternehmer, sagte ich hinzu, wird die Hülfsquellen, welche er vorfindet, nicht nur benutzen, sondern auch mißbrauchen, denn seine ganze Sorge wird sie sein, sich in kurzer Zeit das Vermögen zu erwerben. Vielleicht möchte es ihm sogar, falls sich in ihm noch Eigentliebe mit Geldsucht verbindet, nicht ganz unangenehm seyn, wenn nach ihm kein Entrepreneur mehr fortkommen könnte. Es wird ihm, sobald er sich sein Glück gestichert hat, ein süßer Gedanke seyn, das sein Abtreten von denen, die Alles mehr nach den Mißkungen, als nach den Ursachen zu beurtheilen geneigt sind, bedauert werden möchte.

Ich folgerte daraus, daß es angemessener sey, die Oper, nachdem man sie durch die Wahl eines einsichtsvollen Intendanten verbessert, auf Rechnung des Staats verwalten zu lassen, weil es dem Staat darum zu thun seyn müsse, ein solches Institut zu erhalten und fortwährend zu verbessern.

Ich weiß nicht, was in meinem Artikel für die damalige Censur Anstößiges war; ich weiß nicht, ob vielleicht ein Censor auf die Königliche musikalische Akademie Absichten hatte, genug, der Artikel wurde unterdrückt. Uebrigens gab man den gehegten Gedanken auf, und die Oper blieb, wie früher, der Civil-Liste übertragen.

Einige Jahre später erhielt Herr Veron von der Juli-Revolution das Zugeständniß, mit dem man damals zurückgehalten hatte. Man weiß, welches Glück er gemacht hat, aber man hat vielleicht nicht über die Grundsätze nachgedacht, die ihn geleitet, über die Mittel, die er angewendet, über die Verhältnisse, die ihn begünstigt, und endlich über die Folgen des Systems, welches er befolgt hat. Diese Punkte will ich hier untersuchen, um meine Leser in den Stand zu setzen, den jetzigen Zustand der Oper und ihre Zukunft zu beurtheilen.

Herr Veron ist ein Mann von Geist, der schon vor der Uebernahme der Oper Proben von seinem Talent zu gewinnreicher Benützung von Entrepriesen gegeben hatte. Er ist ein Geschäftsmann im vollen Sinne

Digitized by Google

des Worts, von kaltem und ruhigem Character, den Verlockungen der Einbildungskraft nicht zugänglich, und ein außerordentlicher Kenner des positiven Werths der Dinge und des relativen Werths der Menschen, wenn er auch nicht immer sagt, was er darüber denkt. Ehe er an die Spitze seiner neuen Verwaltung trat, hatte er wohl eingesehen, daß er einiger Werkzeuge dazu bedürfe, denn die dahin war die Muße seinen Beschäftigungen ganz fern geblieben; selbst das Innere eines Theaters war ihm wenig bekannt. Bei seinem Verstande und seinem kräftigen Willen konnte er jedoch über die Grundbedingungen seines Glücks nicht lange in Unsicherheit bleiben; er fing also an zu studiren, indem er es sich angelegen sein ließ, sich zuerst in der Eigenschaft eines Regierungs-Agenten zu thun, und die Geschäftsführung nicht eher auf seine Rechnung übernahm, als bis er sie vollkommen kannte und seiner Sache sicher war.

Jeder Sportsmann flößt Mißtrauen ein in Betreff seiner künftigen Handlungen; die Regierung traf also Vorsichtsmaßregeln gegen Herrn Véron; sie suchte sich auf eine Art und Weise zu verwahren, die man wohl zu streng und hart hätte finden können; er aber, bei seiner Geschäfts- und Weltkenntniß, erschrack darüber nicht. Viel Verpflichtungen wurden ihm auferlegt, viel Einzelheiten umgaben ihn; eine Kommission war damit beauftragt, über Ausführung des Kontrakts zu wachen; sie hielt ihre Sitzungen in dem Verwaltungs-Lokal der Oper selbst und beobachtete die geringsten Bewegungen des neuen Direktors mit scharfem Auge. Jeder Andere, außer Herrn Véron, wäre über all diesen Zwang erschrocken; doch er wußte recht gut, daß Männer von Welt sehr bald eines Geschäfts müde werden würden, das zuweilen peinlich, unbequem, ihren Gewohnheiten und Geschäftsgangen fremd war, während er, von einem universellern Interesse geleitet, auf seinem Posten allein war, und wachte. Es kam so, wie er vorhergesehen hatte; unvermerkt wurden die Mitglieder der Kommission der Sache überdrüssig; sie zerstreuten sich, und ich weiß nicht, ob es ihnen noch manchmal in langen Zwischenräumen einfällt, sich wieder zu versammeln; wenigstens spricht man in der Oper nicht mehr davon.

Die Geschicklichkeit des Herrn Véron bestand nicht allein darin, daß er sich aus einem Zustande vermittelst Abhängigkeit zu unumschränkter Gewalt emporschwang; sie zeigte sich noch mehr in seinen Verhältnissen zum Publikum. Des schlaue Direktor begriff sehr wohl den Einfluß, den die Presse in unserer Zeit ausübt, und bediente sich derselben mit seltener Gewandtheit, um dem Theater der Straße Lepelletier den Glanz wieder zu verleihen, den es verloren hatte. Seine Beziehungen zu vielen Literaten erlaubten diesen nicht, gleichgültig gegen seinen Erfolg zu bleiben. Sie machten es sich zur Pflicht, seine Anstrengungen, seine Ausdauer, seine Neuerungen darzuthun; sie erregten die öffentliche Neugier zu seinen Gunsten und führten ihm wie an der Hand die Zuschauer zu.

Die Umstände waren ihm überdies günstig. Die Juli-Revolution hatte eine bestehende Ordnung der Dinge mit Gewalt zertrümmert, alle Meinungen gewalten und auf diese Weise die Zusammenkünfte in den Salons erschwert. Man wußte sich irgendwohin flüchten, und man ging also ins Schauspiel, um sich den politischen Wirren zu entziehen. Die Zeitungen wiederholten täglich, man wisse die Oper verschwören, sich von dem Glanz der Höfe und von den parlamentarischen Leidenschaften zu zerstreuen; und man folgte dem Rath.

Als das Publikum erst den Weg in dies Theater gefunden hatte, war es die Sache des Direktors, ihm diesen Weg nie aus den Gedanken zu bringen; und hierin nun verdient Herr Véron unsere ganze Bewunderung. Mit welcher Kunst wußte er lange Zeit hindurch einen Anschlagzettel so einzurichten, daß derselbe die Neugier rege machen mußte und oft hinreissender war, als die Vorstellung selbst. Hatte in einem neuen Stück eine Scene mißfallen, so kündigte am folgenden Tage der Theaterzettel in zollbreiten Buchstaben an, daß man, um sich nach dem Geschmack des Publikums zu richten, diese Scene unterdrückt habe. Jedoch, sagte sich Herr Véron mit vielem Takt, diese Scene war nicht der ersten Vorstellung des Werks beiwohnen können, und wenn man es der Meinung der ersten Richter schuldig ist, sich ihrem Urtheil zu unterwerfen, so ist man auch der Neugier der Anderen schuldig, ihnen das zu zeigen, was sie noch nicht kennen; nach einer Anzahl von Vorstellungen benachrichtigte also der versiegelte Zettel die Liebhaber von Neuigkeiten, daß sie wieder zu sehen sein würde aufgenommen sei. Durch solche zarte und unaufdringlich abwechselnde Aufmerksamkeiten wußte der Entrepreneur der musikalischen Akademie sein Glück zu vermehren und sich den Zulauf, den er für sein Theater gewonnen hatte, zu erhalten. Dieser Zulauf war seit ungefähr 4 Jahren so groß, daß die Einnahme sich oft für Vorstellungen, die nur aus einigen sonst ohne Erfolg gegebenen Opern oder aus irgend einem kleinen Ballet bestanden, auf 9—10,000 Fr. belief. Es bedeutet in der That keines geringen Talents, um zu solchen Resultaten zu gelangen und den öffentlichen Geschmack so zu bezaubern.

Noch war nicht lange Zeit seit Herrn Véron's Eintritt in die Verwaltung der Oper vergangen, als er einsah, welche Vortheile er daraus bringen würde, wenn er die Bestimmung des Theaters, welches er zu leiten hatte, verändern könnte. Er hatte zwar, da er die gewaltige Einbildung kannte, welche die Künstler von sich haben, seit dem Tage seiner Ankunft eine Sprache zu ihnen geredet, die ihrer Eigenliebe äußerst zusagen mußte; aber schon hatte er sich gesagt, daß verdienstvolle Komponisten selten seyen, und daß man, um gute Werke von ihnen zu erhalten, unausbleiblich erneuerte Opfer bringen müsse; daß ausgezeichnete Sänger in noch viel geringerer Anzahl vorhanden, und daß es alle nöthig sey, sie selbst thuer zu bezahlen; endlich, daß manche Summe zu erübrigen seyn würde, wenn es möglich wäre, sich mit Hülfe des Decorateurs und Theaterschneiders den Forderungen und Launen aller jener Künstler zu entziehen. Von dem Augenblick an war der Plan des Herrn Véron auch entworfen; er bestand darin, den Pomp der Vorstellungen zu vergrößern und die Bedeutung der Musik herabzudrücken. Da erhielt der Circus-Olympique, der bis dahin keine Konkurrenz zu bestehen hatte, plötzlich einen furchtbaren Nebenbuhler in der Königlichen musikalischen Akademie.

Der erste einigermaßen wichtige Schritt, den Herr Véron in seiner neuen Laufbahn that, war die Art und Weise, wie er die Oper Robert der Teufel in Scene setzte. Dieses Werk war schon fertig, ehe er die Leitung der Oper übernahm, und die vorige Verwaltung hatte schon darüber mit dem Komponisten unterhandelt. Herr Véron betrachtete die Verspätigung, diese Oper auf die Bühne zu bringen, als eine drückende Last und ließ in seinen Kontrakt die Klausel einfügen, daß ihm die Regierung eine Entschädigung von 30,000 Fr. für die selbe leisten solle, welche die Scenerie veranlassen würde. Ich weiß nicht, ob die Ausgaben viel mehr als jene Summe betragen haben. Wie dem auch sey, Robert der Teufel war seine so nachtheilige Requisition für Herrn Véron, als er zu fürchten schien; ja wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so war es dieses Werk, mit dem das Glück der großen Oper begann.

Mit noch weit größerer Pracht wurde die Verfuchung, eine Mischgattung von Ballet und Oper, die auf das Werk Meyerbeer's folgte, in Scene gesetzt. Das System des Herrn Véron mußte sich in diesem Stück um so mehr entwickeln, als es sich um einen Versuch handelte, ohne einen einzigen der ersten Gesangs- und Tanz-Künstler dramach eine gute Einnahme davonzutragen. Der Erfolg war nicht von der Art, wie man gehofft hatte, und der Direktor sah sich genöthigt, seine Reservepläne zu vertagen, aber er entsagte ihnen nicht.

Alle Ausgaben, die nicht das Material zum Zweck hatten, so viel als möglich zu vermindern, um dieses desto glänzender ausstatten zu können, schien war eine unvermeidliche Folge des neuen Systems. So wurde denn zuerst das Gehalt der Mitglieder des Orchesters herunter gesetzt; so verschwand Perrot, der letzte ausgezeichnete Tänzer, vom Opernetheater; so wird, wie verlautet, Madame Damoreau im Laufe des Sommers diese Bühne verlassen; und läßt sich irgend ein junger Debutsuzeuller Talent blicken, so dürfte Neuvitt ihr folgen. Dabei ist noch zu bemerken, daß Herr Véron es sich sehr angelegen sein läßt, zu prüfen, ob auch ein Theil seines Publikums mit seinen Ideen sympathisirt, und daß er sich nicht eher entschließt, diese letzteren auszuführen, als bis er des Beifalls sicher zu seyn glaubt. Jetzt zum Beispiel zeigt ein großer Theil des Parterre's der weitern wenigen Geschmack, als früher, an dem Talent Neuvitt's, Lesassier's und der Madame Dameseau, während es liebreichsvoll für die schönen Rüstungen und die herrlichen Pferde in der Jüdin enthusiasmirt ist.

Ich sah in den letzten Tagen des Januar eine Vorstellung der Oper „Robert der Teufel", in welcher Madame Damoreau nach langer Abwesenheit wieder auftrat. Die Sängerin war bewunderungswürdig, sowohl durch die neuen Züge, welche sie ihrer Manier entwickelte, als auch durch die Belebendung, welche sie dieselbe ausführte. Niemals hatte Lesassier kräftiger gesungen, Neuvitt nie lebendiger gespielt. Aber der Theil des Publikums, von dem ich eben gesprochen, schien an allem diesen kein Vergnügen zu finden. Zwar schallte lebhafter und wiederholter Beifall aus dem Orchester, dem Amphitheater, den Logen und den Rängen; die Aufmerksamkeit aber war es doch nicht zu vertennen, daß eine Anzahl der Zuschauer die Arien und Ausrufen des Direktors der Oper theilte.

Der Plan, dem Material das Uebergewicht zu geben, entwickelte sich in einigen Ballets, in Gustav und besonders in der Jüdin mit einem früher nie gekannten Glanz. In letzterem Werk namentlich wurden alle Gränzen überschritten. Der Tanzsaal zu diesem Prachtstück ist ungeheuer, und Herrn Véron's Erwartungen gehen bei jener Vorstellung immer mehr in Erfüllung. Freilich thut all' dies blendende Gepränge der Musik großen Schaden, denn die Zuschauer, deren Augen zu sehr beschäftigt sind, können die nur wenig Aufmerksamkeit widmen, aber ich habe schon gesagt, daß die Musik von Herrn Véron nur als Nebensache angesehen wird. Wie dem auch sey, man hört auch hier in der That nichts anderes, denn wenn man diese Kunst nicht zum Hauptzweck macht, so hat sie nur geringen Werth. Wir Kunstgenossen und der edlere Theil der Gesellschaft, der für die Schönheiten der Musik empfänglich ist, weil der beständige Umgang damit seine Organe vervollkommnet hat, wir bedauern, daß an die Stelle der Erhöhung dieses Ohr eine leere Neugierde getreten ist, Herr Véron aber wußte sehr wohl, was er that, als er die eine mit der anderen vertauschte. Er wußte, daß der Oper die dahin ein Publikum gefehlt habe, welches sich im Sommer nicht auf's Land begiebt, ein gutes bürgerliches Publikum, welches an einem schönen Schauspiel mehr Geschmack findet, als an der süßen Wonne einer meisterhaften Partitur; sie dieses Publikum hat er gearbeitet, und dies ist der Schlüssel zu seinem Verfahren.

Während die Unternehmer des Theater-Italien durch die vielen trefflichen Sänger, welche sie zusammengebracht, und durch die vollendete Ausführung der Musik die ganze gesellschaftliche Aristokratie bei sich versammelten, wandte sich der Direktor der Oper an eine andere zahlreichere und der Größe seines Hauses angemessenere Klasse von Zuschauern. Daher die Veränderung, welche seit zwei Jahren in dem Publikum dieses Theaters vorgegangen ist. Wer einige Zeit den Vorstellungen der Oper nicht beigewohnt hat und sie jetzt einmal wieder besucht, wird betroffen seyn über den ganz verschiedenen Anblick, welchen das Haus in der Straße Lepelletier gegen ehemals darbietet. Genug, die Königliche musikalische Akademie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist nichts als Franconi im höheren Stil. Darin glänzt das kaufmännische Genie des Herrn Véron, ein Genie, welches man ihm nicht absprechen kann, ohne ungerecht gegen ihn zu seyn.

Bibliegaphie.

Flore française, destinée aux herborisations. — Von A. Mutel. Th. I. 8 Fr.

Digitized by Google

De l'Instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne. Première partie: Berne, Hosswyl, Zurich, Bavière. — Von Saint-Marc Girardin.

Mélanges d'économie sociale, de littérature et de morale. — Von Lavaueraye. (Wird aus zwei Bänden bestehen.)

Origine de tous les cultes, ou Religion universelle. — Von Dupuis. Mit neuen Zusätzen herausgegeben von P. R. Auguis. 3 Bde.

Philosophie de révélations, adressée à M. le professeur Lerminier. — Von N. Chabo de Navarre. 5 Fr.

Les Soirées d'un pensionnat, ou Contes à nos jeunes amies. — Von Madame C. Colbrant-Michenéau. 6 Fr.

Le Consulat et l'Empire, ou histoire de la France et de Napoléon Bonaparte. De 1799 à 1815. — Von M. C. Thibaudeau. Th. I. und IV. 10 Fr. (Das Ganze wird aus 10 Bden bestehen.)

Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. — Von Lamarck. Herausgegeben von Desh ayes und Milne Edwards. Erster Bd.

Rußland.

Das Erdbeben.

Ein Russisches Landschafts-Bild.*)

„Herr Eboruschki (Kosaken-Fähnrich)", sagte Nadeschda, „lassen Sie uns den Gletscher betreten, und zwar so hoch wir können; ich glaube, daß die Aussicht dort ganz herrlich sein muß." —

„Gut", erwiederte der Eboruschki, „wir wollen es thun; ich bin selbst neugierig. Du, Frau, bleibst hier; ich mit unserer Tochter und mit Nadeschda Iwanowna bestrige den Berg. Schulenga Wilkitui und zwei Buräten begleiten uns; — zum Aber kommen wir wieder. Was ist es jetzt an der Zeit?" (Der Eboruschki sieht nach der Uhr.) Es ist 2 Uhr; um 4 sind wir zurück, habe dann nur den Aber herein. Wilkitui, nimm den Kukur (eine lederne Flasche) mit; die Hitze ist jetzt groß, und wir steigen immer hungrig dergan. Auch muß die Flinte mitgenommen werden; man kann nicht wissen, wozu es gut ist."

Die Pilger gelangten zum Berge und begannen, ihn zu ersteigen, sich stellweise an Gras und Gesträuch haltend. Eine halbe Stunde lang ging es immer vorwärts; der Wald ward immer dünner und fast bei jedem Schritt stieß man auf nackte Steine. „Halt!" schrie der hinter Allen gehende Eboruschki. „Ich bin müde! Nadeschda Iwanowna! Tochter! Halte an! Die Fleitern wahrhaftig wie die Ziegen." Die Mädchen standen still.

„Ah, Mütterchen!" rief die Tochter des Eboruschki, „kommen Sie doch her, hier ist ein flacher Felsen, auf dem Sie gut ausruhen können. O, wie schön ist hier die Aussicht! Sehen Sie nur, hier ist das Dorf und die Festung." — „Nun, meinetwegen, Euch zu Gefallen will ich noch bis dahin steigen; aber weiter auch keinen Schritt. Bis mir hat die Glotze schon so geschlagen — Euch Wildsänge kann ich nicht einholen."

Der Eboruschki kletterte zu den Mädchen hinauf und legte sich auf den Stein nieder. — „Wilkitui, reiche mir den Kukur — mich plagt der Durst ganz gewaltig. Nein, wie es scheint, soll ich nicht ganz hinauf auf den Gletscher; ich habe keine Lust daran gebracht!"

Den Blicken der Wanderer bot sich ein hinreißendes Gemälde dar. In der Ferne erhoben sich die Schneegipfel der Gletscher Urguda und Tuguerit, schimmernd in den bunten Farben der untergehenden Sonne; unten zog sich ein liebliches, von Bächen und Quellen bewässertes Thal hin; rechts sah man die blauen Wogen des Irtut, der sich bald hinter Bäumen verstecke, bald an offenen Stellen des Waldes sich wieder blicken ließ. Buräten-Jurten und weidende Heerden erscheinen wie kleine, theils belebte, theils unbewegliche Haufen. Gerade zu ihren Füßen sahen die Wanderer eine mit Seen bedeckte und, wie absichtlich, von einem Maler umgezogene Ebene. Die Decke des Gemäldes bildete das tiefblaue Gewölbe einer fleckenlosen Himmels. An einer Seite blickte man in einen tiefen Abgrund, aus dessen Boden dunkle Fichten ihre Wipfel erhoben. Ueber diesem Abgrund schwebte ein sehr großes, weit hinausspringendes Felsstück, auf welchem der Eboruschki lag und die Mädchen standen. Lange schwiegen die Wanderer, im Anblick der so umrungenen Naturschönheiten verloren. Mitten in dieser mystischen feierlichen Stille ließ sich von ferne im Westen ein dumpfes Getöse hören, als ob mehrere Donnerschläge die Erde gespaltet hätten. Unwillkürlich blickten Alle gen Himmel, aber auch nicht das mindeste Wölkchen war zu sehen, und vollkommene Ruhe herrschte in der ganzen Atmosphäre. Mit unglaublicher Geschwindigkeit näherte sich das immer furchtbarer werdende Getöse. Plötzlich erbebte der Berg; es zitterten die Fichten; es rauschten die Kerchenbäume, und von des Berges Spitze stürzte Steine und Erde herunter. Die Wanderer setzen zu Boden, wie von einem unsichtbaren Schlage getroffen. Einer hielt sich an hohem Grase fest, ein Anderer an einem Stein, ein Dritter an Strauchwerk; wie ein Sturmwind fuhr das schreckbare Getöse vorüber, und tief sich schon weit weg im Osten in immer schwächer hören. Die Erderschütterung hörte auf und eine tiefe Stille trat ein, als wäre nichts dergefallen.

„Uch! Uch!" riefen Buräten und Kosaken. — „Großer Gott!" seufzte Nadeschda, „was war das?" — „Kinder!" sagte der Eboruschki, „das war ein Erdbeben." — „Aber glauben Sie denn," fiel Nadeschda ihm ins Wort, „ich wüßte nicht, was ein Erdbeben sey! Das war etwas Anderes. Ein Schall, ein Getöse, ein Krachen. Mir ist, als hätte mich Jemand an die Brust gestoßen. — Nein, das war kein Erdbeben, das war etwas Anderes."

„Wie es scheint", erwiederte der Eboruschki, „erst Ihr während eines Erdbebens nie auf Bergen gewesen, wo es ganz anders erscheint, als auf flachem Lande. Wißt Ihr denn etwas nicht, daß bei uns bei einem Erdbeben oft die Glocken auf dem Thurme läuten. Uebrigens werden wir gut daran thun, schneller hinabzusteigen, eine Erderschütterung dauert sich nie mit Einem Stoße, und der zweite pflegt in der Regel stärker zu sein, als der erste zu sein." — Der Eboruschki hatte seine Rede noch nicht beendigt, als sich plötzlich wieder ein Getöse hören ließ, aber viel heftiger als früher. Fürchterlich schwankte der Berg, und von oben stürzten Erde und Felsstücke hinunter.

„Nehmt Euch in Acht!" rief der Kosak. — „Kinder! Kinder! Tretet an die Seite, an die Seite", schrie der Eboruschki.

Ein großes, vom Schwanken des Berges aus seiner Ruhe gerissenes Felsstück hatte das Gleichgewicht verloren, und rollte einen steilen Abhang entlang, gerade auf die Wanderer zu. Anfangs bewegte es sich langsam, durch große Steinmassen aufgehalten, dir am Berge festsaßen; jemehr aber das Gesetz der Schwere auf ihn einwirkte, um so rascher ward sein Gang; schon rollte er nicht mehr, sondern sprang wie eine zurückgeworfene Kugel um sich selbst herum, durch die Lüfte. Seine Sprünge wurden immer ausgedehnter, und seine Berührungen immer zerstörender. Dicke Lerchenstämme und Fichten brachen unter seiner Last; tiefe Löcher schlug es in die Erde, zertrümmerte Steine, und rih Granitblöcke los, die eine Staublawine gen Himmel streckend, ihm stets nachfolgten.

„Ai! Ai!" schrieen die Mädchen, und sprangen rasch zur Linken. Mit betäubendem Sausen flog der bewundert Verwichter ihnen vorüber und mit seiner ganzen Schwere auf einen Buräten, der neben ihnen Bäumchen fand; darauf wurden die Sprünge immer wilder, bis das Felsstück endlich unter einer dicken Staubwolke auf weichem Boden weiter rollte. Nur dann und wann warfte man am Rasdhall, der jedoch immer schwächer ward, daß es den Fuß des Berges noch nicht erreicht hatte.

„Ach, guter Gott!" rief der Eboruschki aus, „unser unglücklicher Saison schreint erschlagen zu seyn." — „Leider ja!" antwortete der Kosak. „Ich stand nicht weit von ihm."

Alle eilten zum erschlagenen Buräten hin. Der Unglückliche lag auf dem Rücken. Sein Kopf war so platt gedrückt, daß er einem Stücke Fleisch glich, der Unterleib war aufgerissen, die rechte Hand unversehrt, aber die linke steckte tief in der Erde, die über seiner Schultern hingehende Flinte war zu einem Klumpen zusammengequetscht. Die zerstörten Kleidungsstücke zeigten Blutflecke, das eine Bein war gar nicht da, und das andere glich einem aus der Haut des Erschlagenen geschnittenen Riemen.

„Der Unglückliche!" rief Nadeschda, „gleicht er wohl einem Menschen." — „Warum unglücklich?" fragte Schulenga Wilkitui, er starb herrlich; nicht einen einzigen Schmerzenslaut gab er von sich, in einem Nu kaufte er seine Sünden aus."

„Ach, Du lieber Gott!" rief der Eboruschki plötzlich; „das furchtbare Felsstück stürzte hinunter, und dort befindet sich mein Weib. Wer weiß, was ihr widerfahren ist!"

„Kauf uns laufen, Mütterchen", sagte des Eboruschki's Tochter, „ergreif seine Hand und zog ihn mit sich fort. Doch sie merkten sie, daß man Berg ab nicht laufen könne; Beide fielen hin und rollten in Folge ihrer eigenen Körperschwere hinunter. Glücklicherweise war der Bergabhang hier nicht steil und mit Gras bedeckt; es gelang ihnen, wieder auf die Beine zu kommen, ohne auf der gefährlichen Reise beschädigt worden zu sein."

„Lauft doch nicht so schnell!" scheie ihnen Schulenga Wilkitui zu: „was einmal geschehen ist, könnt Ihr doch nicht mehr ändern. Gott ist barmherzig! Meiner Meinung nach muß das Felsstück weit von dem Ausenthalte Eurer Frau hingefallen sein; sich glaube, es stürzte in den Bach. Die Chatun (ständige Frau) hier wird wahrscheinlich nur das Krachen, und hat das Felsstück nicht mit Augen gesehen."

Und in der That, kaum hatte der Eboruschki den Fuß des Berges erreicht, als seine Frau ihm am Bach entgegen kam. „Gott sei Dank!" rief sie aus: „Ihr lebt und seyd gesund! Nun, das war einmal ein Erdbeben! Ich gestehe, ein solches ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Welches Getöse, welches Krachen, welcher Lärm! Ich saß im Zimmer, und glaubte, daß über 100 Felsstücke vom Berge auf unser Häuschen niederstürzten. Nun das war ein Zustand! Ich dachte wahrhaftig der ganze Gletscher stürzte über uns ein."

„He! Kubun!" (Junge) rief Schulenga Wilkitui einem Buräten zu, „bereite das Abendessen; ich bin müde und hungrig; es ist wahrlich kein Spaß, ein Paar Werste so Berg an zu steigen und dermaßen wieder herabzukommen."

Bibliographie.

Atlas des Russischen Reiches, mit Bewilligung des Militair-topographischen Depots von Sawenkoff, enthaltend 63 Karten.

Arabesken, von Gogol.

Der geheimnißvolle Mönch, oder einige Züge aus dem Leben Peter's des Großen. Historischer Roman.

Ueber die Unzuverlässigkeit der alten Russischen Geschichte und über die falschen Ansichten in Betreff des Alterthums der Russischen Chroniken.

Boris Godunoff, Trauerspiel in 3 Akten, von M. Lobanoff.

*) Aus einem größeren Werke: „die Angarischen Wasserfälle" betitelt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Freitag den 8. Mai 1835.

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

Von J. Janin.

Unsere berühmten Sprächler geben sich gewaltige Mühe, neue Geschichten zu erfinden. Sie haben Boccaccio entthront, die Königin Margarethe von Navarra abgesetzt und La Fontaine als unmoralisch verurtheilt; sie haben eine Art Erzählungen erfunden, die, namentlich was den Ausdruck betrifft, sorgfaltiger verhüllt erscheint, in denen sich das Laster hinter einem Spitzengewebe verbirgt und unter nebulösem romanhaften Schleier das Abscheulichste in die Welt eingeschwärzt wird. In den moralischen Erzählungen unserer Jahrhunderte spielen nur Frauen, die beständig in Dhmmacht fallen, schwindsüchtige Blondinen, die vor Liebe verschmachten und sterben, melancholische Schönheiten von sechsundzwölf bis vierzig Jahren, die unter der Bürde des wirklichen Lebens erliegen. Ganz zur Ehre der Frauen werden in diesen Erzählungen die Männer als wahre Ungeheuer dargestellt: gemüthlos, brutos, mit Witz und Verstand nur in Bezug auf ihr eigenes Interesse ausgerüstet, ihre Leidenschaften in sich selbst verschließend, wie der Geizige sein Geld in seinen eisernen Kasten verschließt; die Männer sind die versteckten Ungeheuer, die Frauen die verkannten Engel. So daß sich im Grunde die Arbeit des Romanschreibers heutzutage darauf beschränkt: ein neues Verbrechen für die Männer und eine neue Vollkommenheit für die Frau aufzufinden; das ist ihr Sache, darum handelt sich's.

Was mich betrifft, so halte ich's lieber mit Boccaccio! Männer und Weiber, Alles verkehrte in seiner Welt frei und offen mit einander, und man sieht immer gleich, wie und was! Ueberall ecke frische Leidenschaft, Liebe, wie sie La Fontaine, Frauen, wie sie Molière vorstand. Da spielen die Laster, die das Leben leicht erträglich machen, ihre lebhafte Jugendrolle, die noch dem achtzehnten, trotz seiner Verderbniß, lange Zeit Freude und Lust und Reiz gespendet; welch' Fest, das Fest des siebzehnten Jahres der gesammten Menschheit, das Jugend-Fest, eine Welt der Poesie! Verlohnte sich's wohl, seagen wir uns Alle, diese schöne Welt voll holder freier Liebeserklärungen und süßer raschentstandener Zärtlichkeiten, diese Welt, die auf sich nie umsonst warten ließen, diese rauschenden Atlas-Gewänder, diese Blumenkränze auf allen Häuptern, diese Schlafzimmer, die als Gesellschafts-Sale, diese Straßen, die als Sprechzimmer dienten — verlohnte sich's, beim Himmel! das Alles aufzugeben, um eine Welt der Convention zu erfinden, die jede ihr Laster erröthen, ihre Leidenschaft schon verspielt, die, anstatt sich in ein reizendes leichtes Morgen-Negligee zu werfen, sich steif in ihren neuen Putz hüllt in den traurigen ehrbaren Tugendmantel, dies trübselige Gewand der moralischen Welt, das nichts ist, kein Wallkleid und auch kein Leichentuch!

Auf diese Reflexionen kam ich, als ich den Mercure de France aus dem achtzehnten Jahrhundert durchlief. Der Mercure de France ist die Revue de Paris jener Zeit. Man findet die ganze Poesie und Literatur jener schönen Epoche darin; ich meine die Tages-Poesie und die Unterhaltungs-Literatur; besonders trifft man darin, wie in der Revue de Paris, viel Novellen an, viel moralische Erzählungen, viele Geschichten, die Sammtlich, wie unsere Novellen und Geschichten, den anschaulichsten Lustreich mancher die Sitten jenes Jahrhunderts darzustellen. Die meisten dieser Geschichten aus dem Mercure de France sind noch gegenwärtig unterhaltend und interessant; ja, sie sind viels leicht noch um so viel interessanter geworden, nachdem die Zeit und mehrere Revolutionen darüber hingeschritt sind und ihren Hut und ihren Stand auf diese sittlichen Werke des Tages geworfen haben. Man stelle sich einen Journal-Artikel vor, was er ist und bedeuten will, eine literarische Minute, einen Journal-Artikel, diesen Athemzug von einer Sekunde, diesen kleinen Scherz im weiten Raume des Universums, diesen Tropfen im Ocean, diesen Veilchenduft in einem Orangenwald, diese Flageolett-Note in einem Russischen Orchester, dieses Wichtige in der Welt — und dann stelle man sich vor, in welchem Zustande es sein muß, wenn man ihn zufällig wiederfindet, nachdem ein Jahrhundert mit zerknickendem Tritte, eine Revolution mit zermalmender Gewalt darüber hingegangen ist! O, was sind wir klein und unbedeutend und mittelmäßig! O, wie Nichts, wie gar Nichts sind wir anderen großen Journalisten! Tretet näher, Bücklt euch, verbrmt eure schärfsten Gläser! sehr ihr, was ich hier auf der Spitze meines Zeigefingers halte, das Wirchen Staub, das euer Odem verblasen kann, sehr ihr es wohl, das kaum bemerkbare Atom Historie? Nun denn! den hut ab, meine Herren, und auf die Knice nieder, ihr Stolzen! denn dieser Staub, dies Atom, dieses Nichts — ist ein ganzes Journal des achtzehnten Jahrhunderts, hat die Aufmerksamkeit Frankreichs acht Tage lang auf sich gezogen! Und welch' eines Frankreichs, großer Gott! Ludwig XV. auf dem einen Gipfel, Voltaire auf dem anderen, und zwischen ihnen Montesquieu, Diderot, Jean Jacques Rousseau und die Encyklopädie! Die eine Schale der Waage hatte bald genug über die andere den Sieg davongetragen. Mit leichter Mühe schnellte Voltaire Ludwig XV. in die Höhe, und mit Ludwig XV. eine Monarchie von vierzehn Jahrhunderten. Nun wohl! in derselben Schale, wo Voltaire's mächtiger Geist ganz allein wog, lag auch, neben Voltaire, dies kleine Nichts, dieser schwache Staub, dieser armselige Journal-Artikel, den ihr hier auf der Spitze meines Zeigefingers seht. O Eitelkeit u.!, Vergänglichkeit alles Irdischen. Aber, meine Herren! Wer von Ihnen könnte wir vielleicht dagegen sagen, was man seit 1830 mit dem Journal-Artikel gemacht hat, der in einem großen Saurme von einer Stunde das ganze Haus, die ganze Familie, die ganze Vergangenheit, die ganze Gegenwart und, ich süchte sehr dafür, die ganze Zukunft jenes alten Hauses Bourbon, das Voltaire von seiner Höhe herabgeschleudert, entwurzelt und zertrümmert hat?

Die Schale, auf der das Haus Bourbon schwebte, bedurfte dieses mal keines Voltaire und keiner Encyklopädie zum Gegengewicht; auflatt der Encyklopädie und Voltaire's wurden fünfundzwanzig unter den Augen des Königlichen Prokurators gedruckte Zeilen in die Waagschale geworfen, und die ganze alte Monarchie flog so in alle Lüfte, daß wir sie in der weiten Nebelferne des Unglücks kaum noch zu erkennen im Stande sind.

Möge dann das Geschichtchen, welches ich aus dem Journal des achtzehnten Jahrhunderts hervorgesucht, hier seinen bescheidenen Platz finden; es wird, wie wir hoffen, zugleich geeignet sein, von der preziösischen Literatur, wie jene große Epoche sie nahm und verstand, eine Vorstellung zu geben.

Die Sache also! Bei einer Provinzialstadt, die der Sitz eines Präsidiums, einer Landvogtei und eines Oberforstamts war, lag auch ein Wald, ein schöner wohlgelichteter Wald, mit großen alten Bäumen und schönen Alleen — mit einem Wort, die Zierde und die Lust dieser Provinzialstadt; er war ihr Ballsaal, ihr Opernhaus, das Festlokal jedes Tages, der allgemeine Spaziergang, wenn es sich Alle kam, wenn sich der ergang, was in besagter Stadt mit einander rivalisirte und wetteiferte; dort sah man den Nichelieu und die Pompadour des Ortes, deren Namen die Porten, um ihre Verse zu rezitiren und die Mätzel aus dem Mercure zu raten. Und so hatten sich denn auch eines Tages hier der Landrath, der Oberförster, der Oberforstmeister und noch ein Stiftsherr, die vier große Dichter, zusammen gefunden. Unter einer alten Eiche, die ihnen als Versammlungsort diente, hatten sie einander getroffen; es war im Frühling: milder und lieblicher als gewöhnlich webete der Zephyr, dichter war das schattige Laub und der Rasen grüner, und der Himmel war tiefblau und rings mit Klarheit und Glanz übergossen. Es war einer jener Momente, die für die Poesie gemacht sind und für die Liebe — und schon wollten unsere Dichter dem Frühling, der Natur, der Liebe, dem Zephyr und dem Glück den Tribut ihrer Lieder bringen, als der stille Wald, der bis dahin geschwiegen hatte wie ein schlafender Zuhörer, plötzlich von freudigem Geschrei wiederhallte: es waren die Damen aus der Stadt, die, dem Beispiele ihrer Männer folgend, ebenfalls ihren Weg nach dem Walde genommen hatten; es war die Frau Präsidentin, die Frau Landvätbin, die Frau Ober- und die Frau Unter-Steuer-Einnehmerin, es war die ganze kleine armselige Stadt mit ihrem Geschwätz und Gefläsch, mit ihrer Neugierde und Medisance, mit ihrem kleinen Luxus und ihren kleinen Intriguen; derselbe Wald, wie er der verschwiegene Vertraute der Verse jener Dichter gewesen war, sollte der Vertraute der kleinen Intriguen dieser Damen; aber der wackere hatte dunkeln Schatten für alle Geheimnisse und Verschwiegenheit für alle Verse. Er ist seitdem niedergehauen worden, dieser Wald, und weder die Dichter noch die Frauen haben für Schnittlinge und Ableger von diesen geheimnißvollen Bäumen gesorgt.

Die Damen eilten mit Herzklopfen und arm wie ehrliche Wärgerfrauen, was sie auch waren, hatten die Gewohnheit, in diesem hois de Boulogne der Provinz spazieren zu fahren. Hier ästte jede von ihnen, so gut es gehen mochte, die reichen Equipagen der großen Straße von Versailles nach. Freilich waren die Wagen alt und klein, freilich waren auch die Pferde klein und häßlich, es waren Derrengen mit Nickerpferden dispanni, aber was halb so gebären mußte es einmal sein, und so waren sie schön, und gut, und modern. Es war ein Gegenstand des Wetteifers unter diesen Damen, welche sich die besten Geschirre verschaffen konnten, um diese armen kleinen Klepper damit heraus

Digitized by Google

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

(Schluß.)

zu putzen, die sich nach ihrem Pfluge zurücksehnten; zugleich, um die Betrachtlichkeit der Ausgabe zu vermindern und doch so sehr zu glänzen als möglich, nahmen in der Regel zwei Damen einen Wagen und trugen die Kosten zu gleichen Theilen.

So sahen denn in einem der minder kleinen Wagen, dessen Pferde auch minder häßlich waren als die übrigen, die beiden unbedingt schönsten Damen der Stadt. Die eine war die zweite Frau des Präsidenten, Madame Darcy, jung und hübsch, aus der Provinz, kokett wie eine Pariserin; die andere war die Frau Landolphin, Madame Saint-Aymar, eine liebenswürdige und lebhafte Pariserin, leichtsinnig und aufgelassen wie eine Frau aus der Provinz. Beide liebten das Vergnügen und den Putz und hielten in Munterkeit und Laune ziemlich gleichen Schritt.

Madame Saint-Aymar hatte in belagter Stadt die vornehmen Manieren von Paris mitgebracht. Sie war mit der größten Sorgfalt von der ganzen Familie Verkuriares, ihrer Tante, erzogen worden, die ihr denn redlich beigebracht hatte, was sie auf's vortrefflichste, ohne es je gelernt zu haben, verstand, nämlich das Verstecken, zu gefallen und hübsch zu seyn, und überdauert viel von jener Geschicklichkeit, die sie eine anständige Frau darum besteht, sich dem Abgrunde zu nähern, ohne doch hinabzustürzen, lang genug glücklich zu seyn, um keine Reue zu empfinden, sich gerade so viel leiden zu lassen, um selbst Niemand zu lieben; so war Madame Saint-Aymar; süße Worte hatte sie gern vor ihren Ohren und schöne Farben auf ihren Kleidern; auch hatte sie ein großes Vergnügen an schönen Pferden und einem schönen Wagen: da sie aber selbst weder Pferde noch Wagen besaß, so begnügte sie sich, sich die Pferden von ihren Verehrer zu leihen, und sie so gut es gehen wollte, in schöne Geschirre zu verkuppen; zu diesem Endzweck hatte sie sich aus Freundschaft mit Eitelkeit mit Madame Darcy, ihrer Nebenbuhlerin, associirt.

Madame Darcy, die Frau des Präsidenten, von gleichem Verlangen zu gefallen beseelt, war schon etwas ernster als Madame Saint-Aymar, besaß in einem noch höheren Grade als ihre Freundin die ganze Selbstzufriedenheit einer Frau aus der Provinz, die sich in ihrer Schönheit und Jugend fühlt, den sanften Zauber ihres Blickes und die blendende Weiße ihrer Zähne kennt und bei dem allen und außer dem allen einen Präsidenten zum Gatten und zum Hinterhalt hat. Uebrigens hatten diese schönen Damen alle beide das seltene Glück gehabt, Männer zu bekommen, die zugleich Geschäftsmänner und Dichter waren, zwei Männer, die nichts weiter wußten, als arbeiten und reimen, die ihr Zimmer nur verließen, um sich in den undurchdringlichen Wald, in das Heiligthum der treuen Musen zu verlieren, Beide nicht recht, aber mit Anstand und in Ehren arm, keine Dollars, ihren Frauen ergeben und sich in der Oekonomie des Hauses ganz und gar Blaustrumpf.

Die Damen hielten Rath, als sie ihre Männer erblickten; Darcy und Saint-Aymar, aus ihren poetischen Träumen einmal aufgescheucht, kamen an den Wagen, jeder seine Nymphe Egeria, wie sie ihre Frauen nannten, zu begrüßen; unterdessen suchte der Ober-Forstmeister in einem Winkel nach seinem Reime, der Intendant, er wußte, daß Niemand mehr als einen an derselben Stelle gefunden hatte; der Stiftsherr aber ordnete in seinem Kopfe den Plan zu einer Epistel, die er seinem ohne Zweifel zum Poet gebrackt, und die alles Ernstes folgendermaßen beginnen sollte: „Epistel an Herrn von B***, eines Tages, als ich im Wald' Frau von B*** in einem Wagen neben Frau von S*** B*** sitzend erblickte."

Saint-Aymar betrachtete die Damen und das Fuhrwerk und konnte sich nicht enthalten, sie damit anzuspreizen; Darcy stimmte ihm bei, und war jemals ein Spott auf guten Becken gefallen, so war es dieser.

„Bei Gott! meine Liebe", sagte die Präsidentin zur Landrathin, „finden Sie nicht auch, daß unser biesmal vollkommen Recht haben? Der ganze Aufputz unsrer Pferde ist aus der Mode, und unser Equipage ist von einer sehr ernsthaften Art. Sollte es nicht Zeit seyn, eine Veränderung damit vorzunehmen, sagen Sie selbst?" — Die Saint-Aymar, lebhaft ergriffen von dieser Idee, stimmte sogleich bei. — „O, meine Beste, das trifft sich charmant. Ich habe eine Tante in Paris, die einen höchst feinen Geschmack besitzt und billiger einkauft, wie jeder Andrer. Wollen Sie, daß ich sie ersuche, uns ein Paar neue Geschirre auf gemeinschaftliche Kosten zu schicken?" — Obwohl Madame Darcy ein wenig zeigig war, willigte sie dennoch in den Vorschlag; man kam überein, gemeinschaftlich ein Paar neue Geschirre von der Tante der Madame Saint-Aymar kaufen zu lassen; ausschließlicher sah der vergafften die Damen, über die Farbe dieser Geschirre das Nöthige unter sich auszumachen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

École italienne. Guide des amateurs de peinture, ou Histoire et procès-verbaux des auteurs, des collections générales et particulières, des magasins et des ventes. — Von P. M. Gault de Saint-Germain. 7½ Fr.

Journal historique de la troisième division de l'armée d'Afrique. — Vom General Aug. Petiet. 7½ Fr.

Théorie analytique du système du monde. — Von G. v. Pontecoulant. Xter Bd. 12 Fr.

Traité de composition élémentaire des accords. — Von Dautvillers. 20 Fr.

La Fille de Robert Macaire. — Komisches Melodrama in 2 Akten von Mallian und Barthélemy. 1½ Fr.

Le Fils de Triboulet. — Vaudeville von Cogniart und Burat. 1½ Fr.

Glenarvon, ou les Puritains de Londres. — Drama in 5 Akten von F. Malleville. 3 Fr.

Le Libéré. Tableau dramatique en cinq parties et en vers. — Von Delavigne de Bitmont. 5 Fr.

La Nonne sanglante. — Drama in 5 Akten von A. Bourgeois und J. Mallian. 2½ Fr.

Nachdem er so jede Verbindung außerhalb des Landes vermieden, wandte sich der Diktator dahin, Alles innerhalb desselben in Schweigen zu versetzen. Unter den nichtigsten Vorwänden, und bald ohne allen Vorwand, spürte und inquisitorirte er Alles aus und richtete eine förmliche politische Inquisition ein, die sich auf die Thaten, die Worte, ja sogar die Blicke der nur im Geringsten angesehenen Leute des Landes wandte. Ein Mann ward eingezogen, weil er einen Brief nach Buenos-Ayres geschrieben, ein anderer, weil er einen von daher empfangen hatte. Einmal war es schon ein Verbrechen, mit den ersten Mitgliedern des Gouvernements gesprochen zu haben, ein anderes Mal, dagewesen zu haben, daß der Handel des Landes zu Grunde gehe. So ward Einer nach dem Andern aufgehoben und bald darauf erschossen; oft genug theilten die Freunde und Verwandten dasselbe Schicksal, weil sie es gewagt hatten, den fühlen Tod dessen, der vor ihnen gelitten, zu bedauern. Zuletzt ward es sogar Verbrechen, sich nach dem Schicksale eines Langvertorbenen zu erkundigen. Ein wackerer junger Mann, Andrez Gomez, der mehrere Jahre in meinen Diensten als Agent gestanden, ward aus dem einfachen Grunde, daß er besser unterrichtet und freisinniger als seine Landsleute war, und weil er Verbindungen und Korrespondenzen außerhalb des Landes hatte, aus den Armen seiner Mutter und Schwester gerissen, ins Gefängniß geworfen, in dem Verraume desselben angekettet, — ohne alle Verbindung mit einem menschlichen Wesen, den Kerkermeister ausgenommen, gelassen, ja ohne die Mittel, sich zu rechtfertigen. — Bis sich endlich die Vergessenheit seiner bemächtigte und er in stummen Wahnsinn verfiel, — ein Opfer von Francia's unbegründetem, aber nubengsamem Mißfallen. Er trieb seine Verfolgung drauher Männer — derjenigen, welche noch ein blechen Achtung einflößen konnten — so weit, daß es nicht einen einzige anständige Familie giebt, die nicht den Verlust des Vaters, Bruders, Ehemanns betrauerte, — kurz dreißigmal, auf den Tag als auf ihre größte Zierde blickte. Jede Spur von Unternehmungs- oder Forschungsgeist war verpönt, und der arme Padre Maiz, welchen der Spanische Bischof in eine Dorfpfarre zu verbannen sich bezüglich hatte, weil er nämlich einen Himmels-Globus auf dem Lande hatte, wurde jetzt in einen Kerker geworfen, weil er gesagt, daß in einem Lande, wie Paraguay, die „Vox populi" eine „Vox diaboli" sey.

Wenn der Diktator austritet, schickt er gewöhnlich zwei Wachen etwa hundert Schritte weit voraus. Sobald die Einwohner diese vor dem Hause sehen, so wissen sie, daß sie entweder ihre Hausthüren fest zu verschließen oder aber sich offen zu lassen haben; in letzterem Falle muß der Hauseigenthümer sich auf der Schwelle stellen. Dies genug manches geschehen, um dem Verdachte zu entgehen, als wolle Jemand hinter der halboffenen Thüre auf den Diktator zielen; in Wahrheit aber scheint es nur eins von den vielen Zeichen zu sein, durch welche der Diktator einem jeden seiner Unterthanen unwiderleglich darthun will, daß Diktator Francia allein der wahre Herr und Gebieter Paraguay's sey. Wenn er ausfährt, so hat der Diktator selbst, daß Verschwörung und Aufruhr unmöglich sey. Er hat jeden Arm entnervt und jeden Geist, der verwegend wäre, dem Arme den Impuls zu geben, auf sein kaltes Herz zu zielen, auf das Mißfallen erstickt.

Nichts ist bewiesener für die durchdringende Despotie, mit welcher Francia die von ihm Unterjochten in beständiger Furcht zu versetzen gewußt, als der Umstand, daß, ob deren gleich 300,000 sind, seine regulaire Miliz doch nur aus 3000 Mann besteht. *)

Dieses System von Disziplin, basset auf die zwei bewegenden Kräfte der menschlichen Natur, Furcht und Hoffnung, wie er es unter seinen Garden eingeführt, debute er über die ganze Gemeine aus. Er entsetzte sich aller Mittelsmänner in seinen Verwaltungsgeschäften, — diejenigen ausgenommen, die ganz mechanisch waren und auch von dem gemeinsten Manne verrichtet werden konnten. Er war sein eigner Finanzminister, Kriegs-Secretair und Zoll-Einnehmer. Kein Kommandant des kleinsten Städtchens durfte seinen Truppen und Offizier ohne die ausdrückliche Order des Diktators befehligen. Wenn Jemand in dem die sich jedes Schritt der Staatsmaschine drehte, — das Centrum, dahin alle Angelegenheiten gravitirten, und der Punkt, von dem das Kleinste, wie das Größeste ausströmte. Dabei that er immer, als suchte er Gehülfen und Geschäftsführer, und der gemeinste Mann, der um ihn zu thun hatte, durfte der Hoffnung Raum geben, sein Mittelsmann oder Gehülfschreiber zu werden. Aber wie die Hoffnungen, Irrgeister sich auch in gleichem Maaße die Furcht seiner Umgebungen, daß sie plötzlich, statt einer Stelle in der Verwaltung, sich in einem Gefängnisse oder auf dem Blutgerüste sehen möchten.

*) In den letzten Nummern des New Monthly Magazine wird in einem Artikel über Dr. Francia die Bevölkerung von Paraguay auf 500,000 angegeben, und der Diktator über eine Armee von 30,000 Mann verfügend. Diese Uebertreibungen aber die herumgebotenen und andere Unrichtigkeiten auf dem westlichen Ufer des Paraguay-Stromes oder Great Chaco einander schießen und viele von denen, die, genau genommen, war in Francia's Gebiet, liegen Tausende aber der unter seiner Botmäßigkeit stehenden. Der Atlas bildet die große Barriere zwischen ihnen und dem Thale der Provinz, der auf drei bis Dritteile liegt. Die Mbayas und andere unabhängige Indianer-Chaco bilden ein nicht zu überwindendes Hinderniß für jeden Versuch eines Angriffs.

Die den genannten Indianer sind die Guarani-Indianer, unterjochtlich auf der Ostseite des Flusses gefunden, von den Jesuiten in kleine Gemeinden vereinigt, die jetzt zum großen Theil sich mit den Reformirungen der Spanier vermischt haben.

Die Miliz von Paraguay wird in Mrs. Norton's Artikel auf 20,000 angegeben, und daß Jahr 1812 mochte sie sich auf die Hälfte dieser Zahl belaufen, aber seitdem Francia alle Schießgewehre einsammeln, die in dem Lande gefunden waren oder sich in den Händen der herumschweifenden Soldaten befanden, ist Vieles aufgehoben, ja sogar die Musketen, eingetheilt worden. Jetzt können sie durchaus als kein Corps betrachtet werden. Francia war früher einheimisch auf die Gewehren und hat sich verschiedene, alle ihre Macht zu paralysiren und sie an jedem Aufstande gegen ihn zu hindern.

Es ließ einmal einen Mann festnehmen, sie den ein Kuferer, in entschiedener Gunst beim Diktator stehend, Zudritte zu thun wagte. „Herr", sagte der Diktator, „ich habe Sie zu meinem Freunde gemacht, nicht weil Sie's verdienten, sondern weil ich wollte. Jetzt wollen Sie mir Vorschriften machen und widersetzen sich meinem Ausspruche, da Sie sich zu Gunsten eines von mir Verurtheilten verwenden. Sie sind also nyzuv ein Anwalt seiner Sache und unterstützen seine Ansichten. Gehen Sie dahin, wo er ist!" — und ohne ein weiteres Wort schickte er ihn in ein einsames Gefängniß, dem beschickert, worin der Andere, für den er sich so unbesonnen und erfolglos verwandt hatte, gefangen war.

Ein Lieutenant, der sich viel auf des Diktators Zuneigung zu thun that, war seinem Capitain ungehorsam und begründete dies dadurch, daß er dem Diktator bekleidet wäre, als der Capitain selbst. Dies hörte der Diktator und hatte seinem Lieutenant kein Wort, sondern aber eine Musterung der Lucetereos oder Wachen an. Diese fand statt; er trat an den Offizier und rief ihn aus Reihe und Glied mit folgender Anrede: „Ich fand Euch als einen Bettler und habe Euch zum Offizier gemacht; ich finde Euch jetzt als einen liederlichsten Offizier und mache Euch zum ungemeinen Bettler." — Bei diesen Worten hatte er bereits den Offizier seiner Uniform entkleidet, ihm einen Bettler-Anzug anlegen und ihn von dem Regiment ausstrommeln lassen.

Im Jahre 1814 begegnete mir selbst Etwas, das wohl geeignet ist, den Charakter, so wie das politische Verfahren Dr. Francia's kennen zu lernen, weshalb ich es hier mittheilen will.

Bevor er sich als den grausamen Tyrannen gezeigt, als der er nachher erschien, war ich in vertrauter persönlicher Freundschaft mit ihm; und ich sand manche Annehmlichkeit, so wie ich manche Belehrung über Süd-Amerikanische Zustände erhielt, in seinem Umgange. Da ich einige Monate in Buenos-Ayres war, so hatte Dr. Francia darauf gedrungen, sich durch mich mit allem Verdarf an Kriegs-Bedürfnissen, ohne einen Versuch von Buenos-Ayres, den Durchgang nach Paraguay zu hindern, versorgen zu können; und er setzte voraus, daß, falls ein solcher Versuch gemacht werden sollte, unsere (Englischen) Schiffs-Kapitaine auf der Höhe ihn nicht dulden würden. Damals war Paraguay mit den Provinzen an dem Plata-Flusse in gutem Vernehmen. Als ich Paraguay verließ, jedoch mit der Absicht, in kurzer Zeit wiederzukommen, beauftragte mich Dr. Francia, ihm, wo möglich, einige Sabel und Musketen mitzubringen.

Ich verlud diese mit Einwilligung der Regierung von Buenos-Ayres auf mein eigenes Schiff und schiffte den Plata hinauf, — jetzt zum dritten Male, daß ich nach Paraguay segelte. Dort hatte ich einen Bruder zurückgelassen, meine Geschäfte während meiner Abwesenheit zu besorgen. Eines Abends schiffte ich in einem Boote aus, um Fasane zu schießen, die sich auf den Ufern des Stromes in Masse vorfinden. Der Schooner lag an einem Baume der Küste, da der Wind nicht stark genug war, uns Heranzufahren zu treiben, und das mühsame Geschäft, das Fahrzeug an Stricken fortzuziehen, für diesen Tag zugestellt werden mußte.

Wie war ich, als ich zurückkam, erstaunt und entsetzt, da ich sah, daß sich ein Trupp Soldaten des Schiffes bemächtigt hatte. Ein Sergeant befehligte die Commandirten der Truppe, rief mich, Halt zu machen, und schickte sein Boot nach dem meinigen aus, mit einer grimmigen zerlumpten Mannschaft bewaffnet. Sie banden mir die Hände auf den Rücken und schleppten mich in diesem klägichen Zustande an Bord meines Schiffes. Hier fand ich Alles in Verwirrung. Ich konnte weder einer Erklärung des Vorgangenen Unrechts, noch auch eine Auskunft über die Autorität, die dies Verfahren veranlaßt, erhalten. In deß fand ich meine Kajüte gänzlich gebrandschatzt, einige der Soldaten derausseht, einen mit meiner Uhr, einen anderen mit einem Kleide, einen dritten mit einem Paar Stiefeln. Meine ganze Garderobe war bereits unter diese Pöbelher vertheilt, und das Silberzeug, das ich wenige Stunden zuvor als ein Präsent von den Behörden Buenos-Ayres erhalten hatte, war durchhändlich in eine Diebes- und Räuberhöhle verwandelt. Sie zogen mir alle meine Kleidungsstücke aus und ließen mir statt meines Anzuges einen ihrer schlechtesten Soldatenröcke und eine alte Soldatenmütze. Nachdem sie mich mit ihren Schwertern geschlagen und mit gezogenen Säbeln und gehobenen Büchsen mit Lebensgefahr gedroht, schleppten sie mich, mit Marterern gebunden, wie ich war, in den Kielraum des Fahrzeuges. Da lag ich in Schauder und Finsternis die ganze Nacht. Ich konnte weiter Nichts hören, als das Gejauchze und Geschrei dieses Spitzbubenpacks; dann und wann schrie mir Einer oder der Andere durch die Verdeck-Luken zu: „Preparese a morir!" (Mach' Dich fertig zu sterben!)

Endlich brach der Morgen an. Alle Winkel des Schiffes wurden durchsucht, Packete aufgerissen und aufgebrochen unter Flüchen und Verwünschungen und feindlichen Blicken. Die Musketen und Säbel wurden gesunden. Die Leute aber waren der festen Meinung, daß sich auch Gold finden müsse, welches sie also, da sie keines fanden, versteckt haben sollte. Sie lauerten und schlopperten mich ins Gehölz; ich konnte ihnen kein Gold geben, denn sie hatten Alles genommen. Sie banden mich an einen Baum; ihr Sergeant ließ sie ausmarschiren und -kommandirte, ihre Flinten anzulegen und Feuer zu geben. In demselben Augenblick legte sich einer aus der Bande, ein zwölfjähriger schwarzer Junge, ins Mittel. Er nahm ein Beispiel an Rücksicht auf seine ihm gegebene Gunst, und diese bestand zu meiner nicht geringen Freude darin, daß mir das Leben geschenkt werden sollte. So geschah's. Ich ward wieder in den Kielraum meines Schiffes gewiesen. Das Schiffsvolk litchete die Anker, und in schneller Fahrt ging es stromabwärts in einer von unserer bisherigen Reise entgegengesetzten Richtung; Wind und Sturm begünstigten die Fahrt. — Jetzt erfuhr ich, daß die Leute, welche sich meines Schiffes sowohl als meines Eigenthums und meiner Person bemächtigt hatten, zu den Soldaten des berüchtigten Hauptlings Artigas gehörten, und daß sie von einem Orte, Namens Bayada de Santa Fé, abgeschickt waren, mit dem ausdrücklichen Befehl, das Schiff zu nehmen. Einer der Schiffer, der auf der Hinreise hier gelitten, hatte wahrscheinlich dem Kommandanten eröffnet, daß in dem Schiffe Waffen seyen, und dieser hatte ohne weiteres seine Bande ausschickt, die mich ohne die Dazwischenkunft meines Indianers todtgeschlagen hätte. Als wir den Strom hinunter segelten und meine rohen Kumpane mein Still ergebenes Verhalten sahen, widerten sie etwas ihre Strenge und gaben mir zuweilen ein Glas von meinem eigenen Wein. Eines Tages siel ihnen eine Doppelflöte in die Hand, und da sie über die Verbindung zweier Pfeifen zu einem Instrument verwundert waren, bestanden sie darauf, daß ich ihnen ein Stückchen spielte. Du wirst es mir glauben, geneigter Leser, daß ich nicht eben in der Gemüthsstimmung war, an Pfuff Freude zu haben. Indeß war ich ihren wiederholten Aufforderungen, die sich bald in geschärfte Befehle verwandelten, nachzugeben genöthigt. „Toca la flauta," sagte der Sergeant; „Vamos, hombre, toca la flauta," sagte mein Indianischer Freund; „Toca, lo digo," befahl ein finsterblickender Korporal, die sich endlich, durch diese Drohung erschreckt, mich wirklich niedersetzte und — ein Gefangener, in dem elenden Anzuge, in den ich mich befand, über das Gefühl, das meiner barrte, ungewiß, von einem weder sehr erfreulichen, noch sehr nachsichtigen Auditorium umgeben, auf dem Hintertheil des Schiffes meine Flöte spielte. Ich wünsche keinem Leser dieser Zeilen, unter ähnlichen Umständen, als die meinigen waren, die Flöte spielen zu müssen. Indeß wird der Bericht dieser Erzählung zeigen, daß ich noch härtere Dinge zu thun gezwungen war.

Als wir in Bayada erreicht, ward ich ausgeschifft unter einem Freudenfeuer von Musketenschüssen, zur Verherrlichung des erfochtenen Sieges und der Tapferkeit der Soldaten, die so unerschrocken sich bei einem so glänzenden Fange benommen; ich wurde den Hügel hinauf geführt, über den der Weg von Hafen zur Stadt geht. Da sah ich denn, in dem oben beschriebenen jammervollen Aufzuge ward ich durch ein mir fremdes Land geschleppt, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit, daß meine Freunde in Buenos-Ayres eine Kunde von meinem Zustande erhalten würden. Wir waren durch eine Entfernung von 320 Meilen getrennt, auf einer zweiten Strecke lagen nur zwei oder drei Städte und Lehnhütten, je fünf Meilen von einander, weselbst die Pferde gewechselt wurden.

In diesem kritischen Augenblick, da sich Verzweiflung meiner ganz bemächtigte, begegne ich, indem ich aus der Stadt komme, einem rothhaarigen Engländer, Namens Manuel, der einmal in meinen Diensten gewesen. Ich hatte, da mich sein Betragen sehr unzufrieden stellt genug, ihn um Gotteswillen zu bitten, daß er, was er gesehen, meinen Freunden melde, und was er noch weiter von meiner Verhaftung würde erfahren können. Fünf Minuten darauf ward ich in das öffentliche Gefängniß gebracht. Es bestand in einem großen Raume, ohne alles Licht und ohne Möbel, wenn man nicht einige Haufen Kälber von Leder, welche eben so vielen Gefangenen als Sitz dienten, also nennen will. Ich wurde von den rohen Insassen dieses Beinhauses mit einem surchtbaren Geschrei, aus Bewillkommnungen und Gelächter gemischt, empfangen. Ihr teuflisches Durchdringdurchreissen, so mißtönig und durchdringend, wahnte mich an Dante's Hölle oder Milton's Pandämonium, in das ich mir verirrt schien. Es war schon spät am Abend; und die einzelnen Lichtblicke von der glimmenden Asche eines ausgebrannten Feuers in der Mitte des Kerkers, an welchem jene halbnackten, schwarzen Missethäter ihre Mahlzeit bereitet hatten, erhöhten das Grausenvolle ihres Anblicks und der Scene rings umher. In den Gefängnissen von Süd-Amerika finden sich Verbrecher aller Art; am Hauptsitze sind jedoch die Mörder. Hier trägt ein jeder gewisse Mann sein Pfeffer im Gürtel, das bei den tollen Orgien in Wachholderschnaps-Läden oder polperias die kompetenteste Ausdrucks-Anstalt in Streitigkeiten abgiebt.

Wenn man an einem Kirchhof in einer größeren Stadt vorübergeht, so erblickt man oft Einen oft pikirend der Andere einen so Erschrockenen, der auf Befehl der Kirche ausgestellt ist, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen, daß sie zu seinen Begräbnis-Unkosten beisteuern; so wird hier sogar der Mord eine Quelle des Gewinnes für die Kirche!

Mit dieser Klasse von Gefangenen sollte ich also jetzt zusammen leben. Sie drangen darauf, daß ich sie mit einer Flasche Branntwein bewirthete. Ich that es, indem ich es ein unerläßliches Mittel sei, jeden neuen Ankömmlings Gesundheit auf seine eigenen Kosten getrunken werde. Sie sügten noch hinzu, daß, falls ich nicht vor der Ankunft eines neuen Kollegen schon erschossen wäre, ich an dem Genusse dieses wohlbekannten und sanctionirten Gesetzes Theil haben sollte. Geld hatte ich nicht, da man mir auch mit dem Quartille gestohlen; und daher den altherkömmlichen Brauch nicht zu bezahlen, gegen sie meine alten Schuhe und meine Mütze ab, gaben diese für „aguardiente" (den Spiritus des Landes) hin, teankten mir zu und nöthigten mich, ihnen Bescheid zu thun, und so trafe das abscheulichste Gesöff herum, in einem Ochsenhorn von Hand zu Hand gereicht.

Diese zweite Verhörung Antwort des „toca la flauta" behagte mir so wenig, wie die erste. Ich erspare dem Leser das Detail von Widerwärtigkeiten und Elend, das mich zu Boden drückte. Mein einziger Trost war der Schlaf; er ward mir in dem kalten modrigen Raume des Bayada-Gefängnisses, mitten unter dem Geschrei und Gebrüll der Gefangenen. Neun lange Tage und noch längere Nächte brachte ich so hin. Ich erfuhr nur gelegentlich sprachen die übrigen Gefangenen als von einer ausgemachten Sache. Täglich gingen sie in ihren Ketten auf ihre Arbeiten aus, und dann berichteten sie mir darüber als etwas, das ganz sicher sey.

Oftmals ward ich unter Bedeckung in das Haus des Gouverneurs gebracht, über alle Verbrechen, die man mir möglich bei mir vorausgesetzt, befragt, und einmal war es mir gewiß, daß ich zum Tode abgeführt würde.

Nun denke ich Einer das Gesicht, mit dem ich eines Abends —

Digitized by Google

dem neunten nach meiner Gefangenstellung — Seine Excellenz dem Gouverneur eintreten sah, der mit mir gnädiger Herablassung die Kunde eröffnete, daß er vom General Artigas die Ordre bekommen, mich in Freiheit zu setzen. Nichts gleicht der Freude, mit der ich die Kerkerthüren sich öffnen sah, denen ich entgehen sollte. Der Boten brannte unter meinen Füßen. Ich lief in das Haus eines Landsmannes von mir — Mr. Nightingale — und fand dort Trost, freundliche Aufnahme und Ruhe. Ich ließ mir den Bart abscheeren, erhielt ordentliche Kleider statt meiner Lumpen, ein erquickliches Mahl wurde mir vorgesetzt, und ich sah Wein, „der den Menschen Herz erfreut", vor mir in einem Glase perlen — statt jenes ekelhaften Getränkes in dem Dachshorn! Durch meinen Freund Nightingale erfuhr ich, daß mein Schutzengel, der rothhaarige Manuel, in der unglaublich kurzen Frist von zwei Tagen und zwei Nächten nach Buenos-Ayres geritten, — eine Entfernung von 320 Meilen!

Er hatte sich, kurz nachdem er mir begegnet, aufgemacht. Alle die nähern Umstände meiner Verhaftung waren ihm in der Stadt la Barada mitgetheilt worden, und er hatte sich hierauf zu meinem Freunde, Mr. Thoroughgood, begeben. Dieser war damals wegen seiner ungewöhnlichen Größe und seiner Geschäfte mit Paraguay überall wohlgekannt; jenem Umstande verdankte er den Namen des „Paraguay Giganten", worüb er denn auch bei Unkundigen Don Tomas (hier war nämlich sein Vornamen) y medio (der andertthalbige Thomas) hieß. Dieser legte meine Sache gleich dem ehrenwerthen Josselyn Percy vor, damaligem Befehlshaber der Fregatte „Hotspur" und sämmtlicher Fahrzeuge Sr. Maj. des Königs auf dem Plata. — Dieser Mann, rasch entschlossen, aber auch ruhig überlegt, wie ein Schiffsmann und Diplomat, war gleich im Klaren über das, was zu thun war. Er hatte ein hübsches kleines Schiff, das er nach dem Modelle seiner Fregatte gebaut und die „kleine Hotspur" nannte. Dieses Fahrzeug schickte er an den General Artigas, unter dem Kommando eines sehr tapferen Englischen Seemanns, damals Lieutenant. — Dieser überbrachte dem Alles vermögenden General Artigas Depeschen des Captain Percy. Sie bestanden in der einfachen Resolution, daß ich in Freiheit gesetzt und all' mein Eigenthum mir wiedererstattet würde, — da ich nachweislich kein Landesgesetz übertreten hatte; — widrigenfalls sollte er ohne Weiteres durch Beschlagnahme alles Gutes unter Artigas' Flagge Repressalien nehmen. Dieses kühne und besonnene Verfahren that seine Wirkung. Sogleich wurde an den Gouverneur von la Barada der Befehl zu meiner Freilassung ertheilt, und in Folge desselben verließ ich meinen Kerker. — Dabei benutzte sich Captain Percy noch nicht. Gleichzeitig mit seiner Yacht an Artigas schickte er noch einen Courier, der damals einer dem Namen Bob Woodall wohlbekannt war, an den Gouverneur der Stadt mit dem Befehle zu meiner vorläufigen Entlassung bis auf weitere Ordre von dem „allerhöchsten Protektor der freien Provinzen des Plata", wie Artigas titulirt wurde.

Der Kommandant und Gouverneur von la Barada hatten den Tag vorher von General Artigas selbst, in Folge der Eröffnung des Captains Percy durch die sittle Hotspur, die Weisung zu meiner Freilassung erhalten. Der Courier kam erst, nachdem ich in Freiheit gesetzt war.

Nach wenigen Tagen erhielt ich mein Eigenthum wieder, so wie mein Schiff, das gänzlich ausgeplündert war. Ich trat meine Reise nach Paraguay an, besuchte meine Freunde in Buenos-Ayres, dankte dem Captain Percy für seine wirksame Vermittlung und begab mich dann zu General Artigas, wo meine Verwendung zur Wiedererstattung des mir gestohlenen Eigenthums — das in 3000 Dollars bestand, die geraubten Schießgewehre ungerechnet — leider erfolglos blieb. Endlich ritt ich nach Paraguay, in der Hoffnung, von Dr. Francia mit offenen Armen empfangen zu werden. Wie meinen Erwartungen entsprechen wurde, soll ein zweiter Artikel zeigen. Inderdaupt daß ich diese ganze Epistele nur eingeschaltet, weil durch sie ein tieferer Einblick in Dr. Francia's Character möglich wird.

Ein Reisender.
(N. M. M.)

Portugal.

Werke des Gil Vicente.

In Nr. 53 des Magazins wird in einem Artikel über diesen berühmten Portugiesischen Dramatiker der Umstand als besonders merkwürdig hervorgehoben, daß, trotz seiner großen Popularität, seine Werke (Lissabon, 1562) so selten geworden, daß nur ein Exemplar davon bekannt, und zwar auf der Königl. Bibliothek in Lissabon. Wenn wir nun auch die Angabe, daß ein solches Exemplar auf der dortigen Bibliothek, als gewiß richtig anerkennen, so müssen wir doch die immer etwas gewagte Behauptung, als sey dies ein unicum, und die zugleich darin liegende Annahme, als sey dies Exemplar das einzig existirende, in Abrede stellen. Der Verfasser jener Notiz, wahrscheinlich ein Ausländer*), übersah zunächst das in Deutschland so bekannte Werk von Bouterwek (Prof. in Göttingen): Geschichte der Poesie und Beredsamkeit ꝛc.; hier würde er, Bd. 4 (Portugies.) S. 91, in dem Artikel Vicente, wo von jener Ausgabe die Rede ist, die Anmerkung gefunden haben, die wir, zugleich zur Charakteristik derselben, so viel nöthig mit Bouterwek's eigenen Worten herſetzen: „Die Göttingischen Universitäts-Bibliothek besitzt diese alte Ausgabe. Der Text der Schauspiele ist mit gothischen, die Einleitung vor jedem Stücke aber mit modernen lateinischen Lettern gedruckt. Und so, wie in den Schauspielen selbst die Portugiesische und Spanische Sprache bunt durch einander fallen, so sind auch jene Einleitungen zuweilen Spanisch, die meisten aber Portugiesisch geschrieben." Diese Ausgabe hat denn auch vor Allen Machado in seiner Bibliotheca Lusitana, jener Hauptquelle für die Portugiesische Literatur, desgleichen den Auszug daraus: Summario etc.; ferner Dieze (Prof. in Göttingen) in Schlosser, auf den auch Bouterwek sich bejieht; Buchon in dem Artikel Vicente der Biographie universelle, endlich Ebert in seinem bibliographischen Lexikon; nicht nach Brunet, der vielmehr den Vicente nach Ebert teil in seine Nouvelles Recherches aufgenommen, sondern nach dem Kataleg der Lissaboner Akademie. (Ein vollständigen Titel dieser alt Büchertheuer der älteren Portugiesischen Literatur wäre höchst wichtigen, aber sehr seltenen und mir nicht zur Hand sehenden Bücher-Verzeichnisses siehe bei Ebert unter Catalogo.) Sie erschien nach dem Tode des Vicente, besorgt von seinem zweiten Sohne Luis Vicente, unter dem Titel: Compilaçaõ de todas las obras do Gil Vicente. Lisboa, 1562. fol. In der detaillirten Angabe desselben finden sich solche Verschiedenheiten, daß wir annehmen, ihn anssschließlich anzugehen. Wenn aber Bouterwek am angeführten Orte fortfährt: „Von einer neueren Ausgabe habe ich nie gehört. Auch Machado erwähnt nur jener alten"; so kann er unmöglich diesen selbst nachgeschlagen haben. Die'se erwähnt nämlich in seinem Werke, Thl. II. S. 383, unter Gil Vicente ausdrücklich neben jener Ausgabe von 1562 einer späteren verbesserten durch Luiz Lobate. Lissabon, 1586. „Por deligencia de seu filho Luiz Vicente sabiraõ — as suas obras com este titulo. Compilaçaõ etc. e mais correctas por Andre Lobato. 1586. A. consta de 281 folhas"; so daß bei so genauer Angabe das Erscheinen einer solchen Ausgabe kaum bezweifelt werden darf. Nach Machado wiederum beziehen sich Summario, Dieze, Buchon und Ebert; wobei es Verwunderung auffallt, daß Bouterwek, der Machado und Ebert's Catalogo nur die im Lande am meisten geschätzten Ausgaben anführt, nach Ebert nur die Ausgabe von 1562 citirt und sine spätere, verbesserte unberücksichtigt ließ. Von der Seltenheit der Werke des Vicente spricht übrigens unter den angeführten Autoritäten nur Buchon. Man könnt, sagte er, um keinen Preis die vollständigen Werke haben; man kenne nur die einzige Exemplare in einigen großen Bibliotheken; so auch dann die Göttinger (dies also die Ausgabe von 1562), die der Universität Coimbra und zwei öffentliche Bibliotheken Lissabons (la bibliothèque des nobles et une bibliothèque publique de Lisbonne). Er selbst habe sich in der Absicht, den Vicente in Paris herauszugeben, um einen so ausgezeichneten Dichter von gänzlicher Vernichtung zu retten, eine Abschrift nach einem der Exemplare der Lissabener öffentlichen Bibliotheken machen lassen. Leider aber hat er in diesen übrigens auch unbestimmten Angaben, da er doch eben das Erscheinen jener Ausgaben annimmt, keinen nähere Bezeichnung unterlassen. — Es hätten wir denn dem, der den Vicente eins leien möchte, wenigstens zwei Exemplare seiner vollständigen Werke (Ausgabe 1562) in Lissabon und Göttingen mit eine Abschrift derselben in Paris bei Herrn Buchon nachgewiesen und übergehen deshalb die Angaben einzelner Stücke desselben, bei deren Verzeichnung man auf ähnliche Schwierigkeiten stöße, die ihre Lösung nur in Portugal selbst finden möchten. Jedenfalls gehören die Werke des Vicente, die vollständigen wie die einzelnen, überall zu den größten bibliographischen Seltenheiten.

Berlin. Sybel.

*) Die Notiz war der Revista Española entlehnt. D. R.

Mannigfaltiges.

— Zur Charakteristik von Richard Löwenherz. Während seiner Gefangenschaft pflegte König Richard, von England oft gegen seine eigenen Königlichen Pairs, einen Triperthändig zu verfahren. In einem an den damaligen Justitiar gerichteten Schreiben befiehlt er, keinem mit seinem Namen unterzeichneten Instrument, möchte es auch von einem Boten vorgezeigt werden, der direkt von ihm käme, Folge zu leisten, wenn es ihm nicht zu Nutzen und Ehre gereichte. Richard wurde von Gefangenen mit Anerbietungen bestürmt, um sich von ihrer Zudringlichkeit zu befreien, scheint er die Ausdrucke ergriffen zu haben, das, was man von ihm verlangte, mit einem geheimen Vorbehalt zu bewilligen und jedes Versprechen oder Zugeständniß wieder zu annullieren, wenn es sich mit seiner Würde oder mit seinem Vortheil nicht vereinig, dasselbe zu halten. Dadurch ist es in der Folge sehr schwer geworden, zu ermitteln, ob Richard Urkunden, Instrumente von Richard auch wirklich in der Absicht ausgefertigt worden, daß es beobachtet werden sollt. Die Unsicherheit in Betreff der Urkunden aus jener Regierungszeit wird noch dadurch vermehrt, daß, wie man weiß, sehr häufig falsche Königliche Befehle in seinem Namen von seinen Brüdern geschmiedet wurden. (Palgrave.)

— Englische Sonderbarkeiten. Nach dem Tode des Grafen von Scarborough wurde mehrere Tage vergehens nach seinem Testament gesucht; ein alter Diener zeigte endlich den geheimen Ort an, wo es verborgen war, mit dem Bemerken, daß Se. Herrlichkeit ihm vor einiger Zeit mitgetheilt, wo es zu finden sey, aber zugleich anbefohlen, er solle, wenn er ihn überlebe, nicht eher als drei Tage nach seinem Tode davon Nachricht geben und die Leute so lange auf der Hab lassen. Dieser Auftrag wurde von dem Alten buchstäblich erfüllt. In dem Testamnut fand man 1000 Pfund Sterling angewiesen. Ein alter Mantelsack wurde von den Personen, welche das Inventarium der Papiere und Kostbarkeiten aufnahmen, als nicht taube zu brauchen sorgsworfen; ein Bedienter aber meinte, man würde doch besser thun, ihn zu öffnen, und siehe da, es fand sich, daß er ein Packet Obligationen zum Werthe von 18,000 Pfund enthielt.

(Nottingham Review.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Montag den 11. Mai 1835.

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.

II.

Alle Reiseschreiber, die uns den Konstantinopel unterhalten — und ich spreche nicht bloß von denjenigen, welche wirklich die Reise von Paris, London, Wien und Berlin zu den Ufern des Bosporus gemacht haben, sondern auch von denen, welche sie gemacht zu haben vorgeben —, kurz alle Reisebeschreiber, die uns, so zu sagen, eine vollkommene Erzählung liefern wollten, haben sich für verbunden gehalten, das Serail und den Harem zu beschreiben. Diese Nothwendigkeit, die sie sich selbst auferlegten, ist in der Folge eine conditio sine qua non einer Reise in der Türkei geworden und hat manchen benetten Reisenden in einen Abgrund von Fehlern, Unsinn und Mißgriffen gestürzt, aus welchem er nicht wieder mit unbefleckter Ehre herauskommen konnte. Ein uns bekannt gewordener neuerer Reisender, der wahrscheinlich ein solches Mißgeschick befürchtete, hat Sorge dafür getragen, seinen Lesern damit zuvorzukommen, daß er erklärte, er habe es gar nicht nothwendig gefunden, vom Harem und vom Serail zu sprechen. Unser Verfasser hat aber, wie es scheint, unrecht gehabt, so geringen Werth auf alle diese Details zu legen; denn sobald sie nur gewissenhaft berichtet und authentisch sind, und sobald sie nicht bloß um der Mode willen, zum Nachtheil der Wahrheit, ihre Stelle einnehmen, werden sie sicher auch dankbar aufgenommen und mit Interesse gelesen werden.

Zum Beweise will ich hier einige Bruchstücke der Art aufführen.

Der Harem.

Der Harem enthält die besonderen Gebäude für die sieben Ehadums (rechtmäßige Frauen des Großsultans). Diese sieben Frauen sind durch erste, zweite, dritte u. s. w. ausgezeichnet. Sie haben ihr besonderes Haus und ihre Sklavinnen, so daß man, vorausgesetzt, daß eine jede von ihnen wenigstens deren 160 die 200 besitzt, im ganzen Harem ungefähr 13—1400 Frauen findet, welche alle zur Besitzung des Sultans stehen, der das Recht hat, bei seinen Besuchen, die er seinen Ehadums macht, diejenige zu sich zu bescheiden, die er eben dieser Ehre würdig hält.

Jene sieben Frauen leben getrennt von einander, sehen sich fast niemals und kennen sich kaum. Sie haben ihre Gärten, ihre Sommerhäuser und ihre Bäder, jede ganz abgesondert von der anderen. Der Großherr darf nie zum ihnen heimkommen finden, was der Leser um so begreiflicher finden wird, wenn er erst weiß, daß der Sultan nie eine Frau in seinen Zimmern aufnehmen darf, sondern sich stets in die Gemächer der auserwählten Ehadun begiebt.

Der Kaiserliche Harem steht unter der unmittelbaren Verwaltung der Kehojah Ehadun (Quartendantin der Frauen), welches immer eine alte, mit dem Vertrauen ihrer Herrn berühte Favoritin ist, und welcher dieser wichtige Posten erst nach langen Diensten anvertraut wird. Sie herrscht unumschränkt in diesen ungeheuren Räumen; ihre Befehle werden erspektirt und pünktlich, ohne weitere Berücksichtigung, vollzogen; sie ist für die Ruhe im Harem verantwortlich und empfängt alle ihre Funktionen unterfremde Mittheilungen unmittelbar vom Großherrn selbst.

Viele Reisebeschreiber haben verbreitet, daß der Sultan derjenigen sein Schnupftuch zuwirft, die er sich eben erwählt; dies ist aber unwahr, und nur folgender Gebrauch ist es, welche Veranlassung zu diesem Gerüchte gegeben haben kann. Alle Morgenländer haben allgemein die Gewohnheit, sowohl ihren Freunden, als denen, die ihnen Besuche machen, und denen sie eine Ehre erzeigen wollen, Musselinstücher, mit Seide, Silber und Gold gestickt, als Geschenke anzubieten; und so ist es auch der Gebrauch beim Sultan, so wie bei anderen Westlern eines Haerems, derjenigen, die sie sich für diesen Tag erwählt, durch die Intendantin ein solches Geschenk einhändigen zu lassen, und dieses besteht gewöhnlich in einem Beschlach (das Stück Musselin, welches als Hülle dient), worin die Nachtkleidungen, seine Hemden, Beinkleider mit gestickten Gurte und gestickte Tücher eingewickelt sind. Die Kehajah Ehadun, welche ihr das Geschenk überbringt, führt die Odaliske, die der Sultan mit seiner Gunst beehrt, ins Bad und bekleidet sie mit den ihr überschickten Sachen. Dieses nun hat leicht unterrichtete Reisende glauben gemacht, daß der Großherr den Frauen Tücher zuwerfe.

Der Odaliske, welche dem Serdscher zugeführt werden soll, wird ein Fest gegeben und den allen ihren Gefährtinnen geschmeichelt; sie bringt den Tag im Bade zu, wo sie von Kopf bis Fuß parfümirt wird; dann wird sie beim Großherrn eingeführt, welcher sie jedoch sehr oft, ohne mit ihr zu sprechen, zurückschickt, weil die Laune, welche ihn das Mädchen verlangen ließ, schon während des Tages wieder einer andern Laune Platz gemacht hat. Die Lage einer solchen Odaliske wird dann sehr beträubend; sie ist dem Spotte und den Sticheleien ihrer Gefährtinnen preis gegeben, die sie dann neckend, daß sie nicht einmal fähig war, den Sultan auf 24 Stunden zu fesseln.

Die Kehajah Ehadun korrespondirt außerhalb des Harems zur Besorgung ihres Hausbedarfs mit dem Kislar Aga (Chef der schwarzen Eunuchen). Dieser Aga, welcher eine wichtige Person im Reiche ist, spielt besonders im Serai (Palast) eine sehr bedeutende Rolle. Er begleitet allein den Sultan bis an die Thür des Harems, in welches er nie eintreten darf, außer in das Ertgeschoß, eine Art von Sprachzimmer, wo er mit der Kehajah Ehadun Rücksprache nimmt wegen der Dienste im Innern des Harems und wegen der Berichte, welche jeden Mai des Tages von dem Harem in die Zimmer des Großherrn gesandt werden müssen.

Schwarze und weiße Eunuchen.

Die äußeren Thore des Harems, oder vielmehr die Wohnungen der sieben Frauen des Sultans, werden von 300 schwarzen Eunuchen bewacht, welche in der ersten Linie um die Mauern des Palastes aufgestellt sind.

Diese schwarzen Eunuchen sind eigentlich nicht viel mehr als bloße Thiere. Sie haben nicht die geringsten Kenntnisse und noch viel weniger Bildung. Sie leben unter sich wie die Schweine in ihrem Mistlage und sind so verwildert, daß sie, wenn sie einmal das Serai verlassen, nur zu promeniren, mit den Sitten Konstantinopels eben so unbekannt sind, als es die Lappländer und Samojeden sein würden.

Sie allein haben das Recht, in die äußeren Serai stoßenden Gärten einzudringen. Wenn der Monarch darin umherspaziert, läßt er seine Pagen und die weißen Eunuchen draußen, und nie vom Kislar Aga und seinen Schwarzen wird er begleitet. Wenn es nach einige Gärtner oder Arbeiter in den Landen giebt, so erschallt der Ruf: „Weibet!“ um bei diesem schrecklichen und heiligen Worte weg Alles seine Arbeit verlassen und das Thor zu gewinnen suchen. Welche demungeachtet, der noch angetroffen wird, nachdem sich die Frauen in den Alleen zerstreut haben! ein gewisser Tod wäre der Preis dieser Fahrlässigkeit oder Vermessenheit. Niemand würde ihn retten können; die Schwarzen hätten ihn schon umgebracht, bevor noch Bericht darüber erstattet und Einspruch dagegen gemacht werden könnte, und dieses wird so genau vollbracht, daß die hinrichtenden Barbaren selbst in den Thoren von Stambul das Innere des Serais noch bewachen und jederzeit bereit sind, alle diejenigen niederzuhäuen, die sich nicht geschwind genug nach dem Rufe des Heiwet entfernt haben.

Nach den schwarzen Eunuchen kommen die weißen. Sie sind bei nahe eben so zahlreich und eben so wild als jene. Sie stehen unter dem Befehl des Kapu Agbassi (Pforten-Aufseher). Diese weißen Eunuchen versehen in der zweiten Linie den äußeren Dienst des Harems. Wenn sie minder verwildert sind als die Schwarzen, so kann die Ursache nur dem Umstande beigemessen werden, daß sie öfters und nähere Gemeinschaft mit den Wachen im Innern des Palastes pflegen. Ihr Aufsehen genießt auch einer größeren Achtung; daher kommt ihr Kredit und seine Wüthe stehen denen des Kislar Aga bei weitem nach, welcher als ein hoher Offizier des Kaisers betrachtet wird, während man jenen nur als den höchsten Hausbedienten ansieht.

Kammer-Pagen.

Es ist eine politische Maxime der Türken, daß der Fürst von solchen Personen bedient werde, die er erheben kann, ohne den Neid zu erregen, und erniedrigen darf ohne Gefahr. So bestehen auch meistentheils alle Pagen aus jungen Leuten von niederen Familien und aus verschiedenen Gegenden des Reichs gewählt, hauptsächlich aus Asien. Sie werden erst in die Lehr-Anstalt der Tschogians (Kammer-Knaben) von den Paschas und Agas oder anderen Privatleuten, welche dem Sultan ein Geschenk damit machen wollen, und die dabei auf den Nutzen spekuliren, der ihnen dereinst durch diese Kreaturen erwachsen kann, wenn sie zu hohen Würden gelangen, zum Unterricht geschickt. In der That bewahren diese jungen Leute, obgleich sie schon als Kinder den Händen ihrer ersten Herren entnommen werden, doch eine stemme dankbare Rückerinnerung an diejenigen, die sie erzogen und an die Quelle der Gnade, des Glücks und der Ehre gebracht haben.

Das Serai der Tschogalans ist in Pera, Konstantinopel gegenüber, gelegen; es ist die Pepinière, in welcher die Pagen des Großherrn gebildet werden. In diesem Kollegium erhalten sie ihre erste Erziehung.

Digitized by Google

das heißt mit den geringsten Worten, man lehrt sie, unterwürfig und ehrerbietig sevn, den Kopf gebückt und die Hände ehrerweise über die Brust gelegt tragen und beständig schweigsam sevn.

Sobald die Jschoglans Pera verlassen, kommen sie in den Palast und werden in einer der vier Pagen-Kammern angestellt unter der Direction des Chefs der weißen Eunuchen, welcher zugleich Kunstrichter ihrer Studien, Aufseher ihrer Spiele und Lehrer ihrer Uebungen ist.

Von diesen vier Kammern hat jede ihrem eigenen Namen. Die erste, Chas Odassi (Kammer des Herrn), ist aus 40 Pagen zusammengesetzt; es sind diejenigen, welche dem Herrscher am nächsten kommen, welche ihn überall hin begleiten, in die Moschee, in den Divan, auf die Promenade und auf andere Lustpartien, und welche genau darauf achten müssen, keine von den Frauen des Haerems anzuschauen. Sie ziehen sich zurück, sobald der Sultan den Harem betritt, und warten an den Thüren der letzten Zimmer des Harems.

Die zweite Kammer, Kiler Odassi, ist viel zahlreicher; sie ist das Laboratorium der Gewürze, der Konfituren, der Zuckerwerke und der vorzüglichsten Getränke, welche ausschließlich nur für den Sultan und seine Odaliesken bestimmt sind.

Die dritte Kammer heißt Serestu Odassi (Kriegersaal), weil die Pagen darin sich nur mit kriegerischen Uebungen beschäftigen. Einige lernen mit Bogen und (seit einigen Monaten erst) auch mit Pistolen nach dem Ziele schießen, den Wurfspieß (Dschereh) und große Steine nach einem Pfahle schleudern und mit Säbel und Lanze fechten; und Andere sind mit der Besorgung und Erhaltung der Waffen und der Equipage des Kaisers beschäftigt, was leider sehr viele sind, da Gold und Silber auf Leder sticken, in welcher Kunst sie es so weit gebracht haben, daß die besten Europäischen Arbeiten dieser Art den übrigen nicht gleichkommen. Der Großherr begünstigt diese dritte Kammer am meisten, weshalb sie auch die bedeutendste ist.

An gewissen Tagen des Jahres besteigen die Pagen zu Pferde und führen im innern Raume des Serai ein Bild eines kleinen Krieges, unter den Augen des Sultans, mit vieler Fertigkeit aus. Der Preis fall, welchen sie dabei von den gegenwärtigen Großwürdenträgern erhalten, regt ihren Eifer so sehr auf, daß nur selten eine solche Uebung ohne Binwerlust abläuft.

Diese Manöver, welche sie öfters wiederholen, machen sie muthig und geschickt zum Kriege. Diejenigen, welche von ihren Studien vielen Nutzen gezogen haben, werden von dem Sultan, welcher sie selbst examinirt, dadurch belohnt, daß er sie unter seine 40 Pagen aufnimmt. Alsdann vertauschen sie ihren Tuchrock gegen einen seidenen mit Silber und Gold gestickten Kaftan, und ihr Gehalt wird auf 10 Para (ein Para ist ungefähr 1 Kreuzer) täglich vermehrt. Aus der Kammer der 40 werden zugleich die größten Hof-Beamten gezogen, deren Titel und Würden sich folgendermaßen ordnen:

1) der Schiltar Aga, welcher den Säbel des Padischa trägt;
2) der Tschebadar Aga, welcher dessen Mantel trägt;
3) der Ibrikdar Aga, welcher eine Art von goldener Kaffeekanne trägt, die das Trink- und Waschwasser des Sultans enthält;
4) der Kiliadar Aga, welcher den Steigbügel hält;
5) der Dilbentar Aga, welcher den Kaiserlichen Turban faltet;
6) der Kemizar Aga, Aufseher über Wäsche und Garderobe;
7) der Tschesneyir Aga Baschi, der Ober-Intendant des Hotels;
8) der Zaghardschi Baschi, erster Jntendant der Jagdhunde;
9) der Turnadschi Baschi, erster Forst-Intendant;
10) der Berber Baschi, erster Barbiercrer;
11) der Muhasebedschi Baschi, General-Contrelleur der Ausgaben;
12) der Testerrefschi Baschi, erster Secretair des Großherrn.

Außer diesen 12 Würdenträgern der Serai zählt man noch den Doghandschi Baschi (Chef der Falkeniere) und den Hamamdschi Baschi (Intendant der Kaiserlichen Bäder).

Die Pagen der vierten und letzten Kammer sind ausschließlich damit beauftragt, die Rechnungen über alle Schätze zu führen, welche im Palaste aufgehäuft werden. Dann es herrscht der Gebrauch, daß ein jeder Sultan während seiner Regierung einen Schatzkammer (Hasne) anlegt. Am Schlusse des Jahres nimmt der Chef der schwarzen Eunuchen ein Inventarium aller der Beutel (ein Beutel enthält ungefähr 200 Thaler) auf, welche aufgeschichtet worden sind; dann legt er sie in einen Koffer, und der Großherr selbst erschrint in Galla und legt sein Siegel an die Koffer. Nach seinem Tode eines jeden Padischahs bleibt die Kammer des Chasne verschlossen und wird mit dem Siegel des Großherrn und denen der andern Groß-Offiziere des Serai versiegelt, und man setzt in der Höhe über der Thür die Jnschrift mit goldenen Buchstaben: „Hier ist der Schatz des und des Monarchen.“ Je mehr Schätze der Regent angehäuft hat, als um so glänzender und glücklicher wird seine Regierung betrachtet; und der Teil wird sich am Besten einen Begriff von der Bedeutung dieser Schätze machen können, wenn er erfährt, daß es als das größte Elend des Landes angesehen wird, wenn ein Sultan die Chasnes seiner Vorgänger angreifen muß. Bei den Türken ist es Sitte, den Schatz des Serai als eine heilige Sache zu betrachten; er kann und darf nur im äußersten Falle benutzt werden, das heißt, wenn das Reich mit dem Untergange bedroht oder von andern außerordentlichen Uebeln heimgesucht wird.

Die Pagen der Schatzkammer sind zugleich mit Verwaltung der Bijouterieen und Diamanten des Großherrn beauftragt; sie sind es, welche die Rechnung über alle Gegenstände führen, die aus dem Tresor entnommen werden. Sie haben außer dem Kislar Aga auch noch den Chasnadar Baschi zum Chef, welcher die von dem Großherrn angewiesenen Gelder auszahlt. Diese Fonds sind nur dazu bestimmt, die Ausgaben des Hofes zu bestreiten, und dieser Schatz, so wie dessen Schatzmeister, haben mit dem Chasne des Staates unter der Direction des Defterdar-Effendi (Großschatzmeister des Reichs) nicht die geringste Gemeinschaft.

Der Kaiserliche Steigbügel.

Vier Haupt-Stallmeister bilden das Corps, welches man den Kaiserlichen Steigbügel nennt. Erst kommt der Buschuk-Embedechor (Ober-Stallmeister), dann der Kutschuck-Embedechor (Klein-Stallmeister), welche alle andere Stallmeister des Padischahs unter ihren Befehlen haben. Sie sind es, welche bei dem Feste: „der Gang ins Gestüt“, welches von allen Rennern des Sultans abgehalten wird, den Vorsitz haben. Dieses Fest wird sehr feierlich begangen; die Öffentlichen Beamten, die Kaiserlichen Offiziere und die ganze Noblesse wohnen im größten Gallo dem Anzuge der Pferde bei, welche in Ceremonie durch die Straßen von Konstantinopel auf die rundum gelegenen Wiesen geführt werden. Hier werden sie Tag und Nacht von Bulgarischen Bauern bewacht, welche ausserlichlich aus Anmelien zu diesem Freudenfest herbeikommen müssen. Die Höfer dieser Leibeigenen sind steuerfrei und genießen nach anderer Freiheiten, welche sie reichlich für diesen angenehmlichen Dienst entschädigen.

Der Großherr wohnt ebenfalls dieser Ceremonie bei; und wenn die Pferde im Gange und außer dem Palaste sind, nimmt er, um sie noch einmal zu sehen, hinter den Zalousieen des das Kiosch, eines an der Mauer des Palastes angebauten Pavillons, Platz, in dem Innern der Stadt, und an der Seite des Hroket humajun (das edle Thor) oder das Thor der Verwaltung, aus welchem die Europäer das Beiwort: „Die hohe Pforte“ gemacht haben, um die Ottomanische Regierung zu bezeichnen.

Der dritte Stallmeister Expitschier Baschi ist eine Art von Ceremonienmeister; er verläßt nie die Person des Sultans, eben so wie die andern Offiziere des Kaiserlichen Steigbügels, sobald er aus dem Serai tritt.

Dieser Kaiserliche Steigbügel hat jetzt gar keine Bedeutung mehr; es ist ein sehr unvollkommenes Bild von der despotischen Form der alten Verwaltung der Begierden des Türkischen Reichs, bevor sie noch auf den Trümmern des Konstantinischen Thrones gesessen. Damals hatte der Kaiser seinen andern Palast, als sein Zelt, seinen andern Hof, als sein Militairgefolge, und seinen andern Pomp, als die Lorbeben und die Waffen der Besiegten, die er sich vorantragen ließ.

Die Reclamationen und die Bittschriften der Unterthanen wurden zu den Füßen des auf seinem Pferde sitzenden Monarchen vorangetragen; es war also sein Steigbügel, welchen die Bittenden um Gnade und Gerechtigkeit ansehen. Die Ordres für die Armee, die Verordnungen der Fürsten und ihre Kabinetsbriefe wurden gleichermeise zu Pferde ertheilt; und diesen veralteten Gebrauch der Steigbügelherrschaft ist der Name des Kaiserlichen Steigbügels in dem Jnnern des Palastes des geblieben worden. In den ministeriellen Akten, in den Diplomen der Ambassadeure und den Feemanen der Verwaltung findet sich diese Benennung auch noch immer, und selbst die Noten der Stellvertreter der Europäischen Höfe, welche sie der Pforte übergeben, sind an den Kaiserlichen Steigbügel adressirt.

Das Serai.

Das Serai ist ungeheuer groß, doch hat es nicht drei Stunden und noch weniger sieben im Umfange; wie gewisse Reisebeschreiber so thöllich haben wollen, die uns und die Leser in Erstaunen setzen wollten, gleichviel, ob sie Wahrheit oder Lügen erzählten. Die Mauern, mit welchen es umgeben ist, sind von einer solchen Höhe, daß sie Niemand überklettern kann. Der innere Raum enthält Moscheen (Meziads), geräumige Gärten und Wohnungen, in denen 15,000 Menschen recht bequem logiren können. Jn gegenwärtigen Augenblicke enthält dieses große Gebäude mit Jubegriff seiner Garde und seiner Hausbedienten nicht über 10,000 Seelen.

Der Anblick des Palastes von der Meeresseite ist erfreulich, aber man darf den Fuß nicht ans Land setzen und längs der Mauern hingehen. Denn die im Sonnenbrande erglänzenden Kuppeln, die vergoldeten Knopfen, welche ihre Strahlbrechungen in die Ferne ausgussenden scheinen, die bedauflichtfreudten Minarets, die anmuthigen Cypressen und die schattigen Alleen, welche sich in dem dicken Gebüsche verlieren — Alles verschwindet dann gänzlich. Bei dem Anblicke dieser dicken Mauern wird man von trüben Gedanken beklämmt; unwillkürlich fühlt man sich vom Schreck ertfaret, besonders wenn man vor dem Hauptthore des Palastes vorübergeht und die steifen abgehaunten und noch rauchenden Köpfe wahrnimmt, deren noch warmes Blut unter den Tritten des Vorübergehenden fortrieselt. (A. Pichard.)

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

(Fortsetzung.)

Sobald Madame Saint-Aymar nach Hause gekommen war, ganz voll von dieser neuen freudigen Hoffnung, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als an ihre Tante nach Paris zu schreiben; für sich selber bestellte sie ein Kleid von rosa Taffet nach der neuesten Mode, und für die Pferde Büschel und Quasten in Grün und Weiß, höchst passende Farben, ihre eigene Schönheit im rosa Kleide in's hellste Licht zu setzen.

Der Brief geht ab, und alle Wünsche und alle Sehnsucht der Saint-Aymar begleiten ihn; zum Himmel schaut sie empor und droht an ihr rosa Kleid und ihre weiß und grünen Geschirre. Aber auch die Frau Präsidentin schwante und schwärmte mittlerweile von Geschirren. — „Wann werden wir denn unsere Geschirren bekommen?“ sagte sie eines Tages zu ihrer lieben Freundin Saint-Aymar.

„Nächsten Sonntag“, erwiederte diese. — „Und von welcher Farbe werden sie sevn?“ fragte lebhaft Madame Darcy. — „Weiß und grün“, gab die Saint-Aymar stolz zur Antwort. — „Weiß und grün!“ wie

Digitized by Google

bedolte die Präsidentin. „Und geschah das mit meiner Einwilligung, Madame? Wer? Wissen Sie, es ich ein rosa Kleid habe, das zu diesen weiß und grünen Geschirren paßt? Und wenn nun zufällig das Kleid, welches ich mit derselben Gelegenheit erwarte, ein blaues ist, oder von einem dunkleren Grün als die Geschirre, was soll ich denn mit diesen weiß und grünen Geschirren machen? Nein, nein, Madame, wenn es so ist, so hoffen Sie nicht, daß ich mein Abteil bezahlen werde zu diesen weiß und grünen Geschirren." — „Was hör ich?" rief die Saint-Aymar, „wie Madame? Sie wollen eine Bestellung, die Sie gemacht, nicht bezahlen?" — Und die Sache sing an, sehr ernsthaft zu werden. — „O, meine Damen!" rief eine gemeinsame Freundin, „was machen Sie? Wer weiß, ob nicht das Kleid der Madame Darcy vielleicht ein rotes ist, wer das der Madame Saint-Aymar? Warten Sie doch in Geduld ab, bis Kleid und Geschirrer ankommen; es wird dann noch Zeit genug sein, sich zu streiten." Und wirklich beschwichtigte dieser weise Rath für eine Zeitlang die erhitzterten Gemüther der Damen.

Dessenungeachtet hatten die beiden Männer niemals mehr Verse gemacht, als seitdem sie sich von diesen Bürgerkrieg bedroht sahen. Schon war die ganze Stadt schmutzig in zwei Feldlager getheilt, aber der Präsident schordte doch in seinen Wolken und hielt langen Anreden sprach mit seiner Muse: musa, mihi causas memora! und der Landrath schwärmte auf seinen Fluren umher und wandelte mit seinem Palämon und seiner Daphnis unter Blumen; rufig setzen sie ihrer Spaziergänge im Walde fort, ohne sich einfallen zu lassen, daß um ihrer Frauen und deren preisaufgaben Kopfe wallen eine ganze Stadt auf dem Pumfte stand, Ruh' und Frieden und Schlaf ringsbüßten.

Endlich kamen die Geschirre und die Kleider an; man läuft herbei, man öffnet die Kisten, man schaut hinein. Madame Darcy hatte ihre Ahnung nicht betrogen. Die drei Kisten wurden zu gleicher Zeit bei der Frau Präsidentin und die Gegenwart der Damen der Stadt eröffnet. Was den Anfang macht und aus der ersten Kiste herausgenommen wird, ist ein Kleid und ein vollständiger Anzug, rosa und weiß, nach der letzten Mode der Tuilerieen und der Palais-royal. Es war das Kleid der Madame Saint-Aymar; ein glückliches Lächeln flog bei dem reizenden Anblick über ihre Wangen, und die Frau Präsidentin konnte nur mit Mühe einen Seufzer des Neides und Schmerzes unterdrücken.

Hierauf ward die Kiste mit den Geschirren geöffnet — die Geschirre auf den Zuböden ausgebreitet; sie waren grün und weiß und paßten zu dem rosa und weißen Kleide ganz vortrefflich. Es war offenbar, daß beides für einander bestimmt und gearbeitet war. So wußte sich denn die Saint-Aymar vor Freude kaum zu lassen und die Präsidentin wollte vor Aerger umkommen.

Endlich kommt die Reihe an Madame Darcy. Die letzte Kiste ist für sie, ihr Kleid liegt darinnen. Aber die Kiste will nicht aufgehen; es ist, als widerstrebte sie förmlich, ihren Inhalt zu offenbaren; nur mit der größten Mühe wird sie erbrochen. Dings herrische die tiefste Stille, jeder Dame trat den Athem in die Kehle. Gott! was kommt zum Vorschein? ein blaues Kleid mit schwefelgelbem und weißem Besatz! Entsetzen! Kaum hatte es die Präsidentin hervorgezogen, so fiel es ihr auch von Schrecken wieder aus der Hand. „Wie sind zu Rande, Madame", scheie sie aus und warf der Aymar einen wüthenden Blick zu; ich bin nicht gewillt, Ihnen zur Folie Ihrer kleinen Reize zu dienen; nehmen Sie Ihre grünen Geschirre hin, aber ich werde sie wahrhaftig nicht mit bezahlen."

„Madame! Madame!" entgegnete die Saint-Aymar blaß vor Zorn, „bedenken Sie, was Sie sagen, und mäßigen Sie Ihren anmaßenden Ton!"

Und mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, ach mit tiefbetrübter Seele! denn in Wahrheit, wie sollte sie ihren Mann dahin bringen, die Geschirrer für sie allein zu bezahlen, da es bei seinen beschränkten Geldmitteln ihm schon schwer genug werden mußte, auch nur die Hälfte des Preises herzuschicken.

Im ihre Verlegenheit auf's höchste zu steigern, schried ihr die Tante, daß sie für Kleid und Geschirre einen Wechsel nach zwei Tagen Sicht auf sie ziehen würde . . . Was war zu machen? Bezahlt mußte werden! Was aber kann eine anständige Frau in der Provinz, die kein Geld hat, thun, um ein Paar weiß und grüne Geschirre und ein rosa Taffet-Kleid zu bezahlen?

Von solchen Schmerzen war die arme Saint-Aymar gepeinigt, als plötzlich der beiden Kammerjungfern der Präsidentin in ihr Zimmer traten, die schönen Geschirre auf den Zuboden hinwarfen und sich schnell entfernten. Diese neue Unverschämtheit brachte die Saint-Aymar so auf, daß sie von diesem Momente an auf nichts anderes mehr dachte, als auf Rache.

Aber wie sich rächen? Jene Frau zwingen, ihr Theil zu bezahlen! Und wie? Ihr den Huissier auf den Hals schicken und sie pfänden lassen! Wo aber einen Huissier auftreiben, der Dreistigkeit genug besäße, die Frau eines Präsidenten zu pfänden? und wär' auch einer gefunden, wir ihn selber bezahlen und womit? Die arme Frau wußte nicht, wie sie aus allen diesen Verlegenheiten herauskommen sollte; es war in der That, um den Verstand zu verlieren.

Eine Geist! Nur Geld! Dann war sie auch überzeugt, daß sich ein Huissier finden werde. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie ja noch in der Stadt eine alte Cousine wohnen hatte, eine geizige Bestschwester, jänkisch und mürrisch, die aber die einzige Person in der Welt war, die ihr so viel Geld vorschießen konnte, als zur Bezahlung eines Huissiers erforderlich war; diese Verwandte hieß Mademoiselle du Berger. Zu ihr begab sich denn alle unsere hübsche Saint-Aymar und kam allein und mit wankenden Schritten bei der alten Jungfer an.

Die Alte liebte ihren Gott und ihr Geld; dasie war aber auch ihre Liebe zu ihren Nächsten im Allgemeinen und zu den hübschen Frauen insbesondere ziemlich schwach. Und so blieb sie bei den Schmerzen ihrer liebenswürdigen Cousine und der Erzählung des traurigen Vorfalls völlig unempfindlich. Nur als ihr Saint-Aymar mit Thränen in den Augen, ihre gefalteten Hände zu ihr emporhebend, sie flehentlich bat, ihr so viel Geld zu leihen, daß sie sich einen Huissier aus Paris kommen lassen, da gewann die Sache einen andern Anschein in ihren Augen. Mademoiselle du Berger hatte niemals Geld, wenn von Verleihen die Rede war, für Niemand; aber um einen Huissier aus Paris kommen zu lassen, die Frau Präsidentin zittern zu lassen, zu einem so gehässigen, so einzigen Skandal, da hatte sie Geld; sie hatte nichtes Eiligeres zu thun, als ihre Schatulle zu öffnen, nahm hundert Franken heraus und hieß sie der schon verzweifelnden Saint-Aymar. Diese gab ihr einen Schein dagegen, drückte das Geld an ihr Herz, — denn dieses Geld, es war ihre Rache, es war der Himmel für sie!

Eben wollte die schöne Saint-Aymar sich beurlauben, als ein Postbediensteter eintrat, und Mademoiselle du Berger einen Brief, den Mercure de France und eine Kiste überbrachte. Der Brief war für sie selbst, der Mercure de France für den Stiftsherrn, und die Kiste enthielt eine Ausstattung, die Mademoiselle du Berger mit einer anderen Gelegenheit nach einer benachbarten Stadt an eine junge Dame ihrer Bekanntschaft schicken sollte. Mademoiselle du Berger eröffnete den Brief, Madame Saint-Aymar die Kiste: Trost und Stärkung wehte ihr daraus entgegen. Die Sachen waren wunderschön, ganz besonders reizend aber war ein rosa Taffetkleid, dessen grün und weiße Garnirung den Farben der Geschirre vollkommen ähnlich sah und sie auf's lebhaftste an ihre Schätze erinnerte. „Ganz und gar wie mein rosa-blaues Kleid," sagte sie zu der Tante, Mademoiselle du Berger hörte nicht auf ihre Cousine, sah das rothe Kleid nicht an, las sogar nicht einmal mehr ihren Brief, denn sie war mit etwas Anderem, Wichtigerem beschäftigt. Sie las den neuen Mercure, und als Frau von Witz und Geist, für die sie doch gelten wollte, hatte sie alsbald die Charade unternommen.

Wie wir alle wissen, war die Charade das literarischer Hauptvergnügen jener Zeit; sie war der Ruhm, die Ehre und das Glück des Mercure. Es gab Vierteil in Paris und Provinzialstädte, in denen sich die geschwätzesten Köpfe einen ganzen Monat lang abquälten, das Wort eines Räthsels, einer Charade oder eines Logogryphen zu finden. Sobald das Räthsel gefunden oder auch nur erst die Spur desselben gefunden war, beeilte man sich, den Mercure davon in Kenntniß zu setzen, der dann im folgenden Monat der erstaunten Welt den Namen des glücklichen Oedipus kund that. Mademoiselle du Berger war nun gerade nicht, was man einen schönen Geist nennt, auch nicht einmal in der Provinz — doch sie war Charade — sie sich die Geist empor schwungen; sie war im Platzen ziemlich geübt, ja, verfaßte seiner Charaden, und es hatte sogar eine im Mercure unter ihrem Namen — von Mademoiselle Adelaide-Aldegonde du Berger, Aemtis — gedruckt gestanden; obwohl wie zur Strafe der Wahrheit sagen müssen, daß der Stiftsherr, Monsieur Vincent, der eigentliche Verfasser dieser Charade war, deren erste Silbe er angebracht, und von der er nur den Anfang seiner Freundin, Mademoiselle Adelaide-Aldegonde du Berger, überlassen hatte, als ein Mann, der sich über Damenfallen dieser Art erhaben fühlte.

Seit jenem Tage glorreichen Angedenkens, hatte Mademoiselle du Berger ihren drei Leidenschaften: sie den lieben Gott, das gegrägte Geld und das Mysterium, noch eine vierte und letzte hinzugefügt, nämlich die für die Charade; Räthsel und Logogryph als Kinder derselben Familie mit inbegriffen. Charaden zu rathen, Logogryphen zu verfassen, eine ganze Stadt mit ihrem Witz in nutzliches Erstaunen zu setzen, dies war sie Mademoiselle du Berger der süßeste und reizendste Zeitvertreib; womit sie sich aber ganz besonders viel wußte, und sie für lebenslänglich machte, war, wenn sie allmonatlich dem Herrn Abbé seinen Mercure de France zustellen und ihm dabei mit bescheidenem und doch stolzem Tone sagen konnte: „Suchen Sie das Wort, Herr Abbé, ich hab' es schon, ich!"

Dieszmal war es der Logogryph des Monats May, der so ungetheilt die Aufmerksamkeit der Mademoiselle du Berger auf sich zog, und mit welchem gestehen, daß re wohl danach angethan war, einen noch scharfsinnigeren Kopf in Verlegenheit zu setzen. Hier ist er:

Logogryphe.

Cultivée autrefois par des peuples fameux,
De leurs travaux j'ai consacré la gloire,
Et sans le secours de la victoire
Je les fais vivre encore chez leurs derniers neveux.
De douze membres composée,
Il est pour me trouver une méthode aisée.
12 et 6 vous disent qui je suis.
Quand je suis belle j'embellis,
Mais de dix de mes pieds quelquefois l'inconnance
Me façonne si plaisamment
Que, bien loin d'être un ornement,
Je perds toute mon élegance.
Mon premier quart a versé bien de sang.
1, 3, 6, 7, 11, 2, nouvrent un plus haut rang.
Et souvent au pius bas étage:
Je ne perds ce quart à la fin de l'ouvrage.
Lecteur, reprends mon tout, et de trois élémens
Il saura l'office l'assemblage.
9, 5 et 3 je sais bon à quelque chose.
6, 5, 9, 11 et 7 donnent de quoi flatter
Des hommes la pauvre cervelle.
3, 4, 1, 6, 2, 10 sais une guerre cruelle
A 2, 1, 9, a qui 7 ajouté,
Du corps humain fait presque une partie.
5, 3, 1, 2 et 7 pays bien affreux en folie.
8, 5, 3, 7, je suis de grande utilité
Aux boudoirs de sa Majesté
Je compte par milliers les auteurs de mon être!
A me chercher, lecteur, je t'adresse peut-être.
2, 10, 3, 4 et 7 m'ont servi de berceau.
Je me change en 3, 1, 8, 4, 6 et 7.
7, 3, 1, 2 et 6, au regard d'un distrait.
3, 2 et 5, je porte l'épouvante,
Quoique partant souvent où chacun fuit contraint.
Cherchez de Dieu où sans danger

Digitized by Google

On ne peut guère voyager,
Ou crebes un moindre de ménage,
Une admirable invention,
Qui vous la fait voyager chez toute nation,
Une propriété si ville de Hollande,
Un plat cher à la gent gourmande,
Une machine dans les eaux
Qui fait trembler tous les bateaux,
Une charge spirituelle
Où l'on porte bas la dentelle,
Un coquillage, un bon poisson,
L'endroit d'où l'on vous fait leçon,
Une voiture sans portieres,
Et le grand pain des notaires,
Une fille qui sans retour
Par la sœur est chassée, et la mort à son tour.
N'enfuit avec une vilaine carême;
Ce qu'avec ses dénants au sinus;
Un pays de l'Asie, au peuple méritant,
Ce qu'il ne faut pas qu'on nous coupe,
L'ordinaire ajouter d'une bourgeoise troupe,
Une voiture, ensuite un conducteur,
Un mot qui vous fait oui au cœur,
Un purgatif enfin, deux notes de musique;
Mais il me semble assez pour trop je m'explique;
Et ni je n'arretais mon indiscrétion,
Bientôt je vous dirais mon nom.

Man kann sich vorstellen, was Mademoiselle du Berger bei Lesung dieses schrecklichen Logezgroßen empfand. Dunkel wards vor ihren grauen Augen, ihre blassen Wangen wurden noch blässer, ihr getniffener Mund schnitt eine fürchterliche Grimasse; die Unglückselige mußte sich's gestehen, daß dieser Logezgroß über ihre Kräfte ging, und sie ward stumm und nachdenklich vor dem räthselhaften Blatte. „Aber auch", durchfuhr es sie plötzlich, „welch ein Roman für mich — wenn ich die Auflösung fände."

Die junge schöne Saint-Aymar war nicht so tief in Betrachtung des rosa Kleides versunken, daß sie nicht die heftige Aufregung dabte bemerken sollen, die ihre Cousine ergriff, und diese gab sich auch keine Mühe, die Ursache ihrer Bestürzung und Verstörung zu verbergen.

„Ja, liebe Cousine", brach sie aus, „es ist so! ich bin um meinen Ruhm; nicht ein einziges Wort von diesem Logezgroßen hab' ich herausgekriegt. O! was wird der Abbé sagen! Ach, was bin ich zu bedauern. Meine arme Saint-Aymar!"

Madame Saint-Aymar, bei ihrem guten Gemüthe und der Verbindlichkeit, die ihr die Cousine von neuem aufzeigt hatte, tröstete sie, so gut sie konnte. „Mißmn Sie was", liebe Cousine, sagte sie zu ihr, „leihen Sie mir diesen Logezgroß; binnen zwei Tagen bab' ich ihn vielleicht errathen und bringe Ihnen das Wort dann im Moment, so bald ich's gefunden." Die leicht-gläubige Frau hatte dies einzig in der Absicht gesagt, um dem betrübten Herzen der Cousine einigen Trost zu geben, denn noch nie in ihrem Leben hatte sie ein Räthsel errathen, ausgenommen auf die Liste Folgendes:

Jeune, des ce naissant,
Je vais toujours rapetissant,
Et je suis par être imperceptible.

Diese neue Hoffnung, so schwach sie auch war, richtete den gesunkenen Muth der armen Cousine doch wieder einigermaßen auf. Sie kannte der Saint-Aymar leidenschaftliche Neigung, zu grübeln, aber wußte auch, daß sie sehr wenig Anspreche auf den Ruhm einen schönen Geistes machte und ihr gern einen Logezgroßen zum Opfer bringen würde, ohne sich gegen Andere damit zu rühmen, wie der Abbé bei ähnlicher Gelegenheit gethan hatte. „Genfinn! beste Cousine!" rief die zu Berger außer sich, halten Sie die Sache geheim und zeigen Sie den Mercure an Niemand; wir wollen lieber sagen, er sey noch gar nicht angekommen. — O liebste Cousine! wenn Sie nach zwei Tagen kämen und mir die Auflösung dieses Logezgroßen brächten, Sie wissen, wie lieb ich Sie habe — und hierbei drückte sie die Aymar an's Herz, daß der Armen fast der Athem ausging, — so könnten Sie Alles in der Welt von mir verlangen, meine ganze, meine theure — ja ich glaube sogar, die alte Jungfer fügte auch hinzu, meine „hübsche — Saint-Aymar."

(Schluß folgt.)

Polen.

Polnische Geographie vom Reiche der Poesie.

Das Reich der Poesie ist sehr groß und jetzt meistentheils mit Kindern bevölkert. Es gränzt gegen Abend an die Beredsamkeit, gegen Morgen an die Malerei und Plastik, gegen Mittag an die Musik, gegen Mitternacht an das Meer der Wissenschaften. Gleich vielen anderen Reichen zerfällt es in das obere und untere Land. Im ersten wohnen Feste, die durch ihr Ansehen imponiren, deren Sprache, gegen die Sprache der anderen Provinzen des Reichs gehalten, wie das Samogitische gegen das Polnische klingt. Es sind Heiden von Poesiefreu; ein Kampf mit Riesen ist für sie eine Kleinigkeit. Die Schönheit ihrer Frauen, wenn sie auch noch so häßlich sind, verdunkelt den Glanz der Sonne. Ihre Rosse, denen Pferde haben sie nicht, stehen treffen den Sturmwind an Schnelligkeit, und die Wipfel ihrer Bäume reichen an das Himmelsgewölbe.

Die Hauptstadt dieser Provinz heißt die Epopye. Sie soll größer seyn, als weitund Rauwe; nur so viel ist gewiß, daß viele Reisende sich vergebens bemüht haben, ihren Umfang zu messen. Sie liegt auf fandigem und zur Bearbeitung nicht sehr geeignetem Boden. Die Einwohner dieser Stadt sind in Anfehung der Wahrheit nicht besonders gewissenhaft und gleichen in diesem Zuge ihres Charakters den Bewohnern des ganzen Reiche. Sie bieten den Reisenden ihre fabelhaften Geschichten dar, denen sie übrigens eine gewichtige und anzithende Gestalt zu geben wissen. Was jedoch den unangenehmsten Eindruck in dieser Stadt macht, ist, daß man bei jedem Schritt auf Zweikämpfe und Todtschlägereien trifft, so daß man bald genöthigt ist, sich in die Vorstadt der Romanzen zu flüchten. Hier wohnen die allerschönsten und moralisch vollkommensten Wesen; fortwährende Festlichkeiten unterhalten uns, und selten verläßt sie ein Reisender, ohne vorher auf fünf Hochzeiten getanzt zu haben. Hinter der Stadt liegen Trümmer von Schlössern, in denen Raubritter und Banditen ihren Sitz haben.

In der Ferne erblickt man hohe, von Abgründen umgebene Berge; es ist dies das Gebiege der Tragödie, durch die Ausschten herrlicher Ruinen verschönert. Tiefe Trauer erfüllt einen Jeden, der sich ihnen nähert, denn ihre Bewohner sind grausam und blutgierig; selbst die Weiber klatschen bei dem Anblick von Vergießungen und Mordthaten in die Hände.

Früher war in dieser Provinz ein prächtiger Palast berühmt, die Oper genannt, den ein Italiänischer Zauberer aufgeführt hatte; bald aber änderte sich der Geschmack, und die spätern Bewohner besserten nannten ihn die komische Oper.

Unweit dieses Schlosses erhebt sich eine alte Stadt, die Komödie. Hier herrscht im Allgemeinen ein Geschmack an Bildern der Natur; nur schade, daß zuweilen geschlechte Gegenstände dazu gewählt werden; denn Jeder sucht daher die Thorheiten seines Nachbars und kümmert sich desto weniger um seine eigenen; bei alledem wird jedoch auch hier großentheils auf Sittlichkeit gehalten.

Zwischen dem oberen und unteren Lande des Reichs der Poesie zieht sich eine weite Provinz hin, der Verstand genannt, in welcher weder Städte noch Schlösser zu sehen sind, sondern nur einige hin und her zerstreute Hütten. Einst war dies ein fruchtbares Land, dessen Erzeugnisse sich die ersten Bedürfnisse seiner Bewohner hinreichten; seine jetzige Armuth schreibt man Theils dahin zu, daß die Wege nach dieser Provinz außerordentlich eng und wenig bereiten sind, und daß man selten einen Führer dahin findet. Auf den Gränzen dieses Gebiete, die man die witzigen Einfälle nennt, wohnt ein leichtsinniges Völkchen, das gern nach Kleinigkeiten hascht und im Sprudelnden des Vergnügens sein Leben vergeudet, ohne auf die Ermahnungen der Nachbarn zu hören.

Die Hauptstadt des unteren Landes heißt die Elegie. Dies ist ein gebirgichtes Gebiet, rings von Felsen, Höhlen und Wäldern umgeben, denen die Einwohner die Seufzer ihrer Liebe anvertrauen, aber mit der Bitte, daß sie um Gottes willen das Geheimniß nicht verrathen sollen.

Zwei Ströme, der Reim und die Versnuth, fließen durch das große Reich der Poesie. Der letztere entspringt in der Provinz Verstand, und es besucht dabei selten Jemand seine Quelle. Der erstere aber hat seinen Ursprung in dem Gebirge, welches die Phantasie heißt, und ein Jeder schöpft daraus, so viel er kann.

Auf mittenmäßischen Eilen liegen unfern der Gestade des Oceans, liegt die Insel Satire, die ebenfalls zum Reiche der Poesie gehört. Das Wasser um dieselbe herum ist sehr salzig, und dieser Umstand macht die herbe Laune ihrer Bewohner erklärlich. In der Römerzeit war Juvenal der Beherrscher dieser Insel, und sein Andenken hat sich bei einigen der Einwohner noch bis auf unsere Tage erhalten. Die Reisenden besuchen die Monumente der berühmtesten Männer, welche diese Insel in neuerer Zeit unter ihrer Bevölkerung zählte: Voltaire's, Kraffiki's, Naruschewitsch's und vieler Anderen.

Einige Autoren, von dem Wunsche geleitet, das allgemeine Beste zu befördern, haben sogenannte Wegweiser in das Reich der Poesie geschrieben, obgleich keiner von ihnen allen jemals selbst dort gewesen ist. (Swiatowid.)

Bibliographie.
Kawaler Mahanski. (Der Malteser-Ritter.) Zwei Theile. Krakau.
Opis chorób wlaściwych osobom wszelkiego stanu. (Beschreibung der den Personen aller Stände eigenthümlichen Krankheiten.) Aus dem Französischen des Paulet, mit Abkürzungen, von Silvester Pieślowski, Dr. der Medizin. Warschau.
Naynowsze spostrzeżenia nad chorobami, mianowicie zaraźliwemi, koni etc. (Neueste Beobachtungen über die Krankheiten, namentlich die epidemischen, der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine und über ihre Heilart, aus den neuesten Werken gesammelt.) Von J. R. Kurowski. Warschau.
Poezye A. Goslawskiego. (Gedichte von M. Goslawski.) Warschau.
Historya języka łacińskiego w Polszeze. (Geschichte der Lateinischen Sprache in Polen.) Von Karl Mecherzynski, Dr. der Philosophie.

Mannigfaltiges.

— Literarisch-Notabilitäten unter den Tories und Whigs. William Howitt zählt im „Tait's Magazin" die Namen der hervorragendsten und beliebtesten Englischen Schriftsteller der neueren Zeit auf, und indem er dieselben, nach ihren politischen Gesinnungen, in Tories und Whigs sondert, findet er, daß das literarische Uebergewicht bei weitem auf Seiten der letzteren Partei ist. Es befinden sich nämlich unter 29 Namen nur 7 Tories: Walter Scott, Southey, Wordsworth, Coleridge, Wilson, De Quincey und Lockhart; die übrigen 22 sind Whigs: Burns, Cowper, Byron, Shelley, Campbell, Moore, Rogers, Crabbe, Godwin, Bentham, Hazlitt, Jeffrey, Mackintosh, Savage, Landor, Montgomery Hall of Leicester, Leigh Hunt, Elliott, Bulwer, Barry Cornwall, Thomas Carlisle und Charles Lamb.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Mittwoch den 13. Mai 1835.

England.

London, Paris, Brüssel und Haag.

Von einem Engländer.

Der Mensch, indem er der Gegenwart überdrüssig ist, hofft gar zu gern und zu rasch von der Zukunft das, was sie ihm nicht gewährt. Ich hatte wie immer von unserer Reform eine so lebhafte Vorstellung gemacht, meine Hoffnungen auf die mit ihr zu gleicher Zeit in die Welt tretenden Fortschritte und Verbesserungen waren so enthusiastisch, daß ich jetzt die entsetzliche Einbildung, meine betrogene Phantasie kann zu berubigen vermag. Ich hatte geglaubt, das England das Wort Reform nur aussprechen dürfte, und alle Dinge um und her werden von selbst, wir von einem magischen Zauberstabe plötzlich berührt, und alle unsere Wünsche in einem Nu in Erfüllung gegangen seyn; nichts schien mir leichter, als dies.

O, welche Täuschung! Dieses London, das die Reform mit ihrem Lichte aufhellen und erheitern sollte, ist seit dem Tage ihres ersten Erscheinens nur noch düsterer und langweiliger geworden, als je. Es giebt hier nichts als politischen Zwist; an Lust und Vergnügen ist gar nicht mehr zu denken. Die alten Englischen Originale fangen an zu verschwinden. Unser Landedelmann hat das, was an ihm lächerlich war, schon ganz verloren, und der echte Whig von altem Schlage ist kaum noch dem ersten Blick oder am ersten Worte, wie sonst, zu erkennen. Auf allen Gesichtern und Physiognomieen hat sich ein fremder Ernst aufgedrängt, der selbst in unserer Ausfuhr sich bemerklich gemacht. Pferderennen, Liebes-Intriguen, Ehrenpforten und Börse-Spekulationen, alles dies spielt jetzt nur eine untergeordnete Rolle gegen die neueren Interessen der modernen Welt. An unserer Börse spekulirt man nicht mehr auf Stocks, Pfründen oder Aemter: vielmehr sind der Triumph der Whigs und die Misbräuche der Aemter oder die Wiedereinsetzung des vorigen Ministeriums die einzigen Gegenstände, die alles Uebrige in Beschlag genommen. Unsere Corporationen reiben sich unaufhörlich an einander; der Krämer hält patriotische Reden an die große Masse, und der alte Adel, der sich dem Siege schon so nahe wähnte, sieht sich mit einem Male von allen Seiten angegriffen und bedrängt, und verzichtet nunmehr auf alle fröhliche Feste, um sich den ernsten Klubs anzuschließen, während Hume, Cobbett und O'Connell auf der andern Seite ihre Reihen in Schlachtordnung bringen. In Folge dieser unaufhörlichen Kämpfe und Reibungen kann es gar nicht fehlen, daß man den Vergnügungen und Lustbarkeiten am Ende ganz entsagt; auch liegen die Theater in England schon seit längerer Zeit darnieder, und die Englische Literatur ist, wenn auch nicht in Verfall, so doch in Stockung gerathen.

Ich verfuchte es, mich aus dem Kreise dieser siebenfachen Bewegungen und politischen Wirren Londons herauszuretten. In Paris schien mir ein Ersatz für die allgemeine Lebhaftigkeit und das bunte Leben der verschiedenen Parteien und Interessen ein noch aufgeregterer Schauspiel darzubieten. Allein nur in bald gewahrte ich meinen Irrthum. Denn was zeigte sich mir im Hintergrunde aller dieser Theorieen der Bewegsichkeit, was waren die Herde dieser so gesäuselnden und klatschenden Declamationen? Nichts als Eigennutz und niedriges Interesse. Wer den Politikern Frankreichs handelt es sich darum, ihre eigenen Namen zu erhöhen und dort einen bevorzugten, ein Portefeuille anzunehmen oder auszuschlagen. Alle Streitfragen und wichtige Debatten laffen sich hier immer auf einige wenige Eigennamen reduziren. In den Kammern inquirirt und diskutirt man ohne Ende, lebhaft, um die Massen zu ermüden. Der wahre König von Paris ist in seinen Augen das Vergnügen. Die ernste schwermüthige Maske, die Du dort erblickst, verdirgt nichts Anderes, als die zügellosesten Genüsse; überall, wo Du nur hinstehst, verfenkt man sich in die rauschendste Sinnlichkeit, mag man sich immerhin frei zu ihr bekennen, oder sie für so viel als möglich zu verhüllen suchen; mit jedem Tage steigt der Luxus in steter, wachsender Progression höher und höher; nur bei mir in Paris, sonderbar genug, das Leben in zwei mit einander ganz kontrastirende Hälften getheilt; den einen Theil, nämlich acht Monate im Jahre, bringt man auf dem Lande in einsache philosophischer Zurückgezogenheit und Sparsamkeit zu; aber die übrigen vier Monate verteilt man in gesellschaftlichem Jubel, in Saus und Braus, indem man Abwechselung auf Assemblieen und Bälle auf Bälle folgen läßt. Das Englische Leben in den Jahren von 1815 bis 1820 war dieß ein Abglanz der bei der Pariser vornehmen Welt noch heutzutage bestehenden Tagesordnung. Nur die Geschäftsleute und die Krämer von Paris sind es, die beständig in der Stadt bleiben, wo ihre Interessen sie beschäftigen, und diese Klasse allein ist es auch, welche die Residenz in der schönen Jahreszeit noch belebt.

Die Hauptstadt Frankreichs macht nicht wenig Geräusch mit ihrer Politik, mit ihren Deputirten-Kammer, mit den großen Weltbegebenheiten, die sie in Bewegung bringt, und den Partieen, die dort den Würfelgertieg beginnen, gerade so wie England mit seinen artistischen und literarischen Unternehmungen, seinen großartigen feierlichen Pioben und glänzenden Bällen. Beides ist indessen nichts als eine Lüge. Denn der Ernst ist es, der in England herrscht, so wie das Vergnügen allein Paris beherrscht. Das Ernsteste und Wichtigste, das ich im Paris gesehen, war das Verhörsinß, sich zu amüsiren. Paris würde gern vierzig seiner politischen Redner für einen Tänzerin und zweihundert Minister für Mademoiselle Greis hingeben. Die Bonmots des Herrn Dupin, die Epigramme des Herrn von Lallevrand und die Beutaden des Herrn Thiers amüsiren die Französische Hauptstadt weit mehr, als das politische Benehmen aller dieser ausgezeichneten Männer; denn hier ist es vor Allem darum zu thun, zu wissen, ob die neue Oper von Bellini besser oder schlechter ausgefallen ist, als sein Pirat. Man braucht nur zwei Tage dazu, um den Gehrimnig der Pariser Welt und seiner wichtigen Geschäfte auf die Spur zu kommen. Der einzige Zweck, den man hier zu verreichen sich bemüht, ist die Langeweile; man möchte eine Thätigkeit denjenigen verrbren, der sich lächerlich genug zu machen wüßte, um Paris länger als vierzehn Tage zu belustigen. Alle Redneen der Gelehrten von Frankreich, das Geschrei seiner Advokaten, das Genie seiner Künstler und die unendlichen Wettkämpfe seiner Journalisten, alles ist auf das eine Ziel hingerichtet, zu amüsiren. Hierin ich den Grund alles dieses Treibens erforscht, als ich das Leben der Pariser Welt genugsam durchschaut hatte, begab ich mich nach dem Ministerium des Auswärtigen, sich meinen Paß visiren und ertilt ab.

Leb wohl Paris! Du Stadt des Vergnügens, die du, trotz aller deiner Bollsrechten, doch nur Eine Regierung, den Despotismus, besitzest, der Politik und dem Reichthum immer nur den zweiten Rang angewiesen hast! Was ist dein wahres Streben, dein ernstes Ziel und dein geheimer Gedanke? Nichts anderes als die Sinnenlust, das Vergnügen. Vergeblich drängt sich die Politik dir auf mit ihrer grungelten Sturn, mit ihren kärren eher schwalliechen Worten; vergeblich bemüht du dich, in ein ernstes Kostüm dich zu hüllen; du bist nur eine Sklavin ein glänzendes wollüstiges Weib, magst du dich auch in den Mantel des Philosophen hüllen oder hinter der Maske des Einsiedlers zu verbergen suchen. Ich hatte sechs Wochen in diesem ewig stürmenden Rausche zugebracht und wohl erkannt, daß Niemand dier das dachte, was er sagte, noch auch das sagte, was er dachte, was er sagen will. Ich ging in dieser Hauptstadt der Lust gar wohl besunden; mit Hülfe des Rocher de Cancale, des Italiänischen Theaters, der Konzerte des Konservatoriums, der Promenaden im Boulogner Gehölz und einiger anderen nicht ertt zu erwähnenden Zerstreuungsmittel hatte ich nicht ohne Vergnügen bemerkt, daß das Wesen, dem man hier Alles aufopfert, und das den den Philosophen das Ich genannt wird, in Paris ganz glücklich und in voller Blüthe besteht.

Indeß rief mich meine Neugier wieder fort von hier, und ich hatte ein Land zu bereisen, das zu denen gehört, die am öftersten beschrieben werden sind; es war ein bekannter Weg, die große Heerstraße aller Europäischen Reisenden. Ich reise gern, wo schon Viele vor mir gereist sind. Abyssinien würde mich weniger interessiren, als der Hyde-Park zu London. Es macht Vergnügen, die Eindrücke, die ein bekannter Gegenstand auf uns macht, mit denen eines Neuen, eines Schönen geistes oder denen eines Dutzmäßigen zu vergleichen. Da, wo einer von diesen Reisenden einen Riesen gesehen, erblicken wir vielleicht einen Zwerg. Dort der kleine Kanal, den das Auge kaum entdeckt, wird unter der Feder irgend einer jener Blaustrümpfe in England zum Nil oder zur Donau. Fünf dieser gekrönten Heerstraße hat der Belgier seinen Vorrausch angeschlichen, der Holländer eine Pfeife geraucht, der Parisier politisirt und der aus der Umgegend der St. Pauls-Kirche vertretene Engländer nach gewohnheit, während er zu reisen gerräumt. Wer in seinem Gegenden reist, hat freilich nachher freies Spiel, er darf und muß oft lügen wie ein Poet, und seine Leser sind gezwungen, ihm überall blindlings zu folgen. Wir, mein theurer Leser, wollen lieber die der Welt bereits gelüftige, allgemein bekannte Straße mit einander passiren. Wir begehen und leichten Schrittes dahin in Gesellschaft einer kleinen korpulenten und hübschen brünetten Frau mit kleinen Füßchen und engen Schuhen; ferner mit einem vierzigjährigen Militair mit einem hölzernen Beine und einem hübschen kleinen Mädchen, das zu den Füßen seiner Mutter auf einem Sessel Platz genommen. In Frankreich

Digitized by Google

kommt das Alter später und die Kindheit vergeht schneller, als anderswo. Ein Mädchen von sechs Jahren ist oft schon eine kleine Kokette, und ein alter Dilettant ist noch ein junger Enthusiast. Sonderbares Land, dessen Civilisation jenen Bäumen gleicht, deren Wipfel noch grün ist, während Stamm und Zweige schon abgestorben sind. Unsere Alexandrine, so hieß das kleine Mädchen, war ein recht hübsches Püppchen. Sie sprach von Moden, vom Theater mit überraschender Gewandtheit, und ihre Mutter fand diese frühzeitige Reife ganz schaarmant! Es ist merkwürdig, den Hof des Königlichen Post-Amtes zu sehen in dem Augenblicke, wo zur Abreise aufgebrochen wird. Die Persische des Postillons erschallt, die Schellen um den Nacken der Pferde erklingen. Abschiedsgrüße, Empfehlungen und Händedrücke durchtrennen sich auf allen Seiten, und nun durchfährt die Diligence alle Nebengäßchen und Ecken von Paris. Sie schmiegt und krümmt sich überall hin und durchschlängelt zuletzt Kreuzweg, gleich der Schlange im Korallen-Labyrinthe, die auf freien Weg zu kommen bemüht ist.

Wir befinden uns bald zu La Villette, der Kanal ist überall mit Barken besetzt; ein ungeheurer Volkshaufe verbreitet sich über alle Baumgänge; es ist heute Sonntag, der feierliche Tag, der in England so düster, aber so fröhlich in Frankreich ist. Ich erkundige mich, warum heute die Straßen von Paris so öde, dagegen die Vorstädte alle von der Menge so angefüllt seyen; der Wein, sagte man mir hierauf, von dem der Litre für sechs oder acht Sous verkauft wird, labet an dem feierlichen Tage die Handwerker von Paris zur gemeinschaftlichen Belustigung in die Schenken ein. Noch denunderte die Fruchtbarkeit der Landschaft und bereitete meinen Gefühlen Nahrung, die getrübten mit, die mich mit einem gewissen beschränkten Wohlgefallen anhörten. Auch begannen sie bald von ihrer Seite verteuflische und scherzhafte Gespräche anzuknüpfen, bei denen mir die Zeit schnell verstrich. Wenn der Engländer auf seine soliderern Tugenden und nützlichen Eigenschaften seinen Stolz setzen darf, so muß man die Leichtheit, die Geselligkeit im Umgange, diese kleine Münze, deren das Leben so sehr bedarf, und die immer im Course bleibt, selbst wenn sie falsch ist, diese Münze, sage ich, muß man nirgends anders, als bei den Franzosen suchen.

Wir waren schon fern von Paris; mehr als Eine Stadt war unseren Blicken vorübergegangen, indeß wetze ich hier weder von Saint-Quentin noch noch von Cambrai und der ziemlich mittelmäßigen Statue sprechen, die der Bildhauer David dem Andenken Fenelon's errichtet, dem redseligsten Geiste und der rechtschaffensten Seele, die Frankreich je hervorgebracht. Einer Stadt allein, hier ist es, wo ich meine bisherigen Reisegefährten gegen einen jener Gastegner Schwätzer vertauschte, die mit allen Unannehmlichkeiten der modernen Civilisation noch das Unglück der Ignoranz verbinden. Die Marseillaise und die Parisienne elend gesungen, durch Fragen unterbrochen, auf die keine Antwort erwartet wurde, schlechte Reflexionen, abgetriebene Mährchen, längst aus der Mode gekommene Wortspiele, alles dies betäubte meine Ohren so sehr, daß ich mich genöthigt sah, meinen lästigen Erzähler den Rücken zuzuwenden und den Kopf zum Kutschenschlage hinauszustrecken. Allein der Gastegner ließ sich dadurch nicht entmuthigen; er bemerkte für die andere Seite Geschäftigkeit, und so brüllte er durch seinen Kutschenschlag und begann ein neues Gespräch mit dem Postillon anzuknüpfen, der aber glücklicherweise seine Pferde fortrauchte, ohne Jenem ein Wort zu antworten.

Endlich kommen wir in Brüssel an; man spreche von dieser Stadt, auf welche Weise man wolle, immer kann man sicher seyn, Recht zu haben; es ist eine in der Mitte liegende Stadt, ohne alle Farben, ein Reflex von Frankreich und zugleich ein Schatten von Deutschland. Da findest diese Italien mit seinen Künsten, Holland mit seinem Privatleben und selbst England in seinen zahlreichen Auswanderern, den Bankrottirern der drei vereinigten Reiche. Es darf nicht Wunder nehmen, der daß man zu Brüssel die lächerlichsten Anmaßungen von der Welt antrifft, in jener Stadt, die weniger eine Hauptstadt, als ein Rendezvous aller Nationen ist. Der Charakter von Brüssel ist der, gar keinen Charakter zu haben. Man lobe oder tadle, man beschimpfe oder erhebe die Bevölkerung und die Sitten dieser Stadt bis in den Himmel, man begreife die Brüsseler als Oekonomen, Künstler, Wortschwender, Leichtsinnige, beschreibe oder kurzweile Euch; immer hat man Recht. Es ist leicht, das Charakteristische der vorzüglichsten Städte Europa's hervorzuheben. London ist die Stadt der Kaufleute; Amsterdam ist eine Seestadt; Venedig war ehemals der Lieblingssitz ergebener; Paris liebt das Vergnügen des Augenblicks; Wien ist die Bürgerstadt; Rom ist die Hauptstadt der Ceremonien; Brüssel endlich lebt nur von der Nachahmung; es ist die Stadt des Nachdrucks par excellence.

Wollte man den Haupt-Charakterzug von Brüssel angeben, so würden wir sagen, daß die Stadt von Französischer Seite und Französischem Einfluß vorzüglich beherrscht wird; allein außerdem ist hier noch gar vieles Andere anzutreffen. Die Engländer bekunden sich hier im Ueberfluß, der rohe Kaufmannsgeist hat hier seine Wohnung aufgeschlagen; das Alterthum und das Mittelalter haben hier Spuren zurückgelassen; die Spanische und die Französische Herrschaft sind noch sichtbar geblieben; die nationale Unabhängigkeit hat von Alters her einige Wurzeln geschlagen; die häuslichen Tugenden und die Eigenschaften eines guten Wirthschaftens sind hier nicht selten zu finden; die Banquiers von Europa leben sich hier Rendez-Vous. Was Weißbet noch fehlte, das waren cauchende Ruinen, moderne Trümmerhaufen und eine Revolution im kleinen Maaßstabe; alles dies ist in Brüssel heutzutage vorhanden. Kommst Du im Monat September nach der Stadt, so findest Du sie öde und verlassen. Aber im April wird es lebhaft, volkreich, geräuschvoll und gewühlvoll in Brüssel, wie in der Nähe des Pall-Mall und des Palais Royal.

Die Physiognomie Brüssel ist nicht ohne Reize; man glaubt sich auf dem Universal-Kreuzwege des reisenden Europa zu befinden; man überläßt sich hier einer gewissen Sitten- und Gedanken-Freiheit, man fühlt sich frei von den Fesseln des gesetzgeberischen Freiwanges, in einem Lande, wo Alles Herkommen ist. Du begiebst Dich nach dem großen Platze und bleibst vor dem Stadthause stehen, der Architekt Du Gebäude, deren Stil allen Epochen und allen Völkern angehört. Hier geht der Engländer mit ernster Miene vor Dir vorüber; der dickbäuchige Deutsche, der pausbäckige Flamänder und der schmachtige Franzose unterhalten sich hier mit den Kaufleuten unter den kleinen hölzernen Arkaden. Diese Arkaden sind nur Bretter, die die niedrigungenden Poladen. Die Stegen und der Reichthum des Mittelalters haben dort dieses Hauptthurm à jour drodirt, mit seinen kleinen Gibelchen, die in regelmäßiger Entfernung von einander wie die Tannäpfel sich emporheben und in üppiger Fülle gleichsam eines aus dem anderen hervorwachsen. Durch diese bewundernswürdigen regelmäßigen Zwischenräume dringt das Tageslicht hindurch, während das Auge auf drei Reihen von Bekaden und Fenstern ruht, die, zum Theil begensformig, zum Theil viereckig, die großen Säle des Stadthauses beleuchten, wo so viele blutige Bauquets gegeben und so viele Conspirationen angezettelt worden. In der Nähe dieses Monuments, das an die Zeiten der Herzöge von Burgund erinnert, befindet sich ein kleiner Platz, wo Jeder, der Verdächte mit Ruf: es hat seinen Balkon und seine Gitterfenster. Es ist wahrscheinlich, daß man daselbe zur Zeit des Herzogs von Alba erbaut hat. Die äußerste Etage ländt in eine fantastische Krümmung aus, die unser Geschmack zwar nicht gutheißen kann, die aber an die kapriziösen Schnörkel erinnert, mit denen die Arabische Baukunst so verschwenderisch war. Noch weiter hin versiegen sich die zaunreichen Säulen nach Italien, mitten unter die phantastischen Schöpfungen Berromino's, der seine Architekturen gerade so wie der Pasteten-Bäcker seine Pasteten zusammenknetete. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

History and present condition of the Barbary States. (Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Barbareskens-Staaten.) Von Russell. [Bildet auch einen Band der Edinburgh Cabinet Library.] 2 Bde.

The captive. (Der Gefangene.) Roman. 3 Bde. 31½ Sh.

My life. (Erzählungen aus meinem Leben.) Vom Verf. der Stories of Waterloo. 3 Bde. 31½ Sh.

Rough leaves from a journal. (Blätter aus einem Tagebuche, geführt in Spanien und Portugal im Jahre 1832.) Von Oberstlieutenant Badrof. 12 Sh.

The gipsy. (Der Zigeuner.) Roman vom Verf. des „Richelieu". 3 Bde. 31½ Sh.

The wife. (Die Frau.) Von Miß Norton. 3 Bde. 31½ Sh.

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

(Schluß.)

Madame Saint-Aymar, daß erdrückt von Zärtlichkeiten, empfohl sich der Cousine, die hundert Franken in der rechten, den Mercure de France in der linken Tasche. Kaum war sie aus dem Hause, so dachte sie fast nicht mehr an den Mercure, aber desto mehr an ihre Rache. So schnell es sich nur thun ließ, ward ein Huissier angenommen und der Frau Präsidentin über den Hals geschickt. Der Huissier, ein geschickter Mann in seinem Fache, zahlte in die Zeit, wo die Frau Präsidentin bei Tische war, die gerichtliche Vorladung abzugeben; dann log er in der größten Schnelligkeit wieder nach Paris ab. Eine gerichtliche Vorladung an die Frau eines Präsidenten! und welch eine Vorladung! — in den abscheulichsten Ausdrücken abgefaßt. Die Frau Präsidentin war außer sich, als sie sie las; sie rief nach der Zofe, sie fluchte, sie lamentirte, sie rief den Himmel zu ihrem Rächer an. Der Präsident stehte einmal über das andere: „Verwünsch Sie sich, meine Liebe!" es half nichts, Alles war umsonst. Die Saint-Aymar triumphirte in ihrem Herzen.

Der ganze Stadt, die den Streit mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt hatte, sprach von nichts Anderem, ja, man vergaß sogar den Mercure de France darüber und den schönen Wald in seinem Frühlingsschmucke. Den zunächst betheiligten Personen wußte Alles daran liegen, dies widerwärtige Verhältniß so bald als möglich wieder ins Gleiche zu bringen. Der Präsident, der Saint-Aymar in seiner Eigenschaft als Dichter verglich sich dazu, ließ ihn zu einer Unterredung unter der alten Ulme bitten; eben dahin wurden auch die beiden andern Poeten geladen, um als Richter und Schiedsmänner in dieser großen Sache zu fungiren. Und so sah sich denn der alte Baum, der vertraute Ohrer so vieler schönen Verse, in eine Art von Tribunal verwandelt. Unsere vier Poeten, die hier gewöhnlich so glücklich zusammentrafen, so verloren in ihren Träumen und Reimen, kamen nun langsamen Schrittes, feierlich, mit finsterer Nichtermiene daran. Der Präsident, der sich zuerst eingefunden hatte, begrüßte seine Kollegen mit schwerzender Verwirzung und trug ihnen dann den traurigen Zwist zwischen seiner Frau und Madame Saint-Aymar vor; er theilte ihnen die gerichtliche Vorladung mit und sprach über den Prozeß, der sich daran knüpfte. Hierauf nahm der Landrath das Wort und erörterte, wie sie ihn diese ganze Sache im höchsten Grade betrübend sey, daß er wieder dem Präsidenten noch der Frau Präsidentin zu nahe treten wolle, daß alle dem aber die Bezahlung der weißen und grünen Geschirre doch nicht ganz allein übernehmen könne. Alles das, was der Landrath äußerte, erbielt die volste Beistimmung der Richter.

Der Abbé, sonst eben kein juristischer Kopf, fand das Mittel, den gordischen Knoten dieser verdrießlichen Kollision zu lösen. „Mein Ber-

Digitized by Google

schlag", sprach er, „ist dieser: die Frau Präsidentin zu verunreinigen, ihren Theil zu den Geschirren zu bezahlen, weil sie dieselben besteckt hat, dagegen aber die Frau Landräthin, weil sie die Frau Präsidentin bei der Wahl besagter Geschirre nicht zu Rathe gezogen, zu verurtheilen, einen Tausch in Betreff des Kleides mit derselben einzugehen, ihr das rosa Kleid zu geben und das blaue dafür zurücknehmen. So würde der Frau Präsidentin jeder Vorwand einer fernern Weigerung, die Geschirre zu bezahlen, benommen werden und beide Damen dessenthalb sich zufriedengestellt finden.

Dieser Vorschlag wurde vom Präsidenten mit Vergnügen angenommen, denn auf diese Weise gelangt seiner Frau volles Genüge, eben so vom Landrath, der so nur die Hälfte der Kosten zu tragen brauchte. Auch der Ober-Forstmeister gab seinen Beifall, und der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Bei alle dem war nun doch der Vortheil auf Seiten der Präsidentin — denn ihren Geiz brachte sie gern zum Opfer, wenn nur ihre Nebenbuhlerin gedemüthigt wurde. Und das war ja sie! War doch das rosa Kleid jetzt in ihren Händen! Wie aber wurde der armen Saint-Aymar zu Muthe, als sie aus dem Munde ihres eigenen Mannes vernehmen mußte, daß sie das schöne Kleid, welches so vortrefflich zu den Geschirren paßte, weggeben solle. So war sie denn bestegt von ihrer Nebenbuhlerin und mußte ihr weichen — sollte sich zu dem abscheulichen blauen Kleid mit dem schwefelgelben Besatz bequemen und in diesem Aufzuge in der Stadt und im Walde erscheinen. Die Aermste! es war ihr, als müßte sie das Herz brechen; sie hatte die Augen voll Thränen. — „Um Gotteswillen! liebe Frau, was ist Dir, was hast Du?" rief Saint-Aymar aus.

Ihre Thränen trocknend und seine beiden Hände ergreifend, erwiederte sie: „Ich, mein Herr! Sie thun mir ein großes Herzeleid an; Sie nehmen mir meine Ehre! Wie kann man Ihr Ernst fern, daß ich das blaue Kleid dieser Präsidentin nehmen und ihr mein schönes rosa Taffetkleid abtreten soll? Ich weiß Alles, was Sie mir sagen können, daß ich zu arm bin, daß Sie zu arm sind, um allein die Kosten für die Geschirre zu tragen oder ein anderes Kleid zu kaufen; und dies für Nichts; Ueberwurgen ist Sonntag, der Tag der Promenade, es ist keine Zeit mehr, mir ein anderes rosa Kleid kommen zu lassen, und wenn ich auch Geld hätte, eines zu bezahlen; wenn ich nicht auf der Promenade erscheine, so fährt die Präsidentin allein, in meinem Kleide und mit meinen Geschirren! Alles sprechen Sie mir nicht von Trost, kein Wort — oder einen, ein einziges, das Ihnen nichts kosten soll und mich zur glücklichsten aller Frauen macht. Und zugleich sind Sie ein Mercure de France und der Tacitus. „O, ans Barmherzigkeit", fuhr sie fort, „ans Barmherzigkeit, rathen Sie mir das Wort dieses Logogryphs. Es handelt sich um mein Lebensglück; sagen Sie mir morgen früh das Wort, und ich bin gerettet; aber vor allen Dingen halten Sie es geheim, hören Sie, ja ganz geheim!" Und somit ging die Schöne nach ihrem Zimmer und ließ den Gemahl stehen, der nicht wußte, wie er bekehrt war.

Der Mercure, den er in der Hand hielt, überzeugte ihn, daß er nicht träume. Das Logogryph war aufgeschlagen, ein breiter Kniff beschnitten das Blatt. Saint-Aymar hatte eine gewisse Gewandtheit in Ausfindung schwieriger Räthsel, das war allerdings der Fall; aber diesmal schien alles Bemühen vergebens; er mochte das Räthsel so oft durchsehen, als er nur wollte, er kam damit nicht von der Stelle, der Sinn blieb ihm verschlossen. — Die Stunden flogen vorüber; er hatte nur noch vierundzwanzig Stunden Zeit, seine Frau auf diese billige Art von einem so großen Schimpf zu befreien.

Seine zärtliche Liebe gab ihm einen verzweifelten Entschluß ein. Er beschloß, das ganze Dictionnaire der Akademie vom ersten Buchstaben des Alphabets an Wort für Wort durchzugehen. Es mußte doch sonderbar zugehen, dachte er, wenn ich unter allen Wörtern der Sprache nicht das Wort meines Logogryphs herausfinden sollte. Wer jetzt neuen Worte, in dem er kam, wiederbreite er sich kann die Verse des Logogryphs:

Cultivée autrefois par de peuples fameux,
De leurs travaux j'ai recueilli le plaire.

„Bah!" rief er aus, „ich weiß ja schon, daß es ein Femininum ist." Dies erleichterte ihm seine Arbeit um die Hälfte; sämmtliche Masculina überging er.

Er saß die ganze Nacht bei seiner Arbeit, und wandte all' seinen Geist und Witz, all' seine Denkkraft auf. Nie in seinem Leben hatte er mit mehr Feuer gesucht und nachgeschlagen, nicht einmal seine Reime in Richelet's Dictionnaire. Aber schon brach der Tag an und warf sein frühes Licht auf das bald gedffnete Dictionnaire, und je heller es draußen wurde, desto dunkler erschien dem trostlosen Forscher das Räthsel. Was wäre aus ihm geworden, wenn sich nicht ein glücklicher Zufall seiner erbarmt hätte! „So wahr ich lebe, das Wort fängt sich mit einem R an!"

Als er es endlich gefunden hatte, da wurde er kaum seinem Glücke trauen. Zuletzt endlich, als er das verdammißvolle Wort nun zusammengesetzt, aus einander gelegt und wieder zusammengesetzt hatte, konnte er sich nicht halten, er stieß einen lauten Schrei aus. Seine arme Frau vernahm ihn, und vor Schrecken am ganzen Leibe zitternd, so wie sie aus dem Bett gesprungen, kam sie herbeigelaufen. Ich hab's gefunden, schrie er ihr entgegen, sein Dictionnaire zuklappend — und sie, ohne ihm antworten zu können, ward sich in seine Arme. Die Dankbarkeit vollen Seelen, die gepreßten Herzen machten sich in Schluchzen und Thränen Luft — o lasse sie fließen, es sind die Thränen der Wonne und das Schluchzen des Glückes.

Welch ein Wechsel! der Tag, der so traurig zu werden gedroht, war mit einemmale ein Tag der Freude. Kaum war die Saint-Aymar aufgestanden, so schickte sie auch schon in aller Eil ihr rosa Kleid an ihre Nebenbuhlerin und erhielt dagegen das fatale blaue mit dem schwefelgelben Besatz. Aber von den Wolken des vergangenen Abends war keine Spur mehr auf ihrer Stirn. Mit heiterem Muthig besann sich zuletzt Schöne zur du Berger, die eine sehr schlechte Nacht gehabt hatte; sie hatte vor den verzweifelten Worten:

Cultivée autrefois par de peuples fameux,

kein Auge zugethan und doch nichts herausgefreigt; die innere Pein ließ sie noch ein zehn Jahr älter und häßlicher erscheinen, als sie war, man denke! aber als sie ihre Cousine eintreten sah, schön, ruhig, lächelnd, da Marie sie bald ausser sich: „Sie haben es gefunden, theure Cousine! Sie wissen das entsetzliche Wort" — vor Unruh' und Angst versagte ihr die Stimme. Die Saint-Aymar versetzte ganz einfach und ruhig: „Ich weiß es", liebe Cousine — in einem Tone, als käme ihr dergleichen alle Tage vor; sie sah, wie das arme Herz der du Berger zwischen Freude und Furcht getheilt war, und trat nun offen und ohne Scheu mit ihrem Wunsche hervor.

„Beste Cousine!" begann sie, „gestern auf dieser selben Stelle, indem Sie mich umarmten, versprachen Sie mir, Sie wollten mir nichts abschlagen, wenn ich Ihnen das Wort des Logogryphen brächte; wohlan, ich bringe es Ihnen; Sie sollen es ganz allein wissen, und Niemand in der Welt soll etwas davon erfahren. Morgen am Sonntag, bei der Präsidentin, wenn Alles versammelt ist und sich über das Räthsel den Kopf zerbricht, können Sie es Ihnen; ich habe sogar zwei Verse gemacht, die Sie an die Redaction des Mercure einsenden können als Anzeige, daß Sie sein Logogryph errathen haben. Nun denn! dies Alles gehört Ihnen, ist unbeschränkt das Ihrige, wenn Sie mir jenes rosa Kleid, welches Sie noch nicht abgesandt haben, wie ich sehe, gegen das häßliche blaue, das ich hier mitbringe, vertauschen wollen. Sehen Sie, liebste Cousine, das blaue Kleid ist ganz neu, wie es aus Paris gekommen, es wird die junge Dame zum Entzücken kleiden; wenn das rothe auch vielleicht mehr putzt, so bedarf ihrer Schönheit dessen wohl nicht."

Die Cousine erwiederte nichts, aber ein gewisses Blinzeln ihres Auges sagte der schönen Saint-Aymar genug; augenblicklich nahm sie das erbetene Kleid in Beschlag und legte das übrige an die Stelle desselben. Sie war so glücklich, so froh, daß sie davonlaufen wollte, ohne sich bei der du Berger zu bedanken und ohne ihr das Wort des Logogryphs mitzutheilen; die du Berger hielt sie fest und rief mit sunkelnden Augen: „Und das Wort des Logogryphs?" — es war eine Lüge, der man ihre Jungen geraubt hat.

„Hier ist es", erwiederte der Saint-Aymar: „Ar-chi-tec-tu-re!" Sie warf den Mercure auf den Tisch, nahm ihr Kleid unter den Arm und flog, ausser sich vor Glück und Lust, davon; noch wußte sie nicht, wie sie es ausdrücken sollte, den nächsten Tag zu erwarten.

Auch Mademoiselle du Berger kam mit Blumen und Thränen vor Freude und wußte sich nicht in ihr Glück zu finden; sie traute kaum ihren Ohren. „Ja", rief sie endlich aus, „das ist es: Architecture, das enthält Alles: art, architecte, arc, acteur, are, terre, eau, tic, titre, chat, rat, rate, leare, eire, cachet, écart, eri, rue, crie, tricrac, archer, Cythère, liier, cruche, carte, ire, chèvre, Utrecht, here, ure, ruche, eue, chute, recluse, tarte, ruche, tarière, chaire, charrette, acte, archi, recteur, crèche, cuir, tact, et, chair, trait, écriture, heure, race, Thrace, Turc, artère, tarie, échec, tache, tart, hâle, carie, trace, char, charretier, achat, tartre, ut, rê."

Noch in der ganzen Stadt noch eine so glückliche Frau, wie Madame Saint-Aymar, so war es sicherlich Mademoiselle du Berger.

Endlich war es Sonntag; die Messe sängt an; die Sonne steigt höher; man setzt sich zu Tisch, es schlägt Zwölf, es schlägt Eins; endlich kommt die Stunde der Vesper. Alles in der Stadt beginnt, sich nun in Bewegung zu setzen; alle Equipagen fahren vor, es scheint, als solle die Promenade glänzender werden als je. Und Jedermann fragt sich: „Was wird die arme Saint-Aymar anfangen? Wird sie das blaue Kleid der Präsidentin anziehen? Wird sie sagen lassen, sie sey unpaß?" Inzwischen kommt die Präsidentin an, im rothen Kleide, die Pferde mit den gelben und weißen Geschirren. Jedermann bewundert die Harmonie der Equipage und des Putzes der Dame, alle Frauen klagen laut: „Ach, die arme Saint-Aymar!" Aber, Erstaunen über alles Erstaunen! in dem Augenblick, wo man abfahren will, erscheint die hübsche Saint-Aymar und setzt sich in ihren Wagen ein, neben die Präsidentin; und nicht, wie sie die ganze Stadt erwartet hatte, in einem blauen und schwefelgelben Kleide, sondern in einem rothen und weißen, aber in welch einem Roth, in welch einem Weiß! und nun so stolz, so triumphirend, so heiter, so lebhaft, so glücklich, daß ihre schöne Nebenbuhlerin völlig, aber auch völlig in den Schatten trat. Man giebt das Zeichen, die Promenade beginnt; die Geschirre machen einen Effekt, der sich nicht beschreiben läßt. Die Präsidentin wußte sich vor Zorn und Aerger kaum zu lassen. — Die Saint-Aymar grüßte rechts und links, für war die Liebenswürdigkeit selber, sogar gegen ihre Rivalin — es war eine wahre Lust, zu sehen, wie sie das liebliche Köpfchen bald hier-, bald dorthin neigte; eine grün und weiße Feder prangte darin: ihr Anblick geschmackvoller Putz, der Madame Darcy ganz stehte.

Der Abend kam; die Geschichte des Leinwandkleides der Mademoiselle du Berger rückte heran; die ganze Stadt erstaunte über ihre Geschicklichkeit, daß sie das schwierigste aller Logogryphe gerathen, und bewunderte sogar auch höchlich jene Verse, die sie ganz allein für den Mercure de France verfaßt hatte, und die er bisher immer noch auf's unverzeihlichste verstumm hat, der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Le mot de votre énigme est architecture;
J'eus à le deviner beaucoup de tablature.

Das Lösungswort des Räthsels ist Architektur;
Mit großer Müh' und Noth kam ich ihm auf die Spur.

Als sich Saint-Aymar wieder in seinem Zimmer befand, sirb er sich die Hände und sagte: „Haar' ich doch nie gedacht, daß es ein so nützlich Ding wäre, Logogryphen zu rathen."

Er war das Jemmal im achtzehnten Jahrhundert beschäftigt, einer

Digitized by Google

Epoche, die die sechzig Bände Voltaire's, drei bis vier Theile der Encyclopädie und Buffon's Naturgeschichte verwegebracht und Rousseau und Diderot, die verdammt, leidenschaftlich, philosophisch und revolutionnair gewesen, Alles verstanden hat — nur Eines nicht; man bekenne sie, die arme — nur Eines nicht, nämlich ein Journal zu schreiben.

J. Janin.

Griechenland.

Die Kravarioten in Griechenland.

In einem Französischen Journal befand sich neulich folgende, an und für sich nicht unmerkwürdige, besonders aber auch insofern lehrreiche Mittheilung, als sie ein Beweis ist, wie wenig man die heutigen Bewohner Griechenlands nach Einem Maßstabe messen und dabei gleichsam über Einen Leisten schlagen dürfe. In dieser Beziehung hat Fallmerayer mit seiner bekannten Hypothese Recht, als er sie auf die unzähligen Durchzüge und Einwanderungen fremder Stämme in Griechenland seit dem vierten Jahrhundert n. Chr. gründet; aber die Hypothese selbst begründet er dadurch nicht, daß nämlich alle Griechische Nationalität in Folge jener Durchzüge und Einwanderungen vernichtet worden und untergegangen sei. Die Annahme, daß diesem also seyn könne und fast seyn müsse, liegt freilich nach den bloßen historischen Ueberlieferungen aus der Vergangenheit sehr nahe; aber gleichwohl schließen diese Ueberlieferungen die Annahme einer Erhaltung der Griechischen Nationalität in einzelnen Gebirgsstrichen und auf den Inseln Griechenlands keineswegs aus, und die Wahrnehmungen der Gegenwart rechtfertigen auch diese Annahme auf mancherlei Weise. Wenn der Beweis, dem Gegentheile der entnommen, für diese Annahme spricht, so redet auch das Folgende diesem Beweise das Wort.

„Warum bin ich nun gezwungen, — also lautet diese Mittheilung — neben diesen Charakterzügen unter den Bevölkerungen des heutigen Griechenlands auch von den Sitten der Kravarioten zu reden! und wohin soll ich die Farben nehmen, um ihre Gemeinheit und Feigheit zu malen? Die Kravarioten, deren Name schon eine Beleidigung ist, wie der der Stinkenden für die nördlichen Koker (Ὀζάνες, im alten Griechenland), denen Zeus geholfen sind, bewohnen diejenigen Gegenden, wo die Arkadier; aber sie unterscheiden sich von diesen auf eine so auffallende Weise, daß man sie als eine andere Menschenart ansehen könnte. Arm in Folge des Bedens, den sie bewohnen, hätten sie sollen tapfer seyn, wie andere Bergbewohner in Griechenland; aber statt dessen werden die Kravarioten von Kindheit an zur Bettelei erzogen, die für sie eine unerschöpfliche Quelle des Genusses ist. Räuberei schließen sich unter ihnen diejenigen Familien, welche verwachsene und verstümmelte Kinder haben; sie betrachten das als eine Gunst der Vorsehung, was unter uns den Aeltern so viele Thränen kostet, die der Himmel in ihren Kindern beschert. Ein Blinder gilt Jenen als ein Geschenk Gottes; ein Einbändiger, ein Lahmer, ein mit der Englischen Krankheit Behafteter wird mit Freuden Vielen angeschafft. Aber nicht alle Familien solche Vorzüge besitzen, obgleich man bemüht ist, die Kinder zu verstümmeln oder ihre Glieder zu verrenken, so weit man sich, in Ermangelung solcher Felder der Oeffnung, andere Verbrechen vorübergehender Art anzueignen. Die Kravarioten verstehen es, sich mit Eisenspitzen den schwarzen Staar anzubringen. Andere üben sich, um verstümmelt zu scheinen; Alle aber wissen sich mit Wunden und Schwären aller Art zu bedecken, und die Bettelei ist bei ihnen auf den höchsten Grad der Vollheit gestiegen. So verwachsen, entstellt und elenderzeugt, verlassen die Kravarioten jedes Jahr in ganzen Haufen ihre Berge und zerstreuen sich dann nach allen Richtungen hin, um die Almosen zu sammeln, deren sich Jene in der wärmern Jahreszeit spenden soll. Konstantinopel, Kumelien, die Inseln des Archipels, der Peloponnes und Epirus stehen diese Banden von lästigen Bettlern eben so regelmäßig kommen, als die Heuschrecken und andere Insekten, welche das Land verwüsten. Betteln mit Lumpen, Kinder und sie an den Thoren gegen Geld vermiethen, das sind die Künste der Kavarnesaraie. Ich habe sie auf den Inseln von Kreta und Sta. Maura kreischen hören; und man kann nicht zweifeln, daß sie auch nach Europa selbst sich wagen würden, wenn nicht die Sanitätsgesetze sie von diesem zurückwiesen. Unter die Türkischen Herrschaft, welche von Allem Gutem zu lieben wußte, waren diese herumirrenden Kravarioten mit manchen Anschauungen und Aussprüchen ausgeregt. Die Türken lauerten ihnen, wenn sie auszogen oder wenn sie zurückkehrten, auf, um auf irgend eine Weise sie zu brandschatzen und um sie essen zu betrauben; an Brücken und an Thälern mußten sie eine Art von Durchs- und Uebergangszoll reichen, und die Primaten von Kravari zahlten dem Pascha von Janina eine jährliche Abgabe, weßhalb er, als Oberaufseher der Straßen und Wege, ihre Bettler beschützte. Trotz dieser Maßregeln von ihrem schändlichen Erwerbe, ist es doch geschehen, daß die Kravarioten, und besonders die Ansässigen ihrer Bettlerhaufen, wenn sie nun einige Jahre umhergezogen waren, sich so viel erworben und erspart hatten, daß sie später ein ruhiges und selbst angenehmes Leben führen konnten. Es hat auch nicht an Beispielen gefehlt, daß Einzelne, in Folge der Beerdung ihrer verstorbenen Kameraden, wahrhaft reich geworden waren, so daß man an einzelnen Orten des Gebietes Kapitalisten von fast zweihunderttausend Piaster antraf. Auch fand man in manchen Häusern ihrer herausgekommenen Bettler eine Art von Luxus; andere führten den Titel Archonten, nachdem sie lange Zeit für Taugenichte und Schurken gegolten hatten, und nahmen einen herrschsüchtigen Ton gegen die an, welche das Unglück oder eigene Verschwendsucht in ihren Staaten machte."

„Indem ich über die Ursachen der sittlichen Ausartung der Kravarioten nachdenke, finde ich besondere Gesichtspunkte an ihnen, welche sie von den Kretikern und den Griechen überhaupt unterscheiden. "Wäre es nicht möglich, daß unsere unter den Revolutionen, welche diese Gegend heimgesucht haben, die Eingeborenen des Oeta dergestalt durch dieselben geschwächt worden, daß sie ihren Urtypus gänzlich verlernen, indem sie sich mit fremden Horden verschmolzen? Wäre es nicht erlaubt, zu glauben, daß dieser Stamm von Bettlern die Nachkommenschaft irgend einer Kolonie von Zigeunern sey, welche zu einer nicht mehr zu bestimmenden Zeit das Christenthum annahmen? — Die braune Gesichtsfarbe, ihr grader traurig ernster und magerer Anseher, die Lebhaftigkeit ihrer Augen, ihre natürliche Neigung zu einem wandernden Leben, die Gleichgültigkeit gegen Verachtung, die sie trifft, ihre gemeinen Neigungen, ihre Liebe zum Luxus, wenn sie reich geworden sind, — diese charakteristischen Eigenheiten der Kravarioten lassen mich jene Vermuthung aussprechen. Wie unter den Zigeunern findet man auch bei ihnen manche schöne Frau von einer Unthätigkeit unter dem weiblichen Geschlechte der Kravarioten im Allgemeinen. Indeß muß zu Gunsten dieser bemerkt werden, daß sie nicht den schändlichen Abergiauben der Zigeuner theilen; ihre Gebräuche sind christlicher Art, und manchmal hat man sie ihrem Hunger mit den Resten kranzgewesener und gesalbener Thüren sättigen sehen. Wenn den Kravarioten von ihren Nachbarn Gemeinheit und Feigheit vorgeworfen wird, so ist dieses nur zu wahr, und ich muß gestehen, daß in dieser Hinsicht und in Betreff ihrer unedlen Sitten die Kravarioten eine ganz unvergleichliche Völkerschaft bilden."

Mannigfaltiges.

— Gregor XVI. Bei großen Festlichkeiten zeigt sich der Papst auf einem von zwölf Männern getragenen Thron; über seinem Haupte wird ein sammetbedeckt getragen, um ihn vor jeder Unbill zu schützen. Und die vornehmsten Civil- und Militair-Beamten, und das Ganze ist von einer überaus imposanten Wirkung. Im Uebrigen zeigt sich der Papst in der größten Einfachheit; Gregor XVI., der jetzt regiert, hat noch ganz die einfachen, ja strengen Gewohnheiten beobehalten, die er im Leben der Camaldulenser, dem er angehört, angenommen hatte. Seine Thätigkeit ist groß. Er nimmt nur selten Visite und Geschenke; nie schlägt er eine Audienz, um die ein Fremder bittet, ab; oft empfängt er stehend und weiß sehr gut die ihm Vorgestellten in eine behagliche Stimmung zu versetzen. (Hausez, Voyage d'un Exilé.)

— San Marino. Die undenkenklichste und doch dauernßte aller Republiken, San Marino, zeigt noch ganz dieselbe Bauart, die ein Maurer im vierten Jahrhundert ihr gab. Den Anfländen, Verbannungen, Revolutionen, ist in dieser abgelegenen Felsen-Aerie, in der Nähe der Adria, ist eine Nationalgrabe, ihre Hauptstadt liegt auf einem hohen und steilen Felsen; zwei oder drei Dörfer, welche denselben umgeben, bilden den ganzen Umfang ihres Bezirkes. Man streitet sich in San Marino, aber man verdammt sich nicht; ein Jeder glaubt hier zu herrschen, obgleich auch hier, wie überall, einige geschickere und klügere Personen gewonnen die Macht an sich reißen. Die Kenntniß der bort obwaltenden eben so viel Steinern bezahlen, wie in anderen Staaten, und die Lage der Einzelnen ist von der in anderen Ländern nicht verschieden. (Hausez. Voyage d'un Exilé.)

— Kenn, Bischof von Bath. Als Karl II. und sein Hof nach Winchester zogen, bezeichnete man das Haus des Doktors Kenn als einen passenden Aufenthaltsort für die Mistreß Nell Gwynne, die Geliebte des Königs; allein der Doktor erklärte deutlich, daß er für die Maitresse keine Wohnung habe. Als man dem Könige die abschlägige Antwort des Doktors der Theologie überbrachte, sagte er: „Je nun! so mag sich die Nell anderswo in der Stadt nach einer Wohnung umsehen." Aber die Hof-Geistlichen waren über das seltsame Benehmen des Doktors Kenn sehr entrüstet, und sie beschlossen, denselben wie zu einem Bischofs-Sitze gelangen zu lassen. Wie einige Monate darauf das Bisthum Bath neu zu besetzen war, schlug der Minister einige von den frommen Geistlichen vor, die sämmtlich ihren Willen gegen den unbestechlichen geistlichen Bruder laut zu erkennen gegeben. Aber der König erkundigte sich nach dem Namen des kleinen Doktors Kenn, und Winchester, welche ihre Nell Gwynne sein Haus zu öfters verweigert, und als man ihm an den Doktor Kenn mahnte, sagte er: „Gut, diesen ernennen ich hiermit zum Bischof von Bath; ich hatte mir gleich vorgenommen, ihm den ersten vakanten Bischofs-Stuhl einzuräumen, und wäre es auch der von Canterburg gewesen." Derselbe Bischof Kenn that jeden Morgen das Gelübde, sich an dem heutigen Tage nicht zu verheirathen. Sein Freund Evelyn schrieb, der ihn immer des Morgens zur Frühstückszeit zu besuchen pflegte, sagte ihm oft nach, ob er diesen Morgen schon sein Gelübde ausgesprochen; darauf erwiderte Jener immer: „Mein Freund, Du fragst nach etwas, was schon längst geschehen!" (Omniana.)

— Volksbildung auf den Azoren. Capitain Weir erzählt, ein sichtlicher Beamter habe es nach seiner Ankunft auf den Azorischen Inseln für nöthig erachtet, so zeitig als möglich mit dem Werk der Reform und Verbesserung daselbst zu beginnen; er habe daher eine Verordnung zu diesem Zwecke erlassen und dieselbe in verschiedenen Theilen der Hauptstadt anschlagen lassen; einer seiner Kollegen aber, der besser mit dem Charakter seiner Landsleute bekannt gewesen, habe, als er dies gesehen, zu ihm gesagt: „Mit dieser Art der Mittheilung werden Sie wenig ausrichten; Sie hätten die Proclamation lesen, sie zum Theil sich oder Arabisch ablassen können, denn wir haben nur zwei Frauen und einen Mann auf der Insel, die lesen können."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Freitag den 15. Mai 1835.

Spanien.

Bartolomé de Las Casas.

(Nach Quintana's Biographieen berühmter Spanier.)

Bartholomé de Las Casas wurde ums Jahr 1474 zu Sevilla geboren. Er entstammte einer Französischen Familie, die sich seit Sevilla's Eroberung dort niedergelassen hatte und zur Belohnung für ihre Kriegsdienste gegen die Mauren von Ferdinand dem Katholischen mit Ländereien beschenkt worden war. Auf der Universität Salamanca, wo der junge Las Casas studirte, hatte er einen Indianischen Knaben, den ihm sein Vater — einer von Columbus' Gefährten auf dessen zweiter Reise — aus Amerika mitgebracht hatte — als Bedienten bei sich. Der künftige eifrige Vertheidiger der Indianischen Freiheit fing also damit an, daß er sehr über einen Sklaven von Indianischer Race gebot. Diese knabenhafte Prahlerei dauerte aber nicht lange, denn die Königin Isabella ließ ein Edikt ergehen, kraft dessen alle nach Spanien transportirte Indianer bei Todesstrafe in Freiheit gesetzt und auf Kosten ihrer Herren in ihr Vaterland zurückgebracht werden sollten. *)

Als das Las Casas seiner Studien vollendet hatte und Licentiat geworden war, begleitete er den Comendador Ovando nach Hispaniola. Acht Jahre später empfing er die Priesterweihe, und bald darauf nahm ihn Diego Velasquez mit nach Cuba, wo er den Indianern das Christenthum predigte und dadurch öfter Gelegenheit hatte, die Erzesse der blutdürstigen und ländersüchten Eroberer (conquistadores), wie sie selbst sich nannten, zu bekämpfen. Die Indianer, welche sahen, wie sehr der junge Priester ihre Sache sich angelegen sein ließ, und in welcher Ehrfurcht er bei seinen Landsleuten stand, gehorchten ihm bald mehr als allen Uebrigen.

Der folgende Zug kann uns einen Begriff davon geben, wie unmenschlich die Spanier in Cuba hausten. Sie waren auf ihren Streifpartieen durch die Insel in den Distrikt Camagüei gekommen. Eines Tages machte der Trupp, bevor er ein Dorf, Namens Caonao, erreichte, bei einem Bache Halt, an dessen Rande vorterrliche Schleifsteine lagen. Hier wetzten Alle ihre Schwerter, als wüßten sie schon vorher, welchen verhängnißvollen Gebrauch sie bald davon machen würden. Dann zogen sie in das Dorf ein; die Indianer begrüßten den Europäischen Räubertrupp mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit, reichten ihnen Früchte und kauerten sich dann am Boden nieder, um ihre so fremdartig aussehenden Gäste gemächlich zu beschauen und jede Bewegung der Pferde zu beobachten. An zweitausend Indianer sollen auf jenem Flecke versammelt gewesen seyn. Velasquez saß zu Pferde, als das Lager führte nach seiner Gewohnheit die Oberaufsicht über die Vertheilung der Nationen. Plötzlich zieht ein Spanier seinen Säbel, die anderen thun ein Gleiches, und die ganze Schaar fällt über die Indianer her, sie verwundend und niedermetzelnd. Vor Schrecken gelähmt ließen die armen Geschöpfe sich in Stücke hauen, und nur wenige versuchten zu entfliehen, Manche spielte bei dieser Gräuelscene den ruhigen Zuschauer; allein Las Casas stürzte sich mit denen, die ihm zunächst standen, mitten in das Gemetzel, dem er nicht ohne große Anstrengung Einhalt that; aber leider war schon großes und unheilbares Uebel geschehen. Das Mitleid und Grauen, welches diese schreckliche Begebenheit in der Seele des edlen Las Casas erweckte, war noch lebendig genug, als er funfzig Jahre später eine herzzerreißende Schilderung davon niederschrieb.

Wie groß aber auch der Abscheu war, mit welchem Las Casas solche Unmenschlichkeiten ansah, so hatte doch der Eifer unseres guten Geistlichen für die Sache der Eingeborenen noch nicht den Grad erreicht, daß er sich überzeugt hätte, sie seyen zur Befreiung vom Sklavendienste berechtigt. Er selbst sagt in seiner Geschichte mit jener edelt Aufrichtigkeit, die ihn immer charakterisirt hat: „In diesem Punkte war der gute Vater so blind wie seine Beichtkinder." Während er aber auf seine Pflicht-Predigten sich vorbereitete, fesselte das IXte Kapitel des Buches der Weisheit, besonders Vers 18—22, seine Aufmerksamkeit. Die strengen Vorschriften der Gerechtigkeit und Menschenliebe, die er hier vorfand, prägten sich so tief in sein Herz und brachten eine so große Sinnesänderung in ihm hervor, daß er von Stund an glaubte, es sey eines Christen und besonders eines Geistlichen unwürdig, sich von dem Schweiße und Blute unglücklicher Geschöpfe zu bereichern, die von Fernden, welche kein anderes Recht an sie haben, als das Recht des Stärkeren, zu Sklavendiensten gezwungen werden. Sogleich entschloß er sich, seine eigenen Ländereien und Indianer an den Statthalter zurückzustellen.

Dies war ein noch nicht erhörter Fall. Velasquez stannte um so mehr, als man glaubte, Las Casas liebe das Geld. Er sprach wohlmeinend zu Las Casas: „Vater, bedenkt, was Ihr thut, damit es Euch nicht später gereue. . . . . Ich gebe Euch vierzehn Tage Bedenkzeit, und dann mögt Ihr mir Euren Entschluß mittheilen." — Er dankte für Euren guten Willen, Señor", versetzte Las Casas, „aber erbaut nur die vierzehn Tage als verstrichen an. Sollte ich je einmal Reue fühlen und Euch mit blutigen Thränen bitten, mir meine Indianer zurückzugeben, so strafe Euch Gott, wenn Ihr's thut."

Von jetzt an predigte er so frei, als er gewissucht hatte; er führte den Kolonisten ihre geistige Blindheit zu Gemüthe, sprach gegen die Ungerechtigkeit der repartimientos (Austheilung an Sklaven, die Jedem zutheilen) und sprach denen, welche selbst Indianer als Sklaven unterbieten oder Anderen zutheilten, jede Hoffnung auf die ewige Seligkeit ab. Mit nicht geringem Staunen horchten die Kastillianer einer neuen Lehre, die ihren Meinungen und Interessen schnurstracks entgegenlief. Als seine eigene Verzichtleistung auf Indianische Sklaven bekannt ward, verwunderte man seine uninteressirte Spitzfindigkeit, ohne sie jedoch nachzuahmen. Keine Indianer als Sklaven gebrauchen, hieß bei den Spanischen Ansiedlern so viel, als kein Bier halten dürfen.

Las Casas war jedoch nicht der Einzige, der die Rechte der Indianer in Schutz nahm. Sämmtliche Dominikaner — in Europa die genauesten Verfolger aller Ketzer und Ungläubigen — hatten in Amerika diese menschlichen Grundsätze angenommen, während die Franziskaner — vielleicht aus bloßer Rivalität — steif und fest behaupteten, die außerordentliche Unwissenheit und geistige Trägheit der Urbewohner machten die Sklaverei zur nothwendigen Bedingung ihrer künftigen Civilisation.

Im Jahre 1513 kam Las Casas zum ersten Male wieder nach Spanien, um die Sache jener unglücklichen Opfer Europäischer Raubsucht zu vertheidigen; und im folgenden Jahre, nach Ferdinand's Tode, fand er in Kardinal Ximenez, der damals Regent war, einen Staatsmann, der den Gegenstand aus höherem Standpunkt zu betrachten vermochte. Der Kardinal ernannte Las Casas förmlich zum Protektor der Indianer und übertrug ihm die Entwerfung eines Verwaltungs-Plans, welcher die Freiheit und gute Behandlung der Indianer mit den vernünftigen Interessen der Kolonisten verbinden sollte.

Der Plan wurde vorgelegt und gebilligt. Wenn uns aber die Geschichte erzählt, daß man die Einführung des neuen Systems dreien hieronymitischen Mönchen übertrug, die mit Amerika und den Geschäften der Welt gleich unbekannt waren, so glauben wir nur von einer großen Abgeschmacktheit zu lesen, die einem beschränkten Kloster-Bruder besser anstand als dem Staatsmanne Cisneros.

Der Orden der Hieronymiten wollte auch wirklich im Anfang dieses Amt von sich weisen; allein der Kardinal ließ ihre Einschuldigungen nicht gelten, und endlich wurden unter Leis de Figueroa, Bruder Bernardino Manzanedo und Bruder Alonso de San Domingo zu Statthaltern von Westindien ernannt.

Was uns aber sehr Wunder nehmen muß, ist der Umstand, daß diese drei Mönche drei in sie gesetzten Vertrauens sich vollkommen würdig zeigten; sie entwickelten die Talente wahrhaft großer Staatsmänner. Ihre Korrespondenz mit der Regierung während der kurzen Zeit ihres Amtes ist noch vorhanden, und man staunt über die weise Mäßigung und Geschicklichkeit, mit der sie zu Werke gingen, über die vielen und trefflichen Reformen, die sie vorschlugen. Bis dahin war die neue Welt noch von Keinem so weise und unbefangen regiert worden. Die Unterdrückung, deren in der Nachfolge der Cisneros fällige, entbehren jedoch die drei ehrwürdigen Mönche ihres Amtes, und sie kehrten mit unbefleckten Gewissen in ihre Zellen zurück.

Allein unserem glühenden Protektor der Indianer wollte es nie einleuchten, daß zu Abschaffung von Mißbräuchen Klugheit und Mäßigung erforderlich sind, wenn das Heilmittel nicht schlimmer werden soll, als die Krankheit selbst. Mit dem ungestümen Wirken der Hieronymiten unzufrieden, kehrte er nach Spanien zurück, um rascheindernde Maßregeln zu ersehen. Karl V. und seine Flamändischen Minister hörten ihn günstig an, und noch jetzt bewahren die Spanischen Archive ein Denkmal seiner neuen Plänes zum Besten der Indianer.

In diesem Plane machte er mehrere Vorschläge, wie man das Schicksal jenes Volkes erleichtern und ein gänzliches Aussterben verhindern könne. Man möge, sagte er, Kastilianische Bauern nach den Inseln schicken, damit sie dieselben bevölkerten und anbauten; auch könnte man wohl den Spanischen Ansiedlern die freie Einfuhr von Negern

*) „Wer", sprach Isabella, „hat dem Christen die Erlaubniß gegeben, meine Vasallen als Sklaven zu behandeln?"

Digitized by Google

erlauben, welches trägliige Volk den harten Arbeiten in den Zucker-Plantagen und Bergwerken besser gewachsen sey, als die schwachen Amerikaner. Diesen letzteren Vorschlag verdammt aber Las Casas selbst in seiner spätern Geschichte, worin er bittere Reue darüber ausspricht, „weil", so sagt er, „von den Negern dasselbe gilt, was von den Indianern." Er beklagt überhaupt an mehr als einer Stelle die Leiden und die schlechte Behandlung der Neger.

Den ersten Vorschlag, erprobt von Indianern zuerst; allein Las Casas, zu schlicht und bieder, als daß er jemals schönen Worten mißtrauen konnte, ließ den seinem Agenten sich täuschen. Dieser stach, ohne des Waters Wissen, mit dem gewordenen Bauern in die See und führte sie nach Hispaniola, wo man jenen Projekte des Las Casas eifrig entgegen arbeitete. Als daher der Letztere auf jener Insel ankam, fand er die Bauern noch allen Mißhandlungen preisgiebt und nicht etwa als Ackerleute.

Las Casas verzweifelte jetzt ganz daran, in den Kolonieen etwas ausrichten zu können, und wollte demgemäß eine eigene Kolonie gründen. Nach langen Unterhandlungen mit der Regierung wurde zuletzt Folgendes beschlossen:

„Las Casas verpflichtete sich, binnen zwei Jahren einen Strich von ungefähr 1000 Leguas an der Küste Terrafirma's zu unterwerfen und anzubauen; die Königliche Schatzkammer sollte von den Contributionen der Indianer in den ersten drei Jahren 15,000 Dukaten bekommen, welche Summe im Verlaufe von 10 Jahren stufenweise bis auf 60,000 erhöht werden sollte. Er erbot sich, jenem Lande alle die Eingeborenen zuzuschicken, welche die Castilianischen Sitten fortgeschritten hatten, und ihnen einige Indianer aus Hispaniola als Begleiter mitzugeben. Auch wollte er Kastilianische Bauern und eine Anzahl Dominikaner und Franziskaner mit sich nehmen; die Indianer sollten als Dolmetscher dienen, die Bauern das Land bebauen und anbauen, die Mönche die Eingeborenen bekehren. Endlich gebachte Las Casas, eine Stadt von 300 Bürgern zu bilden, die sich ihm selber, nach Art der Ritter von Calatrava, weiße Kleidung mit rothem Kreuz tragen sollten. In dieser Kleidung, hoffte er, würden sie den Eingebornen als eine von den Spanischen Unterdrückern verschiedene Menschengattung erscheinen. Für diese Elite verlangte er viele Privilegien, vornmter auch das Recht, Panzer und goldene Sporen zu tragen."

(Schluß folgt.)

England.

London, Paris, Brüssel und Haag.

(Schluß.)

In topographischer Hinsicht bietet Brüssel dieselbe Mannigfaltigkeit oder vielmehr denselben Kontrast dar. Der obere Theil der Stadt ist gesund und warm, der niedere hingegen feucht und kalt. In Mittelpunkte des höchsten Theils der Stadt liegt der Park mit den anstoßenden Gebäuden und Palästen, bewohnt von der Aristokratie der modernen Welt, von den Banquiers der Diplomatie und den ausgezeichneten Fremden oder vielmehr den reichen Reisenden. Steigt man von dem Abhang des Hügels ein wenig hinab, so befindet man sich im Centrum der handeltreibenden Welt; hier steht man inzwischen Straßen, die Saint-Honoré und Palais Royal ähnlich sind. Ganz unten, dem Berge, auf dessen Rücken Brüssel zu ruhen scheint, eröblickt Du die alte Flamändische Stadt, die Stadt mit den alten Gebräuchen, wo man ein besonderes freischendes Patois spricht, wo das Französische sammt der neueren Civilisation verabscheut wird und wo die Kleidertracht selbst etwas von ihrer ursprünglichen Einfachheit und Raubheit beibehalten hat. Endlich im Süd-Westen der Stadt begegnet Du einer Kolonie von Lüttichern und Namürensern, thätigen, robusten und auf ihr Interesse bedachten Leuten, die Waffeneisen sp.ecken. In den ungesunderen und entlegensten Quartieren trifft Du auch noch den armen Theil der Israelitischen Bevölkerung der Stadt an. Versuche es nun einmal, lieber Leser, Dir eine Vorstellung aus diesen so verschiedenartigen bunten Roçen herauszubilden; versuch's, wenn Du's kannst, alle ihre mannigfachen Physiognomieen zu entwirren, oder diese Babylonische Sprachverwirrung auf ein Idiom zurückzubringen. Du würdest hiermit gerade so viel leisten, als Einer, der es versuchen wollte, diese mannigfachen Glocken und Glockenstille, die Dome, Thürme und Portemänden, die Du in dem Panorama von Brüssel erblickst, auf eine Regel und ein System der Architektur zurückzuführen.

Nun betrachte man einmal Brüssel in Hinsicht seiner Moral. Welche seltsame Kontraste! Brüssel ist eben so wohl die moralischste als die unmoralischste aller Hauptstädte in Europa. Kaum kommst Du in die Stadt hinein, so eilen Männer in Blousen auf Dich zu als Wirthshäuser der Nationalität, die Dir Anerbietungen machen, welche Dich empören; begiebst Du Dich hierauf aber in irgend ein Wirthshaus, so mußt Du erstaunen, welcher Anstand, welche Zurückhaltung und selbst Sprödigkeit hier herrschend sind. Ich habe in Brüssel einen Gastwirth gesehen, der sich weigerte, zwei Damen aus Paris in sein Haus aufzunehmen, weil er ihre Tugend für verdächtig hielt. Wenige Augenblicke nachher aber, als ich auf dem großen Platze spazieren ging, mußte ich zu meinem höchsten Erstaunen Zeuge der verwortensten Frechheiten und Zügellosigkeiten seyn. In den meisten Häusern der Brüsseler Bürger ist überall von nichts Anderem, als von Ordnung, Sparsamkeit, der patriarchalischen Einfachheit, Klugheit und den allgemeinen häuslichen Tugenden die Rede. Geht Du dagegen wiederum im Park ein wenig spazieren, so erblickst Du eine ganze Masse von Damen, die in ihre Kaillés (schwarzseidene Mäntel) bis über den Kopf tief eingehüllt sind, und nun frage Dich einmal, was jene Frauen in halbem oder ganzem Inkognito weit lber zu thun haben.

Seit den Juli-Tagen hat die zweideutige Physiognomie von Brüssel nichts weiter als einen großen allerschlechten revolutionnairen Anstrich bekommen. Sonst ist überall dieselbe Mischung, dieselbe Verwirrung in Sprache und Ideen bemerkbar geblieben. Ein Lesekabinet nennt sich in Brüssel Reposoir, oder so Aehnliches, ein Französirtes Englisches Wort, das weder Englisch noch Französisch ist. Ueberall findet sich dasselbe Chaos in der Bevölkerung und in dem fremdartigen Patois wieder, überall dieselbe Verschmelzung aller Stile und Systeme in der Architektur; zwei enge, krumm zugehende Gäßchen münden sich dort in eine rechtwinklige gerade Straße, hier ist ein Monument vom Mittelalter hr, von zwei Schritten aber kommt man plötzlich in modernstem Jahrhundert eingeschlossen. Andererseits steht Du hier die große Kasmaschen der Flamändischen Landpächter mitten unter den modernen Stiefeln der Englischen Dandys, zwischen den glänzenden Waarenlagern der Juweliere, der Bijouteries und Modehändler befinden sich dort weite die Zwischenräume, verlassene Hotels und unbewohnte Häuser; selbst in den Mitte der gebräuchlichsten Theile der Stadt trifft man auf ganze melancholisch düstere Quartiere; endlich findet Du Schutthaufen, niedergebaume Bäume und zertrümmerte Gitterfenster neben einem Palaste mit Stuckatur-Arbeit.

Die Tugenden der Brüsseler sind von derselben Art; es ist schwer, sie zu charakterisiren, die Bürger von Brüssel geben zwar Almosen, aber sie bringen niemals Opfer dar. Man kann über weder Verschwendung noch Leichtsinn zum Vorwurfe machen; aber es hält auch schwer, ihnen großmüthige Eigenschaften anzudichten. Sie erlauben Dir gern, ihre Gemälde-Gallerie zu bewundern, aber das ist auch Alles. Man weiß gar wohl, daß die kaufmännische Erziehung nicht eben dazu geeignet ist, große Ideen und Neigungen in Dir zu entwickeln; auch besitzen die Kardinal-Tugenden in den Augen eines echten Brabanters, eines Kaufmannes von altem Schlage, in nichts Anderem als Sparsamkeit, Klugheit, Politik und Berschwiegenheit. Ich erinnere mich, als ich in Brüssel war, mehrere Kaufleute zwei Stunden lang über diese wundervaren Eigenschaften sprechen gehört zu haben. Man hielt sich an die Kinderein für einander, und Jeder sagte: „Ich bin ein ehrlicher Kerl", sagte der Eine, „um die Klugheit, wissen sie wohl? Es ist eine wunderbare Eigenschaft, nicht wahr?" Im Allgemeinen ist es leicht zu bemerken, daß alle Phrasen des echten Flamänders gewöhnlich mit einem Fragezeichen schließen, denn er bedarf stets der Begutachtung seines Mitbürgers, indem er zu seiner eigenen Persönlichkeit zu wenig Zutrauen hat.

Was endlich die Literatur betrifft, so läßt sich leicht errathen, daß sie in einem Lande, das auf der einen Seite von Deutschland und auf der anderen von Frankreich südlich und nördlich eingeschlossen ist, und das nicht einmal, wie Holland, den geringen Vortheil hat, eine Seemacht zu besitzen, daß sie in einem solchen Lande, sage ich, wohl nicht gut gedeihen kann. Denn wenn Schottland, trotz seiner abhängigen Lage, noch seine eigene energische Literatur besitzt, so ist dies nur deshalb der Fall, weil das Land von anderen isolirt und nicht allen Nationen in der Welt zugänglich ist, um, wie Brüssel, zum allgemeinen Absteige-Quartier zu dienen. Belgien hat man in Belgien eine große Menge Französischer Buchhändler, die sich in Belgien niedergelassen haben, seitdem die Trümmern des Französischen Verkehrs. Ein Buch, das dem Französischen Buchhändler 80 Prozent dringt, wirft dem Belgischen Nachdrucker leicht 100 Prozent ab. Mächte Belgien nicht durch die Französische Presse mit allerlei demoralischen Ideen und Gesinnungen, mit Ideen der Begeisterung und der Ehre, mit Ideen, so wünschen wir, die Intelligenz in diesem Lande gar schlimm aufstehen. Es würde ihm dann nichts mehr übrig bleiben, als seine Industrie, aufrecht erhalten durch den großen Geist der Ordnung und, wie man hinzufügen mi ß, durch die Redlichkeit eines großen Theiles seiner Kaufleute.

Als wir im Haag ankamen, sagte mir ein Führer: „Sehen Sie wohl? Dieß Hauptstadt hier ist rein." Unsicher war, was Washington in den Vereinigten Staaten ist, der Mittelpunkt der Regierung, nicht aber des Verkehrs, das ist der Haag für Holland; weder so bedeutet, was das einen unermeßlichen Handel treibende Amsterdam, noch wie Rotterdam mit seinem gewerbthätigen Leben und Leben wegen seiner ausgezeichneten Lage. Der Haag ist eine sonderbare Oase in einem Lande der Bewegung; es herrscht eine gewisse Behaglichkeit und beruhigende Gleichgültigkeit in der Stadt, die seit der Belgischen Revolution nur etwas mehr Leben erhalten, ohne ihren Charakter ganz zu verändern. Der Handel begünstigt den guten Geschmack und die Eleganz nur in untergeordneter Weise, und so hat sich diese Stadt, die weder eine Stadt, noch ein Dorf ist, leichter einer Civilisation des Standes und der Höflichkeit überlassen.

Die Städte in der Umgebung des Haag, die herrlichen, obgleich auf flachem Boden gelegenen Landschaften, die nach der Stadt hinführen, gewähren, wenn nicht einen grandiosen, doch einen Anblick, würdig der Begrüßerung der Monarchen's und der Botter's. Gegenwärtig ist Haag von fremden überschwemmt; von allen Geschäften, die man heutzutage unternehmen kann, ist vielleicht (mit Ausnahme der Directien des Pariser Opernhauses) das gewinnreichste das eines Gastwirths in den Niederlanden. Trotz seiner schicksalsvollen Einwohner und seiner berühmten Geschichte, hat Haag von den alten Batavern noch nur den fremdartigen Titel einer Residenz bewahr

pflegt man öffentliche Konzerte zu geben, und die Geschicklichkeit, mit der die Niederländer sich hier in den zwar gekünstelten, aber bequemen Steigen, in den kleinen reinlichen und einfachen Zimmern ergehen, scheint zu beweisen, daß dieselben weit mehr Lebensposie in ihrem Gemüthe besitzen, als sich in ihrer häuslichen Lebensweise und in ihrer Europäischen Stellung kundgiebt. Wenn Du den Boetant besuchst, mußt Du nicht unterlassen, in das „Haus im Busch" zu gehen, in einen Palast, mit dem sich zwar kein Europäischer Fürst vergleichen, der aber jeden Hofgarten für ein trauriges Bedürfniß kündet, hinaus dünkt. Dieß pflegte sich Ludwig Bonaparte zurückzurufen, wenn er sich von den Regierungs- und Verwaltungs-Geschäften erholen wollte. In dem Innern dieses Palastes befinden sich einige der merkwürdigsten Treppaen der Holländischen Herrschaft, große Säle, mit Geschenken von den Kaisern von Japan und Chinas ausgeschmückt.

Ich verweilte die vortrefflichen Gemälde mit den glänzenden Farben, die nur der Perspektive ermangeln; ferner jene Porzellan- und Seiden-Arbeiten aus dem Reiche der Mitte, mit denen es die Europäische Industrie fast überbietet. Wellington und der Kaiser Alexander haben in ihren denselben Sälen gespeist, die Rubens und Jordaens mit allem Zauber ihres Pinsels ausgeschmückt haben. Indessen, wenn es nicht gerade an den Haustagen ist, wo die große schwüle Hitze Dich hintreibt, die dichten kühlen Schatten im Boskant aufzusuchen, so würdest Du doch die ungesunde Feuchtigkeit, die sie um sich her verbreiten, bald drückend finden und Dich sofort nach der Stadt zurückgehen. Wenn es gerade Audienztag ist, so gehst Du geradezu nach dem königlichen Palaste. Der König Wilhelm ist leicht zugänglich und einer der popularsten Monarchen von Europa. Der Anblick des Rubens-Saales wird Dir gar manches Interessante darbieten. Hier stehst Du Teachten aller Art, Trachten, die Dich an die alten Friesen, jene Urväter der modernen Freiheit, erinnern. Ein Genre-Maler, der einer solchen Audienz beiwohnte, würde in diesen bunten Gruppen Materialien zu einem trefflichen Gemälde auffinden. Dort steht Du zwei Fischersleute vom Lande, die ohne Zweifel von den Ufern des Zuyderzee herkommen, und die Deine ganze Aufmerksamkeit verdienen. Die Strümpfe des Mannes sind feuerfarben; seine Schuhe sind unförmlich hoch; eine lange karmirte Weste mit silbernen Knöpfen wird von einem violetten Wamms und kurzen, sehr weiten Hosen sind in großen Falten liegenden Beinkleidern getragen. Der Rut unseres alten Friesen macht sich durch seine breiten Ränder bemerklich genug; ihm zur Seite steht seine vrouw (Frau), in allen Beziehungen seiner würdig. Auch sie trägt rothe Strümpfe mit gelben Pantoffeln. Ihre blaue Jacke (kenau des Alten, das sie trägt, kann man als ihren Mann eine als literarisch gelten) liegt ihr dicht an, die an die Hüften hinab; dann erweitert es sich auf einmal, es bekommt eine außerordentliche Ausdehnung und endigt in der Mitte an den Waden. Die Mühe der originellen vrouw ist ein gigantisches Gebäude; auf ihrer Stirn glänzt eine große goldene Platte, die passender Weise das Diadem der Holländischen Frauen heißt. Um sie her steht die Phalanx der Holländischen Gemälder gebildet; ferner plumpe Bewohner der Insel Texel; Bürger von Gröningen und Rennster; dann gute Holländer von altem Schlage, echte Protestanten bis in das Innerste ihres Gemüthes und gekleidet wie die Zeitgenossen Barneveld's und Huydter's: die Meisten sind reich und breit, macht einen um eine Unterstützung oder um eine Gnade, fordern ihre eigene neu Kapitalien vom Könige vorzuschießen, im Fall er derselben bedürfte.

Und dieser König läßt sich auch feinerseits auf die gutmüthigste und freundlichste Weise zu allen deuen herab, die sich mit ihren Bitten an ihn wenden. Ich habe eines Tages einen Müller aus der Provinz Limburg gesehen, der den schlichten Fuger, weder Franzose, noch Holländer, noch Belgier, noch Deutscher, sondern etwas ganz Absonderliches in seiner Art war; dieser Müller überreichte dem Könige eine Wirthschrift wegen des Neubaues einer Mühle. Durchdrungen von dem Nutzen, den diese Mühle gewähren würde, ist er in seiner Verzweiflenheit ganz unverschämt, und indem er sich gegen den Fußboden verneigte, verfuchte er es auf die unverschämteste und dreuligste Weise, den Monarchen zu übertrugen: „Sie seien wohl, Sire", sagt er, „der Teich ist hier, dort unten der Stall und noch etwas weiter der Ziegelofen. Nun folgen mir Sie. Majestät noch ein wenig weiter. Wollen wir die Mühle dort gegen Osten hin richten, so wäre es ein großer Fehler u. s. w." Der König, der bereits ein wenig ärgerlich, ließ ihm seinen topographischen Plan aufbeben und gewährte ihm diese auf seine Bitte. Ich benutzte keinesweges den Monarchen, der sich solchen lästigen Audienzen hingeben mußte. Wie viele adnere, impertinente und sächerliche Bitten und Beschwerden kommen hier nicht vor, die geringer wären, einen Heiligen zu ermüden und einen Stoiker aus der Fassung zu bringen!

Indeß wollen wir den Holländern Gerechtigkeit widerfahren lassen; ihre Ideen und ihre Sitten ermangeln keinesweges der Poesie. Ich liebe diese öffentlichen von allen Seiten mit Bäumen besetzten Plätze, diese Kanäle, die an denselben vorüber fließen, und diese ganze Mischung von fliegenden Gewässer, grünen Bäumen und ungeheuren Häusern. London und Paris haben ein düsteres Ansehen, weil es ihnen einerseits an Laubwerk mangelt und andererseits die Landes- und Beschaffene zu sehr über einander gehäuft sind. Die Häuser im Haag dagegen sind im Allgemeinen zwar klein, aber so sauber, so anmuthig und lachend, daß der Reisende Lust bekommt, einen von ihnen selbst zu bewohnen. Ein sehr großes Haus ist immer etwas Widriges. In einem solchen müssen meist wildere Familien wie in einem Bienenkorbe mit einander zusammen leben, die sich gegenseitig kreuzen und leicht einander lästig werden. Wie angenehm ist dagegen ein kleines für eine Familie eingerichtetes Haus, wo uns keine Nachbaren über dieselbe ein kleines Garten, eine kleine Laube, wie wohlthuend ist das Gefühl der Häuslichkeit, der Bequemlichkeit und Behaglichkeit, für das Gefühl, das den Holländern mit den Engländern so ganz gemein ist. Was das Grandiose anbelangt, so muß man das bisherige nicht in einem Lande suchen wollen, wo Nichts eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Man kann, nachdem man diese so hübsche, saubere und anmuthige Stadt durchwandert, sich keinesweges darüber wundern, daß man hier in den Museen nichts als Genrebilder, Porträits, das Innere eines Hauses, Küchen nebst Geschirr- und Bildtopfer-Stücken findet. Die Holländische Kunst hat sich auch niemals bis zum Ideal emporgeschwungen. (New Political Weekly Journal.)

Frankreich.

Victor Hugo's neues Drama „Angelo, der Tyrann von Padua." *)

Im Jahre 1833 belehrte Victor Hugo in der Vorrede zu der „Lucretia Borgia" seine Leser, daß die Literatur auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einwirke, und daß jedes literarische Werk eine Handlung sey, die auf die Gesellschaft seinen oder jenen sittlichen Einfluß ausübe. „Das Theater", sagte er, „hat in unseren Tagen eine gewaltige Bedeutung, und mit dem Fortschreiten der Civilisation wird auch seine Wichtigkeit noch immer mehr steigen. Das Theater ist eine Tribune und eine Kanzel; es spricht laut und mächtig zu der Menge. Der Verfasser dieses Drama's weiß sehr wohl, welche ernste und große Sache das Theater ist. Er weiß, daß das Drama, ohne die unpoetischen Gränzen der Kunst zu überschreiten, Forderungen der Nation, der Gesellschaft, der Menschheit zu befriedigen hat. Wenn er jeden Abend eine einflußreiche und hochgebildete Menge, welche Paris zum Mittelpunkt aller Fortschritte macht, vor einem Vorhange versammelt sieht, der sich vor der ganzen Geschichte, den Gesandten und Gesandtinnen öffnet, der sich nächsten Augenblick in die Höhe heben soll, dann kömmt er sich so gering vor bei all dieser Erwartung und Neugier, er fühlt, daß sein Talent Nichts ist, und daß es doch hier Alles sein soll; er befragt sich dann gewissenhaft und sieht über die philosophische Tendenz seines Schaffens Rechenschaft, er ist sich seiner Verantwortlichkeit bewußt, und er will nicht, daß ihm jene Menge eines Tages über das, was er sie gelehrt, zur Rechenschaft fordre. Auch dem Dichter ist eine Sestlorge anvertraut. Die Menge darf das Theater nicht verlassen, ohne eine ernste und tiefe sittliche Lehre mit hinwegzunehmen. Und so hofft auch der Verfasser mit Gottes Hilfe, auf der Bühne immer nur — wenigstens so lange unser jetziges ausschließen Leben dauern — heilsernde und frommende Wahrheiten zu entwickeln."

Dies waren buchstäblich die Worte Victor Hugo's; sie sind am 12. Februar 1833 geschrieben, damit die Nachwelt nicht im Zweifel über seine Absicht bleibe. Es liegt gewiß manches Gute und Wahre in dieser Theorie; wenn man sie aber in die Praxis übersetzen wollte, wenn man den Verfasser über den philosophischen Gehalt seines neuen Drama's befragen wollte, wenn er nun Rede stehen sollte und sagen, wo die belehrenden und frommenden Wahrheiten seyen, die er uns verheißen hat, was wüßte er antworten können?

In seinem Angelo ist nichts Philosophisches zu finden, nichts, was Belehrung und Besserung, ja noch mehr, dem Drama selbst, das seinen Zweck zu haben, und wenn es wahr ist, was Victor Hugo im Jahre 1833 schrieb, daß ein Schauspiel sich stets auf einen sittlichen Gedanken müsse zurückführen lassen, so möchte man wohl fragen, wo in dem „Tyrann von Padua" irgend eine solche Tendenz hindurchblickt?

Nichts ist ein neues Beispiel von dem Mangel an Einheit des Ausspruch, der sich unaufhörlich zwischen den Theorieen und den Werken der dramatischen Neuerer Frankreichs kundgiebt. Dies Drama beweist noch einmal, daß jenes System, das, wie man sich einbildet, zur Natur zurückführen soll, uns gerade immer mehr davon entfernt. Zu Padua hat man eben so wenig wie zu Verona oder an irgend einem andern Orte jemals solche Menschen und solche Sitten gesehen. Hätte sich aber auch die kalte Grausamkeit, welche man uns malt, noch irgendwo anders, als in der Einbildungskraft des Dichters, einmal vorgefunden, so wäre es doch nur eine von den Ausnahmen, welche die Kunst nicht nachahmen soll. Das sind keine Widersachsten der Herzens, sondern Verzerrungen des Gehirns, die keine natürliche Sensibilität, das Gefühl empört und wie ein Alp auf den Nerven lastet, statt die süßen Schauer der tragischen Rührung zu erregen. Das sind nicht mehr jene fesen unserer Gattung, deren Unglück oder Freude unser Mitgefühl weckt, sondern Geschöpfe einer anderen Welt, die anders denken und handeln als wir, wenn sie für die wir keine Theilnahme haben können, weil es uns unmöglich ist, den eben so einfachen als tiefen Gedanken jenes Römischen Autors auf sie anzuwenden: Homo sum . . . einen Gedanken, der das ganze Geheimniß der dramatischen Kunst und aller schönen Künste in sich schließt.

Angelo ist ein Podesta, der von Venedig nach Padua geschickt worden, um dieß letztere Stadt im Namen der Republik von St. Marks zu regieren. Padua seufzt unter dem Druck dieses mißhandeln Beamten, der die Vollmacht hat, es auf's fürchterlichste zu zermalmen, und den seine Republik nicht erlaubt, gut und mild zu seyn. „Ich bin ihre Padua", sagt er selbst, „wie ein Tiger über dem Raum." Aber so wie Padua unter ihm, so zittert er unter Niedig, seinen Spione einen Jeden umgeben, der im Dienste dieser Republik steht, deren unsichtbare Henker mit stets erfindendem Todesstreich, gedeimnißvoll und unerwartet, überall bei der Hand sind, wo die Republik Jemanden in Verdacht hat.

Dem prächtigen Gemälde, welches der Podesta von der Venetianischen Regierung entwirft, ist nicht Mangel an Wahrheit vorzuwerfen, wiewohl die schwarzen Farben darin etwas zu sehr gehäuft sind; es athmet wahre Poesie und zeigt die Kraft des Pinsels in herrlichen Zügen, aber es ist nicht am rechten Orte; es ist der Purpurlappen des Heeag, glänzende funkelnde Farben, aber wozu, wenn sie nicht an ihrer Stelle sind? Man sollte nach dieser Expositon glauben, daß man die Politik der Sdir.en, Angebot und geheimen Hinrichtungen des Rathes

*) Zum erstenmale aufgeführt auf dem Theatre Francais am 28. April 1835.

Digitized by Google

der Zehne entwickelt sehen würde, und was kommt, ist nur das Privatverbrechen eines Einzelnen, der sich seines Titels als Spion der Republik bedient, um eine fein Rache auszuüben.

Angelo, der Podesta, verfolgt eine berühmte Schauspielerin, Tisbe, die ihn nicht liebt, und von der er nichts erlangen kann, ohne Unterlaß mit seinen Bewerbungen. Dabei ist er eifersüchtig auf seine Frau, als ob er wirklich in sie verliebt wäre. Er hat jedoch Katharina, aus der erlauchten Familie der Bragadini, nur deshalb geheirathet, um die ungeheure Breche auszufüllen, die er durch die Verwaltung großer Aemter in seinem Vermögen angerichtet hat. Er verabscheut Katharina und hält sie seit sechs Wochen in strengem Verwahrsam auf ihrem Zimmer, denn ausser daß er sie auf Italiänische Weise dafür, ist er auch über ihre Treue in dunklem Argwohn. Sein Verdacht ist nicht ganz ohne Grund; seit sieben Jahren wird Katharina von heißer Leidenschaft für einen Mann verzehrt, den man nur unter dem Namen Rodolfo kennt, der jedoch unter seiner Hülle einen der letzten Sprößlinge der Este ini verbirgt, die vor zweihundert Jahren über Padua geherrscht. Wenn man den Worten Katharinen's glauben darf, so leidet diese jüngliche Leidenschaft bei ihr die Reinheit ihrer ehelichen Treue nicht im mindesten; ehe ihr Gemahl sie gefangen hielt, gab sie ihrem Geliebten allnächtliche Rendezvous in einer abgelegenen Hütte; sie verschwendete alle Betheuerungen einer wahnsinnigen Liebe gegen ihn; sie sucht ihn, sobald sie ihn erblickt, mit wollüstigen Liebkungen zu fesseln; aber sie sieht ihren Rodolfo in allen diesen Beweisen ihrer Liebe, ihrer Jugend leidet darunter nicht im mindesten. Angelo muß sehr zufrieden damit seyn, und Rodolfo erklärt sie für eine tugendhafte Heilige. Ist dieser Angelo nicht ein seltsamer Narr, daß er sich Eifersucht in den Kopf setzt und seine Frau für so geringen Grundes willen einkerkert?

Rodolfo wird zu gleicher Zeit von Liebe, die ihn für ihren Bruder ausgiebt, leidenschaftlich angebetet. Der Name und die Wohnung jener Katharina, für die er so fest sieben Jahren glüht, und mit der er so viele Zusammenkünfte gehabt hat (eine Unwahrscheinlichkeit, die man rügen müßte, wenn nicht der Verlauf der ganzen Handlung eben so unwahrscheinlich wäre), sind ihm unbekannt, und er glaubt, sie verlernen zu haben, seitdem sie Podesta geworden ist. Tisbe, die ihn für ihren Bruder hält, um nun seinen Schmerz zu betäuben, knüpft er mit Liebe einen Liebeshandel an, der für ihn ohne Bedeutung ist, aber über das Schicksal der Aetrice entscheidet.

Man sieht, daß es schwer ist, sich für irgend eine dieser Verwicklungen zu interessiren. Man soll nun zu der Tugend dieser Katharina glauben, die ihrem Gatten so treu ist und doch zugleich so zärtlich gegen ihren Liebhaber? Wie an die tragische Liebe dieses Rodolfo, der seine Zerstreuung hinter den Coulissen sucht?

Aber wenn der Dichter ein Vergnügen daran zu finden scheint, mit der Thränenlust zu spielen, die er doch wohl bei dem Zuschauer erregen will, so reizt er dagegen die Neugier mit nicht gewöhnlichem Talent.

Eine Person in dem Stück ist der Hebel der ganzen Intrigue. Omodei ist von dem Senat irgend eines Kapitels an Tisbe abgeschickt, um ihr zwei Fläschchen zu überbringen, wovon das eine ein feines Gift, das andere einen starken Schlaftrunk enthält; eine Alternative von Tod oder bevaer Art, ein gräßliches Geschenk, dessen Beweggrund man nicht errathen kann. Tisbe giebt diesen Omodei vor dem befohlen Angelo fist einen Gimpel aus, der an Allem zweifle und sich um Jedermann kümmere. Aber der Bösewicht war nur eine Maske, mit welcher dieser Mensch sich bedeckt hatte, und der Augenblick ist gekommen, wo er sie ablegt. Er wendet sich zuerst an Rodolfo, dessen ganz Geschicke er kennt; er verspricht, ihm den Namen Katharina's zu nennen, ja noch mehr, ihn in der nächsten Nacht in das Gemach zu führen, wo sie eine gesperrt sitzt. Zu Tisbe sagt er, Rodolfo spotte ihrer Liebe, und versichert ihr, sie in derselben Nacht an einen Ort zu geleiten, wo sie den Ungetreuen in den Armen einer Nebenbuhlerin überraschen könne.

Omodei ist ein Venetianischer Sbirre, der es gewagt hat, Katharinen seine Liebe zu gestehen, die sie mit Abscheu zurückgewiesen, und der nun, von ihr verschmäht, sie, sammt dem Liebhaber, den sie ihm vorgezogen, in's Verderben stürzen will. Dazu bedurfte es wahrlich nicht der ganzen Politik Venedig's und all' der Phantasmagorie des Raths der Zehne. Kaum ist Rodolfo in Katharina's Zimmer getreten, als auch Tisbe durch eine geheime Thür hereindringt; dem Liebhaber bleibt nur noch so viel Zeit, sich in ein Betzimmer ohne Ausgang zu flüchten. Tisbe weiß gewiß, daß ein Mann hier ist; sie möchte nur noch gern daran zweifeln, daß es ihr Geliebter sey. Diese Situation ist außerordentlich dramatisirt; man vermißt, durch gute feinfühlige Mittel man dahin gelangt ist, so mächtig trifft sie hin; die Scene, in welcher die Schauspielerin und die große Dame sich einander gegenüber stehen, ist ganz dazu geeignet, das wunderbare Talent Victor Hugo's in das hellste Licht zu stellen. Tisbe fordert vergebens, daß die Thür des Betzimmers geöffnet werde; auf's Aeußerste getrieben, will sie eine gewaltsame Katastrophe verhindern und den Nebenbuhler retten, sie ruft laut schreiend den Podesta herbei; aber da ändert sich plötzlich ihr Entschluß, und sie denkt nur noch an die Rettung der Frau, die sie einen Augenblick vorher hätte zermalmen mögen.

Ein kleines Kruzifix ist es, welches dieses Wunder thut, ein Kruzifix, von dem uns der Autor schon früher gesagt hat, und durch welches Tisbe erfährt, daß Katharina einst ihrer Mutter, einer armen Bänkelsängerin, die gebäugt worden sollte, das Leben gerettet. Sie sagt nun zum Podesta, daß sie nur deshalb hierher gekommen sey, seine Ruhe zu stören, um ihn von einem gegen ihn angezettelten Mordplan, dem sie auf die Spur gekommen, zu benachrichtigen, und sie setzt auf diese Weise Katharina in den Stand, ihren Liebhaber, wer er auch sey mege, zu retten.

Tisbe's Dedmuth ist jedoch nur von halbem Erfolg; der Liebhaber rettet sich, aber man hat Omodei in einer abgelegenen Straße erdolcht und einen von Rodolfo an Katharina gerichteten Brief in seiner Tasche gefunden. Angelo wartet nicht, bis er den Liebhaber auffindet, sondern entscheidet auf der Stelle über das Schicksal seiner Frau. In einer Stunde sollen seine Mordknechte sie tödten; vorher aber hat er dem Pechanten von St. Antonio anbefohlen, ein prächtiges Todten-Amt anzuordnen, die Trauer-Gebänge mit dem Wappen der Bragadini's zu schmücken und die Seelenmesse für eine Todte, deren Leichnam man ihm bald senden werde, lesen zu lassen. Hierauf führt er einen Geistlichen zu Katharina, um sie beichten zu lassen.

Unterdessen hat er die Schauspielerin zu sich beschieden; er glaubt, sie werde vielleicht die Schriftzüge der drei Omodei gefundenen Billets kennen. Die unglückliche Tisbe erkennt sie nur zu gut, aber sie hütet sich wohl, etwas zu entdecken. Sie will sterben, aber den retten, welchen sie liebt, und der sie so grausam verrathen hat. Sie übertreibt den Podesta, das Gepränge zu vermeiden, mit dem er seine Rache ausführen und die Todesfeyerlichkeiten wagen will; er giebt zu, daß es besser sey, Katharina ganz im Stillen zu begraben; aber wie dies möglich machen? Er hat kein Gift; das Gift ist selten in Padua, wie es scheint. Da bietet ihm Tisbe das von dem Senior erhaltene Fläschchen an. Der Podesta nimmt es mit Dank, und ungeachtet aller unnatürlichen und unwahren Züge kommt nun noch eine Scene von trauriger Wirkung, nämlich die, wo die unglückliche Schauspielerin, sich gegen den Tod sträubend, bald stehend, bald verwüstend sich an ihren Gatten und an die Schauspielerin wendet, die sie für seine Mitverschworene hält, wo sie krampfhaft die todtdringende Phiole ergreift und davor zurückschaudert, sich zu den Füßen ihres Mannes und seiner Geliebten wirft, ihm, dem sie ihn aufopfern muß, bei seinem Leben Schonung zu bitten, die sie endlich das Gift auf Tisbe's Rath hinunterstürzt, die ihr, man weiß nicht, wesshalb, zuvorkommt, daß es nur ein unschädlicher Schlaftrunk ist. Augenblicklich erstarrt, sinkt Katharina zu Boden, und Angelo, der sie todt glaubt, befiehlt zweien Männern, die in den Gewölben des Palastes ein Grab gegraben haben, den Leichnam derthin zu bringen und den Grabstein zu vertiefen. Er beauftragt Tisbe, die die Vollziehung seiner Befehle zu sorgen. Ein sonderbarer Auftrag für die Primadonna von Padua!

Am folgenden Morgen liegt eine Leiche auf dem mit goldenen Draperieen behängten Bette der Schauspielerin; diese empfängt von den beiden Todtengräbern die Versicherung, daß sie ihren Befehl dem Grabe vertilgen ist, und daß in der Meinung, der ganzen Welt Katharina für immer in dem Gewölbe des Todes schläft. Da kommt Rodolfo; er hat von einer Dienerin Katharina's erfahren, daß Tisbe das Gift für seine Geliebte hergegeben. Nach den blutigsten Vorwürfen, wogegen Tisbe sich zu rechtfertigen verschmäht, vergönnt er ihr eine Viertelstunde Frist, um sich zum Tode vorzubereiten. Angelo hat seiner Gattin wenigstens eine ganze Stunde Zeit gelassen. So wie die Viertelstunde abgelaufen ist, stößt Rodolfo seinen Dolch in Tisbe's Herz, und in dem Augenblick, wo sie sterbend hinsinkt, öffnen sich die Vorhänge, die Leiche erhebt sich, in ihr langen weißen Schleier gehüllt und mit langem braunen Haar, in Katharina, ist sich in den Arm Rodolfo's wirft. „Und durch wen bist Du gerettet?“ ruft dieser im Uebermaaß der Wonne und des Erstaunens. „„Durch mich und für Dich““, sagt Tisbe, ihren Geist ausbauchend.

Was soll nun aus unseren beiden Liebenden werden? Vermuthlich werden sie in die Pfahlbauten Staaten stehen, die nur drei Stunden Wegen entfernt sind. Was ist aus Angelo geworden? Da dem in diesem letzten Akte gar nicht mehr die Rede ist? Das weiß man nicht; man hörte erst wieder von ihm, als er nach dem Schluß des Stücks in der Person Beaumarket's ganz lustig hervortrat, um den Namen Victor Hugo's unter allgemeinem Applaus zu nennen. Beaumarket erschien noch einmal, Tisbe und Katharina führend, die mit großem Ungestüm hervorgerufen und mit Blumen und Applaus empfangen wurden.

Die Kritik ist kalt und darf sich nicht zum Echo eines entzückten Parterre's machen; sie muß, unparteiisch und streng, ungeachtet des vorwährenden Beifalls, das Verdienst dieses Dichterwerks aus einem unbefangenen Gesichtspunkte beurtheilen und sagen, daß sich darin schöne Scenen, herrliche Einzelheiten, Züge einer Empfindung und Leidenschaft und poetische Prachtstellen in einem schlecht erfundenen Stoff und unter unwahrscheinlichen Gestalten verlieren, die über Widerwillen und Ekel, als Schrecken und Mitleid erregen. Nichtsdestoweniger wird das Publikum gerade durch den dürftigen Inhalt, so wie durch die schönen Detailarbeiten, besonders aber durch das Spiel der Dlle. Mars und der Mad. Dorval, angezogen, und wenn dies Werk auch den Ruf des Dichters nicht erhöht, so wird es doch ein gutes Kassenstück seyn. (C. F.)

Bibliographie. Neue Romane:

Guiscrif. Scènes de la terreur dans une paroisse bretonne. Jane Grey. Episode de l'histoire d'Angleterre. — Von Alph. Brot. 2 Bde. 15 Fr.

Lucien Spalma. — Von J. N. David. 2 Bde. 15 Fr.

Mademoiselle de Valville. — Von Madame Laure Bernard. 7½ Fr.

Passion et fatalisme. — Von Eugène Bretton. 7½ Fr.

Le Père Goriot. Histoire parisienne, publiée par M. de Balsac. — 2 Bde. 15 Fr.

Rosario. Histoire espagnole, faisant suite à Lorenzo et aux Solitaires d'Isola-Doma. Par le même auteur G. T. D. — 3 Bde.

Souvenirs de servitude militaire. — Von Alfred de Bigny. 8 Fr.

Le Testament de Polichinelle. — Von Amédée de Bast. 4 Bdchen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz bei wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 59. Berlin, Montag den 18. Mai 1835.

England.

Literarische und historische Denkmäler in England.

(Von Lady Morgan.)

England, welches die drei größten Dichter der neueren Zeit hervorgebracht hat, ist auffallend arm an poetischem Nationalgefühl, dieser edlen Eigenschaft, der man von Eigentlieb wohl unterscheiden muß, denn es ist nur das Gefühl der Ehrfurcht für Dichter, an die sich das Andenken an die großen Geister eines Volks knüpft, ein Gefühl, das jeden Fleck heilig achtet, der an Ereignisse erinnert, welche die Größe der Nation befördern halfen.

Nur wenige Denkmäler giebt es in England, die, als Zeugen der Vergangenheit, dem Volke das flüchtige Dasepn seiner großen Männer lebhaft ins Gedächtniß zurückrufen, und an denen noch die Spuren ihrer glänzenden und einflußreichen Wirksamkeit haften. Shakespeare, Milton und Byron, die leuchtenden Sterne in der Milchstraße ihrer Zeit, zeugen für diese Behauptung. Vernachlässigt, verlottert oder verunglimpft, so lange sie leben, verkündigt nach ihrem Tode kein Denkstein, daß sie einst auf Erden gewandelt; kein Mausoleum, das ihre Asche in sich schließt, erhebt sich unter dem verwitterten Dache des Pantheons der Nation. Shakespeare ward zu Stratford begraben; Milton in der St. Aegidien-Kirche in Cripplegate — und selbst der Stein, der die geheiligte Stelle bezeichnete, ist seitgenommen und nicht wieder ersetzt worden*) —; Byron's Asche wurde, an den Ufern wieder ersetzt worden*) —; Byron's Asche wurde, an den Ufern seines Dorfes getragen; ja, es gab eine Zeit, wo der Dechant und das Kapitel von Westminster den Namen des gottbegeisterten Verfassers des „verlorenen Paradieses" als eine Entheiligung für den Schrein Königlicher und geistlicher Größe betrachteten: Dr. Sprat erklärte es für unschicklich, „zu verabredungswürdig, daß man denselben, wenn auch nur nebenbei, zu einem Manne, einem Frömmigkeit geweihten Gebäudes setzen sollte." **) In einem anderen Jahrhundert verwegerten eben dieselben Autoritäten dem edlen Byron eine Inschrift in jenem „Winkel", wo Englands Dichter in einem engen Raum zusammengedrängt liegen, über schattet von den Monumenten charakterloser Frauen und gewöhnlicher Männer. ***) Shakespeare verdankte die Anerkennung seines Ruhmes einem Schauspieler, wie er selbst es war; er verdankte eben diesem Schauspieler auch die beiden Ehrenbezeigungen, die seinem Andenken gezollt wurden. Was aber haben Englands Gelehrte, was haben seine „Denkenskünstler" Männer getban, um die Wohnstätte dreizeigen zu erhalten, der Englands literarischen Ruf zu einer Höhe gehoben erhoben, den ben hat? Was ist für die Erhaltung des Hauses in Stratford geschehen, das, wie die Kapelle von St. Lorette, in Marmor gefaßt und mit den Votivtafeln der ganzen gebildeten Welt geschmückt werden sollte? Wenn dies Haus noch steht, wenn noch derselbe Kaminwinkel vorhanden ist, an dessen Heerd das seiche duftende Waldwunel in „Wie es euch gefällt", Falstaff's lustiger Humor, Hamlet's Philosophie, Macbeth's Leidenschaft und Romeo's Liebe gedacht und gedichtet wurden, wem verdankt man die Erhaltung dieser Heiligthümer? Einer armen Frau, deren schmutziger Pflege es überlassen werden, und die ihr kümmerliches Leben von den Almosen der Fremden fristet, die als Pilger zu dem Motto des Englischen Genius wallfahrten, um dort die Huldigungen zu spenden, mit denen das Vaterland so karg ist.

Und wo findet man Milton's Wohnhaus? Ist die Stätte, wo er seine glorreiche „Vertheidigung des Englischen Volkes" schrieb, wo er seine Abhandlung über „die besten Mittel, die Kirche von Mißbräuchen zu reinigen" verfaßte, dem Englischen Volke, ist sie den Englischen Kirchen-Reformern unbekannt? Zieht keine die Ehrfurcht der Nation dringende Inschrift ihre Mauern? Erhebt sich keine Säule in ihren Gärten? Hat kein literarisches Institut sie angekauft und bewahrt, als ein Denkmal der großen bewegten Zeiten, an die sie erinnert? Liegt sie da, unbeachtet und unbesucht von den „gelockten Schoßkindern der Nation", die nach Weimar strömen, um an Goethe's Sarkophage zu opfern, die jeden Winkel Deutschlands durchsuchten, um literarische Ortsscheidungen anzuschauen und in den überfüllten Magazinen und Annalen den Dunstkreis zu schildern, in welchem sich kränkelnde Empfindsamkeit und träumerische Metaphysiker unberedwegt haben?

Es war nicht immer so. Selbst in der finstersten Stunde von Milton's unglücklichem Schicksal, als die unermüdliche Rache seiner Feinde nach seinem Blute dürstete und seine furchtsamen, unbaudigen und feigherzigen Landsleute ihn im Stich ließen, selbst da war sein Haus ein Wallfahrtsort für alle Fremde, denen er immer noch als der Hauptgegenstand der Achtung und Verehrung in England galt. Hatte unter Cromwell's Herrschaft der lateinische Staats-Secretair mit dem Protektor die Huldigungen der vom Continent zusammenden Fremden geheilt, so strömten in der Stunde seiner Gefahr und Verlassenheit die Notabilitäten aller Länder in sein verödetes Haus in Bread-Street, welches sie mit fast religiöser Ehrfurcht betrachteten.

Im Jahre 1632, als Milton's Genius, Ruhm und Glück den höchsten Gipfel erreicht hatten, bezog er eine Wohnung in Petty-France (Klein-Frankreich), die er bis zur Restauration innehatte. „Es war ein schönes Haus", sagt der beste seiner Biographen, „das an das Hotel des Lord Scudamore und an den St. James's-Park stieß." Es war auch ein Garten dabei, ganz nach dem Geschmack eines Dichters, und Alles, worauf der Blick fiel, war poetisch und pittoresk; denn das Gebäude stand in dem alten Gebiet der Abte von Westminster und gewährte die Aussicht auf die Thürme der Gerichtshöfe der Todes. In diesem Hause schrieb Milton zum Zeitvertreib auf die Schrift, in welche Salmasius die absonte Gewalt verdheidigte. Hier entwarf und vollendete er auch die auf Wenigen, unter vielen anderen Erzeugnissen seines reichen und fruchtbaren Geistes, das berühmteste von allen seinen Gedichten, sein „verlorenes Paradies". Dieses Haus steht noch, aber es wird von Niemand in Ehren gehalten, denn von zwei oder vier armseligen Klasse, die in seiner Nähe leben und Gewerbe treiben, und der Klasse, die sich selbst bilden muß, aus der Klasse, die sich um das Grab des Dichters drängte, als es im Jahre 1792 geöffnet wurde, und „alle von allen Seiten und Enden viel Volk herbeiströmte, um seine Gebeine zu sehen, und ein Jeder sich gütlichst schätzte, der ein Theilchen von den heiligen Ueberresten bekommen könnte." *)

Dieses Haus, in welchem Milton so viele seiner Briefe und Werke geschrieben, **) in dessen Garten er so manchen erlauchten Fremden empfangen, ist jetzt kein Gartenhaus mehr wie damals, als er nach der Restauration aus demselben floh, um einem schimpflichen Tode zu entgehen. Es ist jetzt in den Hinterhof eines Gasthofes und eines allgemeinen Geschäfts eingeschlossen. ***) Der Vorhof ist in einen Laden und in einen Durchgang getheilt, und Miethsgesteil hängen an den morschen Fenstern. Seine einstmals geräumigen Stiegen sind in eine steile enge Treppe zusammengeschrumpft und nur wenig ist im Innern noch se,

*) Dies Unrecht wurde durch die Liberalität des verstorbenen Herrn Whitbread wieder gut gemacht, der auf seine Kosten eine von Bacon angefertigte Büste des großen Dichters in der Kirche aufstellen ließ.

**) Der Dechant und das Kapitel von Westminster waren freilinniger, als es sich um das Andenken Byron's handelte. Als es um die Errichtung eines Denkmal für „den Mann, dessen Werke unter der Regierung Edward's IV. aus Westminsters Heiligthum herausgegangen", erriefen zu hurten, antworteten sie, das man gegen ein Gedächtnißmal für den verstorbenen Herrn Garton nichts einzuwenden habe, und daß man den Kosten-Aufwand in Erwägung ziehen wolle.

***) Mehr als eine Hereine des Schauspiels, die nicht eben von so musterhafter Tugend und makellosem Charakter gewesen war, wie die Aurora, die Sidons, die Brantons und andere achtbare Actrices des jetzigen Jahrhunderts, haben eine stille Ruhestatte in der Abtei gefunden. Mistreß Oldfield, derer, haben eine stille Ruhestatte in der Abtei gefunden. Mistreß Oldfield, derer, die Mistreß des Herrn Mainwaring und des General Churchill, wurde in die Mauerseite des Herrn Mainwaring und des General Churchill, wurde in welchem Staat im Jernisalem-Chore eingesenkt. Ihrem leichendenganzlich, das sehr glanzend eingerichtet war, wohnte der angesehenste Adel des Landes bei, wovon Einige sogar die Zipfel des leichentuchs hielten.

(Anmerkungen der Verfasserin.)

*) Sommon in Milton's Leben.

**) Herrn Marvell macht die Adresse an Milton folgendergestalt: „An meinen verehrten Freund Jno. Milton, Secretair für die auswärtigen Angelegenheiten, in seinem Hause in Petty-France zu Westminster".

***) Es ist das Haus Nr. 9 in Jorf-Street in Westminster. Die Verfasserin dieses Artikels hat es vor kurzem besucht. Als wir uns in einem Gewölberaume Laden nach Milton's Haus erkundigten, wurden wir von einem Eigenthümer mit Hohngelächter verspottet, und wies uns auch der nächsten Thür neben dem Laden des Leichen-Commissairs. Dieser, ein gefälliger junger Mann, war auch eben so bereitwillig als schauderte die Leichtsinn mit solcher Lebendigkeit, daß man wohl sah, wie sehr er das hohe Talent zu würdigen wußte, in seinem Gewerbe seine Verehrung gegeben Leute. Da sich die Schlüssel welches dem Gebäude seine Verehrung gegeben Leute. Da sich die Schlüssel welches dem Gebäude seine Verehrung gegeben Leute. Da sich die Schlüssel in seinem Verwahrung befanden, so verließ er augenblicklich seine Arbeit und führte uns durch alle Zimmer. Nachdem er uns unermüdet alles Merkwürdige gezeigt hatte, was darin zu sehen war, und wir ihm für seine Mühe unsere Erkenntlichkeit bezeugen

wie es im sechzehnten Jahrhundert war, außer einer Säulenhalle, neben deren gewölbtem Kamin Milton im Winter gesprochen haben soll, wenn ihm seine Dichterader am glücklichsten floß, und an dessen hohen Fenstern, die nach seinem Garten führten, er die Wiederkehr seines geliebten Frühlings belauscht haben mußt.

Wenn aber das Haus des blinden Staats-Secretairs so vernachlässigt ist, wo soll man da den Wohnsitz des Dichters mehrerer Weltgegenden finden? Wer zeigt uns das Haus des Italiänischen Schwärmers, des Kämpen für Griechenland? Es gab freilich eine Zeit, wo Byron's Haus nicht unbekannt war, wo die Modewelt wie eine arme Suppliantin harrend an seiner Schwelle stand und um Einlaß bat, wo die Liebe, der mitrischen Thürsteher spottend, sich den Weg hinein bahnte, wo Thoren es umschmeichelnden und Engel sich nicht schrauten, die üppigen Säle des modernen Alcibiades zu betreten. Als aber der freimüthige Berächter alles eitlen Tandes mit der Scheinheiligkeit offen brach, da sprachen unsere Tartüffe's den Bannfluch der galanten Moralität über den armen jungen Dichter aus, und er wurde allein gelassen am seinem verödeten Heerde; sein Haus wurde verwüstet und vergessen wie eines, auf dem die gelbe Fahne der Pest weht; und als sein unsterblicher Gebieter sich entlaubt und empört aus dem Lande entfernte, über welches er solchen Glanz verbreitet hatte, da war die düsterliche Abtei unseres Childe Harold von gieriger gedankenjagender Hand abgetragen und zerstört worden, bloß sich nicht Privatgesinnung und Schmeichelei mit Mittel gefällt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A prospect of the West-Indian archipelago. (Der Westindische Archipelagus.) Von Cap. Dunbar. 7¼ Sh.

Cyclopaedia of practical medicine. (Encyklopädie der praktischen Medizin.) Bd. IV. 40 Sh.

Reminiscences, whimsical and ridiculous, by a travelling artist. (Unterhaltende Erinnerungen eines reisenden Künstlers.) 1 Sh.

Trip to Epsom and Ascot races. (Die Pferderennen von Epsom und Ascot.) Von Einsiedler. Fünft. 1 Sh.

Geology in 1835. — Von John Clemance. 3 Sh.

The songs of England and Scotland. (Englische und Schottische Lieder.) Erster Bd. 5 Sh.

Treatise on the geography and classification of animals. (Die Thierwelt, geographisch dargestellt.) Von W. Swainson. 6 Sh.

Compendium of the literary history of Italy. (Kompendium der Literaturgeschichte von Italien.) Von Bardacemi. 4½ Sh.

Treatise on the criminal law. (Ueber das Kriminalrecht.) Erster Band. Von Gabbett. 42 Sh.

Spanien.

Bartolomé de Las Casas.

(Schluß.)

Hinsichtlich der nöthigen Neger-Sklaven erklärte sich die Regierung in dem genannten Konzesse, wie folgt:

„Sobald einige von den Döfern, die Ihr auf Terra firma zu erbauen Euch verpflichtet, erbaut und im Stande sein werden, soll es Euch, Bartolomé de Las Casas, und Jedem der besagten fünfzig Männer verstattet sein, aus unsern unsern Staaten drei Negersklaven zu seinem Dienste mit hinüber zu führen, ein jeder Männer und andere Frauen sein. Wenn dann auch die drei Städte erbaut sind und eine große Anzahl Christen auf besagter Terra firma sich befinden, so mag es Euch, Las Casas, und Jedem der besagten fünfzig Männer freistehen, noch sieben Neger-Sklaven mehr einzuführen, und zu diesem Zweck sollen Euch alle nothwendige Ladungs-Erlaubniß ertheilt, jedoch ohne Benachtheiligung des Patentes des Statthalters von Boaja zur Importation von 4000 Sklaven nach Westindien und Terra firma."

Diesen Plan bekämpften Las Casas' Feinde schon in der Geburt; einer seiner bedeutendsten Widersacher, der Bischof von Darien, war eben nach Spanien zurückgekehrt. Dieser setzte es durch, daß die Sache noch einmal dem Staatsrath vorgelegt wurde. Der König selbst präsidirte: Admiral Diego Colombo, der Sohn des Entdeckers, und ein Franziskaner-Mönch, ein Coadjutor des Las Casas, waren mit vorgeladen.

Nachdem der König seinen Platz auf dem Thron eingenommen hatte, ließen sich Herr von Ebisberre, der Admiral, der Bischof von Darien und ein gewisser Licentiado Aguirre auf niedrigeren Sitzen zu seiner Rechten nieder. Zur Linken des Königs saßen der Groß-Kanzler, der Bischof von Badajoz und einige andere Räthe; Seiner Majestät gegenüber standen, an eine Mauer gelehnt, Las Casas und der Franziskaner. Nach einer langen Eingangs-Pause erhoben sich Ebisberre und der Groß-Kanzler, Ersterer den König binan, Letzterer niederer und hielten in dieser Position eine lange stürmende Rede an den König; dann gingen sie wieder an ihre Plätze, worauf der Kanzler den Bischof von Darien also anredete: „Ehrwürdiger Prälat, bald Ihr in Betreff der Indianer etwas zu melden, so beliebt Euch Seine Majestät, zu sprechen." Der Bischof erhob sich, machte, wie die Sitte damaliger Zeit es erheischte, ein tief den König schmeichelhafte Prämbulinum, fügte aber hinzu, das, was er in Betreff Westindiens zu sagen habe, sei von solcher Wichtigkeit und seiner Natur nach so geheim, daß es nur vor Seine Majestät und den Staatsrath gehöre; er bitte daher, diejenigen Personen, die nicht Mitglieder des Staatsraths seien, zu entlassen.

Dieses Gesuch wurde mehr als Ein Mal wiederholt, indem der Bischof augenscheinlich mit Las Casas und dem Franziskaner zu politisiren sich scheute. Endlich aber nöthigte ihn der Kanzler, zu sprechen, worauf er Alles erzählte, was er auf Terra firma leiden und mit ansehen müssen. Dann fuhr er fort: „Was die Indianer betrifft, so sind sie, nach meiner Beobachtung wie nach dem, was ich vom Hörensagen weiß, geborene Sklaven und so sehr in ihr Gold vernarrt, daß man sie nur mit großer List und Mühe bewegen kann, sich davon zu trennen u. s. w." Als die lange Rede des Bischofs zu Ende war, konsultirten die beiden Minister wieder mit dem König, worauf der Groß-Kanzler den Las Casas anfuhr. Dieser drückte sich ehrerbietig und begann: „Erhabener und großmächtigster König! Ich bin einer der Aeltesten von denen, die sich jetzt in Westindien aufhalten; ich bin viele Jahre dort gewesen und habe Alles gesehen, was geschehen ist; und einer der Geschädigsten war mein seliger Vater."

Nach einer deklamatorischen Tirade über die schlechte Behandlung der Eingeborenen fuhr er also fort:

„Indem ich Eurer Majestät von diesen Dingen Nachricht gebe, erweise ich Höchstdenselben den größten Dienst, den ein Vasall seinem Fürsten oder Herrn jemals erwiesen hat. Auch thue ich solches nicht um einer Belohnung willen, denn fürwahr, mein vornehmster Zweck ist nicht, Eurer Majestät zu dienen. Aller Ehrfurcht vor so einem großen Monarchen unbeschadet, sage ich aufrichtig, daß ich nicht nach Westindien gegangen wäre, außer um Gott zu verherrlichen. . . . . In Beziehung dessen einsage ich im Voraus aller und jeder zeitlichen Belohnung, die Eure Majestät mir gnädigst ertheilen. . . . Die grausliche Religion ist allen Völkern der Erde gleich angemessen; sie entzweigt Keinen seine Freiheit oder seinen natürlichen Herrn und macht Keinen zum Sklaven, unter dem Vorwand, daß er ein geborener Sklave sey, wie der abtrünnige Prälat anzunehmen scheint. Darum wird es Eurer Majestät nicht gefallen, mit Ausnahme Ihrer Christlichkeit so ungeheure und gräuliche Tyrannei aus diesen Landen zu tilgen, damit Gott Allerhöchstihrer Regierung viele Jahre Gedeihen schenke."

Nach Las Casas wurde der Franziskaner zum Sprechen aufgefordert. Dieser sagte, während seines Aufenthalts in Hispaniola sey er zweimal drauf und dran gewesen, die Eingeborenen zu taufen, und er habe sich bei jeder Zählung ausgemerkt, daß in manchen Jahren viele Tausende umgekommen seyen. Endlich erhielt auch der Admiral das Wort. Er bedauerte, was dritte Väter gethan hatten, und setzte hinzu: „Obschon durch solches Verfahren Eure Majestät in unberechendaren Schaden kommt, so ist mein Schade doch noch größer. Eure Majestät möchte auch gern allen diesen Verdrießlichkeiten durch mich ein Ende machen, aber dieß ganz und gar nichte führt. — Ich kam nach Spanien, um den höchstseligen König hierüben zu benachrichtigen, und dorte jetzt zu Eurer Majestät, Höchstwelche ich wegen des großen Uebels, das ich erleiden muß, anflehe, mir Gehör zu schenken und Hülfe angedeihen zu lassen."

Als der Admiral schwieg, erhob sich der Bischof von Darien und bat um Erlaubniß, zu sprechen. Die beiden Minister konsultirten mit dem König, und der Kanzler sagte: „Ehrwürdiger Bischof, Seine Majestät wollen, daß Ihr, wenn Ihr noch Etwas zu erinnern habt, es schriftlich thun mögt." Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

Der Erfolg war den Wünschen unseres Las Casas günstig: der Distrikt, den man ihm anwies, begriff einen Küstenstrich von 270 Leguas zwischen Paria und Santa-Maria. Landeinwärts war keine Gränze gesteckt. Als aber Las Casas dort ankam, fand er auch die Gemüther dieser Indianer gegen die Spanier empört. Es war damals die schönste Gegend unbesiedelt, daß man sie schnell tausenderlei Insulaner durch gebotene Küstenbequemlichkeiten erlockte, und besonders hatte der dem Las Casas angewiesene Küstenstrich über solchen Menschenraub zu klagen.

Las Casas ließ sich nicht abschrecken. Im Verein mit den Franziskanern, die schon früher auf Terra firma ein Kloster errichtet hatten, wählte er einen schicklichen Platz zur Niederlassung und kaufte für sämmtlichen Vorräthe ein Magazin, das an ihren Garten stieß. Dann schritt er zum Bau einer Festung an der Mündung des Flusses und schickte überallhin Emissairer, um die Eingeborenen durch Geschenke und Vorsprechungen zu gewinnen. Allein der Festungsbau wurde durch die Arbeiter, die er benachbarten Kaziquen, die seinen Ingenieur weglockten, unterbrochen. Noch mehr: diese rohen und übelgesinnten Menschen nahmen, so oft sie die Küste besuchten, jede Gelegenheit wahr, um die wenigen gutgesinnten Indianer zu verderben. Daneben setzten sie, zu Las Casas' großem Verdrusse, das abscheuliche Gewerbe des Menschenhandelns fort.

Las Casas segelte nach Hispaniola, um den Schutz des Admirals zu ersehen. Seine jugendliche Kolonie verraste er der Obhut eines gewissen Francisco de Soto, den er streng zur Mäßigung und Bedutsamkeit ermahnte. Allein, Las Casas hatte immer das Unglück, Enbösiwie zu finden, die seinen Vertrauens unwürdig waren. Soto schickte alsbald seine ganze Mannschaft nach Terra firma, um Sklaven zu machen. Die Folge davon war, daß die Indianer die Kolonisten plötzlich übermumpelten, viele derselben beschlugen, die übrigen fortjagten und alle ihre Gebäude und Pflanzungen, das Franziskaner-Kloster mit eingeschlossen, zerstörten. Dann fielen sie auch über die Perlenfischer von Cubagua her, die voll Schrecken nach Hispaniola flohen.

Das Schrecklichste dieses Ereignisses brachte den menschenfreundlichen Projekten nachher zur Verzweiflung. Eine Zeit lang gab er die Sache völlig auf, ging in ein Dominikaner-Kloster, that daselbst die Mönchs-Gelübde und blieb sieben Jahre in seiner einsamen Zelle. Hier wurde die Idee in ihm rege, eine allgemeine Geschichte von Westindien zu schreiben, bei welcher er die authentischen Werke damaliger Zeit, vor Allem aber die Manuskripte des Columbus zum Grunde legte. Dieses ländereiche Werk wurde im Jahr 1527 begonnen und mit vieler Unterbrechung bis 1561 fortgesetzt.

Der gute Vater hat in diesem Werke, wie in seinen übrigen Schriften, auf das Material weit mehr Fleiß verwendet, als auf den Stil.

---

* Oberst Wildman, der liebste Schulkamerad Lord Byron's, hat aus Neuried Abtei ein Denkmal seines eigenen Geschmacks und literarischen Sinnes gemacht und dadurch zugleich seine Pietät gegen den früheren berühmten Schulgenossen derselben bewiesen. (Anmerkung der Herausgeber.)

Digitized by Google

Alles ist sehr unbefriedigend geschrieben, und das Meiste, trotz seines hohen Werthes, noch ungedruckt. Eine Auswahl aus den Schriften des Las Casas hat der verstorbene Don Juan Llorente — der Geschichtschreiber der Inquisition — während seines Aufenthalts in Paris drucken lassen.

Nach neben Jahren wurde Las Casas aus seiner Zelle gerufen und empfing verschiedene Aufträge. So oft man rebellierte Indianische Stämme bezähmigen, oder noch freie Indianer vor ihrer Unterjochung bekehren wollte, schickte man Las Casas zu ihnen. So kam er unter anderen Orten auch nach Tuzulutlan.

Tuzulutlan war der einzige noch unabhängige Distrikt in der Statthalterschaft Guatemala. Es war hier eine rauhe Gebirgs-Gegend, mit vielen Waldströmen, Seen und Sümpfen, denen rauhe und wilde Bewohner das Spanische Joch nicht zudten wollten. Drei Mal hatten die Spanier in diesen Distrikt Einfälle gemacht, und drei Mal waren sie so unsanft zurückgewiesen worden, daß Keiner mehr Lust fühlte, diesen schrecklichen Boden zu betreten.

Dieses wilde Volk nun wollte Las Casas ohne Gewalt der Waffen, blos durch die göttliche Kraft der Lehre und Predigt, dem Könige von Spanien unterwürfig machen. Er bedingte sich dabei nur zweierlei aus: 1) Sollten diese Indianer keinem Spanier als Leibeigene zugewiesen werden und, gleich den anderen Vasallen des Königs, nur so viel an Zehnt entrichten, als ihre Obrigkeit ertrüdte. 2) Sollten in einem Zeitraume von fünf Jahren keine anderen Spanier, als Mönche, die Provinz betreten. Diese Bedingungen waren so billig, und es war so wenig dabei zu wagen, daß Alonzo Maldonado, damals Statthalter von Guatemala, ihnen gern seine Zustimmung gab.

Die Mönche, deren sich Las Casas und die übrigen Dominikaner bedienten, war in der That sehr originell. Sie verfaßten in der Landesprache von Guatemala eine Art Gedicht, das die vornehmsten Lehren der christlichen Religion enthielt. Dieses Gedicht setzten sie in Musik und lehrten es sammt der Melodie vier getauften Indianer, die den Distrikt Tuzulutlan als Handelsleute besuchten. Man gab ihnen sonst nur noch einiges Mercherie-Zeug zu verschenken mit. Auf ihrem Wege kamen sie zunächst durch die ebenfalls noch uneroberten Landschaften Zacapula und Quiché.

Nachdem sie dem Kaziken von Zacapula ihre Geschenke überreicht und ihn auf diese Weise sich günstig gemacht hatten, bestiegen sie vor den versammelten Bewohnern einen hohen Felsen zum Markt. Nach abgemachten Geschäften erhuben sich die Verkäufer ein musikalisches Instrument, dessen Töne sie mit Hülfe von Kastagnetten noch mehr belebten, und sangen dann zu dieser Begleitung ihr religiöses Lied. Die eigenthümliche Weise des Liedes und die wunderbaren Dinge, welche es verkündigte, spannten der Indianer Aufmerksamkeit aufs Höchste. Das größte Interesse zeigte der Kazike selbst, der von den Fremden verlangte, sie möchten ihm erklären, was er nicht verstanden hatte. Diese antworteten, sie hätten nicht mehr davon, als was sie gesungen hätten, und nur die Väter, welche das Volk lehrten, seyen fähig, jedes Ding zu erklären. „Was sind das für Väter?“ fragte der Kazike. Da beschrieben ihm die vier seine Klöster und die Tugenden der Dominikaner-Mönche, die von dem Kassium der übrigen Spanier sehr abwich, und ihre Gebräuche, die noch abweichender waren, da sie weder Gold, noch Federn, noch Kakao u. s. w. suchten.

Der Kazike lehnte sich, diese guten und friedlichen Spanier zu sehen. Als die Kaufleute abreisten, schickte er seinen eigenen Bruder mit, der den Vätern Geschenke bringen und sie einladen sollte. Die Dominikaner empfingen ihn freundlich, und auf seiner Rückkehr begleitete ihn einer von ihnen, der Pater Luis Cancer, welcher die überdringliche Aufnahme fand und in kurzer Zeit unter den Bewohnern von Zacapula das Christenthum einführte.

Den bekehrten Kaziken liefen Landschaft bereiteten die Dominikaner, seine Zeitgenossen dagegen Unterthanen in eine kleine Stadt zu konzentrieren, wo sie eine Kirche bauten und eine Art von Polizei einrichteten. Las Casas selbst aber wurde von seinen Freunde, dem Bischof von Guatemala, abberufen und nach Spanien geschickt, wo er noch mehr Bischofsitze anwerben sollte.

Hier fand das Casas Gesetzgebeit, die Minister Karl's V. bei der Abfassung eines Gesetz Codex für Amerika, der 1542 erschien, mit seinem Rathe zu unterstützen. Zu seinem großen Verdrusse aber machte ihn der Kaiser zum Bischof von Cuzco, eine Ernennung, die er, so sehr es ihn schmerzte, in den Augen seiner Freude als interessiert zu erscheinen, aus wichtigen Gründen nicht ablehnen durfte.

Als der neue Prälat den Dominikaner in Hispaniola landeten, war der Ruf von dem Amerikanischen Codex, dessen Abfassung man ihm allein zuschrieb, ihm bereits vorangegangen. Man empfing ihn und seine Begleiter mit allen Zeichen von Hass und Verachtung; aber Las Casas, der seine irdische Klugheit gelten ließ, verkündigte der Audiencia in unterlassen, was sie ihm Schlimmes zufügen würden, und destand auf Feistaffung aller jüngerigen Sklaven, die man innerhalb der Gränzen seiner Gerichtsbarkeit wegnommen hatte. Das dies Ort in die Flamme giesten, zumal da die Richter, denen die Sklaverei der Indianer bedeutenden Gewinn abwarf, ganz besonders dabei interessirt waren, die neuen Gesetze zu umgehen.

Las Casas, dem es auf Hispaniola immer unheimlicher wurde, miethete sich ein Schiff und fuhr mit seinen Gefährten nach Yucatan, von wo er auf dem Flusse Tabasco weiter nach Chiapa reiste. Zu Camreche wurde er nicht besser aufgenommen als auf Hispaniola, weil er den Spaniern gleich von vorn herein ihren Lebenswandel vorwarf, sie ermahnte, ihre Sklaven frei zu lassen, und ihnen mit den neuen Gesetzen drohte. Man verlagte ihm allen Gehorsam und bezahlte seinen Zehnten, so daß er in große Verlegenheit kam, wie er den Schiffs-Capitain, der ihn hierher gebracht, befriedigen sollte. Nach vielen Widerwärtigkeiten erreichte er Ciudad Real de Chiapa, die Hauptstadt seines Bisthums, im Februar 1545.

Schon auf dem Wege dahin wurde er mit Beweisen von Ehrfurcht und Zuneigung überhäuft, und die Bewohner von Ciudad Real wußten kaum, was sie ihm Alles zu Gute thun sollten. Diese Harmonie konnte aber nur so lange Stich halten, bis die trügerischen Hoffnungen beider Theile verschwunden waren. Als der Bischof sich überzeugt hatte, daß weder seine Privat-Vermahnungen, noch seine öffentlichen Reden etwas wirkten, waffnete er sich mit seiner geistlichen Gewalt und verfagte allen denen die Sakramente, welche dem abscheulichen Sklavenhandel nicht entsagen wollten.

Jetzt gab es offenen Krieg zwischen dem Bischof und seiner Heerde, und es folgten gar unaufständige Scenen. Der Klerus machte mit den Laien gemeinschaftliche Sache, und der Prälat hatte keinen anderen Helfer als seine Ordensbrüder, die Dominikaner. Sein eigener Dechant hörte seinem Befehle zum Trotz, Beichte und ertheilte Absolution. Der Bischof lud den Dechanten zu Tische, um ihm unter vier Augen einen Verweis zu geben. Der Dechant nahm die Einladung an, erschien aber nicht. Als man nach Tische zu ihm schickte, stellte er sich unwohl und legte sich ins Bett. Las Casas sah sich endlich genöthigt, ihm Gefängnisstrafe zuzuerkennen. Der Dechant folgte zwar dem Gerichtsdiener und den Geistlichen, die ihn arretiert hatten, ohne Widerstreben, allein auf der Straße schrie er laut um Hülfe und verbrach das für allgemeine Absolution. Ein Alkade entzündete die Gemüther des großen Haufens durch den ausrufe: „Zu Nutzen des Königs und der Gerechtigkeit!“ Die ganze Stadt kam in Aufstand; Einige drangen in den Dechanten, Andere besetzten die Pforte des Dominikaner-Klosters, damit die Mönche dem Prälaten nicht zu Hülfe kämen, und die Uebrigen stürmten unter dem Gebrüll: „Zu des Königs Namen!“ den bischöflichen Palast. Die Bedienten in den äußeren Gemächern suchten sie zur Ruhe zu bringen; der Bischof aber, welcher den Lärm hörte, kam heraus und wollte sie anreden. Ein zufällig anwesender Dominikaner führte ihn voll Besorgnis auf sein Zimmer zurück. Die Rädelsführer folgten ihm nach und drohten ihm mit dem augenblicklichen Tode. Er hörte sie mit größter Seelenruhe an und entgegnete ihnen mit so schlagenden Gründen, daß sie sich voll Bestürzung und Bewirrung zurückzogen.

Die Dominikaner drangen jetzt in Las Casas, diesen Schaupsatz des Aufruhrs und der Gefahr zu verlassen. Er antwortete: „Wohin soll ich gehen? Wo kann ich in meinem Kampfe für die Freiheit jener armen Geschöpfe sicher seyn? Wäre es mir eigentlich, ich wüßte sie gern aufgeben; allein es ist die Sache meiner Heerde — eines Theils meiner Heerde, der schändlich unterdrücken Indianer. Hier muß ich bleiben; dies ist meine Kirche; ich kann sie nicht verlassen. Nehmen sie mir das Leben, so möge mein Blut diesen Boden besruchten, damit eine Aernde der Gerechtigkeit und Menschenliebe aufgehe.“

Nach vier einen Tages in Schlaf und seinen Gedanken-Gebrechen sich unterbleibt, berichtete man ihm, ein Mann sey angefallen worden — es war derselbe Mann, der ihn mit dem Tode bedroht hatte. Der Bischof eilte ihm zu Hülfe und sorgte für den nothwendigen Verband, während die Mönche das Blut stillten. Er hatte bereits nach einem Wundarzt geschickt, dessen Sorge er seinem Feinde mit so zärtlichem Eifer anvertraute, als wär' er sein Bruder gewesen. Der Sünder genas wieder und wurde forthin ein treuer Anhänger des Bischofs.

Das war aber nur die Bekehrung eines Einzelnen, und die Verfolgungen dauerten fort. Man verweigerte den Dominikanern auf die Länge jedes Almosen und verwies sie deshalb an Indianer, mit dem Bemerken, daß Christen keine Missionen zu bedürfen.

Las Casas war jetzt so gut als verlorer; doch wollte er den Posten nicht verlassen, den man ihm wider seinen Willen anvertraut hatte. Er entschloß sich gleichwohl, nach Oaxaca zu Dies zu reisen und um den Beistand eines Richters zu flehen, der ihm auch gewährt wurde, obschon seine ehemaligen Freunde, der Präsident und der Bischof, gegen ihn erbittet waren. Seine Rückkehr wurde die Losung zu neuen tumultuarischen Auftritten, und endlich verließ er Ciudad Real auf immer. Er kehrte nach Spanien zurück, wo er die Rechte der Indianer mündlich und schriftlich zu verbedigen fortfuhr und im Jahre 1550 der bischöflichen Würde entsagte. Von der Zeit an zog er sich in ein Dominikaner-Kloster nach Valladolid zurück.

Hier widmete Las Casas einen Theil seiner Zeit den strengen religiösen Uebungen des Ordens, in welchen er es dem gläubensten Novizen gleichthat. Das Uebrige absorbierten die Angelegenheiten seiner Amerikaner und seine bänderreiche Geschichte.

Als der Gränz-Gerichtshof (Audiencia de los confines) von Gracias a Dios nach Panama verlegt wurde und die Beschwerden Guatimala's zu den Ohren des Ex-Bischofs gelangten, vergaß der neunzigjährige Las Casas sein Alter und seine Gebrechen und begab sich ohne Verzug nach Madrid. Hier erwirkten seine Vorstellungen und sein Einfluß unmittelbar den Befehl, daß obgenannter Gerichtshof wieder nach Gracias a Dios kommen sollte.

Nach dem diesem frohen Ereignis ertrankte der edle Greis in seinem Kloster Atocha und endete in den letzten Tagen des Juli 1566. Er soll ein Alter von 92 Jahren erreicht haben.

Ostindien.

Gesundheits-Stationen auf dem Himalaja.

Die Besitznahme hoch belegener Landstrecken in verschiedenen Theilen Indiens und die Errichtung von Häusern, in welchen Europäer, deren Gesundheit durch die außerordentliche Hitze der Ebene gelitten hat, alle Vortheile eines klimatischen Wechsels genießen können, sind zwei ganz neue Momente in dem Leben der Indo-Briten. Drei Stationen auf dem Himalaja — Simla, Landour und Mussouri — werden von Europäern aller Klassen, die zur Bengalischen Präsidentschaft gehören, stark besucht. Den letzterwähnten Ort hat man zu einem sorge-

Digitized by Google

nannten Sanitairum, d. h. zu einem Aufenthalt für genesende Britische Soldaten während der drei heißen Monate, eingerichtet. Die Erfahrung eines Depots für solche Invaliden, deren Constitution durch Anstrengungen oder langen Dienst gelitten, hat den Erwartungen nicht ganz entsprechen wollen; ist die Gesundheit einmal untergraben, so kann nur eine Reise nach Europa und ein verlängerter Aufenthalt in einem kalten Lande von einigem Nutzen sein; und da man in diesen gebirgigen Regionen gegen die strenge Winterkälte noch keine Vorkehrungen getroffen hat, so sind die jetzt nur wenige Personen im Stande, aus einem Wechsel des Klimas wesentlichen Nutzen zu ziehen. Kaum betritt der Reconvalescent die Ebenen wieder, so erneuert sich auch die alte Plage, und die Regierung hat oben deshalb ernstlich daran gedacht, das Project aufzugeben, insofern es allein solche invalide Soldaten betrifft, die man mit geringen Kosten nach Europa schicken kann.

Es ist wahrscheinlich, daß die Britischen Truppen dem Ungemach, welches die vergebrannte Gluth der tropischen Sonne erzeugt, bald nicht mehr, wie bisher, ausgesetzt sein werden; man hat nämlich den Plan, sämmtliche Europäische Soldaten in das Gebirge zu beingen; dieser Plan läßt sich nicht unmittelbar ausführen, aber Zeit, Arbeit und Ausdauer werden die Schwierigkeiten überwinden. Wie jetzt liefert der angebaute Theil jenes Landes nur eben so viel, als zu den Bedürfnissen der Bewohner hinreicht; die Thäler, in welchen man ohne Mühe Wasser haben kann, sind außerordentlich enge, und die Seiten der Berge so abschüssig, daß sie keinen Anbau zulassen, ausgenommen vermittelst Terassen, die sehr mühselig anzulegen und durch massive Mauern unterstützt werden müssen. Diese über einander emporsteigenden Terassen gewähren einen ganz eigenen Anblick, besonders wenn die prächtigen Blumen, die einige Gipfel schmücken, in voller Blüthe stehen. Die gelbe und rothe Myartus sind besonders schön und wachsen erstaunlich hoch; an ghastligen Stellen erreichen die Stämme jedoch selten die Stärke. Die Strenge ist im Allgemeinen sehr rauh, und man freut sich über den wachsenden Wohlstand einer Landschaft, die vor wenigen Jahren noch eine terra incognita war.

Von den drei Europäischen Stationen, die im Gebirge angelegt worden, scheint Simla die beliebteste zu sein. Viele Indo-Briten haben hier Häuser erbaut, wo sie während des heißen Wetters entweder selbst bewohnen oder gegen mäßigen Zins an Fremde vermiethen. Architektonische Schönheit ist noch nicht viel berücksichtigt; aber den Bau der Häuser haben tüchtige Ingenieure geleitet, und sie sind dauerhaft genug, um den Winterstürmen Trotz zu bieten.

Die Eingeborenen dieser Gegend kultiviren bis jetzt nur Pfirsiche und Aprikosen, die ihrem Vieh als Futter dienen, oder hauptsächlich wegen des Oels in ihren Kernen geschätzt sind. Dieses Oel wird mehr mögt eines ganz einfachen Prozesses gewonnen; es ist sehr klar und gefriert nicht leicht. Die Wallnüsse sind vortrefflich; man verschickt sie weit, und giebt ihnen in verschiedenen Fächern Raum wieder, daß man sie kommt der Schale in keinem Wasser liegt. Die Weintraube findet sich nur in der niedrigen Region zweifelhaft des Sutlerich, Rhabarber und Ingwer wachsen hier wild und in großem Ueberfluß; auch giebt es ungeheure Quantitäten köstlichen Honigs, den die Bienen hauptsächlich aus dem Jasmin saugen. Die Schafe und Ziegen, für deren Verredlung noch nichts geschehen ist, werden recht sehr geschätzt, und den Grund des Reichthums ist aus einigen Gebäuden verboten, daß diese Thiere nur in großer Menge gehalten werden können.

Die Faunen, die Vögel und Hahichte sind hier von besonderer Schönheit. Tiger findet man noch in der Nähe der Schnee-Region, allein es giebt ihrer nur wenige in Bergkette mit den Thibiak's und Leoparden. Das Wildpret ist sehr zahlreich; aber die Menge der Affen und Bären grämt an das Unglaubliche. Man hat noch nicht daran gedacht, den Verwüstungen und Plünderungen dieser Thiere Einhalt zu thun, weil die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens noch nicht ausgegangen sind.

Die Eingeborenen dieser Berge, ein haemloser, in seiner Unvollendheit glücklicher Menschenschlag, haben weder große Tugenden, noch große Laster; ihr gebäßigster Fehler ist eine eleiererzeugende Unentschlicht. Sie waschen sich nur selten und wechseln nicht eher mit ihrer Kleidung, als bis sie im buchstäblichen Sinne des Wortes vom Leibe gefallen ist. Kein Indo-Brite kann sich entschließen, einen Eingeborenen als Bedienten in's Haus zu nehmen, und jede Familie, die nach Simla reist, schleppt ihre Hindostanische Dienerschaft mit. Die Gebirgsbewohner sollen durch den Einfluß der Civilisation von ihrer ursprünglichen Schlichtheit und Rächtzerheit viel verloren haben; allein man darf hoffen, daß ihre intellectuelle Beredlung diese Nachtheile wieder aufwiegen werde.

Die zerstreuten Bungalow's von Simla stehen auf schwindligen Höhen und schauen auf Thäler herab, die mit dunklem Nadelholz bekleidet sind. Die Hütten der Eingebornen haben oft mit den Sennenhütten der Schweiz große Aehnlichkeit. Die Straßen sind sehr abschüssig und eng, und eignen sich gar nicht für Fuhrwerk, von denen die jetzt noch keines in diese Alpen-Landschaft sich verirret hat.

Es ist unmöglich, die Schönheit dieser Landschaft würdig zu schildern und die wohlthätigen Wirkungen zu beschreiben, welche ihre feine kalte Luft auf den erschöpften Bewohner der Ebenen äußert. Die Sweetbrier Vegetation erfüllt noch den Zauber, welchen die Natur über diese Einöde ausgegossen hat: Gänseblümchen und Schlüsselblumen emailliren den Boden; das reiche Rhododendron mischt sich mit der Eiche und Tanne, und die wilde Rose, deren Gewinde über jeden Zaun sich hinziehen, erweckt bei denen, die die Schiefsal in ein fremdes Land verwies, lebhafte Erinnerungen an die Heimath. Die unzeglegte Luft, schöne Aussichten zu genießen, ist jedoch hier von schlimmen Folgen gewesen; man erzählt sich viel von großen Gefahren, und die Abschüssigkeit der Wege hat manchen Unglücklichen verunglückt. Auch die Sänger-brücken von Seilen aus geflochtenem Moose, die über Abgründe führen, sind eine gefährliche Passage und nicht Jeder geht ungetrost darüber hinweg.

Bei aller Schönheit der Landschaft und bei aller Zerstreuung, die Häuser, Straßen und Brückenbau gewähren, fühlt doch mancher neue Bewohner dieser Gebirge-Landschaft die peinlichste Langeweile, die er oft mit desperaten Mitteln zu vertreiben sucht. Ganze Gesellschaften junger Männer versammeln sich auf den höchsten Punkten, mit Hacken und Brechrisen versehen, brechen Felsstücke los und lassen sie den Abhang hinabrollen. Das donnernde, weit wiederhallende Getöse und die Verwüstungen, die eine solche Steinmasse auf ihrem Wege anrichtet, gewähren große Belustigung. Die Pferde, welche die Eingebornen anwenden, um sich an steilen Abhängen heraufzuklassen, hat einem anderen Zeitvertreib sein Dasein gegeben. Man setzt sich in ein flaches rundes Becken aus Cez, und rutscht in demselben mit einer Schnelligkeit herab, die das von plus ultra obysischen Genusses sein soll. Pilnis's und Ausflüge in die Umgebungen sind ein geistigeres Vergnügen; und den letzteren werden die Reisenden immer mit großer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt: könnte man nur von den Besuchern immer ein Gleiches rühmen! Die Ceremonlichkeit, welche die Eingebornen für ihre Befreiung von den Ghorka's gegen die Briten schien, muß in der That sehr groß sein, um sie alle Launen und Gedächtnisse ihrer edlen Besieger geduldig ertragen zu lassen.

Die Stationen Mussoorie und Landour liegen mir drei Engl. Meilen aus einander; die Lage der letzteren ist 7400 Fuß über der Meeresfläche. Hier erreicht das Rhododendron die Höhe eines Waldbaums, und aus seinem Holze macht man Balken zum Häuserbau. Die Kirche, Biene, Hambeere und Berberize sind in Ueberfluß vorhanden, und selbst der Engländer Johannisbeeren kann man auf dem Kamm des Roth- und Beißdorn nicht häufiger antreffen. Die Vereinigung der tropischen und Europäischen Vegetation macht das Landwerk des Himalaja zu dem schönsten und interessantesten, das man nur irgend sehen kann. Ueberall klopft der Reisende auf Erinnerungen an seine Heimath, die ihm sein Erst verschönen.

Landebe und Mussoori nehmen, gleich Simla, jeden Tag an Größe zu, und vermuthlich werden alle bewohnbaren Theile dieser Strecke des Himalaja in wenigen Jahren mit Europäischen Häusern bedeckt sein. Die wohlthätigen Wirkungen eines dortigen Aufenthalts auf die Gesundheit können nur selten recht gewürdigt werden, da die Wiederherstellung gewöhnlich verlieren Personen viel Zeit und Geld verlieren, als Personen, die aus einem Luftwechsel augenblicklichen Vortheil ziehen, anzuerkennen geneigt sind. Auch kann das Klima nicht in allen Fällen von wohlthätigem Einfluß sein; verschiedene körperliche Beschwerden werden sogar durch die Atmosphäre, wie trocken sie auch sei, noch vergrößert. Es fallen heftige Regenzüge; aber die lassen kein Wasserstehen zurück, wie in den Ebenen. In den Abhängen der Berge bilden sich niemals Pfützen, und sobald der Regen aufgehört hat, wird die Luft wieder trocken. Dagegen herrscht während der Regenzeit oft eine schneidende Kälte, von der Menschen und Thiere viel leiden müssen. Schafe und Federvieh, die man aus den Ebenen mitbringt, sterben in großer Anzahl, man darf aber gutes Gedeihen hoffen, daß diesen andern Europäischen bald abgeholfen sein werde. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Algier, wie es jetzt ist. Algier gewinnt von Tage zu Tage immer mehr ein Europäisches Ansehen. Man sieht benjutage in der Stadt eben so viel Hüte als Turbant; Cigarren haben die langen Türkischen Pfeifen verdrängt und die Maurischen Bazars machten den mit Glasfenstern versehenen Französischen Kaufladen Platz. Gegen sunfzig Kaufleute haben hier ihre Comtoirs etablirt und eine bedeutende Zahl von Handwerkern und Künstlern, darunter eine Menge Modistinnen, Nähterinnen und Perrückenmacher, sind über die ganze Stadt verbreitet. Elf große Kaffeehäuser mit Billards, vier große Wirthshäuser (die, beiläufig gesagt, noch sehr mittelmäßig sind), drei Restaurationen, zwei Speisehäuser, zwei Leih-Cabinette, ein Circus, ein Kegelsaal u. s. w. sind hier bis jetzt schon bereits im Gange, und Concerts und Omnibus werden bald die Fiberten von Bab bazun nach Mustafa Pascha und von Bab el haout nach der Villa des Dey's regelmäßig machen. Die Kasbah in Algier bildet fast eine kleine Stadt für sich, in der der Palast des Dey's nebst vielen andern Gebäuden und Gärten sich befindet. Der Palast hat durch die Anzahl der Französischen Soldaten viel gelitten; diese pflegen nämlich ihren Kindringen alles Pflaster auf, so wie die glasirten Ziegeln von den Wänden in den Zimmern herab und richteten allerlei Verheerungen an, indem sie in ihrem Ungestüm überall nach Schätzen suchten. Indeß entschädigen und immer noch der marmorne Estrich, die gewölbten Gallerieen, mit den in phantastischen, aber leichten und anmuthigen Formen ausgeführten Marmorsäulen, welche die freien Plätze rings umgeben, so wie die eleganten Springbrunnen, die frische Kühlung uns sehr der verbreiten, und endlich die glänzenden Gitterfenster für die Mühe, die uns der Weg nach der Kasbah gemacht hat. Einen malerischen Anblick gewährt auch das Wachthaus am Thore, mit den Sykamoren, Bananen und Wein-Gewinden, die es überall umgeben, so wie die ganz eigenthümliche Mischung Französischer Uniformen und Maurischer Trachten, die wie dort reblichen; seiner die Weinschenke, in einer dichtbeschatteten Weinlaube, unter welcher die Soldaten in verschiedenen Gruppen sitzen und Karten spielen, mit einigen rauchenden brünetten Französinnen scherzen und trinken, oder das Trompeten-piel, der ehien da regiment und verschiedene andere Streiche aufgeführt. (Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Mittwoch den 20. Mai 1835.

Frankreich.

Der alte Pont du Gard.

Ein Französisches Landschaftsbild.

Die Landleute von Nimes haben einen wetterverkündenden Spruch, der unfehlbarer als die Kalendermacher ist: „Quand lou marino gouflo et qho trevmontano boufflo taillas de soupo que lou bouillon manquera pas." Marino ist der Geschlechtsname, mit welchem sie alle aus dem Mittag wehende Winde bezeichnen. Wenn er von Afrika bläst, so ist er heiß und heftig; entsteht er auf dem Meere, in geringer Entfernung von den Küsten, so führt er plötzliche kleine Regenschauer herbei, die man in diesen Lande mistelades nennt; und kommt er aus Westen über die Morästte von Aiguemortes, die ödeverschenden Sümpfe, so ist die Luft mit feinen Dünsten geschwängert und die Atmosphäre ohne Elastizität: es ist ein Todeshauch, ein Samum der Wüsten, den man hier caoumasse nennt.

In dem Augenblick, wo wir in Remoulins ankamen, blies gerade der Marino sehr heftig. Es wäre Grund genug gewesen, weniger entschlossene Reisende, als wir, muthlos zu machen; aber, zehn Mal hatten wir in unserem Leben die Wendekreise überschritten; hatten so oft den Wetterstrahlen und den Stürmen auf dem offen Schmeere Trotz geboten, auf welchem der Vorbote eines Sturmes schon der Sturm selbst ist, und waren die Leute nicht, vor so Unbedeutendem zu erschrecken. Wir rüsten also, trotz des heftigen Marino und seiner plumpen und heißen Stöße, auf dem Wege nach Pont du Gard fort. Wir zogen an den Ufern des Gardon hin. Hinter uns lag das Dorf Remoulins, dessen Häuser in einer dichten Gruppe zusammenliegen; zwei Hauptstraßen durchschneiden es rechtwinkelig, und in der Mitte des Platzes erhebt sich eine hohe Mauerstange, welche die Patrioten des Landes einen Freiheitsbaum nennen. Aber welch' eine reizend schöne Landschaft bietet sich mir jetzt dar, am Rande der Hängebrücke, welche Remoulins mit dem jenseitigen Ufer des Gardon verbindet. Die Gewässer des Flusses, von Kieselsteinen eingeengt, scheinen ärgerlich über dieses Hinderniß, von dem sie sich nur mühsam befreien können; sie brausen und schäumen und bilden einen Wasserfall. In dem zwischen diesem Sturze und dem Flusse befindlichen Raume steht eine Mühle, eine Art von Oker-Fabrik, mit ihren langen Hohlziegeln und ihrem unverdeckten großen schwarzen Rade, welches gegen den hellen Grund des Gebäudes sehr absticht. Hier in dieser Landschaft muß Ihr verweilen, wollt Ihr die Umgebung des alten klassischen Pont du Gard recht begreifen. Es ist wahre Lustreise, und sie scheinen nur darum Eines dem Anderen in so geringer Entfernung gegenübergestellt zu seyn, damit sie einen um so tieferen Eindruck machen. Die Natur bildet hier zwei Gegensätze. Die erste Landschaft ist eine Idylle; sie gleicht den lieblichen Ansichten Italiens, die, wenn wir sie nur ein Mal gesehen haben, sich so oft von selbst in unserem Gedächtnisse wiederholen, wie gewisse schöne Melodieen, die wir unwillkürlich wiedersehen, wenn wir sie ein Mal gehört haben. Schauet her! Das hier ist ein flaches Wasser, welches geräuschwoll heraboilßt; das hier ist eine Mühle, deren großes Rad sich nur langsam dreht; das sind die Reste von Thränenweiden, auf denen die gebleichte Wäsche im Winde flattert; hier ist ein Binsenbusch, der gebückt aus dem Flusse trinkt; hier oben am Himmel schwebt ein Reiher, der mit schnellem Fluge die Moräste der Rhone wieder zu gewinnen sucht, und hier ein Fischreiher, wie er den Fluß mit seinen Flügeln streift und dann sich sein Nest im Heidekraut am hohen Ufer erbaut. Wahrlich, man müßte hier den Pinsel eines Stanfield zu führen verstehen, eines Stanfield, dessen Bäume so grün, und dessen Wasser so hell und schäumend sind, wenn sie sich an den Steinen und an den Mühlrädern brechen.

Jetzt betrachtet dieses Terrain, wie es fortschreitend seine Natur und seine Ansichten wechselt. Auf beiden Seiten der Straße ist nichts als Sand. Diesen Sand führen die Gewässer des kleinen Flüßchen herbei, das Ihr hier so ruhig vorüberfließen seht, das aber, wenn plötzlich ein Donnerwetter auf den Gipfel der Cevennen losbricht, seinen Ufern tritt, sein Bett überfließt und sich unerwartet schnell ausbreitet. Sein aufgethürmtes Wasser wälzt sich dann wie ein Meer todend dahin; es dringt, entwurzelt und reißt alle Bäume mit sich fort, und wenn unglücklicherweise ein abgesonderter Stall oder eine einzelne Hütte seinen Lauf verbindert, so dringt der Schlamm und der Sand, die es mit sich führt, in das Innere und steigt so hoch hinauf, daß die Familie in der Hütte im Schlafe erstickt.

So wenig Kunstsinn man auch bestitzen mag, findet man sich doch lebhaft bewegt, wenn man sich dem antiken Pont du Gard nähert, und diese Bewegung ist eine poetische. Die Windungen des Weges, den wir zurücklegten, erlauben uns keinen vorgreifenden und fortschreitenden Anblick, der so oft den Eindruck eines Monumentes zu schwächen pflegt. Unsere Herzen schlugen immer mehr vor Ungeduld, je weiter wir vorrückten. Endlich, nach manchen Verrechnungen, wendeten wir uns um eine Krümmung des Weges, und, siehe da! wir standen vor ihm — vor dem Kolosse, den die Hallgebiter Roms auf die Erde geworfen hatten, um ihre Kunstfertigkeit zu weisen. Man darf sich mit dem Urtheile nicht übereilen; denn je mehr man sich ihm nähert, je größer und herrlicher stellt er sich dar. Der Boden, der ihn umgiebt, besteht aus einem seltenen Gemisch von Basalt, bohem Grase, Kiesensteinen, jungen Pflanzen, Büchen, Eichen und Granit; ein Gemisch von Alters, was die Landschaft in materischer Aufstellung nur darzubieten vermag.

Gewiß war der Mann, dessen Genie ein solches Meisterstück hervorbrachte, nicht bloß ein Baumeister; er hatte auch die Hülfsmittel erkannt, welche die zufällige Beschaffenheit des Bodens und der Landschaft seiner Schöpfung darboten, und er würde sich bei seinen weisen Bodbachtungen ohne Zweifel gehütet haben, einen anderen Ort als gerade diesen zu erwählen, und sein Monument um eine Stecke weiter vorwärts oder weiter rückwärts aufzustellen, wo diese wilde Harmonie sich nirgends ganz so gefunden hätte als eben hier. Ein auf dem höchsten Gesimse der 150 Fuß hohen Bröste sichender Reisender hätte nirgends als gerade hier so vollkommen die Entwicketung dieses ausgebreiteten Natur-Schauspieles überblicken können.

Ich theile den Eindruck, welchen der Pont du Gard auf mich hervorgebracht, mit vielen Anderen vergleichen, als mit dem des Coliseums von Rom. Denn die beiden Monumente mit ihrem erhabenen Tone und ihrer architektonischen Physiognomie gehören einer und derselben Gattung an.

Das Wetter trug besonders sehr viel zu dem tiefen Eindruck bei, den dieses Schauspiel auf mich machte. Die Farbe des Horizonts die eine einzu für das Gemälde gezigneten Hintergrund. Der Himmel war unwölkt und trübe, nicht ein einziger Sonnenstrahl drang hindurch, graue schleierartige Wolken, die man mit der Hand hätte berühren können, zogen rasch wie die Wellen eines stürmischen Meeres vorüber, und es herrschte in dem Ganzen dieses engen Raumes etwas von der Verberrung und Betrübnis, die man in einigen Gemälden des Salvator Rosa wahrnimmt. Der Wind blies so gewaltsam, daß ich mich wunderte, daß die Brücke mit ihrem eisernen, wie eine Kante darauf durchhöchertem Bauwerke, nicht in Fetzen zerriß. Und doch hatte dieses so zerbrechlich scheinende Machwerk die zerstörende Kraft vieler Jahrhunderte überdauert. Hingeworfen über dem tiefen Thale, schien sich das eine Joch dieser Brücke auf die heidnische Aera zu stützen, während ihr letztes sich vielleicht in einer Zukunft verlieren wird, deren Entfernung nicht zu berechnen ist.

Als ich von meinem ersten Staunen mich erholt hatte und meinen Blick senkte, da wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Karawane gefesselt, welche unterhalb der Brücke einherzog. Diese neue Erscheinung fügte dem malerischen Charakter dieser Landschaft noch einen schönen Bestandtheil hinzu, ja, es war ihr belebtester Theil. Ich bedauere seiner langen Zeit, um zu erkennen, daß ich hier eine Truppe Zigeuner vor mir hatte. Sie zogen vorüber. Die Männer, zu Fuße gehend, führten Esel, einige Frauen saßen auf einen Karren von zwei Maulthieren gezogen und mit schlechten Stricken bespannt, und zerlumpte Kinder liefen nebenher. Nachdem sie die Brücke passirt waren, gab ein Greis mit grauem Barte das Zeichen zum Haltmachen. Am rechten Ufer des Gardons am Fuße eines steilen und senkrechten Berges, den man erklettern muß, wenn man die Römische Wasserleitung erlangen will, befindet sich ein grüner und geräumiger Grasplatz. Die Wände des Berges sind unten ausgehöhlt, so daß sie geräumige Grotten bilden. Eine derselben ist besonders merkwürdig; sie eignet sich förmlich zu einer Gaststube und zur Aufnahme zahlreicher Karawanen; es giebt zwanzig Meilen in der Runde keinen Bagabunden und keinen Bandiren, dem diese Höhle nicht bekannt wäre. Der Magen hielt am. Die Männer wurden losgespannt und weideten bald auf dem Grase. Die Frauen waren abgestiegen, und die säugeren setzten sich auf die Erde und tränkten ihre Kinder. Ihr Kostüm bestand in einem schwarzen Mieder und einem rothen Rock, was einigermaßen an das ursprüngliche Kostüm erinnert, von welchem Cervantes spricht; nur sind die Kleidungsstücke der heutigen Zigeuner schmutzig und abgerissen, selten abstechend von den eigenthümlichen Figuren, Gesichtern, Zügen, wie sie sonst bei keiner anderen Menschenklasse angetroffen werden. Es ist in der That schwierig, irgend wo anders eine so feine Nase, so schwarze und schön gespaltene Augen, und eine so muntere und verständige Phy-

Digitized by Google

physiognomie zu finden, als bei diesen Frauen. Einer meiner Begleiter, ein Maler von seltenem Talent, konnte sich nicht genug an diesen schönen Modellen ergötzen, die ihm der Zufall herbei geführt; „wie schön, wie herrlich!“ wiederholte er entzückt und sprang vor Freuden außer sich umher. Hier fanden sich sitr ihn die prächtigsten Stoffe dieser seiner Kunst vereinigt, und er beschäftigte sich nicht eher zu entfernen, als bis er seinen Kasten damit bereichert. Es war wirklich eine reiche Mannigfaltigkeit von Typen und Gruppen. An den Seiten dieser zarten und dieglamen jungen Frauen standen die behenden und muskulösen Männer; sie waren in Jacken von den lebhaftesten Farben und in weiten Pantalons, die mit einem rothen Gurte befestigt waren, gekleidet, und mit nackten Füßen. Ihre schwarzen Haare, beinahe so geflochten, wie die der ungarischen Husaren, hingen bis zum Gurte herunter und ihr Gang war frei und ungezwungen. Dann zeigten sich einige alte Frauen, von Sibillinischer Magerkeit. Büschel von apfelgrüner Farbe bedeckten ihren verdorrten gelben Hals, ihre Backenknochen hilteten Vorsprünge und ihre Wimpel, ihre Augen waren todt, und ihre weißen unversehrten Zähne verliehen ihrem Antlitz etwas Hexenartiges. Dieses war Alles, was sitnen von ihrer Jugend übrig geblieben war, in welcher sie ganz so schön gewesen waren, als die Frauen, denen Formen wie so oben bewundert haben.

Mittlerweile daß sich die Kinder damit beschäftigten, trockenes Holz und dürre Aeste anzuzünden, und die Feuer zu entzünden, trafen die Frauen alle Vorkehrungen zu der Mahlzeit der Truppe, und bald loderte die Flamme auf. Wir hatten uns ihrem Lager genähert. Als wir sie mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt sahen, nahmen wir unsere Mahlzeit, um seine der dabei vorkommenden Scenen aus dem Augen zu verlieren. Ein großer Kalebassenkürbiß mit Kardouvaffer angefüllt wurde auf einen Dreifuß von Kalkstein gestellt. Die älteste Frau, Hemde einen langen und schmutzig blutigen Sack, steckte ihren dürren und knochigen Arm hinein, und zog nach einander die Ueberbleibsel der Mahlzeit vom vorigen Tage heraus. Unbekannte und bekannte ekelhafte Fleischarten; Knochen von einer ungewöhnlichen Gestalt, an welchen einige Fetzen rother Fleisch hingen; einige Reste von Mehlbrei, Gemüse und Fettbeilchen; und dann Brodrinden und einige zusammengesammelte Gemüse — Alles dieses wurde durcheinander in ein Gefäß gethan, um welches sich die Truppe versammelte. Als die Hexen-Köcherin beendigt war, setzten sie sich zum Mahle hin. Die Stellungen, die sie bei dem Essen annahmen, waren sehr mannigfach; einige Männer lasen auf der Erde; andere waren halbliegend auf den Ellenbogen gestützt; und die Frauen hatten ihre Kinder auf dem Schooße und säugten ihnen die Speisen vor, so wie die Vögel ihre Jungen füttern. Diese Augenblick schien unserem jungen Begleiter sehr günstig, seine Kunst zu benutzen. Er näherte sein Gefolge der Versammlung, wo es so große Resultate für sein Magazin gab; nachdem er seine Leinwand und seine Farben, seine Modellen nehmen wollte, ihre Bewegungslosigkeit, mit einigen Silberstücken, die sie mit Hast ergriffen, bezahlt hatte, fing er an, sie mit großen Zügen abzuzeichnen.

Jedermann weiß, mit welcher wunderbaren Leichtigkeit mein Freund Th., seine Kunst betreibt, und daß ihm seine übermäßliche Fruchtbarkeit noch niemals Eintrag that. Seine behenden Finger brachten bald die Züge und die Gestalten der Zigeuner, den Himmel, die Erde und die ganze Gegend auf die Leinwand; Kunst, Poesie und Lokalwahrheit waren darauf vereinigt; und da er mit einem unwiderstehlichen Eifer arbeitete, so wuchs sein Werk sichtbarlich heran. Da ergriff einige dieser Leute die Neugier, den Fortschritt des Bildes zu sehen, welches sie den Künstler leisteten, und dort er ihnen so reichlich bezahlte. Als sie die Zeichnung erblickten, hörten sie bewegungslos Ohren, und von dem wunderbarlichen Gefühl ergriffen, tieten die Ersten ihre Kameraden mit lauter Stimme herbei. Alle verließen ihre Plätze am Feuer, und schrien laut auf vor Erstaunen, als sie sich in der Zeichnung, die sie dasselbe Gestalten wieder erkannten. Einige sprangen in die Höhe, andere wälzten sich auf der Erde, und schrien den Erfinder dieses Wunderwerkes als ein übermenschliches Wesen zu betrachten. Da sie ihre Freude uns nicht mündlich auszudrücken wußten, so schlossen Alle, sogar die Greise und Kinder, einen Kreis, reichten einander die Hände, und tanzten um uns herum. Darauf, wer sich plötzlich von dem Zauber der Scene; es war ein Herumtanzen, von fechten schwindelnder Bewegschnelligkeit, auch der abgestumpfteste Geist erschüttert worden wäre; kurz wir sahen eine ganz andere Welt.

Wir sahen zugleich den Ort, so wie ich ihn beschrieben habe; die eiserne Brücke mit ihren rauschenden und schaumgehen Fluthen, deren beide äußeren Enden sich auf hohe Hügel stützen, welche zwei Bergketten verbinden; diesen riesenmäßigen Gartenstuhl, das dunkle Grün der Vegetation zuletzt wurfs, die seinen Laube feigte diese Pappeln und Trauerweiden, deren Zweige der Wind bewegt und deren verschiedene Nüancen so schön mit dem dunklen des Schloß Saint Ainat wurfs und mehr noch unsere eigene Schönheit, an unsere Abreise zu denken.

Als wir uns entfernten, drang der Mond; wie das Auge eines himmlischen Beschauers diesen schönen Scenen, zwischen den engen Räumen des Gewölbes hindurch und klärte zweideutig mit seinen blassen Strahlen die Landschaft auf. Das von den Zigeunern angezündete Feuer war noch nicht erloschen, und wir sahen es noch roth und lebendig. Eine tiefe Stille war den Tönen der Elemente gefolgt; die Klüfte der Berge und das Gezweige der Bäume waren verstummt, und man konnte jeden Thrpen der Grillen hören und das Rauschen einer jeden Eidechse, welche unterschrieben, welche sich an den hervorspringenden Klippen erhob.

Dies war der Augenblick, wo mein lebhaftester Eindruck aufs höchste gesteigert wurde. Mein Blick zog sich traurig von dem Gemälde zurück, und als mir die Krümmung des Weges die Wirklichkeit entzogen hatte, verschloß ich meine Augen, und vereinigte alles Gesehene in meinem Innern, um wenigstens das Bild davon zu behalten, und alle Elemente dieser einzelnen Schönheiten in meinem Gedächtniß zu sammeln.

Am folgenden Tage hörten wir in Nimes, daß auf dem Wege von Pont Saint Esprit nach Remoulins ein Kind getaubt worden sey, und daß man eine Zigeunerbande, welche man nach den Meyerten von Camargue ziehen sah, dieser Verbrechens beschuldige. Ich sah meinen Reisegefährten an und er mich. Und in der Ueberstimmung unserer Gefühle und unserer Vermuthungen erinnerten wir uns unwillkürlich der uns so ganz unbekannten Wahrheit, die wir am Pont du Gard hatten aufsteigen sehen. — „Mein Ehrnert,“ sagte mein Freund, der Maler, „ich möchte meine Hand im Feuer verbrennen.“ (J. d. P.)

Bibliographie.

Encyclopédie des enfans, ou Abrégé de toutes les Sciences à l'usage des écoles des deux sexes; cinquième édition, avec les continuations et améliorations, dont elle était susceptible, ornée d'une mappemonde et de 11 planches représentant 116 figures gravées par Tardieu. — 3 Bde. 10 Fr.

Annuaire chronologique universel pour 1834. — Herausgegeben von Charles Cauchois. 6½ Fr.

La Belgique et la Révolution de juillet. — Von Ch. L. de Becourt. 7½ Fr.

Bibliothèque universelle des voyages effectués par mer ou par terre, dans les diverses parties du monde, depuis les premières découvertes jusqu'à nos jours, etc. — Von Albert Montemont. 3b. XXXVII. 2½ Fr.

Histoires contemporaines. — Von der Herzogin von Abrantès, 2 Bde. 15 Fr.

England.

Literarische und historische Denkmäler in England.

(Schluß.)

Wenn auf diese Weise das „Denkendste“ Volk Europa's das Andenken seiner großen Dichter in ihren eigenen Werken am besten aufzewahrt glaubt und es dem glühendern Blute südlicher Regionen überläßt, den literarischen Genuß durch Heilighaltung seiner Wohnstätten zu ehren, so zeigt es eine eben solche Gleichgiltigkeit auch gegen seine materiellern Wohlthäter. Wo steht man an den vom Volke benannten Orten Statuen dieser Wohlthäter? Wo sind sie zu finden? Nirgends! Selbst in England das Lieb seiner wissenschaftlichen Auftlärung und der Beförderung sein nes gesellschaftlichen Zustandes verdankt? Keine Statue von Bacon, Hampden, Sydney, die gleich dem heiligen Johannes in der finstern Wüste der Unwissenheit auftraten und die strafenden Donnäxer in der Nähe der unrechtlichen Einfluß ihrer Zeitgenossen selbst Statuen, die ihren großtigen Ruf auf dem Fundamente Volks zeigen, um es zu beleben und seine Gefühle zu veredlen. Unter den vielen Standbildern von bandfesten Rittern in Perücken und Rüstungen, Kommandostäbe in der Hand und den rechten Fuß voran, womit die Straßen und Paradeplätze der Hauptstadt angefüllt sind, schimmert nirgends eine geistige Schönheit in Stein hervor, die der Kunst als Sinnbild dienen, dem Patriotismus ein glänzendes Beispiel vorhalten und den Gedanken des niedrigsten Beschauers einen hohen gleerlichen Flug geben könnte. London besitzt zwar, wie Florenz, seinen Piazza del Gran Duca, die Statue, welche die Welt entzückt*), erhebt sich doch auf ihrer hohen Säule, Schönheit in Stein bietend, die der Kunst als Sinnbild dienen, dem Patriotismus ein glänzendes Beispiel vorhalten und den Gedanken des niedrigsten Beschauers einen hohen gleerlichen Flug geben könnte. London besitzt zwar, wie Florenz, seinen Piazza del Gran Duca, die Statue, welche die Welt entzückt, erhebt sich doch auf ihrer hohen Säule, Schönheit in Stein bietend, die der Kunst als Sinnbild dienen, dem Standbild im Hyde-Park laufen sich seine große Gebäuden. Wenn selbst unter diesen Partei-Lieblingen, wenn unter diesen Bildern der Macht und der Herrschaft, womit die öffentlichen Plätze der Hauptstadt bedeckt sind, hier und da auch ein dem Patriotismus und der Tugend gewehter Monument die Blicke des Vorübergehenden auf sich zieht, so ist es doch nur selten gewiß, daß es einem Verstorbenen von Auszeichnung und nicht einem von Stande errichtet ist, sondern daß Familienliebe oder Privatfreundschaft es gesetzt haben. Fog verdankt seine Statue dem Herzoge von Bedford.

Derselbe Mangel an Sinn und Begeisterung für Nationalität, den man in England und mit Recht auch Gleichgiltigkeit auf literarisch und wissenschaftlich merkwürdige Orte findet, zeigt sich auch in der Vergeßlichkeit, welche über seine alten Gebäude und Plätze gekommen ist. Von Crosby-Hall und der Stern-Kammer*) bis zu dem alten finsteren Gebäude an Leicester-Square ist Alles vergessen oder vernachlässigt, von Zahn der Zeit zerzagt und von der rücksichtslosen Spekulationswuth der Neuzeit, von historischen Erinnerungen und denkwürdigen Thatsachen, der plötzlich die unsere Zeit einmal erfaßte, ging nicht so wenn, um das nöthige Geld zur Restaurirten des Gebäudes aufzubringen, in welchem Richard III. der jungen Wittwe seines ermordeten Bruders sein Heirathsantrag gab, obgleich dasselbe eben so sehr durch architektonische Schönheit als durch historische Erinnerungen ausgezeichnet ist und durch seine Verbindung mit einigen von Shakespeare's herrlichsten Stellen noch mehr an Werth gewinnt. Die Ufer der Themse glichen bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts einer Venetianischen Lagune. Da erhoben sich in Gothischer Herrlichkeit die Patriarchen-Paläste der Howards, der Arundels, der Surreys, der Cecils und der Bolliers, aus denen unter marmornen Säulen-Hallen Fürsten- und Minister-Versammlungen und in ihre ungeheuren Garten stiegen und von Schaaren stattlich uniformirter Gefolge

*) Die Stern-Kammer, welche unter den Stuart's ihr Scheusal von Ungerechtigkeit war, die selbst die Inquisition noch schimmer aufzuweisen hat, derselben soll in dem alten Gothischen Gebäude, welches noch jetzt rechts neben der Westminster-Halle steht.

(Anmerk. der Verfasserin.)

nach den Hof-Verfassungen zu Westminster und Whitehall gerufen wurden. Nur ein einziges dieser glänzenden Herrenhäuser steht noch, ein historisches Monument längst verakteter Sitten und dahingeschwundener Lebensherrlichkeit, die wir weder in's Leben zurück werden, wie wohl sie zu ihrer Zeit ein nothwendiges Element waren.

Als diese pittoresken und mittelalterlichen Gebäude von ihren Eigenthümern verlassen und niedergerissen wurden, um bescheidenern Wohnhäusern Platz zu machen, geschah es nicht aus Sehnsucht nach freier Himmelsluft und nach weiteren Räumen, noch auch um schönere Muster architektonischer Schönheit und Bequemlichkeit zur allgemeinen Nachahmung aufzuführen. Das war der Grund der Veränderung nicht. Vielmehr zeugen die engen und verpesteten Straßen, die schlechten kostspieligen Häuser, die uns folgten, auf's deutlichste den Verfall aller Klugheit. Der Geist der Holländischen und Deutschen Mode hing wie ein Nebel über dem Geschmack der Nation. Der schwerfällige, aber gänzende Stil der früheren Jahrhunderte wurde aufgegeben, und die Baukunst bestrebte sich nach dem Vorbild von Holland und Hannover über ihre westlichen Umgebungen aus. Ein Strom von Phlegma überschwemmte und ertränkte das Blut der Adelsmilitze jener kühnen Normännischen Barone und verdunkelte den Glanz des zwar stolich verfunkenen, aber doch witzigen und geistreichen Hofes der Stuart's.

Eine Mäßiger Kunst erstickte die Künste in England, die sich von diesem Einfluß selbst jetzt nur langsam zu erholen anfangen. England damalige Dichtkunst leuchtet aus Dodsley's Sammlung hervor, seine Moleren aus den aufgeschlitzten Hüten und untergeschämten Kronen eines Jervis, und seine Rechtsleute war eine beständige Wiederbelung ausfernischer Fremder und Holländischer Sitten, wie man Muster der Gerichts-Herren-Straß in Rotterdam und in den kalten Schnörkeln und Zierraten des Haag nachgeblebt. Zu Schnaps und Pfeife paßten freilich nicht die gehaetigen mit Goldtapeten bekleideten Säle im Geschmack Ludwig's XIV.; auch brauchte man zu solchen Genüssen nicht die Gothischen Gallerien älterer Zeiten; die Patrone der Künste, die, wie Einer von ihnen selbst erklärte, Verse und Whisky haßten, und denen im Shakespeare nichts über den Lord-Mayor in Richard III. ging, trugen durch ihren Einfluß und ihr Beispiel wenig dazu bei, die ideale Seite des Englischen Geistes zu begünstigen; und die Englischen Kunstschulen unter den ersten Georg's verwuchsen wieder den geschaftigen Stil der Feenzeit wieder zu erwecken, noch stellen sie dasselbe, die traurige Eingang in ihre Arbeiten zu bringen, welche heutiges Tages der zunehmenden Bildung des Volks so angemessen ist. „Ich glaube", sagt Horace Walpole in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, „wir werden wieder zu den Feen- und Elfenden-Hexen zurückkehren; aber die damalige Gebäude ist verschwunden, und der Adel hat sich in Käfige eingezwängt, die ein Spiel-Zimmer, ein finsteres Arbeits-Zimmer und einen Raucher in einem Winkel und ein Schlafgemach haben." Dies ist eine treue und humoristische Beschreibung der kleinen Häuschen in der Gegend von Cavendish- und Hannover-Square, so wie von jenem konservativen Platz, wo das Gaelische für eine Neuerung gilt und Oel nach reaktionärem Grundsätzen brennt.

Ich fand in frommer Haltigung vor Baron's Monumenten in der alten dunklen St. Michaels-Kirche in Herstbire, ich betrachtete sein verfallenes Berulam-Hause neben dem Palast von Gerhaudbury, das er so-gebaut hatte, und wandelte unter den Trümmern der Abtei von St. Albans, als mir, von den in mir aufgeregten Empfindungen hervorgerufen, alle diese Gedanken sich aufdrangen und mich zu der Ueberzeugung führten, daß unter den Treibereien der geistigen und politischen Reform auch die Erweckung eines poetischen Nationalsinnes, nicht nur in dem Volke, sondern auch in den höheren Klassen, mit Glück angewandt werden könnte, um einen edlen und gesunden Geschmack wiederzubeleben, der, auf Englischen Landsitzen, den fantischen Geschmack der Nation erdeben und jene Neigung zum Frivolen, Albernen und Gleißnerischen, die man der jetzigen Literatur zum Vorwurf macht, verdrängen würde.

(Athenaeum.)

Bibliographie.

Treatise on the law of bonds. (Ueber das Wechselrecht.) Von E. T. Hurlston. 8 Sh.

Defence of the doctrine of immediate revelation. (Vertheidigung der Lehre von der unmittelbaren Offenbarung.) Von Hantech. 2 Sh.

Memoirs of a trait in the character of George the Third. (Ueber einen Charakterzug Georg's III.) Von Herrin. 7½ Sh.

Election laws in Ireland. (Die Wahlgesetze in Irland.) Von E. Molyneux. 7½ Sh.

Picturesque scenery on the river Meuse. (Malerische Darstellungen der Maas.) A. 63 Sh.

Ullamore. — Ein Gedicht. 12 Sh.

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.*)

III.

Die Marine.

Es besteht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Osmanlis und den alten Römern sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit und Menge ihrer Eroberungen, als auch der Größe ihrer Unternehmungen und ihrer unerschütterlichen Geduld und unermüdlichen Thätigkeit. Eben so wie sich die Römer durch die drohende Macht der Karthagineuser genöthigt sahen, Schiffe zu erbauen, um ihnen die Oberherrschaft auf dem Meere streitig zu machen, so sahen auch die Türken sich durch die Siege der Christen genöthigt, eine Flotte anzuschaffen, um ihr Uebergewicht im Mittelländischen Meere zu behaupten.

Die ersten Versuche der Ottomanen zur See fanden auf einem Flüßen statt, und die erste Ueberschiffung, die sie bewirkten, war die des Hellespontes.

Seit der Erbauung dieser verhältnißlosen Fahrzeuge bis zu dem Zeitpunkte, wo sich die Türkische Marine fürchtbar zu machen begann, dazwischen, seit Orkan (Jahr 736 der Hedschra — 1356 n. Chr.) bis zu Bajazet (904 der Hedschra — 1498 n. Chr.), vollbrachten die Nachkommen der Wilden, welche ihre Asiatische Heymath verließen, um sich nie mehr davon über das feindliche Europa hinzuschiffen, große und unermeßliche Thaten.

Im Jahre 1452 ließ Baiza Ogln Soliman Bey, Admiral Mahomed's II., mehrere hundert Kriegs-Fahrzeuge hinter der Festung Rumeli, unweit vom Bosporus gelegen, erbauen, und als sie fertig waren, auf hölzerne Walzen eine Deutsche Meile weit bis ins Meer schieben, und zwar im Angesichte der Feinde, welche über diese Kühnheit erstaunten, mit der er sogar aus dem Schooße der Erde die Größe, bewerriet, um sie zu bekämpfen.

Die Ottomanen hatten auch die Eroberung der Festungen Modon, Koron und Navarin im Jahre 1501 über Marine zu verdanken. Es ist eine Sache wenig zu bezweifeln, daß ohne Beistand dieser Schiffe Scanderbeg, Hunyades und den kalten Schnörkeln und Zierraten des Haag nachgeblebt. Zu Schnaps und Pfeife paßten freilich nicht die gehaetigen mit Goldtapeten bekleideten Säle im Geschmack Ludwig's XIV.; auch brauchte man zu solchen Genüssen nicht die Gothischen Gallerien älterer Zeiten; die Patrone der Künste, die, wie Einer von ihnen selbst erklärte, Verse und Whisky haßten, und denen im Shakespeare nichts über den Lord-Mayor in Richard III. ging, trugen durch ihren Einfluß und ihr Beispiel wenig dazu bei, die ideale Seite des Englischen Geistes zu begünstigen; und die Englischen Kunstschulen unter den ersten Georg's verwuchsen wieder den geschaftigen Stil der Feenzeit wieder zu erwecken, noch stellen sie dasselbe, die traurige Eingang in ihre Arbeiten zu bringen, welche heutiges Tages der zunehmenden Bildung des Volks so angemessen ist. „Ich glaube", sagt Horace Walpole in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, „wir werden wieder zu den Feen- und Elfenden-Hexen zurückkehren; aber die damalige Gebäude ist verschwunden, und der Adel hat sich in Käfige eingezwängt, die ein Spiel-Zimmer, ein finsteres Arbeits-Zimmer und einen Raucher in einem Winkel und ein Schlafgemach haben." Dies ist eine treue und humoristische Beschreibung der kleinen Häuschen in der Gegend von Cavendish- und Hannover-Square, so wie von jenem konservativen Platz, wo das Gaelische für eine Neuerung gilt und Oel nach reaktionärem Grundsätzen brennt.

Ich fand in frommer Haltigung vor Baron's Monumenten in der alten dunklen St. Michaels-Kirche in Herstbire, ich betrachtete sein verfallenes Berulam-Hause neben dem Palast von Gerhaudbury, das er so-gebaut hatte, und wandelte unter den Trümmern der Abtei von St. Albans, als mir, von den in mir aufgeregten Empfindungen hervorgerufen, alle diese Gedanken sich aufdrangen und mich zu der Ueberzeugung führten, daß unter den Treibereien der geistigen und politischen Reform auch die Erweckung eines poetischen Nationalsinnes, nicht nur in dem Volke, sondern auch in den höheren Klassen, mit Glück angewandt werden könnte, um einen edlen und gesunden Geschmack wiederzubeleben, der, auf Englischen Landsitzen, den fantischen Geschmack der Nation erdeben und jene Neigung zum Frivolen, Albernen und Gleißnerischen, die man der jetzigen Literatur zum Vorwurf macht, verdrängen würde.

(Athenaeum.)

Bibliographie.

Treatise on the law of bonds. (Ueber das Wechselrecht.) Von E. T. Hurlston. 8 Sh.

Defence of the doctrine of immediate revelation. (Vertheidigung der Lehre von der unmittelbaren Offenbarung.) Von Hantech. 2 Sh.

Memoirs of a trait in the character of George the Third. (Ueber einen Charakterzug Georg's III.) Von Herrin. 7½ Sh.

Election laws in Ireland. (Die Wahlgesetze in Irland.) Von E. Molyneux. 7½ Sh.

Picturesque scenery on the river Meuse. (Malerische Darstellungen der Maas.) A. 63 Sh.

Ullamore. — Ein Gedicht. 12 Sh.

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.*)

III.

Die Marine.

Es besteht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Osmanlis und den alten Römern sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit und Menge

*) Herr A. Pichard, der diese Notizen nach einem Englischen Werke Torkey in 1834 beschreibet hat, bezeugt sich nicht damit, diese verjährlichen Werke zu zum Nachtheil zu schreiben, er geht am Ende so weit, und interpret Dowlet Osmaniyen (erhabene Dynastie oder erhabene Verwaltung) durch erhabene Thüre!! Das der Türkische Wort für Thor oder Thüre ist kapu (kapi), im höheren Style bedient man sich aber lieber des Persischen der und Arabischen kabi, wie z. B. in den Zusammensetzungen der, welche (Thor der Glückseligkeit), auch dowlet (Thor der Verwaltung) und kabi bedeuten oder bald all (erhabenes Thor). Man sieht leicht, daß die text erwähnten Ausdrücke dem Deutschen „hohe Pforte" zum Grunde liegen.

Digitized by Google

weisen am Bord der Staatsschiffe als Matrosen verwendet. Der Grad eines Topdschi (Kanonier) darf nur Türken anvertraut werden, und er ist auch bei der Marine sehr geachtet.

Der Kapudan Pascha (Groß-Admiral) muß ein Pascha von drei Roßschweifen oder mit der Westwürde bekleidet seyn. Ihm ist der Oberbefehl über die Flotte, die Arsenäle und alle Inseln des Schwarzen Meeres übertragen, so wie über den Archipel und die Küsten der Barbarei. Unter seinen Befehlen stehen der Capudan Bey (erster Admiral), der Pascha Bey (Vice-Admiral), und der Rials Bey (dritter Admiral). Die Schiffs-Capitaine werden Kapudanan oder nachdrücklicher Amiral Dersa (Fürsten des Meeres) genannt. Dieser Titel schließt sie jedoch keineswegs vor der willkürlichen Bastonade des Admirals, dessen Befehlen sie völlig unterworfen sind.

Die Schiffe, auf welchen sich die Beys befinden, sind, außer der Nationalflagge (der Halbmond und zwei Sterne auf rothem Felde), noch mit der einem Jeden verschiedenen ertheilten eigenen Flagge decorirt. Die des Groß-Admirals führt einen silbernen Degen mit zwei Klingen; die des Vice-Admirals zwei silberne Kanonen, beides auf azurblauem Felde; und die des dritten Admirals drei silberne Kanonenkugeln auf rothem Felde. Der Kapudan Pascha allein hat das Recht, sich der Großherrlichen Tugra (einer Schnörkelschrift, von der man nur in feierlichen Briefen oder bei der Anführung der Fürsten-Titel Gebrauch macht) zu bedienen.

Die Armee.

Bei dem Ausbruche des Krieges mit Aegypten im Jahr 1832 beliefen sich des Sultans Streitkräfte auf 300,000 Krieger, wovon aber nicht mehr als 30,000 regulaire Truppen auf den Beinen waren, und zwar:

Infanterie.

4 Regimenter Garde	10,000 Mann	
20 Linien-Regimenter	24,000 „	
Garnison-Bataillone in den Provinzen	12,000 „	Summa 46,000

Kavallerie.

3 Garde-Regimenter	1,500 Mann	
2 Linien-Regimenter	1,000 „	„ 2,500

Artillerie.

Kaiserliche Artillerie	300 Mann	
Linien-Artillerie	1,200 „	„ 1,500
		Summa 50,000

Die irregulairen Truppen bestanden in 170,000 bewaffneten Soldaten, so tapferen und diensteifrigen, wie die ganze Armee vor der Einführung der Reform, die ihr eine neue Regsamkeit gegeben hat. Von diesen 170,000 Mann gehörten 120,000 der Infanterie und Artillerie, und 50,000 der Kavallerie an.

Die gegenwärtige Gesammtzahl aller Soldaten der hohen Pforte beläuft demnach aus 220,000 Krieger. Der wichtigere Theil der regulairen Corps kampirt in Konstantinopel und den Umgegenden, während die irregulairen solonnenweise an den Gränzen vertheilt sind. Die Armee besitzt zwei Haupt-Exercierplätze, und diese sind Tranpolen.

Konstantinopel.

Es würde der äußerordentlichsten und fruchtbarsten Einbildungskraft unmöglich seyn, sich von allen den widersprechenden Gegenständen einen Begriff zu machen, die sich unseren Blicken darstellen, wenn wir Konstantinopel und seine Umgebungen einige Stunden durchlaufen. Das Aeußerste von Pracht und Elend, die Majestät der Natur noch durch die Kunst erhöhet, im Widerspruche mit der wildrohen und phantastischen Laune: dieß zu zeichnen, würde auch den größtbelen Pinsel erschöpfen.

Die Straßen, die man aufgedeckte Szene betrachtet die beschneiten Spitzen des Olympe, die zauberischen Ufer des Marmora Meeres, das alterthümliche Châteebonien und die Stadt Scutari; vor Euch die hohen Maemot-Dome von Santa Sophia; die vergoldeten Dächer des Serai, welche aus den Massen eines ewigen Grüns hervorglänzen; die langen Bogenlinien der ehemaligen Wasserleitungen, und die pyramidenförmigen Minarets der Moscheen. Dieses wunderbare Panorama klärt Euch in ein Meer von Entzücken; aber, bald endet Eure Wonne. Die rohe Kehlstimme eines Kaimal verkündenden Türken vor Eurer Thür zieht Eure Aufmerksamkeit jetzt auf die schmutzigen mit Koth überfüllten engen Gäßchen von Pera und auf die elenden bölgernen Wohnungen, in denen nur Unglück und Krankheiten zuhause sind.

Gehet Ihr an's Land spazieren, so findet Ihr es von Lavendel und anderen wohlriechenden Blumen durchduftet; aber inmitten dieser Promenade schreckt Euch ein abscheulicher Anblick, der die ganze Breite des Weges einnimmt, plötzlich zurück. Es ist ein sterbendes Pferd, dem eine Heerde hungriger Hunde die noch zuckenden Eingeweide aus dem Leibe reißt.

Gehet ein wenig vorwärts, discket unter diesen Akajenbaum und auf seinen empfindungslosen Heeren; es ist ein Türke mit schneeweißem Haaren, der an einem Brunnen seine Waschung hält, welcher dieser sonnenen Uebung geweihet ist.

Beim Nachhausegehen stoßet Ihr auf eine zahlreiche Gesellschaft; sie begiebt sich mit langsamem Schritt auf den einsgegitterten Begräbnißplatz, um dort die Leiche einer jungen Griechin beizusetzen, deren dichte Farbe gegen das frische Roth des ihre Stirne umwindenden Rosenkranzes auffallend absticht.

Indem Ihr in die Stadt eintretet, sehet Ihr Euch von einer lärmenden Menge umgeben, welche sich zu einem Erfrischungshause hindränge, aus dessen Innern das Toben der Gäste, untermischt mit einer kreischenden Musik, hervortönt.

Kaum sind Ihr dieses Getränke entkommen, so werdet Ihr mehrere Neugierige gewahr, welche von dem Schauspiele vor einem Bäckerladen angezogen werden; der Kaimakan hat seine Rundr gemacht; das Brod hatte nicht das erforderliche Gewicht, und der Schuldige erlitt hier die Strafe seines Vergehens.

Einen Augenblick darauf finden ihr Muetsins, von der Höhe der Minarets herab, die Stunde des Gebetes an, und alsbald strömen die frommen Muselmänner in die Moschern.

In dem benachbarten Kaffehause lauern Türkische Soldaten. Tabackrauchend und faselnd haben sie die Augen fest auf die Schachbretter gerichtet, während sie zu den ausgelassenen Erzählungen eines Derwisches sie Ohren spitzen. Die Pfenge, welche auf einander stoßend die engen Gassen umtreibt, schrint aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt: es sind Emirr mit ihren grünen Turbanen, Juden, Armenier, und verschiedene Frauen, gemischt mit Griechen, Franzosen, Persern und Albanesern. Dieses verworrenen Gewühls müde, sehet Ihr endlich den Schatten der Nacht herannahen, Ihr suchet Eure Wohnung zu erreichen, und sagt uns gute Nacht.

Bibliographie.

Die neueste Nummer der Türkischen Zeitung berichtet, daß den Josaf Efendi's Handbuch der mathematischen Wissenschaften (Medschmaal alumi sijanijeh) der vierte Band erschienen und in der Kaiserlichen Druckerei zu haben ist.

Mannigfaltiges.

— Surate. Surate ist diejenige Stadt in Indien, wo man die Sitten und Gebräuche dieses weitläuftigen, von so mannigfachen Rayen bewohnten Landes am besten studiren kann. Hier trifft man alle Sekten, alle Kasten an; mit jedem Schritte stößt man an eine alte Schwachtes entheherene muselmännische Moschee, erblickt man ein Hindu'sches Pagode, die mit weit mehr Pomp ausgekrattet ist, den geheimnißvollen Atech Beteam, den Tempel des Feuergottes der Gebern, den glanzvollen Riechet der Berahs, die hier auch eine Schul-Anstalt zur Bildung der Jugend besitzen. Unter den Bekennern des Christenthums bemerkt man Protestanten, Katholiken und Armenier, welche letzteren seit mehrhundert Jahren aus der Nähe des Ararat hierher gekommen sind, um sich in den fruchtbarsten Gegenden von Hindostan anzusiedeln. Surate, welches, wie man sagt, vor vierzig Jahren 400,000 Seelen zählte, hat gegenwärtig nicht mehr als ungefähr hundert Tausend Einwohner. Die Mauern, die Kurrungeh aufgeführt, stehen noch jetzt, eben so wie die zwölf Thore, die den Namen der Thore und verschiedenen Oerter führen, zu denen man durch dieselben gelangt. Mitten unter dem allgemeinen Verfall aber, den die Stadt seit längerer Zeit erlitten, kann man nicht umhin, den Geist der Toleranz zu bewundern, der hier, wie in mehreren anderen großen Städten Asiens, heutzutage herrschend ist; die verschiedensten Kulte und Religionen reichen sich hier friedlich die Hand, und es ist wie in einem großen Garten, wo durch die mannigfachsten Pflanzen und Blumen in bunter Harmonie ausgeschmückt wird. Der Hindu dreifert sich hier gemeinschaftlich mit dem Muselmann, das Tabul zu feiern, welches das Neujahrsfest des Islams, zum Andenken an den Tod des Sohnes Ali's, ist, und andererseits dreifert sich der fromme Muselmann wiederum, um mit den Hindus reine Erde in die Luft zu werfen, wenn die Letzteren das Fest ihrer neuen Jahres feierlich begehen. (Bengal Annual.)

— Kritterleben in Chili. Die erstaunliche Anzahl von Pferden, womit dieses Land überschwemmt ist, hat die niedrern Stände bedeutend ganz zu Reabischen Beduinen gemacht. Selbst der Aermste besitzt sein Pferd, und kann man fast in ein Jedes eines für 5 Dollars kaufen, und Niemand geht nur eine Straße entlang zu Fuß. Da die Chilier stets zu Pferde sind, so ist ihnen eine Reise von 2 — 300 Meilen eine Kleinigkeit. Ihre Pferde werden mit der Zeit wild gejagen, weil sie sich fortwährend im Sattel befinden, der aus mehreren hintereinander geschossellen besteht, die sie zum Pferden auf den Rücken des Pferdes befestigt werden, einen weichen Sitz gewähren. Die Steigbügel sind meist aus Holz gearbeitet und mit einigen plumpen Schuhzwerk verziert. Die Oeffnung ist gerade so groß, daß die Zehen hineingehen. Sie lieben sehr große Sporen, deren Rädchen oft einen Dollar an Umfang gleichkommen. Jeder Reiter ist mit einem Lasso versehen, welches ein schmaler, aus einem Riemen geflochtener Strick ist, geschnittener Lederstreifen ist, dessen eines Ende sie an den Sattelriemen knüpfen, während sie das andere, wenn sie in den Zaki kommen, ihn zu beauchen, um die linke Hand wickeln und mit der Rechten die daran befindliche Schlinge halten. Wollen sie den Riem nach einem Thier oder einem Menschen werfen, so drehen sie ihn zwei bis drei Mal über ihren Kopf herum und lassen ihn dann fahren. Selten, ja vielleicht niemals verfehlen junge Leute dabei ihr Ziel; sie sind so geschickt im Gebrauch dieser wahrhaft furchtbaren Waffe, daß sie ein Thier im Laufe am Beine fangen, und die Pferde scheinen die Geschicklichkeit ihrer Herren zu ihrem, denn wenn ein flaches Thier mit dem Lasso gefangen ist, so stemmen sie sich gegen den Riemen, um den Herren und Thieres des Thieres zu widerstehen. Wenn die Einwohner ihre Feinde angreifen oder sich gegenseitig bekämpfen, warten sie die Gelegenheit ab, ihren Gegnern im Reiten die Schlinge um den Hals zu werfen und reiten dann schnell davon, indem sie ihr unglückliches Schlachtopfer so lange über Berg und Thal mit fortschleifen, bis es sein Leben ausgeathmet hat. (New-York Evening Post.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Freitag den 22. Mai 1835.

Frankreich.

Réponse de Lucien Bonnparte etc. (Erwiederung des Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, auf die Denkwürdigkeiten des General Lamarque.) London, 1835.

Unter obigem Titel ist eine Broschüre von 83 Seiten erschienen, die nicht geringes Interesse erregt, da sie aus der Feder eines der merkwürdigsten Männer herrührt. Der Bruder Napoleon's widerspricht darin auf das entschiedenste und unzweideutigste der Behauptung Lamarque's, daß er (Lucian Bonaparte) nach der Schlacht bei Waterloo zur Abdankung gerathen, indem er vielmehr versichert, er habe den Rath ertheilt, daß man die repräsentativen Körper auflöse. Dies ist jedoch die rein persönliche Seite der Schrift; bei weitem größeren Werth hat sie durch die allgemeineren Ansichten, welche der Fürst von Canino über mehrere historisch wichtige Ereignisse und Umstände jener denkwürdigen Zeit äußert. Einige Auszüge aus seinen Bemerkungen werden zeigen, daß dies Buch mit vielem Geist geschrieben ist.

„Ich hatte oft", sagt der Verfasser, „eine ganz andere Meinung, als Napoleon, und schreite mich nie, sie zu vertheidigen; aber die Zeit, die Alles ins Gleiche bringt, belehrt mich immer mehr, daß man einen Koloß aus der Ferne betrachten muß, um ihn richtig zu beurtheilen, und daß die wichtigsten Fragen der Politik ihre Gestalt sehr verändern, wenn man sie in der heißen Glut der Jugend und wenn man sie in der Ruhe des reifen Alters untersucht. Da ich nur um der Wahrheit willen schreibe, so werde ich mich nicht bemühen, alles das, was ich vor dreißig Jahren dachte, mit dem, was ich jetzt denke, in gewaltsame Uebereinstimmung zu bringen; sondern ich stelle meine Ansichten hin, wie sie damals waren, und wie sie jetzt sind. Wenn die herbe Lehre der Erfahrung einige derselben geändert hat, warum es verhehlen? Und welcher Staatsmann könnte darüber erstaunen?"

Ueber die Jakobiner und Revolutionnairs äußert sich der Verfasser folgendermaßen:

„Lamarque hat sehr Recht, daß es die Jakobiner waren, die der Kaiser am meisten fürchtete. Ganz gewiß, er fürchtete sie, aber nur des Vaterlandes halber. Er wußte, daß der Fanatismus dieser Verbrecher und thatkräftigen Männer um so furchtbarer war, da er aus einer festen Ueberzeugung entsprang. Aber was können Freiheit, Tugend, Philosophie, Religion den Menschen nützen, wenn sie mit Blut und Koth beschdelt sind. Kann und soll Minerva von der Welt unter der Maske der Eumeniden erkannt werden? Was ist das traurige Resultat der Jakobinischen Demokratie anders, als einen politischen Körper verstümmeln, um ihn in Bewegung zu setzen, ihn verbrennen, um ihn zu erhellen, ihn umzubringen, um ihn aufrecht zu erhalten? Verdankte nicht diesem furchtbaren System unsere große Republik ihren Fall, die gewissermaßen nur das gerebt hat, wodurch sie gröbtet wurde, indem ihrem Gedächtniß aller Haß und aller Abscheu gegen die antirepublikanische Schreckens-Regierung eingeimpft ist? Ja leider, diese Regierung traurigen Andenkens hat die konstitutionnelle Reform Europa's um ein halbes Jahrhundert aufgehalten. Die Gesetzgebung dieser Hölle war der unsichtbare Feind, den Napoleon bekämpfen zu hieße, seinen Namen verunehren, wenn man jemals einen Vertrag mit dieser Faction schließen und sie in ihren Zerthümern bestärken wollte. O, möchten doch alle aufgeklärte und edeldenkende Geister unter Frankreich's Jugend, möchten alle Verehrer der großen Göttin sich oft wiederholen, daß es dem Despotismus dienen heißt, wenn man die Einwirkung der Verbrecher des Schreckens wieder ausgräbt. Die Namen Robespierre's, Marat's, St. Just's anrufen, heißt die vorschreitende Menschheit mit Riesenschritten wieder zur Finsterniß der Vergangenheit zurückreißen. Das Herz jedes Menschen und Bürgers muß sich vor solchen heillosen Aufforderungen verschließen. Sie müssen unaufbrüchlich mit einstimmiger Mißbilligung und allgemeiner Entrüstung zurückgewiesen werden, denn sie sind, wenn auch manchmal gut gemeint, doch immer die tödtlichsten Feinde der gesellschaftlichen Fortschritte. Alle diejenigen, denen noch die Unthaten gegenwärtig sind, welche die vorige Generation in Frankreich befleckten, müssen sie den künftigen Geschlechtern ins Gedächtniß zurückrufen, wenn diese in ihrer unsinnigen Verblendung sie vergessen und nun spekulativen Ideen nachhängen, was auch die Männer von 1793 thaten, während sie eine Welt von Schlachtopfern hinwürgten. Was half das Institut der Geschworenen, als man auf den blutigen Stufen der öffentlichen Gerichtshöfe zugleich Urtheile fällte und vollstreckte? Was halfen liberale Worte, als ein und derselbe Karren die drei Generationen der Malesherben auf das Schaffot brachte; als Greise, Kinder und Frauen im Lande der Franken keine einzige Stätte mehr fanden, an die sie sich lehnen konnten, keinen Mund, der so kühn war, sie zu beklagen; als Könige und Königinnen, Große, Gelehrte, Künstler, Krieger und Männer des Volkes, einer wie der andere unter der Sichel des großen Moloch fielen! Dies Alles haben wir gesehen und müssen unseren Kindern zurufen, daß nichts schlimmer ist, als die Raserei des demagogischen Fanatismus, nichts, selbst nicht der Despotismus des Orients."

Von Fouché sagt der Fürst:

„Vor Allem die Wahrheit und Gerechtigkeit gegen Jedermann. Fouché wird hier eines Unrechts angeklagt, welches er sich nicht zu Schulden kommen ließ. Aber unter dem Konsulat, unter dieser Regierung, die allein dem 18ten Brumaire angehört (denn die diktatorische Monarchie, welche ihm folgte, darf ihm eben so wenig angerechnet werden, als die Anarchie, die ihm vorangegangen war), unter dem Konsulat also, dessen Gedankenlosigkeit vielleicht der schlimmste Fehler der Französischen Revolution war, machten sich die Intriguen des Ministers Fouché freilich nur zu sehr geltend; durch seine verstecken und geschickten Manöver wurde der Konsul von Übertreibungen und auf sehr verschwiegte Weise glaublich gemachtem Verdacht bestürmt und unaufhörlich aus der geraden Bahn herausgerissen, die ihm sein Adelbrief und sein Bürgerberz vorzeichneten. Fouché war großentheils an den Zerwürfnissen in unserer Familie Schuld. Ihm allein schreibe ich sie mein Theil den ganzen Schmerz von Verleumdungen zu, mit denen man meinen Namen in allen jenen heräshtlichen Journalen überschüttet hat, die ich zwar nicht beachtete, die aber nichtsdestoweniger dazu dris trugen, mich meinem Bruder zu entfremden. Fouché war der größte Unthätigkeiter in den letzten Tagen der Republik, und Niemand hat mehr als er dazu mitgewirkt, das Konsulat zu monarchisiren. Er hoffte dadurch sein persönliches Ansehen besser befestigen und seinen Personenbündnern den Rang ablaufen zu können — das einzige und unverzeihliche Ziel seines gemeinen Ehrgeizes."

Sieyes, Cambacerès und Lucian selbst wünschten Napoleon's Konsulat lebenslänglich zu machen und auf diese Weise die Revolution fest zu begründen; und der Fürst meint, wenn Bonaparte bei seiner Rückkehr von Elba nur nichts weiter hätte seyn wollen, als Konsul, so würde seine Macht auf sicheren Füßen gestanden haben. Er weiß den Gedanken mit Verachtung zurück, daß er (Lucian) danach gestrebt hätte, Regent von Frankreich zu werden, und daß er deshalb darum bemüht gewesen wäre, die Anerkennung Napoleon's II. durchzusetzen. In dieser Hinsicht beruft er sich wiederholt auf seine häufigen Weigerungen, die ihm angebotenen Throne anzunehmen, und sagt:

„Es war von meiner Seite keineswegs ein so großes Verdienst dabei, daß ich meine häuslichen Neigungen der Macht vorzog, als meine Freunde vielleicht glauben mochten; ich erklärte es ganz aufrichtig, daß ich dabei gar kein Verdienst habe, denn indem ich die Macht ausschlug, lehnte ich nur ein Geschenk ab, das mir in der politischen Lage, in welcher und das Konsulat gelassen hatte, höchst traurig und unbeliebt schien. Von meiner Kindheit an hatte ich mich daran gewöhnt, das Gleichgewicht der Englischen Regierung als die einzige monarchische Form anzusehen, die sich mit der öffentlichen Freiheit vertrage; Zeuge und Theilnehmer der Französischen Revolution, konnte es mir nicht unbekannt bleiben, daß die Antipathie der Französischen Nation sich gegen die aristokratische Gewalt richte. Nun konnte ich aber nie begreifen, wie es möglich sey, noch von einem constitutionnellen Königthum zu träumen, wenn man die vermittelnde Gewalt prostribirt hätte. Ohne Aristokratie konnte ich mir nie und kann ich mir auch jetzt noch nicht eine gemäßigte Monarchie denken; ich glaubte immer und glaube noch, daß Frankreich, wenn es sich nicht mit einem erblichen, durch Vermögen und Stellung unabhängigen Patrizjat versöhnen wolle, eine Freiheit nach Art der Englischen nicht hoffen dürfe und sich dann nur auf einer republikanischen Grundlage konstituiren könne."

Der Verfasser vertheidigt das Verbannen seines Bruders, als derselbe sich von Waterloo nach Paris begab, so wie alle spätere Handlungen desselben, bei welchen ihn, wie Lucian erklärt, der sehr Entschluß geleitet habe, das Land nicht in einen Bürgerkrieg zu stürzen, denn trog den Kammern hätte er Macht genug gehabt, dies zu thun und allen seinen Feinden thätigen Widerstand zu leisten.

Indem der Fürst von Amerika spricht, sagt er, daß selbst dort eine reine Demokratie ein bloßes Hirngespinst sey, und führt fort:

„Also hat die reine Demokratie sich nicht einmal in einem neuen Lande derselben können; wie kann man dahrr in einer gesitteten Gesellschaft davon träumen? Es ist wohl nichts als eine philosophische Ehimäre unserer Zeit, ein Traum, den das vor dem geringsten ernstlichen Nachdenken verschwindet. Da nun die reine Demokratie unmöglich ist

Digitized by Google

und der Despotismus eines Einzigen oder Mehrerer Niemanden mehr drückt, so ergiebt sich daraus, daß für aufgeklärte Menschen keine andere Regierung wünschenswerth ist, als eine Regierung des Einzigen wichtig, in welcher der Einfluß der Grund-Eigenthümer, auf die feste Basis des Besitzes begründet, von dem Einfluß der allgemeinen Wahlen aufgewogen wird, so daß das Gesetz den geringsten Proletarier eben so schützt wie den reichsten Gutsbesitzer. Diese Ausgleichung zwischen dem Einfluß der Grund-Eigenthümer und dem der untersten Volksklassen ist gerecht, weil er von einer überall bestehenden Thatsache geboten wird, von der Vereinigung zum gemeinsamen Interesse der Personen und Güter aller Einzelnen.“

Die Art und Weise, wie dem Fürsten von Napoleon die Krone von Toskana angeboten wurde, ergibt sie folgendergestalt:

„Ich frage ihn, ob ich, welchen Staat er mir auch anvertrauen wolle, die innern Angelegenheiten desselben nach meinem Gutdünken leiten könne, indem ich bloß die äußerlichen in ihrem ganzen Umfange seiner Oberaufsicht überliefere. „„Ich verstehe Sie,““ antwortete er mir, „„und will Ihnen eben so freimüthig entgegnen, als Sie mich fragen; im Innern wie nach Außen hin müssen alle die Meinigen meinen Befehlen folgen. Sie möchten zu Florenz gern den Medici spielen; das geht aber nicht, und Sie werden an meiner Stelle so handeln, wie ich handle. Frankreichs Wohlsahrt ist es, worauf Alles abzwecken muß; Conscriptionen, Gesetze, Steuern, Alles in Ihrem Staat muß auf das größere Ziel, auf das Interesse meiner Krone berechnet sein; ich will hier, daß sich Jeder meiner Willkür beuge gegen meinen Vortheil handeln würde! Würde nicht, wenn ich Sie Toskana ruhig und glücklich machen ließe, den Franzosen, die durch dieses Land reisten, die Lust ankommen, dort zu bleiben?““ Dies waren Napoleon's Worte, und ich gestand gern, daß er mich nicht nach meiner Weise regieren lassen könne, doch müsse er mich auch entschuldigen, wenn ich in diesem Falle das Privilegium der Fürsten, „„Nein““ zu antworten, in „„Ja““ wenden Sie mir wenigstens nichts mehr vorzuwerfen haben.““

Was der Verfasser von Lafayette sagt, ist bemerkenswerth:

„Lafayette gab im Jahre 1830, wie Napoleon in den hundert Tagen, dem Scepter vor den Zaceen den Vorzug, weil er glaubte, daß das Scepter für das allgemeine Beste nützlicher sey. Aber indem der Kaiser sein Werk der Stimme des Französischen Volks unterwarf, benahm er sich als Republikaner; Lafayette, der sein Werk nicht von dem Volke bestätigen ließ, handelte als Usurpator. Doch sern sey von mir der Wunsch, die Absichten von Washington's Freunde in den Schatten zu stellen! Ich werde sie stets ehren; und so unfolig mir auch zuweilen sein Einfluß erschien, so wurde meine Bewunderung für seinen Charakter doch dadurch niemals geschmälert.“

Der Verfasser schließt seine Schrift mit folgenden Worten:

„Napoleon krönte seine Brüder nur, um sie für Frankreichs Wohl dienen zu lassen, und er opferte die Ruhe und Größe der Seinigen dieser Wohlsahrt Frankreichs, dem einzigen Ziel seines Lebens. Ungeachtet meines Rufes in den hundert Tagen, kaufte Napoleon ab, und er that Recht daran, weil er sich nur als den obersten Beamten des Französischen Volks betrachtete.“

Für die Kenntniß der hier behandelten Epoche der Französischen Geschichte ist diese Broschüre von der größten Wichtigkeit, und was die Thatsachen betrifft, so ist der Verfasser gewiß einer der besten Gewährsmänner.

England.

Shakespeare Ireland.

Der Mann, welcher in England unter dem zweideutigen Namen Shakespeare Ireland so lange bekannt war, hat vor kurzem in aller Stille das Zeitliche gesegnet. Dieser Mann hatte seinen kräftigen und in gewissem Betracht originellen Geist einer einzigen indiskreten Handlung zum Opfer gebracht, die seine Laufbahn, welche damit begann, auf Lebenszeit verdarb. Seine Anlagen, die der Gesellschaft sehr nützlich hätten werden können, erhielten durch den Druck der Umstände eine falsche Richtung, und die hartherzige Welt, die sich's als Tugend anrechnet, gegen die Verirrungen der Einzelnen recht intolerant zu sepn, hat ihm kein Vergehen nie verzeihen mögen.

In den Annalen literarischer Thorheit hat wohl nichts größere Epoche gemacht, als die Versuche der Nachbildung Shakespearischer Werke. Als der junge Ireland zuerst auf den Gedanken kam, die Handschrift Shakespeare's nachzuahmen, hatte er keinen Begriff von den gewichtigen Folgen eines Betruges dieser Art. Wenn man seinem eigenen Geständniß glauben darf, so war es die Ehrfurcht seines Vaters vor Shakespeare's Namen, die seine angstliche Ehre in ihm erweckte. Der junge Mann, welchem damals die Rechte studirte, wollte seinem Vater mit einer vorgeblichen Reliquie des großen Dichters eine ganz besondere Freude machen; er setzte sich daher an's Werk und fabrizirte Etwas, das für ein hinterlassenes Manuskript Shakespeare's passiren sollte. In den Archiven des Temple*) fand sich ein altes zu seinem Zwecke himlisches Pergament; er mischte seine Dinte mit Gestaub und bemühte sich nun, den, was er niederschrieb, in jeder Hinsicht ein altertümliches Gepräge zu geben. Auf diese Weise entstand eine Pfand-Verschreibung im Stile König Jakob's I. mit Shakespeare's eigenhändiger Unterschrift. Dies merkwürdige Alterthüstl veranlaßte eine Menge gelehrter Untersuchungen; das Haus des alten Ireland war täglich mit Neugierigen angefüllt, und die ersten Literaty des Tages bemühten sich mit wahrem Feuereifer, noch andere Reliquien des großen Mannes zu entdecken. Dieser unverhofft glückliche Erfolg seines ersten Versuches verleitete den leichtsinnigen Jüngling zu einer ganzen Reihe von Fälschungen; zunächst erfann er eine mehr romantischer als wahrscheinliche Erzählung von der Art und Weise, wie er in den Besitz des kostbaren Dokuments gekommen sey; er wollte es nämlich in der Polstermanner eines wohlhabenden Gentleman gefunden haben, der ihm die Erlaubniß ertheilt, unter seinen alten Papieren herumzustöbern, dem er aber feierlichst habe geloben müssen, seinen Namen nicht bekannt zu machen, da er ein Mann von zurückgezogener Lebensweise sey und wohl ahnen könne, welche Sensation der Name Shakespeare's machen werde. Noch heute lebt dieser junge Mann gesundheitlich in voller Ireland seite von jetzt an seine Rolle immer öffentlicher, und bald wischte sich auch die Eitelkeit hinein. Er geizte nach größerer Befriedigung seiner Eigenliebe, als eine bloße Nachahmung der Handschrift Shakespeare's ihm gewähren konnte, und wollte es nun mit dem Genius eben so machen.

Shakespeare's religiöse Ansichten waren immer ein sehr streitiger Gegenstand; der junge Ireland faßte den frühen Plan, die Frage zu entscheiden, und siehe da! plötzlich kam ein „Glaubensbekenntniß William Shakespeare's“ zum Vorschein, ein gar merkwürdiges Aktenstück, dessen bloße Erfindung von Seiten eines siebzehnjährigen Jünglings schon merkwürdig genug war.*) Shakespeare, von Enthusiasmus, von dieser neuen Entdeckung aufwahn, sprunte ihm immer mehr an. Das nächste Produkt seines erfinderischen Geistes war ein Liebesbrief Anna Hathaway's an Shakespeare, der eine Locke von ihrem Haar enthielt. Wäre der junge Ireland der dieser dritten Betrügerei stehen geblieben, vielleicht wäre sein Geheimniß mit ihm zu Grabe gegangen sepn; aber ein dreimaliges Gelingen machte ihn tollkühn. Er rubte nicht eher, als bis er auch Dramen unter Shakespeare's Namen fabrizirt hatte, welche die ersten Kritiker damaliger Zeit für echt erklärten.

Der weitere Verlauf der Geschichte ist ziemlich bekannt. Malone und John Philip Kemble gebörten zu den Unglaubigen und entschlossen sich, den Betrug zu entlarven. Das angeblich Shakespeare'sche Stück „Vortigern“ wurde 1799, unter Sheridan's Direction, auf dem Theater Drury-Lane aufgeführt, und Kemble, der die verunglückte Rolle spielte, demirte auf folgende Art, daß es durchfiel. Als er zu dem Verse gekommen war:

„Und ist das hehre Blendwerk nun vorüber“

legte er in seine Mienen und Gebehrden einen Ausdruck, der jeden Zuschauer merken ließ, daß er nicht mit dem Perlen die eitle irdische Größe, sondern die Pseudo-Shakespeare'sche Tragödie im Sinn hatte. Das Publikum war außerdem schon durch geschriebene Cirkulare Malone's vorbereitet, und die Tragödie ging gerüschtes zu Grabe. Jetzt erschienen Pamphlete über Pamphlete, und es entspann sich ein so ungeheurer Federkrieg, daß der Autor die Fassung verlor. Man beschuldigte den alten Ireland des ganzen Betruges, weil sein Sohn eben noch gar zu jung war. Dies bestimmte endlich den Letzteren, seine Sünden zu bekennen; er mußte aber in Folge dieses Bekenntnisses das väterliche Haus auf ewig meiden, und die schmutzige Geschichte ist seitdem verschollen. Sein Leben hat sich seitdem ruhig und ehrlich fortgesponnen; der junge Ireland sah sich der junge Ireland war ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die verschiedenen Erfindungen seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben.**) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffnete sich ihm Laufbahn und manigfaltige Aussichten. Er wurde einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er mit zwar Zusammenkunft mit Napoleon hatte, die seinen Character als Britischer Unterthan verächtig machten. Seine übrigen Lebensjahre sah sich der junge Ireland mit dem ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

*) Des dem Rechts-Studium gewidmeten Gebäudes in London.

*) Von diesem Bekenntniß sagte Dr. Warton mit wahrer Beredtsamkeit: „Wir haben viel schöne Dinge in unserem Kirchendienst, und unsere Liturgie ist reich an Schönheiten, aber der Mann hier hat uns alle übertroffen.“ Dr. Parr theilte diese Meinung unbedingt. Darf es uns Wunder nehmen, daß diese Herren Ireland nachmals verfolgten, als sie auf das Resultat kamen, daß er sie nicht nur betrogen, sondern auch ihre geistigen Blößen aufgedeckt hatte?

**) Vgl. über diesen Pr. 93 des Magazins v. J. 1834.

Englischen Literatur geworben seyn. Das Leben dieses Mannes ist ein trauriges Beispiel von Verkümmerung ungewöhnlicher geistiger Anlagen. (Atlas.)

Bibliographie.

On naval signals. (Ueber Schiffs-Signale.) Von Phillips. 9 Sh.
Flora and Thalia. — Dramatische Blumenlese. 10½ Sh.
History of the British Colonies. (Martin's Geschichte der Britischen Kolonieen.) Th. IV. Afrika und Australien. 21 Sh.
Journal of a visit etc. (Tagebuch aus Konstantinopel und einigen Griechischen Inseln, vom J. 1833.) Von J. Hudyie. Mit Holzschnitten von G. Cruikshank. 10½ Sh
The history and principles of banking. (Geschichte des Bankwesens.) Von J. W. Gilbart. Zweite Aufl. 9 Sh.
The life of Sir Will. Jones. (Sir W. Jones' Leben.) Von Lord Teignmouth. Mit Anmerkungen von Wilks. 2 Bde. 10½ Sh.
Dissertations on the Eumenides. (Dittfried Müller's Erklärungen zu den Eumeniden des Aeschylus.) Aus dem Deutschen übersetzt. Mit dem Griech. Text. 9½ Sh.

Rußland.

Epistel über das Russische Journalwesen.

Von Th. Bulgarin.

An die Redakteuren sämmtlicher Russischen Zeitschriften.

Verehrte Herren! Obgleich ich nicht aus dem Kabinet des Gouvernements gekommen bin, so weiß ich doch, daß es bei vielen Geschäftsleuten in Residenzen Sitte geht, die unter oder neben den Tischen stehen, und in welche, wie es sich gebührt, Briefe von kleinen Leuten unseres Geschlages hinein gerathen. Vielleicht geräthet auch dieser mein Schreiben in jenen dreibeinten Korb und gefällt sich nicht zu einer Klage über unregelmäßiges Zusenden der Zeitschriften, zu Erstlings-Versuchen in Versen und in Prosa (den Redactionen zugesendet auf den Wunsch mehrerer Freunde), zu Bitten an die Redaction, eine Schrift mit der Grammatik in Uebereinstimmung zu bringen, mit welcher der Verfasser aus Mangel an Zeit sich nicht hatte bekannt machen können; zu sentimentalen Beschreibungen von städtischen und Provinzial-Festen; zu satirischen Ausfällen auf die Nachbarn, zu anonymen Lobeserhebungen der Werke befreundeter Verfasser und oben zu anonymem Tadel eivalisirender Schriftsteller, u. s. w.; wenn aber eine glückliche Gemüthsstimmung Ihrerseits, oder ein großer Mangel an Stoff, um eine Spalte Ihrer Zeitschrift zu füllen, mein Schreiben vor dem verdämmernden Korbe bewahrt, so werden Sie, in sothanem Fall bestimmt wissen wollen, wer ich bin. Hierauf habe ich die Ehre, Ihnen vorläufig zu bemerken, daß ich eine Null (0) bin, aber eine für Sie höchstwichtige Null, weil ich nicht vor der Ziffer (01), sondern hinter der Ziffer (10) stehe und Zehner, Hunderte und Tausende machen kann: ich, das heißt die Null, bin das, was eine Sprache am Rade ist. Mit einer Speiche weniger kann ein Rad gebraucht werden, aber ohne Speichen ist es schon kein Rad mehr; ohne Räder kann die theuerste Equipage nicht über das Pflaster fahren, so wie ohne Abonnenten keine Zeitschrift bestehen kann, weil man weder Papier noch Druck bezahlen kann, aber wenn man für sich allein eine Zeitschrift herausgeben wollte, so wäre das oben so lächerlich, als hieße man es sich einfallen, auf den Wunsch mehrerer Freunde und sie diese Freunde seine Schriften für eigene Rechnung herausgeben, oder einen Schmerbart im Civilrocke zu tragen, wenn man nicht Militair war, u. s. w. Meine Wichtigkeit erkennen Sie durch Ihre Zeitschrift und dadurch an, daß Sie mich täglich damit bedienen; dafür danke ich Ihnen und verzeihe Ihnen Vieles, weil ich überzeugt bin, daß Sie mich (den Sie nicht kennen) allen Ihren Freunden vorziehen, denen Sie Ihre schriftstellerischen Reuten unentgeltlich zusenden müssen. Auf das Letztere mache ich übrigens keine Ansprüche, weil ich geschenkte Bücher niemals lese, so wie ich auch auf geschenkten Papier niemals schreibe.

Da ich die Absicht habe, mich mit Ihnen zu verständigen, müßte ich eigentlich gleich zum Werke schreiten; da ich aber weiß, daß Viele von Ihnen, um Lücken auszufüllen, sich gern etwas breit machen, und daß die Dicke und Schwere einer Zeitschrift zu ihren Vorzügen gehört, so will ich einstweilen, Ihnen Zeit zu erübrigen, Ihnen die Geschichte eines Abonnenten auf Russische Zeitschriften ist soll das Räthsel, was eine Geschichte der Russischen Zeitschriften selbst ist.

Meine Erziehung war die Erziehung des größten Theils der bemittelten Edelleute des vorigen Jahrhunderts. Man lehrte mich tanzen, Verbeugungen machen, die 4 Species der Arithmetik, ziemlich richtig Lesen und Russisch und Französisch mürrisch schreiben; ich mußte aus der Geschichte und Geographie einige hundert Zahlen und Eigennamen auswendig lernen und ward zum Dienst eingeschrieben. Viel früher, als noch ein Rasirmesser über meinen Bart gekommen war, saußten sindliche Säbel über meinem Haupte, und da ja der Zeit meine Reitern Farben und ich als einziger Sohn einer nicht unbeträchtlichen Herrschaften nachblieb, so nahm ich meinen Abschied und ihte im Sommer auf dem Lande, im Winter in Moskau. — Damals ward Russisch wenig geschrieben und noch weniger gelesen, die plötzlich Karamsin auftrat. Ich machte in Gesellschaften seine Bekanntschaft, er gewann mich durch seine unterwerfentliche Liebenswürdigkeit, und so ward ich einer der ersten Unterzeichner auf seine Reclame, auf das Moskowische Journal und später auf den Europäischen Boten. Weil man sich in Gesellschaften viel über diese Zeitschriften unterbreit, namentlich die Damen sich sehr für sie interessirten, so entschloß ich mich, in müßigen Stunden Bruchstücke derselben zu lesen und wurde bald ein leidenschaftlicher Leser.

Aus den dann Karamsin herausgegebenen Zeitschriften zog ich folgende Vortheile: 1) Ich schlte das Hingerathene und Wohlbekannte der vaterländischen Russischen Sprache. 2) Ich lernte Russisch. 3) Indem ich mit den Weltangelegenheiten bekannt ward, kam mir die Lust an, die Geschichte, Geographie und Statistik anderer Staaten kennen zu lernen. 4) Werke mir die Ausklärung werth und theuer, und ich überzeugte mich, daß ohne sie ein Volk weder groß, noch glücklich, noch mächtig werden könne. 5) Entdeckt ich mich des Karamsinsche, des Trinkens und Schwärmens, wozu ich einige Neigung verspürte, der ich mich auch gewiß überlassen hätte, wenn mein Geist unbeschäftigt geblieben wäre. 6) Gewann ich ein gutes Buch einer schlechten oder unwissenden, gesellschaft vorziehen und dadurch Zeit, Geld, Ehre und Gesundheit sparen. Alle so große mir durch Karamsin's Zeitschriften erwiesene Dienste that ich das Geständte, mein ganzes Leben hindurch auf alle in Rußland erscheinende Zeitschriften zu abonniren, ohne freilich deren große Vermehrung und Umgestaltung voranzusehen. Ohne einige von Ihnen, meine geehrten Herren, haben mich für meine Unbeständigkeit tüchtig bestraft.

Ich sage es Ihnen ehrlich, daß mir das Geld nicht leid thut, nicht weil ich viel Geld habe und seinen Werth nicht kenne, sondern weil ich es gelernt habe, für Bücher und Zeitschriften das Geld zu verwenden, das ich vor meinem Gelübde für Karten, Wein, unnütze Einfuhr u. s. w. ausgegeben hatte. Jedesmal, wenn ich Karten spielen, unnütze Dinge kaufen, oder irgend einen rothnasigen Jüngling mit Champagner berauschen möchte, nehme ich das Geld aus der rechten Tasche, zähle nach, wie viel ich hatte durchbringen wollen, und stecke es in die linke Tasche, als ob meine Wünsche erfüllt worden wären. Auf diese Weise spare ich nun im Jahre 300 bis 1000 Rubel, die ich dann verwende, um zur Aufklärung meines Vaterlandes beizutragen, in der durch Erfahrung befestigten Ueberzeugung, daß sogar der Ankauf schlechter Bücher und Zeitschriften zum Beschreiten der Ausklärung beiträgt, indem er eine Menge Drucker und Fabrikanten ernährt und Autoren unter den Schriftstellern erregt, von denen, wie es in allen Dingen der Fall ist, die guten den schlechten und mittelmäßigen folgen. Ich wundere mich in der That, es existirt noch kein russische Vorsteten nennen, leid thun kann, 200 oder 300 Rubel für Zeitschriften und Bücher auszugeben, während sie für ein überflüssiges Pferd 1000, für einen Hund 500 Rubel zahlen, Whist zu 100 Rubel den Robber spielen und es sich zur Ehre schätzen, Säufer und Fresser abzuführen. Ich wage es entschieden zu behaupten, daß man in Rußland für Bücher und Zeitschriften nur den zwanzigsten Theil von dem bezahlen wollte, was Karten und Champagner kosten, wir in allen Dingen schon drei Jahrhunderte weiter sein würden, ja, sogar in Fabrik-Erzeugnissen, und hätten wir so viele Leser, als es unter wohlhabenden Leuten Nichts leser giebt, so würden wir jetzt so viele gute Schriftsteller besitzen, als wir deren schlechte haben. Alles dieses sage ich nicht, sie, meine Herren Journalisten, zu gewinnen, sondern im Gegentheil, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht Ihnen, sondern dem allgemeinen Besten ein Opfer bringe, indem ich Sie nur als Licht- und Wärme-Leiter betrachte, als derselbe sich von selbst, daß, wie es in der physikalischen Welt gute und schlechte Leiter der Wärme und des Lichts giebt, auch unter Ihnen sich nicht alle gleich sind. Da ich mich aber an Sie alle zusammen wende, so kann hier von keinem Einzelnen die Rede seyn; ich spreche von Sachen und nicht von Personen.

Karamsin, der unseren Stil ungemein verbesserte und der Russischen Journalistik das Leben gab, ist allgemeine Russische Sache gab, sind eine Masse von Nachahmern und nur sehr wenige Originale. Karamsin erkannte das Eigenthümliche und den Zweck der Journalistik. Er gewährte mir und meinen Gefährten, den übrigen Russen, die vereint eine Zahl bildeten, eine angenehme Unterhaltung; er suchte mich nur ins Gebiet des Schönen zu führen, wohl wissend, daß daraus Belehrung den selbst hervorgeht, so wie sich von selbst der Sonne Wärme und Frische hervorruft. Die Nachahmer Karamsin's wollten mit ihren Lehren gleich belehren, und anstatt meinem Geschmack zu huldigen, schrieben sie mir die Gesetze des guten Geschmacks vor, und zwar auf die abgeschmackteste Weise. Die Kaffeeriche, in welcher die Herren Nachahmer ihre Weisheit sie mich zusammengekocht hatten, rang die Russischen: Sauge, und in der

Moskau, das gute friedliche Moskau, wo Karamsin die Russische Journalistik gründete und ausbildete, Moskau ward zum Sitz dieses Tribunals auserwählt. Die Literatur erlitt eine Erschütterung, und, wie es bei jedem Erdbeben oder bei jeder Umwälzung in der Natur der Fall ist — die Blumen tauchten ihre Häupter in trübes Wasser, es erschienen Strauchwerk und Schilf- (Fakeltanten) den Abgründen entstiegen Kutteikin und Ziffekin*), erhoben ihre Stimmen über ganz Rußland und deränhten unsere Ohren mit großen Europäischen Namen. Zum Maßstabe nahmen sie Nicdubr, Schelling, Byron, Walter Scott und dergleichen, Alles nach diesem Maßstabe zu messen. Ueberall errichteten sie Telegraphen zur Verbreitung von Mängeln, die sich Schriftsteller zu Schulden kommen ließen, führten aber keine Posten ein zur Mittheilung ihrer Schönheiten und des Nutzens, den sie brachten. Auf fremde Mängel sahen sie durch Teleskope, auf fremde Schönheiten durch Verkleinerungsgläser. Auch Petersburg setzten sie in Bewegung und überschütteten mein Kabinet mit Büchern und fliegenden Blättern, die sich in ihrer eigenen Wolle verwirrten, und bei allem diesen Geschrei und Lärmen blieb nichts übrig, als ein leerer Nachhall. Die nachahmenden Herren Journalisten, die gehofft hatten, Literatur, Journalistik und Leser unter ihr Joch zu beugen, hatten zwar einige schwache Geister, die seine eigene Meinung verkehrt, schwankend gemacht, aber der von ihnen hervorgerufene Sturm fuhr über Wälder und Moräste, aber bewohnte Orte zu verheeren.

Wir Nullen stellten uns nicht hinter ihre Arabische Ziffer, sondern verstecken uns vor derselben. Da es nun aber in der Natur nicht zwei Dinge giebt, die sich einander vollkommen ähnlich sind, so findet auch unter uns Nullen ein Unterschied statt. Es giebt unter uns schwache Nullen, die nur fortgehen, wie Mittwochsleere; auch giebt es Nullen, die nach der Lockpfeife schnappen, wie Birkhähner. Solcher Nullen findet man zwar nur wenige, aber dennoch hin und wieder! Diese bilden gewissermaßen die Landwehr des kritischen Znquisitionsa-Tribunals der nachahmenden Herren Journalisten und fordern mit lauter Stimme von den Verurtheilten: Erstens: 1) Daß neu erscheinende Albenwbrien in der Zeitschrift als verständig erschienen. 2) Daß langweilige Theaterstücke interessant seyn sollen. 3) Da unter den politischen Neuigkeiten das Schrecklichste am meisten gefällt und man der Kriege in Spanien und in Süd-Amerika schon übersättigt ist, auch die Insurrectionen im Orient kein Interesse darbieten, so soll der Journalist durchaus erhalten seyn, täglich neue und frische Schrecken aufzusuchen, damit der Abonnent jeden Postiag einen Vorrath von schrecklichen Erzählungen besitze und den nächsten Postiag mit neuen Schrecken sehnsuchtsvoll erwarte. 4) Daß man in jeder lächerlich gemachten Person, oder in jedem Bösewicht, den die Pbantasie in einer Erzählung oder in einem satirischen Gedichte hervorbringt, Niemanden rathen, und im jeder erlen Werke sich selbst, wenn auch nur an den Umrissen des Gesichts oder an der Farbe der Haare. 5) Daß jeder bekannte Schriftsteller, dessen Werke gern gekauft werden, gehörig durchgehechelt werde, weil er es wagt, das seiner Arbeit zu loben, und nicht von Winkelzügen, Ränken, Schlauen und Entreffungen. 6) Daß in der literarischen Abtheilung nur Gutes gesagt werde, was Jedem insdesondere gefällt, ohne Rücksicht auf den verschiedenen Geschmack und auf den Grad der Bildung dieser Personen, welche die Masse der Leser bilden. 7) Daß man niemals eine Ausnahme lobe, die einem Leser allein gehört, indem das Lobrn, z. B. einer Tuchfabrik, die dem Abonnenten N. N. gehört, den Rest der andern Abonnenten. Herrn M. M., schaden könnte. 8) Daß ein jeder Abonnent das Recht habe, das allererste Zeug von sich in die Zeitschrift einrücken zu lassen. 9) Daß man Alles lobe, was der Abonnent zum Einrücken sendet. 10) Daß man niemals von einer gelegenen Aersdre spreche, weil es nachtheilig auf die Kompresse wirken könnte. 11) Daß man nur von dem Guten spreche, was der Abonnent besitzen könnte, ohne zu sprechen, daß Kredit brauchen, dagegen aber der wahren Reichen nicht erwähne, damit man sie nicht mit Aufforderungen zum Pränumeriren, zum Subskribiren, zu Beiträgen für wohlthätige Zwecke u. s. w. belästige. Wer alle diese Bedingungen erfüllt, dem versprache ich einen ungeheuren Lesekreis. Die nachahmenden Zeitschriften haben zwar versprochen, nach Vernichtung der übrigen, namentlich der Petersburgischen, allen möglichen Wünschen Genüge zu leisten; da ihnen aber die beabsichtigte Vernichtung nicht gelungen ist und sie im Kampf erwatteten, so konnten sie die jetzt ihrem Versprechen nicht nachkommen.

Ich hätte wohl noch Manches schreiben mögen, es fehlt mir aber an Zeit. — In meinen alten Tagen habe ich angefangen, Englisch zu lernen, weil eine Petersburgische Zeitschrift versichert, daß in ganz Europa nur albernes Zeug geschrieben würde, daß auf dem festen Lande einige Literaten den Verstand verloren hätten, andere närrisch und wieder andere total verrückt geworden wären, und daß ohne die Englische Literatur die Menschen in Europa kindisch und dumm werden müßten. Wiewohl ich in Ihrer Zeitschrift eine Uebersetzung aus dem Englischen gelesen habe, um mich von den so großen Vorzügen der Englischen Literatur vor der Literatur anderer schon seit langer Zeit aufgeklärten Nationen zu überzeugen, so schritt ich doch, aus Furcht, kindisch zu werden, zur Erlernung der Englischen Sprache. In der Aussprache machte ich bedeutende Fortschritte. Schon gurgele ich gräßlig, und neulich noch, als ich in meinem Kabinet Verse laut ablas, glaubte meine Frau, ein Puter wäre hineingeflogen. Ich fürchte nur, daß man nach einiger Zeit drhaupten dürfte, es lange keine Literatur etwas, außer der Edinrsischen!

Die Null nach der Zahl (10).

*) Komische Personen in einem sehr beliebten Russischen Original-Lustspiele: Roberowlaw, und Lebrer eines einfältigen Mitterssöhnchens, Namens Mitrofanuschka.

Bibliographie.

Russisch-Französisches Wörterbuch von Philipp Reiff. Erster Theil. A—O.

Deutsch-Russisches Wörterbuch; herausgegeben von einer Gesellschaft von Freunden beider Sprachen. 2 Theile.

Französisch-Russisches Wörterbuch für die technische Terminologie, namentlich zum Bergfache gehöriger Wissenschaften. Nach den neuesten Nomenklaturen zusammengestellt von Jeremeeff.

Scenen auf dem Meere. Von N. Hawthoff.

Geschichte von Japan, von Gorloff. 2 Theile mit einer Karte.

Forst- Kultur von Pretzlich.

Mannigfaltiges.

— Capitain Roß. Der so eben in London erschienene erste Band der Reisebeschreibung des Capitain Roß hat die Zweifel über den Umfang und die Wichtigkeit seiner Entdeckungen zur Gewißheit erhoben. Schon früher haben Englische Kritiker auf den seltsamen Umstand aufmerksam gemacht, daß Capitain Roß zu einer Zeit, wo ihn unmöglich die Nachricht von dem Tode Georg's IV. und der Thronbesteigung Wilhelm's IV. schon erreicht haben konnte, im Namen des Letztern ein Land in Besitz genommen und dasselbe „King William's Land" genannt habe. Jetzt geht die Litterary Gazette gar so weit, zu behaupten, daß der magnetische Pol, den Capitain Roß aufgefunden, insofern eine besonders wichtige Entdeckung sey, als es derjenige Magnet sey, der ihn gefunden, durch den er also bestimmt worden sey, die Lage desselben anzuzeigen, sonst aber sich zu ziehen wisse. Es werden nun die verschiedenen Thatsachen einem nambaft gemacht, durch welche der wirkliche Capitain nicht hier in England, sondern auch auf dem Kontinent alle Märene und Fremde der Wissenschaft zu Beschämern seiner Speculation auf die Bahn der Menge gewacht; es wird versichert, daß in dem 740 Quart-Seiten starken ersten Bande des Reisewerks nicht ein Wort nicht schon bekannt sey, daß die neuen Beobachtungen des Capitains sich auf wenig Blätter zusammenfassen ließen, und daß der Reisebeschreiber bewdert viel Talent in der Herabsetzung seiner Vorgänger und in der herrerhebung seiner eigenen Leistungen bewiesen habe. „Wir haben nur noch hinzuzufügen", heißt es am Schlusse, „daß die Entschreidung, ob es Einen magnetischen Pol oder deren mehrere gebe, ob derselbe sich eine wandelbar ist, außerhalb der Sobäre des Capitains Roß liegt, und daß außer einigen treffenden Darstellungen der Scenerie und schokoladenfarbener Wolken — wie dieselben zu Stande gebracht worden, braucht wohl kaum gesagt zu werden, da der Capitain, der bekanntlich sein Gehilfe war, den Maler Harding — nur gelegentlich erwähnt eines Instrumentes verfertigten Skizzen einen künstlerischen Form zu geben — der übrige hier nicht näher von uns berührte Theil seiner Buches leeres Stroh und Lehre ist."

Marios. Der im vorigen Monat verstorbene Russische Bildhauer Marios, dessen Geburtsjahr nicht mit völliger Bestimmtheit anzugeben ist, ward im Jahre 1764 unter die Zöglinge der Akademie der Künste aufgenommen. Im Jahre 1773 reiste er ins Ausland, um sich als Bildhauer, namentlich in Rom, zu vervollkommnen, wo er unter der Leitung Battoni's und Raphael Mengs' sich eifrig seiner Kunst hingab. Bei seiner Rückkehr, 1779, ward er in Petersburg bei der Akademie der Künste angestellt; 1795 ward er Professor, Rektor-Adjunkt, und 1814 Rektor derselben. Später ward er Ehren-Mitglied der Universität Wilna, wirkliches Mitglied der Antwerpener Akademie der Künste, Ehren-Mitglied der Kaiserlich Russischen Akademie, und endlich wurde er, 1831, den emeritirten Rektoren der Akademie der Künste zugezählt.

— Ursprung der Trachten in England. Das bisherige Dokument, vermöge dessen der Klerus in England die Erhebung der Zehnten gestattet worden, lautet in der buchstäblichen Uebersetzung ungefähr folgendermaßen: „Ich Ethelwolf, von Gottes Gnaden König der Angelsachsen u. s. w., habe, auf das Gutachten sämmtlicher Bischöfe, der Grafen und aller ausgezeichneten Personen in meinem Königreiche, zum Heil meiner Seele, zum Heile meines Volkes und zur Befestigung meines Reiche beschlossen und festgestellt, daß der zehnte Theil der Ländereien in unserem ganzen Reiche der Kirche und den Dienern der Religion zu Gute komme; sie mögen sich im Genuß desselben aller Privilegien als freie Grundbesitzer erfreuen, ohne den Abgaben unterworfen zu seyn, die sonst auf den Lehngütern aller Laienbrüder lasten. Diese vorbenannte Wereinigung soll allen Jenen Irfus Christus Unseres Herrn, zu Ehren der gedenkedrein Jungfrau und aller Heiligen getroffen, so wir aus Ehrerbietigkeit gegen die Oßerfrau und in der Absicht, daß Gott, der Allmächtige, Uns und Unseren Nachkommen seinen Segen ertheile. — Gegeben zu Wilton, im Jahre des Herrn 854, am Oßerfeste". (Litterary Gazette)

— Verschiedene Arten der Trauer. In Europa trauert man allgemein schwarz, weil diese Farbe die Finsternis repräsentirt, welcher der Tod, als eine Beraubung des Lebens, ähnlich ist. In China bedient man sich der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, ist. In Aegypten ist es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter der ihrem Absterben diese Farbe annehmen. In Aethiopien ist die braune Farbe üblich, weil sie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entstanden sind, und zu der wir zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei ist blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels ist, wohin die Todten kommen; in anderen dagegen purpur und violet, weil beide eine Mischung von schwarz und blau sind, ersteres Schwarz, letzteres Hoffnung bedeutet. Man sieht also, daß alle Farben, der Reihe nach, für traurig gelten können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Montag den 25. Mai 1835.

England.

The Student. (Der Student.) Eine Sammlung vermischter Schriften. Von Edward Lytton Bulwer. 2 Bände in Duodez. London, 1835.

Der schöpferische Genius hat das Große, daß er nicht nur für sich denkt, sondern auch Anderen Stoff in Fülle zum Denken liefert. Seine Werke sind nicht nur eine Frucht, die er einärndtet, sondern auch eine neue Saat, die er ausstreut. Dies gilt unter den dichterischen Erzeugnissen Englands in jetziger Zeit besonders von den Schriften des geistreichen Verfassers von Eugene Aram. Aber wie hinreißend schön auch die meisten früheren Werke Edward Lottou Bulwer's sind, so trägt doch keines so sehr das Gepräge des originellen Denkers, als die so eben unter dem Titel „der Student" von ihm herausgegebene Sammlung vermischter Schriften. Ihr Inhalt verbreitet neues Licht über die mannigfaltigen darin beleuchteten Gegenstände. Es ist eine Art von Tagebuch eines Geistes, der seine Stunden damit zubringt, aus den lebhaftesten Eindrücken die nützlichsten Betrachtungen herzuleiten. Diese Schriften sind zwar meist schon bekannt, indem sie größtentheils in verschiedenen Blättern und Journalen zerstreut erschienen; doch gewiß wird Jeder bei neuer Durchsehung derselben finden, daß er erst jetzt, in dieser geordneten Zusammenstellung derselben, ihre ganze Schönheit und Mannigfaltigkeit zu würdigen im Stande ist. Wie herrlich und doch wie verschieden sind die Erzählungen „Nonos und Daimonos" und „das Verhaftetrecht"; die eine wild, romantisch und bewegt; die andere ruhig der Wirklichkeit gegenüber, fein gewebt und klugheit mit Wahrheit verbindend. Wie trefflich sind einige der Abhandlungen, besonders die „über treulose Liebe", „über die Weltkenntniß in Menschen und Büchern" und „über die Vergänglichkeit der Jugend." Die „Unterhaltungen" fließen wie eine Melodie der begabendsten und erhabensten Musik dahin, und wenn man auch die darin ausgesprochenen Ansichten nicht immer theilen kann, so sind sie doch stets in reizender Form dargelegt.

Folgendes ist ein Auszug aus der Skizze: Der Genfer See mit seinen Erinnerungen, die namentlich Deutschen Lesern noch neu sein dürfte. Es wird uns hier der ländliche Schweizer-Aufenthalt Byron's und Voltaire's geschildert, was uns in interessanten Betrieb eben Anlaß geben kann, da wir in einigen Tagen eine Probe aus Washington Irving's Schilderung der Englischen Landsitze Walter Scott's und Byron's zu geben gedenken.

„Den Morgen nach meiner Ankunft im Gasthofe, der in einer kleinen Entfernung von Genf am Ufer des See's liegt, fuhr ich nach dem Hause hinüber, welches einst Byron bewohnte, und das ziemlich gerade gegenüber liegt. Der Tag war rubig, aber düster; der See saß ohne allen Wellenschlag. Am entgegengesetzten Ufer angekommen, steigt man eine etwas rande und steile Anhöhe zu einem kleinen Dörfchen hinan, und sobald man um die Ecke herumbiegt, steht man vor den Pforten eines Hauses, an treffen linker Seite sich ein Weinberg erhebt, in dem damals die besten Trauben in ihrer schönsten Reife hingen. Innerhalb des Thores stehen drei oder vier Bäume von jeder Seite aufgereiht, die einen freundlichen Eingang in den kleinen Hofraum bilden, zu dem man über ein paar Stufen hinabsteigt. Vor der innern Thür befindet sich ein roh gearbeiteter Brunnen; dieser war jetzt versiegt — das Wasser hatte aufgehört, zu rinnen. An beiden Seiten ist ein kleiner Garten vom Hofe abgetheilt, und neben der Thür sind Sitze von rohem Stein. Durch eine kleine Vorhalle gelangt man in einen Raum, der in drei Gemächer abgetheilt ist. Das Hauptzimmer ist entschieden, von länglich runder Form, mit geschnitztem Holzwerk getäfelt; die Fenster gewähren auf drei Seiten die herrlichsten Blicke über Genf, den See und seine gegenüberliegenden Ufer. Sie öffnen sich auf eine kleinerne Terrasse. Wie oft mag er auf dieser Terrasse „mit unverwandtem Auge der untergehenden Sonne nachgeblickt" haben! Hier gerade war er in der schönsten Reife seines Genius, in der interessantesten Epoche seines Lebens. Er hatte die Blicke hinter sich, die ihn von seinem Vaterlande trennten, aber die Brücke war noch nicht abgebrochen. Der weichliche Süden hatte ihn noch nicht entnervt. Seine Schwelgerei war noch geistig, seine Sinnlichkeit noch gesund; sein Gemüth hatte seine jugendliche Kraft und Frische noch nicht verloren; es war für ihn noch mehr eine Zeit der Hoffnung als des Wirkens, und die Welt träumte noch mehr von dem, was er werden würde, als von dem, was er gewesen. Seine Werke (die Pariser Ausgabe) lagen auf dem Tisch. Er selbst war überall! Neben diesem Zimmer ist ein kleineres Kabinet, sehr einfach und gewöhnlich möblirt. An der einen Seite, in einem Winkel, steht ein Bett, — an der anderen führt eine Thür in das Putzzimmer. Hier, so sagte man mir, pflegte er gewöhnlich zu schreiben. Und was für Werke? „Manfred" und die köstlichsten Stanzen aus dem dritten Gesange „Childe Harold" sollen uns sogleich ein. Wir steigen von der Treppe hinauf und kommen durch einen Gang, an dessen Ende sich ein Fenster befindet, aus dem man eine prachtige Aussicht über den See hat. In dem Gange hängen einige merkwürdige, aber schlechte Portraits, darunter Frang I., Diana von Poitiers und Julius Scaliger. Jetzt tritt man ins Schlafgemach. Es kann nichts Heimlicheres geben, als die Bilder, die man hier sieht. Das Bett steht in einem Winkel, und in einer anderen Ecke ein altes Bureau aus Nußbaumholz, wo man über einigen Fächern noch die Aufschrift erblickt: „Bureau von Lady B—". Sein Phantasteleben verschwindet vor diesen einfachen Worten, und alle Widerwärtigkeiten, alle Täuschungen eines wirklichen häuslichen Lebens treten uns traurig vor die Seele. Wir gedenken der neun gerichtlichen Verfolgungen in Einem Jahre — der Kränkungen, des Gezänks, der Entfremdung, des Gelächters und der Lästerungen der Welt und der „zertrümmerten Hausgötter". Mögen die Menschen moralisiren, so viel sie wollen, aber Mitgefühl erzeugt Fehler und sehnt damit aus."

„Am folgenden Tage drängte es mich, die Einsprüchungen in mir zu verscheuchen, in die mich der Anblick von Byron's Villa, die ich aus dem Garten meiner Wohnung sehen konnte, unwillkürlich versetzte, und ich trat eine zwar minder interessante Pilgerung an, aber nach einem weit beschwerlichern und vielleicht viel unvergänglicheren Heiligthum. Was Byron für eine kurze Zeit war, das war Voltaire für ein halbes Jahrhundert: eine Macht für sich selbst, ein Element der Civilisation, der Dictator der geistigen Republik. Er war Einer von den Wenigen, die durch Gedanken eben so viel ausrichteten, wie Andere durch Handlungen. Wer hat nächst den großen Religions-Reformatoren einen solchen Einfluß auf die Gemüther der Menschen und die Geschichte der Nationen ausgeübt? Zwar nicht nach gewöhnlichen Ansicht, nach der Ansicht der Menge; aber nach den Grundsätzen der Wesen sein sollen; die Ursachen waren da, wenn auch kein Philosoph in der Zeit geiebt hätte; aber er konzentrirte sie und brachte die Frucht zur Reife. Ob zu Wohl oder Wehe, muß die Zeit noch lehren; nur so viel können wir sagen, daß das Uebel nicht aus Philosophie, sondern aus Leidenschaft entsprang. Ein Arzt, der nach Beobachtungen einer Krankheit erkennt und beweist, ist darum nicht zu tadeln, wenn nach seinem Tode ein Anderer verkehrte Mittel dagegen anwendet. Ein Umstand jedoch ist es für die menschlichen Dinge, daß Weise zwar die Zukunft eines alten Systems aus Licht bringen, Unaufsalder aber das neue aufbauen."

„Der Empfangs-Saal ist ein kleines Gemach, die Möbel sind noch dieselben — eben die geflochten eichenen Stühle — eben die rothgeblümten Sammet-Tapeten. Die gänzliche Gleichgültigkeit des großen Schriftstellers gegen das Schöne zeigt sich in den einfachen Subeleien an den Wänden, die einem Englischen Dichter Nervenschauer verursacht hätten, wenn sein Blick bei jeder Gelegenheit auf sie gefallen wäre — und ein ungeheurer Ofen, der im Zimmer steht, ein Kachelofen von Marchwerk, reich vergoldet und mit prächtigem Plunder verziert, ist von seiner eigenen Erfindung. Dieses Möbel trägt Voltaire's Büste. In demselben Gemach befindet sich auch das berühmte Gemälde, zu welchem er, wie die Sage geht, den Entwurf gemacht haben soll. Voltaire ist hier dargestellt, wie er dem Apoll seine Heimkehr überreicht, während seine Freunde in den Höllen-Abgrund verstinken und der Neid zu seinen Füßen erstickt. Ein merkwürdiger Beweis von der Beschreibenheit des Verdienstes und von seiner Duldung! So giebt es also eine Hölle für die, welche nicht an Voltaire glauben! Man muß aber eine solche Zeichnung nicht im buchstäblichen Sinne nehmen. Voltaire war ein eingebildeter Mensch, aber auch ein vollendeter Weltmann, und hat er selbst über das ganze Ding eben so gelacht, wie irgend ein Anderer. Gewiß sagte der alte Herr, wenn er es seinen Gästen zeigte, mit dem Finger auf die Dose schnellend und mit einer undeschreiblich höhnischen Miene einen so artigen Witz über den Gegenstand, als ihn der gelbe Wichling nur ersinnen konnte. Wie muß sein ganzes Geschlecht gelacht haben, wenn er dem Beschauer einen Feind nach dem andern zeigte. Wie ausgelassen mag er über ihren Verdammungs-Zustand gelechzt haben! In der That, es war eine jener knabenhaft muthwilligen Karrikaturen, die zu übertrieben sind, um boshaft zu erscheinen, von der Art, die die zum letzten Augenblick Voltaire's großer animalischer Lebendigkeit eigen war. Es war ein herzlicher Spaß, den er sich mit sich selbst machte, um seine Feinde hinterher schleppen zu können. Voltaire kannte die Macht des Lächerlichen gut genug, als daß er,

Digitized by Google

wie einfältige Beschauer glauben, sich selbst im Ernste hätte in ein lächerliches Licht setzen sollen. Das Schaizgemach, welches an den Saal stößt, enthält Friedrichs des Großen, Madame Duchatelets und sein eigenes Portrait. Die beiden letzten erschienen im Stich vor seiner Rückgabe der Beaumarchais'schen Werke. Hier ist auch der Vase, in welcher sein Herz sich befindet, mit der Inschrift: „Mein Geist ist überall, mein Herz hier.“ „Wer scheint“, sagte mein Begleiter, mehr witzig als gerecht, „daß sein Geist besser war als sein Herz, und ich weiß daher nicht, ob Jemen auf den Vorzug, den er ihm gab, einen der sonderen Werth zu legen hat. Le Kain's Portrait hängt über dem Thore; Voltaire war der Mann, der einen Schauspieler zu würdigen verstand; er selbst war zu der Schauspielkunst des künstlichen Verstandes. Ein Umstand beweist recht seine Gleichgültigkeit gegen die Natur. Das Erste, woran ein Fremd von Natur-Scenen an einem solchen Ort gedacht haben würde, wäre doch wohl gewesen, die Fenster seiner Lieblings-Zimmer nach den schönsten Gegenden hin gehen zu lassen, schaut hin rechten zu lassen. Aber die meisten Fenster sind absichtlich alle nach der entgegengesetzten Seite hin gewendet! Man sieht aus ihnen weder den herrlichen See noch die gewaltigen Alpen, obgleich dies sehr leicht zu bewerkstelligen war, denn man erblickt sie, so wie man in den Garten tritt. Aber der See und die Alpen waren Dinge, welche Voltaire niemals zu schätzen oder zu betrachten sie nöthig hielt. Auf dem Lande lebend, war er doch nicht eigentlich der Dichter der Städte, und selbst seine tiefe Erforschung der Menschen war nur auf künstlich gebildete Charaktere gerichtet — auf der Menschen Geschmack, ihre Irrthümer und ihre Schwächen, nicht auf ihr Herz und ihre Leidenschaften. Wenn es niemals tiefe Gemüths-Bewegungen, niemals rege und glühende Phantasien gegeben hätte, dann würde Voltaire's Genie gerade so Maler der Menschheit gewesen. Wenn man nun das Haus verläßt und ein paar Stufen hinabsteigt, hat man einen engen Weg vor sich, zu dem einige Pappeln führen. Man tritt in einen grünen Laubengang und würde von den dichten Hecken zu beiden Seiten ganz eingeschlossen seyn, wenn nicht hin und wieder kleine Oeffnungen wie Fenster in die Zweige geschnitten wären, durch die man über und zu dem Blick auf die majestätische Landschaft rings herum gewinnt. Auf diese Art also liebte Voltaire, die Natur zu beschauen, durch kleine Fenster in einer künstlichen Hecke! Und ohne die Hecke wäre die Landschaft so herrlich gewesen! Dies war des Morgens Voltaire's Lieblings-Spaziergang. Am äußersten Ende steht eine Bank, auf welcher der große Mann (und wenn wird trotz aller seiner Mängel Frankreich sich seiner rühmen aufzuweisen haben?) auszuruhen und zu denken pflegte. Ich sehe ihn, wie er da sitzt in seinem karmoisinnen Rock mit goldenen Tressen, die Strümpfe hoch über die Knee gezogen, das Kinn auf sein langes Rohr gestützt, das helle durchdringende Auge (mit Unrecht scheidet man ihm manchmal finsterer Augen zu) nicht auf den Boden oder in die Höhe, sondern gerade vor sich hin gerichtet. So schätzte ihn der alte Gärtner, der sich seiner noch erinnern will. Ich sehe ihn, wie er seine letzte Reise nach Paris im Geiste beschloß, die ein literarisches Siegerleben mit dem herrlichsten Triumph krönte, der jemals einem Schriftsteller zu Theil wurde, und die ihm zugleich durch das Gift seines eigenen Lorbeers den Tod brachte. Niemals wurde ein Mann Gvade von so glänzenden Scenen umkleidet, als dieser Franzose, welche ihm Frankreich zu erbeiten, zinderten auch den Schriftenhaufen an. Es war wie die letzte Scene eines melodramatischen Prachtstückes; des Haupt-Effekt, der die Zuschauer am meisten verblendete, war auch das Zeichen zum Fallen des Vorhanges! Der alte Gärtner, der über die hundert hinaus ist, versichert, daß er sich Voltaire's Person noch ganz deutlich erinnere; ich fragte ihn genau nach Allem und war überrascht, zu hören, daß Voltaire selbst im Alter, trotz seiner gebückten Haltung, noch bedeutend über Mittelgröße gewesen sey. Der Gärtner sprach aber noch lieber von seiner Kleidung als von seiner Person; Voltaire war sehr stolz auf seine volle Perrücke und gestickte Weste, noch stolzer auf die vergoldete Kutsche und auf seine vier Pferde. Er selbst kam zu Fuß, und seine Umgebung war einfach. Es war auch freilich nicht das Zeitalter der Eitelkeiten und aufrauschenden Lebensweise!“

Frankreich.

Napoleon's Selbstgeständnisse, namentlich über seine Jugend.*)

Ich bin als Franzose geboren. Korsika war schon vor meiner Geburt mit Frankreich vereinigt. Auch glaube ich für den Ruhm und das Glück desselben genug gethan zu haben, um auf das Recht Französischer Nationalität Anspruch machen zu können. Ich habe im Interesse Frankreichs gehandelt, auch hierin ich vertrag, dem Throne zu Neigen, statt in einen schimpflichen Frieden zu willigen. Ein Anderer würde dies Letztere gethan und zugleich mit seinem persönlichen Vortheil die gemeinsame Schmach auf sich genommen haben. Da ich indeß den Sieg mir unteeu erkannte, zog ich mich zurück, weil eine andere Stimme, als der eigene Vortheil, in mir sprach; und wenigstens wird mich Niemand anklagen, indem ich abdankte, indem ich es in meinem eigenen Interesse zentehet hätte. Eine Abdankung ist eine große Handlung, wenn es nicht die Folge des Ueberdrusses oder der Schmähe, sondern das Opfer für die Majestät des Landes und Volkes ist.

Was ich gethan habe, würde ich auch jetzt thun; unter allen Umständen wird mich Frankreich mir gleich finden. Ich befinde mich gegenwärtig im Angesichte der Vergangenheit und der Zukunft, ausgesetzt den Verleumdungen des Hasses und der Feigheit. Feindliche Menschen verdammen mich, Schmeichler lassen mich nur über eigene Unwürdigkeit empfinden. Mein politisches Leben bescheiden, heißt ihnen antworten, heißt sie stegreich widerlegen, wie entfernt ich auch bin, alle meine politischen Handlungen und meine Kriegsthaten ins Gehächtniß zurückzurufen. Die Geschichte meiner Kriege ist sie sich allein ein bedeutendes Werk, zu dessen Bearbeitung ich Materialien in den wichtigen Generalakten, welche unter meinen Befehlen gesammelt haben. Gegenwärtig will ich im nie nur den Menschen, den ersten Beamten, den Monarchen einer großen Nation schildern; ich will mich darstellen, wie ich zu verschiedenen Zeiten gewesen; ich will mit Unpatteilichkeit und strenger Freimüthigkeit erzählen, was ich unternommen habe, ist unbekannten Ursachen und meinen Handlungen offen legen und diejenigen vor das Gericht der Geschichte ziehen, die daran Theil genommen oder sie mir geathen haben. Der Tag der Gerechtigkeit naht; es ist der Tag, da die Bosheit, der Neid, die Gemeinheit aufhören werden, von meinem Unglück Vortheil zu ziehen. Meine Erklärungen werden lang seyn, denn ich habe Vieles zu sagen; wenig Menschen haben in so kurzer Zeit so lange gelebt als ich.

Ich werde Alles sagen; weder der Undank der Großen, noch der der Privatversonen soll mich daran hindern; aber mit werde ich mich zu Beleidigungen erniedrigen. Bin ich dieweilen gezwungen, mich zu vertheidigen, so soll doch meine Vertheidigung niemals bitter seyn; wäre sie es, so würde man mich nicht verstehen. Die Verderbnis der bürgerlichen Gesellschaft ist so groß, daß Viele meinen Absatz sonderbar finden und mich ohne Scham leugen werden, ob sie mich etwa bitten sich selbst vorzieben sollen; ich habe so Viele gesehen, die ich als Menschen nicht achten kann, daß, wenn auch die Rücksichten die Regel nicht authehen, sie doch noch viel weniger für die Regel sprechen.

Ich habe Fehler begangen, aber ich werfe sie mir nicht vor; diejenigen sind sie wahrhaft Schuldigen, die mich nicht besser kennen und zur rechten Zeit unterrichtet haben; denn ich vernahm seit meiner Erhebung zur Macht fast nichts als Schmeichelreien, und stets suchte man meinen Wünschen zuvorzukommen. Nie konnte ich unter meinen Umgebungen ein Gesicht prüfen, denn Jeder zeigte es in schamloser Entnehrung der mir zur Seite. Man schien sich gegen mich vereinigt zu haben, um mich mit der Macht und in der Macht zu betrügen. Ich hatte wenig Freunde, aber ich habe deren gehabt, und es sind mir auch Freunde geblieben; manche waren mir ganz ergeben, und ich habe Enthusiasten gehabt, die für mich kämpfen werden. Ich verbeime die Einen wie die Andern, denn ich wußte zu lieben.

Ich liebe meine Verwandten, und ich habe es ihnen bewiesen, selbst Denen, die sich undankbar gegen mich gezeigt haben; ich liebe meine Waffengefährten, die Gefährten meines Ruhms, und sie haben an meiner Größe ihr gutes Theil gehabt. Ich liebe Frankreich; ich glaube, es reich beschenkt zu haben, indem ich ihm Frieden, Gesetze und Lodeern gab, wie deren alle früheren Jahrhunderte ihm nicht in gleichem Maße gegeben hatten. Ich strebte stets danach, das Gewesene zu bebeuten; ich hatte auf Nationen, und ich habe sie nicht entrissen. Trümmern etwas zu entlehnen; aus dem Chaos erhoben sich neue Institutionen nach dem Bedürfnisse des Gegenwart; ich ermuthigte die Künste, ehrte die Wissenschaften, erneuerte die Altäer, unterwarf der Macht meines Willens die stolze, rette und thörichte Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, welche der bürgerlichen Gesellschaft verderben, die Herzen abgewendet und die Keime des Republik, seiner ehrsüchtigen und tollen Ehmäße, erzeugt hatte, die Alle verderben wird, welche thöricht genug sind, in ihr ein wahrhaftes Gut zu erblicken. Die Ideen hatten den Glauben an Gott vernichtet; aber die Strenge meines bäuslichen Lebens, mein Beispiel, meine Thätigkeit bewirkten Frankreichs Rückkehr zu religiösen Gefühlen. Durch mich und Frankreich unterschied; denn ich verdrückte das Ungeheuer der Anarchie, das Jedermann verschlungen hätte, und es war die Wohlfahrt Aller, die ich damit beförderte.

Die Einführte des Staats habe ich mich vergeudet; ich war gleich weit entfernt von strafbarer Verschwendungssucht, wie von schimpflicher Sparsamkeit; meinen Privatschatz erschöpfte ich, ohne mich durch den Gedanken zu quälen, meine Zukunft zu bereiten: was bedarf ich auch des Goldes?, und was meine Existenz betrifft, so genügt mein Name, um sie reicher zu machen, als die des mächtigsten Potentaten.

Meine politische Laufbahn scheint vollendet zu seyn; ich selbst erlebe den Anfang meiner Zukunft, wie wenigen Menschen zu Theil geworden ist. Ich lebe bereits auf dem Gebiete der Nachwelt, wenngleich ich selbst noch lebe: ich höre die Urtheile der Menschen; die wüthenden Leidenschaften sind entfesselt, aber mich bedünkt, daß der Enthusiasmus und die Dankbarkeit auch lauter sprechen. Jeder Anklage gegen mich setze ich einen Sieg oder eine große politische Handlung entgegen. Die Wahrheit dringt durch, und sie ist ehrenvoll für mich.

Aus seiner Kinderzeit erzählt nun der Held unserer Memoiren Folgendes: „Ich erinnere mich noch, unter den mancherlei Märchen, womit mich meine Wärterin einzuschläfern suchte, daß sie in eine Nacht, da ich durchaus nicht einschlafen konnte und sie nicht in Ruhe ließ, zu mir sagte: „„Napoleon, sey ruhig und still, und ich will Dir das Königreich Korsika geben, wenn Du groß bist.““ „„Auch Frankreich?“ sagte ich. — „„Auch Frankreich dazu.““ — „„Und die ganze Welt?“ — „„Auch diese sollst Du haben; aber nun sey still und bete lange nicht mehr, denn sonst müßtest Du Gott den Vater selbst entbehren wollen.““ — Ich war von diesem Gespräche so ergriffen, daß, als sich meine Augen schlossen, ich noch immer für mich wiederholte: „Ich werde König von Korsika, von Frankreich und der Welt seyn, so daß mir Saxeria (das war der Name der Wärterin) versprochen; aber ich will

*) Aus den Mémoires de Napoléon Bonaparte, Paris, 1834, die angeblich nur nach eigenhändigen Mittheilungen Napoleon's verfaßt sind, wie er sie vor dem 13. Vendemiaire, während der Ueberfahrt von Aegypten und später in einzelnen freien Stunden niedergeschrieben und dann in Elba vervollständigt haben soll. Das Manuskript selbst — so wird versichert — gerieth 1815 in die Hände der Bourbonen, aber die Ereignisse von 1830 brachten es wieder an's Licht der Oeffentlichkeit. Der Herausgeber der Memoiren will die darin enthaltenen Mittheilungen nur der Form nach zu einem Ganzen verarbeitet haben; das Wesentliche derselben soll Napoleon selbst angeboren. — Wie unfreeriell theilen jedoch diese Probe mehr als eine literarische Curiosität, denn als einen werthvollen Beitrag zu Napoleon's Charakteristik mit.

Digitized by Google

Nichts mehr verlangen, denn sonst müßte ich Gott den Vater selbst entthronen wollen." Damit steht Folgendes in Verbindung, was dort ebenfalls erzählt wird. „Ich war außerordentlich wißbegierig; ich wollte die Ursachen der Naturwunder, die mich umgaben, und den Zustand des Landes kennen lernen. Meine Fragen setzten meinen Großvater Lucian oft in Erstaunen, der sich übrigens darin gefiel, in mir ein künftiges Licht der Kirche zu sehen. „„Er wird"", sagte er, „„ihr Architektonius werden, dieser kleine Napoleon; vielleicht auch Bischof und Kardinal!"" Und dann, sich unterbrechend, fragte er mich: „„Willst Du Papst werden?"" Ich aber erwiederte: „Nein, aber König von Korsika und Frankreich." — „Nun!"" antwortete dann Lucian mit Lächeln, „das ist immer etwas.""

Von seinem Aufenthalte in der Militair-Schule zu Brienne erzählt der Verf. der Memoiren: „Eines Tages gab man mir den Plutarch von Amyot; ich verschlang ihn, und seitdem war er meine tägliche Lektüre. Ich schöpfte daraus das mächtige Verlangen, daß auch mein Leben einst beschrieben werden möchte. Heroen entwickeln sich meine ersten thorichten Gedanken; ich begriff zu gleicher Zeit, daß es, um sie zu verwirklichen, vor Allem der ausgezeichnetesten Thätigkeit bedürfe; daß das Glück nur selten die Menschen aufsucht, daß es vielmehr nur diesen obliegt, nach ihm zu laufen; endlich, daß es, um sie das Glück, wenn man es erreicht hat, die Verzeihung der Menschen zu erlangen, großer Tugenden bedürfe."

„Was sich mir damals weniger bestimmt zeigte, kann ich freilich heutzutage besser schildern; aber ich weiß deutlich, daß die Geschichte der großen Feldherren des Alterthums mich mit dem Gefühle der Nacheiferung erfüllte. Alexander, Hannibal und Cäsar waren meine Lieblinge. Namentlich der Zweite schien mir um so mehr Bewunderung zu verdienen, als er sein eigener Schöpfer war, als er sich selbst seine Hülfsmittel geübter und seinem Vaterlande, sogar wider dessen Willen und ohne es jemals zu verrathen, gedient hatte. Mit gleichem Interesse folgte ich ihm in sein Unglück, als ich ihn auf seinen Siegen begleitete; weit entfernt, zu denken, daß auch ich, nachdem ich einst Europa würde in Erstaunen gesetzt und beherrscht haben, von einem Winzhaken getroffen dahinsinken würde, ein ich hätte verhersehen sollen. Aber ich habe es nicht gethan, weil ich auf Frankreich zählte und es von der Rechtmäßigkeit überzeugt glaubte, sich um mich zu vereinen. Es hat mein Vertrauen getäuscht; möge es diese Täuschung nie zu bereuen Ursache haben!"

„Hannibal war denn also mein besonders bevorzugter Günstling; Alexander unterhielt mich durch seine abenteuerlichen Züge, und in Cäsar studirte ich die vereinten großen Eigenschaften eines geschickten Feldherrn und eines klugen Staatsmannes."

Im Jahre 1783 wurde Napoleon Secondz-Lieutenant im Artillerie-Regimente La Fère und geschah versetzen nach Valence in Garnison. Hier lernte er unter Anderem eine Familie du Colombier kennen; erfüllte ihn die Frau du Colombier mit Achtung für ihren Geist und Charakter, so zog ihn die Tochter auf andere Art nicht wenig an. „Wir glücklich", sagt er, „hätte ich mich damals gepriesen, wenn ich für zur Frau erhalten hätte! Ich liebte sie, wie ich später Frankreich und den Ruhm liebte; aber was war ich dann für sie? Die Hand eines reichen Fräuleins erhalten zu können? Nichts, als ein armer Subalternoffizier! Sie selbst war in jeder Hinsicht reizend; sie besaß Anmuth, Bildung, Geist, Sittenreinheit, Kraft des Urtheils, alle Alles, was einem jungen Unter-Lieutenant ein Kopf verdrehen konnte. Dabei war in dem Gefühle, welches sie mir einflößte, nichts Sinnliches; es war mehr Ehrfurcht, wie ich es nachher bei keiner Frau wieder empfunden habe."

„Das Herz schlug mir höher, als ich im J. 1793, da ich von der Italiänischen Armee zurückkehrte, zum ersten Male wieder nach Valence kam. Wie oft hatte ich während meiner ersten Feldzüge an Fräulein du Colombier gedacht! wie stolz war ich, mit den Generals-Epauletten vor ihr nach so wenigen Jahren erscheinen zu können! Aber ich fand sie verheirathet. Da sie mir Nichts versprochen hatte, so durfte ich mich auch nicht beklagen. Ich habe nie aufgehört, mich für sie zu interessiren; nach der Gründung des Kaiserreichs renannte ich sie, eine der Ersten, zur Palast-Dame der Kaiserin. Mit großem Vergnügen sah ich sie wieder; aber es war einer der peinlichsten Momente meines Lebens, als ich, auf dem Throne sitzend, den sie mir nie hätte theilen können, zu meinen Füßen ihren Eid der Treue entgegennahm. Sie war eine gute, wackere Frau und noch recht hübsch; allein nie machte ich den geringsten Versuch, ihr zu gefallen; denn ich hatte einen Theil der Achtung für sie beibehalten, die sie mir früher eingeflößt hatte, und für Nichts in der Welt wollte ich aufhören, eine Frau zu achten, deren Herz ich noch jetzt glaube einmal gerührt zu haben."

Nachdem bereits die Auswanderungen begonnen hatten und der Graf Artois mit dem Prinzen Condé in Turin einen Einfall in das südöstliche Frankreich vorbereiteten, wurden die Offiziere des Regiments, bei dem Napoleon stand, und welches in Auxonne in Garnison lag, um ihre Meinung befragt: ob sie, auf den Fall, daß die Prinzen in Frankreich einbrängen, sich für sie erklären würden. Jeder Offizier gab seine Erklärung hierauf nach seiner Art. „Dir meinigt", sagt Napoleon in diesen Memoiren, „war ganz offen die: die Prinzen wögen sich bitten, daß sie nicht in meine Länder fallen; wenn sie in Gefolge der Fremden den Bürgerkrieg nach Frankreich bringen, und jenen Fall tritt ein, so lasse ich sie auf dem ersten besten Felde erschießen. Und das würde ich auch gethan haben", fügt er hinzu, „wir ich glaube, daß Niemand, der mich kennt, daran zweifeln wird. Stets habe ich das Unglück geachtet; aber niemals habe ich die Untreue gegen das Vaterland gutheißen wollen. Jeder Franzose, der wider Frankreich kämpft, ist ein Verräther und verdient den Tod."

Mirabeau, den Napoleon in der National-Versammlung hörte, nennt er einen großen Mann von schlechter Lebensart, einen politischen Alcibiades, der zuerst den Höflingen die Macht der Rede zeigte, jenen furchtbaren Hebel, vor den sich die Großen zu hüten haben, weil, selbst wenn sie die Vernunft auf ihrer Seite haben, die Menge dennoch immer diejenigen, die ihren Leidenschaften schmeicheln, denten vorziehen wird, welche sie niederdrücken. „Es schmerzt mich, in Bezug auf ihn, daß ich gezwungen bin, einen Mann zu verwundern, den ich nicht achten kann."

Sittsam ist folgende Bemerkung: „Die Menschen von besonderer Körpergröße ermangeln oft der moralischen Eigenschaften; man gängelt sie im Allgemeinen wie Kinder; die Riesenhaften hervon sind selten, aber ich selbst habe keine auffallendere gekannt, als die, welche Kleber machte."

„Am Tage des 20. Juni 1792", heißt es an einer anderen Stelle, „war ich auf der Waffenterrasse in der Nähe des Königlichen Schlosses, um der vorherbestimmten Katastrophe auf dasselbe und auf den König nahe zu seyn. — Ein Volkshaufen rief mich mit fort; ich stieg in das Schloß, um mich nicht verdächtig zu machen. Ich war in dem Saale mit dem Könige, als ihm ein Mensch eine rothe Mütze aufsetzte; der König nahm sie und — verunreinigte damit sein Haupt, indem er sie sich aufsetzte. Ich würde mich dagegen in dem gleichen Falle mit der Krone geschmückt haben, und gewiß sie wäre nicht entwürdigt worden."

„Die Königin hätte die Katastrophe des 10. Aug. 1792 voraussehen sollen", sagt Napoleon von dieser Tage, an dem er ebenfalls auf Urlaub in Paris war; „aber sie hatte Nichts dagegen gethan. Als nun der Augenblick der Entscheidung gekommen war, zeigte sich die große Seele der Maria Theresia in ihr; sie ergriff eine Pistole, gab sie dem Könige, mit der Aufforderung, sich derselben zu bedienen, den Degen zu ziehen, sich zu vertheidigen. Man hat mir versichert, daß der König ihr geantwortet habe: „Sie werden uns ermorden, Madame, nicht hier ist der Ort, wo ich zu handeln habe; es wird ein Tag kommen . . ." Aber dieser Tag kam niemals. — Ich war an diesem Tage bis in den Saal der Reitbahn gedrungen; ich war Zeuge der unwüthigen Acte, wie man den König behandelte; ich war begierig, dem Ende einer Monarchie beizuwohnen, und zweifle nicht an dem, was das Schicksal mir vorbehielt; ich begriff, es nun der Königin die Nationalversammlung verlieh, daß es mit der Monarchie in Frankreich zu Ende sey, und daß der Thron nur dem seyn würde, der sich seiner bemächtigte. Es kam mir nicht in den Sinn, daß ich ihn eines Tages einnehmen könnte; aber ich sprute mich, da Ludwig XVI. ihn nun einmal verlieren sollte, daß er nur für denjenigen offen seyn sollte, der sich seiner am würdigsten machten würde. Nie sneze Zeit verging, und ich berieth mit mir selbst, mich eines Tages darauf zu setzen. Von dem Augenblicke an, da ich zum Kommando der Italiänischen Armee berufen wurde, sah ich ein, daß nur die Zeit noch zwischen mir und dem Throne sey."

Bibliographie.

Du Mont Saint-Michel au péril de la mer, dans son état actuel, physique et social. — Von Pitter de Maubuy. 8 Fr.

Nouveau Tableau de Paris au XIXe siècle. T. V et VI (et dernier). — 15 Fr.

Les Sts d'Orléans. Essai historique sur la branche cadette de la maison de Bourbon. — 4 Fr.

Recueil d'expériences sur les mortiers de construction, suivi d'observations sur la manière d'opérer dans les recherches de ce genre. Par H. A. Soleirol, capitaine du génie. — 7½ Fr.

Répertoire universel du commerce et de la navigation. — Von Blaisan. Xb. III. 14 Fr.

Cours de chimie élémentaire. — Von A. Bourchardat. Zweiter Bdchg. Organische Chemie. 9 Fr.

Südamerika.

Der Diktator Lopez.

Zweiter Artikel.*)

Das Schiff, auf welchem ich in Gesangenschaft geführt wurde, hieß die „Ingleftta." Gleich nach meiner Befreiung ließ ich dasselbe von la Barada absegeln und nach der Hauptstadt von Paraguay, dem unsprünglichen Bestimmungsorte unserer Reise, spuriren. In dem Briefspacke, das wie zu Buenos-Ayres an Bord genommen, hatte sich unter vielen anderen Laufmännischen und Privatschreiben eins von Don Nicolas Herrera, dem damaligen Staats-Secretair von Buenos-Ayres, an den Dr. Francia befunden. Dieser Herrera war ein Jahr vorher als Gesandter von Buenos-Ayres in Paraguay gewesen, um zwischen beiden Republiken einen Handels-Traktat abzuschließen, der aber nicht zu Stande gekommen ist.

Während des Aufenthalts dieses Diplomaten zu Assuncion hatte ich oft Gelegenheit, ihn in meiner Behausung zu sehen. Denn alle Eingebornen, so wir diejenigen, die mit dem Dr. Francia nur in irgend einer Verbindung standen, hatte jede Art von Zusammenkunft mit den Fremden auf's Aengstlichste vermieden, so daß dieser saft von aller Gesellschaft ausgeschlossen war. Nur mir, als einem Ausländer, hatte der Dr. Francia die Erlaubniß, so oft es mir beliebte, mit Herrera zusammen zu kommen, mit den Worten ertheilt: „Ich bin überzeugt, daß Sie sich in die Politik unseres Landes nicht einmischen, und da es zu beklagen wäre, daß ein Mann von solcher Bereitsamkeit, wie Herrera,

*) Als Fortsetzung des ersten Artikels in Nr. 54 des „Magazin."

Digitized by Google

gemüthigt fyon sollte, den ganzen Tag über zu schweigen, indem er Niemandem hätte, mit dem er reden könnte, so mag es Ihnen vergönnt seyn, sich in der Gesellschaft von „elenden Charlatans" nach Ihrem Belieben zu amüsiren."

Der Diktator hatte mir nur vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er mir zutraute, daß ich mich in seine Politik nicht einmischen würde. Ich war zu sehr für mein eigenes Leben und mein im Lande befindliches Vermögen besorgt, um mich irgendwie in politische Händel einzulassen. Und so viel ich auch immer über seine tyrannischen Maßregeln und die deutlichen Zeichen des herreinbrechenden Sturmes selber nachgedacht, so enthielt ich mich doch aus gewissenhafteste jedes Einsichtnehmens in die politische Atmosphäre des Landes, über die sich überall der Horizont sich zusammenzog und ein nahes Ungewitter zu verkünden schien. Was aber Herrera betraf, so geschah ihm von Seiten des Diktators keinesweges Recht. Der Gesandte von Buenos-Ayres verband mit vieler Gewandheit und seinen Manieren einigen literarischen Talent und eine so glückliche Auffassung alles Lächerlichen, das in seinem Kanke so reichlich sich darbot, daß er einen ganz angenehmen Gesellschafter abgab.

Eben dieser Herrera war es, der mich, als ich derart war, Buenos-Ayres zu verlassen, aufforderte, ihn in das Amtsgebäude, wo er damals als Staats-Secretair fungirte, zu begleiten. Er theilte mir mit, daß seine Regierung an Dr. Francia zu schreiben beabsichtigte; da sie wünschte, das es terminiren an Gewaltsamen stelle, so wollte sie sich erkundigen, ihn mit dergleichen zu versehen, wenn er ihr dafür zum Austausch einige Paraguayische Rekruten stellte. Der General Alvear, der damals Direktor von Buenos-Ayres war, beklagte die Ausfage Herrera's und sagte noch hinzu, daß man, mit Rücksicht darauf, daß ich in diesen Ländern, in Paraguay wie in dem Provinzen am Plata-Strome, so bekannt und beliebt habe, in dem mir einhändigenden Briefe den Diktator hinsichtlich aller näheren Auskunft über den Zustand des letzteren Staates auf mich zu verweisen.

Dieser Brief nun, der verabredetermaßen ausgefertigt worden, war unter den anderen Papieren auf der „Inglesita" mit aufgegriffen und an den General Artigas abgeschickt worden. Dieser General hatte damals (1814— 15) in offenem Kriege mit Buenos-Ayres, von welchem Staate er die meisten inneren Provinzen und Städte westlich vom Plata, so wie das ganze Gebiet auf der Ostseite dieses Stromes (die Banda Oriental) losgerissen hatte. Mit Paraguay hingegen war er zwar nicht im offenen Kriege begriffen, doch hatte er durch verschiedene List und Gewalt angefangen, Maßregeln, die selbst durch einige Streitsätze in das letztere Land, bewiesen, daß er kein Mittel scheue, wodurch er den Einfluß des Diktators irgendwie schwächen könnte. Bis jetzt hatten sich beide Nachbäder immer das Gleichgewicht gehalten. Während Francia in seinem von Flüssen begrängten und isolirten Gebiete sicher war, hatte sich Artigas durch seinen Einfluß auf die benachbarten Provinzen und durch seine schnellfüssige Kavallerie zu behaupten gewußt — so daß jeder von beiden es vermied, dem anderen förmlich den Krieg zu erklären. Jedoch waren sie Beide in gleichem Maße stets dazu bereit, sobald nur einer von ihnen irgend ein Uebergewicht erlangt hätte.

Mittlerweile aber lauerten sie von ihren respektiven Burgen aus, gleich zwei erbitterten Raubthieren, fortwährend einander auf und suchten kühnen und gierigen Blickes den Moment zu erforschen, der Einem von ihnen am günstigsten wäre.

So standen die Sachen, als ich die „Inglesita" von Sa Bayada nach Assumption abgehen ließ. Noch früh genug nach Buenos-Ayres zurück, besuchte dann das Lager des Generals Artigas und begab mich endlich auf dem Wege zu Lande nach Paraguay.

Kaum aber hatte ich dies Gebiet betreten, als ich einem Courier begegnete, den mein Bruder an mich abgeschickt und der mir einen Brief folgenden Inhalts überbrachte:

„Asuncion. Mein lieber Bruder! Dein Schiff, die „Inglesita," ist angekommen. Allein der Diktator hat nicht nur die Auslabung desselben verboten, sondern mich noch dazu aufgefordert, dasselbe innerhalb acht Tagen wieder zurück zu schicken. An mich selbst ist die Ordre ergangen, die Provinz zu verlassen, und es sind mir nur noch drei Wochen vergönnt, um Deine Geschäfte hier in Ordnung zu bringen; auf diese Weise wäre denn der größte Theil Deiner Interessen hier gerettet. Um Güter so wie Deiner ausstehenden Schulden als gänzlich verloren anzusehen. Das ist aber noch nicht Alles. Ich soll Dir im Auftrage des Diktators anzeigen, daß Du es bei Deinem Leben nicht mehr wagen sollst, das Gebiet von Paraguay zu überschreiten; und ich bin zu sehr von den grausamen Absichten desselben überzeugt, um nicht auf der Stelle unseren Courier Velasquez an Dich abzuschicken. Ich bitte Dich demnach ganz ernstlich, daß Du ja nicht hierher kommst. Du bist mir nur anzuzeigen, wohin Du Dich wendest, und was für einen Plan Du unternimmst, und ich werde hier schon Alles in der kurzen mir gestatteten Frist bewerkstelligt sie Dich abzumachen suchen. Die Gründe, die Francia für sein hartes Verfahren angiebt, sind ungeschicklich und — Erklich, sagt er, hatte Capitain Perry den Artigas eben so wohl auf die Herausgabe der Erzwehre wie auf das Dir gehörlene Eigenthum bestehen sollen; wie, fuhr er in einem Tone der Bitterkeit und des Unwillens fort, den ich selten bei ihm bemerkt, wie könnte ich es wohl für billig halten, daß er noch länger einen Verkehr mit Englischen Kaufleuten (Waaren) in Paraguay gestatte, welcher den Verbrechaden der Britischen Macht nicht einmal einen Handel mit Waffen zu beschützen vermocht? So will er denn auch von nun an uns gar nichts mehr einräumen, und er ist entschlossen, den Herren in Großbritannien zu zeigen, daß es zum wenigsten noch einen Mann in der Welt — und das einen Diktator — gebe, der ihre Feraudschaft so wenig achtet, als ihre Protection ihm keinen Vortheil gewährt. Der zweite Grund des Unwillens von Francia ist gänzlich gegen Dich selbst gerichtet, und daher auch seine Erbitterung gegen Deine eigene Person. In dem Briefe von Buenos-Ayres an den Dr. Francia hat Dich der Direktor Alvear als den Mann bezeichnet, der dem Diktator über alle jenen Staat betreffende Angelegenheiten genügende Auskunft geben würde. Aus diesem Umstande folgert derselbe nun, daß Du gegen ihn bei der Regierung von Buenos-Ayres intriguirt haben mußt: und Du weißt, wie vergeblich — ja wie noch weit schlimmer als vergeblich — wie gefährlich es ist, seiner Behauptung auch nur das Geringste entgegen zu setzen. Ich bofe, daß Dich der Courier zu Corrientes antreffen werde, ehe Du noch das gefährliche und verbotene Land betrittst. Gestattet aber Herrera auf Paraguayischem Gebiete seyn, so bitte ich Dich um's Himmelswillen, Dich ja sogleich auf der Stelle zu flüchten und nicht in Angst zu verfetzen Deinen treuen Bruder, William. —"

Als ich diesen Brief erhielt, befand ich mich bereits innerhalb der Provinz Paraguay. Ich ritt eben in vollem Galopp in Begleitung eines Bedienten und eines Postillons nach Assumption. Die Straße führte durch einen finsteren und fast unzugänglichen Wald; als ich von die Zügel meines Pferdes anhielt, um den Unglück verkündenden Brief zu lesen, indem ich auf die tiefe Einöde und Wildniß um mich her, auf die leichenden Reste, auf die deinahe schon erschöpften Reise — und auf die Möglichkeit unrichtige Haltung meines Couriers den Weg richtete — da überfiel mich plötzlich eine Ohnmacht, und Alles schwindelte kreisend um mich her. Indes erholte ich mich bald wieder und entschied mich augenblicklich, trotz der dringenden Ermahnungen meines Boten, trotz der warnenden Vorstellungen unseres alten treuen Couriers, nach Assumption zu reiten und daselbst den Diktator in seinem eigenen Palaste zu suchen. Ich war mir meiner Unschuld so völlig bewußt und über das unwärdige Benehmen Francia's so aufgebracht, nach Allem, was ich für ihn gelitten, nachdem ich in Folge des für ihn selbst übernommenen Geschäfts auf meinem eigenen Schiffe zum Gefangenen gemacht, mein Vermögen eingebüßt und zu La Bayada selbst eingekerkert worden war, daß ich so kühn wie ein Löwe wurde; ich dieß mich so sehr von der Unmöglichkeit überzeugt, daß er es wagen könne, mich erschießen zu lassen, als daß ich mich auch nur im Geringsten vor seinen Drohungen hätte fürchten sollen.

Ich kam in Assumption zur Nachtzeit an und ritt in der gänzlichen Stille durch die Stadt, bis ich mein Haus erreichte. Ich mag hier nicht von Schrecken und Noth Bingh beschreiben, die meinen Bruder über mich, als er mich erblickte, ergriff, und es verschone mich, daß augenblicklich die Stadt wieder verlassen möchte, allein vergeblich. Ich war zu fest entschlossen, mich den anderen Morgen zum Diktator selbst zu verfügen, als daß ich irgendwelchen Vorstellungen hätte Raum geben können. So brachten wir denn einen großen Theil der Nacht im Gespräche zu. Mein Bruder erzählte mir, was den tauferr grausamen und eigenmächtigen Handlungen, die sich der Diktator hatte zu Schulden kommen lassen, seitdem ich Paraguay verlassen. Indes ließ ich mich durch alle diese Mittheilungen, so sehr es auch mein Bruder bofen mochte, nicht davon abschrecken, mich nun einmal der Gefahr auszusetzen, selbst ein Opfer Francia's zu werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Chlaxe Lolerau. Im Herbste 1832 fing ich den Heuschin in Prag hinauf, um Ihre Wiedereinkunft zu besehen. Die Erste der „Taufe" (d. h. Besperzeit) kam heran, und die Lösinge der Anstalt erheilten Beobschnittan, auf denen etwas Weißes und Grünes sich gemengt befand. Auf meine Frage, was dies sey, wurde mir geantwortet: „Toleranz!" — „O glückliche Zeit", sagte ich, „wo die Toleranz so genießbar geworden ist! Aber welches sind die Bestandtheile derselben?" — „Weißer Käse und Schnittlauch", war die Antwort. „Wer wann bilden zwei so fremdartige Stoffe die Toleranz?" — „Eben weil die Toleranz das Fremdartigste mit gleicher Liebe genießt." Der Name soll in Böhmen seit Kaiser Maximilian entstanden seyn. — Im Englischen heißt das Wort tolerance noch in Bailey's Wörterbuche. Wäre es nicht zweckmäßig, mittelst jenes Gerichts auch das Wort und die Begriff der Gerechtsamen in Europa einzuführen? B—t.

— Bulgarin contra die Erde und ihre Bewohner. In den Nummern 90 und 91 der in St. Petersburg erscheinenden Nordischen Biene widerlegt Bulgarin mehrere in dem bekannten Deutschen Werke von Karl Friedrich Hoffmann: „Die Erde und ihre Bewohner" vorkommenden Angaben über Rußland und geißt zu Ende sasser einiger Unrichtigkeiten und Uebertreibungen, namentlich in Betreff der Schneedrillen, die die Bauern im Winter tragen sollen, der bei den Greis-Russen allgemeinen Treulosigkeit gegen Fremde und des leidenschaftlichen Hanges zum Stehlen, so wie auch ganz falscher Erklärungen Russischer Wörter. Zuletzt führt Bulgarin noch an, daß er sich für dieser Widerlegung gar nicht entschließen haben würde, wenn nicht der berühmte Name des Verfassers jener Schrift und der gerechte Mismuth, dergleichen unrichtige Data über Rußland nicht allgemein verbreitet zu sehen, ihn dazu genöthigt hätten.

— Griechischer Ahnenstolz. Als der verstorbene Herr Anson, Bruder des Lord Anson, im Orient reiste, miethete er sich einen Kaik ein Schiff, um die Insel Tenedos zu besuchen. Sein Steuermann, ein alter Grieche, sagte zu ihm, als sie unterwegs waren, mit einer Miene, in der sich die stolzeste Genugthuung spiegelte: „Da wor ee, wo unsere Flotte lag." — „Was für eine Flotte?" fragte Herr Anson. „Was für eine Flotte?" versetzte der erstaunte Veteran, „i, unsere Griechische Flotte, bei der Belagerung von Troja!" (Mirror.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Mittwoch den 27. Mai 1835.

Nord-Amerika.

Abbotsford and Newstead-Abbey. (Abbotsford und Newstead-Abtei.) Als zweiter Band des unter dem gemeinsamen Titel Miscellanies erschienenen Wanderbuches.*) Von Washington Irving. New-York und London, 1835.

Ein anziehender Stoff erhält neuen Reiz für das Publikum, wenn die Feder eines beliebten Schriftstellers ihn bearbeitet; und so darf man gewiß nur Scott und Byron als den Gegenstand und Washington Irving als den Verfasser des vorliegenden Buchs nennen, um dasselbe jedem Leser zu empfehlen.

Es enthält die Erinnerungen an einen Besuch, den der Verfasser vor fast zwanzig Jahren, nämlich 1816, dem großen Unbekannten in Abbotsford abstattete, als Leser noch in bescheidener Zurückgezogenheit lebte und sich noch nicht das Herrenhaus erbaut hatte, welches er später bewohnte; so wie die Erinnerungen an einen neueren Aufenthalt zu Newstead, als diese Abtei nicht mehr ihrem alten Herrn gehörte, sondern bereits in den Besitz des Oberst Wildman übergegangen war.

Die Schilderung Walter Scott's in seinem häuslichen Kreise ist voller Anmuth und Schönheit. Washington Irving wurde auf's herzlichste von ihm empfangen und blieb mehrere Tage dort. Hören wir ihn selbst:

„Scott sprach viel von den Plänen, die er mit Abbotsford vorhatte. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, hätte er sich mit einer köstlichen, von Wein umrankten Hütte begnügen können, und mit der einfachen, aber frohen und gastfreundlichen Lebensweise, in der ich ihn zur Zeit meines Besuches fand. Das ungeheure Gebäude zu Abbotsford und der gewaltige Aufwand an Dienerschaft, Gefolge, Gästen und adlichem Prunk, zu dem er ihn nöthigte, jedoch seinen Geldbeutel auf's machte ihm Sorge und Mühe und wälzte eine Last auf seinen Geist, die ihn zuletzt zermalmte. Damals jedoch lag noch Alles in weiter Ferne, in matten Umrissen angedeutet, und Scott fand Vergnügen daran, sich seinen künftigen Wohnsitz gleich einem der Phantasie-Gebilde seiner Romane auszumalen. Es sey eines von seinen Lustschlössern, pflegte er zu sagen, das er in festen Stein und Mörtel verwandle. Um den Platz herstreut lagen mancherlei Bruchstücke von den Trümmern der Melrose-Abtei, und diese wollte er seiner Wohnung einverleiben. Er hatte bereits aus solchen Materialien eine Art von Gothischer Blende über eine Quelle gebaut und einen kleinen steinernen Becher darauf gestellt."

„Ich muß Ihr eines sonderbaren Umstandes erwähnen, der mir damals noch nicht bekannt war; Scott war nämlich mit seinen eigenen Schriften äußerst zurückhaltend gegen seine Kinder, und es war ihm sogar unangenehm, wenn sie seine romantischen Dichtungen lasen. Ich erfuhr dies einige Zeit nachher aus einer Stelle in einem seiner Briefe an mich, wo er eines Geschenkes gedachte, das ich bei meiner Rückkehr nach England einer der jungen Damen mit der Amerikanischen Miniatur-Ausgabe seiner Gedichte gemacht hatte. „„In meiner Eile"", schreibt er, „„habe ich vergessen, Ihnen in Sophiens Namen für die freundliche Aufmerksamkeit zu danken, die Sie ihr mit dem Amerikanischen Mäuschen erwiesen haben. Ich weiß nicht recht, ob ich auch meinen Dank hinzufügen darf; denn Sie haben sie mit mehr Thorheiten ihres Papa's bekannt gemacht, als sie sonst erfahren hätte, weil ich stets eifrig besorgt war, ihnen in ihren frühen Jugendjahren nie etwas von diesen Dingen zu Gesicht kommen zu lassen.""

„An einem schaurigen Tage war Scott von einem seiner Diener begleitet, der seinen Mantel trug. Dieser Mensch, der George hieß, war ich glaube, verdient besonderer Erwähnung. Sophie Scott pflegte ihn ihres Vaters Geschweife zu nennen, und eines Abends, als sie am Arm ihres Vaters hing, schilderte sie höchst launig die Verathungen, die er und George gewöhnlich über Landwirthschafts-Angelegenheiten zusammen hielten. George war sehr zahm in seinen Aeußerungen, und er und Scott hatten manchmal vor der Thüre des Hauses über irgend etwas, das auf dem Gute zu verrichten war, lange Debatten mit einander, bis der Letztere am Ende ganz ermüdet seine Behauptungen fahren ließ und mit dem Ausruf „„Gut, gut, George, so mach, was Du willst"", das Feld räumte. Nach einer Weile aber pflegte dann George sich an der Thüre des Speisezimmers bliken zu lassen und zu sagen: „„Ich habe mir die Sache überlegt und denke, ich werde im Ganzen doch Ew. Edlen Rath befolgen."" Scott lachte herzlich über diese Erzählung. Es sey mit ihm und George, meinte er, wie mit einem alten Laird und einem Lieblingsdiener, dem er so lange nachgegeben hatte, bis es gar nicht mehr zum Ertragen war. „„Das geht nicht"", scheie der alte Herr in einem Anfall von Zorn, „„wir können nicht länger zusammen leben, wir müssen uns trennen."" — „„Na, wo Teufel, wollen Ew. Edlen denn hin?"" antwortete der Andere."

„Scott's Unterhaltung war offen, herzlich, pittoresk und dramatisch. Ein kräftiger, kluger und gesunder Sinn strahlte stets hindurch, wie in allen seinen Schriften, wurde aber sozusagen von dem ausgebreiteten, phantasiereichen und humoristischen Flitter belebt und verschönert. Ich habe dem reizbegen Fluß seiner Gedanken, die sich so oft in sein Gespräch mischten, bei weitem nicht die gebührende Gerechtigkeit angethan, denn von so ferner Zeit ist mir wenig im Gedächtniß geblieben, außer treffenden Einfällen und kleinen wunderlichen, aber charakteristischen Anekdoten. Er schien auch in der That während der ganzen Zeit meines Besuches in einer äußerst munteren Laune, und seine Bemerkungen und Geschichten neigten sich mehr zum Komischen als zum Ernsten hin. Man sagte mir jedoch, so pflege er im geselligschaftlichen Umgange gewöhnlich gestimmt zu seyn. Er liebte einen Spaß oder lustigen Scherz und konnte recht von Herzen lachen. Niemals sprach Scott, um sich zu zeigen und zu glänzen, sondern immer aus innerem Drange seines Geistes, aus reichem Gedächtniß und aus lebhafter Phantasie. Er hatte eine angeborene Gabe zum Erzählen, und seine Erzählungen und Schilderungen waren ohne Prunk, aber außerordentlich malerisch. Es wußte Einem die ganze Scene wie ein Gemälde vor Augen zu führen, er gab den Dialog in der ihm angemessenen Mundart und mit allen eigenthümlichkeiten und schilderte aus den Aeußere und dem Charaktere seiner Personen mit dem Geist und Glück, wie in seinen Schriften. Auch erinnerten mich seine Unterhaltungen beständig an seine Romane, und es war mir, als hätte er in der Zeit meines Aufenthalts bei ihm so viel geschrieben, im ganze Bände damit zu füllen, die gewiß nicht minder gefällig werden könnten. Er war der ein eben so guter Zuhörer als Erzähler, mächtige Alles, was Andere sagten, so eifrig auch ihr Rang und ihre Ansprüche seyn mochten, und folgte mit lebhafter Aufmerksamkeit jedem Punkt ihres Gespräche. Er zeigte nie die geringste Anmaßung, sondern war vollkommen bescheiden und anspruchslos, indem er mit ganzer Seele auf jede Sache, auf jedes Vergnügen, oder, ich hätte soll gesagt, auf jede Thorheit einging, wie sie die Stunde und die Gesellschaft gab. Niemandes Geschäftigungen, Niemandes Gedanken und Meinungen, Niemandes Geschmack und Ergötzungen schienen ihm zu gering. Er machte sich so ganz zum Gesellen derer, mit denen er gerade zusammen war, daß sie eine Zeit lang seine gewaltige Ueberlegenheit vergaßen und erst, wenn Alles vorüber war, sich erinnerten und wunderten, was es Großes gewesen, mit dem sie auf so vertrauliches Fuß gestanden, und in dessen Gesellschaft sie sich so völlig hatten gehen lassen. Es war eine Freude, den wohlwollenden Ton zu hören, in welchem er von allen seinen literarischen Zeitgenossen sprach, wie er die Schönheiten in ihren Werken hervorhob und ihre Verdienste nachwies, und wie er selbst den Erzeugnissen solcher bezeigte, mit denen zwar ihn wohl in Literatur und Politik in Streit glauben konnte. Jeffrey hatte, so hieß es, in einer seiner Recensionen an seinem Gefieder gerupft, und doch sprach Scott von ihm, sowohl als Autor wie als Mensch, mit großem und warmem Lobe. Sein Bruder war in seiner Unterhaltung, wie in allen seinen Werken, ein Gegenstand und frei von allen Schatten gelassen. Er hatte ein Herz für Fehler und Schwächen, aber er betrachtete die arme menschliche Natur mit nachsichtigem Auge, des Guten und Schönen sich erfreuend, das Mangelhafte duldend und das Schlechte bedauernd. Diese wohlwollende Gesinnung ist es, welche Scott's Humor in allen seinen Werken einen solchen Reichtz von Gutmüthigkeit giebt, und ihn spielte mit den Schwächen und Irrthümern seiner Menschen und stellte sie den tausend verderblichen und charakteristischen Seiten dar; aber seine natürliche Güte und Menschenfreundlichkeit milderte die Schärfe seines Witzes und ließ ihn nie zum Satiriker werden. Ich erinnere mich, nie einen spöttischen Zug im Gespräch mit ihm bemerkt zu haben, eben so wenig wie in seinen Werken. Ich habe hier einen flüchtigen Entwurf von Scott's Charakter gegeben, wie ich ihn im Privatleben, nicht nur während meines hier erzählten Besuchs, sondern auch bei wiederholtem Zusammentreffen mit ihm in spätern Jahren gesehen. Ueber seinen Charakter und seine Verdienste in der Welt kann Jedermann urtheilen. Seine Werke hatten ein Viertteljahrhundert hindurch mit den Gedanken und Beschäftigungen der civilisirten Welt verschmolzen und haben einen tiefeingreifenden Einfluß über das Zeitalter ausgeübt, in welchem er lebte. Wann

*) S. Nr. 36 des Magazins von d. J. Eine vollständige Uebersetzung auch dieses zweiten Bandes erscheint in der Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. in Berlin.

Digitized by Google

über hat je ein Mensch einen heilsameren und wohlthätigeren Einfluß ausgeübt? Wer findet nicht, wenn er auf einen großen Theil seines Lebens zurückblickt, Scott's Genius als den Schöpfer seiner Freuden, der ihm manche Sorge verscheuchte, manchen einsamen Kummer linderte. Wer bewahrt nicht noch immer seine Werke als einen Schatz des trinsten Vergnügens auf, als eine Rüst-Kammer, zu welcher er in der Zeit der Noth seine Zuflucht nehmen und dort Waffen finden kann, um die Leiden und Beschwerden des Lebens niederzukämpfen. Ich wenigstens habe in Zeiten der Trübsal, wenn Alles rings um mich finsterniß war, die Aufmunterung eines neuen Werkes aus seiner Feder stets als einen sicheren Schutz wahren und in fichtere Regionen des Muthes begrüßt und danach geschmachtet, wie ein Wanderer in der Wüste nach einer fernen Quelle, in welcher er Trost und Erquickung zu finden überzeugt ist. Wenn ich bedenke, wie viele der besseren Stunden meines vergangenen Lebens ich ihm zu verdanken habe, und wie mir noch jetzt oftmals seine Werke alle Lust der Welt entbehrlich machen, so fasse ich das Gefühl, welches mein Leben in sein Tagwerk vergessen, auf als ich von den Ergüssen seines Genius erfreut und erheitert würde. Ich halte es für eine der wenigen ungetrübten Freuden, die mir meine literarische Laufbahn verschafft hat, daß sie mich zu geistigem Verkehr mit einem solchen Manne erhob; und als Tribut meiner Dankbarkeit für seine Freundschaft und meiner Verehrung für sein Andenken lege ich diesen schlichten Stein auf seinen Grabhügel, auf dem gewiß bald ein von fröhlichen Hunden errichtetes Denkmal in die Wolken emporsteigen wird."

Irving's eigene Empfindungen, als er zum erstenmal die idyllischen Landschaften der Schottischen Gränze erblickte, sind in einem Brief geschildert, der seinen Geistes und Gemüthes würdig ist.

„Mein Herz klopfte in all den Tagen unter der Lage, er, „die schon lange vorher, ehe Scott den reichen Mantel seiner Poesie über sie ausbreitete, in Schottischen Gesängen gefeiert wurden und durch die dukolische Muse klassische Verühmtheit erlangten. Welch ein wonniges Entzücken empfand ich, als mein Auge zum erstenmal die mit dickem Grasteich bedeckten Spitzen der Cowdenknowes sah, die über die grauen Felsen am Tweed hervorragen, wo welche Dichtung ersten meine Brust, welche Erinnerungen wurden in meinem Innern erweckt, beim Anblick des Ettrick-Thals, des Gala-Flüßchens und der Yarrow-Bäche! Jede neue Wendung rief irgend ein altes Lied, irgend einen fast vergessenen Ammen-Gesang, der mich in meiner Kindheit in Schlaf gewiegt hatte, wieder in mein Gedächtniß zurück, und mit Ehrfurcht zog ich die Schuhe aus, die ich trug, von welchen ich sie gebürstet hatte, und die nun nicht mehr waren. Schottland ist recht eigentlich ein Land des Gesanges, und gerade diese Melodieen, die uns in den Tagen unserer Kindheit ins Ohr klangen, und an die sich das Andenken so geliebter abgeschiedener Personen knüpft, verleihen den Schottischen Landschaften einen so süßen Zauber."

Miß Scott sang einige Jakobitische Lieder, und der Verfasser sagt von ihnen:

„Diese Gesänge liebte Scott ungemein, trotz seiner Loyalität, denn der unglückliche Ehrgeiz war stets der Held seiner Dichtungen, so wie er von manchen unteren ehrenfesten Anhängern des Hauses Hannover setzt, wo die Stuartsche Linie alle ihre Schärfe verloren hatte, bewundert und gelobt wurde. Scott erzählte, als er von diesem Gegenstande sprach, eines merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß er unter den ihm von der Regierung zur Einsicht mitgetheilten Schriften des Ehrgeizes eine aus dem Jahre 1778 datirte, an Karl gerichtete Denkschrift gefunden, worin einige seiner Anhänger in Amerika ihm den Vorschlag machten, seine Fahne in den inneren Hochlandsgegenden aufzupflanzen. Ich bedaure, daß ich mich damals bei Scott nicht näher danach erkundigte; das besagte Dokument befindet sich aber wahrscheinlich noch unter den Papieren des Prätendenten, die im Besitze der Englischen Regierung sind."

Scott's Urtheil über den Dichter Campbell ist so bemerkenswerth, daß es hier mitgetheilt zu werden verdient:

„Das Gepräch wandte sich hier auf Campbell's Gedicht „Gertrud von Wyoming", als ein Beispiel von dem poetischen Stoffe, den die Amerikanische Natur darbiete. Scott sprach darüber auf die freisinnige Art, in der ich ihn stets über die Schriften seiner Zeitgenossen sich äußern hörte. Er zitirte mehrere Stellen daraus mit großem Vergnügen. „Wie schade ist es!", sagte er, „daß Campbell nicht mehr und öfter schreibt und seinem Genius nicht volles Lauf läßt. Seine Schwingen würden ihn bis an den Himmel tragen; hin und wieder entfaltet er sie einmal ganz, zieht sie aber bald wieder ein und kauert sich wieder auf seiner Stange zusammen, als ob er den Flug scheute. Er kennt seine eigene Stärke nicht, oder will ihr nicht trauen. Selbst wenn er etwas gut gemacht, hat er noch Bedenklichkeiten. So hat er mehrere schöne Strofen aus seinem „Lochiel" weg, die ich ihn dazu brachte, sie wieder einzuschalten." Hier erzitirte Scott verschiedene dieser Stellen mit wunderbarem Ausdruck. „„Wie groß ist der Gedanke"", sagte er, „„über die prophetischen Ahnungen oder den Seherblick, wie man es gewöhnlich nennt, in folgenden Verse:

„Kommenden Geschicken schreiten ihre Schatten voran."

Es ist ein edler Gedanke und obel ausgedrückt. Dann auch jenes herrliche kleine Gedicht „Hohenlinden", von dem er nicht mehr viel zu halten schien, als er es geschrieben hatte, indem er einiges darin als „portentöse Trommel- und Trompeten-Verse" bezeichnete. Ich bewog ihn, es mit vorzutragen, und ich glaube, der Beifall, den ich ihm darüber bezeigte, trug dazu bei, daß er es drucken ließ. Kurzum, Campbell ist, möchte man sagen, sein eigener Popanz. Der glänzende Erfolg seiner ersten Leistungen hat allen seinen späteren Arbeiten Schaden gethan. Er schreibt sich vor dem Schatten, der seinem eigenen Ruhme voran schreitet."

Eine merkwürdige Sonderbarkeit ist noch anzuführen, da sie zwischen beiden, in jeder Hinsicht so unähnlichen Dichtern, Scott und Byron, einen seltsamen Berührungspunkt bildet. Die Schädelstätten den kann als der letzte Auszug aus der ersten Abtheilung des vorliegenden Buches zur Anknüpfung an die zweite dienen.

„Ehe ich mich von den Träumern der Nacht entferne", sagt der Verfasser, „will ich noch eines Gegenstandes erwähnen, der einen Beweis von Scott's Humor liefert. Dieser Gegenstand ist ein Menschenschädel, der wahrscheinlich vor Zeiten einem jener lustigen Mönche angehörte, deren die Ständerwohnet in der alten Ballade so ehrenvoll gedachten:

Die Mönche von Melrose kreieten noch weit
Rüstertagslicht ihren Laiten-Kredit;
Sie brauchten nicht Wasser, noch Bier,
Ihre Nachbarn sorgten schon dafür.

Scott hatte diesen Schädel reinigen und poliren lassen und ihn, seinem Witz gegenüber, auf einen Schrank gesetzt, von wo er mit gar grausig entgegen grinsete. Den abergläubischen Hausmägden jagte er nicht wenig Schrecken und Entsetzen ein, und Scott machte sich oft einen Spaß mit ihrer Furcht. Zuweilen, wenn er seine Kleider wechselte, ließ er sein Hals-uch wie einen Turban um den Schädel gewickelt hängen, und keines der Mädchen wagte, es fortzunehmen. Sie konnten sich nicht genug darüber wundern und den Kopf zerbrechen, wie der Herr ein so gräßliches Vergnügen an einem alten grinsenden Schädel finden könne."

Hieran reiht sich nun sehr passend folgende Geschichte, die dem Verfasser zu Newstead von einer alter Dienerin, Nanny Smith, erzählt wurde:

„Einstmals, sagte sie, kam Lord Byron auf den Gedanken, es müsse in der Abtei in alten Zeiten von den Mönchen eine Masse Gelder vergraben worden sein, und er hatte mehrere Nächte hindurch in Gräbern in den Kreuzgängen aufgegraben war. Nun gruben sie und gruben, fanden aber nichts als kleinerne Särge voller Gebeine. Einige von den Schädeln wurden gereinigt und in seinem Zimmer aufgestellt. Wenn ich nun des Abends in das Zimmer ging, um die Fenster zuzumachen und einen Blick auf die Schädel warf, schienen sie mich alle anzugrinnen, was zwar Schädel wohl immer thun, wenn ich sagen, daß ich jedesmal froh war, wenn ich das Zimmer hinter mir hatte."

Obgleich der Raum nicht mehr da war, dessen Gift einst in Newstead geherrscht hatte, so genoß Irving doch einige frohe Stunden in dem gastfreundlichen, neuen Eigenthümer der Abtei, der so viel als möglich von Allem, was an Byron erinnert, treulich erhalten hat. Die Einrichtung der ehrwürdigen Wohnung gehörte zu den interessantesten. Sie erzählte von ihrem vorigen Herrn unter Anderem:

„Er pflegte sich auf verschiedene Weise in Schweiß zu bringen; manchmal tag er lange Zeit in einem warmen Bade, manchmal stieg er in Ueberröcke gehüllt und gepackt im Bett auf den Hügel hinan, eine schwere Sache für den armen jungen Herrn; sagte Nanny hinzu, da er doch so lahm war. Er ab wenig auf unregelmäßig, und meist Gerichte, von denen Nanny großen Abscheu zu haben schien, besonders Pilaw, Macaroni und leichte Puddinge. Sie widersprach dem Gerücht von dem ausschweifenden Leben, welches er in der Abtei geführt, und von den Liebschaften, die er dort besonders mitgebracht haben sollte. Einen großen Theil seiner Zeit, sagte sie, pflegte er auf dem Sopha liegend und lesend zuzubringen. Manchmal hatte der junge Herren seiner Bekanntschaft bei sich, und sie führten dann wohl manchen tollen Streich aus, doch nichts, was junge Leute nicht ohne Harm thun dürften. Einmal freilich, sagte sie hinzu, war ein schöner Knabe als Page bei ihm, in welchem die Hausmädchen durchaus ein Weib sehen wollten; ich sie waren Thorheit, sagte Nanny weiter, denn er war so lahm, er konnte nicht viel mit Männern anfangen, und das einzige Vergnügen, das ihm blieb, war, ein wenig mit Mädchen zu scherzen. Seine Dienerinnen aber waren sehr eifersüchtig, eine von ihnen besonders nahm die Sache sehr übel. Sie hieß Lucy, war ein großer Liebling von Lord Byron, hatte sich vieler Kunstverstandkeiten von ihm zu erfreuen und sing nun an, sich über Dinge in den Kopf zu setzen. Sie ließ sich von einem Schneider weismachen, dem sie dafür einige Pfennige gab. Er sagte ihr, sie solle ihren Kopf doch tragen und nach oben stehen, denn es stände ihr Großes bevor. Nun, setzte Nanny hinzu, bildete sich das arme Ding ein, daß sie wenigstens eine Lady und Herrin der Abtei werden würde, und verspradh mir, daß sie meine gute Freundin bleiben wolle, wenn ihr das Glück niederfüsse. Ach! Lucy gelangte nie zu dem Schmen Loose, von dem sie träumte, doch ist es besser nicht weiter gegangen, als ich erwartete, sie ist jetzt verheirathet und hat ein Wirthshaus zu Warwick."

Auch die Nachrichten, die dem Verfasser eine andere alte Dienerin des Hauses Annesley Hall über die Liebe und Treulosigkeit mittheilte, die den Dichter bekanntlich so viel Leid und Trauer verursachte, sind von großem Interesse:

„Er pflegte (sagte sie, von Byron sprechend) zu Pferde herüberzukommen und oft drei Tage hinter einander hier zu bleiben. Er schrieb dann in dem blauen Zimmer. Ach, der arme Mensch! Er war gar sehr in meine junge Gebieterin verliebt; er ging gewöhnlich im Garten und auf den Terrassen mit ihr spazieren und sie saßen selbst den Boden gut zu sehen, den ihre Füße betraten. Er nannte sie immer „seinen glänzenden Morgenstern von Annesley." „Ich fühlte wohl den schönen Klang dieses poetischen Ausdrucks." „Du schrinst Dich Lord Byron's gern zu erinnern", sagte ich. „Ach, Sie, warum sollte ich nicht? Er war immer gar besonders gütig gegen mich, wenn er zu uns kam. Ja, sie! die Leute sagen, es sei Schade, daß aus ihm und meiner jungen Herrin nicht ein Paar geworden. Ihre Mutter dachte es gern gesehen. Er war stets ein willkommener Gast, und Manche meinen wohl, es wäre gut für ihn gewesen, wenn er sie bekommen hätte; aber es sollte nicht sein! Er bezog die Universität, und da sah Herr Musters das junge Fräulein, und so gingen die Dinge ihren Gang." Die gute Seele fuhr nun in das Zimmer, in welchem Miß Chaworth am liebsten zu sitzen pflegte; unter den Fenstern befestigen ist ein kleiner

Digitized by Google

Blumengarten, an dem sie großes Vergnügen fand. In diesem Zimmer saß gewöhnlich auch Byron und hörte ihr zu, wenn sie spielte und sang. Seine Blicke hingen dann mit der ganzen Leidenschaft eines liebekranken Jünglings, ja fast mit schmerzlicher Hingebung an ihrem Antlitz. Er selbst giebt uns eine schwermüthige Schilderung von seiner Kummen Anderung:

Für ihn war außer ihr sein Sinn, sein Athmen,
Entzücket und schweigend lauscht' er ihren Worten,
Sie war ihm seine Stimme, was sein Auge,
Denn ihrem Leben floss sein Leben fast er
In ihres Auges Farben; er gehörte
Sich selbst nicht mehr, sie war allein sein Leben,
Der Ocean für seines Denkens Strom.
Das ganz sich drin verlor; ein Ton, ein Hauch
Von ihr — gleich echte, funkelte sein Blatt,
Zog reich, nun blaß die Wangen, — und sein Herz,
Es wusste nicht, wober sein Leben kam.

Ein kleines Büchlein klein, unter Titel „Mary Ann" bekannt, hat er sich immer und immer wieder von ihr aus; es schien ihm ganz mit ihr verwachsen, weil es ihren Namen führte, und er konnte es nicht oft genug hören. Das Zimmer hatte, wie alle andere Theile des Hauses, ein trauriges und vernachlässigtes Aussehen; die Blumenbeete unter dem Fenster, die einst unter Mary Chaworth's pflegender Hand so herrlich prangten, waren von Unkraut überwuchert."

Die Empfindungen, welche bei einem Besuch der romantischen Partien des Sherwood-Forstes in dem Verfasser erwachen, sind sehr schön ausgedrückt, und das Buch schließt mit einer merkwürdigen Erzählung von einer „kleinen weißen Dame", die das Gebiet von Newstead-Abtei mehrere Jahre lang heimsuchte und endlich durch einen Pistolenschuß in Nottingham getödtet wurde. Es war eine spanische Taubstumme, aber von enthusiastischer Verehrung für Byron's Poesie erfüllt, dessen Lieblingsplätze sie besuchte und besang; auch ihn selbst feierte sie in Versen, von denen Irving einige mittheilt. Es ist eine phantastische und seltsame Geschichte, und ihr tranriger Ausgang giebt ihr eine fast tragische Weihe.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen begab ich mich in Begleitung meines Bruders nach dem Palast des Diktators. Nachdem wir uns angemeldet, wurden wir unter einer Bedeckung von zwei Mann von seiner Leibwache und einem Sergeanten vorgelassen.

Der Diktator hatte eine Miene und Stellung angenommen, die mehr als gewöhnlichen Ernst und Strenge verkündete. Ich stand vor ihm unbewegelich da, ohne auch nur ein Wort zu äußern. Hierauf aber entwickelte sich folgendes Gespräch, das ich hier wörtlich mittheile, zwischen Francia und mir.

„Wie wagen Sie es, mein Herr", sagte er zu mir, „vor mir zu erscheinen, nachdem ich Ihrem Bruder Befehl gegeben, Ihre Ankunft in der Provinz bei Gefahr Ihres Lebens zu verhindern?"

„„Señor"", erwiederte ich, „„ich wagte es, vor Ihnen zu erscheinen, weil ich so mich selbst und meinem Eigenthum, als den Ihrigen, so würden Sie die Ungereimtheit einer solchen Beschuldigung wohl begreifen. Wie, wenn Ew. Excellenz, nachdem Sie über irgend etwas beschlossen, Ihrerseits an die Regierung von Buenos-Ayres geschrieben und derselben angezeigt hätten, daß der Ueberbringer nähreres Auskunft über den Zustand Ihres Landes zu ertheilen im Stande sey; wie, wenn die hortige Regierung, ohne noch Ihre Depesche sie abgeschmackt hielte, den Ueberbringer nun aufsatzte und ihn zu erschießen drohte, weil er den Hr. Francia zu einem solchen Briefe aufgefordert und autorisirt? Nein, Señor, Sie werden mich unter einem solchen Vorwande nicht erschießen lassen, und es war eine meiner Hauptabsichten, weshalb ich denn selbst vor Ihnen erschiene, zu zeigen, daß ich eine solche Drohung für nichts als diktatorischen Wind halte. Wollten Sie sich auch das Ansehen geben, als legten Sie auf die Englische Allianz weiter kein Gewicht, so werden Sie doch — wäre es auch nur durch die Verwendung des Capitains Perey für meine Person und mein Eigenthum zu Barada — recht wohl bemerkt haben, daß man keinen Britischen Unterthan durch den Dr. Francia erschießen lassen werde, ohne strenge Ahndung Hafte zu nehmen."

„Welche Impertinenz!" So wagt man es, vor mir, dem lebenslänglichen und allerhöchsten Diktator der Republik zu sprechen?"

„„Ja, Señor"", versetzte ich, „„ich wage es nicht nur, so vor Ihnen zu sprechen, sondern ich sage noch hinzu, daß Sie einer der despotischsten Tyrannen und noch dem, wie Sie gegen mich sich benommen, ein verrätherischer und undankbarer Freund sind.""

„Entfernen Sie sich, mein Herr; und lassen Sie sich nach vierundzwanzig Stunden noch in Assuncion sehen, so werden Sie auf der Stelle angehängt, ohne daß selbst Ihr Bruder hinzukommen dürfte, um Ihr vorletztes Geschick zu beweinen."

Das war ein argumentum ad hominem, unterstützt durch die kräftigen Arme der Leibwachen, die mich auf der Stelle packten und vom Diktator hinwegschleppten. Mein armer Bruder, der während meiner kurzen Audienz bei Francia hinter mir gestanden und mich fortwährend, aber vergeblich, zur Mäßigung ermahnt hatte, war nunmehr todt, daß ich noch so mit dem Leben davongekommen. Unstreitig hatte ich es auch nur meiner kühnen Sprache zu verdanken, daß der Diktator sein erstes Urtheil, von dem er sonst nie abzugehen pflegte, für diesmal abänderte und das Todes-Urtheil in Verbannung umwandelte. Ich überließ alle Vorbereitungen zu meiner Abreise, zu der ich vierundzwanzig Stunden Zeit hatte, meinem Bruder und machte mich auf, um meine Freunde und Bekannten in der Stadt noch einmal zu besuchen.

Allein wie verändert kam ich Alle hier. Die Anzahl der Diktators hatte mich überall gedrandmarkt. Ihre Thür war mir verschlossen, und jedes Auge wandte sich ab, um nur meinem Blicke auszuweichen. Da, wo mich früher die Gastfreundschaft mit offenen Armen empfangen hatte, stod man auf einmal todtenblaß vor meiner Erscheinung zurück; die Freundschaft, die verdem zur herzlichen Begrüßung mit die Hand gereicht, wich scheu vor mir und mit einmal meinen Blicke zu begegnen. So hatte die Furcht des Diktators alle Gemüther erstarrt und alle Herzen in Eis verwandelt, die früher warm mit entgegenschlagen und sich innigsich vor mir ausgeschüttet hatten.

Doch es ist nicht meine Absicht, hier die Geschichte meiner Persönlichkeit weiter zu verfolgen, insofern sie nicht in Beziehung auf den Dr. Francia, über seine Verwaltung und den Charakter desselben weiter verbreitet, und so will ich denn nur noch Einiges von dem mittheilen, was sich theils vor, theils nach meiner Beebannung in Paraguay ereignet, und wovon ich entweder durch eigene Beobachtung oder durch den Verkehr mit den kompetentesten Berichterstattern und aus den sichersten Quellen Kenntniß genommen.

Der General Velasco, dessen wir schon in einem früheren Artikel kurze Erwähnung gethan, war ein Mann von äußerst liebenswürdigem und einnehmendem Charakter. Von einer alten angesehenen Familie in Spanien abstammend, hatte er sich lange Zeit als Spanischer Gouverneur von Paraguay unter den Vice-Königen von Buenos-Ayres behauptet. Bei seiner hohen Geistalt, bei seinem militairisch scharfen Blicke hatte er in seinem ganzen Wesen einen Ausdruck von Ehrgeiz und Humanität, der Tenflichkeit und Freundlichkeit deutlich bezeichnete. Sein ehrwürdiges Aeußeres, seine gewanden Locken und die Erinnerung an seine beschiedene, humane und unparteiische Verwaltung hatten ihn die Liebe und die Achtung aller derer erworben, die ihn kannten. Als er in Folge der Revolution von Paraguay seiner Aemter entlassen und durch Don Jose den dritten Gouverneur Spaniens und Gründer von Neu-Jo. Francia beseitbende Junta ersetzt wurde, da hatten ihn selbst seine Feinde zu sehr geachtet, um ihm irgend ein Leid zuzufügen, und so ließ man ihm die Freiheit, zu leben, wo er wollte und wie es ihm beliebte.

Sich ward gleich nach meiner ersten Ankunft in Paraguay bei ihm eingeführt. Er war damals achtundsechzig Jahre alt. Seine Lebensweise war einfach, fragal und freiheitlich. Trotzdem aber gab er in seiner Haus-Verwaltung noch immer etwas von dem alten Glanze und dem Stande des vormaligen Gouverneurs kund. Jeder Theil seines Anzuges war auf's Gewissenhafteste sauber gehalten; jedes Ding in seiner kleinen Wohnung zeichnete sich durch Nettlichkeit und Zierlichkeit aus, so daß man bei ihm im Gegensatz mehr zu Bewunderung der Mittel, als ein Verzichtleisten auf Eleganz und Geschmack bemerken konnte. Der Teller, von dem er speiste, war schön und glanzvoll; der kleine Tisch, an dem er saß und wo nie mehr als ein Gast zugelassen wurde, war mit einer schneeweißen Serviette bedeckt, worauf eine funkelnde Karaffine mit feinem kaltem Wasser stand, das sich als sein Lieblingsgetränk auszeichnete; denn Wein hatte auf einem kleinen Seitentisch in einem Winkelchen Platz genommen, von wo er nur zu Zeiten hervorgerufen wurde. Ein alter treuer Diener, der einzige Bediente im Hause, stand in einiger Entfernung von ihm, mit mehr Ehrerbietung und Aufmerksamkeit gegen seinen Herrn, als er wohl je während des Generals Velasco's Regierungs-Gewalt bewähren konnte. Alles dieses sah ich selbst, wenn ich gegessen, und ich bemerkte, indem wir des Abends auf die Reddühner-Jagd auszingen. Er war ein wackerer Jäger und ein vortrefflicher Schütze. Mit seiner Spanischen, mit Silber ausgelegten Flinte zielte er sicher und mit Anstand, und er verfehlte nur selten seinen Vogel.

Der Diener des General hatte schon in Spanien bei dessen Familie gestanden, welche er nur verließ, um dem von ihm am meisten geliebten und verehrten Mitgliede derselben nach Süd-Amerika zu folgen. So verließ denn auch der treue Bursche seinen Herrn auch nicht im Unglück. Seiner Sorgfalt und Pflege hatte der alte Mann alle die Sauberkeit und den kleinen Wohlstand zu verdanken, der in seiner Behausung anzutreffen war. Bemso hatte zuerst sein eigenes kleines Bewirthen als Diener dargebracht, seine Dienste aber verschmäht gefunden, daß dessen Freunde, die alten Spanier, ihm das Geld, ohne ihren Namen dazu zu nennen, zugeschickt hätten. Auch später, als jenes Geld verbraucht war, erbielt er in der That auf anonymem Wege, „von den Spaniern", immer so viel, als für die Bedürfnisse seines Herrn hinreichte. Auf diese Weise lebte der alte Gouverneur mit seinem Diener in zufriedener und glücklicher Eintracht, als auf einmal die unmenschliche grausame Eifersucht des Dr. Francia gegen den armen General rege wurde. Velasco ward auf Befehl des wrannischen Diktators in einem Alter von sechsundsiebzig Jahren in's Gefängniß geworfen, wo der ehrwürdige Greis in Schmutz und Elend auf, die jämmerlichste Weise umkam. Und Benito fand man dringstleeck zu den Füßen seines Herrn, den er nur um einen Tag überlebte.

Fast in gleicher Achtung mit dem General Velasco stand in Assuncion der Bischof von Paraguay, der aber in Folge der Tyrannei des Diktators ein gleiches unglückliches Ende nahm. Ich besuchte einmal den Bischof in seinem Palaste und hatte die Ehre, ihm die Hand zu küssen, an der ein reicher diamantener Ring funkelte. Der Dr. Francia hatte ihm nämlich eröffnet, daß es bei den Protestanten nicht Sitte sey,

Digitized by Google

vor ihren Prälaten niederzuknieen, und daß mir, da jetzt alle Religionen in Paraguay geduldet werden, jene Landes-Ceremonie erlassen werden müsse. Der Bischof beruhigte sich hierbei und unterhielt sich mit mir einige Zeit, und ich, als ein Ketzer in seinen Augen, hatte Ursache, mit seinem Betragen zufrieden zu seyn.

Er war ein ehrwürdiger Mann, von freundlichem, mildem Ansehen und gehörte dem Franziskaner Orden an. Francia setzte ihm unausdrücklich mit seinen Drohungen und Einschüchterungen zu, und nicht zufrieden damit, daß er seine Kirchengewalt gänzlich untergrub, beschimpfte und quälte er ihn noch in solchem Maße und überhäufte ihn so mit Verdrießlichkeiten, daß der arme Bischof darüber endlich ganz von Sinnen kam. Er schmachtete einige Jahre im Zustande der Melancholie und starb endlich im äußersten Elende, in Noth und Jammer. Es fand sich kein Mensch, der ihm die Augen geschlossen hätte; noch wollte man ihm ein besonderes Grab einräumen. Auf einer Schleiffe wurde er nach dem öffentlichen Begräbnißplatze hingeschleppt, wo man ihn in eine tiefe Grube hineinwarf, in Gemeinschaft mit den nackten Unglücklichen, die im Gefängniß gestorben, oder auf Befehl des Diktators hingerichtet worden waren.

Wir wollen hier nur noch eine bereits in Europa bekannt gewordene Grausamkeit des Diktators beleuchten, die derselbe an dem berühmten Botaniker Bonpland verübt — an jenem Bonpland, der bekanntlich Alexander von Humboldt auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Mexiko begleitete. Der Erfolg der wissenschaftlichen Untersuchungs-Reise des Paeana hinauf unternommen, entdeckte in seinem Theile der Missions-Bezirke einige schöne Waldungen von Yerba oder Paraguay-Thee. Da die Ausfuhr dieses Produkts von Paraguay in Folge des merkantilischen Sperrungs-Systems des Diktators unterlagt werden war, so gründete Bonpland mit den Indianern, die in jenen Gegenden sich ansiedelten, eine besondere Kolonie, um die Yerba hier einzusammeln und zuzubereiten.

Hierüber war aber die Eifersucht Francia's rege geworden. Derselbe rüstete sogleich eine kleine Militairmacht aus und sandte sie gegen die junge Kolonie des Botanikers ab, die dann alsbald vernichtet wurde, nachdem Bonpland selbst als Gefangener nach Paraguay abgeführt worden. Die Frau und die Tochter dieses Naturforschers waren zu der Zeit in Buenos-Ayres gewesen. Nachdem Ersterer vergeblich alle Mittel versucht und alle Maßregeln erschöpft, um die Freilassung ihres Gatten von Francia zu erlangen, ging sie endlich nach Europa, um die Vermittelung des Französischen Hofes für den unglücklichen Gefangenen in Anspruch zu nehmen. Folgender Brief, den ich von Lima aus von meinem Bruder erhielt, welcher daselbst Madame Bonpland nach ihrer Rückkehr von Europa sah, giebt einen kurzen Bericht über den unermüdlichen und energischen Eifer dieser liebenswürdigen und tugendhaften Frau.

„Lima, den 27. Juni 1827. Mein lieber John! Madame Bonpland hat erst einigen Tagen ihre angekommen, und ich habe eine lange Unterredung mit ihr gehabt. Sie bedauerlichst das gefahrvolle Unternehmen, sich zu ihrem Gatten nach Paraguay zu verfügen, und es ist unmöglich, nicht mit dem höchsten Interesse am ihrem Schicksal Theil zu nehmen. Ungefähr vor einem Jahre verließ Madame Bonpland Rio Janeiro, um mit ihrer Tochter nach Frankreich zurück zu kehren, wo sie bei der Regierung um die Reklamirung Bonpland's, als eines Französischen Unterthans, ansuchte. Der Französische Minister wollte aber den Diktator anfangs nur einfach „Dr. Francia“ titulieren, und Madame Bonpland hatte drei Monate lang daran zu arbeiten, daß sie ihm den Titel: „Seine Excellenz, Diktator von Paraguay“ auswirkte. Endlich war es ihr gelungen, und zwar unter dem sicherlichen Versprechen, daß sie die Depesche mehrerer eigenhändig abfertigen und diese selbst an den König von Frankreich wieder zurück bringen würde; denn Seine Majestät desorgte, daß der Stil der Adresse als eine Anerkennung der Regierung des Diktators angesehen werden könnte. Madame Bonpland erhielt hierauf noch ein Empfehlungs-Schreiben von dem Minister Canning, der ebenfalls den Diktator um die Person Bonpland's ersuchte, und sodann kehrte sie nach Rio Janeiro zurück. Hier aber erfuhr sie zu ihrem Leidwesen, daß sie sich in der Hoffnung getäuscht, auf der Straße von Matagrosso nach Paraguay zu gelangen. Sie hatte vorläufig schon eine Korrespondenz mit General Sucre eingeleitet, der ihr seine Hülfe anbot, in Falle es nöthig seyn sollte, daß sie das Innere von Peru besuche. Sie reist in dem von Rio Janeiro nach Valparaiso ab, und kam endlich drei Tagen hier in Lima an. Sie hatte unterdessen auch von der Regierung von Chili Empfehlungsschreiben an Francia zu Gunsten ihres Gatten erhalten. Gegenwärtig wartet sie hier noch auf den General La Mar (den Präsidenten von Peru), um auch von ihm zu demselben Zweck Briefe mitzubekommen. Von hier will sie zuerst nach Arica und von da nach La Paz. An letzterem Orte hofft sie entweder unmittelbar Nachrichten von Francia einzuziehen, oder daselbst eine Militair-Eskorte vom General Sucre zu erhalten, mit welcher sie das Land gerade durchstreifen würde, um nach Paraguay zu gelangen. Das Unternehmen ist so kühn, als man sich nur denken kann, bedauert für eine Frau allein, ohne alle männliche Begleitung. Leider ist aber nur zu sehr zu befürchten, daß der wilde, phlegmatische und kaltblütige Francia, der jetzes zarteren Geschlechts unfähig ist, selbst beim Anblick des edelsten weiblichen Heroismus, wie der der Madame Bonpland, ungerührt bleiben wird. Dein u. s. w.

William.“

Man darf nur einen Blick auf die Karte werfen, um über das Unternehmen zu stutzen, das von jener Frau ausgeführt worden. Von der Zeit an, wo sie zum erstenmal Buenos-Ayres verlassen, bis zu ihrem letzten Bestimmungsorte hatte sie nicht weniger als 21,000 Meilen zurückgelegt.

Endlich hatte sie denn die Hauptstadt von Paraguay erreicht, — sie hatte Aubervy beim Diktator — sie fiel ihm zu seinen Füßen und legte ihm alle ihre Empfehlungs-Schreiben vor; — sie bat, drang, weinte und flehte; — allein hier war Alles vergebens. Umsonst floß ein Thränenstrom von der Wange der zarten, gefühlvollen Frau; verloren waren alle ihre inständigsten Bitten. Hätte sie ihre Worte an den harten Fels oder an den heulenden Wind gerichtet, sie wären nicht vergeblicher gewesen. Francia's Herz war härter als Stein und kälter als der grimmigste Windschauer. Er erwiederte es nicht nur, Bonpland frei zu lassen, sondern erlaubte auch nicht einmal der Frau derselben, ihn nur zu sehen. Und so mußte sie unverrichteter Sache nach einem so ungeheuren, riesenhaften Unternehmen wieder trostlos abziehen. Sie legte sich nach Chili, wo sie eine Schule eröffnete, um ihre Leben kümmerlich und nothdürftig zu fristen.

Unterdessen ist Bonpland, einige Jahre nach dem oben angegebenen Datum des Briefes von Lima, in Folge einer von dem Französischen Konsul von Buenos-Ayres an Francia gerichteten Requisition, die, wie sich glaube, die Wirkung hatte, den Diktator einzuschüchtern *), wieder in Freiheit gesetzt worden, mit der Erlaubniß, Paraguay nach Belieben zu verlassen. Ueber das fernere Schicksal Bonpland's und seiner Frau ist mir bis jetzt nichts bekannt geworden. (N. M. M.)

Frankreich.

Franzosen und Gallier.

Zu den vielen übertriebenen Ideen, welche die Revolution von 1789 in Frankreich erzeugte, gehört auch die, daß man den Namen „Franzosen“ ablegen und zu der ältern Benennung „Gallier“ zurückkehren müsse. Nachstehender, bei dem Direktorium von Paris in dieser Beziehung eingereichter Antrag, dessen Französisches Original die Revue Retrospective mittheilt, giebt zugleich ein Pröbchen von der Denkweise und von dem Stil jenes nach allen Richtungen hin erzwungenen Enthusiasmus der Französischen Geschichte.

„An die Bürger Verwalter des Direktoriums des Departements von Paris.“

„Bürger Verwalter!

„Wie lange werdet Ihr noch dulden, daß wir den niederträchtigen Namen Franzosen“) tragen? Wann wird es, was der Abwesenheit des Schwachen, die Abgeschmacktheit Vernunftwidriges und die Gemeinheit Schamloses besitzt, scheint mir noch hinter unserer Sucht, uns mit diesem Namen zu zieren, zurückzubleiben. Was! Eine Räuberbande beraubt uns unserer Güter, unterwirft uns ihren Gesetzen, zwingt uns zur Sklaverei und hat ihrem Jahrhunderte lang nichts Anderes zu thun, als uns alle dem Leben nöthigen Hülfsquellen zu verlosen und uns mit Beschimpfungen zu überhäufen, und wir — wir, die wir endlich unsere Ketten brechen und für das Bruder-Verhältniß von sich weisen, deßgen wir noch die unermeßliche Gemeinheit, uns so wie sie nennen zu wollen! Sind wir denn etwa ihrem unreinen Blute entsprossen? Daß Gott verhüte, Bürger! Wir sind von einem reinen Blute der Gallier. — Wunderbar, ja mehr als unbegreiflich ist es! Paris, eine Hauptstadt von Gelehrten, Paris hat die Revolution gemacht, und nicht ein einziger dieser Gelehrten hat es doch bis jetzt der Mühe werth gehalten, uns über unseren Ursprung zu unterrichten, so sehr wir auch begierig seyn möchten, ihn zu kennen!“

„Gallier! wir denn wirklich so verwarnt darin, uns mit Männern gleichgestellt zu sehen? Oder hätten die Verbrechen der Franzosen darum so viel Anziehendes für uns, weil sie die schauderhaftesten gegen uns selbst begingen? Kühner als jene Gelehrten, obgleich ich nicht so viele Hülfsmittel besitze, läßt mich das Interesse für das Vaterland den Mangel daran vergessen, und ich bin es, der jetzt den ersten Streich führt, um unseren Blödern die Augen zu öffnen. Ich habe dem Nationalkonvent die beiligende Aberede übersendet und sage noch ein Schreiben an meine Mitbürger hinzu. Ich habe in diesen Aktenstücken die Wahrheit ohne Schonung ausgesprochen, denn die letztere zu üben, dazu ist jetzt keine Zeit mehr. Habe ich mich auch schlecht ausgedrückt, so mache sich mir nichts daraus, denn die Wahrheit, unter welcher Gestalt sie auch auftreten mag, hat das Recht, gehört zu werden und bei denjenigen Unterstützung zu finden, denen daran gelegen muß, daß sie erkannt werde.“

„Ihr seyd es, Bürger Verwalter, bei denen ich diese Unterstützung suche. Weiß Ihr zugeben, daß die Parisier die Revolution nur vollbracht haben sollen, um mit ihrem Muthe unseren geöten, unseren einzigen Feinden, während dieselben Jahrhunderte, den Henkern unserer Vorfahren und unseren Unterdrückern eine Ehre zu erweisen? Nein, gewiß nicht! Ihr werdet ihnen sagen, daß sie nicht jener abscheulichen Rage angehören, welche sich zu allen Zeiten nur durch ihre Verbrechen, besonders gegen uns, ausgezeichnet hat, und Ihr werdet mit mir dahin stehen, es bei dem National-Konvent durchzusetzen, daß er uns den Namen Gallier wiedergiebt. Auch kommt es zu, damit den Anfang zu machen. Die andern Departements, denen ich ein Exemplar meiner kleinen Schrift übersandte, werden unbezweifelt sehr bald Eurem Beispiele folgen.“

„In dieser Hoffnung verharre ich, Bürger Verwalter, Euer Euch zugethaner Mitbürger

Durafle.“

*) Man hatte ihm nämlich Angst gemacht, daß Französische Schiffe in den Plataström einsteuern sollen, um jede ungerechte Verletzung der Freiheit und der Güter Französischer Unterthanen zu rächen.

**) Franzosen. Der antifranzösische Gallier hat eigentlich den Namen „Franken“ gemeint, scheint aber in seinem Eifer ganz übersehen zu haben, daß zwischen Franzosen und Franken noch ein Unterschied zu machen sey.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Freitag den 29. Mai 1835.

England.

Charakterstiken, von Charles Lamb. *)

1. Mein erster Abend im Schauspiel.

Am nördlichen Ende von Drost-Court erhebt sich noch jetzt ein Portal, das einen höheren Aufwand auf Architektur macht, als die anderen Pforten und Thüren in seiner Nähe, obgleich es gegenwärtig seinem nur zur simplen Thür einer Druckerei dient. Von der Beredtsamkeit dieses alten Eingangs weiß der Leser, wenn er jung ist, nichts, aber nicht, daß es die Thür des Parterre des alten Drury, des Drury Garrick's, und zugleich Alles ist, was von aller jener Herrlichkeit übrig geblieben. Nie gehe ich hindurch, ohne ein vierzig Jahre von meinen Schultern zu schütteln und mich in jenen Abend zurück zu versetzen, wo ich hindurch ging, um zum ersten Mal ein Schauspiel zu sehen.

Es hatte Nachmittag angefangen zu regnen, und es ward beschlossen, in's Theater zu gehen (meine Aeltern und ich), wenn der Regen aufhören würde. Mein Herz schlug, während ich am Fenster stand und ängstlich auf den Lauf der Tropfen und die Pfütze in den Straßen Acht gab; denn wurden die seit ruhig und mindere bewegt, so mußte es auch bald schön Wetter werden, das hatte man mir beigebracht. Ich, wie fehnsüchtig sah ich danach aus. Ich erinnere mich noch meiner Freude, als die letzten Tropfen fielen, und wie ich hief, es anzumelden.

Wir hatten Freibillets, die mein Pathe Fr. uns geschickt hatte. Er trieb einen Oelhandel (jetzt Davies) an der Ecke von Feather-Stone-Building, Holborn. F. war ein Mann von großer Figur, ernst und pomphaft in seinen Reden und voll von Anspielungen, die über seinen Stand hinausgingen. Er war damals häufig mit dem Schauspieler John Palmer zusammen, dessen Haltung und Gang nachzuahmen er sich viel Mühe gab; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß John vielmehr den Manieren meines Pathen beobachtete und studirte. Er war auch mit Sheridan bekannt, der ihn öfters besuchte. Es war sein Haus, in Holborn, wohin der junge Beivolen seine erste Frau, die schöne Maria Linley, die er aus seiner Pension zu Bath entführt hatte, brachte. Meine Aeltern waren gerade da (sie hatten an einem vierreihigen Tische), als er Abends mit seinem Freibillet-Raube ankam. Bei solchen Bekanntschaften wird man es wohl glaublich finden, daß mein Pathe, so oft er nur Lust hatte, sich damals ein Freibillet zum Drury-Lane Theater anshiten konnte. Und in Wahrheit, ich habe ihn sagen hören, daß diese Freibillets, kleine Zettel von Brinsley's Hand, die einzige Remuneration gewesen, die er für Verleuchtung des Orchesters und der verschiedenen Korridors des Theaters, die er mehrere Jahre lang besorgt, erhalten habe; indessen, er war mit dieser Art Bezahlung vollkommen zufrieden: die Ehre der näheren Bekanntschaft mit Sheridan, er bildete sich's wenigstens ein, galt meinem Vorden mehr, als Geld.

F. war der noblesse alter Oelhändler; ein gewisser feiner Anstand verlieh ihm wie; die einfachsten Dinge oder Vorfälle wußte er in eine ciceronische Ausdrucksweise zu fassen; fast berühmig hatte er zwei Lateinische Worte im Munde (und wie klingt das Latein, das von den Lippen eines Oelhändlers fließt!). Meine Studien haben mich später in den Stand gesetzt, diese breiten Worte zu foreigiren — richtig ausgesprochen würden sie: vice versa lauten; aber wenn ich sie heut im Senate oder Baars läse, oder mit darauf vorspräche, sie würden doch nicht solchen imponirenden Eindruck auf mich machen, wie in meiner Kinderzeit, als sie die absonderliche Ausstrache meines Ohdims zu ihnen solgidigen Wörtern zusammenzog und eine Art Englisch daraus machte, mit: verse verse. Durch seine stolzen Manieren und mit Hülfe dieser verstümmelten Worten gelangte er, ach! (es war wenig genug) zu den eminentesten Ehren, die das Kirchspiel St. Andrew ertheilen konnte.

Er ist todt! und ich war wenigstens dieses Zeichen von Erkenntlichkeit seinem Andenken schuldig, einerseits für die ersten Theater-Billets (kleine wunderbare Talismane!), wertdieselbe und auf den ersten Anblick anscheinbare Dingerchen, die mir aber mehr als die Paradiese des Orients aufschlossen! Fiat's andere setzte mich sein Testament in Besitz des ringigen Grundeigenthums, das ich mein genannt in diesen Leben, — der dem hübschen Dorfe Puckeridges gelegen, durch welches die große Heerstraße geht, in der Grafschaft Hertford. Als ich damals hinreiste, um es in Besitz zu nehmen, und nun den Fuß auf meinen eigenen Grund und Boden setzte, schienen die gewichtigen Manieren des Testators auf mich übergehen zu wollen; gelieb' ich nur meine Eitelkeit, ich vergrößerte meine Schritte, um mein Territorium von breiviertel Morgen, mit seinem bequemen Häuschen in der Mitte, zu durchmessen, voll des Gefühls, das ein Englischer Grundbesitzer empfindet, der zu sich sagen kann, daß zwischen Himmel und Erde, wo er seine Füße hinsetzt, Alles ihm gehört. Das Gut ist in klügerer Hande übergegangen, und es würde nichts Geringeres als ein Acker-Gesetz dazu erforderlich seyn, es mir gewaltig wiederzuschaffen.

Zu jener Zeit gab es Freibillets zum Parterre. Verwünscht sey der Direktor, der Fond des comfort, der sie abschaffte. Wir gingen also auf ein solches Billet hinein. Ich erinnere mich noch, wie wir in Reihe und Glied vor der Thür stehen mußten, nicht nur der, die noch jetzt übrig ist, sondern in einem Raume zwischen dieser und einer anderen innen drin. D, wann werde ich wieder so warten! um mich der das Aufschreien der Ronpareils, die unausdrückliche Angabe bei einem Theaterbesuch in damaliger Zeit. Eben so erinnere ich mich des sabsionablen Geschreies der damaligen Fruchthändlerinnen des Theaters: „Suchen Sie sich was aus, Apfelsinen, Ronpareils, Billets!“

Als wir nun aber in's Innere gelangten, als ich den grünen Vorhang sah, der für meine Phantasie einen ganzen Himmel verdeckte, der mir aufgehen sollte, ach, wie schlug da mein Herz, wie war ich athemlos vor Erwartung! Ich hatte schon etwas Aehnliches gesehen, auf dem Kupferstich von Rowe, der Shakespeare's Troilus und Cressida darstellt, die Scene im Zelt mit dem Diomed — und so oft ich das Blatt sehe, werden die Empfindungen jenes Abends in meiner Seele wieder wach. Die Logen, voll von vornehmen Damen in eleganter Toilette, sprangen damals über dem Parterre hervor, und die Pfiaffer, die bis auf den Boden gingen, waren mit einer glänzenden Masse, ich weiß nicht genau, was für einer, überzogen — wir kam es wie Zuckerkandt vor — aber nicht war gewöhnlicher gemeiner, sondern wie ein Zuckerkandt von ganz besonderer Art, aus einer ganz anderen Welt, herrlich und göttlich.

Endlich wurden die Lampen im Orchester angezündet, „diese lieblichen Auroren!“ Die Klingel auf dem Theater ertönte zum ersten Mal. Noch zum zweiten Mal mußte sie erschallen; aber meine Erwartung war zu mächtig gespannt. Ich schloß die Augen zu in einer Art von Resignation und verbarg meinen Kopf in meiner Mutter Schooß. Da ertönte die Glocke zum zweiten Male, der Vorhang ging auf. Ich war erst sechs Jahr alt, und man spielte den Artaxerxes.

Ich hatte schon ein Bischen in die Universalgeschichte hineingequckt, in den alten Theil, und es war der Persische Hof, der hier vor meinen Augen stand; es war also ein Gemälde der Wrganzenheit, das sich vor mir abrollen sollte; ich nahm kein sonderliches Interesse an Gang der Handlung, von deren Sinn ich natürlich wenig verstand, aber ich hörte das Wort Darius und war mitten im Propheten Daniel; alle meine Sinne waren in den des Gesichts untergegangen. Prächtige Kostüme, Gärten, Paläste, Prinzessinnen gingen an mir vorüber, ich sah keine Schauspieler; ich war für den Moment in Persepolis, und das Ihol des Zuzers, der Gegenstand der ertzlichen Anbetung der Perser, hatte mich fast zu seinem Dienst bekehrt; in meiner Extase sah ich in diesen symbolischen Verstellungen etwas mehr als das materielle Feuer. Für mich war Ailes Zauberei und Traum; — nur in meinen Träumen habe ich später Aehnliche Lust empfunden. Nach dem Artaxerxes gab man Arlequin's Einfall, und ich erinnere mich noch ganz deutlich, die Verwandlung der Magistrats-Personen in ehrwürdige alte Mütterchen erschien mir als ein ernsthaftes Beispiel historischer Justiz. Ich glaubte an den Schneider, der seinen eigenen Kopf in der Hand trug, eben so fest und unbezsangen, wie an die Legende des heiligen Dionys. Das zweite Mal, da ich in's Theater kam, sah ich die Lady of the Manor. Mit Bischofnow eingener Naivetätlichkeiten, haben sich nur noch ein Paar schwache Spuren davon in meinem Gedächtnisse erhalten. Hierauf wurde eine Pantomime: das Gespenst des Lun gegeben, ein fantastischer Spaß, wie ich mir einbilde, gegen Rich, der kurz darauf starb. Aber in meinen damaligen Ideen (wie hätte ich in meiner kindischen Gutmüthigkeit etwas für Satire halten sollen) schien mir Lun eben so wenig, als seinen Alterthum zugegeben, wie Lud, der Stammvater der Arlequin's; ich sah den alten Arlequin an, seinen schönen Pfade erstehen, in seinem phantastischen Leichentuch, alle seine bunten Läppchen verblaßt, wie die Erscheinung eines verblichenen Regenbogens. So, dachte ich, sind die Arlequin's nach ihrem Tode.

Mein dritter Besuch im Schauspiel fand kurz darauf statt. Man spielte „den Lauf der Welt“, und ich nahm auf meiner Bank mit aller Gewalt eines Dichters Platz; ich erinnere mich noch sehr gut, daß die Papenus und die Affectation der guten Lady Wishfort den Effekt einer tragischen und feierlichen Leidenschaft auf mich machten,

*) Aus den Essays des geistvollen verstorbenen, wenn seiner geistvollen Ausschrüche viel geschätzten Schriftstellers.

Digitized by Google

Hierauf folgte Robinson Kruſoe; Kruſoe, Freitag und der Papagei waren für mich eben ſo authentiſch wie die Geſchichte. Die Peſſen der Clowns und Pantalons ſind ganz aus meinem Kopfe zuſammengeſtoppelt. Ich ſtehle eben ſo wenig Trieb in mir, darüber zu lachen, zu jener Zeit, als über die gothiſchen und grotesken Köpfe (die ich damals nur in religiöſem Sinne betrachtete) mit ihren ſteinernen Grimaſſen an den Mauern unſerer alten runden Templer-Kirche.

Ich ſah dieſe Vorſtellungen in dem Theater-Jahre 1781 — 1782; ich ging in's ſiebente Jahr. Ich hatte einen Verlauf von ſechs bis ſieben Jahren (auf der Schule war nämlich jeder Beſuch des Schauſpiels ſtreng unterſagt) betrat ich von neuem die Schwelle eines Theaters; aber jener alte Abend, wo ich Artaxerxes geſehen, war immer in meinem Kopfe. Ich erwartete, dieſelben Empfindungen durch daſſelbe Schauſpiel hervorgebracht zu ſehen; ach! es iſt ein geringerer Unterſchied zwiſchen unſeren ſechzehner und ſechzehner Jahren, als zwiſchen unſeren ſechzehnten und unſeren ſechſten iſt.

Was hatte ich während dieſer Zeit nicht verloren! In jener erſten Epoche wußte ich Nichts, verſtand ich Nichts, unterſchied ich Nichts: ich fühlte Alles, liebte Alles, bewunderte Alles:

„Ich war entzückt und wußte nicht warum.“

Ich hatte den Tempel als ein frommer Gläubiger verlaſſen und betrat ihn wieder als ein raiſonnirender Kritiker. Die nämlichen Gegenſtände in ihrem äußern Daſeyn waren noch vorhanden, aber ihre Bedeutſamkeit und die Zaubermacht der erſten Gefühle war dahin. Der grüne Vorhang war fein Schleier mehr, der zwei Welten trennte, und wenn er aufrollte, die Muſicſtücke in vergangene Jahrhunderte erſchienen und die Schauten der Klinge herauszuſchwor, er war nichts weiter, als ein groß Stück grünes Zeug, das für einen Augenblick die Zuſchauer von anderen Perſonen trennte, die Menſchen waren, wie ſie, und eine fächtige Rolle ſpielen ſollten. Die Lampen über dem Orcheſter ſtiegen durch einen gemeinen plumpen Mechanismus empor; das erſte und zweite Signal war ein rohes Zeichen der Klingel in der Hand des Souffleurs, dieſer Klingel, die mir ehemals wie eine überirdiſche Stimme erſchienen war. Die Schauſpieler waren nichts als geſchminkte Männer und Frauen. Auf die waeſ ich die Schuld, während der Fehler an mir lag und der Verzauberung, die ſo viele Jahrhunderte, ſechs ſchnelle Jahre, in mir bewogebracht hatten. Beſonders war es zu meinem Glücke, daß das Stück dieſes Mahl trocken Abends nur einer unbedeutende Komödie war. In genauen Zeit, mich von meinen unverſtändigen Hoffnungen loszumachen und Anſprüche und Erwartungen zu läutern. Sie hätten mir vielleicht ſonſt das reine Entzücken trüben können, das ich empfand, als ich kurz darauf Miß Sidbons zum erſtenmale in der Rolle der Iſabella ſah. Vergleichung und Erfahrung verſchaffen mir der Gewalt des gegenwärtigen Reizes, und das Theater wurde wieder in anderer Beziehung der köſtlichſte aller Genüſſe für mich.

Bande zurück, für die die Rückkehr eines der Ihrigen immer ein Feſt war. Bettlern, betrügen, ſtehlen, das war ihr Leben, ihr Glück. Alle Verſuche, die man gemacht hat, ſie in der Stadt zu ziehen und dahin zu bringen, ihr wildes, müſſiges, elendes Leben aufzugeben, ſind geſcheitert. Wurden ſie aus einem Walde verjagt, ſo ſtoben ſie in einen andern; hatten ſie keine Bäume mehr, die Lumpen aufhängen, die ihnen zu Zelten dienten, ſo zogen ſie in's Gebirge. Nie haben ſie ihre Wohnſitze geliebt, nie ihre Reiſeziele gehabt; ihre einzige Leidenſchaft iſt die Luft zu perſönlichen Bewegungen, die ihnen frei machen, wenn ſie glücklich. Zu ſeig, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit Gewalt zu behaupten, wurde ihr Sinn nicht durch Ketten und Bande gebrochen, und ſie verachteten den Tod mit Heldenmuth, ſobald er unvermeidlich war. Die Alten unter den Zigeunern forderten keine Ehrfurcht von der Jugend ihres Stammes, und die Jungen nahmen ihren wenig, auch nicht im mindeſten, Wohlthaten oder Gunſt der Alten in Anſpruch. Eine abſolute Gleichheit bildete die Baſis ihrer Moral. Jedes Mal war der Familienvater (und der ganze Stamm machte nur eine Familie aus) das Oberhaupt, das alle Glieder mit einer religiöſen Unterwürfigkeit reſpektirten. Die Entehrung ihrer Weiber ſahen ſie mit Gleichgiltigkeit an, wenn nur auch ſie die Beweiſe ihrer Zärtlichkeit und Gunſt empfingen; hatten ſie ſich über Kälte und Gleichgiltigkeit zu beklagen und hatten eine neue Leidenſchaft als Grund dieſer Zurückhaltung in Verdacht, dann wehe dem glücklichen Nebenbuhler, wenn er kein Zigeuner war! Die Rache des eiferſüchtigen Zigeuners verletzte nie ihr Ziel; ohne Muth zu offenem Kampf, kannten die Grazien alle Pfeile, die einen Feindes zu entleiben, ohne ihre eigene Perſon in Gefahr zu ſetzen. Ohne feſte Wohnung, ohne Liebe zum Boden ihrer Heimath, zogen ſie überall durch, wie Stürme, ohne etwas hinter ſich zu laſſen, als abgehauene Baumzweige in den Wäldern und wilde Feuerſtellen in den Dörfern.

Solcher Kontraſt zu allen Gewohnheiten und Bekannten, das zu beimerkenswerthe Leben der Zigeuner, die denn überreits nicht verſtehen, bewog einige Gelehrten Vorſtellungen zu machen. Hier glaubte man an die Kraft ihrer Magien; an einem andern Orte verſuchte man ſie als Gottwiſcher; die Einen ſahen ſie als Gehrenleuter an, Andere bedauerten wieder, ſie hätten gar keinen religiöſen Glauben. Diejenigen, die es, die ihnen gaſtliche Aufnahme verweigern, fallen in böſe Krankheiten; das Haus aber, wo man ſie aufnimmt, wird ſeit gegen den Blitz. Gab man ihnen etwas, ſo zog das Geſchlecht, das ihre Hand berührt, alle übrige, die noch in derſelben Börſe waren, nach ſich; gab man ihnen nichts, ſo verwandelte ſich das Geld deſſen, der die Gabe verweigert, alsbald in Sand oder in ſonſt etwas Schlechtes, ſein Vieh ſtarb, er verlor ſeine Familie, und der Feuerkönig ſchickte ihm böſe Geiſter, die ihn raſtlos peinigten und plagten. Von ſolcher Art war der berühmte Hexenglaube, und hieraus erklärt ſich, wie die Wuth der Wege, ſo ſie auch die Zigeuner haßte, dennoch zu ihnen hingezogen ward und ihren Ausſprüchen horchte, und der Adel, der die leichten Sitten und die verführeriſche Anmuth der Zigeunerinnen gern mochte, immer geneigt war, ihnen Freiſtatt und Schutz gegen die Strenge der Vehörden zuzugeſtehen.

Vor der Kritik der neueren Zeiten erſcheint nun freilich das alte alberne Fabel, was den Geiehrten jener dunkleren Jahrhunderte für authentiſche Tradition gegolten. Für uns beſteht die Zauberei der Zigeuner in nichts Anderem, als in der Unwiſſenheit Europas in ſinſtergehaltenen Jahrhundert, ſeinem Aberglauben im ſechzehnten und ſeinen Vorurtheilen in der folgenden Zeit. Gegenwärtig wiſſen man nur noch darüber lachen, wenn ein Hiſtoriker der Hexen, wie der Verfaſſer der Vol. welche Deutſchland im Jahre 1348 verwüſtete, darſtellen wollte und ſtrafen ließe: „Die Iſraeliten, nachdem ſie der Rache des platten Landes entflohen wären, hatten ſich in die Wälder oder in die Höhlen und Schluchten der Gebirge geflüchtet und ſeven aus dieſen Schlupfwinkeln mit Weibern und Kindern in Banden und unglaublichen Horden unter dem Namen Zigeuner hervor und hätten verſchiedene, die Menſchen und Gegenden durchkreuzende und ſich in die Dörfer einſchwärzend.“ Indoch zieht einer der beſten Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts den Urſprung der Zigeuner auf dieſe Weiſe an. Er vergißt gänzlich, daß die Juden, weil man ſie überall ihrer Rechtthümer wegen gräuſam, verfolgte, verbannt, ermordet hat, gerade deshalb immer den alten Plunder getragen haben, Juden zu bleiben. Erſt jetzt unter uns fangen ſie an, von ihren alten Satzungen abzulaſſen und ſich dem höhern Lichte zuzuwenden. Sollte es ſich erfüllen, daß ſie mit Haß und Verachtung überſchüttet werden mußten, um dem Gott Iſraels nicht zu vergeſſen?

Was man übrigens an den Juden Tadelnswerthes und Fehlerhaftes hat finden mögen, nie hat man ihnen den Vorwurf der Feigheit machen können, jener ſchmählichen Trägheit, welche die Zigeuner charakteriſirt. Selbſt die Sadtmäre, die in Liſten ſtehen und nur an daſſelbe Gitter dachten, vernachläſſigten weder die Induſtrie, noch den Handel, um dieſelben zu den Mitteln zu gelangen, ſich jener zu verſchaffen. Anſtereden waren die Juden die geſchickteſten und luſtigſten Leute, die eifrigſten Forſcher in der Magie; es iſt wahr, daß beſchäftigten ſich mit der Magie, kabbaliſtiſchen und aſtrologiſchen Studien und anderem wilden und phantaſtiſchen Zeuge; aber dieſe Wiſſenſchaften machten damals das Hauptfeld geiſtiger Thätigkeit aus; die Juden hielten ſie hoch, wie Albertus magnus, wie Sendamie, wie Agrippa ſie hoch gehalten. Die Erfindung der Weichel, die man ihnen nicht abdisputiren kann, ſpricht ebenfalls für unſere Meinung. Die Juden, es iſt wahr, ſtellten das Horoeſkop, aber es war der Einfluß der Sterne auf alle ſublunariſche Weſen, was die Baſis

Frankreich.

Ueber den Urſprung der Zigeuner. *)

Die erſte Schwierigkeit, mit der der Forſcher, der die Wege der Zigeuner aufzuſpüren bemüht iſt, zu kämpfen hat, iſt die Verwirrung, die in den eigenen Erzählungen der Letzteren herrſcht. Diejenigen Zigeuner, welche in Frankreich um das Jahr 1427 erſcheinen, gaben ſich für Aegypter aus; man wußte nicht, ob ſie aus Deutſchland oder Afrika kamen; man glaubte, ſie ſeyen aus Böhmen gekommen, wegen mehreren Slaviſchen Wörtern in ihrer Sprache und der böhmiſchen ihrer Tracht mit der der Böhmen — daher denn auch die Franzöſiſcher Name Bohémiens. Zehn Jahre ſelber hatten ſie ſich über die Küſten der Nordſee ausgebreitet, hatten Bayern überſchwemmt und waren in den Kanton Graubündten eingedrungen; damals nannten ſie ſich Tartaren. In Italien gaben ſie ſich für Moldauiſchen Urſprungs aus, nur nicht in Rom, wo ſie immer für Aegypter gelten wollten. In Spanien benutzten ſie den großen Ruf, in dem die Orientalen als Magier ſtanden, und nannten ſich Zenguitanos, womit die Deutſche Benennung „Zigeuner“ zuſammenhängt. Höchſt wahrſcheinlich haben die Sygnier aus dieſem Namen, der ſpäter mit dem Worte Egipcianos konfundirt ward, ihr Gitano gemacht, eine Benennung, die der Verfaſſer des vorliegenden Romans angenommen.

Die Völker Europas haben ihrerſeits nicht wenig dazu beigetragen, die Räthſelhaftigkeit, die über dieſen ſeltſamen Männern und eigenthümlichen Frauen ſchwebt, noch dunkler zu machen, dieſen Menſchen, die in ihrer Barbarei ſo viele Kunde der Dinge beſaßen, daß ſie die Zukunft vorherſagen, ſo mächtig waren in ihrer Armuth, daß ſie der Natur geboten. Während die alten Patricaus dieſer unterſchwindenden Stämme in der Hand oder auf der Stirn der großen Herren und reichen Wäger die Geheimniſſe des Schickſals, die ihrer warteten, laſen, und ihre Töchter die Jugend vor Luſt und Liebe trunken machten in ihren üppigen Tänzen und zügelloſen Geſängen, überwanderen die Männer ſehr die Art von Dienſtleiſtung, die ihre Unabhängigkeit unangetaſtet ließ. Die Könige beanſtragten ſie mehr als ein Mal mit wichtigen Miſſionen, zu denen „das Auge des Adlers, die Liſt der Fuchſes und die Schnelligkeit der Schwalbe“ erforderlich waren. Die Diplomatie beſchäftigte ſich damals noch auf ein abenteuerliches Spionieren und gebeime Korreſpondenzen, und ſomit taugte keiner beſſer dazu, als die Kaukleute. Von gleichem Durſt nach Gold getrieben, wie dieſe, zeichneten ſich die Gitanos durch zwei treffliche Eigenſchaften, die ſonen abgingen, noch ganz beſonders aus: durch Zuverläſſigkeit und Geſchwindigkeit. Wenn ſie aus dem Kabinet eines Fürſten herauseraten und den Lohn für ihre Dienſte in der Hand hatten, kehrten ſie in den Wald zu ihren ſreben

*) Eine von Juan Floran verfaßte Vorrede zu dem Roman: Die Gitanos (Zigeuner), von Camille Reynaldier.

Digitized by Google

ihrer Wahrsagungen ausmachte, und es ist die zu dieser wissenschaftlichen Astrologie weit hin von dem gedankenlosen Prophezeien auf gut Glück aus den Linien der Hand, den Runzeln der Stirn und der Farbe des Haars. Gleichermeise pietet die südliche Gesichtsbildung seine sonderliche Merkwürdigkeit mit der der Zigeuner dar; Farbe und Figur dieser beiden Stämme können Annährungen enthalten, die spezifische Verschiedenheit wird aber dadurch keineswegs aufgehoben.

Diejenigen, die aus den Zigeunern eine Kolonie von Sudea machen, kommen noch weiter von ihrem wirklichen Ursprung ab. Der Aehnlichkeiten, die bei Vergleichung der Zigeuner mit den Sudrad in Anwendung gebracht werden, sind durchaus nicht so viele, als der Unähnlichkeiten, die beide von einander scheiden. Beginnen wir mit Betrachtung ihrer Körperlichkeit. Die Sudras sind alle von kleiner Gestalt, und ihr Teint ist kupferfarbig, sie haben hervorstehende Kinnbacken und spitzes Kinn, ihr Mund ist breit, die Lippen aufgewerfen, ihr Haar von der Schwärze des Ebenholzes, klanglos und kraus, nicht glatt anliegend auf dem Schädel. Der Zigeuner dagegen hat eine viel mannigfaltigere Gestalt; seine Farbe ist olivengelblich, seine Wangen leicht gewölbt, sein Haar glatt und von glänzendem Schwarz. Der Sudra hat wenig ohne gar keinen, der Zigeuner dagegen einen dichten und starken Bart; die Augen des ersteren spielen in's Rothe, die des letzteren in's Gelbe, jener hat eine schwache zwischenrede Stimme, dieser ein volles scharfes Organ.

Gehen wir zum Geistigen über. Die Trägheit des Indiers ist etwas ganz anderes als die Faulheit der Zigeuner. Die Sudras ziehen die Wiege ihrer Heimath, kleben an der Scholle. Die Zigeuner bleiben nie lange an einem Orte, gedulden oder verfolgt, gleichviel, andrerseits schweifen sie ihnen Wirklichkeit. Aber der Sudras wie der Zigeuner Weibre geben sich preis, denn sie sind arm und werden von ihren Männern schlecht behandelt; doch sind die Indierinnen wahrer Liebe fähig, wenn man zart und liebreich mit ihnen umgeht, wogegen man bei den Zigeunerinnen dies Gefühl nur selten antrifft.

Sittenlosigkeit, Verwerfenheit, Mangel aller Religion gehören nicht einer bestimmten Menschenrace an. Wenn sie selten und Unwissenheit das menschliche Herz zu ihrem Tummelplatz machen, treten immer die nämlichen Laster und die nämliche Entmenschung hervor. Wo die Unterdrückung und der Fanatismus triumphiren, folgt der Atheismus auf den Aberglauben, und die Verworfenheit auf die Verzweiflung. So sind die Zigeuner zu dem Zustand von Degradation herabgesunken, in dem sie gegenwärtig angetroffen werden. Sie sind so flüchtig, auf die Weise hinreichend, in der man sie in Europa und in den Asiatischen Provinzen, wohin sie sich flüchteten, behandelte, mögen die Ursachen übrigens gewesen sein, von welcher Art sie wollen, die sie dazu zwangen, ihr Vaterland zu verlassen.

Auch die Behauptung, daß die Zigeuner aus Afrika stammen, ist unhaltbar. Es ist allerdings wahr, daß, als sie sich in Europa zeigten, sie sich für Aegypter ausgaben; dieser Name ist ihnen in England und Italien geblieben und, wenn Gitano von Egipciano herkommt, auch in Spanien. Im Jahre 1427 kamen sie nach Paris. „Zwölf Penanciers oder Büßer, Christen aus Unter-Aegypten, von den Sarazenen verjagt, begaben sich mit dreißig Gefährten nach Papst, der ihnen als Buße auferlegte, sieben Jahre lang umherzuirren." Diese kleine Schaar wurde von einem Oberhaupt beseligt, dem man den pompehaften Titel Herzog gab, und unter dem ein zweiter Befehlshaber, ein Graf, stand; die zehn Anderen waren diese Ritter; alle aber gingen in reichlichen Waffenschmuck und hatten ein Gefolge von zwanzig Personen bei sich. Dieser Pomp hatte Einiges für sich, denn er konnte gehabt und silberne Ringe in den Ohren getragen hätten. Obgleich ihre Frauen häßlich und unsauber waren, so wurde doch niemals ihr Haus von jungen vornehmen Herren und vom Pöbel frei. Sie sangen, sagen, prophezeiten, und wenn sich eine Gelegenheit zum Stehlen bietet, so verschmähten die lustigen Pilgrime sie nicht; ihr Talent zu dieser Art der Erwerbe war ungemein groß, allein Mitschein nahm, höchst glücklich angebrieben. Der Zulauf wuchs mit jedem Tage, und der Skandal wurde endlich so ernsthaft, daß der Erzbischof dem Könige den Befehl auswirkte, die Aegyptischen Christen aus Paris zu verbannen, und diejenigen, die sich der ihnen Raths erholt hatten, exkommunizirte.

Solche Züge erinnern uns freilich an die Aegyptischen Frauen, die die Männer anlockten, ihnen ihre Reize preisgeben und sie dann oft völlig ausplünderten. Man kann noch hinzufügen, daß die Aegypter von jeher sehr, Nichtstuer, Säufer und Freunde des Schlafs gewesen sind, daß sie die übrige Welt verachten um eine ausschreckliche Vorliebe für die Esel und den Tabak haben; aber weiter geht denn auch die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Zigeunern nicht, die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen ausgenommen.

Die Araber ähneln ihnen noch weniger. Bei einer ziemlich kleinen Gestalt und einem mageren Körper haben jene ein eisernes Temperament; in ihrem sonnverbrannten Gesicht, ihren schwarzen lebhaften Augen, ihrer geistreichen Physiognomie steht man nichts von dem Verschmitzten und Nichtswürdigen, das in den Gesichtern der Zigeuner ausgeprägt liegt. Der Araber spricht wenig, der Zigeuner viel; der Eine macht keine Geberden, bei dem Anderen wird man schwindlig vor allen Verrenkungen und Geimassen, mit denen er seine Worte begleitet. Bei dem Einen ist die Beredsamkeit, die Poesie, die Erzählung zuhause, bei dem Anderen die Verlogenheit, die Gleisnerei, der Kaltsinn, die Wildheit. Der Sohn der Wüste ist hochherzig und tapfer, er verdeidigt seine Freiheit; der Gast, mit dem er Salz und Brod getheilt, ist ihm heilig, und seinen Vortheil opfert er seinem Ruhme auf. Unfähig jeder edlen Regung, fehlt es dem Paria des Occidents an Muth, sein Leben zu vertheidigen; er kennt weder Treue, noch Glauben, noch Dankbarkeit, ist stets zum Mord bereit und wagt nie einen offenen Kampf.

Bei so vielen Widersprüchen erscheint es fast unmöglich, sich eine klare Idee von dem Ursprung der Zigeuner bilden zu können. Wir glauben, daß man leichter dazu gelangen würde, diese Quelle aufzufinden, wenn man den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten dieses Stammes mit Charakter, Sitten und Gewohnheiten der Horden, die man in der Asiatischen Türkei, zwischen Rußland und Persien, antrifft, vergleichen wollte. Es möchte freilich vergeblich sein, die Züge, welche die Physiognomie des Zigeuner bilden, bei einer dieser umherstreifenden wilden Nationen vereinigt zu suchen; aber wenn man sie sorgfältig und genau beobachtet und mit Sorgfaltelt erwägt und zusammenstellt, was von Traditionen vorhanden ist, so dürfte man wohl mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß, wenn die ersten Zigeuner nicht eine Horde gewesen sind, wie die Kurden, die Tschereffen, die Baschkiren oder die Kurillen, sie doch zum wenigsten mit den Stämmen leben, die sich nicht dem Joche des Timur-Lank unterwerfen wollten.

Was sogleich in die Augen springt, so wenig man auch von den Sitten der Zigeuner und der nomadischen Gebirgsstämme der Tartaren kennt, das sind die geistigen Uebereinstimmungen, die beide mit einander verbinden. Ihre Religion beschränkt sich auf einzelne abergläubische Bestimmungen, die ohne Halt und Zusammenhang neben einander stehen. Von einem Gedanken, einer Vorstellung, die über das Dasein hinausreicht, ist bei ihnen keine Spur; sie leben, ohne ein Bewußtsein darüber zu haben. Einen großen Theil des Tages über in ihren Höhlen begraben, die sie noch schwärzlicher machen durch den Rauch, leben sie einen schönen Himmel, die Wiedererkehr des Frühlings und selbst den Farbenduft und die Klarheit über schönen Morgen mit Gleichgültigkeit an. Sinnenlust macht ihr ganzes Glück aus. Die Liebe ist ihnen nichts als eine fleischliche Begierde. In den Gegenständen ihrer Rührung gehen sie ohne die mindeste Wahl zu Werke; Alles ist gut, Alles ihrem verpesteten Hunger und ihrem Durste gleich. Sie haben einen großen Einfluß auf sie aus; es genügt ihnen nicht, ihre Kleider auszuputzen und mit Kieraraten zu verseben, sie durchstechen sich auch die Ohren und tragen große Gehänge darin. Die Moral dieser diebischen Menschen ist in einer eben so schlechten Verfassung, wie ihre Religion. Der Diebstahl ist in ihren Augen eine ganz Ehrenwerthe, vorausgesetzt, daß sie mit Geschicklichkeit und Schlauheit verübt wird. Ein Mädchen darf sich nicht eher verheirathen, als bis sie eine Probe von ihrem Talente dazu und ihrer Fertigkeit abgelegt hat. Der Mord wird nicht als ein Verbrechen betrachtet, es sei denn, daß er an einem Stammesgenossen begangen werden; dann steht es den Verwandten des Erschlagenen frei, zu vergelten oder ihn zu rächen; oder der Mörder kann sich eine lange Zeit verbergen und sich so allmählig verstecken in völlige Sicherheit werden dem Bruder oder Sohne des von ihm Ermordeten. Die Frauen sind Gemeingut unter ihnen; es steht ihnen frei, sich einer besonderen Neigung hinzugeben, doch darf diese niemals die übrigen Männer vom Genuß ihrer Reize ausschließen oder ihnen nur minderlich kosten werden wollen. Wenn die sich der Zigeuner bedienen, so ist es den Anschein, als übertieferen sie sich den wildesten Ausschweifungen des Schmerzes; wogegen ihre Art und Weise, ihre Todten zu bewainen, viel mehr der Fröhlichkeit eines Festes, als einem Ausdrucke der Verzweiflung und Trauer ähnlich sieht. Sie glauben nicht an die Unsterblichkeit, sagen auch, daß Abraxas, wenn Alles schlaft und die Menschenscheu weg ist, die Schatten der Verstorbenen auf zu kriechen kommen und ihnen die Gefahren, die ihnen drohen, voraussagen.

So sind die umherschweifenden Horden beschaffen, die jetzt noch häufig in der Nähe von Kasan erscheinen, die Bergabhöhen am Kaspischen Meere bewohnen, die Wüste durchziehen und den kriegerischen Stämmen der Baschkiren, Kirgisen und anderer Barbaren folgen, von denen sie Nichts zu verachten scheinen, wie von den Europäern, aber auch geflechtet wegen ihrer Zauberein und ihrem Verkehr mit den Geistern.

Dies Gemälde ist zugleich das Bild der Zigeuner. Mit Leichtigkeit lassen sich aus unserer Hypothese ihre Sitten entwickeln, ihr Aberglaube verstehen, ihre Züge verfolgen. Man wird sich dann nicht mehr über die Plätze und Stenge wundern, mit der man sie immer und überall verfolgt hat.

Die Fürsten Italiens verbannten sie aus ihren Staaten, eben so die Deutschen Fürsten aus den übrigen.

Im Jahre 1516 wurden sie aus Frankreich vertrieben, ohne zu den Galeeren verurtheilt. Im Jahre 1682 erging unter Ludwig XIV. an die Wundarzte und Polizei der Befehl, nicht nur die Zigeuner oder Aegypter selbst, sondern auch die Weiber und Kinder dieser Vagabonden, denen sie dadurch werden könnten, aufzuhehen.

Die Araber verfolgen die Scharamis wie wilde Thiere.

Die Reichsstände von Ungarn erließen mehrere Dekrete auf Ausrottung des Pharaoh-Regel oder des Volkes des Pharao.

Die Cortes von Castilien drangen auf Vollstreckung der Gesetze, die sie aus der Gesellschaft ausschließen und ihnen alles Gewerbe bei Todesstrafe verboten.

Und bei allen diesen Verfolgungen, die die unglücklichen Zigeuner trafen, hat sich nie eine Stimme zu ihren Gunsten erhoben; wie wilde Thiere wurden sie gejagt, ohne Erbarmen zu Tode gehetzt, nur Verwünschungen und Flüche folgten ihnen nach, und noch jetzt sind sie allen Nationen ein Greuel.

Nur zwei Fürsten hat es gegeben, die ihnen die Pforten der menschlichen Gesellschaft aufgethan: Maria Theresia von Oesterreich und Karl III. von Spanien; die Zigeuner aber, ihrem Charakter getreu, haben die Sicherheit, deren sie genießen konnten, der gesahrvollen Unabhängigkeit aufgeopfert, die nun einmal das Glück ihres Lebens ausmachte.

Ueberfährt von der Vergeblichkeit seiner schützenden Maßregeln, ergriff der sterbge Karl III. das entgegengesetzte System; er stellte ihnen die Alternative, entweder ein festes Gewerbe zu ergreifen, sich zu einem Handwerk zu bestimmen, oder aus Spanien auszuwandern und im Betretungsfall der strengsten Strafen zu gewärtigen.

Diese Epoche ist es, die Herr Lepnadier für seinen Roman gewählt hat.

Digitized by Google

Bibliographie. Neue Romane:

Anselme. — Von Ph. Busoni. 2 Bde. 15 Fr.

Un Homme sans coeur. — Von Hippolyte Bonnellier. 2 Bde. 15 Fr.

Lucian Spalma. — Von J. A. David. 2 Bde. 15 Fr.

Maladies du siècle. — Von Edouard Alleyn. 7½ Fr.

Mémoires d'un jeune cavalier. Par James, auteur de Richelieu. Traduit de l'anglais, par A. J. B. Defaucompret. — 2 Bde. 15 Fr.

Le nouveau Candide. — Von Louis Lavater. Erste Abtheilung: Rom. 6½ Fr.

Sauche Orvillo, prince de Viana, ou les Moeurs en Espagne. — Von Boisgiraud. 2 Bde. 7 Fr.

Isabel de Bavière. — Von Alexander Dumas. 2 Bde. 15 Fr.

Les Trois As. Par Spindler et W. Blumenhagen. Traduit de l'allemand par Ch. Lo Dhuy. — 2 Bde. 15 Fr.

Ostindien.

Les Aventures de Kamrup, par Tahein-Uddin. (Die Abenteuer des Kamrup.) Aus dem Hindostanischen in's Französische übersetzt von Garein de Tassy. Paris, 1835.

Selbst diejenigen, welche es nicht zugeben wollen, daß alle menschliche Wissenschaft spätlicher Offenbarung entkommt sey, müssen dennoch eingestehen, daß ein großer Theil dieser Wissenschaft wenigstens auf Ueberlieferung beruhe. In dem Grade, als sich der Kreis historischer Forschungen erweiterte, hat man die Zahl autochthonischer Civilisationen sich vermindern sehen. Für die Stämme, welche man bisher für ursprünglliche gehalten, entdeckt man mit jedem Tage Wurzeln, bald in dem Lande selbst, bald in fremden Gegenden. So haben Rom und Griechenland, dieses Calpe und Abyla der modernen Welt, erst ihre Anfänge auf eine pelasgische Welt zurückgeführt; dann gingen sie höher hinauf nach Aegypten. In unseren Tagen schwankt der Blick ungewiß zwischen der Assyrischen und Indischen Welt, und wir haben keine Bürgschaft dafür, daß dort die letzte Gränze sey, das nun plus ultra der Ueberlieferung.

Zur Ehre der Orientalisten sey es gesagt — sie sind es, denen wir diese Entwirrung des alten Chaos zu verdanken haben; sie allein haben es vermocht, den Faden der Geschichte, der unter den Händen der früher nur mit der Kenntniß der beiden klassischen Sprachen ausgerüsteten Gelehrten gerissen war, wieder aufzuknüpfen. Staatsumwälzungen, Völkerzüge, Entreichungen zur Unterjochung der materiellen Welt, moralische, politische, religiöse Gesetzbücher, Mythen und Sagen — alles dieses, in die alte Nacht der Zeiten hinaufreichend, führt nach Asien. Dort haben die neueren Sprachen, wie in Europa, und noch mehr als in Europa, ihre Heimath gefunden; sie haben sich als Töchter uralter Sprachen erkannt, und es ist die Wissenschaft bereits bevölkert gewesen, ihre Wurzeln und ihre große Zahl ihrer grammatischen Formalien auf ihren Ursprung zurückzuführen.

Unter diesen Sprachen des südlichen Asiens ist eine der interessantesten, vermöge der politischen Rolle, die sie bereits gespielt hat, und welche sie noch lange zu spielen berufen scheint, die, welcher das oben angezeigte Buch angehört. Das Hindostanische, welches in dem größten Theile der Ost-Britischen Besitzungen gesprochen wird, bietet in seinen Schicksalen eine merkwürdige Analogie mit dem Englischen selbst dar. Das Englische hatte sich von dem alten Sächsischen Stamme abgelöst, als die Eroberung Wilhelm's es mit dem Französischen überschwemmte. Das Indische, eine demotische Untersart des Sanskrit, erlebt eine Verschiebe Lösung während der wiederholten Einfälle der muselmännischen Eroberer seit dem Gaznewiden Mahmud bis Nadir-Schach. Das Persische behauptete sich als Hofsprache; es ward an festlichen Tagen bei Hofe gesprochen, aber in der Stadt und auf dem Lande vermischte es sich innig mit dem Hindustanischen, so daß sich eine neue Sprache bildete, die endlich ihre Schriftsteller in Prosa und Versen aufzuweisen hatte. Ganz eben so ist in die Sprache der Englischen, Neuigkeige sprechen die entarteten Sprößlinge des Timur, die dem Namen nach zu Delhi herrschen, Hindostanisch, wie die alten Kampfgenossen der Kaiser, ihrer Ahnen, und wie die Abkömmlinge der Hindus, welche sie unterjochten. Sieger und Besiegte haben sich vermischt, und ihre ursprünglichen Unterschiede sind vor der Uebermacht eines neuen Eroberers verblichen. Dieser, menschlichem Anschein nach, hat seinen wieder seine Sprache noch seine Gesetze aufzudringen. Er vertraut ganz ruhig der Zuneigung, die spät oder früh eine unsichtige feine Bildung erweicht, die durch ihre Künste für die Beamenlichkeit und Annehmlichkeit des Daseins, durch ihre Gerechtigkeit und militairische Zucht für die Sicherheit sorgt. Wie gleichem Vertrauen wird es nicht nöthig seyn, sie zu zwingen, in unsere Tempel einzugehen; es genügt, die Thür offen gelassen zu haben. Indeß wird die uralte Asiatische Organisation mit ihren Kasten und ihren unbeilswissenschen Ueberlieferungen längere Zeit, als sonst irgend etwas, den Formen Europäischer Civilisation Widerstand leisten. Sie wird sich kräftig behaupten gegen unsere armen schlichten Sprachen und gegen unsere Literaturen mit ihren Plagiaten! — Ja wohl, Plagiaten! — Denn wo giebt es einen Sittenspruch, eine dramatische Verwickelung, einen bildlichen Ausdruck, eine Fabel, eine Geschichte, die nicht ihre Analogie, ihr Urbild im Orient fände, dort, wo vor dreitausend Jahren ein König bereits klagte, daß es nichts Neues gebe unter der Sonne? Aesop, Phädrus, La Fontaine haben Bidpay beschrieben. Die Puranas haben die Mährlichkeit zur Erfindung neuer epischer Sujets vernichtet. Eine neuerdings erschienene Grammatik des Bulgär-Arabischen hat eine anmuthige Anekdote im Urtext und in Uebersetzung mitgetheilt, die sich angeblich unter der Regierung des Chalifen Mothabad mit einem Witzling, Ebu-Elmaghoji, zugetragen hat. Das ist aber Wort für Wort die Geschichte des Calalu, womit uns vor einigen Jahren unsere Theater unterhielten. Der Hirt auch, welcher, nachdem er Minister geworden, die Kleidung seines früheren Standes in einen Kästchen bewahrt, findet sich in der Erzählung von einem gewissen Raya, einem Sklaven des Gaznewiden Mahmud. Nachdem er Mesir geworden, verrichtete Raya alle Tage sein Gebet in den Bettelkleidern, die er früher getragen hatte. In einer Anmerkung hat uns Herr Garein de Tassy diese Geschichte, anmuthig erzählt, mitgetheilt.

Wenn der hier von uns angezeigte Roman vom Kamrup keine orientalistische Compostilen um das Verdienst der Originalität bringt, so wird man dagegen in denselben das Verbild eines Werkes erblicken, das im Arabischen Orient von nicht geringerer Bedeutung ist; ich meine die Geschichte Sindbads des Seefers. Der Held desselben, Kamrup, in Liebe entbrannt zu einer Prinzessin, die ihm im Traum erschienen, verläßt Kouda, sein Vaterland und schifft sich nach Ceylon ein mit einem Maler, einem Pundit, einem Arzte und mehreren anderen Jugendfreunden. Ein Schiffbruch zerstümmert sein Fahrzeug, zerstreut die Freunde, die sich sehr spät erst wieder zusammenfinden und Abenteuer zu bestehen haben, in denen das Wunderbare keineswegs gespart ist. Außer seinen natürlichen Zaubergaben besitzt Jeder von ihnen einen Talisman, durch dessen Mitwirkung es endlich dem Kamrup gelingt, in die Nähe der Prinzessin Kala zu kommen, ihre Liebe zu gewinnen und sie endlich nach vielen Widerwärtigkeiten zu heirathen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedient sich Kamrup des Steins der Weisen, den ihm ein Derwisch geschenkt; er macht Gold und errichtet ein Heer, womit er seinen zukünftigen Schwiegervater in seiner Hauptstadt belagert. Die Moral der Geschichte leuchtet ein und ist tröstlich genug:

Jeder giebt allen Leidenschaften gewaltsamen Erfolg, welche gebildig wie Kamrup, die Mühsale ertragen, die die Liebe in ihrem Gefolge hat.

Die Motive des Romans schmecken sehr stark nach der Kindheit der Kunst. Die Intrigue ist frostig, und die Dazwischenkunft der Zweien oder Genien der Indischen Mythologie macht sie oft noch kreuzer. Der Stil, ohne gerade von Bildern überladen zu sehn, wird des oft durch seine einförmigen Wendungen lästig. Reihen die Gedichte, wo die gerühmt, sind sie fast todtenwerth zu unser Zeit und in unserm Lande wie Frankreich, wo die Literatur, auf den Spuren der Naturkünstel einher wandelnd, sonst nichts erreicht hat, als Unsittliches, Bizarres. Geschrandtes. Es ist oben die Originalität der Europäischen Leistungen in Abrede gestellt worden; allein dies bedarf theilweise einer Berichtigung: hier ist nämlich ein Punkt, wo sie unbestreitbar originell sind. Wir haben Werke, in denen die Leidenschaft viel toller rast, in denen die Intrigue viel mehr quälende Ungeduld erregt, in denen der Stil viel mehr sprüht und Funken giebt und die Bilder viel phantastischer und überspannter sind, als in den Büchern, welche die Kinderjahre der orientalischen Literatur zu Tage gefördert.

Ganz verstehe ich die Beschäftigung mit den alten oder fernen Sprachen, waren unsere Gelehrten so glücklich, dieser Mode keinen Tribut darzubringen. Eingeschlossen in die Exegese, wie in eine Heil-Arche, haben sie ihren besseren Sinn und ihren richtigen Geschmack über diese Sündfluth hinaus bewahrt. Einige gelehrte Gesellschaften bilden gegenwärtig eine Art von Einsamkeit, in welcher sich die Sprache von Persepolis retten konnte; sie sind die Asyle der Gelehrsamkeit, wo welchen sie einst wieder hervorgehen und Frankreich erobern wird. Hier hat auch Herr Garein de Tassy das Geheimniß gefunden, seinen Text treu wiederzuspiegeln in einer klaren, schönen Französischen Uebersetzung. Seine Anmerkungen, voll von Gelehrsamkeit, geben den durch sie erklärenden Partien einen unendlich hohen Werth. Das Hindostanische, ein kostbares Denkmal für die mittleren Jahrhunderte, so für die neuere Geschichte von Asien, ist jetzt die nützlichste Sprache für den Reisenden, den der Handel oder die Wissenschaft nach Indien ruft.

Der Original-Text des Tahein-Uddin wird ebenfalls in kurzem erscheinen und uns die Mittel an die Hand geben, die Treue der Uebersetzung zu beurtheilen. Die Englische Societät zur Herbeirufung orientalischer Schätzen, wird der Thätigkeit des Uebersetzers durch seine Leistungen überzeugt, hat die Herausgabe des Manuscripts mit ihrer Unterstützung bedeut.

(M. U.)

Mannigfaltiges.

— Der Schädel-Thurm. Man zeigte uns in Tunis ein über aus merkwürdiges Gebäude, genannt Burjet Rubs, das ist, wie die Name es schon bezeichnet, ein Thurm, der aus lauter Menschen-Schädeln aufgeführt ist, die in regelmäßigen Reihen auf den untergelegten Bein-Schichten der Mauer gehörenden Körper ruhen. Jeder merkwürdige Thurm steht dicht am Meere, in einer kleinen Entfernung von dem Fort Burjes Subl, und hat gegenwärtig zwanzig Fuß Höhe und an der Basis zehn Fuß im Durchmesser, läuft aber nach oben in einen Kegel zu. Es ist hiernach leicht zu berechnen, wie viel Menschenköpfe dazu gehörten, um den Thurm zu vollenden; ja, es scheint sogar keinem Zweifel zu unterliegen, daß derselbe, wie auch die Eingebornen behaupten, vormals noch weit umfangreicher und höher gewesen, als jetzt. Uebrigens hat sich über den Ursprung desselben gar nichts mehr erhalten, außer der Sage, daß die Schädel von Christen herrühren. — Der Thurm wird von Zeit zu Zeit, um ihn gegen Wind und Wetter zu schützen, mit Mörtel überkleidet; doch, als ich ihn sah, war ein großer Theil der Bekleidung abgefallen und so boten die nackten Schädel einen schauerlich-gespenstischen Anblick dar.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34) in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Montag den 1. Juni 1835.

Italien.

Méry's Italiänische Reise.

II. Ein Sonntag in Florenz. — Die Villa Catalani. — Das Stammbuch einer Königin. *)

Der Sonntag ist in der That ein schöner Tag in Florenz; die träge Stadt genießt ihn in stiller ruhiger Lust, in ausgesuchter, gründlich durchempfundener Glückseligkeit. So oft ich mich nach Toskana zurückversetze, unterlasse ich in diese holden Erinnerungen, so scheint es mir immer, als bedeute sich Florenz für seine Sonntage eine ganz besondere eigenthümliche Scene auf, ein liebliches Licht, einen Strom von tiefen Farben, lockender sichrer Schatten in den Alleen der Cascini. Ueberall ist der Sonntag der Tag für's Volk, wo es unbewandert, seiner Lust und Narrheit freien Lauf läßt, sich in Familie voll und toll lärmt und schwärmt, und die Plagen der ganzen Woche zu vergessen sucht; aber in Florenz geht das Volk wirklich spazieren und zeigt in seiner ganzen Weise einen Charakter bürgerlichen Wohlstandes, würdigen Behagens und guten Tons. Es ist ohne Zweifel die einzige Stadt in der Welt, wo man keine Spur von der Verlumptheit an der Kleidung des Volkes gewahr wird. Man kann auf den glücklichen Zustand schließen, in dem sich die Weltmasse in der Stadt befindet, wenn man hört, daß die Bürstenmacher Federbüsche und die Bauern lederne Handschuhe tragen! Ich glaube, es giebt keinen zweiten Ort in der Welt, wo das Landvolk Handschuhe trägt. Die Cascini sind mir lieber als unsere Tuilerieen. Die Tuilerieen leben aus, als wollten sie einen in den stolzen Schutz ihrer Schatten nehmen, wie die Eiche in der Fabel; man fühlt sich versucht, jene Höhe am Gitter zu reinigen, davor man eintritt, wie vor der Thür eines gebohnten Salons; ob auch Cincinnatus und Spartakus daselben, es weht doch immer eine Parisier-Luft, die den niederen Völker genirt und drückt. Der Cascino, das ist die wahre Promenade für alle Welt. Erdenn sind schon seine Gitter da, wo sie sind, hat es schon immer das Ansehen eines Gefängnisses, und man braucht nur noch ein Paar Schildwachen davor zu stellen, so ist das Gefängniß fertig. In den Cascini giebt es weder Soldaten noch eiserne Barrieren, es ist ein köstliches Gehölz, welches dicht vor der Stadt anfängt, ein wirklicher Wald, in den man zwar einzelne Alleen hineingehauen hat, der aber noch faß ganz und gar in seiner Unabhängigkeit von der Kultur daseht; der Arno fließt an den Cascini vorbei, wie die Seine an den Tuilerieen, mit dem Unterschiede, daß sich zwischen den Cascini und dem Fluß kein langer Wall, der für ein förmliches Festungswerk gelten kann, befindet. Frische Grasplätze führen hier den Spaziergänger an das Ufer des Arno.

Die Sonntags-Promenade in den Cascini ist ein reizendes Italiänisches Fest. Es ist ein allwöchentliches Longchamps; zwei lange Reihen von Wagen fahren die große Allee entlang, eine Masse von Reitern dazwischen und nebenher; die Fußgänger spazieren in den Seiten-Alleen des Gehölzes herum. Es ist ein Gemälde voll Ruhe, Eleganz und Anmuth, wie Nice's, was Florentinisch ist, hat einen Grad von Gesittet erhalten, der anständig bewegt sich die Menge; der liebliche Silberschreien und ausgelassene Mundart fließt harmonisch von Mund zu Munde, wahre Musik für's Ohr. Kein Streit, kein Gezänk, keine Grobheiten — und dies keineswegs aus dem Grunde, daß die Leidenschaft diesem Volke abginge, wo sie hingeht, hat es sie in hohem Grade — es ist ein Kind, und durch künstlerisches Volk vom richtigen Takte und gesunden Sinne, das sich zu gut und zu edel fühlt, seine Energie in wüsten Lärmen auf der Straße zu verschwenden; wenn es in den Cascini so still, so anständig spazieren geht, so geschieht dies, weil die leere Exaltation seinem gediegenen Charakter völlig fremd und der wilde unnütze Spektakel ihm ein Greuel ist. Aber man gehe nur einmal ins Theater und sehe es da, da wimmt es, da lacht es, da stampft es mit den Füßen; zwanzigmal unterbricht es in seiner südlichen Lebhaftigkeit eine Cavatine mit seinem Beifall; oder man sehe es in Domo, wenn einer jener beredten Mönche, wie ich einen gehört habe, die Weihnachts- oder Fasten-Predigt hält; alle Phrasen des Redners vibrieren auf den ausdrucksvollen Gesichtern des geduldigen Auditoriums; Alle schließen die Hände fest zusammen, um nur nicht zum Applaudiren fortgerissen zu werden; sobald die Predigt zu Ende ist, wird der Prediger klinger Weise in eine bedeckte Sänfte gesetzt, das Volk würde ihn sonst im Triumphe davontragen zum Dank für seine Rede, man muß ihn förmlich vor dieser Ehre beschützen.

An einem jener schönen Frühlings-Sonntage ging ich aus Florenz zum Thore San-Gallo hinaus, einer köstlichen Einladung folgend, die ich den Abend vorher erhalten hatte, nämlich die Litanei der heiligen Jungfrau mit anzuhören in einer nachen Dorf-Kapelle; es war Madame Catalani, die da singen sollte, mit ihrer Tochter, Madame Durbiere; das Landhaus, das nach dem Namen des Großherzogs den Namen der berühmten Sängerin führt, liegt dicht bei dem Dorfe. Die Messe wurde von einem ehrwürdigen achtzigjährigen Priester gelesen; die Kapelle war voll von Bauern und Bäuerinnen, alle in stummer Andacht auf den Knieen, aber feurig ihre Gebete mit denen des Priesters vereinigend. Um den Hochaltar herum befand sich nur eine sehr kleine Anzahl von Eingeladenen, unter diesen Herr und Madame Sabatan Murat und ein Polnischer Edelmann, der Graf Poiocki.

Madame Catalani stimmte die Litanei an mit ihrer prachtvollen herrlichen Stimme, derselben Stimme, die Europa gehört und so viel gepriesen hat. Diesmal hatte sie kein Parterre von 3 Scala, keine Logen von San-Carlo, kein Auditorium von Parisern oder Russen oder Engländern, keinen Kongreß von Königen zu Verwunderern. Arme Bauern waren ihre Zuhörer mit staunend offenem Munde; ihre Gesichter drückten ihr Hingerissensein, ihr Entzücken aus. Ich habe wenig Bilder gesehen, die mich so ergriffen hatten. Die berühmte Künstlerin, die am Fuße des Altars auf ihren Knieen lag, um lang, schön und majestätisch wie immer, wie wir sie in der Italiänischen Oper gesehen haben, in ihren Augen der Ausdruck des edlen erhabenen Stolzes, auf ihrem Antlitz die Flamme der Begeisterung, die nie daraus entweicht, es war die hohe Semiramis, die ihren Babylonischen Purpur von sich geschan hatte, ein armes Dorf zu erfreuen und zu himmlischen Gesängen zu erheben. Ich war so glücklich, in den heiligen Drang des Gebetes zu vernehmen, der in sonorem Latein ihrer Italiänischen Lippen ertönte. Bei den erhabenen Anrufungen: Himmels-Königin, mystische Rose, Trösterin der Betrübten, fiel der Chor der Landleute ein: Bitte für uns! und dies harmonische Ora pro nobis. wurde mit einem erkaunenswürdigen Gefühle gesungen, mit jener angeborenen Richtigkeit und Sicherheit, die in jedem Italiänischen Ohre liegt. Die Composition war ernst und einfach; die Sängerin nahm ihr nichts von ihrer ursprünglichen Naivetät, aber wußte in jede Anrufung eine Glut, eine Begeisterung, wie aus der Seele eines Seraphs zu legen, und flatterte so die jungfräuliche Poesie dieses Gebetes mit unerwarteten Reizen aus. Die göttliche Stimme schien sich in den Himmel aufzuschwingen und hernieder zu schweben, um in dem Zuruf des Auditoriums zu verklingen; so ward dieser Wechselgesang durch keine Pause unterbrochen, und ersällte somit buchstäblich die Gesetze, das das Gebet der Kirche nie zur Erde sollen, der schweigende Mund derjenigen, die Minnten, der sich eben schließen soll, aufschließen soll.

Ich habe diesen Konzerten in Italien beigewohnt, aber niemals gehört, was ich dieser Dorfsteierlichkeit vergleichen könnte. In der Sixtinischen Kapelle zu Rom, als das göttliche Miserere vor den Frosken Michel Angelo's ertönte, ward ich in begeistertem Entzücken an die Litanei jenes Dorfes erinnert. Der Papst, die Kardinäle und Michel Angelo, imponierender als der ganze Römischen Hof, verschienen nicht, das heitere Auditorium von Landleuten in einer dürftigen Kapelle, das Madame Catalani antwortete, aus meiner Seele zu verdrängen; im Gegentheil, der Gedanke an jene Litanei war es, was mich beim Anhören des Miserere zumeist entzückte; und wenn Gott sich den Gebeten der Menschen zuneigt, so hat er gewiß jenen Landleuten ein günstig Ohr geliehen, das er den Sopranstimmen in der Vatikanischen Kapelle in ihrer ärgerlichen Verwunderungswürdigkeit vielleicht verschlossen haben dürfte.

Als die Feierlichkeit vorbei war, führte uns Madame Catalani in ihre Villa. Das kunstliebende Europa hat mit seinem Golde diesen prächtigen Wohnsitz aufgeführt; Florenz hat kein schöneres Landhaus aufzuweisen. Die Villa Catalani ist von Cypressen und Orangen umgeben; sie liegt in einer Ebene; ihre Winter-Zimmer liegen auf der Sonnenseite, ihre Sommer-Façade auf der Schattenseite; sie hat einen Lustenumgebenen Hof, wo sich vier Wasserstrahlen von Lucca della Robbia befinden, deren gewaltigen Bildhauer, der am Pantheon auf Marmor-Gerüst dichter mitarbeiten können. Man sühlt sich von einem Feuerdenschauer ergriffen, wenn man in die Villa eintritt; eine Atmosphäre der reinsten erfrischendsten Kühle weht einem entgegen; unter der versengenden Sonne des Südens glaubt man sich in einem Marmorbade zu befinden; wohin das Auge sieht, Marmor, der Boden überall Mosaik, überall Italiänische Eleganz und zugleich Alles auf's Zweckmäßigste gegen die heiße Jahreszeit eingerichtet. Hunderte von Jalousieen bewegen sich bei jedem Hauche, den der Wind vom Arno herweht, und lassen die Frische ein, daß sie alle Stiegen und alle Gänge durchziehen kann.

*) Vgl. Nr. 46 des „Magazins" von d. J.

Digitized by Google

Arabesken schlingen sich über alle Wände, wie ein Traum des Glücks; die Citronenbäume durchsetzen die Korridore, die Weihgerüche der Gartens steigen in alle Gemächer empor. Man glaubt sich in einen jener Schlösser versetzt, welche die Maler auf ihrer Leinwand erbauen, gleichwie um sich zu trösten, daß sie dergleichen nicht in der Wirklichkeit finden; und als Rahmen zu dieser Villa nun die Landschaft von Florenz! Von allen Balkons überschaut man diese lichte in Aure schwimmende Ebene, mit blauen Bergen gekrönt, von den Schneeschwellen des Arno gebadet. Auf Florenz, diese schöne Stadt sieht man, unter den Hügeln der Villa Strozzi und von San Miniato; sie erscheint hingestreckt am Ufer des Arno mit ihrem Dome und den beiden kolossalen Thürmen, wie eine Frau, die in sinker Trägheit ihre Arme in die Höhe reckt, bevor sie der Schlaf überwannt.

Ein reiches Frühstück wartete unserer in einem reizenden Saale, der an die Orangerie stößt. Der Priester, welcher die Messe gelesen hatte, war ebenfalls eingetreten; er kam sich zu entschuldigen, daß er sich nicht mit uns zu Tisch setzen könne; Madame Catalani wandte die anmuthigsten Bitten auf, in dieser Toskanischen Sprache, der man nichts abschlagen kann, aber der Priester blieb lächelnd der seiner Weigerung. Nichts als eine Tasse Chokolade wollte er annehmen, die man ihm in einem Neben-Zimmer reichte. Dieser Strupel erschien mir an einem Greise gar schön und verdienstlich. Bei Tische sprach man viel über Musik, und besonders von den Franzosischen in Italien noch unbekannten Opern. Man sprach von Robert dem Teufel, der noch nicht über die Alpen gedrungen ist, zum großen Glücke für die Franzosen, es giebt Einige, die von Robert dem Teufel gerettt sind, am einer Darstellung desselben beizuwohnen; sie haben ihr Balkon-Billet so mit tausend Thalern bezahlt. Die Florentiner erkennen in der Musik weder ein System noch irgend ein ausschließlich Geltendes an; was ihnen schön erscheint, dafür anstimmen sie sich mit leidenschaft und fragen nicht, weiter es kommt. Ich war sehr erstaunt, als die Direktion des Theaters in Florenz das Bürgerrecht erhielten; die Ereica und die Pasterale erregten einen Sturm des Entzückens, der über alle Beschreibung ist; man war vollkommen außer sich; bei der ersten Aufführung wurden diese Meisterwerke sogleich verstanden, erfaßt, verschlungen. Dasselbe Publikum ging Abends in das Theater La Pergola, wo der Donizetti, dem Maestro der Zeit, zujubeln zu lassen. Ich fragte, ob der Oper Robert der Teufel hier nie zur Aufführung kommen werde. Die Truppe würde, sie ohne Zweifel sehr gut geben; es war ein Französischer Tenorist dabei, Dupré, mit einer köstlichen Stimme, ein sehr guter Bassist, dessen Namen ich vergessen habe, und zwei talentvolle Sängerinnen, Madame Pfeiffer, Madame Dorus-Gras, die mir sehr zur Antwort, daß Robert für immer vom dortigen Theater ausgeschlossen bleiben würde, wegen des Akts mit den Nonnen, wegen der Mönche und Priester, und der Kirche von Palermo. — Es ist erstaunlich, sagte ich ihnen, daß diese kleinen Schwierigkeiten nicht schon beseitigt worden sind, da man doch schon so lange wußte, daß Robert verlangt, daß er nicht durchaus nothwendig, sich in das Französische Textbuch zu hatten; vermittelst einiger Variationen, die am eigentlichen Wesen der Musik nichts verändern würden, könnte man einen gereinigten und aufführbaren Robert mit leichter Mühe herstellen; anstatt der Nonnen setze man die ersten besten andern Spukgestalten; wo liegt die Nothwendigkeit, daß diese Phantome ein Kreuz auf der Brust tragen? Was thut's zur Sache der heiligen Rosalie tanzen? Was den fünften Akt betrift, so ist leicht zu sehen, daß die Kirche von Palermo nur eine Nebenrolle spielt, mehr des Effekts wegen und als Decoration da ist, wie der Beisw in der Stummen. Die Oper verliert wenig oder gar nichts, wenn die ganze Kirche wegbleibt. Ich verschwieg meine Ansichten über die Unsinn dieser Spektakel obnehin doch vor der Kunst. Sobald ich nach Paris zurückkomme, will ich Herrn Meyerbeer fragen, ob er meine Idee billigt, und wenn er es thut, so will ich selbst einen erbodoren Text besorgen, und man mag die ausgemerzten Gespenster durch irgend andere, die gerade bei der Hand sind, etwa aus dem Schlosse Udolfo, zwischen Stimm- und Pfeifen-Werk, ersetzen.

Das Frühstück endigte nach den Vorschriften der alten Philosophie. An diesem Saale, der so lachend, so voller Duft, so ganz voll Toskanischer Anmuth und Lieblichkeit war, inmitten dieser Orangen-Gärten, wo das Leben so mächtig ist, wo alle Menschen die Florentinischen Frühlingsluft unserer Kälte und Erstarrung so durchsichtigen Gebieten, erklang plötzlich, kontrastirend genug, ein Trauerlied, ein Grabgesang, und versetzte uns Alle in eine köstlich melancholische Stimmung. Madame Catalani hatte das Dies irae der Englischen Kirche angestimmt, diese düstere Hymne, die mit einem Cypressenzweig auf den Marmor eines Grabes geschrieben zu sein scheint. Die langgedehnten Töne des Englischen Hornes begleiten diese Gesänge. Wie kam eine Leberraschung unerwarteter; wie erfaderisch und schöpferisch in Fremde und Entzücken ist sie. Die Gastlichkeit der Villa Catalani! ein ausgesuchter Festsaal, worin die Litanei der heiligen Jungfrau und hinterher das Dies irae! Und zum Dessert floß der Wein der Liebe, der Champagner! Hier an den Ufern des Arno, die Seele voll von den Weinen Frankreichs, zwischen den Frauen aus Florenz und denen aus Paris sprang, hörten wir trunken hingerissen die Verse unseres Requiems. Der laue Wind säuselte durch die Orangen der Terrasse; der Mittag senkte sich dernidere mit seinen Geheimnissen, seinen süßen Italiänischen Dahinschmachten; ein sanfter Licht spielte auf den Scheiben; es war wie im Trictinium zu Virur, als Horaz zu Lyrtius sagte: „Laß uns Myrthen und Rosen pflücken! die Kürze des Lebens verbietet uns lange Hoffnung: Laß uns glücklich sein!“

Dieser ganze Tag war nur ein langes Konzert; die Tage zu Florenz, besteren nur aus Musik und wäßren die uns früheu Morgen. Das Piano wurde geöffnet; die Gesellschaft nahm auf den Divans des Saales Platz. Madame Duvivier, die Tochter der Madame Catalani, beginn eine der schönsten Contra-Aufstimmen, die Italien gehört hat; sie sang die Ouvette mit ihrer Mutter; man sang Norma, die Donna del Lago, die Semiramide durch. Der glänzende kunstbetriebene Salon von Paris wurde am Piano der Villa von Madame Gaetan Murat, der Tochter des Herrn von Mérendal, der ein Freund des Kaisers war, würdig repräsentirt. Jedem Augenblick kamen neue Besuche aus Florenz; das Gerassel der Wagen, das Stampfen der Pferde auf dem Pflaster des Hofes, die pompasten Anmeldungen großer Namen aus der Toskanischen Aristokratie, nichts war im Stande, eine Unterbrechung im Genuß zu verursachen oder den begeisterten Eifer nur für einen Augenblick zu mäßigen. Die Dame des Hauses, als Virtuosin, als Komponistin, wie waren zu Babylon oder im Walde der Irmensäule, Niemand kümmerte sich um irgend etwas, was draußen vorging. Es war die schöne Leidenschaft der Kunst in ihrer ganzen göttlichen Thorheit, wie sich sie so oft gerühmt haben; es war seine Gesäligkeit eines Künstlers der Sänger, seine Liebenswürdigkeit, seine Schärfe und der Langeweile durch eine Zuflucht zum Gesange zu entgehen, sein ergungenes und erkünstelten Begnügen; durch kein Programm waren die bevorstehenden Genüsse numerirt; kein widerwärtiges Präludiren, kein Kokettiren und Gezaine; Alles war Feuer und Leben und wahre Leidenschaft — Cavatine, Cantilene, Polonaise, Duo, Terzo, Romanze; eine Partie verschlang die andere, bis Piano lieh der Stimme seine Kraft, und die Stimme seine Piano. — So wird in der Villa Catalani Musik gemacht.

Nicht auf Thaber wollt' ich mein Zelt aufschlagen, sondern hier, hier in dieser frischen Oase, in der Ebene des Arno. Die harmonienreiche Villa klingt noch in meinen Ohren, und noch jetzt, da ich diese Erinnerungen niederschreibe, ist es mir, als hörte ich meine Nachtigall, das Wunderkindlandscher Meer, melodische Töne jenes Florentinischen Sängertage berühet. Der Mittagsschlaf im Frühling hat mir nie einen beiderer Traum beschert, als jener anmuthvolle Tag des wirklichen Lebens; die thörichte Phantasie, die nach der innersten Poesie des Glückes sucht und sie nie in dem Gestimmel der Städte findet, schafft sie sich selber in den Oasen der Idealwelt, in den Gefilden des Herzens, schöpfe sich aufbauen in Licht und Luft, und wiederhallen von Musik und Gesängen und dem Geplätscher der Springbrunnen und den Stimmen der Frauen; der Traum wird zur Wirklichkeit, aber nur einen Tag lang; das Glück dauert nicht — die bose Erschnurung verschwindet wie das Dunstgebild der Wüste; rings umgiebt uns wieder der nackte dürre Sand, und das bittere Gefühl der Verlassigkeit, in der wir zu athmen verdammt sind, überschwemmt wieder unser ganzes Herz.

Dieser Tag zum wenigsten sollte vollkommen schön sein; ich hatte ihn in einer Villa begonnen, wo die Majestät des Talentes ihre Krone niedergelegt hat, und ich beschloß ihn in einem Palaste, wo eine andere königliche Majestät erloschen, wo Alles der Erinnerung des Kaisers voll gewesen Geschlag des größten neueren Namens. Die Schwester Napoleons, die Wittwe des Königs von Neapel, hatte mich der Ehre gewürdigt, ihren Soireen beiwohnen zu dürfen. Welch ein gastlicher Palast, diese Stätte der Verbannung! Die Etikette fragt dort nicht mehr nach Rangstufen und Titeln; die Aristokratie des Geistes hat sie beseitigt, brauchte er nur zu sagen: Ich bin ein Franzose; und die Thür thut sich ihm auf und man grüßt ihn ein Fest. Die Welt ist repräsentirt im Salon der Gräfin von Lipona; Königreich, Kaiserreich oder Republik, jeder Stand schickt ihr seine Gesandten, und es umgiebt sie ein Hof, den ein einziges, höheres Interesse als der gewöhnliche beseelt. Was spricht man hier nicht? welche Welt hat sich hier nicht zu treffen gewußt? die Schwester des Kaisers; nicht um dergleichen kommt man jetzt zu ihr, sondern um sie zu sehen, zu bewundern, sie zu hören, sich von ihr entzücken zu lassen, denn mit besaß eine Frau mehr Anmuth und bezaubernde Liebenswürdigkeit der Rede. Gott hatte sie geschaffen, sie auf den Thron zu setzen, und ihr unvergängliches Lächeln wie dieses Florentinische Meere, das harmonisch ist wie ihre Stimme. Auch auf sie sind die Jahre und das Unglück mit ihrem lastenden Gewicht gekommen, ohne daß der blendende Glanz ihrer Jugend unter den Thränen erloschen wäre. Welch eine Familie! Es soll ein Fremder zum ersten Mal in seinem Leben in diesen Salons, wo die schönsten Frauen von Florenz versammelt sind, eintreten — und sein Blick soll nicht sogleich auf die ehemalige Königin hatte — er wird sich gewiß nicht erst bedenken und folglich die rechte nennen. Es ist immer, als wenn die beiden großen Namen, die sie führt, in Strahlenschrift ihre Stirn umleuchteten.

Alle Abend wird gesungen im Salon der Gräfin von Lipona; die Musik ist die Leidenschaft von Allen, sie liebt sie mit Leidenschaft; alle Parteien sind Freunde der Kunst; es hat vielleicht noch nie eine gerdonte Familie so instinktmäßig den wahren Geschmack für die schönen Künste besessen. Madame Catalani kommt oft mit ihrer Tochter, sich an das Piano dieses Salons zu setzen. Die ausgezeichneten Dilettanten aus Florenz machen sich die Freude, sich dort hören zu lassen. Alle neuen Komponisten kommen dort ganz frisch an, und es fehlt nie an Künstlern, die sie sogleich zum Vortrag ihrer Kompositionen auffordern. Ein jenem Abend überreichte mir die Gräfin von Lipona, während gesungen wurde, ihr Stammbuch und ersuchte mich um einige Verse. Nach einem Tage, der nichts als Poesie gewesen war und in Gegenwart dieser erhabenen Frau, hätte ich erröthen müssen, wenn ich den anderen Tag hätte abwarten wollen, um mich dessetben zu fügen. Ich schlug das Stammbuch auf, und unter den Zeilen einer Cavatine schrieb ich auf einem Blatte des Konzert-Saales ein Gedicht: „Die Verbannten in Florenz“, nieder.

Nachdem ich meine Verse der edlen Verbannten vorgelesen hatte, bat sich sie, selber um mir Stift, Tintel und Blatt eines anderen Gedichts zu bestimmen, welches ich dann auf der Stelle abfassen wolle. „Sehr gern“, erwiderte sie mir mit ihrer Königlichen Gnade; „hier ist Sujet: ich führe zwei Namen, auf die ich stolz bin, ich bin die Schwester Napoleon's und Murat's Frau; der Titel Ihres Gedichtes soll sein: Bonapartund Murat.“

Ich schrieb eine Ode nieder *), las sie der Schwester Napoleon's

*) Beides, sowohl das Stammbuch-Gedicht als diese Ode, wird in einem der nexten Hefte der Revue de Paris mitgetheilt.

Digitized by Google

der Wittwe Murat's vor, und hatte das Glück, Thränen über ihr edles Antlitz fließen zu sehen; es war das einzige Mal, daß ich mich glücklich schätzte, ein Paar Verse improvisiren zu können. Ein zweiter Tag, wie dieser, wird mir nie erscheinen.

Bibliographie.

Analisi della sensibilita, delle sue leggi e delle sue diverse modificazioni. (Ueber das Wesen der Sensibilität, in moralischer und politischer Hinsicht.) Von Francesco Lomenaco. Lugano. 2 Bir. 60 C.

Articoli varii di statistica ed economia. (Statistische und staatswirthschaftliche Betrachtungen.) Von Melchiorre Gioja. 3 Bde. Lugano. 15 Lir.

Ballate. (Balladen.) Von Luigi Correr. Venedig. 5 Lir. 22 C.

Beatrice di Tenda. — Lyrische Tragödie in 2 Akten. Mailand. 86 C.

Bergamo. — Notizen über diese Stadt, gesammelt von C. Facchinetti. 1 Lir. 30 C.

Gli anni del novizinto di Alfredo Meister. (Wilhelm Meister's Lehrjahre.) Mailand. Erster Bd. 2 Lir. 61 C.

Farmacopea universale. — 22stes Heft Colocynthis — Cuprum. Pr. jedes Heftes 87 C. Venedig.

England.

Charakteristiken, von Charles Lamb.

II. Während der Genesung.

Ein Leiden, hart genug, das in der Gestalt eines nervösen Fiebers mich seit einigen Wochen an mein Zimmer gefesselt und mich nur langsam verlässt, macht mich unfähig, über irgend einen anderen Gegenstand zu reflektiren, als über meine Krankheit. Erwartet also nichts Gesundes, liebe Leser, in diesem Monat von mir, nur die Träumereien eines Kranken habe ich Euch zu bieten.

Ja, die ganze Existenz des Kranken ist ein Traum! Und ist es nicht ein prächtiger Traum für einen Menschen, das Bett hüten zu müssen, die Vorhänge um sich herum zu ziehen, die Fensterladen vor der Sonne zuzuschließen, und sich dem völligen Vergessen aller Werke und Arbeiten, die das Gestirn beleuchtet, hinzugeben, unempfindlich zu seyn gegen alle Geschäfte des Lebens, die Pulsschläge einer Arterie ausgenommen?

Wenn er eine königliche Einsamkeit giebt, so ist es das Bett des Kranken. Wie er herrscht darin! wie umgebieterisch er seinen Lumen nachstehen kann! Mit welcher herrischen Willkür er mit seinem Kopfkissen umspringt, wie er es sich zurecht zupft, wie er es schüttelt, wie er es um und um dreht, kleiner macht, es klopft, glatt streicht und zusammenballt, nach dem tausendfachen Bedürfniß, nach der immer wechselnden Laune seines bewegten Hirns.

Mit seinen Füßen und Beinen wechselt er Biter, als ein Politiker; jetzt liegt er der Länge nach ausgestreckt, dann wieder zusammengewickelt wie ein Knäuel, schief, in der Quere, mit Kopf und Füßen in der Diagonale des Bettes, und Niemand schreit über ihn, daß er unmenschlichig sey, daß er den Mantel nach dem Winde trage. Er ist unumschränkt im Umkreise seiner vier Bettpfosten.

Wie die Krankheit das Interesse des Menschen an sich selber erhöhet! Er ist sich der ausschließlichen Gegenstand. Unbedingter absoluter Egoismus ist ihm als einzige Pflicht vorgezeichnet. Er hat nur Einen Gedanken: Wie er wieder gesund werden wird. Um alles andere, was interessirt oder außerhalb des Hauses vorgeht, kümmert er sich nicht — Alles ist ihm gleichgültig, wenn er nur nicht die Thüren in ihren Angeln knarren hört.

Noch vor wenigen Tagen interessirte es sich lebhaft für den Gang eines Prozesses, von dem das Wohl und Weh seines besten Freundes abhing. Man konnte ihn sehen, wie er im Interesse dieses Mannes alle sunfzig Viertel der Stadt durchstieg, die Zeugen aus ihrer Trägheit aufzustöbern, den Eifer der Advokaten anzuspornen. Gestern sollte die Sache endlich entschieden werden. Und nun ist es so gleichgültig dagegen, als wenn die ganze Geschichte in Peking vorgefallen wäre. Vielleicht merkt er aus dem Gestichte, welches durch das ganze Haus geht, ohne sie sein Ohr bestimmt zu sehn, wie die Dinge stehen, welch eine schlechte Wendung sie genommen haben und daß sein Freund verliert ist. Aber das Wort Freund, das Wort verliert wirken nicht anders auf ihn ein, als die Worte irgend eines gleichgültigen Gewächses; er soll nur einen Gedanken haben: Wie er wieder gesund werden kann?

Welch eine Welt von Sorgen liegt in diesem Alles verschlingenden Gedanken!

Er hat den Harnisch der Krankheit angelegt, hat sich in die schwielenvolle Haut des Leidens gehüllt, all' sein Mitgefühl hält er wie einen köstlichen Wein unter Schloß und Riegel, nur für seinen eigenen Bedarf.

Er liegt da, klagend und seufzend über sich selbst; Abkühlung empfindet er nur um sich selber; der Gedanke seines Leidens wühlt in seinen Eingeweiden; er schämt sich nicht, über sein Weh, über die Schmerzen, in denen er verwelkt ist, Thränen zu vergießen.

Vergebens geht er im Stillen mit sich zu Rathe, wie er sich was zu Gute thun soll; er stunt und studirt auf alle möglliche kleine Kunstgriffe und Fälllen, wie er sich eine Erleichterung verschaffen könne.

Er nimmt so viel Theil an sich selber, als er nur irgend im Stande ist, und theilt sich, vermöge einer sehr vergeblichen Fiction, in eben so viel Individuen ein, als er leidende und vom Schmerz gefolterte Glieder an seinem Leibe hat. Bleiweilen sinnt er über seine eigene Person, wie über einen fremden Gegenstand, nach, über seinen armen trockenen Kopf und den dumpfen stumpfen Schmerz, den er die ganze Nacht über ausgestanden, als wäre ihm ein Nagel in den Schädel eingedrebet worden; oder er betrachtet mit Jammer seine langen abgemagerten Finger; für alle Theile seines Körpers empfindet er Mitleidern, und sein Bett ist eine wahre Schule der Humanität und des guten Herzens.

Er verlangt keine Zuschauer bei seiner Tragödie; aber die Gestalt der alten Wärterin hat er gern, die ihm seine Bemühen und sonstige Herzstärkung darreicht. Was ihm an ihr gefällt, ist ihre Gefühllosigkeit, die Freiheit, alle Qualen seines Fiebers vor ihr ausjubhnen, wie vor den Pfosten seines Bettes.

Für die Angelegenheiten der Welt ist er todt; er begreift gar nicht, was der Sterblichen beschäftigen kann; nur ein flüchtiger Schimmer von alle dem durchfährt seinen Kopf, wenn der Doktor seinen täglichen Besuch macht, und selbst aus den Falten dieses geschäftigen Gesichts erräth er nicht die große Zahl der Klienten, welche schmachten, wie er; in seiner Einbildung ist er allein der Kranke. Was stümmert's ihn, zu welchem anderen Krankenbett der gute Doktor bineilt, so wie er zur Thür hinaus ist, und sein Gottschlaf sorglam eingetreten hat, ohne Furcht, etwas davon abzuerieben.*) Nein, er denkt nur an die regelmäßige Wiederkehr derselben Erscheinung am anderen Tage um dieselbe Stunde.

Nichts von dem, was im Hause gesprochen wird, berührt ihn. Ein schwaches Gemurmel giebt ihm Kunde von dem Leben, das sich außerhalb seiner Bettverdhänge bewegt, ohne daß er Lust hat, davon Notiz zu nehmen. Er will nichts wissen, will an nichts denken. Die Domestiken, welche die ferne Treppe mit kleinen Schritten auf und nieder steigen und auf Socken zu gehen scheinen, halten sein Ohr angenehm wach, nur gerade so viel, daß er in einem Traume von dunklen Muthmaßungen begwelben bleibt. Alles Genauere, Bestimmtere würde eine Last für ihn seyn; nur leise Eindrücke undeftimmter Muthmaßungen sind Alles, was er vertragen kann.

Schwach schlägt er seine Augen auf beim dumpfen Klange des Klöpfel an der Thür, der mit einem Tuch umwickelt ist, und er schließt sie wieder zu, ohne nur zu fragen: Wer ist das? Er fühlt sich wohl in dem Mitgenommen von dem Gedanken geschwächt. Und es ist, nach dem man sich erkundigt, aber nach dem Namen des Besuchers fragt er nicht, der ist ihm gleichgültig. In der allgemeinen Stille und dem feierlichen Schweigen des ganzen Hauses liegt er auf einem Paradebett und genießt seiner Souverainetät.

Kraft dieses heißt, Königlichen Vorrechte ausüben. Man vergleiche nur die stillen Tritte der Dienstleute, den schwiegenden Eifer, mit dem sie ihre Dienste verrichten, wie ein Wink der Augen schon hinreichend ist, sie in Thätigkeit zu setzen; man vergleiche das mit ihrem ferglosen Benehmen, mit ihrem Kommen und Gehen ohne alle Umstände, mit ihrem Thürenwerfen ꝛc., sobald es mit dem Kranken nur ein wenig besser geht, und man wird mit Ehrfurcht vor dem Bett, vor diesem Thron des Kranken die zum Lebensfluß des Rekonvalescenten ein Verlust der Würde ist, ein Fall, der an Schmach einer Absetzung gleichkommt.

Die Genesung reduzirt Alles wieder auf den gewöhnlichen unfreundlichen Zustand. Wie weggeblasen ist die Verehrung, die der Leidende noch vor wenigen Stunden in seinen und seiner Familie Augen einnahm.

Der Schauplatz seiner Königthums, sein Krankenzimmer, oder besser gesagt sein Audienzzimmer, wo er weich dahingestreckt lag und Alles seinen despotischen Launen unterworfen war, ist plötzlich in ein ganz ordinaires Schlafzimmer verwandelt. Sogar die auf die Symmetrie des Zimmers gerichtet sich die Aufmerksamkeit zu allgemeiner Bedeutungslosigkeit — alle Tage wird es gemacht. Welch ein Unterschied gegen die getrurchte Gestalt, den wogenartigen oceanischen Anblick, den es noch kurz zuvor darbot; wo man, wenn es gemacht werden sollte, den Kranken mit allen seinen Laden und Schmerzen in die Höhe heben und ihn zwingen mußte, sich den Forderungen seiner Unbeweglichkeit zu unterziehen; wo er Stunden lang hintereinander wußte, daß bis vier Tage dem Ruhe hatte, die sein Lager wieder zu einem Ebnes gemacht werden war und jede Falte von neuem ein bisterisches Zeugniß abgab. Hier hatte er durch eine veränderte Lage den Schmerz ein wenig getäuscht, dort sich umgedreht in seiner Pein oder auf irgend eine Art sonst Gelegenheit zur Erleichterung zu verschaffen gesucht.

Es ist vorbei; die mysteriösen Seufzer lassen sich nicht mehr hören, das Geflöhn und Aechzen, das um so viel schrecklicher erschien, als wir nicht wissen, aus welchem Abgrund verborgener Leiden es hervorbrechen mag; die Qualen vom Gift der Hydra sind gestillt, das Räthsel der Krankheit ist gelöst und Philoktet wieder ein gewöhnlicher Mensch geworden.

Höchstens, daß noch einige Spuren des Krankheits-Traumes zum Vorschein kommen, so oft der Arzt seinen Besuch erneuert. Aber, wie ist der Doktor selbst verändert! Ist er es denn noch? dieser Zuträger des Neugierigen, dieser Plauderer, der gar nicht aufhören will, dieser Krankenerzähler, der von Allem spricht, nur nicht von Medizinischem? Ist es denn noch der nämliche Mann, der noch ganz kürzlich zwischen den Kranken und seine graufame Feindin wie ein heiliger Abgeordneter der Natur, mit der Macht der Heilkraft ausgerüstet, trat? Pfui! und nun wie ein altes Waschweib!

Mit dem Doktor muß man Allem Lebewohl sagen, was der Krankheit einen pompösen Anstrich giebt. Adieu der Reiz, der in dem Stillschweigen des ganzen Hauses lag; Adieu die Ruhe, die in den inneren Zimmern wie in einer Wüste herrschte. Alles ist verschwunden! Die stummen Dienstleistungen, jene unaufhörlich ängstlich fragenden Blicke, die noch ängstlichere Sorge des Kranken um sich selbst, der Beseitigung alles Gedanken der äußeren Welt, der Wunsch, daß nur sich zu seinem Gegenstande, und sein Selbst zum Universum für sich gemacht hat.

Auf diesem schlammigen Ufer der Rekonvalescenz hatte mich die zurückkehrende Woge der Krankheit gelassen, aber noch war ich weit von dem festen Lande der Gesundheit, als Ihre Aufforderung, mein

*) In England wird jeder Versuch des Arztes noch an demselben Tage, wo er gemacht ist, bezahlt.

Digitized by Google

werther Redacteur, an mich gelangt, in der Sie mich um einen Artikel ersuchen in articulo mortis, dachte ich bei mir selber; aber dieser Witz, so schlecht er war, ist mir doch von Nutzen gewesen. Ihre Aufforderung, so wenig sie anfangs zur rechten Zeit zu kommen schien, wandte mich wenigstens wieder den kleinen Geschäften und Angelegenheiten des Lebens zu, die ich auf dem Gesicht verloren hatte; Sie haben mich endlich einer Sphäre der Thatigkeit wiedergegeben, dahin mich gerade zur rechten Zeit aus diesem dehlen Traume des Egoismus gerissen, aus diesem dumpfen Krankheitszustande, in dem ich tief verharren lag, aller Magazine und Monarchien der Welt, aller ihrer Gesetze und Literaturen vergessend. Die Hypochondrie weicht, und aus dem monströsen Zustand von Eigenliebe und Selbsucht, zu dem die Krankheit unser Wesen aufschwellt, sehen Sie mich schon auf meine natürlichen Ansprüche zurückgeführt, die mich wenig für mich fordern und in jeder Hinsicht eine weise Beschränkung für die Hauptbedingung meines Glückes ansehen lassen.

Bibliographie.

Belford Regis. (Kleinstädtische Sittenschilderungen.) Von Miß Mitford. 3 Bde. 31½ Sh.

Journal of a residence in China. (Tagebuch eines Aufenthalts in China und in den benachbarten Ländern in den Jahren 1830—32.) Von David Abel. 6 Sh.

Memoirs of Lord Bolingbroke. (Denkwürdigkeiten des Lord Bolingbroke und seiner Zeit.) Von G. W. Cooke. 2 Bde. 28 Sh.

Hydraulia. — Beschreibung der Wasser-Werke in London. Von W. Matthew. 18 Sh.

Faust Papers. (Bemerkungen über Goethe's Faust und die Englischen Uebersetzungen desselben.) Von Dr. Koller. 3½ Sh.

A therapeutic arrangement and Syllabus of Materia Medica. (Handbuch der Materia medica.) Von Dr. J. Johnstone. 3½ Sh.

Frankreich.

Zur Biographie Charles Nodier's.

Charles Nodier ward im Jahre 1783 zu Besançon geboren. Sein Vater war ein ausgezeichneter Justiz-Beamter jener Stadt. Der junge Nodier kam sehr früh nach Paris, wo er sich durch einige Romane bekannt machte, die einen Anflug von Schwermuth hatten, voll Interesse waren und ihren Verfasser empfahlen. Als der erste Konsul Bonaparte eben den Kaisertitel annehmen wollte, wagte es Nodier, den gewaltigen Emporkömmling in einer Ode, betitelt „la Napoléone", direkt anzugreifen. Dieser kühne Gedicht ist eins der merkwürdigsten, das die Französische Literatur aufzuweisen hat. Der Verfasser hatte sich aus Kindheit nicht genannt; als er aber erfuhr, daß man den Buchdrucker auf die Präfektur geschleppt, erklärte er sich als Verfasser des konfiszirten Werkes, und zeigte dem Ministerium an, daß er die ganze Verantwortlichkeit auf sich nehmen werde. Des anderen Tages wurde er festgenommen und in Châlons-sur-Marne eingekerkert. Nach langer Haft sollte er als Exulant nach Besançon; aber schon in Troyes wurde er auf neue Verdachtsgründe arretirt. Er entrann dieser Haft glücklich und floh über Besançon weiter. Mehrere Monate später glaubte man ihn im Einverständniß mit einigen exaltirten Menschen, die einen Komplottes gegen Napoleon angeklagt waren, den Sie aufhängen wollten, als er über den Jura reiste, um sich in Mailand die eiserne Krone von Italien aufsetzen. Nodier suchte ein Asyl im Departement des Jura, wo er mehrere Jahre zubrachte, und anschienend nur mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigt war. In seinem Asyl bewundelig, flüchtete er nach der Schweiz, wo er die Beschäftigung einer Korrektors: Almanache und Korrektors für Buchdrucker trieb. Um diese Zeit bestimmte ihn der Tod einer Dame, die er zärtlich liebte, in das Kloster der Teapisten zu gehen. Nachdem der Französische Commissair seine Kuelieferung erlangt hatte, flüchtete er, obgleich gefährlich krank, und trat eine Zeit lang, sein Brod erbettelnd, in Gebirgen herum. Dieser Kampf mit Elend, Krankheit und Krankheiten zwang ihn endlich, einen Trupp Italiänischer Bandwaler sich anzuschließen, mit denen er nach Frankreich zurückkehrte, und an deren Arbeiten er bis zur Aufhebung seines Arrest-Lesthls Theil nahm.

Seine Freundschaft mit Herrn Beujour, Unter-Präfekten des Dôle-Departements, erwarb ihm die Erlaubniß, einen Kursus der schönen Wissenschaften zu eröffnen. Dieser Kursus erbielt in kurzem die Sanction der Universität, und Nodier wurde zwei Mal nach einander zu Lehrstühlen der Rhetorik berufen; allein die Regierung wollte diese Ernennungen nicht katifiziren.

Von neuem unstät und flüchtig, fand der junge Professor zu Amiens, bei einer Englischen Dame, Lady Marie Hamilton, gastliche Aufnahme; aber sein unruhiges Temperament trieb ihn aus diesem Asyle fort; er wanderte durch einen Theil Europens und begab sich zu einem Freunde, der ihn nach Laibach einlud. Nodier wurde Bibliothekar dieser Stadt und zugleich Redacteur des „Illyrischen Telegraphen". Die Wiedereroberung der Illyrischen Provinzen durch die Oesterreicher nöthigte ihn, nach Paris zurückzukehren, wo ihm seine literarischen Arbeiten eine ehrenvolle und unabhängige Existenz sicherten. Um jene Zeit wurde Nodier unter die Mitarbeiter am Journal des Débats aufgenommen. Im Jahre 1814 gehörte er zu denjenigen Schriftstellern, die sich am kräftigsten zu Gunsten der Restauration vernehmen ließen. Als der Polizei-Minister während der Hundert Tage ihm Anträge machte, antwortete Nodier mit einem sehr energischen Artikel, betitelt: „Bonaparte am 4. Mai", welcher in den Nain jaune eingerückt und in verschiedenen Departements nachgedruckt wurde. Ueber den Erfolg dieser Schrift unruhig und Fouché's Absichten scheuend, zog sich Nodier zu einem Freunde zurück, und betrat Paris nicht eher wieder, als bis der König wieder eingezogen war. Seine Treue wurde mit einem Adelsbriefe belohnt; nachmals ernannt man ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion, und 1824 zum Konservator der Bibliothek des Arsenals. 1833 wurde er Mitglied der Akademie.

Obgleich Herr Nodier in seiner Jugend ein herumirrendes Leben führte, hat er doch immer den regsten Sinn für Literatur und Wissenschaft gezeigt, und über sehr verschiedene Materien viele Schriften zu Tage gefördert, die seine ausgebreiteten und mannigfachen Kenntnisse bekundeten. Jetzt lebt er von der großen Welt abgeschieden im Schooße seiner liebenswürdigen Familie und im Kreise einiger Freunde, die sein herrliches Talent, seinen edlen Charakter zu schätzen wissen. Nodier's vollkommene Harmlosigkeit, die ihm den Beinamen des Guten par excellence erworben hat, macht es seinem Menschen möglich, sein Feind zu sein, und die Feder dieses geistreichen Mannes, die so oft Werthvolles leistete, hat in der That noch keinem Menschen ein Leid angethan.

(F. P.)

Bibliographie.

Extrait d'une série de recherches sur quelques unes des révolutions de la surface du globe. — Von L. Elie de Beaumont. ½ Fr.

Genera des insectes, ou Exposition détaillée de tous les caractères propres à chacun des genres de cette classe d'animaux. — Von C. Gurein und B. Perchéron. Erste Lfg. 6 Fr.

Élémens généraux de l'art de guérir, ou Abrégé de médecine théorique et pratique, d'après l'observation — Von J. Jgn. Boin-Grillet.

Histoire médicale de l'armée d'orient. — Von R. des Genettes. 6 Fr.

Observations de médecine pratique sur le choléra-morbus de Paris en 1832 et 1833. — Von J. Berthelot. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— Meteorologische Feste. Die Süd-Afrikanische literarische und philosophische Gesellschaft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hat, auf Anrathen des Sir John Herschel, ein siebentes meteorologisches Comité zur Sammlung und Berechnung von Beobachtungen ernannt und folgenden Beschluß gefaßt: „An vier bestimmten Tagen im Jahre — am 21. März, 21. Juni, 21. September und 21. Dezember (wenn nicht einer dieser Tage auf einen Sonntag trifft, in welchem Falle dann der 22. gewählt wird) wollen wir stündliche Beobachtungen des Barometers, Thermometers, trocknen und feuchten Thermometers (hygrometers oder Psychrometers), der Wolken, des Windes, der Meteore u. s. w. am Anfange jeder Stunde mittlerer Zeit des Orts anstellen und 30 Stunden lang, nämlich von 6 Uhr Morgens am 21. bis 6 Uhr Abends am 22., fortsetzen. Auf diese Weise hoffen wir Sicherheit eine vierundzwanzigstündige Reihe korrespondirender oder wenigstens zu interpolirender Beobachtungen für alle Längen zu erhalten." Sir John Herschel hat eine Beschrift über diesen Gegenstand geschrieben und bewirkt darin, „wo möglich in England und an anderen Orten, zu Lande und zur See, die Meteorologen zu bewegen, diese vier Tage als meteorologische Festtage zu betrachten, wo Jedermann auf seinem Posten seyn muß."

— Merkwürdige astronomische Theorie. Wir geben Nachstehendes auf die Autorität des berühmten Französischen Astronomen Neage: Wenn man eine Reihe von Zahlenwerthen, die mit 0 beginnt, und worin, vom zweiten an, jeder folgende das Doppelte des vorhergehenden ist, horizontal neben einander schreibt, nämlich:

0.	3.	6.	12.	24.	48.	96.	192.
4.	7.	10.	16.	28.	52.	100.	

und dann zu jedem dieser Werthe 4 addirt, so erhält man eine Reihe, welche die relative Entfernung der Planeten von der Sonne angiebt:

Merkur. Venus. Erde. Mars. .... Jupiter. Saturn. Uranus.

Bezeichnet 10 die Entfernung der Erde, so ist 4 der Abstand des Merkur, 7 der der Venus, 16 der des Mars, 52 der des Jupiter, 100 der des Saturn, und 196 der des Uranus. Dies Gesetz kannte man bis auf 100 schon vor der Entdeckung des Uranus, und da bei Auffindung dieses Planeten seine Entfernung den Astronomen diesem Gesetze gemäß sprach, so war dies ein großer Beweis für die Richtigkeit desselben. Es ist indeß zu bemerken, daß zwischen dem Mars und Jupiter, und zwar nahe dem Abstande von der Sonne, der den Zahlenwerthe von 28 entspricht, eine Lücke ist, die zuerst durch die Auffindung des Planeten Ceres, und später der drei anderen Planeten, Pallas, Juno, Vesta, ausgefüllt worden. Die Bahnen dieser vier kleinen Planeten liegen einander so nahe, daß die Astronomen glauben, sie möchten nur Fragmente einer größeren Planeten seyn, der durch eine innere Explosion oder durch den Stoß eines Kometen in mehrere Stücke zersprengt wurde.

— Gold-Literatur. In New-York erscheint jetzt in einer Reihe von Heften eine genaue Beschreibung der Gold-Region der Vereinigten Staaten. Jedes Heft wird von einer Charte des Distrikts, worin die Goldmine liegt, begleitet seyn. Das erste Heft wird die Gold-Region von Nord-Karolina nebst einem aus den Verhandlungen der geologischen Gesellschaft von Pennsylvanien entlehnten Aufsatz über die Gold-Region der Vereinigten Staaten von James Dickson enthalten. Das zweite Heft wird die Staaten Virginien und Maryland, und das dritte Pennsylvanien, New-Jersey und New-York umfassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Mittwoch den 3. Juni 1835.

England.

Second Voyage of Discovery to the Arctic Regions etc. (Capitain Roß zweite Entdeckungsreise nach dem Nordpol.) London, 1835.*)

Der in dem vorliegenden Werke beschriebene letzte Versuch, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, ist, wie wohl zu bemerken, das Unternehmen eines Privatmannes gewesen. Denn die Britische Regierung war der vielen Expeditionen, die alle nach einander ohne Erfolg abliefen, endlich müde geworden. Hielt man sich aber auch längst davon überzeugt, daß jedes weitere Nachforschen in den Arktischen Regionen, selbst wenn man einmal eine Durchfahrt durch das Polarmeer entdeckte, doch von keinen erheblichen Folgen für den Handel seyn würde, so nahm man nichtsdestoweniger nur mit Bedauern wahr, daß die durch das öffentliche Interesse angeregte Frage nun für immer ungelöst bleiben sollte. Mehr als drei Jahrhunderte hatte der Gegenstand die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch genommen; zahllose Versuche waren von verschiedenen Seiten und besonders von England aus gemacht worden, dessen unternehmende, gewandte und kühne Reisende seit mehreren Jahren hier viel auf dem Wege der Entdeckung gethan, wenn auch alle diese Entdeckungen meist nur auf negative Resultate führten. Bei alle dem gaben Viele die Hoffnung nicht auf, daß man durch die Prinz-Regent-Einfahrt endlich auch eine Durchfahrt auffinden könnte. Es hieß nämlich, daß an dem äußersten Punkte, den das Schiff „Fury" vor einigen Jahren erreicht, das Meer von Eis frei sey, so wie an dem gegenüberliegenden Punkte, dem Kap Turnagain, welches von der Beringsstraße aus besucht worden; diese beiden Punkte aber lagen nur einige hundert Meilen von einander ab. Hieraus nun konnte, beschloß der Capitain Roß, sein Glück noch einmal zu versuchen, um entweder die Straße, wenn es eine solche gäbe, zu passiren, oder ein für alle Mal zu beweisen, daß eine solche nicht vorhanden sey.

Ein reicher Bürger in London, Herr Felix Booth, hatte es übernommen, alle Kosten zu der Expedition beizusteuern. Demzufolge wurde, in Capitain Roß's Angabe, und, daß die Fahrt vermittelst eines Dampfschiffes am besten gelingen müßte, ein solches angeschafft; man versah dasselbe mit neuen Patent-Maschinen, und nachdem man alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, verließ die „Victory" (so hieß das Dampfschiff), in Begleitung eines Transportschiffes, das Proviant für die Reise bis zur Prinz-Regent-Einfahrt mitnehmen sollte, am 23. Mai 1829 die Themse. Es hatten sich unglückliche Vorbereitungen gleich bei der Abreise gezeigt; schon in den ersten Tagen überzeugte man sich von der Untauglichkeit der Dampfmaschinen, die man zuletzt ganz aus dem Schiffe über Bord warf; zu gleicher Zeit brach eine Meuterei unter der Mannschaft auf dem Transportschiffe aus, indem sie sich weigerte, die Reise fortzusetzen.

Trotz dieser und noch mancher anderen entmuthigenden Umstände aber ließ sich Capitain Roß auch nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen, und nachdem er lange mit ungestümem Wetter zu kämpfen gehabt, erreichte er die Davis-Straße in den ersten Tagen des Juli und kam am 25sten desselben Monats in der Räuchten Kolonie Pelikrinburg an, wo er sich einer herzlichen Aufnahme zu erfreuen hatte. Nachdem es daselbst einige Reparaturen vorgenommen und sich aus den Trümmern eines Wallfischfahrers mit mehreren nothwendigen Dingen versehen hatte, brach er am 26sten wieder auf. Am 30sten wurde zuerst Eis gesehen, und am 6. August liefen sie in den Lancaster-Sund ein.

Sie führen nun den Sund entlang und steuerten nach der Prinz-Regent-Einfahrt zu. Am 12. August erreichten sie die Stelle, in deren Nähe die „Fury" vor wenigen Jahren geschleitert war.

„Die Victory", erzählt Capitain Roß, „war in einen guten Eisbehälter eingelaufen, innerhalb einer Viertelmeile von der Stelle, wo die „Fury" ihren Transport aus Mangel an Eis gelöst; wir waren begierig, den Ort zu untersuchen, und um neun Uhr des Abends sah ich mich in Begleitung der Commandirenden Roß (Neffe des Cap. Roß), des Herrn Thom und unseres Wundarztes dahin. Wir fanden die Küste mit Kohlen überdeckt, und es war kein geringes Interesse, mit dem wir nach dem einzigen Zelte zweilten, das sich allein noch ganz erhalten hatte, nämlich nach dem Speisezelte der Offiziere des Schiffes „Fury". Wir bemerkten indeß deutliche Spuren, daß Bären hier häufige Besuche abgestattet. In der Nähe der Thür fanden wir eine Reisetasche, in der der Commandeur Roß damals sein Notizenbuch nebst einigen Spezies von Vögeln zurückgelassen, indeß war nichts mehr von dem Allen zu erblicken, da die Tasche zerrissen und kein Fragment von dem Inhalte in derselben zurückgeblieben war. Auch die Seiten des Gezeltes waren an manchen Stellen aufgerissen; übrigens war es im Ganzen gut erhalten."

„Da, wo die Speisen und Getränke aufbewahrt wurden, fanden wir Alles unversehrt. Obgleich vier Jahre hindurch allem Ungestüm der Witterung ausgesetzt, hatten sie doch nicht im mindesten gelitten, und was die Bären anbetraf, so wurden sie durch die feste Verpackung der Materialien davon abgehalten, den Inhalt zu bereichen. Hätten sie nur gewußt, was hier war, so würden sie uns sicherlich nicht viel Vorrath übrig gelassen haben. Alle wir die aufgefundenen Artikel näher untersuchten, ergab sich, daß nichts geforen sey, auch schien uns der Geschmack der verschiedenen Speisen durchaus nichts verloren zu haben. Dies gereichte uns in der That zu keiner geringen Freude, denn es war nicht eine Bestätigung überflüssiger Begierden, sondern unserer nöthigsten Bedürfnisse und die Aussicht auf unsere weiteren Erfolge, die uns der Fund gewährte. Der Wein, die Spirituosen, der Zucker, das Brod, das feine Mehl und die Genußmittel, Alles war in gleich gutem Zustande, mit Ausnahme eines Theils der letzteren, die in den Provisionsfässern aufbewahrt werden. Die Limonaden und gefrorenen Fleischer hatten nicht gelitten, und selbst die Segel, die in guter Ordnung zusammengelegt waren, befanden sich nicht nur trocken, sondern schienen kaum jemals naß geworden zu seyn."

„Wir begaben uns nun an's Gestade, wo die „Fury" zurückgelassen ward, indeß war keine Spur von ihrem Rumpfe mehr zu sehen. Es wurden verschiedene Meinungen darüber geäußert, und jeder derselben hatte gleiche Berechtigung, Glauben zu verdienen. Nur im Allgemeinen konnten wir, da wir oft wahrgenommen, was die losbrechenden Eismassen an jener Küste verwechten, mit Wahrscheinlichkeit annehmen, was wir einigen nicht zu erklären wußten. Das Schiff war entweder im Ganzen fortgerissen oder in unendlich kleine einzelne Stücke zerstümmert worden, die mit dem übrigen Treibeise in jenen Gewässern umherschwammen. Wenigstens war keine Spur davon mehr übrig, wie erblickten die zehn Meilen, die wir an der Küste entlang südlich von jener Stelle vorbeipassirten, nicht die geringsten Anzeichen von dergleichen Ueberresten und eben dies war der Fall, als wir uns zwei Meilen nordwärts wandten, um die Gegend näher zu untersuchen."

„Wir begaben uns demnächst wieder an Bord, speisten und teasen hier Anstalten, um eine hinreichende Masse von den aufgefundenen Lebensmitteln einzuschiffen, so daß wir auf zwei Jahre und drei Monate vollkommen versehen wären. Herr Thom, der nun mit einem Gehilfen und einigen Handlangern am Bord zurückblieb, hatte eine Liste entworfen von Allem, was wir besonders nöthig befanden. Ein übriger Mannschaft lag in Booten an der Küste bereit, um Alles aufzunehmen und zu transportiren, was aufgefunden würde; und der Provisionsmeister mit dem Schiffs-Arzte sollten Alles aussuchen und unterscheiden helfen, was am besten erhalten wäre."

„Wir setzten unsere Verladungen an diesem Tage (14. August) fort, indem wir noch zehn Tonnen Kohlen einnahmen, und nachdem die Mannschaft etwas ausgeruht hatte, demühten wir uns, alle unsere Vorräthe und den Proviant noch vor Tischzeit an Bord zu bringen. Wir fanden die Reisrer-Kreuzstange der „Fury," und unser Schiffs-Zimmermann benutzte sie zu einer neuen Unterstange, als Ersatz für die, welche wir verloren hatten. Auch entdeckten wir einige Kisten und Bretter-Tane, so wie mehreres Gerüth zum Gebrauche für unseren Zeichenmann und Zimmermann. Die Licht-Schachteln der „Fury", die wir eben auffanden, mußten entweder von Bermelinen oder von Mäusen durchfressen seyn, denn eine derselben war gänzlich und die übrigen zum Theil aufgefressen. Die Ketten-Kabel und die kleinen Kanonen waren nicht sehr weniger von diesen Thieren, wie sie auch an der Küste bereits lagen, überdeckt; und obgleich davon, daß sie ein wenig verrostet waren, fanden wir sie in demselben Zustande wieder, wie sie hier zurückgelassen worden. Der Pulver-Vorrath, der von dem übrigen Theil der aufgefundenen Artikel getrennt lag, fand sich ohne alle Bedeckung unter freiem Himmel, denn die wasserdichte Bedeckung, die man darüber ausgebreitet, war in Lumpen zerfallen, nur die Patent-Schachteln hatten das Schießpulver selbst noch vollkommen trocken erhalten."

— Ueber die Schwierigkeiten, die sich unseren Reisenden jetzt entgegenstellten, über ihre Anstrengungen und Hoffnungen, über ihre Un-

*) Wir haben zwar in Nr. 51 nach der Literary Gazette einige ironische Bemerkungen in Bezug auf diese Reise mitgetheilt, dürfen jedoch das Werk selbst, das gleichwohl eine ausgezeichnete Stelle unter den neueren Erscheinungen der Englischen Literatur einnimmt, nicht ohne ausführlichen Bericht vorübergehen lassen.

Digitized by Google

glücksfälle und ihre kritische Lage bei mehr als einer Gelegenheit, berichtet der Capitain Folgendes:

„Die auf einmal hereinbrechende reißende Fluth trieb uns aus unserem Zufluchtsorte hinweg; wir getrieben an eine Stelle, wo wir kaum drei Fuß weit von Felsen entfernt waren, die unter dem Wasser verborgen lagen. Wie hielten es für gut, den Platz zu umfahren und so in ruhigeres Wasser hineinzusteuern; demnächst bugsirten wir nach allen Kräften, um in eine kleine Bucht einzulaufen, die hinter jener Stelle unser Schutzort zu versprechen schien. Allein unglücklicherweise ergab es sich, daß wir an einen Strudel hingerietben; wie waren zu wiederholten Malen, mehr als eine Stunde um und um getrieben worden, und fuhren uns dann genöthigt, den Platz zu verlassen, und das Weite zu suchen. Es blieb uns endlich nichts weiter übrig, als uns an einer Eismasse fest zu halten, die in der Mitte der Strömung entlang schwamm, indem wir so der Gefahr zu entgehen hofften, welche in den Strudel hinein getrieben zu werden. Unser Eisberg schwamm immer weiter westwärts, so daß wir einem heftigen Sturm entgegen getrieben wurden. Indeß nahm die Fluth in dem Maaße ab, je weiter wir verwickelt drangen, und da die kleineren Eismassen, die uns jetzt umgaben, uns nicht mehr so gewaltig zerstießen, so waren wir bald im Stande, noch vor Mitternacht die Segel aufspannen und es gelang uns, in's freie Wasser hinein zu kommen."

„Die Gefahr jedoch war noch nicht vorüber; da wir noch immer beschürzen mußten, von der nächsten Fluth wieder zurückgetrieben zu werden, wenn es uns nicht gelänge, vorher in Sicherheit einzulaufen. Der Wind war uns gerade entgegen und auf unsere Segel, auf unser steuerlos Fahrzeug durften wir uns eben nicht viel verlassen; andererseits war gar nicht daran zu denken, hier irgendwo Anker zu werfen. Wir bemerkten bald, daß wir gar keinen Grund fanden; indeß um vier Uhr begann es auf einmal wieder ruhig zu werden. Wir entdeckten in einiger Entfernung an dem nächsten Ufer einen Hafen; sogleich steuerten wir nach allen Seiten hin auf denselben zu und fanden uns bald hinter einem Felsenriffe geborgen, das von Eisbergen umgeben war, innerhalb einer Kabel-Länge von der Küste ab."

„Mehrfache Scenen dieser Art hatten nicht bloß sich, sondern auch mehrere meiner Gefährten schon erlebt, aber wenn wie auch schon öfter der Gefahr entronnen waren, so hatten wir doch noch niemals mit solchen Erstarnen und mit so innigem Dankgefühle die Entdeckung machen können, daß wir ganz ohne materiellen Schaden davon gekommen waren. Es ist unmöglich, sich einen vollständigen Begriff von einer so furchtbaren Natur-Scene zu machen, wenn man sie nicht selbst erlebt hat. Die Eismassen sind wie Strengbirge, zusammengethürmte Felsthürme in der Mitte der Fluthen, gleich einem Vorgebirge der einen Küste, wenn sie irgendwo Boden fassen, nicht weniger fest und hart, als ein Land von Granit-Gebirgen. Man denke sich nun, wie diese Krystall-Gipfel an einander stießen, wie sie unter donnerndem Getöse ungeheure Stücke von einander losreißen, und wie sie sich gegenseitig an einander reiben, bis sie ihr festeres Gleichgewicht verlieren und endlich kopfüber fallen, indem sie mit dem Meere, das sie in Bewegung setzen, bei jedem Umwenden, während die flacheren Eisfelder, mit Gewalt an die Massen und Felsengebirge angetrieben, in sich selber zerfallen und ein fürchterliches unbeschreibliches Getöse und Getrache hervorbringen."

— Am 30. September ergab sich's, daß alle Aussicht auf weitere Vordringen um diese Jahreszeit vorüber sey, und daß man sich zu die Winter-Quartiere zurückziehen müsse. Am 6. Oktober bemerkt Capitain Roß:

„Unsere Ueberzeugung war bald zur Gewißheit geworden; wir konnten nirgends mehr einen Streif flüssigen Wassers erblicken; und wenn nicht hier und dort eine Felsklippe aus dem Meere hervorragte, so umherbrach nichts die Einförmigkeit der traurigen, unbeschränkten Einsehen der Eis- und Schneemassen, die nach allen Richtungen hin den Horizont abschlossen. Es war in der That ein trauriger Anblick. Bei aller Erhabenheit der Natur ist diese Himmelsgegend, die Region des Eises und des ewigen Schnees, immer ein düsteres, trauriges und hergermatterndes, wüstes und monotone Land, unter dessen Eindrücken der menschliche Geist erkaltet und ertaubt, indem er außerst zu denken fermögt als zu fühlen; und es ist auch keine poetische Begeisterung ist im Stande gewesen, in jene Gegend der ununterbrochenen Stille und des Todes, da wo nichts sich regt und bewegt, wo immer ein und derselbe Anblick, wo Alles kalt, gefühllos und abgestorben ist, irgendwie Leben und Bewegung zu bringen."

— Es wurden nunmehr alle lebhafte Vorbehrungen für den Winter getroffen.

„Es war", erzählt der Capitain, „nachdem wir die als gänzlich untauglich befundene Dampfmaschine über Bord gewerfen, nöthig gewesen, das Eis um das Schiff herum zu behauen, damit das Letztere, da es um so viel leichter geworden war, seine nautische Wasser-Höhe erreichen könne. Hierauf erbod es sich neun Zoll hoch und wir mußten eine Eis- und Schneedamm um dasselbe aufrichten, um uns gegen die Kälte zu sichern. Wir trafen nun die erforderlichen Vorbehrungen, damit die Hitze sich gleichmäßig über den Schiffsraum und die Schlafstellen der Mannschaft verbreite. Auf das Verdeck, über die tuyeronen Röhren brachten wir Decken aus Filztuch über, um den Dampf innerhalb zu erhalten und gelbrig zu verdichten. Demnächst wurde das obere Verdeck mit Schnee übergogen, und noch mehr Anstalten und Anordnungen waren im Innern des Schiffes nöthig geworden."

— Der Schnee ward zu diesem Behufe in kleinere Theile in Form von Quadersteinen zerschnitten. Man muß aber nicht etwa das, was bort Schnee genannt wird, mit dem unsrigen verwechseln. Es wird hierüber von Roß Folgendes bemerkt:

„Wer in den Polar-Regionen umherkamt ist, den dürfte es leicht befremden, wenn er hört, daß die dortige Bevölkerung auf ihren Wanderungen mehr an Durst, als an Kälte zu leiden hat. Wenn auch in Europa, wo der Schnee nie sehr kalt wird, wo die gewöhnliche körperliche Hitze hinreicht, ihn zu schmelzen, da wird diese Masse leicht als ein Surrogat des Wassers benutzt. Ganz anders ist es hier, wo die höchste Temperatur des Schnees in den Winter-Monaten 0 ist, und wo dieselbe oft funfzig Grad unter den Gefrierpunkt oder achtzig Grad unter den Punkt fällt, wo wir uns des aufgethauten Schnees als Wasser bedienen können. In jenen Gegenden vermehrt diese Substanz noch den Durst, anstatt ihn zu löschen, so daß die Eingebornen, wenn sie auch im höchsten Grade an jenem leiden, doch nie zum Schnee als einem Surrogate des Wassers greifen dürfen."

— Die traurige Einförmigkeit der Lebensweise unserer Reisenden ward indessen auch durch manchen frohen Tag angenehm unterbrochen.

„Die Elemente selbst", erzählt der Capitain von dem Weihnachtstage, „schienen den Tag mit uns zu feiern. Eine herrliche glänzende Morgenröthe begann das Firmament zu erleuchten und es bildete sich am Horizont gleich einer terrassenförmig gewölbten Begrenzung, die sich von Osten nach Westen zu erstreckte. Der Tag wurde mit Gebeten und Kirchenliedern gefeiert; aber zu Mittag ward auch ein außerordentliches Mahl gehalten, wovon unser Roastbeef den wesentlichen ertheilenden Theil bildete. Auch Grog wurde gegen die Regel an dem Tage verabreicht, da derselbe ohne dieses Kabinet in den Sternamm nicht genug ausgezeichnet worden wäre. Die Vorräthe der „Fury" kamen uns hierbei recht zu Statten, da sich unter denselben auch kleine Pasteten und gefrorner Frau-Brantwein (eine Art von künstlichem Eis) befunden hatten — Dinge freilich, die an einem anderen Orte unter anderen Umständen besser behagt hätten. Die ganze Mannschaft verlebte den Tag recht glücklich, an dem wir auch alle unsere Flaggen aufstellten, und die glänzende „Venus" gewährte uns endlich einen Anblick, dessen erhabene Pracht mit der ganzen Feier herrlich zu harmoniren schien."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Französische Aufschlüsse über Freimaurerei.

(Aus dem Monde des Familles.)

I. Proben des Maurers.

Drei Hauptgrade giebt es in der Freimaurerei — die Grade des Lehrlings, des Gesellen und des Meisters. Die übrigen, ins Unendliche verzweifacht, die den Schottischen Ritus bilden, den ein Theil der Maurer angenommen, scheinen uns mehr oder minder bedeutungslose Unterscheidungen zu sein, die nur dazu dienen, durch das Bedürfniß nach einem äußerlichen Tand, einem Spielwerk, das Männern so unwürdig ist wie den Kindern, hervorgerufen worden.

Vergleichen wir die Bestimmungen des ersten Grades mit der ersten Stufe der Mysterien der Ihr, die man als die Kindheit der Maurerei betrachten kann.

Nachdem man sich von der Zulässigkeit und Brauchbarkeit des Kandidaten in Kenntniß gesetzt hat, wird dieser von seinem Pathen oder Einführer, der auch die Beamten der Loge von der Ankunft des Aufzunehmenden unterrichtet, an die Pforten des Tempels geführt. Hierauf erscheinen zwei Wächter, welchen ihm seine Waffen, seinen Schmuck, seine metallene Gegenstände, die er sonst bei sich tragen mag, ab, um hierdurch die darmenden Eingänge, die in der Gesellschaft herrscht und die Gleichgültigkeit, die jeder Freimaurer gegen die Reichthümer und Eitelkeiten der Welt besitzen soll. Man entkleidet ihn zur Hälfte, eine Anspielung auf die milde Temperatur des herbstlichen Traumeinkunft, das den Anfang des Jahres bei den Aegyptern leitete, und die Binde, mit der man ihm die Augen bedeckt, deutet auf die längere Dunkelheit und das Klärerwerden der Tage, das dann eintritt.

Hierauf führt man den Kandidaten in das Zimmer der Betrachtung. Es ist dies ein Zimmer, welches nur von einer Lampe beleuchtet wird, und dessen schwarze Wände mit Sinnbildern des Todes und ernsten Sprüchen bedeckt sind. Der Meister vom Stuhl setzt sich dem Kandidaten die Nichtigkeit alles Menschlichen vor die Seele. Nach den üblichen Ceremonien führt ihn ein Bruder in den Tempel ein mit den Worten: „Es ist ein Blinder, der nach dem Lichte, ein Leichnam, der nach der Auferstehung verlangt." Dort zeigt sich seinen Blicken eine Wölbung, azurblau, auf der die Sonne, der Mond und die Sterne abgebildet sind. Von dieser Wölbung hängen drei Teppiche herab, jeder mit sieben Wachskerzen, die sieben Planeten vorstellend. Der Großmeister sitzt, gegen Morgen hingewandt, auf einem goldenen Throne, umgeben von den Gesellen. Vor ihm erhebt sich ein dreieckiger Altar, auf den der Kandidat seinen Eid niederzuleisten hat. Dieser Altar ist das Bild der schöpferischen Kraft, die im Osten liegt. Das Dreieck ist das Symbol der Gottheit oder im der Bauersprache: des großen Baumeisters des Universums.

Der Kandidat wird zuerst durch Fragen geprüft, ob dahin abzweckten, seine Seele zu erforschen. Der Großmeister unterrichtet ihn, wie der Hierophant ehemals den Neophyten, von den Gefahren, denen er sich aussetzt, und wenn er auf seinem Entschlusse beharrt, läßt man ihn Reisen machen, die sich ebensalls der Aegyptischen Prüfungsweise nähern. Wenn die letzte vollendet ist, steigt er die drei Stufen des Tempels hinan, kniet vor dem Altar nieder, und hat, mit der rechten Hand das Evangelium berührend, folgenden Eid zu leisten:

„Ich schwöre auf die Statuten der Ordens und auf das Schwerdt, das Symbolist der Ehre, alle Geheimnisse, die mir anvertraut werden, unverletzlich zu bewahren. Ich verspreche, meine Brüder zu lieben und ihnen beizustehen nach meinen Kräften. Wenn ich eidbrüchig werde, so soll mir der Hals abgeschnitten, Herz und Eingeweide mir aus dem Leibe gerissen, mein Körper zu Asche verbrannt, meine Asche in alle Lüfte zerstreut werden und mein Andenken verflucht sein unter allen

Digitized by Google

Freimaurern. So wahr mir nach Abend zurück im Tempel, und in der Binde fällt von seinen Augen.

Alle diese Spuren der Aegyptischen Weihe, die man in der Aufnahme des Lehrlings antrifft, fallen weg bei der Beförderungs-Ceremonie zum Gesellen und Meister.

Die Symbole, die der Kandidat im zweiten Grade der Freimaurerei antegt, werden uns von dem Sinn und Zweck dieser Grades hinlänglich in Kenntniß setzen.

Auf seiner ersten Reise ist der Kandidat mit einem Hammer und einem Meißel versehen; der Hammer, das Sinnbild der Arbeit und der Kraft, mit der Alles ins Werk gerichtet wird, der Meißel, das Emblem der Skulptur und der schönen Künste.

Auf der zweiten Reise trägt er einen Kompaß und ein Richtscheit — Bilder der Vollkommenheit in Allem.

Auf der dritten trägt er ein Richtscheit und ein Brecheisen, die materielle, moralische und intellektuelle Kraft anzeigen.

Auf der vierten trägt er wieder ein Richtscheit und dazu ein Winkelmaaß — das Werkzeug, ohne welches das Gebäude weder Regelmäßigkeit noch Festigkeit gewinnt.

Auf der fünften endlich trägt der Neophyt gar kein Symbol; man nimmt an, daß er dann alle Kenntnisse besitzt, durch die der Mensch frei und unabhängig wird.

Das Symbol des ersten Grades ist, wie wir gesehen haben, das Dreieck oder Delta, welches die Einheit, das Unendliche, Gott vorstellt. Die fünf symbolischen Instrumente des zweiten resumiren sich in ein einziges, den fünfeckigen Stern, der die Mannigfaltigkeit vorstellt.

In der Mysteriöse sind am Tage einer Aufnahme alle Anstalten mit Kränzen und Teppichen geschmückt. Der Tempel ist schwarz ausgeschlagen. Eine einzige Lampe steht auf dem Altar und beleuchtet mit ungewissem Schimmer die Versammlung. Alle Meister sind schwarz angezogen, die Hüte auf den Köpfen, alle das Schwerdt in der Hand. Alles dies bezieht sich auf die Erwerbung Hirams, des Erbauers des Salomonischen Tempels.

In der Mitte des Tempels erblickt man einen Sarg; symbolische Reisen haben stattgefunden; der Kandidat ist dreimal vor den Kopf geschlagen worden. Hierauf wird folgende Begebenheit vorgetragen: Salomo, der Sohn Davids, da er beschlossen hatte, Gott einen würdigen Tempel aufzurichten, machte einen Vertrag mit Hiram II., König von Tyrus, welcher ihm versprochen hat, eine große Anzahl guter Meister unter seiner Führung ausgezeichneter Baumeister zu senden, und ihn mit Cedern vom Libanon als Bauholz für den Tempel zu versehen. Der geschichtete unter den Baumeistern hieß Hiram; er war von Mutterseite aus dem Stamme Naphtali. Hiram hatte eine bewundernswürdige Ordnung in den Arbeiten des Tempels eingeführt, und damit nach ihren Verdienst belohnen, und hatte sie deshalb in drei Klassen getheilt, die der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister. Jede dieser Klassen hatte ein besonderes Erkennungswort. Mittlerweile entwerfen drei ehrgeizige und neidische Gesellen den Plan, das Wort des Meisters zu erlangen. Eines Tages, nachdem die Arbeiter hinausgegangen waren, gingen sie, der eine nach dem Osten Abends, der andere an die gegen Mitternacht, der dritte an die gegen Morgen. Als Hiram nun an die Thür gegen Abend, kam um hinauszugehen, verlangte der erste Gesell das Wort des Meisters; Hiram schlug es ihm ab, weil er es nicht verdiente. Da der Gesell ihn durch seine Drohung zur Erfüllung seines Wunsches bewegen konnte, versetzte ihm dieser einen Schlag mit einer Wolge vor den Kopf. Hiram lief zur Thür nach Norden, aber dort fand er den zweiten, der ebenfalls und eben so vergeblich das Wort des Meisters von ihm verlangte, und ihm mit einem Hammer einen Schlag auf die Schulter gab, daß er zurücktaumelte. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, um zu entkommen; doch ward ihm sein Untergang klar, als der dritte Gesell an der Thür gegen Morgen erschien und ihm mit einem Hebeisen die Brust zerschmetterte. Die Mörder trugen den Leichnam auf einen nahen Berg, wo sie ihn verscharrten und den Platz mit einem Akazienzweig bezeichneten. Salomon sandte neun Meister aus, Hiram aufzusuchen; drei gingen durch die Thür gegen Abend, drei durch die gegen Norden und drei durch die nach Morgen. Sechs Tage waren verflossen, ohne daß sie Hiram eine Spur seines Meisters gefunden hätten; am siebenten wollte sich einer von ihnen, den die Müdigkeit übermannte, niederstrecken, und um es sich bequemer zu machen, stützte er sich mit der Hand auf den Akazienzweig, den die Mörder in den Boden gesteckt hatten; widerstandslos ging er heraus und blieb ihm in der Hand. Die frische zugeschaarrte Erde erregte seinen Verdacht; alle drei fingen an zu graben, und fanden . . . Und so wurde der Leichnam des würdigen Meisters Hiram gefunden.

Die Meinungen über die Bedeutung dieser Legende sind getheilt. Einige sehen darin die Sonne und ihren Lauf durch die Zeichen des Zodiakus; andere behaupten, Salomo habe in dieser Allegorie die Verschwörung Absalon's gegen seinen Vater David darstellen wollen.

Was uns glaublich scheint, ist, daß der weise König Salomo, der die geheimen Weihen fortpflanzte und organisirte, ihnen unter diesem Bilde, in welchem er sie an die Erbauung seines Tempels knüpfte, eine materielle und populairere Form zu geben versucht hat und folglich auf diese Weise als Gründer der Freimaurerei zu betrachten ist.

II. Fortbildung der Freimaurerei.

Die Geschichte des Ordens zu geben, ist fast eine Unmöglichkeit; nur hie und da tauchen einzelne Thatsachen auf, die uns über seine Entwicklung spärliches Licht verleihen.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheint eine Brüderschaft von Maurern in Großbritannien. Ihre Forschungen breiten sich gleichmäßig mit denen des Christenthums aus. Die Denkmäler in England nähren von ihr her, um das Jahr 926 erbaut. Der Prinz Edwin, der Bruder des Königs Athelstan, ist Großmeister der Brüderschaft. Nach und nach verliert die Verbrüderung ihre ursprüngliche Gestalt. Die Großen und der Adel bewerben sich um die Ehre, aufgenommen zu werden. Von seinen alten Geschäften bleibt nichts übrig als die Sinnbilder.

Mittlerweile stiftete im Anfang des 12ten Jahrhunderts Hugo von Payen in Frankreich einen Ritter-Orden, mit Einweihungen und Mysterien, in Bezug auf die Kreuzzüge im Orient. Dieser Orden, der der Templer, aus gedienten und kühnen Männern bestehend, gewinnt schnellen Wachsthum und verbindet sich mit den Freimaurern in England. Bald wird er so furchtbar, daß ein König auf seinem Throne vor ihm zittert, und seine Reichthümer sind überaus so groß, daß sie die Gier des Fürsten reizen. Nach hundertjährigem Bestehen wird der Tempelherrn-Orden, nachdem er zur höchsten Stufe des Glücke und zugleich seines innern Verfalls gelangt, im Jahre 1311 von Philipp dem Schönen aufgehoben und der Großmeister Jakob Molay verbrannt, auf dem Pfuhle, der gegenwärtig die Statue Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf einnimmt.

Die Freimaurerei wächst in England und breitet sich dort immer weiter aus dis zu dem Zeitpunkte, wo sie zu uns herübergebracht wird, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Seit dem Jahre 1725 kamen einige Große vom Französischen Hofe in's Geheim zu bestimmten Zeiten, bei einem Restaurateur in der rue des Boucheries zusammen; drei Lords in ihren Equipagen brachten sie dahin, welcher sie geführt hatte, Lord Derwent-Waters; einer der Englischen Edelleute, die ihre Anhänglichkeit an das Haus Stuart gezwungen hatte, eine Zuflucht in unserem Lande zu suchen.

Bald genug kamen seltsame Gerüchte über diese Versammlungen in's Publikum, die nur wenigen Auserwählten der Zutritt dazu offen stände, daß man sich einer besonderen Sprache und eigenthümlicher Zeichen bediene, und daß dort geheimnißvolle und grausenhafte Ceremonien vorgenommen würden. Und im Jahre 1737 ergingen die ersten Ordonnanzen vom Chatelet gegen die Freimaurer.

Auf diese Weise wurde die Freimaurerei in Frankreich eingeführt. Keine der Mittein, die einen Verfolgungseifer ersinnen, fehlt ihr, auch nicht die Verfolgung. Die Ordonnanzen des Chatelet machten die Freimaurerei zur Mode.

König Ludwig XV. mochte immerhin ganz laut den Herren, die sie Freimaurer gelten, sein Mißfallen bezeigen; er mochte sie auf ihre Güter verbannen, es half ihm Nichts, er richtete nichts damit gegen die Freimaurerei aus; er verbot dem Herzog von Antin, das Großmeisterthum des Ordens anzunehmen, und der Herzog, dieser große und so kluge Schmeichler, gehorchte dem Könige nicht.

Im Jahre 1743 wählte der Graf von Clermont, Prinz vom Geblüt, der zum Großmeister ernannt war, zu seinem Stellvertreter den Banquier Baure, der eine Anzahl von Logen errichtete, um einen schändlichen Handel damit zu treiben. Der folgende Jahre bewilligte Karl Eduard Stuart den Maurern von Arras aus Erkenntlichkeit für die Dienste, die sie ihm erwiesen hatten, eine Institutions-Bulle als Landes-Loge, unter dem Namen des „Jakobitischen Schottlands" und vertraute die Leitung derselben mehreren Notabeln der Stadt, unter anderen den Herren de Beaurepaire und de Wignacourt.*) Stiftet Revoluzion!

Unterdessen nahm die Sucht nach Titeln und Graden im Orden immer mehr und mehr zu. Ein die Stelle des Banquier Baure kam der Tanzlehrer Lacorne, und diese Ernennung führte fünfundzwanzig Jahre innerer Verwirrungen und Schisme herbei, in Folge deren die große Loge sich zu einer obersten Körperschaft umbildete, „Großer Orient" genannt, in welche die Meister durch Wahl gelangen.

Im Jahre 1776 wurde der Herzog von Chartres, späterer Herzog von Orleans, dann Philippe-Egalité, zum Großmeister ernannt; in dieser Zeit wurde die Neugier so groß, daß Männer und Frauen alles Mögliche anwandten, um hinter die Geheimnisse des Ordens zu kommen. Die Frauen fochten die Ausnahme eifrig nach. Gegenwärtig Revolutionslogen bildeten sich und die Herzogin von Bourbon wurde Großmeisterin derselben.

In Ende des Jahres 1789 wandten sich die Blicke, von dem Schauspiel der neuen Welt, die an's Licht trat, zu mächtig gefesselt, von der Freimaurerei ab; das Interesse daße und der Glanz verblenden es doch immer mehr und mehr bis zum Jahre 1793, wo der Großmeister öffentlich aus der Verbindung heraustrat. Seiner sichtigsten Mitglieder durch die Guillotine beraubt, benzte der Orden sein Haupt unter die Herrschaft des Schreckens und erstand nur erst auf Napoleon's Stimme wieder aus seiner Lethargie, als der Kaiser das erstarrte Frankreich mit seinem Zauberstabe in's Leben rief.

Napoleon bevölkerte die Logen mit seinen Generalen und gab ihnen seinen Bruder Joseph zum Großmeister. Unter der Restauration derstanden sich die ausgezeichnetsten Advokaten gar wohl auf den Nutzen, den sie aus dem Bande der Verbrüderung für ihr Talent gewinnen konnten.

Gegenwärtig scheint der Freimaurer-Orden in Frankreich ein wenig in den Hintergrund gedrängt durch die Soldaten und durch die Redner.

III. Drei Abenteurer.

Es war ganz unbemerkbich, daß die Freimaurerei und ihre geheimnißvolle Hülle von klugen Weltleuten für Privatzwecke auf Kosten der Leichtgläubigkeit ihrer Brüder gebraucht werden mußte. Drei bekannte Männer des vorigen Jahrhunderts machten einen solchen Gebrauch davon und mit dem entschiedensten Glücke.

Der Erste ist der Graf von Saint-Germain, ein unsterblicher Mann, ein Intrigant ersten Ranges, der sich Könige zu seinen Vertrauten gerrien aufsuchte, Haufen Geldes von ihnen erhielt, um ihnen ein wenig

*) Maximilian von Robespierre, der Beide von hier genannten, war dasselbe Freimaurer.

Digitized by Google

Gold zu fabriziren, auf den Geiz der Menschen und nicht auf seine Freigebigkeit und Großmuth. Ihn spekulirte und so sein Glück gründete.

Der folgender ist der schöne Venetianer Johann Jakob Casanova, abwechselnde Geistlicher, Soldat, Gauner, Spieler, Diplomat. Die Nacht vorher läuft er in Lumpen gebüllt durch die Straßen und plündert die Leute aus, und den Abend darauf ist er im Cashno, in Sammt gekleidet, mit Spitzen und Diamanten geschmückt, gewinnt das Geld und liebkoset mit den schönen Damen; steigt sich zu Voltaire und Frau von Pompadour, und macht die Bekanntschaft Lorenzung der Lotterie, zum Ludwig XV. Geld zu verschaffen; — ein Mann des Rathes und der That, zu Allem bereit, zum Guten wie zum Schlechten, dem wenig zu einem Manne von Genie fehlte, und der nur durch die Fehler und die Schuld seines Jahrhunderts ein bloßer Glücksritter blieb, und seinen Verstand zu Kniffen und Ränken gebrauchte, um der alten Marquise d'Urfé Dosen und Ringe abzuhandeln.

Die dritte Stelle nimmt ein Mann ein, der sich in Paris Graf Cagliostro, in Neapel Marquis Pellegrini, und in Palermo, wo er im Jahre 1745 geboren war, Giuseppe Balsamo nannte. Cagliostro durchzog Europa mit einem großen Gefolge und einer zahlreichen Umgebung von Läufern, Lakaien und Kammerdienern in prächtigen Livreen. Der Fuß, auf dem er lebte, war ganz der eines Fürsten; er wohnte in Palästen, hatte die bestbesetzte Tafel und ging in den kostbarsten Kleidern einher. Er rühmte sich, im Besitz aller großen Geheimnisse der Natur zu seyn, besonders aber der drei leckerhaften: Gold zu machen, das Leben zu verlängern und zum Gewinn in der Lotterie zu verhelfen.

Um seiner Wichtigkeit mehr Ansehen zu verschaffen, hielt er sich nur immer kurze Zeit in jeder Stadt auf, heilte die Kranken mit großer Uneigennützigkeit und verbreitete reichliche Almosen. Das mysteriöse Leben, so wie die hohen Titel und der Roman, den er sich zu seinem Zwecke erfunden, leisteten ihm vortreffliche Dienste. Als er anfing, sich seiner selbst bewußt zu werden, so erzählte er, war er zu Medina, dicht Akharat und wurde von drei Weisen bedient. Eine geheimnißvolle Person, Altotas genannt, lehrte ihn die Botanik, die Medizin und die orientalischen Hauptsprachen, und entdeckte ihm in seinem zwölften Jahre das Geheimniß seiner Geburt; er war der Sohn der Prinzessin von Trapezunt. —

Aber noch alles seines Witzes und seiner Unverschämtheit blieb Cagliostro nur ein untergeordneter Intrigant, bis er unter die Freimaurer in England aufgenommen wurde. Da begriff er sogleich den ganzen Vortheil, den er von der Verbindung ziehen konnte; er kam auf den Gedanken, einen besonderen Ritus zu gründen, zu dem er die Elemente in den Pyramiden Aegyptens erhalten zu haben behauptete. Er entlehnte dem Pfannstiftet einen großen Theil seiner Ideen, dem zu seiner Aegyptischen Maurerei, die aus einzelnen Brocken der Chemie und Kabbala erbaut war.

Der angebliche Zweck dieser Maurerei war, ihre Anhänger zur Vollkommenheit zu führen durch zwei Mittel: durch die physische und durch die moralische Wiedergeburt. Durch die erstere sollte man die ursprüngliche Gestalt vollkommen wiedergewinnen, durch die zweite die ursprüngliche Unschuld, die durch die Sünde verloren gegangen. Alles dies, wenn man den Verdrehungen des Groß-Cophta (hierzu hatte sich Cagliostro ernannt) glaubte, erlangte man durch Visionen und Extase; man rief die Geister herauf und pflog Unterhaltungen mit den Engeln.

Der Groß-Cophta oder sein Repräsentant hatte nur Gewalt durch die Mittelsperson eines Knaben oder eines jungen Mädchens, das Unmündigen oder der Taube, welche Kinder der reinsten Unschuld seyn sollten. Diese waren es, die, nachdem sie die Weihe erhalten hatten, die Engel beschwören, deren man bedurfte, und in einer Wasserschale die Antwort lasen auf alle Fragen, die man an sie richtete. Die Erscheinungen dieses Artikels gestalten uns nicht, die für die physische Wiedergeburt des Mannes oder der Frau nothwendigen Formalitäten zu erzählen.

Wir dem auch sey, die Aegyptische Maurerei erhob ihren Stifter plötzlich auf den höchsten Gipfel der Aufgeklärung in Frankreich; die Bewunderung für Cagliostro steigerte sich bis zum Fanatismus. Sein und seiner Frau Bild trug man auf allen Ringen, Tabaksdosen; es wurden Medaillen auf ihn geschlagen; seine Büste wurde in Marmor, in Bronze gefertigt, und ein Akt las man in gedrucken Buchstaben die Inschrift darunter: „Der göttliche Cagliostro".

Die vornehmsten und bemerktesten Personen ließen sich in die Mutterloge zu Paris aufnehmen, wo Phantasmagorie und Optik eine große Rolle spielten. Der neue Ritus war eine festliche Verstreuung, die Allen, welche in jener Epoche vor Uebersinn und Langeweile verschmachteten, trefflich zu statten kam.

Unterdessen fand der Groß-Cophta, ungeachtet aller seiner Rapports mit dem Himmel, in jeder Art in gar vielfachen Verbindungen und Beziehungen zu Weltlichem und Irdischem. Ernsthaft kompromittirt in der Halsband-Geschichte der Königin Marie Antoinette, wurde er mit dem Kardinal von Rohan, seinem Protektor, in die Bastille gesetzt. Es war, als ob ganz Paris mit ihm eingesperrt wäre. Als er wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, war die Freude allgemein, aber kurz. Ein Königlicher Befehl gebot ihm, Paris in vierundzwanzig Stunden und das Königreich in drei Wochen zu verlassen.

Als er sich zu Boulogne nach England einschiffte, wurde er von mehr als 5000 Personen begleitet, die Alle um seinen Segen baten.

Nach seiner Verbannung aus Frankreich durchzog Cagliostro mehrere Gegenden Europas und gründete Logen nach seinem Ritus. Als nun aber die Französische Revolution losbrach, wurden die Geister von diesen Possen durch die Macht der Wirklichkeit abgezogen. Cagliostro fand in eine fast eben so tiefe Vergessenheit, als sein Ruf noch kurz vorher groß und allerbreitet gewesen war. Aus Tribent vom Fürst-Bischof weggewiesen, war er so ungeschickt, sich nach Rom zu flüchten, und verwegen genug, dort Personen in seine Aegyptische Loge aufzunehmen. Er wurde sehr bald auf Befehl der Inquisition mit seiner Frau arretirt, wegen Zauberei, Ketzerei, Apostasie für toll erklärt und später zum Tode verurtheilt.

Pius VI. milderte seine Strafe zu ewiger Haft. Er wurde in die Engelsburg gebracht, woselbst aber hier einen Priester zu gewinnen, unter dessen Kutte es ihm gelang, sich zu retten. Im Jahre 1787, als die Franzosen nach Rom kamen, war er todt. Das Gerücht ging, die Inquisition habe ihn in der Stille aus dem Wege räumen lassen.

* * *

So ungenügend und oberflächlich diese Arbeit auch seyn mag, so scheint sie uns doch geeignet, dem wohlwollenden Leser einigermaßen eine Vorstellung von dem, was Freimaurerei heißt, beibringen zu können. Die Freimaurerei ist vor Allem eine Verbrüderung, die auf die Prinzipien der Religion, der Wissenschaft und der Politik gegründet ist. Demzufolge hat sie sich so lang erhalten gegen alle Stürme und Wechsel der Schicksale.

Gegenwärtig scheint sie von ihrer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit verloren zu haben. Ihre Aufgabe ist fast erfüllt, jetzt, wo die ausgleichende Macht der allgemeinen Bildung die herrschende in der Welt geworden ist. Die religiöse Toleranz ist zum Gesetz erhoben; frei und offen wandeln die Wissenschaften einher und verbergen sich nicht mehr in den Kampen; die gesellschaftlichen Unterscheidungen und Standesungen werden immer schwächer, und fallen immer mehr und mehr in ein einfaches mittleres Niveau zusammen.

Doch glauben wir, daß die Freimaurerei sich noch lange aufrecht erhalten wird, wie ein Monument, und daß ihr noch einem thätenvollen reichen Leben für die Alter das schöne Geschäft übrig bleiben wird, die Menschen durch ein Band des Wohlthuns, der Milde und der Barmherzigkeit zu vereinigen.

Edmond Leclerc.

Italien.

Storia della Letteratura Italiana. (Geschichte der Italiänischen Literatur. Zweite Ausgab., vermehrt mit einer Literatur-Geschichte der ersten 32 Jahre des 19ten Jahrhunderts.) Von Giuseppe Massei. 4 Bde. Mailand, 1834.

Das vorliegende Werk erhebt sich keineswegs zu einem philosophisch-historischen Ueberblick der Italiänischen Literatur, wir er den intellectuellen Verschichten unserer Jahrhunderte angemessen wäre, aber seine zweckmäßige Eintheilung und die Aufsichten des Verfassers im Allgemeinen machen es zu einem sehr nützlichen Compendium für die lerndegierige Jugend Italiens. Das Werk zerfällt in fünf Bücher: im ersten Buche handelt der Verfasser vom Ursprung der Italiänischen Sprache und von dem Gange ihrer Ausbildung, welchen sie im 14ten Jahrhundert durch Dante und Petrarca erreichte; das Zweite umfaßt die Literatur-Geschichte des 15ten Jahrhunderts, in welchem die Liebe zur Muttersprache sich adlühte, und die drinkenden Köpfe mit ihren Forschungen in vergangene Zeiten sich versenkten, die Lorenzo von Medici die sichenen Geister seiner Tyoche zur Pflege der nationalen Literatur aufmunterte. Damals dichtete Politjano seine klassischen Stanzen, und Pulci und Bojarde streuten den Saamen des romantischen Epos; das im folgenden Jahrhundert so üppig wucherte. Im dritten Buche werden die literarischen Schätze des 16ten Jahrhunderts zur Schau gestellt. Das vierte Buch vertheilet sich über die Italiänische Literatur im 17ten, welches, nächst dem 14ten, für Italien das lebensthätigste Jahrhundert war, weil damals neben so vielen Phrasen eines falschen und schwülstigen Geschmacks, der nur in Teofana nicht treiben wollte, auch manchet tiefe und gewaltige Denker sein Haupt erhob. Das fünfte Buch endlich ist dem 18ten Jahrhundert geweiht, in welchem Kunste, Literatur und Philosophie, zu brüderlicher Eintracht verbündet, so reiche und allgemein bekannte Früchte trugen.

Die jetzige zweite Ausgabe hat der Verf., wie schon der Titel verkündet, mit sehr wichtigen Zugaben bereichert, deren Gegenstand alle die berühmten Italiäner sind, welche im gegenwärtigen Jahrhundert Literatur und Wissenschaft mit Erfolg angebaut haben.

In der Eintheilung des Werkes folgt der Verf. dem Franzosen Ginguené. Nachdem er eine kurze Biographie der Verfasser mitgetheilt, spricht er mit größerer Ausführlichkeit von ihren Werken und giebt von den bedeutendsten derselben eine Analyse. Jeder Artikel zerfällt demnach in zwei Theile, einen biographischen und einen kritischen, in welchem letzteren der Verfasser von dem Urtheil der beschäftesten Kritiker sich leiten läßt.

Bibliographie.

Flora Comense. — Nach dem Linnäischen System, von Professor Giuf. Comolli. Erster Bd. Como. 4 Lir. 24 C.

Sulle forze medicatrici della natura. (Ueber die Heilkräfte der Natur.) Von Prof. Giac. Tommasini. Bologna. 1 Lir. 8 C.

Manuale di grammatica tedesca. (Handbuch der Deutschen Sprache.) Von Luigi de Bartolomeis. Turin. 2 Lir 50 C.

Manuale di storia antica. (Handbuch der alten Geschichte bis zur Geburt Christi.) Von W. H. Machol. Mailand, 1 Lir. 74 C.

Novelle varie piemontese. (Piemontesische Novellen.) Von Marco Nicolosoni. 2 Bde. Turin. 4 Lir.

Pastologia del cavallo. (Das Pferd im gesunden und im kranken Zustande.) Von Prof. Lessona. Turin. 5 Lir. 50 C.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Freitag den 5. Juni 1835.

China.

Ueber die Bevölkerung von China.

(Aus dem Canton-Register.)

Das Römische Reich soll unter den Antoninen, mit Einschluß der Provinzen und der unterjochten Nationen, etwa 120 Millionen Einwohner gehabt haben. Die Ausdehnung seines Gebiets war völlig der des eigentlichen China gleich, und obgleich einige Provinzen erst kurze Zeit den Barbaren entrissen und daher keinesweges gut kultiviet waren, so sind doch die alten Besitzungen der Römer in Europa, Asien und Afrika, wenn nicht stärker, doch wenigstens eben so stark bevölkert gewesen, wie China. Weder entsteht nun der Unterschied von 120 und 361 Millionen? Schwelgerei und häufige Kriege mögen allerdings wohl die Bevölkerung verringert, können sie aber doch nicht so bedeutend reducirt haben. Wir können in unserer beschränkten Sphäre keine Zweifel hegen über die Genauigkeit der Kaiserlichen Bevölkerungs-Listen, und müssen annehmen, daß die Angaben nach einem andern, sicher, der Wahrheit so nahe als möglich kommenden Census gemacht worden sind, aber wir wollen offen einige Schwierigkeiten aufführen, die vielleicht weitere Leute, als wir, zu heben im Stande seyn werden.

In Sching king oder Lian tung giebt die Kaiserliche Statistik 942,003 Bewohner an; nun haben wir einige Distrikte dieses Gebietes selbst besucht, und zugegeben, daß auch wir uns auch irren können, glauben wir doch die Zahl der Einwohner wenigstens auf das Vierfache schätzen zu dürfen. In Ki un sollen nur 307,761 Bewohner seyn. Wir wissen, daß dieses Land äußerst dünn bevölkert ist, aber diese Angabe würde nur 11 Einwohner auf 1 Englisch-Quadrat-Meile geben, was, wegen des fortdauernden Einwanderns der Chinesen, unglaublich ist. In Thibet-han sind nur 2398 Familien angegeben, was bei den zahlreichen Stämmen, die über dies ausgedehnte Land verbreitet sind, weit unter der Wahrheit seyn muß. Vielleicht sind nur diejenigen, welche Tribut zahlen und in der Miliz dienen, unter dieser Zahl verstanden. Wir wollen jetzt nicht den Census von Koko nor und von Ele, worauf dieselben Bemerkungen anzuwenden sind, untersuchen, sondern nur bemerken, daß der zahlreiche Mongolische Stamm nicht in den 361 Millionen mit eingerechnet ist.

So weit wir gesehen haben, ist der Census geringer, als die wirkliche Zahl, aber in einigen Provinzen ist es umgekehrt. Wir sind indeß zu vorsichtig, um Meinungen in die Welt hineinzusenden, die vielleicht gegen Thatsachen streiten, so daß wir lieber die amtliche Uebersicht der Größe und Bevölkerung jeder Provinz mittheilen.

Yu tschih li, Größe 38,949 (Engl.) D. M., 27,990,874 Einw.; also auf jede D. M. 473 Ew.

Schon tung, Größe 65,104 D. M., 28,958,764 Einw.; also auf jede D. M. 515 Ew.

Kiang nan (die beiden Provinzen Kiang su und Ganghwei), Größe 92,961 D. M., 72,011,560 Ew.; also auf jede D. M. 774 Ew.

Schan si, Größe 55,268 D. M., 14,004,210 Ew.; also auf jede D. M. 253 Ew.

Ho nan, Größe 63,104 D. M., 23,037,171 Ew.; also auf jede D. M. 354 Ew.

Kiang si, Größe 721,176 D. M., 30,426,999 Ew.; also auf jede D. M. 421 Ew.

Fo kien, Größe 53,480 D. M., 14,777,410 Ew.; also 276 Ew. auf jede D. M.

Tschi kiang, Größe 39,150 D. M., 36,256,784 Ew.; also 671 Ew. auf jede D. M.

Hu pi und Hu nan, Größe 144,770 D. M., 46,022,605 Ew.; also auf jede D. M. 317 Ew.

Schen si und Kan su, Größe 134,008 D. M., 25,420,381 Ew.; also auf jede D. M. 164 Ew.

Szi tschuen, Größe 166,800 D. M., 21,425,678 Ew.; also auf jede D. M. 128 Ew.

Kuang tung, Größe 79,456 D. M., 19,174,030 Ew.; also 241 Ew. auf jede D. M.

Kuang si, Größe 78,230 D. M., 7,317,895 Ew.; also 93 Ew. auf jede D. M.

Yün nan, Größe 107,869 D. M., 5,561,329 Ew.; also 51 Ew. auf jede D. M.

Kuei tschu, Größe 64,534 D. M., 5,288,219 Ew.; also 82 Ew. auf jede D. M.

Wir fragen die Statistiker, ob 774 Menschen auf einer Engl. D. M. leben können, welches die dreifache Bevölkerung Englands ist, wo nur 223 Menschen auf demselben Raume sich befinden. Ist jedoch der Census von Ganghwei und Kiang su genau, so sind wir übergeugt, daß auf der ganzen Erde kein Land so dicht bevölkert ist, aber eine größere Anzahl Menschen auf demselben Raume zu fassen vermag. Kiang su ist überdies reich an Seen und hat beträchtliche Sümpfe, die natürlich nicht des Anbaues fähig sind. Der höchste Fleiß kann den Landbauer ernähren, aber er kann von seinem saurern Erwerb nichts ersparen, und dessenungeachtet müssen sowohl Ganghwei als Kiang su bedeutend zur Erhaltung des Kaiserlichen Hofes beitragen. Schan su und Tschi kiang sind gebirgige Provinzen, mit vielen dürren Landstrichen und unfruchtbaren Ebenen; dennoch leben, nach dem Kaiserlichen Census, in ersterer Provinz 315 und in letzterer 671 Einwohner auf einer Engl. D. M.

Wir geben zu, daß die Chinesen ein höchst frugales Volk sind, und nicht halb so viel Land zu ihrem Unterhalt gebrauchen, wie die Europäer zu einem behaglichen Leben bedürfen; können aber 617 menschliche Wesen auf einem so kleinen Raume Subsistenzmittel finden? Wenn die Kaiserliche Statistik von Kiang su und Ganghwei richtig ist, so wirft sie offenbar die Theorie von Malthus über den Haufen. Si tschih li ist ein dürres Land, hat aber dennoch 473 Einwohner auf jeder Engl. D. M.

Wir können auch nicht einsehen, weshalb Yün nan weniger Bewohner haben sollte, als Kuei tschu, die unfruchtbarste aller Provinzen, oder weshalb Kuang tung und So nan, die beide eine dichte Bevölkerung haben, nicht eben so stark auf die D. M. bevölkert seyn sollten, wie Tschi kiang, während erstere Provinz nur ein Drittel, letztere nur halb so viel Bewohner zählt.

Wir schreiben dies nicht, um die obigen Angaben, die wir dem Chinese Repository entlehnten, verdächtig zu machen, sondern wir wünschen unsere Zweifel zu unserer eigenen Beruhigung gelöst zu sehen. Wir glauben nur, daß im Allgemeinen die Summe von 361 Millionen Einwohnern nicht zureicht für das Chinesische Reich. Die Chinesen sind offenbar das fruchtbarste Volk der Erde. Stark, wie die Römer, andere Nationen zu unterjochen, nahmen sie durch die numerische Stärke ihrer Bevölkerung Besitz von den Ländern, kolonisirten sie und breiteten sich aus, die Gebirge und Wüsten ihren weiteren Fortschritten ein Ziel setzten. Eine Nation, wie die Chinesische, die bei ihrer großen Zahl von denselben Gesetzen regiert wird, und deren Sitten ihrer Vorfahren stets ergeben bleibt, eignet sich mehr dazu, einem Fürsten unterworfen zu bleiben, als die heterogenen Völkerschaften, welche die Herrschaft der Römer anerkannten. Der besondere Charakter der Chinesen, welcher sie ohne Zweifel zu einem von allen andern Nationen verschiedenen Volke macht, hat viel zu der Gleichheit der Gesinnung beigetragen, die sie veranlaßte, die Fremden zu hassen und sich unter dem Schutz ihrer eingeborenen Führer zu beraten.

Ist China immer so bevölkert gewesen, wie jetzt? Kann eine Nation sich immerfort vermehren, ohne endlich alle ihre Hülfsquellen zu erschöpfen? Diese Fragen müssen wir anfwerfen, um zu einem genügenden Resultate zu kommen. Die aufwachsende Generation ist jetzt so bedeutend, daß sie den Mandarinen Furcht einflößt. Völlig überzeugt indeß, daß die Bevölkerung immer gleichen Schritt hält mit den Subsistenz-Mitteln, und daß sie, bei übermäßiger Vermehrung, in der Auswanderung einen Ausweg findet, hoffen wir, daß das drohende Uebel von diesem Reiche abgewendet bleiben werde. Die Mandschurei bietet noch ein weites Feld für Chinesische Kolonisten dar; auch finden sie unangebautes Land an der westlichen Gränze, und sie könnten selbst Kolonieen nach der Westküste Amerika's senden. Es ist jedoch unzweifelhaft, daß diese große Menschenmasse einer bedeutenden Krisis sehr nahe ist. Die Welt hat sich verändert, ohne daß sie Theil an diesen Veränderungen genommen hätten, aber sie werden endlich gezwungen werden, dem von Westen her gegebenen Impuls nachzugeben. Wenn eine Hand voll Barbaren der Wüste das Ansehen des Landes ändern konnte, sollte der aufgeklärte Unternehmungs-Geist, welcher jetzt Europa durchdringt, bei seiner Annäherung an die Chinesische Gränze unwirksam bleiben? Es sollte uns leid thun, wenn so viele Millionen Menschen in den Zustand revolutionairer Gährung gerathen sollten, denn die Folgen würden furchtbar seyn. Wenn sie indeß nicht mit der Welt fortschreiten, so müssen sie früher oder später ein Opfer ihres Starrsinnes werden.

Unterrichtete Chinesen werden wahrscheinlich, wenn sie dies lesen, sich auf einen Aufsprach ihrer Weisen berufen, aber die Dinge ihren natürlichen Gang gehen lassen, während sie mit allen ihren Landsleuten auf dem betretenen Wege beharren. Dies ist auch die Maxime der Regierung. Nichts bewegt sie, als die Nothwendigkeit. Die Zeit eilt

Digitized by Google

Engand.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Am 9. Januar zeigten sich Leute in der Nachbarschaft, die man von dem Observatorium aus beobachten konnte.

„Segleich", erzählt der Capitain, „wandte ich mich nach der bezeichneten Stelle hin und erblickte bald vier Eskimos in der Nähe eines Eisberges, nicht weit vom Lande und ungefähr eine Meile vom Schiffe entfernt. Als sie mich zuerst gewahrten, zogen sie sich ein wenig zurück; hierauf, da ich näher auf sie zuging, kam die ganze Partie aus ihrem Schneehäuschen hervor und bildete eine Reihe von zehn Mann in der Fremde und drei Mann hoch; außerdem wurde ein Mann, wie es schien, von den Andern in einem Schlitten gezogen. Ich ließ sogleich den Commandeur Roß mit einigen von unserer Mannschaft herbeikommen, die sich in einiger Entfernung hinter ihm halten sollten. Hierauf ging ich allein weiter vor und bemerkte, daß jener die Fremdlinge mit einem Messer und einem Spieße bewaffnet war, aber ohne Pfeil und Bogen."

„Ich begrüßte sie mit der, bei jenen Polar-Stämmen gewöhnlichen Begrüßungsformel, Tima, tima, worauf sie sogleich dieselben Worte erwiederten, indem der Mann im Schlitten an die Spitze der Mannschaft trat. Meine Begleiter kamen nun auch alle herbei, und wir warfen unsere Feuergewehre weg, unter dem Ausrufe: Aja, Tima; denn das war die herkömmliche Weise unter jenen Völkern, ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen einander zu bekunden. Sie warfen nun ihrerseits auch ihre Messer und Speere nach allen Richtungen in die Luft, erwiederten jauchzend das friedenverheißende Aja, und breiteten ihre Arme aus, um zu zeigen, daß sie gar keine Waffen mehr bei sich hätten. Da sie unsere ihre Stellungen nicht verliefen, so begannen wir nähere hinzuzutreten und umarmten diejenigen, die in der Vorderreihe standen, indem wir ihre Kleidung berührten und dieselbe Freundschafts-Ceremonie an uns erwiederten ließen. Dies schien großes Vergnügen bei ihnen hervorzubringen, wie sie es durch lautes Lachen, Händereiben und allerlei seltsame Gebärden zu erkennen gaben, und wir hatten uns nunmehr ihres vollkommenen Zutrauens zu erfreuen."

„Die Erfahrung und die Sprachkenntnisse des Commandeurs Roß leisteten uns hier große Dienste; als jene erfuhren, daß wir „Kablunae" (Europäer) waren, erzählten sie uns, daß sie zum Stamme der „Tunniten" gehörten. Ihre Zahl belief sich auf einundvierzig; der älteste von ihnen, Namens Iklsha, war fünfundsechzig Jahre alt; drei andere waren zwischen vierzig und funfzig, und zwanzig von ihnen zwischen vierzig und zwanzig Jahre alt, der Rest bestand aus vier Knaben. Zwei von der Zahl waren lahm und wurden nebst dem alten Mann von den übrigen zu Schlitten gezogen; der eine von ihnen war nämlich durch einen Wirbelsturm seines Fußes beraubt worden, und der andere hatte einen Schenkel gebrochen oder verrenkt. Sie waren alle wohlgekleidet, vorzüglich in schöne Thierhäute; die Obergewänder, die den Körper ganz umgaben, reichten vorn von dem Kinn bis zu die Mitte der Schenkel herab und waren mit einer Kappe versehen, die über den Kopf zu schlagen ging, während die Aermel bis zur Wade herabhingen. Die Aermel gingen bis über die Finger, und von den beiden Zipfeln, woraus die Kleidung besteht, war das innere mit den Haaren nach Innen, und das äußere mit den Haaren nach Außen gekehrt. Sie hatten zwei Paar Stiefel an, die dritte mit der haarenen Seite nach Innen gekehrt waren, und über denselben trugen sie weite Ueberhosen von Thierhäuten bis zu den Knöcheln herab; einige von ihnen aber trugen noch Schuhe von den Häuten der Seehunde, anstatt Seehundshäute statt der Aermthierfelle zu ihren Hosen."

„Mit dieser unmäßigen Masse von Kleidungsstücken erbeiten sie ein weit stärkeres Ansehen, als sie in der That hatten. Alle trugen Speere, welche Spazierstöcken nicht unähnlich waren, mit einer Kugel von Holz oder Elfenbein an dem einen und einer Spitze von Horn an dem anderen Ende. Mit wie über Wurfspieße unterschieden Andere auch, daß sie aus kleinen Stückchen Holz oder aus Thierknochen sehr nett zusammengefügt waren. Ihre Messer bestanden aus Bein oder Horn vom Aermthier, ohne Spitze und Schneide, und bildeten so eine ganz ungefährliche Waffe; indeß bemerkten wir bald, daß Jeder auf seinem ein mit Eisen zugespitztes und eben so mit einer eisernen Schneide versehenes Messer von dem Racken Schlangen hatte. Eines von ihnen war aus der Klinge eines Englischen Dinschlagemesser gemacht worden, wie wir es noch an dem Zeichen der Englischen Messerschmiedes, das darauf ausgeprägt war, erkannten. — Dieser Umstand liefterte uns einen Beweis, daß diese Stämme mit solchen verkehrten, bei denen schon Europäer gewesen, oder daß sie selber schon einmal mit Europäern verkehrt hatten."

„Deri von den Leuten gingen mit uns nach der Kajüte, wo sie bald überall Zeichen der Bewunderung von sich gaben. Die Kupferstiche, die wir von früheren Reisen mitgenommen hatten und die ihre Landestracht darstellten, machten ihnen besonders große Freude, indem sie gleich erkannten, daß ihr eigener Stamm darauf abgebildet sei. Das meiste Gefallen aber äußerten sie über unser Spiegel, in denen sie ihre ganze Gestalt erblickten. Nicht weniger waren sie erstaunt über unsere Lampen und Leuchter; indeß gaben sie niemals ein Verlangen zu erkennen, eines von den bewunderten Dingen selbst zu besitzen, sondern sie nahmen nur an, was man ihnen gab, und zwar mit deutlichen Zeichen des Dankgefühls. An unseren Gerichten konnten sie keinen Geschmack finden; nur Einer, der etwas des uns genoß, schien dies gewissermaßen aus Höflichkeit zu thun, und sagte, es schmecke ihm gut; jedoch zeigte es sich, als der Commandeur Roß ihn näher aussorschte, daß er nicht die Wahrheit gesagt, und die Uebrigen warfen, nachdem sie die Eslaubniß dazu bekommen, das, was sie von den Speisen genommen hatten, wieder weg. Als wir ihnen aber Del hineinschien, tranken sie dasselbe mit vielem Wohlgefallen und bekundeten ihr Wohlgefallen darüber. So seltsam flicht der Geschmack dieser Polar-Stämme, die von der Natur an ihre eigenen Nahrungsmittel gewiesen sind, von dem unsrigen ab! Das ganze Zusammentreffen war für uns vom höchsten Interesse und gerichte uns zu besonderen Freude, da wir schon alle Hoffnungen auf Begegnisse mit den Eingebornen aufgegeben hatten; und doch zeigten sich wir gerade von den Unsrigen, die die Bekanntschaft des Landes die besten Erfolge für unsere weiteren Expeditionen und Unternehmungen erwarten."

— Am nächsten Tage besuchte der Capitain das in der Nähe befindliche Dorf der Eskimos.

„Das Dorf bestand aus zwölf Schneehütten, die auf dem Boden einer kleinen Bucht an der Küste aufgeführt waren, ungefähr zwei und eine halbe Meile von unserem Schiffe entfernt. Sie sahen aus wie umgekehrte Näpfe und waren ohne Ordnung neben einander zusammengestellt. Zu jeder Hütte gehörte ein langer gekrümmter Anbau mit einem Eingange, an welcher Thür die Frauen mit den weiblichen Kindern und Knaben saßen. Wir wurden bald angelaufen, sie zu besuchen; nachdem wir einige Geschenke von Glasperlen und Nadeln unter sie vertheilt, verschwand die Schüchternheit, die sie bei unserem ersten Erscheinen gezeigt hatten, sehr bald."

„Die Eingänge, immer lang und im Allgemeinen krumm, führten zum Hauptzimmer, das, wenn es für eine Familie eingerichtet war, in der Regel zwölf Fuß im Durchmesser hatte, jedoch auch, und wenn in von zwei Familien bewohnt wurde, eine Dualform von funfzehn Fuß Länge und zehn Fuß Breite hatte. Gegenüber dem Thorweg befand sich eine Schneebank, die ungefähr ein Drittel von der Breite der Wohnstätte einnahm, ungefähr zwei und einen halben Fuß hoch, nach oben zu flach und mit weberem Fellen überdeckt war; dies bildete das Lagerstroh, worauf Alle, die zu einer Familie gehörten, saßen. Am Ende derselben saß die Hausfrau gegenüber der Lampe, die, von Moos und Oel, wie das hier gewöhnlich ist, unterhalten, eine hinreichende Flamme gab, um sowohl Licht als Hitze reichlich um sich her zu verbreiten, so daß es im Zimmer ziemlich behaglich war. Ueber der Lampe befand sich die kleinerne Kochschüssel mit dem Fleische von Rennthier und Seehunden darin, und Del, Eingeweide und dergleichen Lebensmitteln zu beerschen. Uebrigens lag Alles, Kleidungsstücke, Werkzeug und Nahrungsmittel, bunt durch einander auf einem Haufen aufgethürmt, und man konnte leicht sehen, daß die Ordnungsliebe eben nicht zu den Tugenden dieser Leute gehörte."

„Die Hütten, die, wie wir schon erwähnt, die aus Schnee erbaut sind, werden durch ein kleines, in Dreiecksform geschnittenes Stück klaren Eis, das ungefähr in der Mitte an der östlichen Seite des Daches angebracht ist, erleuchtet. Wir bemerkten später, was uns zuerst wegen des geringen unzureichenden Lichtes entgangen war, daß sich in der Mitte eines jeden Einganges ein Vorzimmer befand, das als eine Hütte für die Hunde eingerichtet war. Eben so entdeckten wir, daß die äußere Bekleidung von Häuten zu jeder Zeit von einer Stelle zur anderen gerückt werden konnte, so daß man dieselbe immer auf der dem Winde nicht ausgesetzten Seite zu erhalten wußte. Die Hütten, die wir besuchten, waren fast beeder seits aufgeführt worden und Thür nach einem Tag alt; die architektonischen Vorbedeutungen in jenen Gegenden schienen demnach nicht eben viel Zeit zu erfordern. Die Wände der Gebäude bestehen aus Aermthierfellen für den Winter verwahren sie während des Sommers in den Schneegruben, um es dann in der kalten Jahreszeit wieder auszugraben."

„Die Frauen waren nicht eben schön, aber sie standen wenigstens ihren Männern nicht nach; auch waren sie nicht minder artig in ihren Bewegungen, als diese. Sie schienen alle einen Alter von zwischen zwanzig Jahren beobeiander zu sein; auch waren sie jeden Hauss beei oder der Frauen zu sehen, von denen wir nicht recht wußten, ob sie alle zu einer Wittschaft gehörten oder nicht; aber wie es schien, sungirten immer einige junge Frauen in einem Hause neben einer alten. Klein von Statur, waren sie weniger sauber und nett gekleidet, als ihre Männer; besonders befand sich ihr Haar in einem unordentlichen verwirrenen Zustande. Ihre Gesichtszüge waren freundlich und ihre Wangen, wie die der Männer, von blasserther Farbe; wie sahen ein Mädchen von dreizehn Jahren, das ziemlich schön war. Sie waren alle mehr oder weniger tättowirt, vorzüglich an der Stirn und an beiden Seiten am Munde und am Kinn; es waren aber nur Linien und keine bestimmte Figuren wahrzunehmen, so wie man es auch bei den nordwestlichen Eskimo's von Amerika, nach den Beschreibungen verschiedener Reisenden, findet."

— Von dem einen der Eingebornen, der, wie wie erwähnt, ein Bein verletzen hatte, erzählt Capitain Roß noch Folgendes:

„Ich ließ den Kahmen, dem ich ein bösartiges Bein verbrochen hatte, nach der Kajüte bringen, und unser Zimmermann hatte ihm kaffebe angepaßt. Es war nun eine Wonne, zu sehen, wie der auf diese Weise hergestellte Eskimo, vor Freude außer sich, in der Kajüte herumsprang. — Wir sanden hier auch den Eingebornen, der vor einigen Monaten an Brustschmerzen gelitten; das Flüchchen Medizin, das er von unserem Wundarzte empfangen hatte, hing unter anderem Schmuckwerk von seinem Nacken herab. Es schien gar nicht geöffnet worden zu sein, und wurde von ihm wahrscheinlich für ein Zaubermittel gehalten. Aus Dankbarkeit scheint derselbe, als er unseren Doctor am Zahnschmerzen und einer aufgeschwollenen Backe leiden sah, sogleich zu seiner ihm bekannten Heilmethode dieses Uebels, indem er die Wange drei Mal beeßbrte und eben so oft dem Patienten in's Gesicht blies. Und dies hat, sonderbar genug, auch gleich seine Wirkung gethan."

— Am 20. Januar zeigte sich die Sonne wieder zuerst nach einer

Digitized by Google

Abwesenheit von fünfzig Tagen. Um diese Zeit wurde es unseren Reisenden klar, daß ihre neue Bekanntschaft nicht eben so unsigennützig war, als sie sich anfangs einbildeten.

„Ein Vergrößerungsglas“, erzählt der Capitain, „war seit einigen Tagen aus unserer Kajüte verschwunden, und ich hatte Grund, den Diebin in Verdacht zu halten; denn so oft ich seit einiger Zeit zu ihm in seine Wohnung kam, war immer bei ihm die Lampe plötzlich ausgegangen. Noch mehr aber ward ich in meiner Muthmaßung bestärkt, als er mich bei meinem letzten Besuche in dem Dorfe gar nicht in sein Haus einlassen wollte. Ich sagte ihm hierauf, daß seine geschwollene Backe (sie er von zwei breiten Lassen wollte) unmittelbar durch das Taubenblut hervorgebracht werden sey, und daß dasselbe zurückgehen werden müsse. Demnächst gestand er sogleich sein Vergehen ein, und versprach, das Gestohlene am folgenden Tage mitzubringen, nachdem ich ihm noch versichernte, daß, im Falle er es nicht thäte, ihm die zweite Backe eben so aufschwellen würde. Er hielt auch Wort, und am andern Tage brachte er das Glas und noch dazu einen Hammer mit, der ebenfalls verschwunden war; was bekannte er uns, daß unsere kleine schwere sich in den Händen einer eingebornen Frau befände, zugleich mit einem von meinen Brillengläsern, das einer ihrer Kinder aufgefunden hatte. Der Schrecken jenes Mannes war so groß, daß er mir noch einen Haken und eine Harpunenspitze zurückbrachte, die ich ihm im Wege des Tausches für einen Bogen übertassen hatte, und ich ließ mich auch, um ihn in seinem Schreckenswahne zu erhalten, sogleich zu einem Nichttausche bewegen.“

„Wir kauften den Eingebornen, die uns besuchten, Mehreres ab, ließen sie aber nicht mehr zu uns an Bord kommen. Man brachte uns nunmehr von allen Seiten die Dinge wieder, die man uns entwendet hatte, unter denen wir nur ein Tafelmesser seit längerer Zeit vermißten. Die Veranlassung zur allgemeinen Reue und Besserung war, wie wir bemerkten, dem schweren Geschütz zuzuschreiben, mit dem wir eines Tages zur Probe an der Küste feuerten. Als einer von ihnen den Commandeur Rob fragte, was denn die Kanonen zu bedeuten hätten, antwortete er ihm, daß dieselben alle Diebe angeben, die unser Eigenthum, was es auch nur immer wäre, von dem Schiffe entwendet. Sogleich wurde eine allgemeine Versammlung am Dorfe gehalten, und man beschloß, uns Alles bis auf das Geringste wiederzuerstatten.“

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Sierra Leone — oder die befreiten Afrikaner. Briefe einer jungen Dame in den Jahren 1833—34. In 2 Bdn.
Memoirs of J. Selden (Selden und der politische Kampf seiner Zeit.) Bon G. W. Johnson. 12 Sh.
Popular botany. (Populaire Botanik.) Von J. Main. 4½ Sh.
Harry Calverley. — Roman vom Verf. des Cecil Hyde. 3 Bde. 31½ Sh.
Italy. (Italien und seine Literatur.) Von C. Herbert. 10 Sh.

Frankreich.

Etretat und der Häringsfang.

Etretat ist ein kleiner Flecken, sechs Stunden von Havre entfernt, beiden Ufern sehr bewaldet sind. Neun Austernbänke sind daselbst sehr tief in einen Felsen gehauen, der bärter ist als Marmor, und welche Oedem den Unterwohnern mehr als eine Million gekostet aber sie ganz zu Grunde gerichtet haben. Es sind jetzt schon zehn Jahre, daß keine einzige Auster aus Etretat kommt, und doch verkauft man noch heute in Paris Austern von diesem Orte.

Dieser Flecken besteht aus niedrigen Häuschen und Hütten, welche eine Bevölkerung von 1700 Seelen einen unsicheren Zufluchtsort gewähren. In einem engen Thale zwischen zwei Bergen haben sich diese Menschen ihre Wohnungen erbaut, und die Felsen, an denen das Meer sich bricht, setzen denselben einen 250 Fuß hohen Damm entgegen. Die Schlucht, in der die Wohnungen erbaut sind, liegt viel tiefer, als das Meer zur Zeit der Fluth. Man muß die sorgfalte Ruhe der Einwohner bewundern, welche selber vorbeugen, daß Etretat eines Tages in den Meereswogen verschwinden werde. Der Kies, welchen das Meer anhäuft, wenn der Wind aus Norden bläst, den es aber eben so schnell wieder forttreibt, sobald der Wind von der Landseite kommt, bildet einen beweglichen Wall, den die Einwohner scherzweise ihre Schantzel nennen.

Seit einiger Zeit hat das Meer drei mehrere Reste von sehr starken Mauern ausgebeckt, wodurch die allgemein verbreitete Meinung bestätigt wird, daß ein viel weiter seewärts gelegen gewesener Flecken vormals von den Wellen verschlungen worden sey. Erst vor 20 Jahren erhob sich das Meer um 6 Fuß in Etretat, und vor einigen Jahren blieb es darin 5 Stunden lang stehen und wohin bei seinem Rückzuge einige Häuser mit hinweg. Und trotz dieser die Zukunft so sehr bedrohenden Erfahrungen, läßt sich doch kein Mensch bewegen, sein Haus auf dem Abhange der beiden Hügel zu erbauen, sondern sie stehen alle ohne Ausnahme in dem Schlunde, wo es nur eines starken Wintersturmes bedarf, um dem Meere einen Durchgang zu öffnen.

Zu beiden Seiten bilden die Uferfelsen, welche ungeheure gegen Kaiserdolen ähnlich stehen, ausgedehnte Wogenwölbungen, unter welchen man zur Ebbezeit auf dem Bette promeniret, welches das Meer vor einer Stunde noch inne gehabt hat. Bei solchen Promenaden muß man notwendiger Weise von der Stunde der Fluth genau unterrichtet seyn, und darf nicht auf dem Meer gundern. Dieser Vorsicht haben wir es auch zu verdanken, daß wir uns von der Wahrheit der von Walter Scott beschriebenen Ebbe und Fluth zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche überzeugen konnten.

Es knüpfen sich auch noch einige sonderbare historische Erinnerungen an Etretat. Zur Zeit der Französischen Revolution kam zum ersten Mal ein großer Stein zum Vorschein, den man noch heute während der Ebbezeit sieht; die Küstenbewohner hielten ihn für ein Englisches Fahrzeug, welches zu landen versuchte, und brachten einen Theil der Nacht damit hin, ein Gewehrfeuer darauf zu richten. Es war eben einer der harmlosesten Schützen, welcher uns den Stein zeigte.

Um dieselbe Zeit kam ein Priester, der den Revolutions-Eid geleistet, dessen Namen wir jedoch verschweigen, weil er noch jetzt Pfarrer einer benachbarten Gemeinde ist, in seinem Priester-Anzuge, und gebot dem Meere, im Namen Gottes und des National-Konvents, nicht höher zu steigen. Eine Welle, welche furchtlos das Obergewand des Priesters benetzte, nöthigte ihn indessen zu einem schnellen Rückzuge.

Vor kurzem haben wir in einem Pariser Blatte die Geschichte eines Matrosen aus der Kaiserzeit gelesen, welcher, weil er sich weigerte, Selbst zu werden, eine dreimöchentliche Belagerung gegen drei Compagnieen Soldaten aushielt, die abgeschickt waren, ihn todt oder lebendig zu ergreifen. Man hat uns in Etretat das Loch gezeigt, in welchem niemand seine schöne Vertheidigung geliefert.

Die Kirche zu Etretat ist von Gothischer Bauart, und dieses sehr schön sey, wenn man nicht die nicht einzig Schuppen anrechnet, und einige häuse und reizenfaderne Bilder von sehr schlechtem Geschmacke, welche Heilige vorstellen sollen, gegeben hätte. Sie muß sehr zahlreich besucht werden, da man noch einen Anbang dazu erbaut hat.

Das Land zieht seine Subsistenzmittel aus zwei Quellen: der Ziegchern und der Katun-Fabrication. Das Sonderbarste hierbei ist, daß dieselben Seelene, welche von einer Fischfangerei, und zwar hauptsächlich vom Häringsfange, welcher gewöhnlich mit dem Anfange des Winters stattfindet, heimkehren, und siegreich Säeme und Wagen bekämpft haben, dann ihre Fischerkleider anzuziehen und sich hinter den Webestuhl setzen.

Weil nun das Meer müssen sie Muth, Kühnheit, Kraft, Gegenwart des Geistes und Todesverachtung besitzen, und was noch mehr ist, keiden aller Art ertragen: mit einem Worte, alle edlen Eigenschaften haben, die nur ein Mensch besitzen kann. Ist jedoch die Fischerei beendigt, werden eben diese thatkräftigen Menschen nichts weiter, als ein Webervolk-Instrument; denn das, was sie machen, wäre ein Räderwerk wenigstens eben so gut zu Stande bringen. Nun, das Weben wird ihnen auch herzlich schwer.

So wie die Jahreszeit des Fischfangs erscheint, verlassen sie fröhlich die friedliche und gesahlose Arbeit der Heimath, nun weder zu Meer und Wind und Hagel, und vielleicht zum Tode zurückzukehren. Denn beinahe in jedem Jahre verliert Etretat mehrere Menschen zu Waffer, und der Sonntag, bei der Rückkehr der Flotte, stellt nun immer eine Anzahl Frauen und Kinder in Schwarz gekleidet.

Das ist eine Trauer, welche die Einbildungskraft erschüttert. Sie erweckt nicht, wie das Leben, den Gedanken an einen Tod, welcher das Ende eines vollbrachten Lebens gewesen ist; das ist ein gewaltsamer Tod, der hier sein Wild zeichnet, der darüber alle Todesfälle, inmitten der schaumenden und heißlenden Wellen, zu Hunderten, Hunde, der krachenden Segel, der drehenden Masse und der zerspliterten Fahrzeuge, deren Ueberreste sich zerstreut umherbreiden; es ist ein Tod nach einem langen, muthigen und verzweifelten Kampfe. Es ist nicht mehr der Mensch, welcher am Abend seines Lebens entschläft, und ruhig die Augen zu schließt, wie er sie alle Abende zum Schlafen geschlossen hat; es ist ein Wilder, ein Ueberwundener, ein wilderer Mensch, der im Meere umkommt, indem er seine Frau, seine Kinder anruft, im Angesichte des Ufers, an das eine Welle ihn hinanträgt und dessen Felsen er mit den Nägeln erklammert, während ihn eine zweite Welle gewaltsam wieder mit sich fortreißt. Der Leichnam bleibt steif und entstellt vor Kälte und Leiden. Seine Zügen treten aus ihren Höhlen, seine Nägel sind losgerissen und sein Kopf ist blutig.

Man muß das Fahrzeug abreisen gesehen haben und dann nach langer Zeit sagen hören: das Fahrzeug ist verloren. Verloren! Das erhält das Wort erst seine ganze Kraft. Verloren! Das Meer hat sich aufgethan und wieder geschlossen über sie alle; über alle die Menschen, über alle die Hunde, über alle Kleider, mit denen ihre die Glieder umgebunden hat, und deren frohe Stimmen man noch vernimmt an Ende Ohren schlugen, als sie das Zeichen zur Abfahrt gaben. Da erinnert Ihr Euch wieder des Klagens dieser Stimmen, wie sie herzzerreißend in den Augenblick ertönen mochten, als sich die beschlenden Wogen über ihren Häuptern schlossen. Eine solche Trauer drengt die Seele! Während der Zeit, da die Seelenen auf dem Fischfange sind, giebt es eine Frauen und Kinder an diesem Orte. Am Sonntage ist die Kirche angefüllt, die Gebete sind inbrünstig und Alles singt; und obgleich die Lateinisch singen, was sie gar nicht verstehen, so ist doch der Ton ihrer Stimmen sehr rührend, weil die Gebete nahre und aufrichtige sind. Und dem Meere verliert der Mensch das Vertrauen zu sich selbst; bei einem ruhigen Wetter rekrüstet ihn der Anblick der Gefahr, und bei einem stürmischer See ist das größte Schiff den Wogen nicht schwerer als ein Strohhalm. Hier muß er eine Stütze finden, eine Hoffnung, einen Glauben, hier muß er einen Gott haben!

Wenn der Wind in der Stadt etwas heftig bläst, so nehmt Ihr einen Mantel um, bald vielleicht eine reiche Klafe und Eure Lippen das größte Anglück, das daraus entstehen kann, sind, daß, die vielleicht im Juni noch keine reifen Birnen habt. Hier aber schreit es, als schreie der Wind und kraise; hier stört der Wind bei Nacht den Schlaf, und Frauen und Kinder knieen hin, um zu beten. Da ist man glücklich, einen Gott zu haben; denkt ihn Euch taub, denkt ihn Euch ohnmächtig und denkt ihn Euch feindlich: er bleibt doch immer ein Gott, zu dem man beten kann, und das Gebet ist, gleich den Thränen, eine Linderung für den Menschen bei einem entsetzlichen Schmerze.

Die Schiffer sind nun abgereist, und befinden sich in der Gegend von Dieppe, 15 Meilen von Etretat. Von ihrem Fischfange hängt die gute und böse Zeit der nächsten Zukunft ab. Die Neuigkeiten aus Dieppe machen in Etretat eben so vielen Eindruck, wie die an der Pariser Börse, denn in wenigen Stunden erfahren sie das Glück, oder schlagen

Digitized by Google

es nieder; heißt es: der Fischfang geht schlecht, dann weigert sich der Bäcker, sein Brod auf Weg zu verkaufen; heißt es aber: der Fischfang geht gut, dann steht Alles den Frauen der Abwesenden zu Dienste. Die Post trifft dann alle Tage ein; man versammelt sich, man erzählt sich Neuigkeiten, theilt sich die Vermuthungen mit, und spricht von seinen anderen Dingen, als: der Wind ist gut, diese Nacht werden unsere Leute wohl fischen; oder: die See ist unruhig, heute können sie nichts unternehmen.

Die Vertheilung des Gewinnes unter die Fischer geschieht folgendermaßen. Der Ertrag des Fischfangs eines jeden Fahrzeuges wird in 16 bis 17 Theile getheilt; der Eigenthümer des Fahrzeuges erhält zwei Theile; jeder Mann von der Equipage, die auf jenem Schiffe eine gehn Leuten berieht, erhält einen Theil, der Schiffsjunge einen halben, und jeder Mann, der acht Netze auf dem Schiffe besitzt, hat außerdem noch Antheil auf einen Antheil.

Noch mehr; die Wittwen der Seeleute, welche die Netze ihrer verstorbenen Männer besitzen, legen dieselben auf die Fahrzeuge und das giebt ihnen das Recht auf einen Antheil. Haben sie auf den Schiffen von Etretat keinen Platz mehr, selbst mitzureisen, so übergeben sie die Netze den Kommissarien dieser Flotille, welche ihnen nachher eine genaue Berechnung über ihren Antheil ablegen. Das ist doch eine hübsche Einrichtung!

Der schöne Tag geht jetzt zur Neige. Wir stehen am Strande; zur Linken des Horizonts die schon hinterm Gewölbe verstecke Sonne, deren Purpurstrahlen einen langen röthlichen Glanz über das Meer hin bis zu uns verbreiten. Auf der entgegengesetzten Seite, hinter uns zur Rechten, steigt der noch blasse Mond zwischen den beiden Anhöhen empor, und wirft gleichzeitig seine blaulichen Strahlen über Land und Meer. Der ganze südliche und westliche Theil ist von der Sonne erhellt, und der östliche und nördliche vom Monde. Das Meer steigt; man hört nichts, als das Geräusch der Wellen, welche weißlich werden und sich brechen, und das gleich dem Kettengeklirr knirschende Gepraffel der Steinchlerne, welche jede Woge im Herabstürzen mit sich fortreißt.

Jetzt läßt sich ein ferner Hörnerschall vernehmen, und Alles in Etretat ist in voller Bewegung und belebt Handwerk und Handelsalt. Die Schiffe kommen! Das der Gestade ist alsbald von Frauen und Kindern, mit Hacken und Stricken bewaffnet, ganz bedeckt. Das Nestchen Tag verstattet ihnen noch, einen weißen Stern auf blauer Flage wahrzunehmen; ein Ruf ertönt von den Küsten und hallt in den Klüften wieder: „Pierre Maillard!“ Man kennt die Frauen und Kinder an, verquarbeiten; man macht die Spillen zurecht und die Ankerseile, um das Fahrzeug zu drehen, und man umarmt sich, lacht und weint und lärmt.

Aber der Wind ist eontrair, das Fahrzeug spielt seine Segel ein, denn es wird vom Meere hin und her geworfen. Auf Augenblicke verschwindet es sich zwischen zwei Wellen und man sieht nichts mehr, als die Spitzen der Maste. Zwischen dem Momente, wo sie nur noch eine Schiffsweite vom Lande entfernt sind, bis zu dem, wo der erste Matrose seinen Fuß an das Ufer setzt, vergeht dann eine halbe Stunde. Endlich erreicht das Fahrzeug den Strand, man wirft ihm ein Tau zu, und ein Mann springt über Bord, das Wasser geht ihm über die Hüften und die Wellen treiben ihn alle Augenblick zurück; endlich hat er das Tau befestigt, und Alles springt an's Land. Aber dieses ist noch nicht der Augenblick zur Umarmung; es vergehen noch drei Viertelstunden, bevor der Fischer seine Frau und Kinder sieht. Die Frauen ziehen an den Schiffsseilen, und die Männer unterstützen das Fahrzeug, damit es schnurgerade sich hinein schiebe; die Kinder legen flache Wetter an den Riff. Die Arbeit dieser Weiber ist nicht geringe; vor einem Jahre brach die Querstange an einem solchen Seile, und eine Frau wurde getödtet.

Jetzt ist der letzte Sonnenstrahl verschwunden und der Mond feinerseits heraufgestiegen, aber immer noch in Gewölk gehüllt. Im Dunkel scheint erscheint ein Feuer im Vordertheil einer Fahrzeuges. Wer diesem sinnlich erhebt sich ein neues Geschrei: „Jean Cousin!“ denn jedes Fahrzeug hat ein anderes Signal. Das Feuer kommt näher und man macht die Seile und Taue zurecht.

Jetzt lassen sich neuerdings vier Hornstöße in vier gleichen Zwischenräumen hören, und ein lauter Schrei erschallt. Denn in dem vorderesten Fahrzeuge, welches in Schwanken unsichtbar aus dem vom Monde erhellten Horizont kräftig entwickelt, erkennt man wieder das Signal eines Gliedes dieses Riesengeschlechtes: „Louis Cousin!“ In dem dahinter folgenden Schiffe mit eingezogenem Segeln erkennt man an seinem kreuzförmigen Feuer-Signale den „Toussaint Pasteed.“ Auf einem anderen wieder gaben prasselnde Funken das Signal, und von einer entgegengesetzten Seite des Strandes erschallt es: „Pierre Balin!“ — Alle 16 Schiffe sind angelangt und nur noch 2 sollen erst um Mitternacht eintreffen; der Lärm und das Getöse am Ufer übertäubt das Rauschen der Wellen und das Toben des Windes.

Alle Fahrzeuge sind nun gewendet und geordnet; und jetzt erst treten die Fischer, nach einer zweimonatlichen Abwesenheit, mit Frauen und Kindern in ihre Behausungen ein.

Der Fang war dieses Jahr nicht gut gerathen. Schon seit 1814 gedeiht derselbe an den Französischen Küsten nicht mehr so gut wie vormals. Die Seeleute weinten der Freude, wenn sie erzählten, wie man dazumal die See sah ganz mit weißen sämzenden Schuppen bedeckt gesehen, und wie man die Möwen, welche die Stiefmütterchen, mit Stockfischgen forttreiben mußte. Im vorigen Jahre war der Fang schon weniger ziemlich gut. Dieses Jahr aber waren die Bänke, welche die Küsten umgeben, mit gelben Blumen bedeckt; dieses ist aber nur ein Zeichen zum guten Makarellenfange, welcher auch wirklich wohl gerathen war; es hatte sich zwar auch das gewöhnliche Vorzeichen zum guten Häringsfang eingestellt, denn man hatte im Herbste sehr viele Fliegen bemerkt, allein dieses Vorzeichen hatte zum ersten Mal gelogen.

Uebermorgen werden sie sich wieder an's Weberhandwerk machen; denn morgen ist Sonntag, und alle Welt geht zur Kirche. Man sagt, es sey ein Prediger aus Rouen ausdrücklich hierzu angelangt; wenn ich aber Pfarrer in Etretat wäre, so würde ich es sehr ungern sehen, daß ein anderer Priester gerade in demjenigen Augenblicke zu meinen Kirchkindern spreche, in welchem sie so sehr des Trostes und der Ermuthigung bedürfen.

Der Sonntag erschien, und wir erwarteten mit Ungeduld die Rede des Priesters aus Rouen.

Er hat weißes Haar und eine strenge klangreiche Stimme. Alles mußte ihn begreifen und Alles ihm Gelegenheit geben, seine Zuhörer zu rühren. Es blies so fo lange ein Sturm, der so oft die Weiber in der Nacht zum Gebete für ihre Männer gerufen hatte; diese sind nun nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder mit den Ihrigen vereinigt, und auch nicht ein Einziger von ihnen ist während dieser Reise umgekommen; jetzt kommen sie zur Kirche, um Gott dafür zu danken und ihn zugleich zu bitten, daß er ihre Arbeit segnen und ihnen Kinder das tägliche Brod geben möchte, weil der Fischfang so sehr schlecht gewesen ist. Und sie den gangen Winter mit der Nemuth zu stimmen haben werden. Hier hätte der Prediger nun viele schöne und rührende Worte anbringen können; der bloße Anblick der Kirche, der Klang dieser vereinten Stimmen und die betrübten Gesichter der Betenden erhöhten unser Gefühl, und ein einziges trostreiches Wort hätte viele Thränen des Schmerzes und der Hoffnung allen Augen entlockt; aber der Priester besitzt die Kanzel, und schimpft gewaltig auf die Fischer, daß sie Ehebruch gekennzigt und ihn noch täglich durch ihre Sünden kreuzigten!!!

(F. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Der Miniatur-Modellirer Sangiovanni. Dieser Italiänische Künstler, der sich eine Zeit lang in Amerika aufgehalten hat, lebt jetzt in London, wo er bereits in Thon eine Menge der schönsten und in jeder Hinsicht vollendetsten Figuren modellirt hat. Der Thon, den er zu diesen Arbeiten benutzt, kömmt von Primrose-Hill her, wo er sich' der Anlegung einer Eisenbahn ausgegraben wird. Die von den Künstler ausgeführten Figuren sind zum Theil Italiänische Bauern, bald im Augenblick des Ringens, bald von ihren Thaten ausruhend, bald an den Wunden, die sie in ihrem gefährlichen Gewerbe empfangen haben, ihr Leben ausathmend. Nach dem Urtheil Englischer Blätter liese sich nichts Geistvolleres und Naturgetreueres denken, als die Stellungen, worin diese Räuber dargestellt sind. Sie sollen an die romantischen Gestalten auf Salvator Rosa's Gemälden und an die Figuren in Wilkinsons schönen Kupferstichen erinnern, auch an Korrektheit der anatomischen Verhältnisse, so wie des Charakters und Kostüms, nichts zu wünschen übrig lassen. Herr Sangiovanni hat auch mehrere Neu-Griechen modellirt, und es ist ihm ganz besonders gelungen, den Charakter dieses stolzen ohne Uebertreibung wiederzugeben in ihren Unterschied von den Italiänern sehr treffend auszudrücken. Außerdem modellirt er alle mögliche Thiere, Alpenhunde, Italiänische Bullenbeißer, Wölfe, Löwen und dergleichen, die sich alle durch eben so edlen Geschmack, korrekte Zeichnung und sorgfältige Ausführung auszeichnen. Durch die Hitze werden diese Figuren so hart wie Stein und gleichen an Schwere und Dauerhaftigkeit den Bronzen und Terra cotten. Ihre Geschmack und Eleganz werden sie mit den Arbeiten verglichen, durch die sich der einigen Jahren Herr Medgwood in England einen Namen machte.

— Hölzerne Artillerie. Die Holländischen Bauern an der Gränze der Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung empörten sich gegen die Engländer, daß nachdem diese von der Kolonie Besitz genommen, sie sich nicht mehr, wie gegen die aufgehandten Goldaten Kanonen bei sich hatten, so beschlossen sie, sie sich auch damit zu versehen, und zwar von schwererem Kaliber, als die Viehpflünder der Beiten. Sie fällten deshalb einen Baum, höhlten ihn aus, umgaben ihn mit eisernen Reifen, und da es ein Neunpfünder sein sollte, so luden sie ihn mit neun Pfund Pulver. Aber wie entstand die Schwierigkeit, wie die Kugel haben sollte, ihn abzufeuern. Sie gruben endlich ein Loch in die Erde, das tief genug war, um einen Mann aufzunehmen, und streuten das Zündpulver bis dorthin — es wurde angezündet, und das Geschütz sprang in tausend Stücke, und ehe sie noch ein anderes anzusertigen im Stande waren, kamen bereits die Britischen Truppen und machten sie zu Gefangenen.

— Maurische Trinker. In Marsa und Ebamart im Tunesischen giebt es mehrere schöne Landhäuser und Gärten, in denen Abde sich einige umfangreiche Weinberge befinden, deren Trauben einen sehr angenehmen Geschmack haben und einen Wein liefern, der besonders gut ist, wenn er zwei oder drei Jahre lang aufbewahrt wird; allein bei den Tunesien, die ihn gar zu gern trinken, hält er kaum drei Wochen oder höchstens einen Monat aus, nachdem man ihn einmal geleitet hat. Um zu zeigen, wie starke Trinker die Mohren sind, darf ich nur zwei Beispiele anführen, die sich während meiner dortigen Anwesenheit zugetragen haben. Der Kadi von Zerbey kennt eines Abends zur Abendmahlzeit ganz allein vier Flaschen Rum aus, und dies hinderte ihn nicht, gleich darauf wieder auszugehen. Ein anderes Mal hatte einer von den Bedienten des Kasch-Mamikat in einer Nacht eine halbe Zranne, das heißt ungefähr zweiundzwanzig Flaschen Wein ausgetrunken; kurz, nachher hat er noch, das man ihm etwas Rum geben möchte.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Montag den 8. Juni 1835.

Nord-Amerika.

Die Poesie der Nord-Amerikaner.

(Nach der Edinburgh-Review.)

Eine nationale Literatur, und besonders eine poetische, erfordert zu ihrem Gedeihen ganze Jahrhunderte: sie ist das längste Kind der müßigen Stunden einer Nation — das Ergebniß einer langen und bunten Reihe alter Erinnerungen. Für America ist diese Periode noch nicht gekommen; auch dürfte sie wohl dort mit ihrem Erscheinen viel länger zögern, als in manchem andern Lande. In allem rein Praktischen und unmittelbar Gemeinnützigen — in wissenschaftlichen Entdeckungen, in Verbesserung der Gesetzgebung, in statistischen Studien — wird Bruder Jonathan mit Kraft und Glück vorwärts schreiten; ob aber auch in weniger materiellem Dingen — in Philosophie, klassischer Literatur, Poesie — dies unterliegt noch manchem Zweifel. Freilich muß das Nationelle dem Angenehmen vorgehen; aber der durchgreifend mercantilische Sinn des Americaners und seine stete Beschäftigung mit Politik sind mit der beschaulichen Muße nicht vereinbar, die ein höheres literarisches Streben erheischt. Gewiß wird auch America mit der Zeit große literarische Geister zu Tage fördern; allein dies kann nicht plötzlich geschehen; denn nur Jahrhunderte vermögen die Rinden zum Tempel der Amerikanischen Fama ausgebildet sein, obgleich mehrere derselben schon jetzt würdige Insassen haben.

Es ist wirklich befragenswerth, daß die parteilosesten Britischen Beurtheiler der literarischen Leistungen America's der ihren Bewohnern jenseits des Meeres in den Verdacht nützlicher Eifersucht gekommen sind. Hat America noch female ein originelles Kunstwerk an's Licht gebracht, das in dem Mutterlande keine enthusiastischen Bewunderer gefunden hätte? Wo ist Washington Irving's lieblicher Humor tiefer empfunden oder wärmer anerkannt worden als in England? Man wird uns entgegnen, der Verfasser des „Skizzenbuches" habe seine Popularität der Beliebe zu verdanken, die er für England zeigt; und allerdings haben wir Briten seine schmeichelnden Bilder unserer geselligen Lebens mit angenehmer Ueberraschung betrachtet; aber gesetzt auch, Irving's Muse hätte nie einen fremdlichen Blick auf Alt-England geworfen, sein Ruhm würde dadurch in unseren Augen um nichts geschmälert; immer wüßten wir die unübertreffliche Anmuth seines Rip van Winkle, und seiner Sage von enzauberschlafenen Alten zu schätzen.

Wir zweifeln sehr daran, ob die gewaltigen Schöpfungen Brown's in America so recht nach Verdienst geschätzt wurden, ehe das Britische Publikum ihrem ganzen geheimnißvollen Zauber empfunden und in dem Verfasser des „Edgar Huntley," „Arthur Mervyn," und „Wieland" einen Genius erkannt hatte, verwandt mit dem, welcher die Leiden Oedipus's und die Seelenkämpfe Faustand's geschildert. Wo hat man das wahrhaft Originelle und Treffliche in Cooper's Novellen freudiger bewundert, als in England? Ihm ist die Herrschaft über die Meere einmüthig zugestanden worden; auch in der schauerlichen Wüste, unter den wilden Indianern und baldwilden Pflanzern, erkennen wir ihn als Herrn und Gebieter. Aber Alles dies konnte uns an der unleugbaren Thatsache keinen Zweifel lassen, daß derselbe Mann, der in seinem Kreise ein mächtiger Zauberer war, zu einem ganz gewöhnlichen Menschen herabsank, sobald er darüber hinausschritt, und seinen Fuß in das civilisirte Leben setzte. Oder sollen wir das Kindische mancher Begebenheiten an der Küste, das Langweilige in dieser Scene und den meteoramatischen Bombast in jener darum gemindert finden, weil der Verfasser unsere Phantasie mächtig ergreift, als er sein Fahrzeug unter dem Heulen des Sturmes und dem Brüllen der Wogen durch Felsenriffe und über Sandbänke steuerte; Man lese nur seine späteren Romane, in denen er das Interesse auf Erinnerungen aus der Vergangenheit basiren und stärkere Leidenschaften malen will — „wie z. B. den Brave," die „Pathfinder," den „Deerslayer" — und man wird bei aller sonstigen Vorliebe für Cooper zugeben müssen, daß dieser Schriftsteller nur in seinen Elemente herrscht, während Scott in allen Elementen mit gleicher Anmuth und Sicherheit sich bewegt. Gewiß darf America auf seinen Cooper stolz seyn, debarrt es aber dabei, ihn seinem großen Vorbild im Olten an die Seite zu stellen, so wird Europa noch lange dagegen protestiren.

Irving, Brown, Cooper, dürfen ein würdiges Kleeblatt auf dem Parnasse Americas; aber diese Drei sind auch die einzigen Männer von Genie, die jener Parnaß aufzuweisen hat; in den Knaben, Neun's Buchminster's, Madison's, Jay's, erkennen wir, so weit uns zu schauen vergönnt ist, nur treffliche Talente; und irren wir in diesem Punkte, so tröstet uns die Ueberzeugung, daß ganz Europa nicht anders von ihnen denkt.

In der Einleitung zu einer so eben in Dublin erschienenen Blumenlese aus Americanischen Dichtern *) bemerkt der Herausgeber Folgendes: „Wir haben im Allgemeinen-solche Gedichte gewählt, die vermöge ihrer beschreibenden Kraft am Besten geeignet waren, uns die Neue Welt von Außen und Innen kennen zu lehren. Man wird hier den Charakter der Americaner treuer gezeichnet finden, als in irgend einer Reisebeschreibung." Eine offenbare Selbsttäuschung! Wir unseren Theils möchten vielmehr behaupten, daß diese Gedichte einen auffallend Britischen Charakter haben; die moralischen Einflüsse einer von der Englischen abweichenden Verfassung, einer von der Englischen abweichenden Natur und Lebensweise auf Gedanken und Empfindungen der Americaner sind bis jetzt so unbedeutend gewesen, daß man in der That darüber erstaunen muß. Einige pittoreske Natur-Schilderungen abgerechnet, ist Alles eben so gut Britisch als Americanisch. Viele unserer Landsleute — und mit ihnen auch der Herausgeber — scheinen erwartet zu haben, die Poesie eines Landes, wo Städte und Wüsten, Heerstraßen und einsame Wiesengründe, — „mit ihren Heerden, die nie einer Hürde bedürfen" —, wo Civilisation und Wildheit einander so dicht begränzen — müsse etwas ganz Besonderes und von der des alten seefaren Europa sehr verschieden seyn. Wie kommt man aber schon jetzt zu solchen Anforderungen, da dem Americaner noch jener historische Hintergrund fehlt? Seine Gressthaten sind ja von sehr jungem Datum, und das Großartige der ihn umgebenden Natur ist an und für sich unwirksam; die schönste beschreibende Poesie verliert bald ihren Zauber und wird langweilig, wenn sie bei den Einbrüchen der äußeren Natur stehen bleibt. Will der Dichter begeistern und hinreißen, so muß er Herzen und Sinne auf sein Gemälde bringen, Erinnerungen an große Strebthate, die schon in Zweifche entfernten Jahrhunderte verschienen. In unserem England ruht schon mehr als hundertjähriger Staub auf den Treffen und Reifröcken aus dem Zeitalter der Königin Anna, und dennoch wär es viel gewagt, wenn einer die Feldzüge Marlborough's schon jetzt in einer Epopöe feiern wollte. Noch weniger ist es das jetzt möglich, die Brigaden von Benkers-Hill oder Saratoga mit epischer oder tragischer Würde zu bekleiden, oder irgend einen glücklichen Kreuzfahrer der Commedore Reger poetisch zu verklären. Will also der Amerikanische Dichter ein Epos oder Drama schreiben, so muß er in der „Aetzten alten Welt jenseits des Oceans" das Material suchen, das America ihm verweigert.

Mit der lyrischen Poesie, dem Ausdruck individueller Gefühle, ist es nicht ganz so. Dennoch bemerkt man auch hier mit Verwunderung, wie sehr das Studium Englischer Muster gewirkt hat. Der Unterschied zwischen Geist und Charakter unserer Literatur und der unserer nächsten Nachbarn auf dem Kontinente ist tausendfach größer, als der, welcher zwischen den Literaturen Alt- und Neu-Englands obwaltet.

Deßhalb nun dürfen wir unsere Leser sich wohl täuschen dürfen, die in der ebenerwähnten Blumenlese etwas recht auffallend Nationales zu finden hofften, so wird doch ein für wahre Dichtkunst empfänglicher Publikum dieses Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Zwar möchten wir kennen von den vierzig Poeten, aus deren Werken die Blumenlese zusammengetragen ist, unbedenklich einen großen Dichter nennen, aber Vielen unter ihnen gebührt das hohe Lob zarten tiefen Gefühls und einer fruchtbaren Phantasie, bei Mehreren findet, man selbst erhabene Stellen. So viel regiebt sich jedoch aus Allem, daß noch kein großer Dichter in America erstanden ist; denn ein solcher thut sich in seinen kürzesten Produkten eben so wohl kund, als in seinen längsten. Unseren Milton erkennen wir auch in „Komus" und „Allegro" wieder, und Shakespeare's leichtestes Lied, wie z. B. „Blase, du Winterssturm", rührt uns gleich einem Zauber.

Bevor also an America's Dichterhimmel eine Sonne aufgeht, wollen wir das sanfte Licht kleinerer Sterne willkommen heißen. Allerdings befriedigt ihre große Nähe Niemand mehr als ihr Schein; doch verbreiten sie zusammenwirkend einen merklichen Glanz über den poetischen Horizont America's.

Wenn der Unterschied zwischen Dichter und Dichter mehr in der Ausführung liegt, als in der Art, wie er seinen Gegenstand erfaßt, so ist es rein unmöglich, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dichter zu charakterisiren, ohne ihre Gedichte selbst vorzulegen. Die gedankenreiche Schwermuth eines Bryant, und die wilde Glut und Energie eines Dana verrathen allerdings zwar eine unterscheidende Charakteristik, wir sollen wir aber z. B. den Ersteren von Percival und Brainard un-

*) Selections from the American poets.

Digitized by Google

verschieden? Dies wäre eine hoffnungslose Unternehmung. Möge jeder Leser, von dem in jener Auswahl dargebotenen Material unterstützt, seine Gallerie Amerikanischer Dichter nach Gefallen sich auswalten.

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Wir wollen nunmehr die wichtigsten Resultate hier zusammenfassen, die sich aus der letzten, im vorliegenden Werke beschriebenen Nordwest-Expedition ergeben haben.

„Das Kap Isabella erhebt sich in steilen, oft abschüssigen Abhängen ungefähr fünfhundert Fuß hoch über die Meeresfläche und besteht aus grauem Granit, auf welchem an mehreren Stellen eine im Verhältniß zu jenem Klima üppige Vegetation bemerkbar ist. Spuren von Haselhühnern, Hasen und Füchsen waren die einzigen Anzeichen der animalischen Lebens, das hier gefunden wird."

„Nach den Berichten der Eskimo's hatte ich erwartet, hinter dem Kap einen schmalen Weg in die Einfahrt zu sehen, die sie Itsherusch-buk nannten. Anstatt dessen aber bebeut das Land, auf welchem ich mich befand, noch immer seine westliche Richtung bei, während die gegenüberliegende Küste nach beiden Seiten zu sich neigte; hieraus schloß ich, daß die von den Eingebornen erwähnte Einfahrt auf der gegenüberliegenden Seite sich befinden müßte, wo mehrere kleine Inseln den nördlichen Theil bis gegen Südwesten hin einschlossen. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, diese Küste entlang zu fahren, bis zum Eingange in jene Einfahrt, deren Gänge durch das bügelige Ufer des Dreans bezeichnet seyn würde. Die nöthigen Beobachtungen für das Kap waren bereits gemacht; als ich aber zu meinen Gefährten zurückkehrte, hatte ich das Unglück, meinen Kompaß fallen zu lassen, so daß er zerbrach, und ich war demnach verhindert, weitere Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel hier anzustellen."

„Nachdem wir einige neue Anordnungen in Betreff unserer Fahrten getroffen, brachen wir um die Uhr des Abends auf. Wir fuhren die Küste entlang, die ungefähr zehn Meilen weit in west-nordwestlicher Richtung fortläuft und dann mehr nördlich sich hinzieht; es war nöthig, alle Buchten und Einfahrten näher zu untersuchen, denn wie die Eingebornen es bezeichneten, sollte der Eingang zu der aufgesuchten Bucht nur klein seyn."

„Nach einer ermüdenden Reise von zwanzig Meilen hielten wir um drei Uhr des Morgens an; wir waren vor mehreren mit Steinen bedeckten Kanoes vorbeigefahren, so wie vor mehreren von den Eskimo's aufgehäuften verborgenen Vorräthen, die wir auch nicht im Geringsten berührten. Die gelegentliche Entdeckung von Seehas, Kaddon und Schaltthieren diente dazu, uns noch mehr zu dem Glauben zu bestätigen, daß wir uns an den Küsten eines noch nicht von Europäern betretenen Landes befänden. Denn es waren in der That Einige unter uns, die aus dem Umstande, daß an der Küste keine Spuren von Meeresfluth zu bemerken waren, schlossen, daß die große vor uns liegende Eisfläche ein See sey."

„Wir setzten unsere Reise fort, und nachdem wir fünf bis sechs Meilen in west-nordwestlicher gefahren, erreichten wir das Ende der Einfahrt, wo wir die Mündung eines Flusses entdeckten. Aus der Zahl der Kanoes, die wir hier am westlichen Ufer fanden, konnten wir schließen, daß hier eine Haupt-Fischerstation für die Eskimo's sey. Da das Wetter sehr schön war, so beschlug ich einen ungefähr sechs Fuß hohen Hügel, wo ich eine ausgedehnte Aussicht von dem See überfah, die nordöstlich durch eine am Kalkstein reiche Gegend führte, während die Granitbügel eine nordwestliche Richtung nahmen."

„Ein frischer Wind machte es kälter, als uns angenehm war, obgleich das Thermometer noch über 0° stand. Regenzüge und Reif verhinderten uns, aufzubrechen, bis acht Uhr des Abends, wo wir unsere Fahrt längs der Küste fortsetzten, die sich bald nordwestlich wandte; und kurz darauf wurde ich durch den Anblick der See, die mit Eisbügeln bedeckt war, überzeugt, daß wir endlich die von den Eskimo's bezeichnete Straße Itsherusch-puk erreicht hatten."

„Ich beschloß demnächst, an der gegenüberliegende Küste hinanzufahren, und da wir einen schönen Strich glatten Eises fanden, so brachen wir vor Mitternacht auf. Auf unserem Wege stießen wir auf einen Eisbügel, der dreißig Fuß hoch war und den wir nur mit großer Mühe übersteigen konnten, indem es nöthig war, unser Gepäck hinüberzutragen und vermittelst der Aexte einen Weg für den Schlitten über denselben zu bahnen. Mit dieser Arbeit hatten wir mehr als eine Stunde zugebracht; hierauf bemerkten wir nach Süd-Westen zu einige Inseln, die uns der Eisberg vorher verborgen hatte. Nachdem wir mehrere davon passirt hatten, waren wir durch eintretenden Nebelwetter genöthigt, an der östlichen Küste eines größeren Eilandes um fünf Uhr des Morgens am 23. Mai Halt zu machen, nachdem wir gegen sechszehn Meilen zurückgelegt. Dieser Tag, als der Jahrestag unserer Abreise von England, ward durch eine besondere Mahlzeit von gefrorenem Rostbeef und, was bei uns jetzt etwas Rares war, mit einem Glase Grog gefeiert."

„Zur bestimmten Zeit brachen wir wieder auf; das bevorige Eis machte unsern Weg äußerst beschwerlich; dieses kam noch ein dicker Nebel und Reif, der an unseren Kleidern anfror, so daß wir fast unfähig wurden, unter ihrem Gewichte und ihrer Steifheit uns von der Stelle zu bewegen. Die Mannschaft war im Ganzen so erschöpft, daß wir selbst nur mit großer Noth um sechs Uhr des Morgens, als wir Halt machten, ein Lager aufzurichten im Stande waren."

Am nächsten Tage machten unsere Reisenden einen Marsch von zwanzig Meilen. Das Land neigte sich west-nordwestlich und nachdem es eine ausgedehnte Einfahrt durchschritt, breitete es sich mehr nordwestlich aus.

„Ich begann hier," sagt der Commandeur Roß, „indem ich alle die Einzelnheite der Küste betrachtete, die wir passirten, bald zu zweifeln, was wir denn eigentlich vor uns hätten. Die Frage, war es wohl wirklich um ein Kontinent herum gegen, oder ob Mitten des unregelmäßige Land nur eine Kette von Inseln sey. Wer in den arktischen Regionen noch unbekannt ist, der mag nur bedenken, daß hier Alles Eis, Alles ein blendendes Weiß sey, wo die Oberfläche des Meeres selbst hügelig und selbst ansteigt, während das Land im Gegentheil oft sehr flach wird: kurz wo weder Wasser noch Land zu sehen und beides an Gestalt und Farbe von einander sich nicht unterscheidet; hier ist es nicht immer so leicht, als es beim ersten Blicke scheinen mag, eine sonst so einfache Frage mit Gewißheit zu entscheiden."

„Wären wir sicher gewesen, daß wir uns auf dem Kontinent befänden, so hätten wir einen großen Theil unserer Vorräthe irgendwo in Verwahrung zurücklassen und um so leichter und schneller weiter vorrücken können. Im Falle es aber blos eine Kette von Inseln war, mußte es Thorheit in unserem größten Nachtheil aber wirkender zu unserer völligen Verzweiflung gereicht haben, wenn wir nachher, wie es sich voraussehen ließ, den Landweg an der Küste einschlugen. Es blieb uns endlich nichts übrig, als das Sicherste zu ergreifen und unsere in schwerliche Ladung, obgleich sie uns so ungemein aufstieß und uns so lästig wurde, wieder mit zu nehmen."

„Unsere Hunde waren sich gänzlich untauglich geworden durch die unausgesetzte angebeure Arbeit, die ihnen zugetheilt war, und wir konnten ihnen auch nicht einmal gelegentlich eine Rast von einem oder zwei Tagen gönnen, da wir das schöne Wetter nicht verloren gehen lassen durften, selbst Ende wir schon beträchtlichen Raum. Denn der Sommer macht in jenen Klimaten das Reisen eben so beschwerlich als der eintretende Winter. Noch etwas, als wenn dies nicht genug wäre, als die Kälte, wiewohl sie auch beträchtlich genug ist, aber die Oberfläche des gefrornen Bodens wird dann so lose und feucht, daß man fast mit mehr darauf fortkommen kann, und es ist dann unmöglich, zu kaum oder zu Wasser, oder vielmehr durch das, was Beides oder keins von Beiden ist, einen Weg fortzusetzen."

„Da nun das Wetter schön war, so konnten wir nunmehr die Küste unterscheiden, die sich noch immer nordwestlich hinzog. Ich war begierig, von hier aus unsere Reise noch auf ein oder zwei Tage fortzusetzen, indem ich hoffte, bald auch der Turnagain-Spitze zu zugelangen, und hätten wir diese erreicht, so wäre das ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit für uns gewesen, da wir dann eine ganzen Küstenstrich zurückgelegt haben würden, der wenigstens für künftige Forscher zu thun übrig gelassen hätten. Für dies Unternehmen war es aber nöthig, daß wir unsere täglichen Rationen sogleich reduzirten. Ich theilte daher meine Absichten dem Vice-Capitain Abernethy mit, der mir sagte, daß die Mannschaft bereits selbst mir denselben Vorschlag machen wollte, und daß sie nur auf eine Gelegenheit gewartet, um mir ihren gemeinschaftlichen Entschluß durch ihn zu erkennen zu geben. Meine Leute übertrugen diese Bestimmen meiner Mannschaft war unbeschreiblich, und sogleich wurden die nöthigen Reductionen angeordnet."

„So brachen wir denn um acht Uhr des Abends auf, und nachdem wir einige kleine Seen passirt hatten, erreichten wir das Meer um 11 Uhr. Wir zogen sodann lange der Küste in nordwestlicher Richtung, bis Mittermacht kam, nachdem wir einige Felsen und Inseln umfahren, ich gesucht wurden, aber endlich erreichten wir um zwei Uhr am achtundzwanzigsten Mai eine Spitze, die eine Seite einer ausgedehnten Bucht bildete. Diese war von uns nach dem Dr. Richardson benannt, und da sie eine passende Stelle für ein Depot bildete, indem wir jedenfalls über dieselbe zurückkehren mußten, so beschlossen wir, hier uns eines Theiles unserer Lasten zu entledigen."

„Wir ließen alles zurück, was wir nur einigermaßen entbehren konnten und nahmen Proviant auf vier Tage in unseren Schlitten mit; um drei Uhr des Morgens brachen wir auf, durchkreuzten die Richardson's-Bay und hielten um sechs Uhr an. Um sechs Uhr des Abends ersten wir wieder ab und bis Mittermacht fanden wir das Land nach Nordwesten zu gerade, alsdann erreichten wir eine Spitze, die wir nach dem Begründer unserer gegenwärtigen Expedition Kap Felix nannten, und hinter deren Rücken eine Menge bügeligen Eises aufgethürmt ist. Die Spitze ist das südwestliche Kap des Golfs von Boothia, eine Benennung, die wir ebenfalls jenem edelmüthigen Manne zu Ehren wählten, dessen Name einst bei der Nachwelt unter der Reihe der ersten glänzen wird, die durch ihren Muth und ihr Ausharren Erfahrungen Beziehungen den Stand der Britischen Kaufmannschaft zu verherrlichen wußten."

„Das Land neigte sich hier südwestlich, während die weite Ausdehnung des Oceans von unseren Augen uns übergezogen, daß wir endlich die nördliche Spitze dieses Theils des Kontinents erreicht, von welchem ich bereits die Hoffnung gemährt, daß es sich nach dem Kap Turnagain hin erstrecke."

„Indem wir nun von hier südwestwärts bis zwei Uhr des Morgens weiter zogen, kamen wir an den nördlichen Punkt einer Bucht an, die wir durchkreuzten, bis wir nach zwei Stunden großer Anstrengungen, bei dem vielen bügligen Eise, endlich die südliche Spitze derselben erreichten. Von hier aus neigte sich die Küste immer mehr südwestlich, bis wir um sechs Uhr nach einer ermüdenden Tagereise von zwanzig (Engl.) Meilen zuglich Halt machten. Die geographische Breite war hier 69° 46 19" und die Länge 98° 32' 49"."

„Der Gedanke, daß wir bereits den nördlichsten Punkt dieses Theils des Kontinents umkreist hätten, und daß die Küste von hier aus in der ermüdenden Richtung sich senkte, — dieser Gedanke konnte nicht verfehlen, uns die größte Genugthuung zu gewähren. Die große Ausdehnung der See, die wir vom Kap Felix aus frei von allem Land erblickten, bestätigte uns noch mehr in der Erwartung, das nächste Mal, da wir nun bereits die Gegend rings umher kannten, endlich die nördliche Küste von Amerika ganz zu überblicken, besonders da wir dann

Digitized by Google

unſere Anordnungen hinſichtlich deſſen, was noch zu thun und zu leiſten war, genau berechnen konnten.

„In der Abſicht nun, mich der Thatſachen, wie ſie ſich uns hier ergaben, um ſo mehr zu vergewiſſern, und mich durch die verſchiedenen Einſchnitte der Küſte nicht täuſchen zu laſſen, widmete ich den Tag einer genaueren Unterſuchung der Verhältniſſe. Man kann ſich leicht denken, mit welchem Schmerz und Unluſt wir nun die Nothwendigkeit einſahen, uns von dem Punkte, deſſen weitere Verfolgung uns bereits den glänzendſten Erfolg unſerer Expedition zu ſichern ſchien, nunmehr auf einmal wieder zurück zu ziehen. Unſere Entfernung vom Kap Turnagain war jetzt nicht größer, als der Raum, den wir bereits zurückgelegt hatten, und hätten uns nur noch einige Tage zu Gebote geſtanden, ſo wären wir im Stande geweſen, alles auf einmal zu vollenden, was noch zu leiſten blieb, und ſo hatten wir in Triumph nach der „Victory“ und folglich nach England mit den gewünſchten Erfolgen unſerer langen beſchwerlichen Anſtrengungen zurückkehren können.“

„Allein dieſe Tage hatten nicht zu unſerer Gewalt, denn es mangelte uns an Mitteln für unſere Erfüllung. Wir hatten von unſeren Schiffe aus Lebensmittel auf einundzwanzig Tage mitgenommen, und ſchon war mehr als die Hälfte davon, trotz der Reputationen, die wir bereits vorgenommen, verzehrt. Es blieb uns demnach nichts übrig, als uns unſeren Schickſale zu ergeben, und ſo beſchloſſen wir, nachdem wir noch einen Tag vergeblich gegangen, wieder zu unſeren Schiffe umzukehren. Unſer fürzeſte Rückweg war auf zweihundert (Engl.) Meilen angeſchlagen, und ſelbſt bei den eingeſchränkteſten Rationen konnten wir auf nicht mehr, als auf noch zehn Tage Lebensmittel rechnen.“

„Da wiederre den uns in Folge ihrer Anſtrengungen an den Füßen litten, ſo benutzte ich die Gelegenheit, ihnen hier einen Raſttag zu geben, und verlieh mit Bedauern nun auch für's Erſte unſere Station, um auf weitere Forſchungen auszugehen. Ohne Gepäck gegen wir leicht bin in ſüdweſtlicher Richtung bis Mitternacht, wo wir von einem Eisberge von vierzig Fuß Höhe aus eine Landſpitze erblickten, die uns gegenüber fünfzehn Meilen ſüdweſtlich fortlief, und die nur mit der Gegend, in der wir uns befanden, zuſammenzuhängen ſchien. Der ganze Strich bildete eine ununterbrochene Fläche, die von einer großen Maſſe kompakten Eiſes beſetzt war. Eine kleine Unterſuchung veranlaßte uns, anzunehmen, es ſei der entfernteſte Punkt doch vielleicht eine Inſel ſein möchte, indem wir einen Zwiſchenraum von acht Meilen zu bemerken glaubten. Indeß war es uns nicht möglich, die Sache näher zu erforſchen, da uns die Zeit zu ſehr abgemeſſen war und die ſteilen Eismaſſen zwiſchen dieſen Punkten eine ſehr beſchwerliche und mühſame Reiſe nothwendig gemacht hätten.“

„Wir pflanzten nunmehr, der Sitte gemäß, unſere Flaggen auf, und nahmen Beſitz von dem Lande, ſo weit wir es überſehen konnten, während wir den Ort, wo wir uns befanden, Victory-Point nannten, und drei Salve, wie es ſich in Folge deſſen, daß „non plus ultra“ unſerer gegenwärtigen Expedition war.“

„Bei Victory-Point richteten wir einen Steinhaufen von ſechs Fuß Höhe auf und verſchloſſen in demſelben ein Käſtchen, das einen kurzen Bericht der Ereigniſſe unſerer Expedition von der Zeit an, wo wir von England abreiſten, enthielt. Dies thaten wir, um dem alles meinem Gedächtniß zu genügen der Fall ſein ſollte, ebgleich wir, wie ich ſein geſtehen muß, damals nicht im Entferntheſten die Hoffnung nährten, daß unſer kleines Denkmal je einem Europäer zu Geſichte kommen dürfte, im Fall es auch nicht in die Hände der Esquimos fallen ſollte. Damals wußten wir jedoch noch nicht, daß unſer alter und treuer Freund, Cap. Back, bald dieſelbe Reiſe unternehmen würde, um uns, die Todtgeglaubten, aufzuſuchen. Es iſt alſo wohl möglich, daß er bei ſeinen gegenwärtigen Forſchungen öſtlich vom Kap Turnagain das Denkzeichen und den Bericht unſerer eignen „Turnagain“ (Rückweiſer) auffinde, und wir können uns aus eigener Erfahrung die Freude leicht denken, welche ihm die Auffindung einer Krauttee- und Vaterlands-Spur dieſer Art gewähren würde. Sie ſei dem Blatkern gegönnt, daß ſeinem als auch unſer andere Bemühungen, zu vielleicht zu vollenden, was uns nur zum Theil gelungen iſt. Wahrlich, es ſollte uns dies eben ſo freuen, als hätten wir ſelbſt die lange fortgeſetzte geſahrvolle Reiſe zu Ende gebracht.“

„Es war am 31. Mai, um ein Uhr nach Mitternacht, als wir dieſem äußerſten und letzten Punkte unſerer Reiſe den Rücken kehrten.“

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Was ſichert in Paris den Erfolg der Theaterſtücke?

Man klagt ſich jetzt in das literariſche Leben, wie man ſich von der Revolutionen in den gefährlichen Stand, wie man ſich unter dem Kaiſerreich in die kriegeriſche Laufbahn ſtürzte. Aber ach! man denkt eben ſo wenig an die Leiden eines ſolchen Noviziats und an ſeine fort während den Unruhen, wie man an die Langeweile in den Seminaren und an die Kanonenkugeln auf dem Schlachtfelde dachte. Man träumt von Victor Hugo's Palmen, von Janin's Weihrauchwolke und von Romiſie Delaunay's Popularität, ſo wie man von Marſchallsſtab und von der Biſchofsmütze träumte, ohne zu bedenken, daß der Weg, den man betritt, mit Unglücklichen beſäet iſt, die vergebens gegen Oſtracismus und Elend ankämpfen. So traurig auch dieſer Anblick iſt, ſo entmuthigt er doch Niemanden; denn auch die armen Aſchen's, die ihr ganzes Leben lang für 600 Livre Honorar Unterricht ertheilten, und die verſtümmelten Körperreſte, denen es nicht genug Milde koſtete, in der großen und ſeltenen Gunſt des Invalidenhauſes zu gelangen, ſchrecken Niemanden ab, die Laufbahn zu nehmen oder ſich anwerben zu laſſen. Die Einen weiterbolten ſich ganz leiſe jenes oft gehörte Bauderville:

Gar Mancher, zum Marſchall von Frankreich erkurt,
Zog aus, auf den Rücken das Bündel geſchnürt.

Den Anderen ſpiegelte ihre Phantaſie beſtändig Sixtus den Fünften, den Saubirten, vor, der ſeine Stiere mit der Römiſchen Linea ſchmückte.

O, wenn man den Lauf beginnt, da ſieht es aus, als wäre man mit wenig Schritten am Ziele; der Thurm ſcheint ſo nahe! Aber man wird immer länger, immer weiter; je ſchneller man geht um ſo mehr entfernt ſich das Reinerd, der ſeinen Kräften zu viel zugemuthet hat, anhalten und die Nacht ohne Obdach, ohne Nahrung zubringen, in zerfetzten Kleidern, mit wunden Füßen und zu ſchwach, um noch einen Schritt weiter zu kommen. Dann ſieht er mit Schrecken hinter ſich; er bewundert ſeine Einbildung und ſeine Thorheit, denn er hat nur Abgründe und kahle Felſen geſunden, wo er nichts als gelbe Raſenplätze, exquiſiteren Schatten und ſpritzelnder Bäche erwartete. Aber nun iſt es zu ſpät; er muß unter Thränen und entloſſen Daulen in dieſer Einöde bleiben. Das iſt das Glück des literariſchen Lebens.

Welcher junge Schriftſteller hätte nicht bei ſeinen Arbeiten in ſüßem Entzücken — nicht von dem mißfeligen und manchmal gewinnreichen Leben eines Journaliſten, nicht von dem langſamen und ſummen Erfolg des Roman- Dichters — ſondern vom Glanz des Theaters, von einer zahlreichen Verſammlung, von anbächtigen Zuhörern getrümmt, von der Recitation ſeiner Verſe durch die Dorval oder die Mars, von einem enthuſiaſtiſchen Publikum, das ſich, als wäre es ein einziges Ganze, einmüthig erhoben, Beifall klatſchen und den Namen des Dichters fordern würde, von den Damen, die ihm zuwinken, von den Frauen, die Thränen vergießen und Blumenkränze auf die Bühne werfen, und wie dann Alle auf den Autor zeigen und ſagen würden: Seht, das iſt er!

Ach! der arme Träumer denkt nicht an die Schwierigkeit, ſeinem Stück eine Aufnahme zu verſchaffen, nicht an die Plackereien, nicht an das Gemäkele der Proben, nicht an jenen Herrn Porcher und nicht an die Möglichkeit, daß ſein Werk durchfiele.

So will ich denn dies Alles den jungen Leuten erzählen, die ein Drama beendigt haben, und ſie mit dem geheimniſvollen Leben bekannt machen, das ſie ſich ſo ſchön denken, und das ihnen noch ganz fremd iſt.

Wir wollen mit annehmen geben, daß das Stück ja nicht etwa dem Theater français anbieten, denn das wäre zu kühn. Nimmt man Werke von bekannten Verfaſſern an, von denen ſchon einmal irgend ein Drama Glück gemacht hat, ſo daß einige Wahrſchaft ſie den Erfolg verbanden iſt. Niemals läßt es ſich mit einem jungen unbekannten Talent ein; aber wenn ſich ein Autor erſt bewährt hat, ſo wird er auch alle Forderungen in ihm durchgeſetzt können.

An Herrn Harel muß man ſich wenden. Mehr ein Mann von Geſchmack, als ein geſchickter Direttor, und oft, wo nicht immer, mit jener Nothwendigkeit im Kampf begriffen, die uns Virgil ſo treffend ſchildert: duris urgens in rebus egestas, verſchmäht Herr Harel Niemanden und läßt es ſich ruhig gefallen, wenn man ihm das Stück überreichen will. Merkt er aber ſchon beim Lesen, daß es für ſein Theater nicht paßt, ſo ſtellt er auf und entſteut ſich auf einige Augenblicke, wie er ſagt, um einmal nach der benigen Probe ſeiner Schauſpieler zu ſehen.

Herr Harel kömmt dann aber nicht wieder zurück, und ein ſehr höfliches Billet benachrichtigt den Verfaſſer, daß Herr Harel ſich leider genöthigt ſehe, wegen Mangel an Zeit die Aufführung abzumachen. Er verſprecht übrigens, nächſtens einen Tag zu beſtimmen, wo man mit der Vorleſung fortfahren wolle; doch beaucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, daß dieſer Tag niemals erſcheint.

Sind Sie nun einem ſolchen Unglück entgangen, iſt Ihr Drama im Theatre der Porte St. Martin angenommen, hat man die Rollen aufgeſchrieben und der mit dreſſen Geſchäft beauftragte Theaterſchreiber Ihnen ſchon für ſeine Arbeit eine kleine Denkſchrift, Verteuil unterzeichnet und 95 Francs betragend, eingereicht, iſt dann das Stück vor den zu dieſem Zweck verſammelten Schauſpielern vorgeleſen und ſind die Rollen vertheilt worden, ſo kömmt es zur erſten Probe, die mit Verzierung der Abſcheiten zugebracht wird, und wobei jeder Schauſpieler ſeine Rolle nachſäßig mit ſchlepptender Stimme abſiest.

Am folgenden Tage wird das Heft in der Hand, von neuem probirt, und nach Verlauf von zwölf bis vierzehn Tagen ſind die Rollen auswendig gelernt oder ſollen es wenigſtens ſein.

Um bis dahin zu gelangen, hat man das Ganze, mit ſolcher Liebe gedichtete Drama zerſtauen und wiederkauen müſſen; man hat die Verbindungen des Knittelreim der Schauſpieler mit den Verſen ertragen, man hat an einem ſür ſo vollendet und harmoniſch gehaltenen Ganzen fortwährend feilen, abkürzen oder verlängern müſſen. Dieſe gewiſſenhaft einſtudirte Scene verzögert den Gang des Stücks, alſo breaus damit; jene andere macht ſeine Wirkung, alſo etwas ſtärker aufgetragen; hier iſt eine ſchöne Schilderung, aber ſie erhält die Handlung, alſo fortgeſtrichen! So muß der arme Autor, wenn er auch anfangs ſich ſträubte, am Ende ganz verwirrt, aufgeregt und vertraut, die Waffen ſtrecken, ſich ergeben und beſchneiden, zuſitzen, abkürzen, wie man es will, blindlings, ohne zu wiſſen, was er thut, bis er zuletzt in den ungeheuren Lärchen, die er ſelt vier Tagen immer wieder vor ſeinen Augen erblickt hatte, ſein eigenes Werk nicht mehr erkennt. Endlich wird mit größerer Sorgfalt zur Probe geſchritten; der Autor hört nun ſein Stück nicht mehr vom Theater aus, wo er bisher neben dem kleinen Souffleur-Tiſch ſtand, der von einem blaßgen Licht mit knapper Noth erleuchten war. Jetzt werden nur noch die Perſonen des Dramas auf das Theater zugelaſſen; der Autor und der Direktor befinden ſich im Orcheſter. Nun ſängt der arme junge Mann allmälig an, ſich wieder ein wenig in ſein Werk zu finden und ſich des tiefen Eindruckes, den es ihm erregte, zu entſchlagen; nun vermag er, die Intentionen der Schauſpieler zu beurtheilen, die jetzt nicht mehr ſtammeln, ſondern laut und deutlich ſprechen, und er wagt es, einige Bemerkungen an ſie zu richten, die, man muß es geſtehen, ſtets gut aufgenommen werden.

Schauen Sie jetzt auf jenen dicken, etwas pinſelnden und zim-

Digitized by Google

Ach behaglich blickenden Mann, dem die Schauspieler und Schauspielerinnen freundlich zulächeln, mit dem sich der Direktor vertraulich unterhält, und der, nachdäßig auf den Bänken des Parterre ausgestreckt, dem Drama aufmerksam zuhört. Er legt große Wichtigkeit darauf und ertheilt zweien oder dreien Personen, die ihn umgeben, und die man bei der gänzlichen Dunkelheit des Saales nicht unterscheiden kann, seine Instructionen. Schon seit dem Beginn der Proben des Stückes hat der Verfasser ihn um sich herum scheinbehen und sich gegen ihn zuvor wie gegen eine untergeordnete Person benehmen sehen, aber doch war eine solche, die sehr wohl weiß, daß man, wenn man sie nur erst kennt, auf sie, als eine nützliche und selbst unentbehrliche Person, Rücksicht nehmen wird. Betrachten Sie ihn noch einmal, junger Mann, und überstehen Sie ihn nicht, denn er ist ein Richelieu, oder denn Ihr Königthum, armer Ludwig XIII., sehr in Gefahr kommen könnte! Bedanken Sie ihn also nicht verächtlich, begrüßen Sie den Mann nur recht tief, ihm sogar die Hand. Dumas nennt ihn „mein Freund". Victor Hugo begegnet ihm mit Anzeichnung, und Herr von Epagny nimmt den Hut vor ihm ab.

Dieser Mann ist Herr Porcher, der ein Geschäft daraus macht, für den Erfolg der Theaterstücke zu sorgen.

Einige Stunden nun vor dem Beginn der Vorstellung, wenn Sie durch die dunklen Windungen der Schauspieler-Treppe, mit pochendem Herzen und den Blick von innerer Bewegung getrübt, in das Theater gelangen, werden sie zwischen der schmerzlichsten Demüthigung und dem leckensten Ruhm zu wählen haben. Sie werden sehen, wie Herr Porcher ohne alles Geräusch und mit bescheidener Miene von der Straße auf das Theater, vom Theater in den Saal einen langen gedrungenen Zug von zweideutig blickenden, hochkämmigen, breitschultrigen und mit tüchtigen Fäusten begabten Individuen dreinschickt, die ganz vortrefflich dazu geeignet scheinen, als eine Macht für sich allein gegen einen ganzen Haufen anzukämpfen.

Fragen Sie Herrn Porcher nicht, wozu diese Leute, denn er würde Ihnen nur mit einem stolzen verschmitzten Lächeln antworten. Wollen Sie es wissen, so schauen Sie durch den Vorhang in den leeren, dem und matt erleuchteten Saal. Herr Porcher stellt seine Leute im Parterre auf; diese hier im Centrum, jene dort in den Ecken, die andern nach dem Amphitheater hin. Er geht zu jedem und wiederholt ihnen seine Befehle; dann, wie ein General im Augenblick, wo die Schlacht geliefert werden soll, wie Napoleon's Generäle auf dem Gemälde des Thermopylen-Kampfes, kehrt er auf seinen Platz im Centrum zurück, reibt sich das Kinn und setzt sich in Bereitschaft, das Signal zum Angriff zu geben.

Der Saal erhellt sich, die Thüren gehen auf, das Publikum stürzt wie eine tobende Ueberschwemmung durch alle Eingänge des Saales herein, die Logenthüren werden zugeworfen auf- und zugeworfen, die dreifachen Reihen werden mit Zuschauern besetzt und bitten zuletzt mit dem Parterre zusammen ein Meer von Köpfen, unter denen, wie eine Arche des Heils, Herrn Porcher's ruhige und gewaltige Stirn hervorragt.

Die Musik des Orchesters ertönt; Herr Porcher hat sich mit scharfem Blick nach allen Seiten umgeschaut; Jeder ist auf seinem Posten, Alles und die getroffenen Anordnungen sind ganz dem Geiste Aufsichten da, und wenn der Autor dem Herrn Porcher noch ein wenig zu Hülfe kommt, so muß Alles trefflich ablaufen.

Der Vorhang geht in die Höhe, und auf die allgemeine Aufregung folgt bald tiefe Ruhe und feierliches Schweigen.

Haben Sie jemals ein Duell zwischen zwei Gegnern gesehen, welche beide in die Gedenkmünze der Zweikampfs eingeweiht sind? Sie beäugen sich nicht, sie fürchten sich nicht auf einander, sondern mit unverwandtem Auge schauen sie zugleich auf den Gegner und auf die Spitze seines Degens und lauern, bis einer unbedachte Bewegung desselben irgend einen Theil an seinem Körper bloßgiebt und einen sicheren Stoß anbringen läßt. So auch Herr Porcher; er verspricht nicht ungefähr und gleich beim ersten Anfange; nie denn das Publikum nicht die Initiative ergreift, pflegen sogar seine Leute sich selten vor dem Schluß des ersten Akts laut zu machen, aber auch dann nur mit Mäßigung, denn unzeitiger Beifall verstimmt die freie Masse des Parterre's und erregt Unwillen; nun scheint zwar Herr Porcher den Streit nicht, vermeidet ihn aber so viel als möglich, weil er mit demjenigen schaden kann, dessen Geschick der Nachtige in seinen Händen hat.

Wenn sich im zweiten Akt einige Aussicht auf Erfolg zeigt, so wagt Herr Porcher ein paar Streiche; lassen sich aber Unzufriedene unter den Zuschauern vernehmen, so beschränkt er sich anfangs, wenn sie nicht etwa pfeifen, darauf, die Uebelwollenden durch ein St! zum Schweigen zu bringen; pfeifen sie aber, so werden stärker Unterstützungsmittel angewandt, als: „Still! still doch! schweigen Sie und pfeifen Sie, wenn der Vorhang gefallen sein wird!" Wenn auch dies nichts hilft, so wird: „Hinaus, hinaus!" geschrieen. Doch kommt es nicht oft zu diesen äußersten Maßregeln, die immer ein Anzeichen sind, daß das Stück durchfallen wird, und die alle goldene Träume des Autors auf's grausamste zerstören werden.

Läuft die Vorstellung ohne dergleichen traurige Ereignisse ab, so wacht Herr Porcher über den zweiten Akt, nimmt den dritten in seinen Schutz, stärmt im vierten und trägt im fünften den Sieg davon.

Will es aber mit dem Stück nicht vorwärts, so kämpft sich Herr Porcher doch ruhig und geduldig durch Zischen und Lachen hindurch, erstickt das gellende Toben des entschiedenen Sturms durch donnernden Applaus, richtet sich auf seiner Bank bald in die Höhe und verlangt den Namen des Verfassers, ohne sich ihre machen zu lassen, ohne einen Zoll breit von seinem Terrain aufzugeben und ohne sich im geringsten an die Protestationen des Publikums und an sein energisch wiederholtes „Nein, nein!" zu kehren.

Nach dem Stück, wenn der Erfolg desselben nur zweifelhaft war, tröstet Herr Porcher den Autor und nimmt ihn zum Zeugen, daß seine Leute ihre Schuldigkeit ganz gehörig gethan haben. Im Fall eines vollständigen Sieges nahert er sich ihm scheinbar, lächelnd und mit leuchtendem Gesicht und sagt, nicht etwa: „Sind Sie zufrieden?" denn ein Zweifel ist gar nicht möglich, sondern: „Sie müssen zufrieden sein; wir haben einen glänzenden Sieg für Sie erfochten, nicht wahr?" Dann klopft ihm Herr Harel auf die Achsel und nennt ihn seinen theuren Porcher, und der Autor muß sich mit verbindlichkeit die Hand drücken.

Die Rolle, welche Herr Porcher spielt, beschränkt sich nicht hierauf allein. Herr Porcher kauft den Autoren ihre Billets ab, und seine Leute sind es, von denen man sie an der Theaterthür wohlfeiler als im Büreau erhalten kann, wenn das Stück nicht besonders Glück macht, die sie aber noch theurer, als im Büreau, verkaufen, wenn der Zudrang so groß ist, daß man nur mit Mühe ein Billet bekommen kann. Das sind die sogenannten Autor-Billets.

Anfangs waren dies die Billets, welche der Direktor dem Verfasser für dessen Freunde gab. Seide kam zuletzt auf den Einfall, sich tag sich für eine bestimmte Summe solche Billets ausstehen zu lassen, die e dann ganz offen verkaufte, was die anderen Theater-Dichter nur in Geheimen gemacht hatten. Bald folgte man allgemein seinem Beispiel und jetzt machen die Billets eine Anzahl in den Kontrakten zwischen den Direktoren und Theater-Dichtern aus. Folgendes ist der Tarif des Theaters der Porte St. Martin.

In den drei ersten Vorstellungen:
200 Fr. für ein Stück von 5 oder 4 Akten.
150 Fr. für ein Stück von 3 Akten.
100 Fr. für ein Stück von 2 Akten.
50 Fr. für ein Stück von einem Akt.

In den übrigen Vorstellungen:
48 Fr. für ein Stück von 5 oder 4 Akten.
36 Fr. für ein Stück von 3 Akten.
24 Fr. für ein Stück von 2 Akten.
18 Fr. für ein Stück von einem Akt.

Diese Billets nimmt Herr Porcher jeden Morgen gegen Vorzeigung eines Stempels von Seiten des Autors im Büreau in Empfang und bezahlt Letzteren den halben Preis baar, 24 Fr. für 48 und so weiter. In Betracht der größeren Kosten, die er bei den ersten drei Vorstellungen hat, erhält er die Billets zu diesen unentgeltlich; dann ist er es, der vermöge des geringeren Preises der Billets das Stück aufrecht hält.

Herr Porcher ist ein ganz verständiger und gebildeter Mann, der in seinem Wesen gar nichts von einem Klagenden hat, wenn er erlaubt ist, dieses Wort zu gebrauchen. Er ist sehr gefällig und hat den Dank gen Autoren, die sonst die erste Vorstellung ihrer Werke in ängstlicher Sorge hätten abwarten müssen, oft Beschäfte geleistet. Es könnte hier einer der berühmtesten dramatischen Schriftsteller Frankreichs genannt werden, der von Herrn Porcher wie von einem *Freunde spricht*, und zwar nur von einem solchen, der ihm nicht nur in Theaterfinn, sondern in den Beziehungen des Privatlebens.

Um die Geschichte einer ersten Aufführung zu vollenden, ist noch hinzuzufügen, daß der Autor am nächsten Morgen eine Anzahl von Blumenstrauß erhält, die ihm von den Maschinisten, den Theater-Jungen und von Herrn Porcher's Leuten überbracht werden. Es ist üblich, diese Bouquets zu verjungen Schauspielerin zuzuschicken, welche die Hauptrolle gespielt hat. Auch den anderen Schauspielerinnen werden Blumen übersendet, und jeder Schauspieler empfängt ein Dankzugungsschreiben. Die darin gebräuchlichen Formeln lassen sich auf die einzige Phrase zurückführen: „Ihnen allein ist der ganze Erfolg des Stücks zu verdanken."

Nun werden es wenigstens die jungen Leute wissen, die, dem wirklichen Leben entrückt, den Theaterreihm teilnimmt: „Auf dem Theater der Porte St. Martin kann kein Stück Glück machen, wenn Herr Porcher es nicht will; Herrn Porcher's Hand ist es, die den Sieger krönt."

Das Theater français hat ebenfalls seinen Porcher, so gut wie das Theater der Porte St. Martin und wie alle andere Pariser Theater von der großen Oper bis zu den Seiltänzern hinab. Bei dem Theatre français heißt der Mann Bacher.

Niemand kann einen solchen Hebel missen, Niemand, selbst Dumas, selbst Victor Hugo, selbst Molière und Corneille nicht; denn es giebt auch an den Tagen, wo Stücke von Molière und Corneille gespielt werden, Claqueurs im Theater français.

Das ist es also, in Paris in der Nähe besehen, was man aus der Ferne in der Provinz bewundert und den Ruhm der dramatischen Schriftsteller nennt.

Henry Berthoud. (Mercure de France.)

Bibliographie.

Mémoires de Fleury, de la Comédie française: 1757 — 1820 — 3 Bde. 22½ Fr.

Rome au siècle d'Auguste, ou Voyage d'un gaulois à Rome, à l'époque du règne d'Auguste et pendant une partie du règne de Tibère. — Von L. Ch. Dezobry. 4 Bde. 26 Fr.

Biographie universelle de musiciens et bibliographie générale de la musique. — Von J. Fétis. Erster Theil. 7½ Fr.

Campagnes de Portugal, en 1833 et 1834. Relation des principaux événemens et des opérations militaires de cette guerre. Par un officier français attaché au service de Don Miguel. — 3 Fr.

Suite au Mémoire sur la cataracte, et guérison de cette maladie, sans opération chirurgicale, par la méthode de Lattier de Laroche. Th. II. 6 Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 69. Berlin, Mittwoch den 10. Juni 1835.

Spanien.

Ein Ausflug nach Spanien im Mai 1835.

Espeleta. — Rinhoa. — Navarra. — Ein Christinos-Posten. — Das Quartier Landibar. — Urdach. — Das St. Augustiner-Kloster.

Seitdem die Karlisten-Schaaren ihre Ritter-Zeite in den Waldgebirgen Navarra's aufgeschlagen, scheint dies vom Himmel und vom Frühlinge so begünstigte Land ein neues und lebhaftes Interesse in unsern Augen gewonnen zu haben. Für die Einen ist es Furcht, für die Andern Neugier, für Alle ein gewisses geheimnißvolles Dunkel, welches sie reizt, und dazu kommen noch die kahlen Bergspitzen, das Schweigen der Thäler und die reiche und üppige Vegetation dieses alten Landes. Ein flüchtiger Blick von unsern amsterischen und heiligen Brücke aus, welche Frankreich und Spanien auf der Seite von Rinhoa trennt, reicht hin, um uns alle Schrecken, Gräuel und Gehrimnisse des Bürgerkrieges begreiflich zu machen. Diese rauschenden Wasserstürze, diese waldigen Schluchten werden von einem beweglichen, bebenden Menschenschlage mit Scheu treffender Hand und beharrlichen Leidenschaften in festem Besitz gehalten. Man kann sich leicht denken, wie in einem solchen Lande besondere Provinzial-Rechte starke Wurzeln fassen konnten.

Von dem Wunsch getrieben, im Fluge einen Winkel der Spanisch-Baskischen Provinzen zu durchstreifen und einige Quadratfuß von jenem fruchtbaren und jetzt so aufgeregten Navarra kennen zu lernen, machten wir uns an einem Mai-Morgen auf den Weg. Da alle Hirten-Gedichte der Welt voll sind vom Monat Mai, so mögen es die Schäfer von Lignon, denen eine ganz besondere Sonne zu leuchten und ein frischeres Grün entgegen zu duften schient, nicht übel nehmen, wenn ich mir bis Espeleta jede Schilderung meiner Reise ersparе. Von Lacrosse nach Espeleta fuhren wir einen wie vielmehr achtzehn Zoll tief in Schmutz, auf einem Wege voll Pfützen und Kieselhaufen, den die Millionen der Arbonin'schen Anleihe vor kurzem noch vollends zu Grunde gerichtet haben. So oft uns die Stöße unseres Wagens einen Augenblick Ruhe ließen, fielen unsere Blicke auf eine wunderbar gruppirte Landschaft, so grün und so frisch, daß sie auch den kältesten Kopf in idyllische Träumereien wiegen müßte.

Die Stadt Espeleta zeigt sich von weitem wie eingemischt in den Hintergrund eines kleinen Thales, und in einen Gürtel von Bergen eingeschlossen, die man in der Ferne für die und unbedaut halten könnte. So sehr wir auch seit undenklichen Zeiten durch Reisen, Geschichten, Fragmente und Abhandlungen über den Ursprung, die Sprache und die Sitten der Basken beliehrt worden sind, so ist es mir doch noch anziehend, diese männlichen Mütterschaften, in denen festem Blick und kühlem Einherschreiten sich das tiefe Gefühl ihrer alten Ueberlegenheit aussprechen scheint, in der Nähe zu sehen. Ich weiß wirklich nicht, ob die Baskische Gastfreundschaft einen Unterschied in den Personen macht, ohne ihre Hand ist den Fremden stets geöffnet, und der herzlichste Empfang, den man bei ihren findet, gesellt sich langer Pflege jener in unseren civilisirten Häusern verschmähten oder verlorен gegangenen Tugend.

Espeleta ist eine kleine Baskische, das heißt eine starke gewöhnliche Meile von Rinhoa entfernt; schon hier hatten wir einen schroffen Abhang zu erklimmen, auf dessen Gipfel das Auge wie die fünf Finger Landes einige herum überfah; da ist Biarritz, dort Bayonne, eine Menge Baskischer Dörfer, das Meer, kurz Alles, was sich die reichste Phantasie nur Majestätisches denken kann. Dann senkt sich die Straße und windet sich, stets abwechselnd und pittoresk, bald in einem Thal, bald am Rande eines Berges hin. Wir beschrieben uns nun zu Rinhoa, einer nicht so bedeutenden Stadt wie Espeleta. Sie wird von einer langen Straße durchschnitten, in deren Mitte man das Haus der Pfarrers bewundern muß; denn es ist in der That ein kleines Hotel von zierlicher Bauart, das alle benachbarte Häuser verdunkelt. Die Kirche mit ihren beiden höhern Thürmen im Innern enthält nichts Merkwürdiges. In Urkirig ist es der Rosenstrauch, in Rinhoa die Iris, wodurch jede Grabstätte des beschirmenden Friedhofes umzäunt und freundlich gewinkt wird. Eine halbe Meile von Rinhoa ist die Gränze; ein Bach (ein Arm der Nivelle); eine alte ungleich gepflasterte Brücke, ein Zoll-Amt, ein Schilderhaus und ein Feuergbäsischer Wachtposten, und auf der anderen Seite Navarra, der Bürgerkrieg, die bewaffneten Schaaren, die Feuerbrünste, die Verbannungen, der Belagerungs-Zustand, welcher Häuser und Dörfer verödet, die Hirten in die Gebirgs-Schluchten treibt und Schrecken und Elend über dies schöne Land verbreitet. Diesseits von jener Brücke ein friedliches Landleben, jenseits alle Unruhen eines ernarmungslosen Krieges, und doch diesseits und jenseits der Brücke ein Volk von gleicher Tracht, gleicher Sprache und gleicher Religion.

Als wir an der Nivelle hinauf fuhren, trafen wir, einen Flintenschuß von der Gränze entfernt, auf den ersten Christinos-Posten, der aus ungefähr funfzig Chapelgorris unter dem Befehl eines Carabinero-Offiziers bestand. Der Posten lag in einem kleinen einfüchtigen Hause, das von einer höhernen Pallisade umgeben war, aus welcher hin und wieder Zinnen hervorsprangen, und in der sich drei Eingänge befanden, deren einer nach der Nivelle und nach Frankreich hinführte. Es war ein Sonntag, und die Mütter, Schwestern, Frauen oder Geliebten der Chapelgorris hatten sich in dem Wachthause eingefunden; man aß, man trank, und es schien auch an Lustigkeit nicht zu fehlen. Die Chapelgorris haben keine Uniform, oder wenigstens nichts weiter als eine rothe Mütze, eine lederne, oder unpolirte Patrontasche und eine Muskete. Die Einen tragen Jacken, die Andern Französische Cayenröcke, Einige Kamaschen, und Farbe und Stoff der Beinkleider wechseln ins Unendliche. Um die Disziplin schienen sie sich gar nicht zu kümmern, und man erzählte uns, daß ein Unteroffizier oder Korporal einen Freiwilligen, der in der Sonne ausgestreckt lag und durchaus nicht die Wache beziehen wollte, auf der Stelle totzuschießen drohte.

Uebrigens sind dies die einzigen Truppen, die es mit den kleinen Karlisten-Trupps aufnehmen können, welche von Zeit zu Zeit plötzlich einen Handstreich ausführen und dann eben so schnell wieder in die Schluchten, von denen Navarra durchfurcht ist, spurlos verschwinden. Die Chapelgorris sind sämmtlich Eingeborne des Landes, und man erkennt unter ihnen noch einige von jenen gebräunten und narbigen Gesichtern, die unter den Befehlen des Ex-Guerrilleros Mina den Unabhängigkeits-Krieg mitmachten.

In einiger Entfernung erblickten wir auf einer Anhöhe das Quartier Landibar, ein großes befestigtes Haus, von etwa hundert Mann Königlichen Gardisten und Chapelgorris besetzt. Morgen schon dient vielleicht Landibar einem Karlistischen Bataillon Schutz, und so kehrt es auf Ende, nach öfterem Wechsel seiner Herren, wieder an seinen alten Eigenthümer Lanz zurück, der jetzt unter der Gendarmerie des Don Carlos in Dienst steht.

Landibar wird durch einen doppelten Kreis von Pallisaden vertheidigt, deren zwei Zoll breiter Zwischenraum mit Erde gefüllt ist, und von einem vier Fuß breiten Graben, dessen höherne Zugbrücken leicht von einem einzigen Mann aufgezogen werden können. In einem Umkreis von funfzig Toisen um dies befestigte Haus sind alle Bäume und Gesträuche niedergehauen, eine Wohlthat, die in einem so waldigen Lande sehr nöthig ist, weil sonst entschlossene Scharen ungesehen bis an den Rand des Grabens vordringen können. An den Landibar, wo wir ankamen, drängten sich Gardisten, Chapelgorris, Offiziere und Weiber in buntem Gemisch vor das Hauptthor des Quartiers und machten Front vor etwa zwanzig Maultiertreibern, welche Wein und andere Mundvorräthe brandschatzten. Die leistauern Formen, das sorgiose Benehmen und die Unordnung, die in diesem Soldaten herrschte, waren ein wertwürdiges Schauspiel für uns. Es hätte nur noch einer Axt zu den Waffen und eines Karlistischen Bataillons bedurft, um uns ein vollständiges Bild von dem blutigen Drama zu geben, dessen Schauplatz Navarra jetzt ist.

Ein junger Capitain von der Königlichen Garde machte uns in dem befestigten Hause mit vorzüglicher Gaste die Honneurs; wir besuchten die Kasematten, das im zweiten Stockwerk befindliche Lazareth, ein Behältniß im Erdgeschoß, in welchem sich Wassertonnen und, auf den Nothfall, die zur Aushaltung einer Belagerung unentbehrlichsten Munitionen befanden, die innern Befestigungen, die geheimen Ausgänge und dergleichen mehr, was Alles in der Eil, aber schnell genug eingerichtet ist, um einem Angriff oder schnellem Geschütz eine Zeit lang Widerstand zu leisten. Am auffallendsten ist der leichte und unbefangene Ton, der unter den Soldaten und ihren Anführern herrscht. Sie genießen die Gegenwart, ohne sich um die Zukunft Sorgen zu machen, und doch sind die Aussichten in den Bürgerkriegen so düster und traurig.

Von Landibar bis Urdach, den Ziel unseres Ausflugues, fährt man ungefähr zwanzig Minuten lang durch eine herrliche Gegend voll stämmiger Eichen und von so üppiger Vegetation, daß selbst zwischen den Mauerritzen der Häuser und unter dem Gestein Gewächse hervorkeimen. Urdach ist ein hübsches Dorf, jetzt aber still und verlassen. Es liegt an Rücken eines hohen tegelförmigen Berges, dessen ganzer Abhang terrassenförmig bis an den Gipfel hinan mit Eichen bedeckt ist; nur die Spitze ist ein kahler grauer Fels. Das erste Haus, auf welches man in Urdach trifft, steht leer und verdörrt; über der Hauptthür

Digitized by Google

ist das Wappen Navarra's abgeblieben. Der Eigenthümer dieses Hauses lebt jetzt in Frankreich; er diente dem Don Carlos bei dessen Ankunft in Spanien zum Führer.

Weiterhin ist die Kirche und das Augustiner-Kloster, dessen Schätze ehedem zum Sprüchwort geworden waren. Der äußere Hof des Klosters war von einer aufgegrabten Mauer umgeben, welche die Karlisten niedergerissen haben. Ohne weiter merkwürdig zu seyn, hat die Kirche doch ein schönes Innere, und ihre Sauberkeit zeugt von fleißigem Besuche der Hochalter macht einen herrlichen Eindruck; die Frauen knieen auf Matten von Binsengeflecht oder schwarzem Zeug. Stühle sieht man nirgend, und die Bänke sind ausschließlich für die Männer bestimmt.

Durch die Gefälligkeit des Superior, Herrn Eisfalde, den wir darum hatten ersuchen lassen, wurde es uns erlaubt, das Innere dieses Klosters zu besuchen. Es ist ein schwerfälliges und einfaches Gebäude aus den Zeiten Karl's des Großen. Ein innerer Hof, von zwei über einander gehenden Gallerien Begrenzungen umgeben, lange Hallen, die Treumer eines im Jahre 1792 abgebrannten Klosters, von Epheu und Schlingkraut bedeckt, ein zurückgezogenes, mäßiges und friedliches Leben, viel Toleranz und Höflichkeit, das ist die Physiognomie des Augustiner-Klosters zu Lisbach. Der Superior, der gelänfig und geschmackvoll Französisch spricht, ist ein aufgeklärter und gegen Fremde sehr zuvorkommender Mann, der auf ihre neugierigen und oft unbescheidenen Fragen immer freundliche und genügende Antwort giebt.

Die Ausstattung des Klosters ist schlicht und altertümlich; einige religiöse Gemälde, ein paar Stühle und Tische, das ist Alles, was man dafür findet. Die Tracht der Mönche besteht in einer viereckigen Mütze und in einem langen Rock mit gekräuselten Aermeln aus weißem und rothbraunem Zeuge. Herr Eisfalde, der einer der Aeltesten des Klosters begleiteten uns bis an das äußere Thor, und wir schieden von den guten Vätern voll Dankbarkeit für ihre herzliche Aufnahme.

In den Klostergängen hatten wir drei Karlistenkugeln gefunden, die uns aus dem jetzigen Kriege herzurühren schienen, denn bekanntlich verbreitete sich hier eine Compagnie Christinos gegen eine Karlistische Kolonne, und es wurden nicht wenig Kugeln zwischen beiden Theilen gewechselt. (F. P.)

Bibliographie.

Juana y Enrique, Reyes de Castilla. (Juana und Enrique, Könige von Castilien.) Historischer Roman von Eslanislao de Cosca Baro.

Diccionario de hacienda. (Oekonomisch-technologisches Wörterbuch, mit besonderer Hinsicht auf Spanien.) Von J. C. Arguelles. Zweiter Band.

El ultimo dia de un reo de muerte. (Der letzte Tag eines zum Tode Verurtheilten.) Nach Victor Hugo, von J. G. de Villalta.

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Der Sommer des Jahres 1830 rückte heran, aber er erschien nur langsam und schwach. Der Schnee begann indeß zu schmelzen, Hirsche und Hasen ließen sich gelegentlich sehen, und der Wasservogel eröffnete in beträchtlicher Zahl seinen Zug nach dem Norden; aber noch am 3ten Juli bemerkte Capitain Roß: „Wir kommen selbst von dem Gipfel des höchsten Hügels aus noch kein klares Wasser sehen; die ganze Meeresfläche bildete nur eine kompakte Masse von Eis.“ Erst am letzten August, wo kaum noch vier Wochen von jenem muthmaßlichen Sommer übrig waren, hielt man es für gut, das Schiff etwas weiter hinaus zu wagen, damit es für den Fall des aufbrechenden Eises bereit liege, und der dem 17. September war man nicht im Stande, wieder einmal unter Segel zu gehen.

„Unter Segel!“ (trust der Capitain freudig aus), „wir dürfen kaum, wie es uns auf ein Mal zu Muthe war, noch wagten wir es anfangs, unseren eigenen Sinnen zu trauen. Nur ein Seemann hat das Glück für sein Fahrzeug, das unter ihm tanzend schwebt, den Eid nach jeder geringsten Bewegung seiner Hand ergehen und folgsam sich richtet, das gleichsam seinen Willen ablauscht, um ihm möglichst zuvorzukommen; dieses Fahrzeug ist in den Augen des Schiffers ein belebtes Wesen, ein Wesen, das mit seinen eigenen Gefühlen sympathisirt, nicht ein todter Körper oder ein bloßes Spiel der Winde und der Wellen. Nun war aber unser Geschöpf ein ganzes Jahr hindurch unbeweglich gewesen, gleich dem Eise und den Felsen um dasselbe herum; es war hülflos, unfolgsam und abgestorben. Aber auf einmal schien es wieder neu ins Leben gerufen; es hörte wieder und befolgte das, was wir von ihm verlangten, und wir, wir selbst sahen uns in Freiheit wieder.“

Nachdem sich unsere Reisenden durch die Berichte der Eingeborenen davon überzeugt, daß die Gegend, die sie gesehen und Boothia genannt, in der That zum Kontinent von Amerika gehöre, und nachdem auch der Commandeur Roß auf verschiedenen Exkursionen die Genauigkeit jener Berichte selbst geprüft, wurde nunmehr beschlossen, weiter nördlich eine Durchfahrt zu suchen. Unglückliche Winde verhinderten jedoch bald das weitere Vordringen, und man sah sich wiederum genöthigt, in einen Hafen einzulaufen; am 30. September, an demselben Tage, wo sie ein Jahr vorher ihre Winterherberge eingenommen, waren sie, nach einem ganzen Sommer voll Anstrengung, ungefähr drei Meilen zur See vorwärts gekommen!

„Das ganze Pferr“, sagt der Capitain, „war mit Eis bedeckt. Es war nicht länger mehr Gelegenheit, weder zu hoffen, noch zu fürchten, und alle ängstlichen Erwartungen hatten ein Ende erreicht. Der Kampf, dem wir so lange ausgesetzt gewesen, war nunmehr beschwichtigt, indem wir bereits die absoluteste Gewißheit vor uns hatten. Unsere Fesseln waren geschwunden, und wir hatten nichts mehr zu thun, als unser Gefängniß für den Winter aufzuschen, wo wir, mit dem einen Fuße an der Küste und mit dem andern im Meere, ruhig und geduldig ausharren mußten.“

Indeß hatte das Erreichen des Winter-Gefängnisses noch seine Schwierigkeiten; es waren alle Anstrengungen erforderlich, um sich einen Weg durch das Eis zu bahnen, und nachdem sie während des ganzen Oktobers angekrengt gearbeitet, waren sie nicht weiter als 850 Fuß vorwärts gekommen! Das Eis war nunmehr so dick, daß sie sich mit der einmal erlangten Stellung begnügen mußten, und im Ganzen war auch Capitain Roß damit zufrieden, daß sie ihren Eisboten „um so viel nördlicher“, als das vorige Jahr gefunden hatten.

„Es könnte“, sagt derselbe, „in der That geringfügig erscheinen, wenn wir von zwei, drei Meilen als von einem großen gewonnenen Raume sprechen; allein man bedenke nur, daß wir einen Monat darüber zubringen mußten, um kaum dreihundert Yards zurücklegen, und daß es für uns glücklichen Fall, zur rechten Zeit zu seyn, wo und wann das Eis sich öffnete, auch auf nur eine oder zwei Stunden ankommen konnte, um entweder sogleich in Freiheit zu gelangen, oder noch für einen Winter unter den harten Eisfeldern und Eisbergen eingefroren zu bleiben; hier warten denn auch zwei Meilen ein Gegenstand, über den wir uns wahrhaft Glück zu wünschen hatten.“

Nunmehr war es nöthig, daß man wieder alle Vorbereitungen für den Winter traf; man umgab das Schiff mit einer Eis- und Schneedecke, um es gegen die Kälte zu schützen, und ordnete dann Alles in der Wirthschaft an, wie es die vorhandenen umständte erforderlich machten. Um zu sehen, was welcher Beschäftigkeit das Leben in jenen Regionen sey, dürfen wir nur in das Tagebuch des Capitains Roß vom 14. Dezember einen Blick werfen.

„An diesem, so wie an vielen anderen Tagen“, heißt es, „suchten wir die Spuren von Thieren auf, allein sie selbst kamen uns nicht zu Gesichte; wir nahmen unsere Flinten mit, aber wir hatten keine Gelegenheit, sie abzufeuern; wir hatten Vergnügen auf den ganzen Sonne, daß wir zum wenigsten einmal sahen — wo und unter welchen Verhältnissen wir uns befänden, und waren froh, wenn, ich kann nicht sagen, ein Tag verstrich, denn wir hatten beständig Nacht, — aber wenn wir wenigstens einen unserer Lebenstage damit beendet hatten, daß wir zu Bette gingen.“

— Bei einer andern Gelegenheit spricht der Capitain von den Eskimos:

„So“, sagt, er, „ist das Klima beschaffen, in dem jedoch auch Menschen leben, und zwar, wie wir nicht umhin können, zu behaupten, zugleich glücklich leben. Man findet hier, selbst mitten im Sommer, kein Wasser zu trinken, wenn man nicht den Schnee vorerst zerkocht; und es ist noch ein Glück, daß der Eskimo den Verband hat, sich das Feuer selbst zu bereiten, sonst würde er neun Monate im Jahre nichts zu trinken haben. Hier bietet uns keine Blume ihren lieblichen Geruch dar, denn es ist gar keine solche zu sehen; aber dem Eskimo erscheint der Geruch seines Thranes noch minder lieblich und behaglich. Hat er auch kein grünes Kraut und kein Gemüse für seine Suppen, so dient ihm doch sein Oel für Suppe und Gemüse zugleich, und statt des Salates bereitet er sich, wenn das Glück ihm günstig ist, die Eingeweide eines Rennthieres zu, die ihm dann eben so gut und vortrefflich schmecken. Und ist ihm auch nie das ihm ganz unbegreifliche Ding, das wir einen Baumstamm nennen, zu Gesichte gekommen, das stimmert ihm, da er doch seine Kajüten und Wagen aus den Gräten seiner Fische und seine Stangen aus Knochen zu verfertigen weiß; da er seine Wohnung nicht nur auf dem kalten Boden, sondern selbst aus eisigem Schutze aufzubauen versteht! Und wohnt er darin nicht eben so gut, wie jene Herren und Fräulein der Erde, deren warmere Palläste, hinsichtlich der Reinheit, kaum noch dem Pferre selbst nachstehen, obgleich sie sind? Hierzu kommt, daß unser Eskimo seinen Palast, gleich dem des Aladdin in der Fabel, in einer Stunde aufzurichten und wieder niederzureißen und von neuem anzubauen oder nach einem anderen Orte, wohin er immer will, zu versetzen im Stande ist. Der Mensch ist doch überall und zu jeder Zeit ein edleres Thier, mag er nun seine Hütte aufschlagen in der Nähe einer Eskimo aus Boothia an sich tragen: welches andere Geschöpf der Erden wäre auch je im Stande, wie er, Alles zu thun, Alles zu erleiden, Alles zu betreiden und zu Allem sich zu brauchen, und dabei immer noch glücklich zu seyn: so glücklich in dem öden Boothia Felix, wie in dem glänzenden Griechenland?“

— Am 21. April (1831) erhielten unsere Reisenden wiederum Besuch von einigen Männern ihrer früheren Bekanntschaft, die an einer anderen Stelle in jener Gegend überwintert hatten. Sie erzählten, daß ihr Freund Tiagaabu unter der Zeit gestorben sey; „aber seine Wittwe,“ fügte der Berichterstatter hinzu, „erhielt sogleich wieder einen neuen Ehegatten, weil sie fünf Kinder hatte.“

„Hier zu Lande nämlich“, fährt der Capitain fort, „sind fünf Kinder ein gesundener Schatz, ein großes Glück, eine Quelle des Lebensunterhalts und der Gemächlichkeit, anstatt der Besorgniß und des Kummers, wie in manchen andern Orten. Zu acht Jahren beginnt hier der junge Mann zu arbeiten, und in wenigen Jahren ist er schon im Stande, für eine ganze Haushaltung selbst zu sorgen; und dann liegt es den Kindern, in mäßen leichter oder besser, an ihnen seyn, welches letzteren Verhältniß man hier ebenfalls häufig antrifft, als eine Pflicht ob, ihre alt und schwach gewordenen Aeltern zu ernähren und zu unterstützen; denn“, fügt der Capitain hinzu, „hier im Lande kennt man keine Armen-Taxen, wie in England.“

Bei Gelegenheit der Exkursionen, die der Commandeur Roß zur Ausforschung des magnetischen Pols unternommen, kamen er mit einem Eingeborenen zusammen, der einen merkwürdigen Schlitten hatte.

Digitized by Google

„Er war", erzählt der Capitain Roß, „von gewöhnlicher Gestalt, aber ganz aus Eis verfertigt, sowohl seine Räder, als die übrigen Theile, und die sondere Ardeit verlieh ihm ein recht hübsches Ansehen. Transparent, wie er war, schien es ein Schlitten aus Krystall zu seyn, während er stark genug war, um die schwere Ladung der Lebensmittel zu tragen, die der Eigenthümer auf demselben aufgetheilt."

Der Weg, der bei dieser Extursion genommen worden, führte quer durch die Halbinsel nach Port Bowen hin, und das von erwähnten Kap Isabella. Der Commandeur Roß hatte seine früheren Forschungen der südlichen Küste zugewandt, und er beschloß nunmehr, gerichtet durch eine Reihe während des Winters angestellter magnetischer Beobachtungen, seine Aufmerksamkeit der nördlichen Küste zu widmen, in der Hoffnung, vielleicht den gedrimmelten Ort des magnetischen Pols aufzufinden. Wir nehmen die Erzählung von dem Punkte auf, wo der Commandeur sein Nachtlager aufschlug, in der Breite von 69° 34' 45" und der westlichen Länge von 94° 54' 23", woselbst es sich regab, daß die Neigung der Magnetnadel nach Norden auf 89° 41' gestiegen war, und daß die westliche Abweigung derselben 37° betrug.

„Vermittelst dieser Beobachtungen," sagt Roß, „war ich im Stande, beides, die Richtung sowohl, die wir einzuschlagen hatten, als die Entfernung, die zwischen uns und dem aufzusuchenden Gegenstande lag, zu bestimmen, insofern sich dies überhaupt vermittelst unserer Instrumente und der daraus hergeleiteten Berechnungen bestimmen ließ. Ich habe nicht nöthig, zu bemerken, wie sehr wir uns darüber freuten, daß das Wetter gerade so hell und so günstig war, indem es uns die rechte Spur gezeigt und dazu diente, die Muthlosen und Müden unter uns wieder aufzumuntern, da sie nunmehr das Ziel ihrer Anstrengungen bald vor sich hatten."

„Nachdem wir eine Strecke von ungefähr zwölf Meilen zurückgelegt, hielten wir um acht Uhr des Morgens am 13. Mai in einer Breite von 69° 40' 27" und 95° 22 35" westlicher Länge an. Um halb zehn Uhr des Abends brachen wir wieder auf, allein ich war in Folge eines bösen Nebels und Schneeschauers genöthigt, länge aller Windungen und Einschnitte an der Küste hinzuziehen, indem es nur auf diese Weise möglich war, bei dem ungünstigen Wetter meine Observationen in der Gegend fortzusetzen. Um acht Uhr des Morgens am 31. Mai, nachdem wir endlich dreizehn Meilen zurückgelegt, schlugen wir ein Lager auf."

„Wir befanden uns nunmehr innerhalb vierzehn Meilen von der erwarteten Stelle des magnetischen Pols, und ich war demnach schon so dreiste und ängstlich, daß ich nichts mehr thun oder leiten mochte, was meiner Aufmerksamkeit nur irgendwie Eintrag thun oder sie zerstreuen konnte. Ich beschloß daher, den größeren Theil unseres Gepäckes und Provisions zurückzulassen und nichts mehr für die Weiterreise mitzunehmen, als was uns durchaus unentbehrlich war, damit wir nicht etwa durch schlechtes Wetter oder andere zufällige Umstände von der schleunigsten Errichtung unseres Zieles abgehalten würden."

„Wir schritten darauf vorwärts, und zwar so schnell, als uns unsere verringerte Last erlaubte; endlich um acht Uhr des Morgens am 1. Juni waren wir an der von uns durch Berechnung bestimmten Stelle angekommen. Ich vermag es kaum, die überschwängliche Freude zu beschreiben, die wir empfanden, indem wir uns auf einmal am Ziele unseres so lang gehegten Wunsches sahen; so schien uns unsere Reise vollendet zu seyn, was wir uns so weiter Feur zu sehen und zu unternehmen getommen waren; es däuchte uns, als wenn unserer mühevollen, beschwerlichen Reise endlich der gebührende Lohn zu Theil geworden, und daß wir nichts mehr zu thun hätten, als zurückzukehren und triumphirend zu unsere Heimath einzuziehen."

„Der ganze Gegend, in dieser Stelle sich befindet, ist dicht an der Küste äußerst niedrig, aber ungefähr eine Meile landeinwärts erhebt sie sich plötzlich mit ziemlich auf funfzig bis sechzig Fuß hoch. Wir hätten wünschen mögen, daß eine so wichtige und interessante Stelle durch irgend ein hervorstechendes Merkmal ausgezeichnet gewesen wäre. Wir bedauerten sehr, nicht mit Marmor, der sich hier in Fülle findet, oder mit Eis uns entdecken merkwürdigen Erscheinung als ein würdiger Träger dienen. Allein die Natur hatte nun einmal kein Monument errichtet, das den Ort bezeichnen konnte, der den Mittelpunkt einer ihrer größten und wunderbarsten Kräfte bildet; und da wir selbst eben auch nicht viel dazu beizutragen im Stande waren, so mußten wir uns schon damit begnügen, die für die Wissenschaft so wichtige Stelle durch magnetharmatische Zeichen und Zahlen so kenntlich als möglich zu machen."

„Wir waren indeß so glücklich, hier in der Nähe einige Hütten der Eskimos aufzufinden, die noch nicht lange vorher verlassen worden waren. Es wäre für uns gewiß schwer gefallen oder wohle gar ein vorgeblicher Versuch gewesen seyn, wenn wir Innen einen Besuch von unserer Ernde über die gesuchte Entdeckung sollten machen wollen. Auch war es besser für uns, daß wir sie nicht anwesend fanden, da es uns nun vergönnt war, Besitz von ihren Wohnungen zu nehmen und uns in den Stand zu setzen, unsere weiteren Beobachtungen bequemer zu bewirken; um sechs Uhr Abends schlugen wir auf einer Landspitze ungefähr eine halbe Meile westwärts von jenen verlassenen Eskimohütten unser Lager auf."

„Hiervon werden die astrigen Beobachtungen unmittelbar begonnen, die wir während dieses und noch während des größten Theile des folgenden Tages fortsetzten. Was die Details dieser wissenschaftlichen Untersuchungen anbelangt, so sind dieselben bereits der „Königlichen Gesellschaft" zu London mitgetheilt und von derselben in ihren „Transactions", mit Vergnügen gegeben worden. Ich halte demnach nicht nöthig, sie hier zu wiederholen, zumal da ich, dem Plane der gegenwärtigen Schrift gemäß, jede die Wissenschaft betreffende angehende Materie in einen eigenen „Anhang" verwiesen habe."

„Indeß kann ich nicht umhin, unserer sehr schon jetzt im Allgemeinen mit den wichtigsten Ergebnissen unserer Entdeckung bekannt zu machen. Die Stelle, auf der sich unser Observatorium befand, lag dem magnetischen Pol so nahe, als nur unsere beschränkten Mittel es zu bestimmen im Stande waren. Die Neigung der Magnetnadel, wie ich sie selbst beobachtet, betrug 89° 59', so daß nur eine Minute wegfehlte, um eine völlig senkrechte Stellung anzunehmen; daß wir uns aber wirklich in der größten Nähe des Pols, wo nicht an demselben unmittelbar befanden, bewies auch die Bewegung oder vielmehr die totale Bewegungslosigkeit der verschiedenen horizontalen Nadeln, die ich bei mir hatte. Diese wurden von mir auf die leichteste Weise, so daß nicht die geringste Neigung stattfinden konnte, aufgehängt, aber nicht eine dieser Nadeln zeigte die geringste Neigung, um die Lage, in der ich sie einmal gebracht, zu verändern."

„Sobald ich für mein Theil den Gegenstand erschöpft hatte, rief ich auch meine Begleiter herbei, um sie mit den Resultaten unserer gemeinschaftlichen Anstrengungen bekannt zu machen und hierauf ihnen wir unter gegenseitigen Glückwünschungen die Britische Flagge auf dem Platze auf und nahmen in der herkömmlichen Weise Besitz von dem „Magnetischen Nordpol" um den angränzenden Gebiete, im Namen Großbritanniens und des Königs Wilhelm's IV. Die Kalkstein-Brüche, welche das Gestade bedecken, lieferten uns Materialien genug zu einem Denkmale, und so richtete wir vermittelst derselben einen Steinhaufen von ziemlicher Größe auf, unter dem wir eine Flasche vergruben, die einen kurzen Bericht über unsere wichtige Entdeckung enthielt; zu unserem Bedauern aber gingen uns die Mittel ab, eine dem Werthe der Sache angemessenere Pyramide von größerer Bedeutsamkeit aufzuführen, die den Reisenden der Zeit und den Anstalten der Eskimos Widerstand zu leisten vermocht hätte. Die geographische Breite dieser Stelle ist 70° 5' 17" und die westliche Länge 96° 46 45"."

— Um die Mitte Juni fehlte der Commandeur Roß mit seinen Begleitern nach dem Schiffe zurück. Es wäre überflüssig, die langwierigen Einschmeigleiten jedes Tages und jedes Monats hier auszählen zu wollen. Capitain Roß bemerkt hierüber Folgendes:

„Wir hatten hier die Leiden der Kälte, die Leiden des Hungers und allerlei andere Leiden und Mühseligkeiten zu überstehen, und obgleich wir weder umkamen, noch unsere Glieder einbüßten, wie es schon manchen Anderen in diesen Gegenden ergangen ist, so theilten wir doch mit den Uebrigen dieselben Leiden, die kleine Unbilligkeiten und Ungemächlichkeiten mit sich herumbringen, und die für die Augenblick verschwerd genug sind, wenn sie auch im Verlaufe des Lebens und besonders bei einer Expedition wie bei der unsrigen nicht eben sehr in Anschlag gebracht werden dürfen. Was sollen wir von der vielen Angst und Sorge sagen; von den Schmerzen vereitelter Hoffnungen; und von mehr als von allen diesen, von der unaussprechlichen Sehnsucht und Sehnsucht nach einander, die unsere Gemüther in unseren Winterquartieren? Wer hat dieses Leiden nicht schon empfunden, und wer könnte es wohl mehr empfinden, als wir, die wir jeden Augenblick besürchten mußten, unsere Freunde und unsere Heimath nie wieder zu sehen? Allein wir hatten noch ein ganz anderes Leiden, das über alles Maß ging, und das selten ganz geschildert. Wir entwickten uns diese Mangel an regelmäßiger Beschäftigung, an Abwechselung, an Geistesbildung, und selbst sollte sich's nicht auch frei heraus sagen?) aus Mangel an Gesellschaft. Fünf war's stets so wie gestern, und der gestrige Tag niemals anders als morgen und übermorgen."

Erst am 29. August sahen sich unsere Reisenden wieder aus dem Eisgefängnisse befreit.

„Das Schiff ward nun eine Viertelmeile südwestlich dugsirt an eine Stelle, die für den ersten Aufbruch des Eises Vortheil versprach. Sobald das letztere erfolgt war, gingen wir unter Segel; allein da wir unglücklicher Weise den Besanmast verloren, so waren wir nicht im Stande, über ein Stück Eis hinauszulaufen, das uns im Wege lag. Nachdem wir dasselbe umgangen, geriethen wir plötzlich wieder auf einen großen Eisberg, der Grund gefaßt hatte, so daß sich unser Schiff selbst festsetzte. Indeß boden wir dasselbe bald vermittelst Kabeltauen an die Küste heraus; obwohl nun der Kiel des Schiffes nicht beschädigt gefunden wurde, so war doch das untere eiserne Steuerruder zerbrochen, so daß wir für dieses Tag unserem weiteren Vorschreiten ein Ende machen mußten."

Am anderen Morgen wurde das Steuerruder wieder aufgebessert, und es wehte ein beharrlicher Westwind mit vielem Schnee. Es war gerade der Wind, wie wir ihn brauchten, und nach vieler Angstvollen und Aengstlichkeit fühlten wir uns endlich befreit, wieweit noch nicht. Bald nachher wurden wir in Treiben gebracht und wir endeten mit geroltem Marsfegel nach den Inseln, zu denen das eis einen Zugang zu lassen schien. Unglücklicher Weise aber, als wir zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatten, erhob sich ein Nordwest-Wind, der uns verhinderte, nach weiter ostwärts zu fahren; hierauf wandte sich der Wind mehr nördlich und trieb das Eis länge der nördlichen Küste herunter. Wir waren demnach genöthigt, gegen den Wind zu segeln, wobei uns unsere neuen Schweerter gut zu Statten kamen. Am neun Uhr trat wieder Nordwest ein, und wir befanden uns beinahe dicht an der Küste, nachdem wir vier Meilen zurückgelegt hatten."

„Wir hatten eben zwei Buchten und zwei dazwischenwerfende Felsen passirt, als wir auf einmal von einem sicherbrechen Schneesturme erfallen wurden, das uns nöthigte, nach einer kleinen Bucht in der Nähe losszusteuern, wo ein heftiger Windstoß uns beinahe an die Felsen zu gerathen uns und mit einem schrecklichen Ungewitter betrohte."

Und dies war denn auch der ganze Feuerbeleit, den unsere Reisenden während des dritten Sommers ihrer Expedition gemacht. In wenigen Tagen war gegen Norden nichts als eine ununterbrochene Eisbene, die, hügelig anstaunend, rund um die westliche Bucht sich drogte und den zuletzt verlassenen Hafen gänzlich abperrte. „Es war", sagt der Capitain, „als wenn wir gerade den zechten Augenblick noch abgepaßt hätten, um unserem Eisgefängnisse zu entwischen, mochte es uns übrigens beliebmut seyn, noch weiter vorzudringen oder nicht. So war unmöglich, den einer solchen Stelle des Eises, bei einem solchen drückenden Winter, der uns gefesselt hielt, irgendwie noch weiter vorschreiten zu

Digitized by Google

wollen; und wäre auch der Winter selbst etwas gelinder gewesen, so hätte ich dies dennoch keineswegs erwarten lassen. Das Schlimmste aber, was uns noch bevorstand, war das, was wir für die nächste Zukunft herausfahren; es regnete sich sogleich, als ich's bald wahrscheinlich, daß wir unser Schiff nie ganz los bekommen und daß wir genöthigt seyn würden, daſſelbe sammt Allem, was darin am Bord war, zu verlassen. Was nun diese vorbedeutungsvolle Vermuthung für eine Wirkung auf unsere Mannschaft hervorgebracht, läßt sich leicht errathen. Als wir zurück von unserem letzten Gange angekommen waren, da hatte jeder Mitglied derselben in froher Erwartung schon im Voraus seinen Sold für die drei im Dienste verbrachten Jahre berechnet, so wie auf seine Rückkehr nach England und sein Zusammentreffen mit den alten Freunden und Bekannten daselbst sich auf alle mögliche Weise vorbereitet: und nun, wie niedergedrückt und betäubt mußte nicht Alles seyn.“

— Nunmehr begann wieder die alte Arbeit der Vorbereitung für den kommenden Winter und endlich der Winter selbst. Alles zu einförmig, als daß es noch der Erwähnung verdiente. Jedoch wollen wir einen Umstand nicht übergehen, der in der That in gastfreundlicher Hinsicht merkwürdig genug erscheint, daß nämlich unsere Reisenden am ersten Weihnachtstage eine Mindestvale speisten, die von der „Fury“ vor acht Jahren zurückgelassen worden, und die, mit etwas Kalbfleisch und Gemüse zusammen gekocht, noch einen so guten Geschmack hatte, als an dem ersten Tage, wo sie zubereitet wurde.

(Schluß folgt.)

Italien.

Lettere inedite d'illustri Italiani etc. (Briefe berühmter Italiäner, die von Anbeginn des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten lebten.) Zum ersten Mal herausgegeben und mit Anmerkungen. Mailand, 1835.

Man kennt den Ausspruch des Dichters Taſſo, daß von allen Briefsammlungen, die zu seiner Zeit in Italien Glück machten, keine einzige mustergültig sey; selbst die Briefe des launigen Aretino nannte er affektirt, abgeschmackt, albern und voll Anmaßung. Dieses Urtheil war schon damals zu hart und tadelnd; in unseren Tagen aber wird es durch die schärfsten Muster in dieser Gattung, welche größtentheils Staatsmänner, Gelehrte und Künstler hinterlassen haben, gründlich widerlegt. Noch können sich die Italiäner zwar keiner anmuthigen Schwätzerin, wie Frau von Sevigné, keiner Epistelographin voll Geist und Grazie, wie Lady Montague, und keiner so mächtig tiefen und zugleich doch weiblich anmuthigen Korrespondentin wie Rahel rühmen; wohl aber besitzen sie manchen gediegenen und witzigen Pope, manchen breiter satirischen Swift, und auch Voltaire's geistreicher Muthwille hat bei ihnen Anklänge gefunden. Die von Girolamo Ruscelli gesammelten Fürsten-Briefe (Lettere de' principi), theils von Fürsten, theils an Fürsten geschrieben, theils über Fürsten raisonnirend, sind ein kostbares Denkmal, viel wahrer und klarer als bisweilen, so man in Giovio, Guicciardino, Nardi, Segni und andern Geschichtschreibern findet. Briefe, welche von Malerei, Skulptur oder Architektur handeln, haben Vottari und Tricozzi in reicher Auswahl geliefert; diese Briefe sind Muster von Eleganz, gründlicher gelehrter Bildung und des feinsten Sinnes für das Schöne. Wollen wir lebendige Schilderungen von Reisen, von Sitten und Verfassungen lesen, so werden wir in den Briefen eines Algarotti, Bianconi, Baretti, Bertola, Spallanzani, Zagnani, Bidua volle Befriedigung. Städtische Gewohnheiten und individuelle Charaktere finden wir in den Briefen Roberti's, Borghetto's, Lastesio's, Caro's, Leno's, Gozzi's, Lami's meisterhaft dargestellt. Galilei, Genovesi, Metastasio, Cesarotti, Cerretti, Parini belehren uns in ihren Briefen darüber, mit welcher Leichtigkeit sie gewaltige Geister von sich selbst reden. Von Redi, Magalotti, Fortis, Zanotti lernen wir, wie gefällig auch die strenge Wissenschaft dem echten reinen Briefstil sich anschmiegt. Bembo, Casa und Tolomei haben uns musterhafte Briefe und mit ihnen sehr schätzbare Beiträge zur Kenntniß ihrer respektiven Zeitalter hinterlassen. Petrarca, der unglückliche Torquato, Boccaccio, Guarbenigo, Guasparelli, Cerretti, Pertrari, Giordani, Guicciardini, Jebrun, der in Länder- und Natur-Schilderungen, in Reflexionen über die Zeiten-Wechsel und in Darstellung seiner Lebens-Schicksale Talent erwerben will, zur Nachahmung empfohlen werden.

Die sehr verdiente typographische Societät in Mailand hat bereits zu der „Sammlung der Italiänischen Klassiker“ des 18ten Jahrhunderts“ eine Auswahl vertrauter Briefe in zwei Bänden geliefert. Seit jener ersten Publication ist die Societät in den Besitz vieler anderen trefflichen Briefe gekommen, die fast alle von den bedeutendsten Italiänern des 18ten Jahrhunderts geschrieben sind. Diese bilden den Inhalt der vorliegenden Sammlung.

Die Herausgeber haben es an nichts fehlen lassen, was ihrer Sammlung den Beifall einer gekunden Kritik erwerben konnte. Dies bewiesen die Korrektheit des Druckes und die schönen, sehr verständigen Anmerkungen, welche man in den Buche zerstreut antrifft.

Wir finden in dieser Sammlung Diskussionen über manche gelehrte Streitfrage, von Allegranza, Della Beretta, Bianchi, Mingarelli. Pater Alessandro giebt uns interessante Beobachtungen auf seinen Reisen angestellt; Bettinelli konsultirt Beccaria und Pietro Verri über den „Saggio intorno all' entusiasmo nelle arti“*); Cerretti schreibt an Containi, der ihn um Verse gebeten hatte: „Du hättest Verse von mir begehren sollen, als Ihr Briefe, Du und Paradisi, noch Direktoren waret, als noch etwas Feuer in meinem Busen loderte, als die öffentlichen Angelegenheiten noch in sicherem und legalen Gange gingen — mit einem Worte, als wir noch ein Vaterland hatten. ..... Welche süßere Früchte, mein Theurer, pflücken wir von einem Baume, der ohne Hoffnung so viel Köstliches vorgetrieben! Kann man auch nur in weiter Ferne ein Ende unserer Leiden absehen? Aber die Zukunft sieht mit noch größere Besorgnisse ein, als die Gegenwart: das Schicksal Griechenlands im Zeitalter des Pro-Konsuls Flaminius, das der Italiänischen Städte nach dem Kostnitzer Frieden — die einen Augenblick frei waren, dann durch die Zwietracht der Jahrhunderte in Sklaverei zu schmachten — es schwebt mir immer vor der Seele und verfolgt mich in Trauer.“ Und wer hat diese prophetischen Worte geschrieben? Einer der unbesonnensten und unglücklichsten Parteigänger der revolutionairen Systeme, die man damals nach Italien verpflanzte, um dies arme Land ungestraft ausbeuten zu können. (R. L.)

Bibliographie.

Raccolta o parallelo delle fabbriche classiche di tutti i popoli o di ciascuno stile. (Die klassischen Bauwerke aller Zeiten und Völker.) Nach Durand und Legrand bearbeitet von den Professoren der K. K. Akademie der schönen Künste Mailand. Ir. jedes Heftes 2 Lir. 61 C.

Quarants quadri fra i più celebri della scuola veneziana. (Vierzig der berühmtesten Gemälde der Venetianischen Schule.) Steindrücke mit historischen Erläuterungen. Venedig. Pr. jedes Heftes mit 2 großen Lithographieen 24 Lir. 36 C.

Regole di calligrafia tedesca. (Regeln der Deutschen Schönschreibekunst.) Turin. 1 Lir. 75 C.

Saggio copra la scienza nuova. (Versuch über Vico's Philosophie der Geschichte.) Von A. X. ..... Neapel. 1 Lir. 75 C.

Del Sansimonismo. (Das Verbällnis des St. Simonismus zu Philosophie und zur katholischen Lehre.) Von Michele Tenore. Mailand. 1 Lir.

Teatro del Signor Augusto Kotzebue. (Kotzebue's Schauspiele.) Zweite vollständige Ausgabe. 24 Bde. Venedig.

Poemi di Lord Byron. (Lord Byron's Gedichte.) Uebersetzt von Pietro Ifola. 2 Bde. Novi. 4 Lir.

Mannigfaltiges.

— Pocken-Impfung in London. Aus dem Bericht des Pocken-Impf-Instituts ergiebt sich, daß im letzten Jahre in London nur 334 Menschen an den Pocken starben. Dies sind wenigstens um weniger, als vor der Einimpfung fährlich von dieser Krankheit hingerafft wurden, obgleich die Bevölkerung der Hauptstadt damals um mehr als ein Viertel geringer war, als jetzt. Bei dem National-Impfungs-Institut in London gingen 42 Gesuche um Lymphe von der Marine, 34 von der Armee, 53 von auswärtigen Stationen und 107 von Privat-Apotheken ein. Es wurden im vorigen Jahre 6r bei dem Institute 11,571 Arme vaccinirt und 83,191 Ausstriche um Lymphe versorgt.

— Fruchtbarkeit des Getreides. Wenn man im Februar und März vom Zolle 50 Weizen-Pflanzen in folgendergestalt vertheilt und in der That entwerfen die Maurer auch niemals einen vorbereitenden Plan zu ihren Gebäuden, sondern sie beginnen den Bau, indem sie von vorn herein eine Mauer von einer gewissen Größe nach dem Augenmaaße aufführen; erst nachdem diese ganz vollendet ist, unternimmt man es, eine zweite gleicher Größe nach dem Augenmaaße und so geht es weiter, bis man mit dem Gebäude ganz zu Ende ist. Noch merkwürdiger ist, wie sie ihre phantastischen Bogen ebenfalls nach dem bloßen Augenmaaße und zwar in der fürsterten Zeit aufertigen. Sie rammen auf dem Straßendamme, als das Fundament des Bogens, zwei Ziegelsteine fest gegen einander, dann wird schnell ein zweiter Ziegelstein auf jedes sehr festen Kitter, der aus einer eigenthümlichen Art Gips und der Nähe von Tunis bereitet wird, auf den ersten angebracht; in derselben Augenblicke wird schon ein dritter in derselben Weise hinzugefügt und so geht es rasch fort, bis der Bogen vollendet ist. Ich sah dies einmal zu, wie ein solcher in weniger als zubertheil Stunden angefertigt ward. Die auf diese Weise zu Stande gekommenen Bogen und Gewölbe sind alle korrekt und schön ausgeführt, und nichts kommt ihrer Festigkeit und Solidität gleich. Zur Aufführung von Mauern bedienen sich die Tunesen eines länglich viereckigen Rahmens, der ungefähr einen Fuß lang und so breit ist, als die Mauer werden soll; dieser wird auf das Fundament aufgelegt und mit Pörtel und Steinstücken gefüllt; in wenigen Minuten wird der Rahmen aufgehoben und in gerader Reihe zur weiteren Fortsetzung der Arbeit fortgerückt. Der Arbeitslohn, den die Baumeister und ihre Handlanger in Tunis erhalten, ist nicht eben sehr bedeutend; die Ersteren bekommen gewöhnlich achtzehn bis achtundvierzig Karubs (ungefähr 10 bis 27 Sgr.) für den Tag, und die letzteren vier bis sechs Karubs (2½ bis 4 Sgr.), von denen noch zwei die tägichen Rationen abzugeben werden.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

*) „Versuch über den Enthusiasmus in den Künsten.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Rthlr. vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Freitag den 12. Juni 1835.

Frankreich.

Die Generalprobe der Gluckschen Iphigenia in Tauris.

Einen wunderlichen Anblick gewährte Paris am ersten Januar 1779. Es war in der Nacht viel Schnee gefallen, der aber unter den fortwährenden Tritten der Gehenden und Kommenden sehr bald seine ursprüngliche Weise verloren hatte, und die Straße St. Honoré sah nun aus wie ein langer kothiger Graben, in welchem sich, in dichtem Gedränge und doch mit der größten Sorgfalt einander ausweichend, die gepuhten Festgänger hin und her bewegten, die sich aufgemacht hatten, um ihre Schuldigkeit zu thun und, dem Gebrauche der Zeit gemäß, ihren Gönnern die Neujahrs-Gratulation abzustatten. Die Sitte, bloß Karten zu schicken, war damals noch nicht üblich, und ein Jeder mußte abzahlreich Leuten, um die er sich wenig kümmerte, mit denen er es aber um seines Vortheils willen nicht verderben durfte, in Person solche erbrückte Glückwünsche darbringen. Die Hauptthüren aller großen Herren waren mit Lieferanten und Amts-Kandidaten belagert, die ihre Namen bei dem Schweizer einschrieben. Den Einen lächelte der Mann in seiner glänzenden Livree freundlich zu; es waren diejenigen, die wohlweislich, um sich in vorkommenden Fällen, wenn es ihnen von Nutzen seyn konnte, Zutritt in das Hotel zu verschaffen, den Ersbruder einen mit einem Schuhwerkfleck besudelten Strumpf hatten. Denen aber, die sich, entweder aus Armuth oder aus Mangel an Erfahrung, damit begnügten, ihren Namen in das Register einspringen, schien seine finstere Miene zu verdüstern, daß für sie der gnädige Herr im Laufe des Jahres selten zu sprechen sey wäre. Draußen war indessen Alles in Bewegung; die Portechaisen reihten sich nach jeder Richtung hin, und wer so glücklich war, daß er der Gefahr entging, von den Kutschenpferden zermalmt zu werden, der mußte sich noch zu Acht nehmen, daß er nicht von den Trägern der Sänften zu Boden geworfen wurde, die selbst den Pferden, den Läufern und den umgebenen Wirbunden, die damals dem Wagen selbst ausständigen Mannes voran rennen mußten, keine Ruhe benahm; waren und über sich an den Häusern hinstrichen. Das Spaßhafteste waren die verdrießen Gesichter der Unglücksvögel, die trotz ihres vorschlagen Ganges von oben bis unten mit Koth, so schwarz und klebend, wie man ihn nur in Paris findet, bespritzt werden, und die nun, in ihrem steifen Kostüm, worin sie schon so vertegen ausgesehen hatten, einen noch viel komischeren Aufzug machten.

Besonders groß war das Gewühl in der Umgegend des Palais Royal, wo auch das Opernhaus lag. Mit Staunen sah man vor einem kleinen bescheidenen Hause in der Straße des Bons-Enfans eine Reihe von Kutschen halten. Weder Schweizer noch Hauswart befand sich an der Thür, um die herbeieilenden Gratulanten zu empfangen; nur ein schiefer Zettelchen klebte da, der, über diesen außerordentlichen Zudrang ganz erstaunt, den sich vorstellenden Personen mit dummer plumper Miene zur Antwort gab: „Der Herr Ritter ist nicht zu Hause; wollen Sie sich aber um 3 Uhr wieder herbemühen, so wird er gewiß da seyn, denn um diese Stunde pflegt er immer zu essen.“ Die vornehmen Laquaien lachten ihm ins Gesicht, und die anderen versuchten zwischen Pichlein, als ihnen der Thürknecht auf das Verlangen, ihnen die Liste zur Einzeichnung ihrer Namen zu reichen, erwiederte, daß er niemals Papier bei sich gehabt habe, weil er weder lesen noch schreiben könne. Verdrießlich über alle diese Fragen und am meisten über den Eindruck, den seine Antworten machten, hatte sich unser Portier endlich im Hintergrunde seiner Loge zusammengekauert und schnaubte nun jeder Figur, die sich seinem Fenster näherte, mit ärgerlichem Tone ein „er ist nicht da“ entgegen, welches selbst die Kühnsten zurückscheuchte. Nur ein stattlicher junger Mann von höchstens 16 oder 17 Jahren, vor dem Wache und schlanker, feiner Gestalt begnügte sich mit dieser lakonischen Antwort nicht, sondern wollte wissen, um welche Zeit der Ritter zu Hause seyn würde. Des Kärbers noch eingedenk, daß ihre die Anzeige der Stunde, um welche der Herr Ritter gewöhnlich seine Suppe zu essen pflege, entstanden war, hielt der Thürhüter es für klüger, zu antworten, daß er das nicht wisse, und der arme junge Mann zog sich ganz betrübt zurück. Seit einem Jahr hatte ihm der Wunsch, den Ritter Gluck von Angesicht zu Angesicht zu sehen, keine Ruhe gelassen; diese Sehnsucht war ihm endlich das unverabredete Ziel aller seiner Gedanken geworden, und er hatte den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, den verschmerten Komponisten, obgleich dieser ihn nicht kannte, geradewegs aufzusuchen und ihn um seine Gunst und um Belehrung in der Kunst der Komposition zu ersuchen. Aber mit dem dürren Plan war es nicht abgethan; er mußte ihn auch ausführen, und schon seit lange hatte er den Besuch, den er dem Ritter abzustatten gedachte, immer von einem Tag auf den anderen verschoben. Seine natürliche Schüchternheit und die an Entbusiasmus grünende Bewunderung, welche er für den Verfasser des „Orpheus“ und der „Alceste“ hegte, hinderten ihn stets daran, jenen Schritt zu thun. Das Herannahen des Neujahrstages aber hatte ihm endlich Muth gemacht; er nahm sich zusammen, wie man zu sagen pflegt, und begab sich nach der Wohnung des Mannes, vor dem es solche Scheu hatte, und nach dessen Gegenwart ihn doch so sehr verlangte. Schon am Abend vorher hatte er sich auf diese wichtige Unterredung physisch und moralisch vorbereitet, indem er zuerst seine Garderobe musterte, — eine Arbeit, die nicht viel Zeit erforderte — und sich dann eine prächtige Anrede vormurmelte, von der er, als Einleitung zu dem Gespräch, die schönste Wirkung hoffte. „Mein Herr“, wollte er zu ihm sagen, „ich bin ein armer junger Mann, ein enthusiastischer Verehrer Ihres bewundernswürdigen Talents; ich verdanke meine Bildung den Meisterwerken, mit denen Sie die Französische Bühne bereichert haben, und ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, den musterhaften Schöpfer dieser Werke kennen zu lernen. Vielleicht werden Sie meinen lebhaften Wunsch, mich in einer Kunst zu vervollkommen, deren Grenzen Sie erweitert haben, als Entschuldigung für meine Verwegenheit dienen lassen, wenn ich mich erdreiste, Sie um einigen Rath, um einige Anleitung bei meinen ersten Schritten auf der von mir eingeschlagenen schweigen Laufbahn zu ersuchen.“ Meiner Treu, sagte unser junger Mann zu sich selbst, diese Worte schienen mir ganz wohl gesetzt, und der Ritter Gluck wird nicht verfehlen, mir darauf zu antworten: „Junger Mann, ich liebe solche edle Begeisterung; sie ist ein Vorzeichen von dem glücklichen Erfolg, der Ihrer in der Kunst harrt, die Sie begriffen zu haben scheinen; kommen Sie nur, ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie in die Geheimnisse der Komposition einzuweihen.“ Und ich werde zu ihm gehen, er wird mir Billets zu seinen Opern geben und mich selbst welche komponiren lassen, sie werden mir gelingen, und ich werde dereinst ein großer Tonkünstler seyn. Von solchen wonnigen Phantasieen wurde unser Kunstjünger am 31. Dezember 1778 in Schlaf gewiegt.

Am folgenden Morgen eilte er, frisiert, pomadiert, gepudert und gepuzt, schwedenden Schrittes nach der Straße des Bons-Enfans. Wir haben gesehen, wie der Thürhüter ihn mit seinem „er ist nicht da“ und „ich weiß es nicht“ abfertigte, und wie diese Worte unserem armen jungen Mann zu Boden schlugen. Alle seine Hoffnungen sah er verniechet, und mit schwerem Herzen und gesenktem Haupt trat er den Rückweg nach seiner stillen Wohnung an. Er dachte nicht mehr daran, wie beim Hingehen, sich vor den Kutschen, Sänftenträgern und Fußgängern in Acht zu nehmen, die er alle Augenblicke in ihrer Eil anstieß. Die Blicke auf den Boden geheftet, sah er nichts von dem, was um ihn herum vorging, schlenderte maschinenmäßig weiter, wurde bere über und hinüber gestoßen und geschoben, ohne sich groß zu mitten im Straßenkoth, wenn er nicht an den Häusern entlang zu gehen glaubte. Bald aber ward er durch den mehrmals wiederholten Zuruf: „He da! in Acht genommen!“ aus seinen Träumereien gerissen; er wendet den Kopf um und sieht sich fast schon unter den Hufen zweier schnaubenden Pferde, die ein dicker Kutscher mit langer Zuchtpeitsche kaum vermochte, und die ihm im Begriff waren, ihm über den Leib zu gehen. Er will nach vorn hin fliehen, aber es ist unmöglich, eine andere Kutsche kommt ihm beinahe in derselben Richtung entgegen; zum Glück erblickt er zu seiner Rechten eine Portechaise, deren Fenster offen ist, und da es ihm an Besinnlichkeit nicht fehlt und der Schreck ihm eine Geschicklichkeit verliehe, deren er sich sonst nie fähig gezlaubt hätte, stürzt sich unser junger Mann, mit dem Kopf voran, durch die Oeffnung in die Sänfte, klammert sich mit beiden Händen an den Kragen des Insbadres derselben an, zieht seinen übrigen Körper schnell in die enge Maschine nach und setzt seine beschmutzten Füße dem rechtmäßigen Eigenthümer dieses so mit nichts die nichts erklärenden Ansenthalts auf das in hellrothen Beinkleidern steckenden Knier. Der Angegriffene schreit laut: „Zu Hülfe, zu Hülfe! ich werde verstümmelt! ich bin verloren!“ Die Träger, dieser Verstärkung ihrer Last nicht gewärtig, lassen die Portechaise auf ihre vier Füße hinplumpen, und die beiden Insassen, die sich stracks zurückdrangen, um nicht mit ihren Köpfen gegen einander zu stoßen, kommen jetzt in eine Stellung, in der sie einen Augenblick beschauen können. „Ach du mein Gott, Monsieur Mozart!“ „Monsieur Bestie!“ Das gab eine der komischsten Entdeckungs-Scenen. Mehrul erzählte dem alten Bestie, wie er der Gefahr entgangen, gre malmt zu werden, und um seine Aufmerksamkeit von der Unordnung abzulenken, die er in der glänzenden Toilette des Tänzers angerichtet, wirft er sich ihm an den Hals, nennt ihn seinen Retter, versichert ihm, daß er ohne ihn ein Kind des Todes gewesen wäre, und was bere

Digitized by Google

gelchen-nacht ist. Der alte Tänzer läßt ihn gewähren, ja, er singt an, sich zu drillren; und nimmt alle Danksagungen, die der junge Musiker an ihn verschwendet, wohlgefällig entgegen.

„Mein geliebter Freund, ich bin ganz enchantirt, Ihnen das Leben gerettet zu haben und Ihr Geferler zu ſeyn; das iſt mir noch niemalen begegnet, einem Mirakſchen das Leben zu retten, und ich will Sie vor meinen Freunden präſentiren, welche heute bei mir ein Diner einnehmen werden. Sie gehen nach Paris, machen dort Furore, und ich erwarte Sie Schlag drei Uhr, weil ich heute Abend tanze." Pbebul geräth hierüber in die größter Verlegenheit, weil er nur einen einzigen Glanz-Rock beſitzt, und den hat er an; er ſchlägt alſo die Einladung aus. „Nimmermehr, nimmermehr", erwidert Beſtris, „ich muß ſtehen Herren und Damen rinem ſo braven jungen Mann zeigen. Ihrer Ehren ich ſo glücklich war zu retten, und ſie werden enchantirt ſeyn, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie finden Monſieur Noverre, Monſieur Dauberval, Mademoiſelle Guimard, Mademoiſelle Hänel, Monſieur Legros, Monſieur Larrivee, Mademoiſelle Lewaſſeur und überhaupt alle Perſonen, welche in der neuen Oper tanzen und ſingen ſollen, die man probiren wird, und die von dem Ehrgeiz Gluck iſt." Als Pbebul dieſen ganzen-tiſchen Namen hört, lautet er nicht einen Augenblick, die Einladung anzunehmen. Beſtris wird ihm ſchon ein andres Kleid leihen. Man verſpricht den Trägern ein gutes Trinkgeld, und ſie machen ſich auf den Weg. Mit Mühe ſchleppen ſie die Sänfte fort, in welcher der Geretrete noch immer auf den Knieen ſeines Beſchirers hängt; zum Glück iſt der Weg nicht lang. Beſtris wohnt auch in der Nähe des Opernhauſes, und man langt ohne Fährlichkeit in ſeinem Hauſe an.

Nachdem der alte Tänzer den jungen Muſiker mit einigen Kleidungsſtücken verſorgt hatte, ſo gut als er ſie beſaß, aber immer noch ſaubrer als dir, welche Pbebul trug, ſtellte er ihn allen ſeinen Kameraden als einen jungen ſehr hoffnungsvollen Mann vor, den er in einem Panir, wo er Stunden gab, kennen gelernt, und den er ſo eben mit Gefahr ſeines Lebens gerade vom Tode entriſſen habe. Pbebul läßt ihn redrn und vergrößert noch das Lob, welches Beſtris ſeinem eigenen Muthe zu ſpenden nicht umhin kann. Die Männer brachten den Tonkünſtler nicht ſehr, ruigt von den Damen aber merken ihm feindliche Seitenblicke zu, denn er hat ein gewandtes Aeußere und weiß ſich in ſeinen geliehenen Kleidern ganz gut zu bewegen.

Da indeß der größere Theil der Gäſte in der heutigen Vorſtellung zu ſpielen hatte, ſo dauerte das Diner nicht zu lange. Man trennt ſich bei guter Zeit; ehe aber Pbebul ſeinen Wirth verläßt, nimmt er ihn bei Seite und ſagt zu ihm: „Mein lieber Herr Beſtris, Sie können mir einen großen Dienſt leiſten, indem Sie mir Nachricht von Gluck geben. Sprechens; erzeigen Sie mir die Gnade, mich ihm vorzuſtellen." „Ihm, mein lieber Freund, das iſt nicht ſo leicht; Herr Gluck arbeitet noch an ſeiner Oper und empfängt Niemanden. In einiger Zeit aber, nach einem Monat, wenn er in ſeiner Arbeit weiter vorgerückt ſeyn wird, wenn ich ihm gehen werde, um mir die Muſik zu den Tänzen zu holen, werde ich ihm, Sie verſtehen, Ihretwegen ſprechen." Pbebul iſt vor Freuden außer ſich, er ergießt ſich in Danksagungen und ſällt dem alten Tänzer einmal über das andere um den Hals. Dieſer ſchreibt ſeine Entzückung nur der Erkenntlichkeit dafür zu, daß er ihm das Leben gerettet, und der junge Muſiker riſt, von neuen Hoffnungen und neuen Träumen ſeines Glückes erfüllt, nach ſeiner beſcheidenen Wohnung zurück.

Von dem Augenblick an, ging es ſtürmiſch und ſo zu ſagen ohne aus und ein, war ganz Gefälligkeit für ihn, begleitete ſeine Proben auf dem Klavier, klatſchte ihm Beifall, ſchmeichelte ihm und erinnerte ihn von Zeit zu Zeit an ſein Verſprechen. So vergingen zwei Monate. Pbebul ſing an zu ſürchten, daß er niemals zum Ziel ſeiner Wünſche gelangen würde. Da kam er einſt in Tänze, als er wie gewöhnlich Beſtris beſuchte, den Tänzer traut in ſeinem Gott, ganz bleich, entſtellt und ſiebernd. „Ach, Sir ſind es, mein junger Freund, wie bin ich erfreut, Sie zu ſehrn; ach, ich bin ein Mann des Todes. O, wenn Sie wüßten, wir es mir zeht." „Ei, mein Gott was iſt denn geſchehen?", verſetzte Pbebul. „Ach, mein theurer Freund, der ſchändliche Gluck, das Ungeheuer, hat meinen Untergang beſchworen, ich bin todt, todt, todt!" „Verſehe? Er hat mir ein abſcheuliches, ſchauderhaftes Ballet komponirt, zum Ehrenzeretzen, und da ich nun um ein blöſchrens bitte, ſagt er zu mir, ich ſey ein Eſel! Ich, Beſtris! Ich verſtünde nichts davon, ich müßte nach ſeiner lächerlichen Muſik tanzen, oder er würde ohne mich fertig werden." „Wie iſt denn dieſes Ballet?" „Es iſt ein Gräuel. Zimbeln werden im Orcheſter ganz allein geſchlagen, und Violinen treiſchen zum Aufſetzen. So etwas iſt doch nimmermehr blöſch. Und das iſt noch nichts, ich wollte heute früh in der Probe danach zu tanzen verſuchen, ich hatte mir ein prächtiges Pas ausgedacht, da will der brutale Deutſcher mich nicht einmal forttahren laſſen. Was iſt das, ſagt er zu mir, Violinen für Zimbeln will, ich ſoll wie ein Wilder tanzen, ich, der erſte Tänzer der Welt; er will, ich ſoll dem Monſieur Larrivee und dem Monſieur Legros Furcht einjagen, die in Ketten in einem Winkel ſitzen und nach dem Dirctiſſiment geübret werden ſollen. Das thue ich nimmermehr. Genug kannt vor Aern lief ich aus dem Theater fort; aber morgen gehe ich zu ihm, und da will ich ihn ſchon zwingen, mir ein anderes Ballet zu machen. Ich will ihm gehörig die Wahrheit ſagen und ihm beweiſen, daß man einen Tänzer von meinem Verdienſt, der in der ganzen Welt nicht ſeines Gleichen hat, nicht ungeſtraft reſpektwidrig behandelt. Ich wünſchte, die ganze Welt wäre in ſeinem Kabinet und hörte mit an, wie ich ihm den Kopf zu meiner Kunſt vor der ſeinigen demonſtriren werde. Leider aber wird Niemand da ſeyn, doch ich will es ausposaunen laſſen." „„Nun"", unterbrach ihn Pbebul, „„wenn Sie einen Zeugen wollen, ſo begleite ich Sie."" „O per Dio! das iſt wahr, mein lieber Freund; kommen Sie morgen vor zwölf Uhr, mich abzuholen, und Sie ſollen ſehen, wie ich den groben Deutſchen abtrumpfen will; ich werde mich nicht vor ihm fürchten. Mirau, auf morgen. Ich will ſehen, daß ich ſchlafen kann, um wieder zu Kräften zu kommen, denn der Schimpf von heute früh hat mich ganz todt gemacht, ich kann nicht mehr."

Pbebul empfahl ſich ſchnell und war am folgenden Mittage wieder da. Beſtris hatte ſprach ſchon vor einer Stunde ſein Haus verlaſſen; der Muſiker glaubt, er ſey voran gegangen zu Gluck, und eilt nach der Wohnung des letzteren. Er klingt die Treppe hinauf, klingelt, und eine Magd öffnet ihm. Gluck arbeitet und nimmt Niemand an. Pbebul beſteht darauf; die Magd weiß ihn widerholentlich zurück; da erſcheint eine Dame von ziemlich wohlbeleibtem Körperbau und von offenem freimüthigem Antlitz. Sie fragt nach der Urſache des Wortwechſels. „Madame", verſetzt Pbebul ſchüchtern und mit beſtig pochendem Herzen, „Herr Beſtris hatte mich zu ſich beſtellt, um ihn zu Herrn Gluck zu begleiten; ich dachte, er ſey mir hierher vorangeeilt, und ich ...." „Und Sie wollen auf ihn warten""", ſiel ihm die ſtarke Dame mit einer unverkennbar Druiſchen Ausſprache ins Wort; „„wenn es weiter nichts iſt, mein Herr, ſo kommen Sie nur mit.""" Sie führte ihn in ein großes ſchön möblirtes Zimmer, in welchem ein berühmter Poetaat der Künſtler ging. Nachdem er einen Augenblick geſchwiegen, wagte Pbebul zu fragen: „Und Herr Gluck?" „„Mein Mann"", ſagte die Dame. „O, Sie ſind Madame Gluck! Ach, Madame, wie dankbar bin ich Ihnen für Ihren gütigen Empfang." Die gute Frau weiß nicht, wodurch ſie ſich dieſen Dank verdient hat; aber ihr ganzes Weſen adnet ſo viel Bodwollen, daß ſolches Vertrauen ein, daß Pbebul ihr bald alles mittheilt, er ergießt ihr von ſeinem Liebesſtamm, von der Mühe, die er ſich gegeben, um zu Gluck zu gelangen, und wie er ſich heute für den glücklichſten Menſchen ſchätze, den Schöpfer ſo vieler Meiſterwerke zu ſehen. Die gute Deutſche hört ihm mit Ueraubme zu. Intereſſen verſteckt die Zeit, Beſtris läßt ſich nicht blicken, und Pbebul merkt, daß die Unterhaltung zu Ende anfängt, denn er hat ſchon ſeine ganze Geſchichte erzählt, und Madame Gluck, die überdies nicht viel Franzöſiſch verſteht, hat ihm nicht beſonders viel zu ſagen. „Mein Gott", ruft er plötzlich mit dreiſcher Miene, „ſo wird es doch am Ende heut nicht ſeyn ſollen!" „„Hören Sie""", erwidert Madame Gluck, „„er arbeitet zwar, und in ſolchen Augenblicken darf ihn Niemand ſtören. Sie können ihn alſo nicht ſprechen, aber wohl ſehen; wenn Ihnen das genug iſt.""" „Ach, Madame, das iſt ja mir viel Glück", antwortet der junge Künſtler. Madame Gluck öffnet nun leiſe eine Thür, ſchiebt den jungen Mann hinein, macht hinter ihm zu und läßt ihn vor einer großen Spaniſchen Wand zwiſchen der Thür und zwiſchen Gluck's Fortepiano ſtehen. Wer vermöchte, wenn er es nicht ſchon einmal ſelbſt geſühlt hat, die Verwirrung zu ſchildern, die in ſeinen zugedrückten, ganz von Kunſtlieb erfüllten Herzen vorgeht, wenn es in die Nähe eines genialen Geiſtes kommt!

(Schluß folgt.)

England.

Cap. Roß Entdeckungsreiſe nach dem Nordpol.

(Schluß.)

— Aus verſchiedenen, im vorliegenden Werke erſtatteten Notizen läßt ſich, obgleich dies nicht ausdrücklich bemerkt iſt, entnehmen, daß man gar bald die Lage nordlicher, als ſie Parry erreicht hatte. Schon am 12. Oktober heißt es: „Das Lostaſeln und Stauen an der Küſte begann, und es wurde eine Kette zweimal um die Mitte des Fahrzeuges herumgeſpannt. Es war nämlich unſere Abſicht, das Schiff zu ſenken, oder vielmehr, da es von ſelbſt, in Folge einiger Lecke, ſinken mußte, dafür zu ſorgen, daß es nicht plötzlich verſchwinden könne. In Fällr irgend ein anderes Fahrzeug ſollte einmal daſſelbe kame, wahrend es doch ſowohl gegen die Winde, Wogen und das Eis, als gegen die Eskimo's gedrungen hätte." An einer anderen Stelle gegen das Ende Februars heißt es: „Die Dicke des Eiſes um das Schiff herum war von der Beſchaffenheit, daß wir alle Hoffnung verloren hatten, daſſelbe wieder frei zu machen, und wenn wir nicht bald Waſſer bekämen, ſo mußten wir anderen wollten, was jedoch nach unſeren Vorräthen an Lebensmitteln und dem Geſundheits-Zuſtande unſerer Mannſchaft von ſelbſt unmöglich war."

Früh im April wurden bereits die Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen. Man beſchloß, mit einem Theile des Proviants und den Booten ein eine Strecke weit vorwärts zu gehen und ſie daſelbſt niederzulegen, um ſie bei der Rückkehr deſto leichter und ſchneller wollziehen zu können. Uebrigens war das Fortſchaffen des Gepäckes über das holperige Eis mit vielen Schwierigkeiten verbunden, ſo daß die Mannſchaft einmal dem Capitain vorſchlug, die Böte ſämmtlich im Stiche zu laſſen, was indeß weiter nicht berückſichtigt wurde. Ihre unſeren ſelbſt Reiſen Tagreiſ von dieſen Beſchwerlichkeiten und Mühſeligkeiten zu erzählen, dieſen nur ein Gedanken beanſpruchen.

„Wir begannen, trotz des unangenehmen Windes und des Schneegeſtöbers, unſeren Marſch mit der Frühe des Tages, indem wir unſer zweites Boot und den Proviant-Schlitten mitnahmen; nachdem wir hierauf das vorausgeſchickte Boot von geſtern erreichten, zogen wir noch mit dem Ganzen eine gute Weite vorwärts, bis acht Uhr, wo wir uns genöthigt ſahen, ein Zelt aufzuſchlagen. Unſer Fleiſch war unterdeſſen ſo hart gefroren, daß wir daſſelbe erſt mit einer Säge zerſchneiden mußten und es nicht anders zum Aufthauen bringen konnten, als indem wir es in unſere warmgemachten Kokosnüſſe hineinlegten: dazu bedurfte es immer einer ziemlichen Maſſe von Heizungsmitteln. In-deſſen Zeit hatte ein ſtürmender Schneegeſtöber unſere Hütte überzogen und wir ſahen uns zu unſerem Leidweſen von einer ſpitzigen Eis-Meer ausgelaſſenden Felſengruppe eingeſchloſſen, an der das Eis bis zu einer Höhe von ſünfzig Fuß aufgethürmt war."

„An dem folgenden Tage konnten wir wiederum wegen eines heftigen Windes nicht weiter vorrücken, und wir beſchloſſen, unſere Boote in Sicherheit zu bringen und wieder zu unſerem Schiffe zurückzukehren.

Digitized by Google

Das ganze Resultat unseres Marsches war demnach, daß wir hundertundzehen Meilen hin und her gelaufen waren, während wir nicht mehr als achtzehn Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatten."

Am 29. Mai wurde endlich das Schiff verlassen; man schlug zuerst die Richtung nach dem Fluß Coppermine ein, um Jagd zu machen, Hoffnung, daselbst noch Lebensmittel aufzufinden u. s. w.

„Wir hatten nunmehr Nähe an der Küste in Sicherheit gebracht, was uns im Falle unserer etwanigen Rückkehr von Nutzen seyn, oder doch wenigstens die Umgebungen unserer Station kennen lernen sollte. Demnach wurden die Flaggen gehißt und an den Mast angemacht; wir traten zuletzt noch auf das wohl unseres armen Schiffes zum Abschiede, und nachdem ich am Abend die ganze Mannschaft außerhalb des Schiffes zusammen gesehen, sagte ich selbst der „Victory", die immer ein besseres Schicksal verdient hätte, mein Lebewohl. Es war, als trennten wir uns von einem alten Freunde, und ich konnte nicht umhin, mich zu verwundern, daß das Fahrzeug unsichtbar zu werden anfing, ohne vorher noch eine Stütze von dieser traurigen Einöde zu entwerfen, die uns desto trübseliger und melancholischer erschien, als wir hier die Heimath unserer letzten Jahre einsam und hülflos in unbewohntem Eise erstarrt, der ansah."

— Am 1. Juli kamen unsere Weibsleute am Strande der „Fury", an, wo sie eine Art von schlechtem Wohngebäude errichtet und hierauf die Wöe der „Fury" ausbesserten. Am 4. August brach das Eis auf, die Böe wurden mit Proviant auf zwei Monate ausgerüstet und mit Besitzung und anderen nothwendigen Dingen versehen, worauf man die Weiterreise antreten ward. Sie verfolgten ihren Weg mit verschiedenen Unfällen, bis sie, erst in der Mitte September, die Behausung des Hudson's-Bay-Compagnie-Hauses und der Prinz-Regent-Einfahrt erreichten; aber hier fanden sie eine zusammenhängende feste Masse Eises, die für diese Jahreszeit keine Hoffnung zum Durchdringen mehr übrig ließ; endlich nach vielen Anstrengungen waren sie genöthigt, ihre Böe in der Batty's Bay in Sicherheit zu bringen und noch einmal für einen Winter oder vielleicht für noch ein Jahr zu den Hütten der „Fury" zurückzukehren.

Dieser Winter verging ohne besondere Merkwürdigkeiten, gleich wie der zuletzt verflossene. Am 10. Februar (1833) starb der Schiffszimmermann. Der Capitain bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die Unmöglichkeit, unsere Körperkräfte regelmäßig zu üben, der Mangel an hinreichender Verschäftigung, die langen und immer mehr verstärkten Nächteen, und endlich die unvermeidlichen Niedergeschlagenheit, die dieses traurige, melancholische, einförmige und wüste Schnee- und Eisland hervorerzeugte, alles dies vereinigte sich, um unsere Gesundheit im höchsten Grade zu erschüttern. Herr Thom war bereits krank, meine alten Wunden zingen an, wieder aufzubrechen und Schmerzen zu verursachen, und zwei von der Mannschaft hatten mit dem Skorbut zu kämpfen, daß ihre Wiederherstellung höchst bedenklich erschien."

— Am April begannen wieder die Vorbereitungen für die nächste Abreise. Gegen das Ende Juni's war man mit den Zelten und Vorräthen schon einige dreißig Meilen vorwärts gekommen. Am 8. Juli endlich war Alles bereit. „Es schien nun", sagt der Capitain Back, „der Augenblick gekommen zu seyn, wo wir die Fahrzeuge verlassen sollten. Unsere Truppen waren unsere Hoffnungen noch mit banger Furcht vermischt; noch mußten wir mit Angst erwarten, daß wir genöthigt werden könnten, noch einmal und zwar zu unserer größten Verlegenheit und Verzweiflung wieder hierher zurückzukehren."

Unterdessen waren der Leute von der Mannschaft krank geworden, die gar nicht mehr zu der Stelle gebracht konnten; Andere arbeiteten sich zwar noch im Gange, waren aber nicht im Stande, mit Hand an die zu ziehenden Schlitten zu legen. Am 12ten kamen sie zu ihren Böten in der Batty's Bay. Hier wurde jeder Wechsel der Luft, jeder Nebgeschauer und jede Bewegung des Eises eine Quelle ängstlicher Besorgnisse.

— Am 14. August wurde zum ersten Mal ein Wasserpfad bemerkt, der nordwärts hinführte. Sogleich, um diese Uhr des Morgens, wurden Alle dazu gebraucht, um das Eis zu bohauen, das die Küste versperrte, und als die Fluthzeit eingetreten war, ließen wir die Böe vom Stapel, schifften die Lebensmittel und die Kranken ein, und um acht Uhr waren wir unterwegen."

„Es war nun unser Bemühen, zu vergessen, daß wir uns vor einem Jahre in den nämlichen Umständen, an dem nämlichen Orte befanden; wir fühlten, daß die Zeit gekommen war, wo wir alle unsere Anstrengungen verdoppelt anwenden, um endlich mit Erfolg gekrönt zu werden; wir hofften mit Sicherheit, daß die ganze Strecke offen vor uns zu sehen, und mit unserem kleinen leichten Fahrzeuge bei günstigem Winde schnell durch die Bucht hinaus zu segeln und auf unsere Heimath zu zusteuern."

„Wir umsuhren bald die nördliche Spitze der Batty's Bay, und indem wir eine Wasserstraße fanden, durchtreuzten wir die Elwin's Bay um Mitternacht; am 16ten erreichten wir die Stelle, wo wir am 24. August im vergangenen Jahre unsere Böe aufzuschleppen hatten. Der ganze Unterschied deuet sich demnach bloß auf zwölf Tage; hätten wir nun diese wenigen Tage ungenutzt verstreichen lassen, so würden wir unbedingt genöthigt worden seyn, zu unserem größten Unglücke wieder in unser voriges Winterquartier zurückzukehren."

„Wir fanden hier keinen Durchgang nach Osten, aber die Wasserstraße zog sich noch immer weiter nördlich hin. Je mehr wir vorwärts schritten, desto mehr wuchs das freie Wasser der Breite nach, und um acht Uhr des Abends erreichten wir unsere frühere Stellung am nordöstlichen Vorgebirge von America. Von dem Hügel aus erblickten wir, daß das Eis gegen Norden und Nordosten von der Beschaffenheit war, daß man kaffeirte leicht passiren konnte; indeß wagten wir uns des Nachts wegen des heftigen Windes nicht hindurch und ruhten uns hier ein wenig aus."

„Um drei Uhr des Morgens schifften wir uns wieder ein, indem wir einen kurzen Bericht von unseren dieße Begebenheiten an derselben Stelle zurücklieferen, wo wir schon früher einen verborgen hatten. Es war Windstille und wir ruderten fort nach Osten, bis wir zu Mittag durch die einzelnen Zwischenräume einer Eismasse hindurchgingen, die sich eine Meile nordwärts erstreckte. Nun Schwarm, der sich erhob, setzte uns in Stand, dieselbe zu umsahren; hierauf fanden wir das Wasser offen, so daß wir um drei Uhr des Nachmittags die östliche Küste der Straße erreichten. Auf diese Weise hatten wir in wenigen Stunden das ausgeführt, was wir früher durch mehrere Tage vergeblich versucht und was in einem der vergangenen Winter wohl auch keineswegs ausführbar möglich gewesen wäre."

„Gerührt an den Anblick des Eises, an seine Raubgier und undurchdringliche Festigkeit, fühlten wir uns jetzt gleichsam von einem Zauberstabe berührt, als wir auf einmal die solide starre Masse des Oceans, die uns so viele Jahre gefesselt hielt, vor uns verschwanden und plötzlich in leichtes flüssiges, schiffbares Wasser umgewandelt sahen. Fast hatten wir unsere Augen verdrossen, um freien Wasser sich bewegen, und es machte uns Mühe, uns zu überzeugen, daß wir endlich hier als Seeleute in unserem Elemente waren, daß unser Fahrzeug frei auf den Wellen unter uns schwebe und daß es, sobald nur günstige Winde wehen, immer nach unseren Besehlen und Winken sich richtet."

Es wurde einige Tage hinter einander fort gesegelt; hierauf endlich man an der Küste aus, als auf einmal der Postmächter an Wellen ein Segel auf dem offenen Meere erblickte.

„Es ward keine Zeit verloren; die Böe wurden losgebunden und man gab zu wiederholten Malen Signale, indem man angefeuchtetes Pulver anzündete; von sechs Uhr vollendeten wir unsere Einschiffung und verließen unseren kleinen Hafen, wo wir überwintert war langenig, in Folge der abwechselnd einterneinden Windstillen und der leichten nach allen Richtungen ihn wehenden Lüfte; indeß steuerten wir immer auf das Fahrzeug zu, und wäre daßselbe früh liegen geblieben, so hätten wir es auch bald erreicht. Unglücklicherweise aber erhob sich gerade ein starker Wind, worauf das Schiff alle Segel anspannte, um südöstwärts zu laufen; so blieb denn unser Boot, das uns verfolgte, zurück, schritten war, hinter jenem zurück, während die zwei anderen Böte immer mehr gen Osten hin steuerten, in der Hoffnung, daßselbe zu durchkreuzen."

„Um zehn Uhr erblickten wir noch ein anderes Fahrzeug gegen Norden, das anfangs auf unsere Böe zu warten schien, und wir dachten schon, daß es unsere wir den denselben gesehen wären. Indeß zeigte es bald, daß dies nicht der Fall war, da es schnell alle Segel beisetzte, um weiter zu steuern. Wir befanden uns jetzt in der ängstlichsten Lage, die wir je gekannt; wir wußten uns in der Nähe zweier Schiffe, die beide gleich gährig gewesen waren, unseren Leiden und Mühen mit einem Mal ein Ende zu machen, und doch sollten wir, wie es schien, zu keinem derselben gelangen."

„Unterdessen war es nöthig, der Mannschaft Muth zuzusprechen, indem ich ihr von Zeit zu Zeit versicherte, daß wir das Schiff erreichen würden; glücklicher Weise trat bald eine Windstille ein, und wir waren so weit vorwärts gekommen, daß wir um elf Uhr daßselbe erblicken, indem es mit allen Segeln steuerte, und hierauf uns mittelst der ein Boot uns entgegen ansandte."

„Als es an uns herangekommen war, erkeite der zweite Steuermann, der daßselbe befehligte, uns an, indem er schon vermuthete, daß wir irgendwie verunglückt und unser Schiff verloren hätten. Nachdem wir dies bejahen, verlangte ich zu wissen, wie seines Schiff heiße und welche Ziele es sich zum Wunsch nau, worauf wir erwiderten an Bord genommen zu werden. Plan antwortete mir, daß es die „Isabella" von Hull sey, die eigentlich vom Capitain Ross befehligt worden; hierauf versicherte ich, daß ich eben derselbe Mann wäre, von dem hier die Rede sey, und daß meine Leute die Mannschaft der „Victory" wären. Der erstaunte Mann bedauerte mir hierauf in seiner edelmüthigen Weise, daß ich bereits zwei volle Jahren todt sey, daß Jedermann sich über mich freue, daß das, was er für gewiß angenommen, nur eine vorgefaßte Vermuthung war; da er schon an unserer verwitterten Gestalt, an unseren eingefallenen und ungeschorenen Wangen hätte sehen können, daß wir keine „Spaßmacher oder Betrüger" wären. Hierauf erfolgte denn eine herzliche Begrüßung im wahren Seemannsstyle, und wir wurden einigen sichern Leuten flugs hinein, daß die „Isabella" vom Capitain Bremsbyes befehligt werde; sodann ging er mit seinem Boote ab, um die Nachricht an Bord zu bringen, nachdem er mir vorher nochmals versichert hatte, daß wir sämmtlich schon längst aufgegeben worden wären, nicht bloß von ihm, sondern von ganz England."

„Wir zogen langsam hinter dem Boote her und näherten uns dem Schiffe, worauf der Steuermann aus dem Boote über Bord sprang, und in einer Minute befand sich die ganze Mannschaft am Taketwerke; wir wurden mit freudigem Jauchzerufen begrüßt, als wir innerhalb einer Kabel-Länge angekommen waren, und mein alles, nunmehr ihm Capitain Humphreys befehligtes Schiff nahm mich an Bord, worauf uns Jeder mit herzlichster Freundlichkeit willkommnete."

„Wir hätten kaum auf die milde Behandlungsweise Anspruch gemacht, die man uns hier zu Theil werden ließ; nicht leicht konnte man irgendwo eine Mannschaft von einem elenderen Aussehen finden, und ein Jeder von uns erkannte es selbst, daß unser Anblick ziemlich abstoßend hoch müsse. Wenn irgend Kummth und Elend die Hülfe und Pflege der Mitleidigen verdienten, so war gewiß Niemand derselben würdiger, als wir; wenn aber das schenßliche und abschreckende Aussehen des Nächtigen zu oft den Mitleidigen von sich entfernt hält, so befanden wir uns in dem Zustande, der gewiß abschreckender war, als der manches herumschweifenden Bettlers in Irland. Schmutzig, mit fein unbeschnittenen Zeiten nicht geschorenen Bärten, in Lumpen von mitten Thieren eingehüllt und abgezehrt bis auf die Knochen, stach unsere Figur und Gestalt gewaltig gegen diejenigen ab, die uns hier von der wohlgekleideten und gutgenährten Mannschaft umgaben."

„Indeß war unter dieser bunten und lustig gekleideten Menge jeder ernste Gedanke unmöglich, und bald stürzten wir uns gemeinschaft, Alle zu

Digitized by Google

selbst und über die von uns aufgeführte komische Scene zu lachen. Da war auch jener Mann hungrig, ein Jeder wollte daß gestattigt seyn, Alle waren zerlumpt und mußten neu bekleidet werden; nicht einer war, der nicht das Bedürfniß gehabt hätte, sich unmittelbar zu waschen, nicht Einer war da, den sein langer Bart nicht entstellt und dem er nicht alles menschliche Ansehen genommen. Hier wollten Alle Alles auf einmal thun; es wurde gewaschen, angekleidet, der Bart geschoren und gegessen, Alles drunt durch einander, während man zu allem diesem noch unzählige Fragen gegenseitig zu richten hatte: über die Ereignisse der „Bretonne", unsere Gefahren und Nöthen, die Englische Politik und die neueren Europäischen Ereignisse seit vier Jahren. Endlich lief bei uns endlich Nahe im Felsen ab. Die Kranken wurden bewirthet, die Matrosen aufgemuntert, und Alles war für uns geschehen und geleistet, was Menschlichkeit und Mitbrüderlichkeit nur leisten konnten. Endlich brach die Nacht herein und verbreitete Ernst und Ruhe um sich her, und es war wohl nicht Einer unter uns, der nicht tief bewegt und mit der innersten Achtung Gott für die wunderbare Rettung gedankt, die er uns gesandt, und die uns vom Rande des Grabes auf einmal in die Mitte der Geselschaft versetzte und von neuem ins Leben rief."

„Nicht leicht aber konnten wir, die wir an ein nahes Bett, an den harten Schnee und an die nackten Felsen einmal gewöhnt waren, hier in der Mitte aller Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten zum Einschlafen kommen. Ich war selbst genöthigt, das Bett zu verlassen, das man mir freundlich angewiesen, und dieß mich während der Nacht auf einem Sessel, und den übrigen meiner Begleiter erging es ebenfalls nicht viel besser. Es war eine Zeit erforderlich, um uns den plötzlichen Wechsel erträglicher zu machen und uns mit den alten Gewohnheiten und der Lebensweise der civilisirten Welt wieder auszusöhnen."

Asien.

Die Frauenbäder im Orient.

(Aus der Voyage en Orient von Alph. von Lamartine.)

Im Orient gehen die Frauen ins Bad, wie bei uns auf den Ball; die Einladungen zu diesen Vergnügungen werden dort vierzehn Tage vorher gemacht. Die Gattin und die Tochter Lamartine's erhielten von der Frau und Tochter eines Arabischen Häuptlings in Surien eine solche Einladung, und der Verfasser giebt uns auf dem Grund der Beschreibung seiner Gattin folgende Schilderung davon:

„Die Bade-Säle sind dsemlich; aber stets wird den Männern der Zutritt bis zu einer bestimmten Stunde untersagt, und selbst ganze Tage lang ist ihnen die Entrée verboten. Wenn es bei uns Sitte wäre, daß Jeder für eine Beam bynelt, gleich demjenigen, dem meine Frau und Tochter beschenkten. Die Säle sind ohne Fenster; kleine Fenster mit gemalten Glase sich nach erleuchtet. Sie sind mit bunten Marmorsteinen, die sehr künstlich gearbeitet sind, ausgelegt. Die Wände sind ebenfalls mit Marmor mosaikartig oder mit Mamorscher Arbeit ausgelegt. Sie unterscheiden sich nach den verschiedenen Graden der Hitze; die ersten haben die Temperatur der dünnsten Luft, dann werden sie wärmer und immer heißer, bis sie letzten den Dampf bei fast kochendem Wasser aus Wasserbehältern, und die Luft mit erstickender Hitze erfüllt. Im Allgemeinen befindet sich in der Mitte der Säle kein ausgedehntes Wasser; nur aus Röhren fällt immerwährend das Wasser in kleiner Quantität auf den marmornen Fußboden. Da das selbe durch Männern immer heiß, so ist es fortwährend warm und nicht frisch. Denn was man im Orient Bad nennt, ist nicht eine völlige Untertauchung des Körpers, sondern nur eine allmälige, mehr oder weniger warme Besprengung und der Eindruck des Dampfes auf die Haut."

„An jenem Tage waren zweihundert Frauen aus der Stadt (Bayrut) und Umgegend zum Bade eingeladen, und es befanden sich darunter auch mehrere junge Europäerinnen. Eine jede war in ein großes Stück weißer Leinwand gehüllt, welches das schöne Kostüm der Frauen ganz bedeckt, so oft sie ausgehen. Sie waren alle von ihren schwarzen Sklaven oder ihren freien Dienerinnen begleitet; je nachdem sie ankamen, vereinigten sie sich in Gruppen und ließen sich auf Strohmatten oder Kissen in der Nähe der Badbecken nieder. Ihre Dienerinnen nahmen ihnen darauf das Tuch ab, welches sie einhüllte, und nun erschienen sie in aller der reichen und materischen Pracht ihrer Gewänder und Edelsteine. Das Kostüm ist nach der Farbe des Stoffs und nach der Menge und dem Glanze des Geschmeides verschieden; aber es ist sich gleich nach dem Schnitte der Kleider. Dieses Kostüm besteht in weitfaltigen Beinkleidern von Atlas, die am Knöchel durch ein Gewebe von rother Seide gehalten, und an den Fußknöcheln mit einem goldenen oder silbernen Armbande zusammen werden; in einem gestickten, vorn offenen Rock, der unter dem Busen zusammengeknüpft wird und diesen selbst nicht verhüllt, die Aermel sind an der Achsel eng und erweitern sich vom Ellenbogen bis zur Handwurzel; ein Hemde von seidener Gaze bedeckt den Nacken. Ueber diesem Kleide tragen sie ein Mäschchen von glänzendem Sammet, das mit Hermelin oder Marder gefüttert und mit Gold gestickt ist; die Aermel geschlossen sind ebenfalls offen. Die Haare sind in der Mitte des Kopfes getheilelt; ein Theil fällt auf den Hals zurück, und die übrigen sind in Töpfe geflochten, die, durch schwarzseidene, die Haare nachahmende Zierden verlängert, bis auf die Füße herabfallen. Kleine Gold- oder Silberschnüre hängen am Ende dieser Flechten und machen, daß sie am Körper breadfallen; außerdem ist der Kopf mit kleinen Perlenschnüren, mit Reihen von Goldmünzen und natürlichen Blumen, in großer Mischung und verschwenderisch geschmückt. Diese Art von barbarischem Luxus ist bei den jugendlichen Gestalten von fünfzehn bis zwanzig Jahren von malerischer Wirkung; auch tragen manche Frauen auf der Mitte des Kopfes ein Mützchen von getriebenem Golde, in Gestalt einer umgekehrten Trinkschale, an welchem sich eine große Eichel mit Perlen befindet. Die Füße sind unbedeckt mit Ausnahme gelbledernen Pantoffeln, welche die Frauen im Gehen nachzuschleppen pflegen. Die Arme sind mit Armbändern von Gold, Silber oder Perlen bedeckt; den Hals schmücken Schnüre von Gold oder Perlen, die auf die offene Brust herabfallen.

Nachdem alle Frauen vereinigt waren, ließ sich eine rauhe Musik vernehmen; Frauen, in ein einfacheides Gewand gekleidet, stießen schmetternde Kehltöne aus, und dieser auf Pfeifen oder spielten das Tamburin, und diese Musik dauerte den ganzen Tag hindurch und gab den Scenen sinnlicher Heiterkeit den Charakter wilden Tumultes und roher Art von Wohnsinn.

Als die Braut erschien, von ihrer Mutter und ihren jungen Freundinnen gefolgt, und mit einem so prächtigen Kostüme geschmückt, daß ihre Haare, die Hals, Nacken und Arme unter einem wogenden Schleier von Goldstücken, Edelsteinen und Perlen ganz verschwanden, bemächtigten sich ihrer die Bade-Dienerinnen und herabnen sie Stück für Stück ihrer Kleider, während auch die anderen Frauen durch ihre Sklaven entkleidet wurden. Nun begannen die verschiedenen Ceremonien des Bades. Unter den Tönen der nämlichen Musik und mit denselben Feierlichkeiten und noch unsaßlicheren Worten begab man sich aus einem Saale in den andern; man nahm die Dampfbäder und die Abwaschungen, — dann ließ man wohlriechende Wasser auf die Frauen strömen; endlich begannen die Spiele, und nun machten Alle mit verschiedenen Bewegungen und Tönen das Nämliche, was etwa ein Haufen Schüler thut, die man in einen Fluß führt, um zu schwimmen, sie besprützen sich nämlich oder tauchen den Kopf ins Wasser, und jedesmal erhebt die Musik Lauter und Lärm, so wie die arabischen Bewegungen von Neuem begannen und das Gelächter der Arabischen Mädchen erregten. Endlich wurden die Bade-Zimmer reinlicher; die Sklavinnen flochten von Neuem die feuchten Haare ihrer Gebieterinnen, schmückten sie wieder mit den Hals- und Armbändern, bekleideten sie mit den seidenen Gewändern und den Westchen von Sammet, breiteten Kissen auf den türkischen Ruhebetten, und nachdem sie nochmals unmuthig in Kissen und seidenen Decken die Schwaaren — Backwerk und Konfitüren aller Art, worin die Türken und Arabrr Meister sind, — Sorbet und Eis, deren sich die Orientalen zu allen Tageszeiten zur Erquickung bedienen. Nach Pfeifen zum Rauchen wurden für die älteren Frauen bereitgebracht, und eine jede schlürfte einen Becher Kaffee, der in kleinen Tassen aufgetragen wurde, welche in linnen, durchflochtigen, mit Gold und Silber gezierten Gefäßen standen, bevor nicht auf die Runde zu machen, und die Unterhaltung belebte sich immer mehr; dann kamen Tänzerinnen, die nach den Tönen der schon erwähnten Musik Aegyptische Tänze aufführten und die langweiligen Bewegungen Arabischer Tanzwuth machten. Gegen vier Uhr Nachmittags hörte das Vergnügen auf, und mit dem Beginn der Nacht begleiteten die Frauen die junge Braut zu ihrer Mutter zurück. Eine solche Bade-Feierlichkeit zu Ehren einer Braut pflegt gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit stattzufinden."

Mannigfaltiges.

— Wieder ein neuer Kopernikus. New-Yorker Blätter enthalten nachstehende Kundmachung: „Freunde und Mitbürger! Der Zweck der gegenwärtigen Mittheilung ist, Euch kurz diejenigen Verbesserungen und Verbesserungen vorzulegen, welche ich mit der Theorie der Erde, von Captain Symmes, vorgenommen habe, nämlich: Die Erde ist hohl von Pol zu Pol und unschließt alle Planeten, welche das bilden, was gewöhnlich das Sonnen-System genannt wird. Wir bewohnen die konkave Oberfläche der Erde, von wo aus wir die erwähnten Planeten in ihren bestimmten Bahnen sich bewegen sehen. Die konvexe Oberfläche ist auch von einer Rasse vernünftiger Wesen bewohnt, und es ist mehr freiwilliger Irrthum, zu sagen, daß Leute, die auf etwa unter dem 70sten Grade nördlicher und südlicher Breite befindet.*) Durch diese Oeffnung kann (wie dies auch ohne Zweifel vor der Sündflutb der Fall war) ein Verkehr zwischen den Bewohnern der inneren und äußeren Oberfläche bregestellt werden. Diese Theorie hat mit der der Captain Symmes nur die Annahme gemein, daß die Erde hohl und an den Polen offen ist. Sie bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß ich bereit bin, auf alle Anfragen gelehrter Männer über diesen Gegenstand zu antworten, und dieß geschieht nur in der Absicht, um den Gelehrten Gelegenheit zu geben, zu bestimmen, wie weit diese meine neue Entdeckung, hinsichtlich der Stellung des Sonnen-Systems und der Erde, haltbar ist. Ich werde jedoch die mir dem Namen des Einfenders verfehenen Zuschriften denselbstständigen.

A. P. Brittingham."

— Bevölkerung der Französischen Kolonieen. Auf Martinique: 34,498 freie Leute und 79,767 Sklaven, zusammen 114,260 Seelen. Auf Guadeloupe: 25,810 Freie und 99,039 Sklaven, zusammen 124,849 Seelen. Auf Bourbon: 20,631 Freie und 70,458 Sklaven, zusammen 101,109 Seelen. In Französisch Guiana: 4330 Freie und 18,201 Sklaven, zusammen 22,531. Am Senegal: 2970 Freie und 11,351 Sklaven. In Indien: 152,901 Freie, von welchen 151,702 Eingeborene und nur 1199 Europäer; keine Sklaven. Auf St. Pierre und Miquelon: 905 freie Personen.

Total-Summe: Freie Leute . . . 352,060
Sklaven 278,786

Zusammen 630,846.

*) Schade, schade, daß Capitain Roß von dieser Entdeckung noch nichts gewußt hat, als er sich an dem bezeichneten Punkte befand. Er hatte die Durchfahrt in den Bewohnern der Erd-Rinde vielleicht ehre aufgefunden, als die von ihm vergebens gesuchte Nordwest-Paßage.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr. vierteljährlich), 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Berliner der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Montag den 15. Juni 1835.

England.

Coleridge's Tischgespräche. *)

Trotz seines ausgezeichneten Talentes, hat Coleridge doch nur Fragmente seiner Poesien der Stärke und Vollständigkeit darstellen hinterlassen. Freilich ist es eine wunderbare Kette, eine Kette von Gold und Diamanten, die alle diese zerstreuten Fragmente verbindet. Dieselbe Philosophie zirkulirt in allen, der gleiche Gedanken-Fond läßt sich in Allem entdecken. Immer ist es der Kampf eines tiefsinnigen Gemüths gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, das Uebergewicht der innern über die äußere Welt. Immer ist Coleridge's Ziel auf die Wahrheit, auf das Gute und Schöne gerichtet, und Keiner hat dem modernen Materialismus und dem Skepticismus unserer Zeit einen stärkern Damm entgegenzusetzen gewußt. Aber die Natur dieses seltsamen Geistes war, wenn wir so sagen dürfen, diskursiv; er hat kein einziges ganzes und vollständiges Werk hinterlassen — kein philosophisches System. Poet, Moralist, Metaphysiker, hat er viel mehr über alle Punkte seines und unseres Gesichtskreises, über alle Materien und Sujets lichtvolle Strahlen verbreitet, als das Ideal seiner Intelligenz in eigentlichem Sinne verwirklicht. Er war ein Geist, der eine Bahn, die der Räsonnatore nicht undahnsich genannt werden mag, verfolgte und sich dem Ziele, das er sich vorgesetzt, stets näherte, ohne es doch je erreichen zu können.

Sein Gespräch, das so selbst geräumt wird, war, genau genommen, kein Gespräch. Man hätte es richtiger einen Monolog nennen sollen, der durch einzelne Antworten des Mitunterredners minder unterbrochen, als vielmehr im Gange erhalten wurde. Von einem Hin- und Herstreiten war gar keine Rede, sondern er ertheilte Orakel. Wenn er in einen Salon eintrat, dessen Eigenthümer, was es, als wenn ein Eremit aus seiner Klause träte. Gebieudet von dem Glanze des Lichts, von der Menge der Menschen, dem Lärmen und der allgemeinen Bewegung bestäubt, so erschien er, seine Augenlider senkten sich, seine Augen schlossen sich zu: seelisch nicht aus übermer Schüchternheit, aber die Wirklichkeit des ihm scheinen unvermuthet und beunruhigend auf ihn niederzuschlagen, er wurde einiger Augenblicke Ruhe, um sich zu fassen. Dann aber, sobald eine zufällige Bemerkung seine Gedanken anregte, ein Buch, ein Ereigniß, eine Anekdote den Genius der Rede in ihm weckte, sah man sein grauen Auge aufflammen, den Wiederschein der Begeisterung sein Antlitz umleuchten und eine Art von geistiger Angst und Wehen sich auf seinen zusammengezogenen Zügen malen. Der Zauberstab hatte an den Felsen geschlagen, und die heilige Quelle sprudelte hervor. Ein Strom von Beredsamkeit, nicht gewaltsam oder stürmisch, sondern gleichmäßig und durch die Lieblichkeit des Ausdrucks und die Fülle der Einfalle so bedeutend, setzte die Zuhörer in Erstaunen. Die Dandys (es war Mode, Coleridge in dem kleinen Salon auf seiner beschriebenen Villa bei London zu hören) drängten sich mit der Miene der Verwunderung, ziemlich ennuirt, von den neuen Propheten. Man mußte es sehen, wie die Leute aus der Provinz die großen dummen Augen aufrissen und sich fragten, wie so der kleine schwarze Mann mit den unordentlichen Haaren das Gespräch ganz allein führe. Literaten oder Gelehrte versuchten bisweilen, dem Redner einen Einwurf zu machen; sie wagten sich mit einigen Argumenten hervor, deren Zerfetzenheit dann auffallend genug mit Coleridge's Feuer kontrastirte, und deren jetes sogleich vom Strome seiner herrlichen Worte mit fortgerissen wurde. Wenn man auch noch so sehr an ihn gewöhnt war und die Art und Weise seiner Rede gewissermaßen kennen glaubte, immer wieder verlor man sich, man mochte wollen oder nicht, in den Verschlingungen des Labyrinthes, das er improvisirte, und worin er sich eben so gern selbst verlor; jede Bemerkung, welche die Fremde, die ihm zuhörten, laut werden ließen, war für ihn nur eine neue Gelegenheit, noch glänzender zu improvisiren, als vorher. Ideen und Bilder drängten sich in und an einander wie die Sterne der Milchstraße. Man fühlte sich durch einen Zauber gefesselt, der sich nicht beschreiben läßt; kaum verlaß man Nr. 4, so hatte er schon wieder einen neuen Gegenstand vor, und im nächsten Augenblicke war die ganze Sphäre schon wieder eine andere. Er übte einen solchen Einfluß auf den Zuhörer aus, daß man ihn zu verstehen glaubte, oder vielmehr ihm folgen zu können hoffte, wenn er schon, von seiner Phantasie wie vom Hippogryph des Ariost emporgetragen, in den Wolken verschwunden war und sich in den Regionen des unverständlichsten Mystizismus erging. Man nahm für bloße, Alles überstrigender Weisheit, was in der That oft keinen Sinn hatte. Es muß gesagt werden, daß es ihm bisweilen begegnete, sich selber nicht zu verstehen, und dann gerade waren seine Zuhörer vom höchsten Enthusiasmus ergriffen. Man rieth hin und her, suchte einen sagen, aber großen Gedanken zu entdecken, der sich etwa in dem Dunkel der seltsichen Worte und der glücklichen Metaphern bloßen ließ. Diese Art von Conversation und das Vergnügen, das ein solcher Redner gewährt, gleichen den musikalischen Wirkungen der Harmonika. Es ist schwer, eine bestimmte Melodie herauszufinden und festzuhalten. Man denkt sogar nicht mehr an das Talent des Spielers. Eine unwiderstehliche magnetische Gewalt bemächtigt sich unserer. Eine Lust, für die es kein Wort giebt, durchdringt uns; Künstler und Kunst verschwinden, und die sternumdenen Sinne sinken in Schlaf, eingewiegt von einer übermenschlichen Macht.

Allerdings kam in diesen fast dithyrambischen Conversationen eine Fülle von Geist und Witz und treffenden Bemerkungen zum Vorschein. Nie ist Einer mit seinen Gedanken so verschwenderisch umgegangen, nie hat sie Einer mit einer so eigenthümlichen Nachlässigkeit, mit so wegwerfender Freigebigkeit umhergestreut und verschleudert. Sein Sohn, ein Mann von Talent und mit der komischen Ader und dem Humor, den der Vater nicht besaß, reichlich ausgestattet, hat uns einige dieser Conversationen gesammelt, deren Authentizität außer Zweifel ist, und aus denen wir hier einzelne besonders interessante Ausgüge mittheilen.

Man sprach von dem exzentrischen Wesen Maturin's, des berühmten Verfassers mehrerer wilden Romane, von seinen wüsten Sitten, seiner Leidenschaft fürs Spiel, den Wein und die Weiber, und man hatte die Frage — ein Problem, das eben nicht oft zum Gegenstande philosophischer Betrachtung gemacht wird — aufgeworfen: Welches die eigenthümliche Natur oder, wenn man will, das wahre Temperament des Genies sey?

„Ich glaube, das erste Symptom des wahren Genies ist die Ruhe mitten in der lebendigen Thätigkeit des Daseyns und dem Wechsel der Erscheinung. Aus Allem, was uns die Zeitgenossen Shakespeare's, Milton's, Tasso's, Dante's über diese Männer mitgetheilt haben, sehen wir, daß sie wenig Werth auf den Beifall Derer, die sie umgaben, legten, ihrer unbekümmert Niemanden sicher waren und in diesem Sinne wußtesohn lebten. Es waren stille und zarte Charaktere. Die ersten Geister unserer Literatur sind immer bescheiden, still in sich gewesen. Lord Byron macht keine Ausnahme davon, trotz seiner Mosse, die er vornahm; das war ein Scherz, eine Laune von ihm. Bei der Größe Chaucer's wußte man ihn sehen und in seiner Einfamkeit zu Hawarden. Unser alter Chaucer ist heiter, wie es sich für einen Erzähler gutet und angenehmer Geschichten gebört. Die Süße und Lieblichkeit in Shakespeare's Wesen war allgemein bekannt; eben so Spenser's melancholische Anmuth. Milten besaß eine Herrschaft über sich, eine Fassung, die er-

*) Unter der Rubrik „Mannigfaltiges" theilten wir bereits auf diesem vor kurzem in England erschienenen geistvollen Buche (Coleridge's Table talk) wenige Analysen mit, die bei einigen Lesern den Wunsch erregen, noch Mehreres daraus zu kennen. Indem wir diesem Wunsche nachkommen, wollen wir hier zuvörderst noch einige Bemerkungen über Coleridge's Leben voranschicken. Samuel Taylor Coleridge, einer der bedeutendsten Männer des neuern Englands, Freigenosse und Freund Southey's, Campbell's, Walter Scott's und Crabbe's, wurde zu Bristol im Jahre 1772 geboren, war der Universität Doctor Bowyer, und die Freundschaft mit Southey wurde auf der Schule in Oxford geschlossen. Den Hang zum Pantheismus in geistiger Hinsicht erbeiten Beide durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, und in seiner Begeisterung für die bürgerliche und religiöse Freiheit, die er damals als unzertrennlich von der demokratischen Regierungsform betrachtete, entwarf er mit Southey und noch einigen jungen exaltirten Leuten den Plan, nach Amerika zu gehen und dort an den Ufern des Susquehanna eine neue Gesellschaft zu gründen, die nach den Grundsätzen einer Pantisokratie, d. h. Gleichheit Aller, regiert werden sollte. Wegen Mangel an Geld wurde indessen aus der Einschiffung nichts. Im Jahre 1794 ging Coleridge nach Oxford in Somersetshire, wo er mit Southey bekannt wurde und schloß Freundschaft mit ihm. Der Selbmord des jungen Chatterton regte ihn zu seinem ersten poetischen Versuch an. Im Jahre 1795 gab er einige Bände politischer und philosophischer Aufsätze heraus und gründete ein Journal, der Rachwächter betitelt. Es machte aber kein Glück. Als Sir Alexander Ball zum Gouverneur von Malta ernannt wurde, nahm dieser Coleridge als Secretair mit; nach seiner Rückkunft — er hatte mittlerweile eine Pension von der Regierung erhalten — hielt er öffentliche Vorlesungen über Shakespeare und über andere ihm zusagende Gegenstände, ein sehr zahlreiches Auditorium um sich. Sein Ruf als ausgezeichneter Redner datirt von dieser Epoche. Dann erschienen: „Die Freimaurerschule", eine Tragödie; die Sibyllinischen Blätter, gesammelte Gedichte; die literarische Biographie, Ansichten und Urtheile, fragmentarisch; der Freund, eine Sammlung von Beiträgen zur Moral; das Gedicht „Christabel", ein Traktat über Kirche und Staat u. s. Auch war er es, der zuerst die Engländer auf die Schätze der Deutschen Literatur aufmerksam machte, und in diesem Behufe Schiller's „Wallenstein" übersetzte. Coleridge's demokratische Gesinnung und Ansichten haben sich nach und nach modifizirt und umgewandelt, und wenn das er es an den politischen Kämpfen Theil genommen hatte, hat er die für die Englische Kirche günstigen Systeme mit seiner Beredsamkeit unterstützt. Sein steinet Hang war ein 1830 der Versammlungsort der ausgezeichnetsten Menschen aus den drei Königreichen. Er starb, allgemein betrauert, in den letzten Tagen des Februar 1835.

Digitized by Google

stümlich war. Oh! man soll mir sagen, ob es etwas Erhabeneres in der Welt giebt, als Milton's Antlitz. Alt und arm ist er, krank, blind, verlassen, verspottet und verfolgt — hoffnungslos in ewiger Nacht, von politischen Gefahren bedrängt, und er behält seine Würde und seinen Adel ungetrübt und ungeschändet. Und Ebanezer! der alte Ebanezer! Welch ein Muster von Freude und Anmuth aus dem seligen Genusse schöpferischer Kraft, zu einer Zeit, wo der Dichter noch nichts weiter war als ein Bedienter in der Narrenjacke."

„Nun", fiel Einer ein, „Ebanezer's Sprache ist doch sehr veraltet!"

„Bewahrt! Mit nichten! Die Aussprache und sogleich der Rhythmus haben sich seit jener Zeit verändert. Anstatt Ocean zweisilbig auszusprechen (Oschän) sprach man damals Ohe-an, dreisilbig, eben so Nation. Aber der Unterschied war nicht groß. Uebrigens enthält dieser alte Schriftsteller bei aller Schlichtheit und Einfachheit Worte, die sich die wahre eigentliche Quelle unserer Englischen Sprache. Die Lateinismen und Gallicismen, mit denen wir überschwemmt werden, sind nicht in seinen Werken zu finden. Man muß es sehen, welchen Gebrauch er von seinen reichen, mächtigen Materialien macht. Er hatte gar goldne Elemente in ordnen und zu gestalten, und man muß sagen, was unter seiner Hand daraus geworden ist. Unsere Schriftsteller scheinen ihren Stil, wie ein Schornsteinfeger sein Orgel spielt. Das ist etwas Mechanisches. Eine gewisse Anzahl von Pfeifen so und so die schaffen, und was somit dazu gehört, ist einmal zu einem Ganzen verbunden, und die bestimmten Töne lassen sich nun mit mechanischer Notwendigkeit darauf hervorbringen. Das Publikum ist damit zufrieden. Wenn nur nettlang und, daß ist, zu unserer Zeit sprechen, so sind wir in den großen Schubkasten der Literatur hineingeprägt sein. Unsere epigrammatischen Perioden, unsere fertigen Phrasen, unsere analogischen Seitensprünge lassen sich vermittelst jenes Mechanismus mit leichter Mühe zusammendrungen; mit einiger Geschicklichkeit wird diese Phrase auf eigentümliche Weise variirt; das Kaleidoskop oder das Compagnon sind bereit, um zu sprechen zu lassen. Wenn man dergleichen Werke liest, so ist man zugleich der Mühe des Nachdenkens überhoben; in einer angenehmen Schwebe wird man zwischen Trägheit und Thätigkeit hin und her gewiegt. Das Gedächtnis hat keine große Arbeit: das Raisonnement bleibt stationair. Von allen Handwerken ist diese Art von Literatur taxirnge, welches die sicherste Lehrzeit und die schnellste Fabrikation erfordert. Es ist eine Manufaktur, die nur einen ersten Stoff erfordert, eine gewisse Anzahl von Wörtern, die aus dem allgemeinen Fond herausgeschöpft werden. Zuweilen so einem neuen Roman und der alten fast Sächsischen Poesie des guten Ebanezer ist in Wörtern nicht mehr Analogie als zwischen einem Ei und einer Eierschale. Diese trennen einander vollkommen ähnlich; nur ein kleiner Unterschied ist vorhanden. Das eine ist voll und ist andere leer."

„Sie verdammen also alle Lateinische oder Französische Wörter, die der Gebrauch in die gegenwärtige Englische Sprache eingeschärt hat?"

„O keineswegs! Unsere Sprache ist wesentlich eine zusammengesetzte. Wir sind ein Zwitter; der Norden und Süden kommen zu uns heran von allen Punkten des Horizontes her. Eine in sich gleichartige ist die Deutsche Sprache. Was sie an Erhabenheit und Einheit gewinnt, verliert sie aber an Mannigfaltigkeit und Reichthum. Die lebere Einvermungen der Römer, Sachsen und Normannen haben uns eine Menge von Halbsynonymen zugebin, mit seinen und poetischen Nüancen, von denen die modernen Schriftsteller einen bewundernswürdigen Gebrauch machen. Ich will nur ein Beispiel von diesem Reichthum anführen. Unser Germanisches Wort spendthrift bedeutet sein Verschwender, von spend verschwenden, hinausverenden, und thrift, Gesparnis, das auch Gewinn, Glück bedeutet. So liegt in der Bildung dieses Wortes schon die Bedeutung von etwas Nichtsichen, es enthält eine Tadel; der Lateinische und Griechische Ausdruck giebt zweierlei Sinn; es drückt nur die Handlung aus, mit vollen Händen Schätze wegzuwerfen: eine Handlung, die vielmehr löblich als tadelnswerth war bei den Verschwendern Griechenheit der Patrone lebten. Wenn nun Shakespeare den Lederfuß und die verschwenderische Fülle malt, wenn die ganze Kraft des Ausdrucks das Gemälde überfüllt hat, so hätet er sich wohl, das Germanische Wort zu gebrauchen, sondern er nimmt das Lateinische und sagt: the pomp and prodigality of heaven. So haben unsere Genies von den Sächsischen und Lateinischen Synonymen Gebrauch gemacht. Ist dann wohl sich wundern, sie neben einander gestellt zu finden, wo es den Schriftstellern gerade mit Mannigfaltigkeit und poetischer Fülle mangelt. Die einfache, rauhe, feinige Energie der Sächsischen Monosyllaben kommt bei Shakespeare an verschiedenen Stellen dicht neben der pompshaften Feierlichkeit der langen Lateinischen Wörter vor:

The multitudinous sea incarnadine
Making the green one red . . . .

Eine Schlacht hat stattgefunden. Shakespeare fängt mit einer malerischen Beschreibung an, die die Aufmerksamkeit auf sich zieht — die Wiege der Wogen, das schrecklich Rote, das sie färbt; dann folgen prunkvolle Wörter, Ausdrucke aus dem Sächsischen Stamme: das Blut hat die ganze Fläche getrübt. Die grünen Wellen sind roth geworden. Immer, wenn es darauf ankommt, die Wirkung oder das Herz zu erschüttern, sind es die Sächsischen Wörter, aus denen Shakespeare seine Beredtsie schöpft."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Generalprobe des Gluckschen Iphigenia in Tauris.

(Schluß.)

Gluck vollendete den vierten Akt seiner Iphigenia in Tauris und war so eben bei der höchst Entwickelungs-Scene tief in der Zwischenkunft der Göttin, als Thoas, durch Iphigenia's Weigerung gereizt, die Priesterin um das Opfer seiner zum Altare führen will. Gluck hatte sich in diesem Augenblick von der Wirkung der Scene und von der Stellung der Personen und der Gruppen Rechenschaft zu geben; denn er konnte seine Musik, die so scharf gezeichnet und so tief empfunden ist, nicht komponiren, wenn er sich nicht die Sänger, welche sie ausführen sollten, lebhaft vor Augen dachte. Mehul verwunderte die unbeweglich Richtung, in welcher der Komponist verharrte, und die ihm nur selten Mienen setzen hieß. Endlich wendet er Sacchini sich um, so daß ihn Mehul nun nach Wunsch betrachten konnte. Glück zählte damals fünfundsechzig Jahre; er war ziemlich groß und gewann durch seine Wohlbeleibtheit ein noch gewichtigeres Ansehen. Sein Kopf war schön, obgleich die Poeten tiefe Spuren in seinem Gesicht zurückzulassen pflegen; er hatte dabei nicht die Schönheit, welche den Frauen zu Theil entfällt: „Das muß ein berühmter Mann gewesen sein!" aber jenes geniale Aeußere, welches auf den ersten Anblick Ehrfurcht einflößt, und das, selbst bei den hässlichsten Gesichtszügen, denkenden Leuten die Aeußerung abnöthigt: „Das ist eine schöne Gestalt!" während diejenigen ein ganz entgegengesetztes Urtheil fällen, die nur auf die Regelmäßigkeit der Züge und der Muskeln sehen, ohne zu brachten, wo sich durch Geist und große Gedanken das Aeußere eines Menschen belebt und verschönt wird. Mehul war entzückt von Gluck's Erscheinung. In einen weiten Schlafrock von grünem Changé-Taffet gehüllt, auf den Kopfe eine kleine schwarzsammetne Mütze mit einer schmalen Goldtresse, machte der Deutsche Komponist, in sein Dichten versunken, zum Gange seines Gedankens Pause. Plötzlich bleibt er stehen, faßt einen Tisch und stellt ihn mit den Worten: „Dies ist der Altar", in die Mitte der Gemachs; dann setzt er einen Stuhl daneben, der die Priesterin vorstellen sollte; ein Sessel mußt als Thoas figurieren; die Griechen, die Scythen und das Volk werden durch Lehnstühle repräsentirt. Ein Drapier ist sich mit seinem Schafrock und zuß singend:

„So führt ich dieser Priesterinnen
Zum blutigen Altare hin.

Dann, zu Dreste Platz sich stellend:

Meine Schwester? Wie, zum Altar?

Thoas erwidert:

Ja, zur Strafe bring ich sie
Als Opfer dar, und . . . .

Jetzt, plötzlich den stürmischen Eintritt des Produtes nachahmend, schleudert mit dem Ausruf:

Nein, Thoas, nein, stirb Du!

und stürzt sich auf den Sessel Thoas, um ihm den Todesstreich zu versetzen. Der Thoas-Sessel kann dem pralligen Stoß nicht Widerstand leisten und weicht dem Ungestümmen. Komponisten, der, durch nichts zurückgehalten, auf die Spanische Wand fällt, hinter welcher der junge Künstler verborgen ist. Dieser stemmt sich zwar mit allen Kräften gegen die auf ihn stürzende Masse, wird aber mit Gewalt an die Wand des Zimmers gedrückt; er kann sich nicht mehr halten, denn er erstickt fast, und er eher noch daran ist, sich durch Glocken um Hülfe zu verwenden, können sich plötzlich die Thür und andern Thür des Zimmers, und ein Mann dringt herein, verfolgt von Madame Gluck, die ihm vorgebend den Zugang zu verwehren sucht. Es ist Vestris, der in der größten Leidenschaft, erbittert darüber, daß man ihn nicht vorgelassen will, den Komponisten mit gellender Stimme folgendermaßen anfährt: „Sie, Sie haben nicht zu Hören gelangen können, Sie alter Ketzer, wenn ich Sie erlauben will, mir aus meinen Ballo zu komponiren, so ich nach der barbarischen Musik nicht tanzen kann, die Sie mir gemacht haben!" „...Ode. Du kannst nach dem Ballo so nicht tanzen?" ruft Gluck, der sich schnell wieder aufgerafft hat; „...warte, das wollen wir gleich sehen!", und damit packt er den Tänzer am Kragen, zieht ihn mit Gewalt vor den großen Spiegel, den man zu Ende des Saales in die Höhe und läßt ihn so den wunderlichsten Tanz ausführen, indem er ihm den berühmten Scythen-Marsch aus dem ersten Akte der Oper vorsingt. Der arme Vestris kann dem Zwange nicht widerstehen, ihm die beiden starken ebenen Hände aufbun, die ihn gefesselt halten. Gluck's erstautes Antlitz bleibt unverwandt dem seinigen, das vor Schreck entsetzlich ist, gegenüber; die finsteren Blicke der Augen müssen sich fest auf seine erschrockenen Augen geheftet, wie eine Beschwörung aus Zauber ausstrich. „Ja, ja, bester Ritter", lallte er mit zitternder Stimme, „ich will ja gern tanzen; stehen Sie, o stehen Sie doch . . . ." Und so oft sein gewaltiger Gegner ihn einige Fuß von Boden aufhebt, bewegen sich seine Füße unwillkürlich zum Tanz, und fühlen gewisse die Lächerlichkeit, die Wut und die verzweifelten Lustsprünge aus. Endlich faßt einer seiner Füße eine Kante der Spanischen Wand und klammert sich daran fest; die schwerfällige Maschine schwankt einen Augenblick und stürzt dann auf den Komponisten und den Tänzer, der Beide von ihr zugleich verdeckt werden. Der Letztere erstickt sich einen gräßlichen Ausruhdruck, schlägt hervor, kriecht nach der Thüre hin, gewinnt sie und springt, ohne sich umzusehen, in den vier zu vier Stufen hinab. Als nun Gluck, ganz aufgeregt von dem ungewohnten Tanz, sein Opfer von neuem ergreifen will, findet er zu seiner Verwunderung an dessen Stelle einen kleinen jungen Mann, ganz bleich und bald vor der Schrecken. Mit gefalteten Händen fällt der Arme vor ihm auf die Kniee und stebt: „Verzeihung, Herr Gluck! Verzeihung! Ich bin kein Tänzer!" „...Und was denn?" „Ich armer Musiker! Ihr Bewirrer, hierher gekommen, um das Glück zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen." Gluck weiß gar nicht, was er denken soll. Allglücklicherweise kenne Thoas vorüberkommt, die sich in der Nähe gebalte hatte, weil sie den Ausgang dieser Scene saß vorher sah. Sie erzählt ihrem Gatten, wie Alles gekommen. Ein wohlwollendes Lächeln erhellt nun das Antlitz des großen Mannes. Er hatte sein Talent an einem allen entsprechenden Tänzer verkannt gefehlen, und die naive Scene ganz des jungen Künstlers entschädigte ihn für jene Dummheit. Diese Zerstreutheit, dieser Enthusiasmus gefallen ihm: er nimmt sich seiner

Digitized by Google

lich des Kunstjüngers an, verspricht ihm seine Gunst, seinen Rath, seine Lehren und erlaubt ihm, zu jeder Stunde in sein Haus zu kommen. Mehul steht sich auf dem Gipfel seiner Wünsche; so viel Herzensgüte von einem Manne, der so eben die Festigkeit seines Charakters gezeigt hat, rührt ihn bis zu Thränen, und er sagt ihm mit tiefverborgter Stimme den innigsten Dank.

Man kann sich denken, wie fleißig er seinen neuen Lehrer besuchte. Es waren zwar der Unterrichtsstunden nicht so viele, aber er lernte hier in einem Augenblick mehr als bei Andern in vierzehn Tagen, denn Mehul hatte in dem technischen Theil seiner Kunst schon tüchtige Studien gemacht und brauchte nur noch in den philosophischen Theil eingewiesen zu werden. Méstrino bemerkte bald, daß Lesueur nur in einem gewöhnlichen Lehrfach zwischen Lehrer und Schüler, wovon jener diesen erklärte, wie er zu dem ihm allein eigenthümlichen Styl gelangt war; wie seine ersten Versuche nur unvollkommen auffallen konnten, weil es ihm gänzlich an Vorbildern fehlte; und wie verdrießlich es ihm war, als er in Italien seine Werke gerade durch Mängel Glück machen sah, um derentwegen sie seiner Meinung nach eigentlich hätten durchfallen müssen, während die Schönheiten derselben gar nicht verstanden wurden.

Unterdeß schritten die Proben der Iphigenia in Tauris rasch vorwärts; die erste Aufführung war auf den 18. Mai und die General-Probe auf den 17ten angesetzt.

Gluck hatte seinem Schüler einige Bruchstücke aus diesem Meisterwerk zu hören gegeben, und dieser brannte vor Begierde, es ganz kennen zu lernen, aber er hatte es nie gewagt, seinen Lehrer zu gestehen, wie kümmerlich es ihm ging, obgleich seine Armuth in der That so groß war, daß er nicht einmal so viel erschwingen konnte, um sich ein Theater-Billet zu kaufen. Doch er wurde von Gluck selbst eingeladen, der General-Probe beizuwohnen. „Kommen und hört mich ab, Kleiner", sagte dieser zu ihm, „ich will Euch ins Theater mitnehmen." Mehul kam noch vor der bestimmten Stunde, und er war nicht wenig stolz darauf, mit seinem berühmten Gönner zusammengehen zu können. Als er auf der Straße neben dem Komponisten einherschritt, spazierten seine Blicke stolz auf den Vorübergehenden umher, wiewohl er von ihnen gar nicht beachtet wurde. „Seht", schien er ihnen sagen zu wollen, „der erste Tonkünstler der Welt führt mich zur Probe seiner Oper und plaudert mit mir wie mit seines Gleichen!" Wie anders war es, als sie im Theater anlangten! Vor dem Eingange ste die Sänger standen mehrere Personen, die alle durch ihre ehrfurchtsvollen Begrüßungen die Bewunderung kundgaben, welche sie für Gluck hegten; Mehul glaubte alle diese Komplimente erwiedern zu müssen, die nicht an ihn gerichtet waren. Als ste die Theater-Treppe hinaufstiegen, begegnete ihnen der sich auch vor dem Schöpfer der Iphigenia verneigt hatte, die unbekannte Person auf, die an ihm vorbeging, und da er, wie alle Theater-Portiers, ein Cerberus von der heißgiftigen Art und ein unbedingter Sklave seiner Befehle war, so wollte er Mehul im ersten Augenblick zurückhalten. „Monsieur", sagte er ihn an, „Sie darf nicht hinaufgegangen werden", und ergriff ihn am Rockschoß. Mehul zitterte und bebte vor Furcht, daß ihm dieser dreschische Weg wieder abgeschnitten werden, aber Gluck wandte sich um und machte der Sache bald ein Ende, indem er dem Thürsteher mit donnernder Stimme zurief: „Das ist mein Freund." Der Portier zog sich ganz verblüfft zurück, und Mehul kam sich um einen Zoll höher vor, denn Gluck hatte ihn seinen Freund genannt. Warum mußte dieß der leidige Thürsteher des Opernhauses zugegen sein, als ihm dieser glorreiche Titel beigelegt wurde, wovon Niemand anders es hören? Auf dem Theater war Gluck sehr bald von Sängern, Autoren und selbst von großen Herren umringt, die damals bei einer großen dramatischen Feier nie fehlten.

Sämmtliche Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, selbst die, welche in dem Stück nicht beschäftigt waren, hatten sich zu dieser Festlichkeit eingefunden. Eine der Damen war von einem zahlreichen Kreise umgeben; es war die berühmte Sophie Arnoud, die, obgleich noch jung, im vorigen Jahre das Theater verlassen hatte. Jeder drängte sich an sie heran, um einen ihrer Witze aufzufangen, mit denen sie nicht karg war. Mehul schrieb sich viel später den Spaß, den einer der während ten Vieciniten dazegnet war. Er hatte an den Fürsten von Rudora in Italien geschrieben und ihn ersucht, ihm die Partitur derjenigen Oper zu schicken, die in jenem Lande den größten Ruf erlangt hätte, und einige Zeit darauf war ihm Gluck's „Orpheus" zugesandt worden. Man kann sich seine Bestürzung denken, und es hätte nun nicht an Spott über den armen Barbaren gefehlt, hatte noch nichts gesagt; als ste ihn aber rasch an ihr voedesirreichen saß, konnte ste sich nicht enthalten, ihn aufzuziehen. „Wie steht's, mein armer Freund", sagte ste, „wollen wir uns mit der Deutschen Musik ausöhnen? Ist unser Herz noch immer zerrissen?" „O, ganz und gar nicht, Mademoiselle!", versetzte der Mann mit Ingrimm, da er sich durch diese ärmliche Erinnerung an seine Mystification sehr verletzt fühlte, „der Herr Ritter Gluck wird sich nie rühmen können, mir das Herz zerrissen zu haben, es ist mit den Ohren schon genug." „Ei, das ist ein großes Glück für Sie", erwiederte Sophie, „besonders wenn er es über sich nimmt, Ihnen andere zu verschaffen." Schallendes Gelächter begrüßte diesen Witz, und Sophie, einmal in Zug, ließ noch eine Menge Späße folgen, als ein kleiner Mann, mit geschäftiger Miene und einer großen Rolle Musikalien unter dem Arm, sie ersuchte, dem Theater-Personal Platz zu machen. „Ich bitte, Mademoiselle, lassen Sie und die Bühne frei, wir können sonst nicht beginnen; sehen Sie doch, Alles ist auf dem Theater und Niemand im Saal." „Ach freilich, Monsieur Gossec", antwortete Sophie, „ich hatte gar nicht daran gedacht; es ist gerade so, als wenn Sodimus" oder „das ländliche Fest" aufgeführt wird." Gossec kehrte ihr auf der Stelle den Rücken zu, er hatte sein Theil weg, und die Gewöhnung zweier seiner Werke, die beide kein Glück gemacht, konnte ihm keine Lust erwecken, das Gespräch fortzusetzen. Er wandte sich also zu den Musikern und sagte: „Nun, Herr Kapellmeister, wir warten auf Sie." „Wir sind bereit, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Ober-Direktor", entgegnete Francoeur, der schon lange auf seinem Posten war, „lassen Sie den Vorhang herunter." Auf dieses Zeichen stürzte Alles in den Saal, und die Probe begann.

Iphigenia in Tauris ist ein zu bekanntes Meisterwerk, als daß ich hier seine Schönheiten auseinanderzusetzen brauchte. Wer wäre nicht von den ersten Tönen der Introduction an tief bewegt worden durch das herrliche Gemälde des ruhigen Meeres, worauf plötzlich der Sturm folgt, dessen Schrecken durch den Angstruf Iphigenia's und der Priesterinnen Dianens noch vermehrt werden?

Die Instrumentirung dieser Oper, die uns, ungeachtet einiger durchfühlbigen Schleier, noch jetzt wie ein Zauberschleier, war für die damalige Zeit das noch pus ultra der Ueberfülligung. Ein einfacher Posaunen-Akkord reichte damals hin, um Schauder und Beben zu erregen. Dies Instrument war erst seit kurzem von Gluck aus Deutschland eingeführt worden und wurde fast nur gebraucht, um das Erscheinen der Gumenieden und unterirdischen Gottheiten anzukündigen. Heutzutage bedienen sie sich und desselben, um zum Tanz aufzuspielen, und Jedermann weiß, wie verschwenderisch in Musard's Orchester damit umgegangen wird.

Die Probe that eine merkwürdige Wirkung; die großen Herren warteten darauf, daß ihnen die Künstler und Kunstrichter, in deren Mitte sie sich befanden, das Zeichen zum Applaudiren geben würden; aber die Erschütterung war zu tief, als daß es zum Ausbruch lauter Beifallsbezeigungen hatte kommen können, und die Bewunderung, das Entzücken gaben sich nur hin und wieder durch einen Ausruf des Staunens und der Rührung kund, der den Zuschauern unwillkürlich entlockt wurde. Diese Art des Beifalls ist übrigens mehr werth, als das so alltäglich gewordene Händeklatschen.

Gluck war entzückt, denn Niemand hörte nur zerstreut auf die kalten Komplimente, womit man ihn von allen Seiten überschüttete; es fühlte er sich bei der Hand ergriffen; es war Mehul, der ihm ebenfalls seine Glückwünsche darbringen wollte. Aber die Freude und die Verehrung erstickten seine Stimme, er war ganz bekommen und konnte nur die drei Worte hervorbringen: „Mein theurer Lehrer!" und zwei große Thränen fielen aus seinen Augen auf die Hand des großen Meisters. Auch Gluck war gerührt, er drückte seinen Zögling herzlich an sich und sagte: „Dank, lieber Sohn, ich bin eben so zufrieden mit Dir, wie Du mit mir." Dann wandte er sich, fast verschämt und um seine Bewegung zu verbergen, schnell zu einem dicken, ganz mit Gold bedeckten Herrn um, der ihn einen Augenblick beästigt hatte, und sagte zu ihm: „Herr Herzog, ich kann nicht hören, wenn Sie Pauken schlagen; ich habe mir noch einen einzigen für meine Frau übrig, und ich glaube nicht, daß sie ihn an Sie wird abtreten wollen." Der dicke Herzog fand die Offenherzigkeit des Deutschen eben nicht höflich, doch als Hofmann konnte er gegen den Meister, den Günstling der Königin so hochgeehrt war, nicht ungnädig werden; er mußte sich also damit begnügen, dem Tonkünstler eine Verbeugung zu machen und sich ziemlich verwirrt zu entfernen. Aber der arme Mehul hatte nicht ein einziges Wort von der Antwort seines Lehrers verloren. Er weiß einen Herzog ab, und es sind keine Billets mehr zu haben! „Ich werde also die erste Aufführung dieses Meisterwerks nicht hören!" sagte er sich. Plötzlich fällt ihm ein, daß er, selbst arm, ob er nicht beobachtet wird; Niemand gab auf ihn Acht; er eilte also in den Saal zurück, stemert auf die erste beste Treppe los, die sich ihm darbietet, steigt hinauf und steigt so schnell, daß er sich nach einigen Minuten, ganz außer Athem, auf dem Amphitheater im vierten Range befindet, an einem Ort, so dunkel als irgend einer, und mit tausend verstreuten Winkeln, in denen sich Personen fangen; er duckt sich in eine Ecke zusammen und fängt wie unsinnig an zu lachen. „Meiner Treu", sagt er, „ich war mein Gluck, daß ich die abschlägige Antwort mit anhörte, die der dicke Herzog bekam, sonst hätte ich geradeswegs morgen Gluck um ein Billet gebeten; er hätte mir keins geben können, und ich hätte sein Werk nicht gesehen. So aber will ich ruhig die Musik morgen den Tag über hier zubringen." Dann ist ich, wenn die Thüren geöffnet werden, schon auf meinem Posten und erhalte den besten Platz, das ist wahrhaftig trefflich ausgedacht." Bezaubert von seiner Keckesse, begann unser junger Mann, sich im Geist alle Schönheiten des oben gehörten Werks zu wiederholen, und vorsprach sich für den folgenden Tag, wenn er diese Musik zum zweitenmal hören und besser würde verstehen können, ein noch weit größeres Entzücken. Indeß schien ihm freilich die Zeit doch etwas zu lang. In dichte Finsternis gehüllt, konnte er nur an seinem Magen die Stunden merken, die für seine Sehnsucht so langsam verstrichen: er hatte seit seinem bescheidenen Morgen-Imbiß nichts zu sich genommen, und nach seiner Rechnung glaubte er schon die Nacht, in vollkommen Zustand verbracht, hinter sich zu haben; aber sein Appetit ließ schweigen als die Zeit; die Nacht hatte kaum angefangen. Glücklicher Weise kam ihm der Schlaf zu Hülfe; er legte sich zwischen zwei Bänken auf die Erde, weil er wahrscheinlich hätte er es verschickt, sich oben hinaufzulegen, von einem so schwarzen Lager herunterzuweichen fürchtete. Ungeachtet der Härte des Fußbodens schlief er sehr bald ein. Sein Schlaf war nicht unruhig, denn sein Geist war von dem, was er gehört hatte, tief aufgeregt; dazu kam noch die gänzliche Leere seines Magens, und so entstanden in ihm die seltsamsten Träume. Mehr als einmal fuhr er plötzlich aus dem Schlaf auf, stürzte sich aber an den Boden wie angenagelt, eine unüberwindliche Macht hinderte ihn, sich zu erheben, und er schlief schnell wieder die Augen, um den gefreundlichen Bildern zu entstehen, die ihn verfolgten. So schlief er mehrere Male wieder ein, bis sich endlich ein kleinerer Schlaf auf seine Augenlieder senkte. Da drangen neue Traumgebilde auf ihn ein. Er glaubte sich todt; Furien tanzen, ihn zu peinigen; er hörte, wie Orest, die Schlangen um sich zischen; ihre flammenden Fackeln versengten ihm die Augen; ihre kralligen Klauen zerfleischten ihm den Körper; eine fürchterliche

Digitized by Google

Musik tönte ihm fortwährend vor den Ohren. Um diesem schauderhaften Akt zu entfliehen, machte er eine Bewegung und erwachte. Aber er fühlte nicht die Erleichterung, die man gewöhnlich fühlt, wenn man sich nach einem bösen Traum ruhig in seinem Bette liegend findet und sich glücklich preist, daß Alles nur ein Traum war. Sein Körper war zwar wach, sein Geist aber noch in Schlaf gebannt; er strengte sich an, um sich aufzurichten, aber sein Arm traf auf ein Hinderniß über seinem Kopf, die schrecklichste Angst quälte ihn; es war eine Fortsetzung seines Traumes, er glaubte sich begraben. Was er aber für den Deckel seines Sarges hielt, war nichts als die Bank, unter die er sich im Schlaf gewälzt hatte.

Durch neue Bemühungen, sich loszumachen, gelang es ihm endlich, aus seiner Lage herauszukommen; aber sein Schrecken sollte sich noch steigern; er schreitet über andere Bänke hinweg, die ihm als eben so viele Gräber vorkommen, über welche er hinüber muß; mit einem Male thut sich ein unermeßlicher Abgrund vor ihm auf. Er glaubt jedoch ein fernes Licht zu sehen; und wirklich erscheint er unter ihm, wie im Hintergrunde des Schlundes, ein heller Punkt; jetzt über er auf einer schrichten Geige einige Takte aus einem alten Liede spielen, welches ihn oft eingewiegt hatte, und große weiße Gestalten kommen langsam vorgeschritten: nach und nach nähern sie sich einander, gruppiren sich, fassen sich an der Hand und führen einen Tanz auf, der ihm um so mehr wie ein hölllischer Reigen vorkömmt, als seine Augen nicht ganz deutlich eine Art von Schwingen unterscheiden, der alle ihre Bewegungen zu leiten scheint. Die Gespenster geberchten ihm auf das geringste Zeichen und wiederholten jede Geberde, die sie ihn machen sehen. Ein kalter Schweiß überläuft den armen Mehul; das diechen Bewußtseyn, das ihm geblieben war, verliert sich vollends, sein Kopf schwindelt, er wendet sich weg, um diesem furchtbaren Anblick zu entfliehen; er findet die Gräber weiter, in einem Raume, wo noch vor wenigen Augenblicken eingesargt lag; die Furcht giebt ihm Riesenkräfte, er überwindet alle Hindernisse, seine Augen haben sich an die Finsterniß gewöhnt, er langt an einer endlosen Treppe an und glaubt, obgleich er immer vier Stufen zugleich nimmt, nie hinunterkommen zu können; doch schreitet er immer weiter vorwärts; bei jedem neuen Tritt scheint sich die Beschaffenheit des Bodens unter ihm zu verändern; endlich steht er einen Dämmerschein und ein röthliches Licht schimmern, er glaubt sich im Abgrund der Hölle und wird nur noch fester in seiner Ueberzeugung, als er sich von den weißen Dämonen umringt findet, die er von fern erblickt hatte. Als die Gespenster seiner ansichtig werden, stoßen sie ein lautes Geschrei aus und ergreifen entsetzt die Flucht; der schwarze Teufel aber kömmt auf ihn zu. Mehul will der Sache ein Ende machen und rückt auch seinerseits gegen den Dämon vor; der aber sieht voll Furcht, denn der Anblick des jungen Mannes ist in der That nicht Vertrauen einflößend. Der Staub, der sein Haar bedeckt, war ihm auch auf's Gesicht gefallen und hatte es, durch den ihm von der Stirn fließenden Schweiß eingeweicht, in einen bläulichen Mohr verwandelt; man denke sich dazu seine fürchterlichen Züge, sein verstörtes Auge, seinen unordentlichen Anzug, und man wird sich den Schrecken vorstellen können, den er dem schwarzen Teufel einjagen mußte, der aus vollem Halse schrie: „O, mein Himmel, wer ist dieser da? Das ist Belzebub oder Mephistofel, ich bin verloren!“ Als Mehul diese Stimme hörte, verschwand der Kommandoklimmel, in nur ich den stunden hatte, fast ganz lich, sein Gedächtniß kehrte zurück, er fand sich wieder auf dem Opernstheater, an die Stelle der Gespenster seiner Phantaste traten Figuranten, die ein Ballet probirten, und in dem schwarzen Teufel erkannte er seinen Meister Bestrie, der seinen Sieben die Tänze einstudirte. Der Schrecken, den er den Andern einflößt, giebt ihm selbst Muth, und es gelingt ihm endlich, den Tänzer zu fassen, der ihm Rede stehet. Er erzählt ihm nun seinen Plan, daß er bis auf den Abend hier habe warten wollen, um bei der Vorstellung zugegen zu seyn, aber er gesteht auch, daß er sich zu viel zugemuthet, daß er seit 24 Stunden nichts genossen, und daß er sich fast krank befinde; Bestrie lacht herzlich über dies Abenteuer. Bald steht sich Mehul von dem ganzen Corps de Ballet umgeben, er muß seine Erzählung wiederholen, und durch den Humor seiner Laune, seine Toilette und seiner ganzen Person noch an Komik gewinnt und oft von schallendem Gelächter unterbrochen wird. Plötzlich erscheint Glück, und als er Mehul mitten in dieser Gruppe erblickt, fragt er ihn: „Aber, lieber Sohn, willst Du denn heute Abend meine Oper nicht sehen? Warum hast Du Dir Dein Billet nicht geholt?“ „„Bester Herr Gluck, ich hörte Sie ja gestern zu Versailles sagen, ich hätte Ihnen keine mehr.““ „Ja wohl, für Herzoge habe ich keine, aber für einen Musikus, für meinen Freund ist schon noch eines da; hier hast Du es.“ Mehul ist vor Freude ganz außer sich; er macht sich durtig davon, lässt nach Hause, um vor allen Dingen zu frühstücken, denn das thut ihm am meisten Noth und dann den Schaden auszudehnen, den der Staub des Amphitheaters und der Schmutz, mit dem er bedeckt war, an seinem schönen schwarzen Rock, seinem einzigen Staatskleide, angerichtet hatte. Hierauf eilt er in die Oper und gelangt durch das dichte Gedränge noch zu einem der besten Plätze, nicht auf dem Amphitheater des vierten Ranges, sondern mitten im Parterre.

Hier kann meine Geschichte füglich schließen, denn Iphermann weiß, wie außerordentlich der Erfolg der Iphigenia in Tauris war; die Königin, der Graf von Artois, die Prinzen, kurz alle hohe und vornehme Personen des Hofes, wohnten dieser Vorstellung bei. Sie war ein Triumph für Gluck, und er wollte mit diesem Meisterwerk von Frankreich Abschied nehmen, ließ sich jedoch durch dringende Bitten bewegen, noch eine kleine Oper: „Echo und Narzis“, zu schreiben, in welcher sich der reizende Chor befindet: „Gott von Paphos und von Gnidos“. Dann kehrte er nach Wien zurück. Ehe er aber abreiste, hatte er seinen Schüler noch tüchtig vorgenommen und ihn drei Opern zu seiner Belehrung komponiren lassen. Nach der Abreise seines Lehrers komponirte Mehul ein Werk, welches er in der großen Oper nicht zur Aufführung zu bringen vermochte. Durch unendliche Verzögerungen ermüdet, schrieb er „Euphrosine und Conradin“, und dies Stück wurde in der Komischen Oper aufgeführt. Es war dies sein erstes Debüt, und von da an scheint er von Erfolg zu Erfolge.

Im Jahre 1808, als Mehul auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, wollte er seine Heimath einmal wiedersehen. Die Anwesenheit eines so berühmten Mannes war ein großes Fest für seine Vaterstadt; der Bürgermeister wußte ihm keine schönere Huldigung darzubringen, als die Aufführung einer seiner Meisterwerke. Er ließ daher dem Schauspiel-Direktor anzeigen, daß an einem bestimmten Tage eines von Mehul's Werken gegeben werden sollte, dem der Autor in Person beiwohnen würde. Die Verlegenheit des Direktors war nicht gering, da nur eine Schauspieler-Truppe zu seiner Verfügung stand. Er bebte jedoch vor den Hindernissen nicht zurück, und man sehe, wie er sich aus der Noth half. Als der große Tag erschienen war, sah man an allen Thoren der Stadt lange Zettel folgenden Inhalts ausgeschlagen: „Theater von Gisvet. Heute, zur Feier der Anwesenheit unseres berühmten Landsmannes, Herrn Mehul, der seit einigen Tagen in unseren Mauern weilt, zum ersten Male: Je voller je besser, komische Oper in zwei Akten von Bouilly und Mehul. Notabene. Im Interesse des Stückes hat man die Musikstücke, die den Gang der Handlung nur aufhalten, lieber weggelassen.“ Das Publikum verstehte nicht, den Ausruf zu folgen. Mehul wurde mit großem Pomp in die Loge des Herrn Bürgermeisters geführt und mit begeistertem Applaus empfangen. Man spielte darauf das Stück „Je voller je besser“ ohne Musik, und so oft Bouilly's Prosa der Verstummung Preisgab entdeckte, wußte Mehul aufstehen und sich verbeugen, zum großen Vergnügen für den Rest und Weise zu danken, wie sie einen Künstler aus ihrer Vaterstadt zu ehren wußten.

Ich für mein Theil kenne mehr als einen Komponisten, der, wenn eine Compestion von ihm aufgeführt wurde, wohl dätte wünschen mögen, daß es ihm wie Mehul ginge, und daß seine Musik, als den Gang der Handlung aufhaltend, fortgelassen würde. (Gazette musicale.)

Bibliographie.

De l'établissement des Français dans la régence d'Alger, et des moyens d'en assurer la prospérité, suivi d'un grand nombre de pièces justificatives. — Von Genty de Bussy. 2 Bde. 20 Fr.

Essai d'une instruction sur le passage des rivières et la construction des ponts militaires, à l'usage des troupes de toutes armes. — Herausgegeben von C. A. Haillet. 3½ Fr.

Essai sur l'organisation défensive de la France. — Von General Guillaume de Vaudencourt. 4 Fr.

Géodésie ou traité de la figure de la terre et de ses parties. Von L. B. Francoeur. 7½ Fr.

Distribution méthodique de la famille des graminées. — Von C. S. Kunth. Erste Lfg. 12 Fr.

Formulaire anglais, contenant les formules de la pharmacopée de Londres etc. — Von Prudhomme. 3 Fr.

Traité de pharmacologie. — Von P. F. Colleteau.

Recherches et Observations sur la créosote. — Von J. F. Freemanger.

Mannigfaltiges.

— Canning als Dichter. Das poetische Talent dieses Staatsmannes war zwar seinen übrigen Talenten tief untergeordnet; für einen minder begabten Sterblichen wär' es jedoch eine Auszeichnung gewesen. Seine Verse haben immer noch große Vorzüge vor denen Cicero's, Burke's und Bacon's, und obgleich ein früher Umgang mit Sheridan nicht ohne Einfluß auf den Charakter seiner Poesie war, so schätzte ihn doch ein vertrauter Verkehr mit klassischen Mustern vor dem falschen Schimmer, der jenem außerordentlichen Manne anhing.

(Gentleman's Magazine.)

— Logir-Häuser in London. Die allgemeinen Logir-Häuser (lodging houses) sind für Personen aller Stände bestimmt, vorausgesetzt, daß sie die erforderliche Summe Geldes aufbringen können. Jedes ansehnliche Dorf im Königreiche hat ein solches Haus, unter dem Titel beggar's house (Bettler-Haus), und in jeder Stadt findet man mehr oder weniger derjelben. In London giebt es tausende von Häusern dieser Art, von denen Jedweder eines Zimmers oder Kellers, mit zwei oder drei zerbrechlichen Betten auf dem Flur, bis zu dem wohlhabenderen Eigenthümer mit seinen zehn oder zwanzig Häusern und zweioder dreihundert Betten. Dort kann der Wanderer für einen Penny, zwei Pence, drei Pence, vier Pence und sechs Pence die Nacht in Betten aus Eisen, Holz, oder Stroh, auch in Hangematten Obdach finden. Zu diesen sehr einträglichen Gewerbe gehört nur ein geringes Kapital: ein altes, baufälliges Haus, in welchem der Wind durch die Ritzen pfeift, murmuthige Bettleiten und die gröbsten Bett-Tücher nebst einigen Bänken und Alles, was der Reisende verlangen kann. Das Borzimmer ist gewöhnlich eine Art Viktualien-Laden, mit Speck, Butter, Käse, Brot, Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Kartoffeln, frischen und gesalzenen Häringen, eingeschmuggelten Liqueurs und Schmalbier versehen. Alle diese Artikel sind von sehr mittelmäßiger Qualität; sie werden zu sehr profitablen Preisen und in den winzigsten Quantitäten an die Gäste abgelassen. An Kredit ist nicht zu denken, es müßte denn der Gast ein genauer Bekannter seyn; und oft muß ein reisirter seines Geldes, ja sogar seines Hemdes sich entledigen, bevor man ihm ein Nachtquartier oder einen Bissen Speise zugesteht. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 72. Berlin, Mittwoch den 17. Juni 1835.

Türkei.

Sultan Mahmud.

Dargestellt von einem Offizier der Nord-Amerikanischen Flotte.

Da der Sultan sich an jedem Donnerstag mit Wegenschießen zu belustigen pflegt, so hielten wir dies für eine günstige Gelegenheit, Sr. Hoheit wenigstens aus der Ferne zu sehen, wenn eine größere Annäherung uns nicht gestattet werden sollte, wozu wir indeß auch noch nicht alle Hoffnung aufgaben. Wir verfügten uns demnach bei guter Zeit nach dem Orte, wo man ihn erwartete, und harrten geduldig seiner Ankunft. Seine Pferde, zwei fanfte Thiere, standen völlig gesattelt, im Schatten schöner Ulmen und Feigenbäume in der Nähe eines kleinen, dem Sultan gehörenden Kiosks, das er in der heißen Jahreszeit zuweilen zu besuchen pflegt, und das in Rosen und blühendes Gesträuch ganz eingehüllt ist.

Wir warteten ziemlich lange und betrachteten die Pferde genau. Die Sättel und das Zaumzeug waren prachtvoll und ganz in Europäischem Stil; die Steigbügel von massivem Golde, sind, wie man uns sagte, das Geschenk Europäischer Fürsten. Endlich entstand eine Bewegung unter den Dienern, welche die Landung des Sultans an einer von uns entfernten Stelle ankündigte; zwei eilten schnell an den Ort, wo er zu Pferde steigt, auszuhelfen.

Die Pferde des Sultans hätten wilde und zierliche Pferde genau müssen, und der romantische Reisende würde sie auch gern so beschrieben und seine Leser durch ein glattliches Bild angenehm unterhalten haben. Aber dem war nicht also. Das eine Pferd war klein und dunkelfarbig mit einem unverdächtigen Auge, dicken Leibe und so fett, daß es kaum gehen konnte. Es hatte einen leichten kurzen Trab und war, wenigstens für heute, das Lieblings-Pferd des Sultans. Das andere Pferd war ein schönes mischfarbenes Thier und schien Arabischen Ursprungs zu seyn. Allein obgleich es noch reicher geschmückt war, so hatte es doch nicht die Ehre, seinen Herrn zu tragen, sondern wurde ihm nachgeführt.

Als der Sultan bei einem Palast auf dem großen Felde, wo die Schießübungen stattfinden sollten, angekommen war, machte er Halt, um Erfrischungen zu nehmen. Es war sehr heiß, doch milderte ein frischer Wind vom Bosporus die Hitze. Wir hielten uns in achtungsvoller Entfernung von dem Palast, um die Bewegungen Sr. Hoheit zu beobachten, als in dem Augenblick, wo er den Palast, in welchem er die Erfrischungen genommen, verließ, um sich auf das Feld zu begeben, zu unserem großen Erstaunen Diener mit Kaffee und in Eis gekühlter Limonade erschienen, welche sie auf einen über das Gras ausgebreiteten Teppich vor uns hin stellten und uns präsentirten. Das Feld war hügelig und mit Hunderten von kleinen Marmorsäulen bedeckt, welche die verschiedenen Stellen bezeichnen, wo die Sultane in früheren Zeiten sich durch wunderbare Wegenschüsse auszeichnet. Der Sultan verweilte nicht über eine halbe Stunde in dem Palast und nahm seine Stellung auf einer Anhöhe ein, wo der Wind günstig und alle Vorbereitungen zu der Belustigung getroffen waren. Er hatte etwa dreißig Begleiter.

Wir genossen die uns dargebotenen Erfrischungen mit großem Vergnügen, da die Türkische Höflichkeit in Erzeigung der Gastfreundschaft unverstellt und durchaus frei ist von dem, was man im Französischen empressé nennt.

Wenn der Türkische Fürst einen Fremden bewirthet, so betrachtet er dies als eine heilige Pflicht, die ihm durch keine Religion geboten wird, und es fällt ihm nicht ein, daß er damit eine Gunst erzeigt oder eine Belohnung dafür erhalten werde, ausgenommen die von dem Propheten verheißene. Ein Sprüchwort im Orient sagt: wenn Du ein Türke eine Olive schenkst, so bringt er Dir auch sogleich einen Krug, um das Oel hinein zu thun; ein anderes Sprüchwort sagt: ein Türke bedankt sich niemals, und in Wirklichkeit wird nie gesagt, er habe gedankt.

Wir wurden bald noch mehr erfreut durch eine Botschaft des Sultans, welcher uns anzeigen ließ, daß er nach dem Wegenschießen uns mit seinem Besuche beehren wolle. Er hatte auf einem Sessel Platz genommen, und es gingen über zreitende Boten nach dem Palast und zurück in gestrecktem Galopp. Zehn oder zwölf Diener wurden nach der Richtung abgesandt, in der die Pfeile abgeschossen wurden. Sie trugen weiße Turbane in den Händen, die sie, sobald sie den Pfeil erblickten, unter lautem Geschrei hin und her schwenkten. Jeder Pfeil wurde gefunden, oder man hat häufig Beispiele, daß Menschen auf diese Weise verwundet und sogar getödtet worden sind.

Der Bogen ist dem Scythischen ähnlich, mit einer starken Feder; der Pfeil hat etwa eine Länge von sunfzehn Zoll, ist mit Federn besetzt und mit einer Spitze von Knochen oder Elfenbein versehen.

Einige Offiziere schossen zuerst. Die Pfeile gingen etwa 1000 Fuß weit, einige 1500 Fuß und etwas darüber hinaus. Endlich schoß auch der Sultan, und wir waren erstaunt, zu sehen, wir weit er alle übrigen übertraf! Da der Wind und alle andere Umstände günstig waren, so schoß er den Pfeil weiter, als irgend einer seiner Vorgänger. Man wird vielleicht glauben, ich übertreibe, wenn ich sage, daß die Entfernung, die zu welcher er schoß, eine halbe Englische Meile (etwa 2500 Fuß) betrug, allein ich versichere, daß die Strecke von mehreren Anwesenden gemessen und aufgezeichnet worden ist.

Nachdem die Belustigung beendigt war, ritt der Sultan im Schritt und zuweilen in einem leichten Trabe nach dem Orte, wo der entfernteste Pfeil in der Erde steckte, und ließ uns auch dorthin einladen. Wir ritten uns, begierig, einen so mächtigen Fürsten in der Nähe zu sehen, dessen Religion, Sitten und Gewohnheiten wir nur so unvollkommen aus Beschreibungen kannten. Er sah ernst, aber ohne Affektirung von Würde, auf seinem Pferde und verneigte sich freundlich bei unseren Begrüßungen. Er schien stolz auf seinen Erfolg zu seyn und sagte, er habe weiter geschossen, als irgend einer vor ihm, und daß, wenn der Wind stärker gewesen wäre, der Pfeil noch weiter würde gegangen seyn. Dies lieh sich nicht leugnen, und der Kommodore Porter erwiderte mit ernst-komischem Humor, daß hieran nicht im Geringsten zu zweifeln sey.

Es war eine Amerikanische Dame zugegen, die sich durch ihre Bildung und ihren Geschmack, als durch ihren edlen Charakter und ihre Liebenswürdigkeit ausgezeichnet ist. Mahmud schien sie zu bewundern und war eben so zufrieden mit diesem Zusammentreffen, als wir selbst. Er verweilte zehn bis funfzehn Minuten, machte hin und wieder Bemerkungen und schenkte uns, als er nach Konstantinopel zurückkehrte, einen schönen Bogen.

Mahmud ist jetzt 51 Jahre alt, etwa fünf Fuß zehn Zoll hoch, stark gebaut, aber nicht beleibt. Er hat das Gesicht eines Franzosen, namentlich das Kinn, welches ziemlich lang ist, aber einwärts gesehen. Seine Mutter war eine Französin, die sein Vater von dem Dey von Algier zum Geschenk erhalten hatte. Seine Augen sind groß und dunkel, seine Züge regelmäßig, und er würde in jedem Lande für einen schönen Mann gelten.

Er trug eine rothe Tuchmütze mit einer hinten herabhangenden blauseidenen Troddel (jetzt fast die allgemeine Kopfbedeckung der Türken statt des rothen Turbans), eine dunkelblaue Jacke, dunkelblaue Pantalons von Europäischem Schnitt, mit einem rothen Streifen an der Seite, Stiefel, Sporen, einen Ring von anscheinend nicht großem Werthe und ein Schwerdt an der Seite. Den Hals trug er, wie alle Türken, unbedeckt. Sein Bart war etwa zwei Zoll lang, sehr schwarz und glatt gekämmt.

Die Reaumiren, welche er bei sich hatte, waren sehr wohlbeleibt und konnten kleine Beschwerden ertragen. Wenn sie eine Engl. Viertelmeile schnell gegangen waren, so vermochten sie kaum zu athmen. Wurde einer derselben vom Sultan verlangt, so lief er, als ob es sein Leben gelte. Ein großer dicker Mann zog seine Schuhe aus und lief aus allen Kräften bergauf, bergab, bis er zu dem Sultan kam, wo er sich niederwarf, sich Staub auf den Kopf streute und dann mit der Hand, worin jedoch kein Staub war, auch nach dem Munde fuhr. Diesen großen Eifer, den Befehlen des Sultans nachzukommen, habe ich auch bei dem Militair bemerkt. Ich sah, daß ein Offizier, der wenigstens den Rang eines Obersten hatte und einen Reitersold an seiner Seite trug, als er zu dem Sultan gerufen wurde, mit solcher Schnelligkeit davon lief, als ob das Serai im Feuer stände, und nicht eher anhielt, als bis er in die Nähe der Sultans gekommen war. Auch Namik Pascha, ein fenntnißreicher junger Offizier, der in Paris erzogen wurde, und den man, sowohl seinem äußeren Ansehen nach, als wegen seiner Ansprache des Französischen, für einen Franzosen halten könnte, benutzte, als er einer Anrede des Sultans, die Arme über die Brust und sagte mit zitternder Stimme: „Namik ist Dein Sklave."

Wir kehrten über den schönen Bosporus nach Kadi-Kiu, dem alten Chalcedon, zurück, nicht wenig erfreut, das Oberhaupt eines früher kriegerischen Volkes und den unerschrockenen Bernichter der Janitscharen so nahe gesehen zu haben.

Da der folgende Tag ein Freitag, also ein Festtag der Türken war, so fand auf der Asiatischen Seite in einer alten Moschee, weil der Sultan bei dem Gottesdienst zugegen war, ein Kest statt. Die beste Definition von Kest ist, wie ich glaube, „festliche Versammlung". Die Türkischen Frauen haben dann die Erlaubniß, auszugehen, in dem schö-

Digitized by Google

nen schattigen Gebüsch, welches die Moschee umgiebt, zu verweilen, Früchte und Eingemachtes zu genießen, oder sie lüsten das heilige Gebäude nicht betreten. Was würde aus der christlichen Welt werden, wenn die Frauen von den Kirchen ausgeschlossen wären? Der Gedanke ist zu entsetzlich, um ihn nur einen Augenblick zu verfolgen. Es scheint jedoch einer Uebereinkunft durch einige andere Gebräuche entsprochen zu werden. So thut z. B. bei Verheirathungen die Mutter des Mädchens den ersten Schritt! Wie viel besser ist dies, als bei uns, wo die systematischen Mütter durch zu große Bedenklichkeit, Klugheit, Hartnäckigkeit und durch die Begierde, ihren Töchtern gute Partieen zu verschaffen, dieselben gar nicht an den Mann bringen und manchem gutherzigen Jünglinge zu einem Krebe verhelfen!

Ferner wir indeß zu der Moschee zurück. Hier war die Schweifer Mahmud's, eine alte Sultana, deren Gesicht noch Spuren von Schönheit zeigte, nebst drei jungen sehr schönen Damen, die nicht verschleiert waren und nur ein schmales weißes Tuch um die Stirn trugen. Sie kümmerten sich nicht darum, daß wir sie bewunderten, und wir betrachteten ihre Schönheit ungestört, ohne den geringsten Anstoß dadurch zu geben. Sie saßen in einer eleganten Arabа, einer türkischen Kutsche, die wir in unserer gemeinen Sprache einen Ochsen-Karren nennen. Es ist dies ein leichter Wagen mit einem Plan, der von zwei kleinen, munteren, mäusefarbenen Ochsen gezogen wurde, die mit Netzen und bunkelbraun phantastisch aufgeputzt waren. Ich habe niemals ein Pferd vor einem Türkischen Fuhrwerke gesehen.

Mit Einschluß der Slawinnen, waren wohl über zweihundert Frauen in dem Schranken hier versammelt. Eine alte Frau hatte ein schönes Kirchlein, das Mädchen gegeben hatte, verleiht gerade in dem Alter war, um einem reichen Türken zum Weibe verkauft zu werden.

Es waren Konstitutionel aller Art und Schrebet im Ueberfluß vorhanden, aber keine erregende und berauschende Getränke; das stärkste Getränk war Kaffee.

Der Sultan erschien in seinem Kiak in großem Pomp, begleitet von einer Leibwache und einem Musik-Corps. Bei seinem Eintritt in die Moschee spielte dasselbe einen Marsch. Bald hörte man die laute Stimme des Priesters. Nach einer halben Stunde war der Gottesdienst zu Ende, und der Sultan kehrte, während das Musik-Corps spielte, in sein Kiak zurück und begab sich nach seinem Palast an der Serais-Spitze zu Konstantinopel.

Dieser alte Palast des Sultans liegt höchst malerisch. Die Gebäude selbst, die große Mannigfaltigkeit schöner Bäume und Gebüsche, die zahlreichen, immer grünen Partieen, die weiße Farbe der Mauern und Häuser im Gegensatz zu dem Grün, dies Alles gemährt dem Auge des Fremden einen höchst angenehmen und imponirenden Anblick.

Der neue Palast liegt auf der Asiatischen Seite, etwa 3 — 4 Engl. Meilen von Konstantinopel. Vielleicht erblicken die Diplomaten hierin ein gewisses Vorgefühl Mahmud's, daß er sich eines Tages auf die Asiatische Seite des Bosporus und sogar nach Broussa, der alten Hauptstadt der Sultane, wird zurückziehen müssen.

England.

Coleridge's Tischgespräche.

(Schluß.)

Pluten unter dem Erstaunen und der Verwunderung, welche diese neuen und geistreichen Bemerkungen erregten, erhob sich eine Stimme, nämlich Hazlitt's, mit der Frage:

„Meinen Sie, Doktor, daß die große Zahl unserer literarischen Künstler der Literatur in Allgemeinen schadet?"

„Allerdings. Je mehr Bücher, desto weniger Bauernstiefel. Mit jedem Tage verliert die Presse mehr an literarischer Bedeutung. Es ist ein Unglück, ohne Zweifel; aber es ist auch eine Nevolution. Die großen Revolutionen sind in England ganz im Geheimen, ganz in der Stille vorgegangen. In den ersten Zeiten waren die Geistlichen von der Klasse der übrigen Bürger nicht getrennt. Als sich das Bedürfniß von der Kirche losspitze, trat die erste Umwandlung ein — die Geistlichkeit bildete von nun an einen eigenen Stand; dann kam die Epoche, wo die Literatur sich ebenfalls isolirte und ein besonderes Geschäft zu werden anfing — die zweite Bewegung. Endlich sind wir Zeugen von der dritten, die aus der Presse, die ebenalls der Literatur gewidmet war, ein Werkzeug der Politik und der Industrie macht. Das Genie wird immer seltener werden, je mehr wir in dieser Richtung vorwärts gehen. Man wird sich am Ende begnügen, eine Art mechanischer Fertigkeit, eine gewisse Geschicklichkeit im Redigiren, eine Art von handwerksmäßiger Erfahrung zu erlangen."

„Aber ist diese Erfahrung nicht für das Genie selbst nothwendig?"

„Ohne Zweifel; wie gut zeichnen, die Contouren richtig entwerfen zu können und dergleichen für einen Poussin, oder Raphael, oder Tizian unerläßlich ist. Aber darin besteht noch nicht das Genie. Das ist ganz etwas Anderes. Das besteht in einer Adhäsion des Unstreichs, die durchaus naiver Natur ist, und in der Leichtigkeit, Gefühle und Gestalten aller Welt mitzutheilen. Der Mensch von Genie muß sich zum Kinde machen! Milton, wenn er die Sonne anbetet, die seinen alten Augen nicht sehen konnten, weiß sich sinnlichen Regungen rein und vollkommen hinzugeben. Er steht noch in der Sympathie der Unschuld mit dieser Natur, die ihn fünfzig Jahre lang umgiebt. Das Talent ist es dann, welches in diese naiven Regungen Ordnung bringt, sie angenehm und sittlich macht. Das Talent kann ohne das Genie existiren: wir haben das Beispiel an Pope. Das Genie schreibt nicht drei Seiten, ohne daß die Gedanken, die es erweckt, nicht unsern ganzen Geisteszustand verändern. Wenn das Talent eine Idee gefunden oder geordnet hat, so schmückt es sie auf, sucht sie in's vollste Licht zu setzen, die Anmuth, die Eleganz, die Kraft derselben zu erhöhen, und am Ende, wenn alle Nebeit aufgewandt ist, ist man nicht um einen Schritt weiter gekommen. Dagegen sehe man Shakespeare! Jede Phrase, das heißt bei ihm jener Gedanke, ist der Vater eines neuen. Sie geht es von Mund zu Mund, von Anschauung zu Anschauung, unendlich fortzeugend an einer logischen Kette. Es ist ein Pulverthurm, der sich entzündet. Hat Pope dagegen in seine beiden ersten Verse das hauptsächliche eines Charakters gelegt, so kann man sicher sein, daß durch die nächsten funfzig oder sechzig nichts Neues hinzukommt. Der Prozeß des Genies ist beständige Entwickelung, fortwährende Geburtswehen; in dem Prozeß des Talents findet man nur mehr oder minder geschickte Anwendung der gleichen, immer die nämlichen bleibenden Elemente; nur die Weisheit der Vertheilung und die Mannigfaltigkeit der Verbindung ist hier das Interessante. Was Dryden's Genie bewirkt, ist, daß alle seine Portraits, vom ersten Verse die zum letzten, so feine Detail scharf gezeichnet sind, und jedes auf eigenthümliche Weise entwickelt und motivirt ist; mit diesen Allgemeinheiten begnügt er sich nicht — es ist dies das Werk, das die von der Natur mit Unschuldhaarbeit geschlagenen Geister in ihrer Noth zu ergreifen pflegen."

„Aber Richardson hat sein ganzes Leben damit hingebracht, eine kleine Anzahl von Charakteren an fingirten Umständen und Situationen zu entwickeln; erscheinen Sie ihn unter die Genies?"

„Ja wohl; aber er steht unter Fielding und Cervantes. Richardson's Genie ist trübselig. Er kommt aus dem Wustkammerchen nicht heraus; seine Muse ist krankisch und seine Frömmigkeit eine Andacht dieser und unreinlichkeit. Fielding dagegen athmet frisches freies Leben und vollkommene Gesundheit. Wenn man Richardson's Romane aus der Hand legt, so ist man zur Arbeit geneigt; wenn man Fielding's Werke nach aus einem Krankenzimmer, wo gebeizt, die Luft dick und dumpfig ist, die Vorhänge zugezogen sind, aller Augen wohl Thränen fließen und der Gedanke der Relation sich mit dem des Todes verknüpft, plötzlich hinaus auf einen schattigen Pfad von blühendem Hagedorn, unter einen lachenden hellen Himmel und liebliche Maiblüte wehren sich in's Antlitz. Cervantes ist vielleicht noch echter und reiner und heiterer."

„Und doch ist seine Hauptperson eine traurige; ein Narr ist immer eine traurige Gestalt."

„Meinen Sie ja nicht Don Quixote einen Narren. Sie thun ihm damit einen Schimpf an. Er war weitsichtig nicht verdient. Der Narr ist ein Mensch, der seine Ideen für Wirklichkeit nimmt und seine Träume für reelle Gestalten nimmt. So beträgt sich Don Quixote nicht. Seine Augen sehen, seine Ohren hören, sein Verstand ist frei und seine Worte von wunderbarer Verehsamkeit. Das Unglück ist nur, daß seine Phantasie und seine Vernunft noch stärker sind als die Evidenz der Sinne. Er trägt in seinem Geiste eine bessere Welt, als die, in der wir leben, und seine Vernunft lehnt ihn, daß unter allen Pflichten der Menschheit die dringendste die ist, das goldene Zeitalter, dessen Begriff er in sich trägt, zurückzuführen. So bietet er dem wirklichen Dasein von allen Seiten Angriffspunkte und Blößen dar, bekannt aber im Kampf gegen dasselbe. Er will es besiegen; und dieser vergebliche Kampf, der ewige Kampf des Besseren mit dem Schlechteren der Menschheit gegen die Laster und das Elend dieser Welt, verführt ihn zu den abenteuerlichsten Irrthümern und Bizarrerieen."

„Sie sehen also Don Quixote nicht für eine Satire auf das Ritterthum an?"

„Es würde vielmehr eine Elegie darauf sein. Die Satire ist für einen Mann von Genie nur ein vorübergehendes Spiel. Auch Lord Byron in seinem Don Juan ist ein Beweis für diesen Satz, er mag wollen oder nicht, er kommt immer wieder auf das Edle, Zarte, Enthusiastische, Ernste zurück. Walter Scott war auch satirisch; auch Swaties kannt war es nicht. Ich kann Ihnen versichern, ihr Kinder gerathen über solche, wie Scott sie darstellt, in Wuth und Eifer, Ihnen damit Vergnügen zu machen. Man sollte die Amerikaner lieber gewähren, ja ihnen Schmeichelhaftes sagen, als über sie herzufallen und sie zu verspotten. Dies Amerika ist ein gar schönes Land! Und namentlich seine Zukunft reizt mit Riesengröße vor den betrachtenden Gedanken. Wir ist, als habe ich ein Gespräunaten durch die Szenen Mittelfest. Es sind Bilder von Personen, es ist noch die Sprache Shakespeare's und die Gemüthsart Milton's, die diese andere Welt regieren! Hundert Millionen Menschen, aus unserem Blute entsprossen, den ungeborenen Raum einnehmend, der das Atlantische Meer vom stillen Ocean trennt! Wenn sie uns hassen, so ist das gegen in der Ordnung; wenn sich Brüder einmal hassen, so hassen sie sich gründlich. Aber es ist weder liberalig, noch weise, diesen Widerwillen und Haß noch immer mehr zu steigern und zu schüren. Sehen wir ihnen doch einzelne nationale Schwachheiten nach, und denken wir doch daran, daß unsere Meinung in der Waagschale der Amerikaner mehr wiegt, als die aller Völker der Welt. Ich sehe gar keinen natürlichen Scheidestreifen mehr. Wenn ich kann, so nehme ich einen Kreman von Walter Scott vor; seine reiche Erfindung, sein vollkommenes Naturell sind wahre Oeleen für meinen Geist."

„Und doch", versetzte Hazlitt, „sind Sie und Scott einander geradezu unähnlich, wie es nur zwei Menschen sein können"

„Ja wohl! ja wohl! wir sind an die beiden entgegengesetzten äußersten Enden der geistigen Sphäre gestellt. Walter Scott's, meines Gegenspielenden, Geist ist überwiegender historischer Natur. Ich für mein Theil lebe am liebsten außer Zeit und Raum. Die Lokalitäten und Realitäten, die so viel Reiz für ihn haben, locken mich nie. Ich würde die Ebene von Marathon durchwandeln und die Felder, wo Troja gestanden, ohne die leiseste innere Regung von Entzücken oder bergleichen zu empfinden. Eine schöne Beschreibung von einer Schlacht im Gerober gewährt mir ein hohes Vergnügen; aber über die Schlachtfelder von Cannä oder Lebela würde mein Blick mit völliger Gleichgültigkeit dahin

Digitized by Google

irren. Walter Scott dagegen steht keine Ruine, keinen alten Thurm, keinen Berg, kein Insiechen, ohne daß nicht der neugierige und geschäftige Schwarm seiner reichen Erinnerungen in volle Bewegung geriethe.“

„Dieser große Mann,“ fuhr Coleridge nach einer kleinen Pause fort, „ist der einzige, der sein Genie zu erhalten gewußt, trotz dem daß er aus der Literatur ein Handwerk und eine Waare gemacht hat. Für die Meisten unter uns ist diese Nothwendigkeit das Grab des Talents. Glauben Sie mir, meine Freunde, suchen Sie eine bürgerliche Beschäftigung, was es sey sein, aber Sie sehen, daß Ihre Zeit von Ihrer Kräfte auf eine regelmäßige und gleichförmige Weise zu verwenden haben. Diese Beschäftigung muß selben vorgeschriebenen Regeln unterworfen seyn und nicht von Ihrer Laune abhangen — ein Tagewerk in bestimmten Stunden. Ist es gethan, so werden Sie Ihr Glück darin finden, die übrige Zeit nach Ihrem Gefallen benutzen zu können; und diese Zeit, so unterbrochlich sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, wird Ihnen bessere Resultate und gediegenere Früchte geben, als Monate angestrengter Arbeit vermocht hätten. Diese literarischen Stunden werden dann Momente der Freude für Sie seyn. Der Mensch, der nur Literat ist, seine Subsistenz nur auf einen stets unsichern Gewinn und einen Ruf begründet, der immer auf der unsichern Wage der Meinung hin und herschwankt, ist der unglücklichste der Menschen; die stete Unsicherheit, in der er lebt, die Anfangs auf seinen Geist als Reizmittel wirkt, wird zuletzt als ein schmäches Gift. Mit einem Worte, nicht der literarische Ruhm sey das einzige Zeichen in Ihrem Wappenschilde; nur ein Schmuck und eine Zierde desselben möge er seyn. Ich betrachte es als ein Symptom der gesellschaftlichen Corruption, daß so viele Menschen Literaten sich als ein isolirter Stand der Gesammtheit gegenüberstellt und etwas als ein Gewerbe treibt, was eigentlich gar keins ist. Alles, was das gemeinsame Band zerreißt und sich als besondere Klasse konstituiren will, ist höchst gefährlich. Das Coolibat der Geistlichkeit hat den Sitten des südlichen Europas den Todesstoß versetzt. Durch sogar noch langsamere Mittel wird es, daß die aufgeklärten Menschen aus gewissen Gegenden einen Ausstoß daraus nehmen, wenn sich ein Geistlicher verheirathet. Warum die Ehe so verächtlich machen? Ich wollte sie zu Ehren bringen, ich, wenn ich Gesetzgeber wäre!“

„Aber rechnen Sie das Fiasko für Nichts,“ fragte ein Staats-Oekonom, „daß unsinge unsichtige Verbindungen uns das übermäßige Wachsen der Bevölkerung hierdurch beglaubigt werden möchten?“

„Mit Vergnügen,“ versetzte Coleridge. „Verschonen Sie mich mit Malthus' abscheulichen Theorien. Sie beruhen auf einem monströsen Sophisma. Allein, was der Mensch Theures und Werthes und Köstlichstes besitzt, sprechen sie Hohn, und schmeicheln dem Geiz der Geistlichkeit, der Gesetzmacher, und selbst der Philosophie, der Lehrerin unserer Natur. Ehrsten, Philosophen, Bürger, Politiker sollten sich vereint bewaffnen, und gegen diese wüthende Lehre vereint darauf losgehen. O! wäre ich Rabbala oder Swift, welche Fluth von Ironie wollte ich ausströmen, diese verrückte Absurdität auf alle Weise lächerlich zu machen! Swift würde diesen Gegenstand auf's bewundernswürdigste behandelt haben; er war ein Rabelais auf trockener Erde — minus Rabelais's Laubsinn in sicco. Die Frauen verstehen weder Rabelais noch Swift. Das ist nicht ihre Sache. Alles, was Satire, Ironie, Bitterkeit ist, ist ihnen ein Gräuel; ihre Schwachheit wendet sich mit Schrecken ab von dieser ernstlichen Waffen des Genius. Aber das Zarte und Anmuthige, die Feinheiten des Herzens, die Subtilitäten des Geistes und des Witzes, das entgeht ihnen nie. Ich habe viele Frauen kennen gelernt, die das Gute an sich selber und um seiner selbst willen lieben, ohne Hoffnung auf Lohn, ohne die geringste selbstsüchtige Absicht. Das Gute scheint ihnen mit dem Schönen nahe verwandt; in dieser Hinsicht sind sie unserem Geschlechte, das sich immer nur an das Nützliche hält, überlegen, und stehen höher als wir. Aber sehr wenig Frauen sind wie vorgekommen, die tief Wahrheit an und für sich selber zu lieben wußten. Sie wissen sie an Anderen zu schätzen, und halten sie diesen gegenüber sehr hoch, aus Furcht, sonst betrogen zu werden; aber sie haben sie die Wahrheit nicht diesen Kultus, diesen ewigen Dienst, diese innere Anbetung, die uns hinzieht zu den Gegenständen unserer Wahl. Die Frauen sind, weil sie schwach sind; sie heiligen sich selbst in ihren Leidenschaften. Oft, wenn sie zu lieben glauben, ist es nur ein neuer Irrthum, in dem sie sich befinden; sie wünschen, geliebt zu seyn, weiter ist es nichts. Ich habe dies von einer Frau, die eine kompetente Stimme hat bei einem Urtheil über die weibliche Natur; die Rang als Herzogin, und ihr Geschäft, die Intrigue, stellten sie auf einen Platz, der für die Beobachtung günstiger war, als irgend einer. „„Die Wünsche der Frauen““, sagte sie mir, „„sind nicht so, wie die Männer sich's denken; sie wünschen immer und vor allem, daß die Männer sie wünschen.““

Das Gespräch war in Folge dieser minder ernsten Materien allgemeiner geworden. Mehrere Personen nahmen daran theil, unter anderen Hazlitt, der ungefähr =1 rostro= dasselbe festhielt, daß die Frauen, vermöge ihres leidenschaftlichen Charakters, zu aller anderen Art von Beobachtung unfähig wären, als zu der der Leidenschaften. Dann kamen einzelne Anekdoten aus Fox' und Wilke's Liebes-Intriguen an die Reihe. Das Gespräch wurde politisch, und ich wunderte mich nicht wenig, Coleridge weiterer konservativer Meinungen äußern zu hören. Einer der Mitsprechenden hatte den in der letzten Zeit so häufig zu Markt gebrachten Gemeinplatz wiederholt: Daß ganz Europa sich der Demokratie zuneigte.

„Nein, nichts, gar nichts glaub ich davon“, rief Coleridge, „und sollte der Ausspruch meiner innersten Ueberzeugung auch für ein absurdes Paradoxon gehalten werden, wie schnell das Schicksal Europa's in einer grade entgegengesetzten Bahn begriffen zu seyn. Die reine Monarchie ist das Ziel, dem Europa unaufhaltsam zueilt. Man lächle nicht darüber. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, unsere Kinder würden ein Orientalisches Joch tragen. Nein; aber der Volkswille wird, statt der Beobrechtung sich selbst frei und offen aussprechen zu dürfen, zum Organ und sichtbaren Symbol des Individuum erhalten, das die Einheit der Gesellschaft darstellt, einen König. Bald genug wird man unter Vasall- Repräsentativ- Regierung überdrüssig werden, von der uns Belgien, Frankreich und England die traurigen Gestalten darbieten. Alle tüchtigen und vermögenden Menschen werden eine Regierungsform von sich schütteln, die so roh und zugleich so flüssig ist. Wenn die Demokratie die ganze Repräsentativen und an sich zerissen haben, so wird man erkennen, wie recht die Alten hatten, wenn sie die Vermischung der drei speciellen Elemente, der Kriitokratie, der Demokratie, und der vollziehenden Gewalt, für etwas Unmögliches oder doch höchst Unhaltbares hielten. Man sehe nur einmal, wie unsere Unterhaus herunter gekommen ist; wie es sich in Alles mengt, nach Allem seine Hände ausstreckt und Nichts zu Wege bringt, kein Leidenschaften das Pöbels schmeichelt und Alles, was edel, groß, wahrhaft national ist, unter die Füße tritt. Das sind die Kinderkrankheiten des Despotismus, dahin führt dergleichen. Wissen Sie, welches Mittels Pitt sich bedient hat, um England zu zwingen, ihm in seinem Kampfe gegen Frankreich beizustehen? Die Umtriebe der Londoner Klubbs, einzelne demokratische Elemente, Gährungsstoffe des Aufruhre, welche existirten, selbst erfanden, benutzte er zu seinem Vortheil. Diese gebrauchte er zum Popanz. Er stellte das Eigenthum als in Gefahr schwebend dar. Das Eigenthum erhob sich mit einer Einmüthigkeit, als wäre es einer Person. Es sah nicht, daß seine Feinde sehr gering an Zahl waren; es hatte Zurcht bekommen und griff zu den Waffen. Nichts ist so wild und furchtbar, wie der Egoismus und das Interesse, wenn sie in Schrecken versetzt werden. Der Mensch, Pitt's Agent, wußte sich auf die Spur zu kommen und sie zu verriethen, ging in die Falle. Es vergrößerte das erdichtete Unheil noch, stellte die Lage Englands im entschwollsten Lichte dar und wurde selbst das gefügigste Werkzeug für die Pläne seines Gegners. Und nun erwägen Sie den Kontrast! Im Jahre 1794 hatte das Englische Eigenthum in Wahrheit nichts zu fürchten, und auf's erste Signal wurde es in Waffen versammelt. Gegenwärtig droht ihm unleugbare Gefahr; Alles, was uns umgiebt, wird modifizirt oder völlig verändert, und Niemand zeigt die leiseste Unruhe. Man schläft und tanzt auf dem Krater des Vulkans.“

Von dieser Art waren Coleridge's politische Ansichten fast alle. Nie hatte er es mit irgend einer unserer politischen Parteien, mit irgend einer dieser Klauen derselben gehalten. Mit einer hohen Ehrfurcht für die Demokratie des Christenthums war in seiner Gesinnung eine ganz eigenthümliche Verachtung gegen alle neueren Grundsätze verbunden.

„Es ist nicht erwiesen“, sagte er, „daß die Maschinen, indem sie die Produkte vervielfältigen, den Preis der Gegenstände ermäßigen. Ohne Zweifel können die Produkte in größerer Quantität verkauft werden, aber die ersten Bedürfnisse des Lebens behalten nach wie vor denselben Werth und dieselbe Taxe. Man müßte einen Unterschied machen zwischen Natur-Produkten und Kunst-Produkten (arte facta). Wenn unsere Schuhe und unsere Strümpfe uns auch weniger kosten möchten, als sonst (was nicht erwiesen ist), so werden doch Dche und Schmuck um so theurer zu stehen kommen. Nun hängt es davon ab, wie die reicheren Klassen der Gesellschaft, die den größten Theil der fabrizirten Gegenstände konsumiren; diese Klassen sind es also, die, wenn eine Verminderung des Preises eintritt, den Hauptnutzen davon ziehen, und nicht die Aermeren. Alle zum Lebensunterhalt durchaus nothwendigen Ding sind verhältnißmäßig eben so theurer, als sonst; was haben wir also gewonnen?“

„Wenn die gegenwärtige Philosophie zu aperiorisch, zu ablehnend und widerspenstig gegen die Erfahrung ist, so scheinen mir unsere Staatsmänner dagegen zu beharrlich, dem Tage und seinem vergänglichen Bedürfnisse zu leben. Sie haben keine Prinzipien. Kein fest angenommenes System regelt ihre Schritte. Sie leben von zufälligem Vortheil, wie die Glücksritter, die am Abend nicht wissen, wie sie es anfangen werden, die Subsistenzmittel für den folgenden Tag herbeizuschaffen. Um sich zu erhalten, müssen ihre Reden in stetem Widerspruche mit der Verfahrungsweise ihrer Vorgänger seyn. Der einzige Mann, der eine feste, eine sire Idee hat, ein gesabrischer Mann ohne Zweifel, den aber nur das Festhalten an dieser Idee so mächtig macht, ist Bonaparte. Dieser Vortheil, welchen Bortheil er daraus zieht, und wie sich seine Stellung nach Maaßgabe seines Beharrens auf seinen unfprünglichen politischen Grundsätzen immer mehr verstärkt und befestigt. Seine parlamentarische Carriere ist ein wahrer Triumph. Er stützt sich auf eine feste und solide Basis; er verläßt sie keinen Augenblick; er hat Glauben an sich selber. Wäre er auch hundertmal minder gesichickt, als er es in Wahrheit ist, er würde dennoch Sieger bleiben.“

— Es war eine der interessantesten psychologischen Studien, Coleridge, wie die Sibylle, ringen zu sehen mit dergestalten Eingebungen, über die er nicht Herr werden konnte, und die er vergebens in klare Form und bestimmte Gestalt zu bannen versuchte. Sein Lieblingsthema waren weltliche Gegenstände, die in das Gebiet der Philosophie und zugleich der Metaphysik gehören; die Theorie der Träume und Geschichte, die des thierischen Magnetismus, überhaupt alle Fragen, die gleichsam auf der Gränze beider Welten schweben. Am liebsten unterhielt er sich mit solchen, die gleich ihm abenteuerliche und eigenthümliche Ansichten hegten. Er liebte die Spekulationsgiganter und disputirte gern mit Jedem; selbst ein Talmudist war ein Fund für ihn. Das Positive des Lebens beschäftigte ihn wenig. Er stehe in der poetischen Sphäre und fand das Mittel, den exaltirten Jakobinismus seiner Jugend mit dem metaphysischen Tordismus, dessen Sprüche seine tiefsten Werke tragen, auf eine eigenthümliche Weise zu vereinigen. Er steht vor uns als ein ausgezeichneter, höchst bedeutender Mann, dessen schwächste Werke immer noch von Gedanken sprühen und aus der seichen Quelle der Originalität sprudeln; dessen beste Schriften Fragmente sind; die nichts Alltäglich-Gewöhnliches gethan und wieder nichts Vollständiges, nichts Ganzes hinterlassen hat; der eines großen Rufes genossen, ohne

Digitized by Google

denselben durch Meisterwerke zu rechtfertigen und ohne denselben unwürdig zu seyn; ein Philosoph, der auf sein Zeitalter Einfluß geübt und seinen Schüler gehabt hat; ein Theolog, ohne die Formeln einer bestimmten Lehre; ein Dichter, ohne einen besonderen, ihn von allen Anderen unterscheidenden Stil; ein Gelehrter, der seinen Pfad durch kein Monument bezeichnet hat; ein bewundernswürdiger Seher, der in Träumen gelebt und doch nie die Achtung, die der öffentlichen und der häuslichen Sittlichkeit gebührt, vergessen hat. Seinen eigenen Neigungen zufolge, wollte er einen Roman schreiben, dessen Held mich in der Zeit und in Raume, sondern unter und gleichsam neben Zeit und Raum leben sollte. Er hat an sich selber die Existenz dieses übernatürlichen Wesens bald und bald verwirklicht.

Ueber Ursprung, Gestaltung und Fortschritt der Englischen Sprache.

Durch welche Variationen und successives Entfernen vom Ursprunge sich das Gälische, das Keltische, die Dänische und Sächsische Sprache modificirt und mit einander vermischt haben, und wie aus diesen ihren Umwandlungen, Modificationen und ihrer verschiedentlichen Vermischung mit der entarteten Römischen Sprache die gegenwärtige Großbritannische entstanden ist — diese Frage gehörig zu beantworten, ist so schwer, daß schon mehrere Sprachforscher daran gescheitert sind, und auch wir wahrscheinlich nicht im Stande seyn werden, etwas Genügendes dazu vorzubringen. Aber den richtigen Weg anzugeben, der zu ihrer Lösung führt, wollen wir doch nöthigenfalls versuchen.

Man betrachtet gewöhnlich das Angelsächsische als das alte ursprüngliche Englisch. Nach der Meinung einiger gelehrten Glossographen ist das moderne Englisch die verderbte, die Angelsächsische die reine Sprache; Andere dagegen suchen den Ursprung unseres gegenwärtigen Idioms bei den Teutonen und Cimbern. Es ist sehr schwierig, benutzende die Art und Weise richtig abzuhandeln, wie das Dänische und Sächsische in England Einfluß geübt; da sie Dialekte einer und derselben Sprache waren, so erscheint es unmöglich, einen bestimmten Charakter, eine eigenthümliche Nuance für den Einfluß einer jeden insbesondere aufzufinden. Der große Stamm, zu dem diese sämmtlichen Sprachen des Nordens gehören, der Teutonisch-Hindugermanische, klingt, wie die Untersuchungen der neueren Gelehrten zeigen, mit einer alten Wanderung der Indischen Kasten zusammen, die sich über die nördliche Hemisphäre verbreiteten; wegen dieses gemeinsamen Ursprunge werden die besonderen Gestalten dieser Sprache immer mit einander vermischt bleiben.

Nachdem Julius Cäsar die Römer in Großbritannien war von geringerem Einfluß auf die Besiegten, als man meinen sollte, weil die Ungleichheit der Civilisation zwischen beiden zu groß war. So blieben die Völker streng gesondert. Höchstens waren es einzelne Ausdrücke, die sich erhielten; der größte Theil der Lateinischen Wörter, die gegenwärtig in der Englischen Sprache existiren, gehört einer neueren Epoche an. Im Jahre 449, vierzig Jahre, nachdem die Römer Britannien verlassen hatten, lud Vortigern, König des südlichen Theiles der Insel, die Sachsen aus dem Nordwesten Deutschlands ein, sich mit ihm zu verbinden, um so den Picten und Kaledoniern die Spitze bieten zu können, die seit dem Abgange der Römer seine Staaten unaufhörlich beunruhigten. Diese Sachsen waren auch die Picten aus dem Norden von Britannien hinaus; neue Sachsen, von Jüten, Dänen und Angliern begleitet, kamen nach und vereinigten sich mit den ersten. Mit der Zeit verwehrten sich diese Ausdömmlinge, setzten sich fest und wuchsen zu Völkern heran, deren Sprache sich mit den alten Idiomen des Landes vermischte, und diese entweder veränderte oder völlig außer Gebrauch brachte.

Die Dänen setzten sich nördlich von der Themse fest, und es wurde dort das sogenannte reine Dänisch gesprochen; die Sachsen nahmen ihre Wohnsitze im Süden dieses Stromes, und dort wurde das reine Sächsisch gesprochen. Nach der Vereinigung der sieben Königreiche, die im Jahre 828 stattfand, ward das Sächsische die herrschende Sprache in ganz England, weil die regierenden Fürsten Sachsen waren; es wurde das reine Dänisch, welches das eigentliche echte Englisch für die Völker im Norden der Themse war, nach und nach aus der gewöhnlichen Sprache verdrängt. Andere Dänen, die in der Folge nach England kamen und dort Fuß faßten, brachten ihre Sprache wieder mit; diese war aber nicht reiner als die Dänisch oder Englisch, sondern ein neues Dänisch, ein Gemisch aus den Sprachen mehrerer Dänemark benachbarter Nationen. Dies neuere Dänisch breitete sich vorzüglich in Northumberland, Mercien und Estangeln aus, Provinzen, deren sich die Dänen im Jahre 1016 unter Anführung Knuts des Großen bemächtigt hatten. Obgleich dieser Fürst (der im Jahre 1036 starb) seine Gesetze, um sich den Englischen gefällig zu zeigen, in Englischer Mundart publiziren ließ, so erhielt sich doch das Englische bei den Völkern des Nordens. Und da es auch während der Regierung Knuts und seiner beiden Söhne die Sprache des Hofes war, so wurde es auch den Weltsachsen nothwendig, die sogar mehrere Wörter und Ausdrücke daraus in ihre eigene Sprache aufnahmen. Als aber Eduard der Bekenner auf den Thron stieg (im Jahre 1042), wurde das Sächsische wieder die Hofsprache. So haben sich die Bewohner des Nordens gezwungen, es zu lernen, ungefähr wie die Gascogner vor noch nicht zweihundert Jahren genöthigt wurden, das Französische zu lernen. Unter Eduard's Regierung (von 1042 bis 1066) fand auch die Normannische Sprache in England Eingang. Da Eduard von einer Normännischen Mutter, Emma, stammte, und sich lange in der Normandie aufgehalten hatte, so sprach er besonders gern Normännisch; auch trug die große Zahl Normannen, die er nach England zog und dort in Aemter und Würden einsetzte, viel dazu bei, den Gebrauch dieser Sprache, die sich bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhielt, einzuführen und zu verbreiten.

Als Herzog Wilhelm von der Normandie, den Eduard zu seinem Nachfolger auf dem Thron ernannt, England erobert hatte (im Jahre 1066) und sich in Besitz des Thrones sah, beschloß er, seine eigene Sprache in seinen neuen Staaten zur Landessprache zu machen; nicht nur die Gesetze ließ er in Normännisch-Französischer Mundart abfassen, sondern errichtete in allen Flecken Schulen, in denen nur neue Sprache gelehrt wurde, und machte es allen Vätern, unter Androhung schwerer Strafen, zur Pflicht, ihre Kinder hineinzuschicken. Doch behaupten einige Geschichtschreiber, daß er, allen angewandten Zwangsmitteln zum Trotz, seine Absicht, so wie er gewünscht, dennoch nicht erreicht habe. „Die Normannen, die er mit sich gebracht", so melden sie, „waren eine zu geringe Anzahl im Vergleich mit dem übrigen Volke. Mehrere dieser Normannen lernten sogar Englisch, anstatt die Engländer zu zwingen, das Normännische zu erlernen." Wie dem auch sey, das Normännisch-Französische wurde die Hofsprache, verdrängte aber eben so wenig den Angelsächsisch-Dänisch-Teutonischen Dialekt, die Sprache des Volks, wie das Lateinische, das ihn sechs Jahrhunderte früher auch nicht ganz hatte verdrängen können. Nur da ein geringerer Unterschied zwischen Normannen und Engländern war, als zwischen Römern und Engländern gewesen, so ging die Vermischung beider Civilisationen auf eine durchgreifendere Weise von Statten, und folglich auch die der beiden Sprachen.

Nach Eduard III. wurde die Normännische Sprache nicht ferner begünstigt, und der alte Strom der Englischen Sprache nahm auf's neue von seinem Bette Besitz; von der Zeit an, wo die Monarchie zu einem, wenn auch nicht völlig friedlichen, doch wenigstens zum Frieden hinneigenden Zustand gelangte, entwickelte sich die Sprache ungestört, bis zur Regierung Elisabeth's, wo die Civilisation in commerzieller und industrieller Hinsicht die ersten Blüthen trieb, und das Licht der Bildung nach allen Punkten hin seine Strahlen versandte. Die Morgenröthe der Englischen Sprache, so wie sie jetzt existirt, beginnt erst im vierzehnten Jahrhundert in den Schriften John Gower's, der sich dem Vater der Englischen Poesie gilt, das heißt, für den ältesten Autor, der Verse geschrieben. Geoffrey Chaucer, bekannter als Gower, und sein Zeitgenosse, scheint etwas später als er; auch unterscheidet sich seine Sprache in etwas von der Gower's. Der berühmte Reisende John Mandeville oder Maudeville, der in demselben Jahrhundert schrieb, ist einer der ersten Muster der Englischen Prosa. Die Einführung einzelner lateinischer Wörter und Wendungen, die er in seinem Stile vornahm, machte, daß man ihn als einen alten Schäfter der Englischen Sprache betrachtete. Wenn wir zurückkehren in Heinrich's des Sechsten Zeiten (von 1422 bis 1461), so finden wir, daß das damalige Englische nur wenig verschieden ist von dem unter Heinrich VIII. (von 1509 bis 1557.) Die Manuscripte, die aus Heinrich's VI. Zeit datiren, sind mit vieler Treue und Präcision geschrieben. Die Werke Fortescue's, der unter den Regierungen Heinrich's VI. und Eduard's IV. seines Nachfolgers (von 1461 bis 1483), blühte, können noch gegenwärtig der gesammten Lesewelt empfohlen werden. Zu Thomas Morus Zeit war die Bildung der Sprache fast vollendet; Skelton, der gefeierte Dichter Heinrich's VIII., schrieb um dieselbe Zeit. Der Graf von Surry ist der vorzüglichste und berühmteste Autor unter dieser Regierung; und in Barclay's, der um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts blühte, so wie in des Doktor Willson's Schriften, sind nur noch wenige leichte Spuren der alten Sprache zu finden.

Unter der glänzenden Regierung der Elisabeth (von 1559 bis 1603), gewinnt die Englische Sprache so viel Fülle, Kraft und Melodie, daß, wenn wir gerecht seyn wollen, wir sagen müssen, daß sie gegenwärtigen Schriftsteller habe die Ausdrücke, deren sie bedarf, was die heutigen an Eleganz gewonnen haben, haben sie an Kraft verloren. Die Vertheidigung der Poesie, von Sidney, gilt für das vortrefflichste Muster Englischer Prosa. Hookers „Ecclesiastic government" und andere große Werke aus jener Zeit, werden stets mit neuem Vergnügen gelesen und bewundert werden. Eine schöne Probe von der herrlichen Poesie unter der folgenden Regierungszeit ist die Uebersetzung der Bibel u. a. m.

Heutzutage zeigen sich sämmtliche Sprachen Europas in einer allgemeinen Vermischung hin; man würde vergebens nach einer lebenden Sprache suchen, die allen Barianonen, allen Revolutionen der Zeit widerstanden, und sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hätte. Die politischen und parlamentarischen Ausdrücke, die der Britischen Verfassung angehören, sind schon in den alltäglichen Gebrauch und die Wörterbücher der Franzosen übergegangen, und die Engländer haben dagegen von ihnen den größten Theil der Ausdrücke des feineren gesellschaftlichen Lebens entlehnt. Die Italiänische Sprache macht gegenwärtig Versuche, sich nach dem Muse der Germanischen Sprachen zu modeln, und strebt der Tiefe und dem energischen Feuer jener nach. Alle diese Hauptstämme aller unserer Europäischen Sprachen, der Teutonische und der Griechische oder Lateinische, fangen an, sich mit einander zu verzweigen und in einander überzugehen.

Bibliographie.

The poor laws as they were and as they are. (Die Armen-Gesetze sonst und jetzt.) Von Madon. 4 Sh.

Rambles in Northumberland. (Ausflüge in Northumberland.) Von S. Oliver. 9½ Sh.

Songs of the prophete. (Gesänge der Propheten.) 3½ Sh.

Men and manners in British. (Ein Koeb-Amerikaner über England und Englische Sitten.) Von Geant Thorburn. 2 Sh.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Freitag den 19. Juni 1835.

Asien.

Einige neue Details über Lokalsitten und Sitten der Beduinen.*)

... Den Morgen des folgenden Tages wanderten wir dann an, das Dorf (Sabbad) zu durchstreifen, das ungefähr zweihundert Häuser und fünf Gotteshäuser zählt.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich ein alter Thurm von erstaunlicher Höhe; er schreibt sich von der Erbauung einer Kolonie her, deren Geschichte uns der Schrift erzählte. Seine Erbauer stammten aus Tripoli in Syrien, wo ihre Kirche noch steht. In der blühendsten Zeit des Griechischen Kaiserreichs verannstalteten die Griechen voll Uebermuth und Raubgier die unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Völker. So brachte unter Andrem der Statthalter von Tripoli die Einwohner durch Beschimpfungen und Grausamkeiten aller Art auf's Aeußerste; aber zu gering an Zahl und doch nicht mehr im Stande, das drückende Joch zu ertragen, verbanden sich diese insgesammt, dreihundert Familien stark, packten Alles zusammen, was sie an Kostbarkeiten mitnehmen konnten, und zogen ganz in der Stille plötzlich in der Nacht davon. Sie gingen nach Homs und schlugen sodann den Weg in die Wüste von Bagdad ein, als sie von den Griechischen Truppen, die der Statthalter zu ihrer Verfolgung nachgesandt hatte, erreicht wurden. Sie bestanden ein hartnäckiges und blutiges Gefecht, waren aber zu schwach an Zahl, um den Sieg zu erringen. Da sie nun um keinen Preis auf's neue unter die Tyrannei der Griechen zurückwollten, so unterhandelten sie und erlangten die Erlaubniß, auf dem Platze, wo das Gefecht vorgefallen, ein Dorf erbauen zu dürfen, verpflichteten sich aber zu einem steten Tribut an den Statthalter von Tripoli. So erbauten sie denn hier ihre neue Heimath am Eingange der Wüste, und nannten ihr Dorf Saddad (Hindernis). — Das ist Alles, was die Syrische Kronik Bemerkenswerthes enthält.

Einen Tages hatten wir erfahren, daß vier Stunden vom Dorfe eine bedeutende und sehr alte Ruine läge, in der sich ein natürliches Dampfbad befände; dies Wunder hatte unsere Neugier rege gemacht, und Herr Lascaris, der besonders gern hin wollte, bat den Scheik, uns eine Eskorte zu geben. Nachdem wir vier Stunden nach Süden zurückgeritten hatten, gelangten wir zu einer großen Ruine, in der nur noch ein einziges bewohnbares Zimmer vorhanden ist. Die Architektur ist einfach, aber die Steine sind von erstaunlicher Größe. Als wir in dies Zimmer eintraten, bemerkten wir eine Oeffnung von zwei Fuß im Quadrat, aus der ein dicker Dampf hervorquoll; wir warfen ein Schnupftuch hinein, und nach andertahalb Minuten, genau nach der Uhr, flog es wieder heraus und fiel zu unseren Füßen nieder. Wir setzten dieses Verfuch mit einem Hemd fort, welches nach Verlauf von zehn Minuten eben so wieder zum Vorschein kam, wie das Schnupftuch. Unsere Führer versicherten uns, daß ein Nachlas von zehn Pfund Gewicht auf gleiche Weise herauszuwerfen würde.

Wir entkleideten uns und stellten uns an die Oeffnung herum; in kurzer Zeit waren wir von einem starken Schweiß bedeckt, der über unsere Körper herabrieselte; aber der Geruch dieses Dampfes war so unerträglich, daß wir nicht lange darin aushalten konnten. Nach einer halben Stunde zogen wir unsere Kleider wieder an und empfanden ein Wohlbefinden, für das ich kein Wort habe. Man sage uns, daß dieser Dampf in der That übrigens gesund sey, und daß eine große Anzahl von Kranken hier ihre Heilung fänden; als wir uns Dorf zurückgekommen, speisten wir mit großem Appetit, und wir habe ich köstlicher geschlafen, als in jener Nacht.

Unserer Rolle gemäß — wir hatten uns für Kaufleute ausgegeben — öffneten wir einige Tage nach unserer Ankunft unsere Ballen auf dem Platze in der Mitte des Dorfe vor dem Hause des Scheiks; ich verkaufte an die Frauen einige Gegenstände, die mit Silbergeld bezahlt wurden. Die Müßigen versammelten sich um uns und plauderten und schwatzten mit uns; einer, noch ein ganz junger Mensch, Namens Hassaissun el Kratis, bat mir das Geld einwechseln und meine Rechnungen mit den Frauen und Kindern machen; er zeigte den größten Eifer für meinen Vortheil, und als er mich allein fand, fragte er mich, ob ich wohl im Stande wäre, ein Geheimniß zu bewahren. — „Nimm Dich in Acht!“, setzte er hinzu, „es ist ein ernstes Geheimniß, das kein Mensch von Dir erfahren darf, auch nicht einmal Dein Gefährte.“ Nachdem ich ihm mein Ehrenwort gegeben, es bei mir zu behalten, vertraute er mir, daß eine Stunde vom Dorfe eine Höhle wäre, in der sich ein großer Krug voll Zechinen befände; er gab mir ein solches Goldstück mit der Neugierung, er könne keinen Gebrauch davon machen, da diese Münze nur in Palmyra gälte. — „Aber Du“, fuhr er fort, „der von einer Stadt zur andern reist, kannst sie leicht umsetzen; Du hast tausend Mittel, die ich nicht habe, von diesem Schatze Vortheil zu ziehen; Alles will ich Dir nun zwar nicht geben, überlasse es aber Deiner Großmuth, die Theilung zu machen; Du kommst mit mir, ich zeige Dir den Ort, wir bringen das Geld nach und nach in Sicherheit, und Du giebst mir mein Theil in couranter Münze.“ Da ich den Zechino als Beweis in der Hand hielt, so glaubte ich an die Wahrheit dieses Berichts und verabredete mit ihm, daß wir uns am folgenden Tage am frühen Morgen außerhalb des Dorfes treffen wollten.

Kaum fing es an zu tagen, so war ich auch schon auf den Füßen und aus dem Hause hinaus. Kurz vor dem Dorfe fand ich Hassaissun, der mich schon erwartete; er war mit einer Flinte, einem Säbel und Pistolen bewaffnet. Ich meines Theils hatte nur eine lange Pfeife als einzige Waffe; wir gehen ungefähr eine Stunde; mit welcher Ungeduld suchten meine Augen nach der Höhle; endlich erblickt ich sie; wir treten hinein; ich sehe mich nach allen Seiten nach dem Kruge um, finde aber nicht. „Wo ist denn der Krug?“ frage ich. Hassaissun erblaßt. „Da ich Dich denn hier habe“, schreit er mir zu, „so wisse, daß Deine letzte Stunde geschlagen hat. Du wärest schon nicht mehr am Leben, wenn ich nicht geflüchtet hätte. Deine Kleider mit Blut zu beschmutzen. Ehe Du stirbst, entkleide Dich und gieb Deinen Gefährten heraus; ich weiß, Du trägst ihn mit Dir; es sind mehr als zwölfhundert Piaster darin, ich habe sie selbst gezählt; Du hast sie für die Waaren eingenommen, die Du verkauft hast. Mach nicht lange Umstände, Du stirbst das Todesleicht nicht wieder.“

„Laß mir das Leben“, stehst ich ihn an, „ich will Dir mehr geben, als in diesem Beutel ist, und wie entdecken, was hier vorgegangen ist, das soll Dich für Dir.“ — „Nichts da!“ versetzt er, „diese Höhle ist Dein Grab; ich kann Dir nicht das Leben lassen, ohne das meine auf's Spiel zu setzen.“

Ich schwor ihm inzwischen zu, daß ich schweigen wolle; schlug vor, ihm einen Wechsel zu schreiben über die Summe, die er selber bestimmen soll; er war durch nichts von seinem schändlichen Vorhaben abzubringen. Endlich, ärgerlich über meinen Widerstand, zieht er seine Waffen gegen die Mauer, und stürzt gleich einem wüthenden Löwen auf mich los, mich erst auszuplündern und dann zu ermorden. Ich stehe ihm von neuem an: „Was hab ich Dir zu Leide gethan? Denkst Du denn nicht an einen Tag der Vergeltung und der Strafe? Daß Gott Rechtsschutz fordert für unschuldig vergossenes Blut? Ehe Du blied taub, sein Herz verschlossen!... Du denk' ich an meinen Bruder, meine Verwandte, meine Freunde, Alles, was mir theuer ist, steht vor meinen Augen, nur den Schändster allein steht ich in meiner Verzweiflung um Schutz an. O Gott! Beschützer der Unschuld steh mir bei! Gieb mir Kraft, zu widerstehen! Mein Mörder, ungeduldig, reißt mit seinen Kleider vom Leibe. Dögleich er viel größer war als ich, so hatte doch Gott mir Kraft, und wohl eine halbe Stunde lang rangen wir mit einander; das Blut strömte nur so von meinem Gesicht; meine Kleider hingen in Fetzen an meinem Leibe. Als der Nichtsnutzigke mich in diesem Zustande sah, faßte er den Entschluß, mich zu ermürgen; er hebt die Arme, mit Stricke zusammenschnürt, ich benutze den freien Moment, der mir diese Bewegung verschafft, und versetze ihm mit meinen Füßen einen heftigen Stoß vor den Magen; er taumelt zurück, ich ergreife seine Waffen, bin mit einem Satze aus der Höhle und laufe nun aus Leibeskräften, was ich kann. Kaum glaubte ich selber an meine Rettung, bald hört' ich was hinter mir herlaufen. Es war mein Feind. Er rief mich bei Namen, und bat mich um freundlichen Ton, ihn zu erwarten. Da ich alle Waffen hatte, so fürchtete ich mich nicht, einen Augenblick still zu stehen, drehte mich nach ihm um und schrie ihm zu: „Nichtswürdiger, was willst Du? Du hast mich heimlich ermorden wollen, und sollst dem Stricke nicht entgehen.“ Er verschwor sich doch und theuer, daß die ganze Geschichte nur ein Spaß gewesen sey von seiner Seite; daß er nur mich hätte auf die Probe stellen und sehen wollen, wie ich mich verthridigen würde. — „Aber“, setzte er hinzu, „ich sehe, Du bist noch ein Kind, daß Du die Sache für Ernst nimmst.“ — Ich erwiederte, indem ich auf ihn ausschlug, daß ich Feuer geben würde, so wie er nur noch einen Schritt vorginge. Da er mich so entschlossen sah, stob er der Wüste zu und ich nahm den Weg nach dem Dorfe zurück. — Mittlerweile waren Scheik Ibrahim und der fromme Nawsal schon in Sorge um mich gewesen, besonders der Erstere, da ich mich in der Regel nicht zu entfernen pflegte, ohne ihm vorher

*) Aus dem so eben erschienenen dritten Bande der Orientalischen Reise von Lamartine. Der Erzähler dieser Episode ist nicht L. selbst.

Digitized by Google

davon in Kenntniß zu setzen; er hatte zwei Stunden Lang gewartet und war dann zum Schreiber gegangen, der, seiner Beobachtung ermeldt, das ganze Dorf aufgeboten und nach mir ausgeschickt hatte. Endlich erblickt mich Mauffal und ruft aus: „Da ist er!“ Selim sagt ihm, er irre sich. Ich komme näher — jene zweifelte noch, ob sie ihren Augen trauen sollten, ob ich es wirklich bin. Herr Lascaris läuft mir entgegen und umarmt mich mit Thränen; sprachlos blieb ich in seinen Armen liegen; man führt mich in die Wohnung Bawkal's, wascht mir meine Wunden aus und legt mich aufs Bett. Endlich gewann ich die Kraft, mein Abenteuer zu erzählen. Selim sandte Reiter zur Verfolgung des Mörders aus und schickte gleich seinen schwarzen Henker mit, ihn zu erdrosseln, so wie sie ihn träfen; aber sie kamen unverrichteter Sache zurück, und wir ersannen bald darauf, daß er in die Dienste des Baschа von Damaskus getreten sey. Er lieb sich nie wieder in Corfetan sehen. (Schluß folgt.)

England.

Vom Glück der übeln Laune.

Verstehen wir uns recht, lieber Leser! ich sage nicht, daß die, welche um einen Menschen von übler Laune sein müssen, ihre Lage anmuthig und preiswürdig finden sollen. O nein! Dem tückischen und stäten Elemente Hogarthischer Capricen und finsterer Grillen preisgegeben zu seyn, nagrechtem Tadel, undurchdringlem Verdacht zur Zielscheibe zu dienen, mit alternden Hypothesen, kärtlichen Erinnerungen, verstehenden und verzehrenden Zeuge aller Art überhäuft zu werden; diese Fluth ruhig anzubalten; zu sehen, wie der Unzufriedene immer düsterer und unerträglicher wird, eine so klärtere Deß von Gefühl man ihm entgegenstellt; vergebens Sanftmuth, Heftigkeit, die Gründe des Vermuths, Schmähung und Drohung zu verwenden, und Alles ohne Erfolg — das ist ein unbeneidenswerthes Geschäft, affectirte Lage, die ich nicht Jedermann wünsche. Alle Vortheile bleiben gehören nur dem, der übeler Laune ist. Wenn die Welt schreit; Das ist eine unglückliche Gemüthsart! — so ist die Welt nicht klug. Unglücklich für die Anderen, das laß ich mir gefallen! Aber diese Gemüthsart, unglücklich für die Fremde und Bekannten des schwindar Geplagten, ist die beglückendste in der Welt für den, der sie besitzt.

Beklage mir keiner den Mann der übeln Laune; er ist der König der Gesellschaft; was man ihm entreißen will, das ist seine Macht, seine Waffe.

Ich rede nicht von den Eheleichen, von den heiligen, Anderen geweihten, der sich stofzweise den Neigungen und Launchen seines Unwillens hingiebt; er ist nicht würdig, die wahrhaft Königliche Stelle einzunehmen, von der ich spreche. Ich verlange eine dreifandige empfindlich gereizte Wedrieslichkeit, der es Bedürfniß wird, zu schreien und zu schmälen, laut aufzubrüllen vor Zorn, ein ununterbrochenes Mißtrauen, eine stätere augenscheue Aengstlichkeit, einen innern Grimm, eine Erbitterung, die nur wächst, statt nach und gut, einen übeln Humor in seinen Sinne und der ganzen Ausdehnung des Wortes. Die meisten Menschen können keinen Anspruch machen auf diese hohe Würde. Höchstens bringen sie es bis zu Launen gewann Wochen und Monden. Dann klagen sie, fühlen Bängstigungen, fahren bei jeder Kleinigkeit erschrocken zusammen, werden argwöhnisch — haben den Spleen. Der launen Teufel tanzen um ihren Kopf und trüben sie mit Mißgüne und beraubt deutem Wohn.

Ich kann aus Erfahrung sagen brechen; es ist eine 55stät angenehme Situation, eine ganz vortreffliche Weise zu existiren. Es sind noch nicht drei Tage her, daß ich mich in der Gewalt eines sehr übeln Humors befand. Nun bin ich geheilt — und doch, daß ich's bin! Meine, die Tage, dieseren Phantasieen gewicht, Tage, deren Traurigkeit der Reize war, wo ich das Glück gehabt, mich als Opfer betrachten und vor den Altar meiner selbstgeschaffenen Leiden niederwerfen zu können! So lange der Anfall währte, fand ich mich so behaglich, so begnügt, so fasselten will mir selber, Vergnügen man mir's! Ich sollte mich schämen, dies Geständniß zu machen, aber ich kann nicht anwenden seyn; — es ist mir nicht lieb, daß ich geheilt bin.

Man hat die Freuden der Einbildungskraft, die Freuden der Hoffnung, die Freuden der Erinnerung geschrieben; ich wollte, man schriebe die Freuden des übeln Humors; Jemand ist hier nicht genug: Darum, Alter! wäre der rechte Wort. Ich rede daher heute, wie Niemand sich es tut, eines Gegenstandes der Unzufriedenheit und des Unwillens, den man sich rechtmäßig hielt, besonders zu seyn. Claudius Wagliaf, mein alter Freund, hatte mich gerufen, vornachtäglich, wie seine Achtung, die mir doch gebühren, entgegen, mich ungerechner Weise in seiner Meinung herabgesetzt; ich war dessen gewiß. Mein bisherer Roman knüpft sich auf dieser Basis auf. Ich hatte alle meine Kräfte schon gesammelt, alle meine Worte wohl geordnet, um mein unsamtpolitisches System hatte sich schon zu gehöriger Stärke und Größe entwickelt. Dies Gebäude ist nun unter meinen Füßen zusammengesunken. Warum soll ich auch nun balancé? wo soll ich nun einen Vorwand hernehmen, die Welt zu schmähen und zu verwünschen! — eine so bequeme, eine so angenehme Beschäftigung, und die dem Geist ein solches Feld reger Wechselthätigung eröffnet! Wenn Wagliaf nachmittag ist, so sagt sieger ein anderer meiner Freunde der Schuldige seyn. Einem muß ich haben, und bis ich den finde, so lange mag er wenigstens dafür gelten — es ist doch immer ein kleiner Trost.

Will man wissen, was für ein Gebaute es ist, der einen Menschen in seinen rinnen Augen am meisten hebt und aufblüht? Die Uebertragung ist es, daß er nicht nach seinen Verdiensten behandelt wird. Dieser Gedanke verschafft einen wahrhaft schwelgerischen Genuß von Stolz, einen Kitzel der Eitelkeit, den Nichts gleichkommt. Die Seele bebet sich in einem sörnlich begeisterten, bis zum Unsinn gesteigerten Gefühl von Eigenliebe. Von allen Präsentsorten ist die, sich als Opfer zu betrachten, die einzige eigentlich wollüstige. Man ist unglücklich mit Heller. Man schmeckt das Glück, mitten in einer verkehrten Welt isolirt dazustehen, und schaudernswes kommen alle steifen Schwächen unserer Natur, uns zu caressiren.

Der grobe Geschmack begnügt sich mit der Schmeichelei. Pfui darüber! Das ist die schlechteste Nahrung der Eigenliebe. Nur die gemeine Eitelkeit ist damit zufrieden. Mit ein wenig Geist hat man gleich den Schmeichler in Verdacht der Lüge oder des Interesses, und der bekannte Effekt ist verdorben. Vollständig der, der seinen Freunden im Verdacht der Ungerechtigkeit oder Untreue hält! Dies ist der erste, aber auch nur der erste Grad der geheimen Freuden, von denen ich rede. Glücklich, tausend Mal glücklich der, dem der süße Glaube beschert wird, die ganze Welt sey gegen ihn verschworen! Begessen wir hierbei alle die niedrigen, gemeinen Seelen, und wenden uns jenen seinergarteten Seelen zu, die beklagt sind, diese seltsame Wundergerte in den Tiefen anzusuchen, wo sie verborgen ruht, und dem Abgrunde von Bitterkeit die unaussprechliche bebe Wonne, die auserlesene Genugthuung, von der ich rede, abzuringen. Jean Jacques Rouffeau kannte sie. Sein Leben ist im Suchen nach ihr dahingeschwunden, und sein ganzes Genie hat bat er für ihr aufgewandt. Wissen ich dem Leser Alles, was ich über diese Stimmung weiß, offenbaren wollte, wenn ich ihm die volle Wahrheit sagen, alle die kleinen Glückseligkeiten ihm hererzählen wollte, die mir mein letzter Anfall beschert hat, alle Mühe würde wünschen, übeln Humors zu seyn. Ein Schwärmer würde bald für eine Gunst, eine Obrige allgemein für ein Geschenk gelten. Die teuflesen Freunde wüßten nicht, wie die sich lieben sollen, und würden mir dem Himmel bröser für sich ersehen, als Mißgunst, Undank und Beleidigung.

Ich gestehe, man muß ein eigentümliches Studium aus dem übeln Humor machen, um den ganzen Reiz desselben zu begreifen. Seine Anfänge sind bitter genug; aber es ist eine Wunde, die sich bald in eine Quelle von Genissen verkehrt. Honig und Zucker quillt unter den Füßen des Menschen, der sich in Gedanken von seinen Freunden auf der Straße; er giebt einem Dritten, den ihr für euren Feind haltet, den Arm. Ist aber auch der Verdacht gegen diesen Dritten gerecht? Es was, mir nicht lange sich auszuhalten mit solchen Gedanken. Ihr habt keinen Genuß erhalten: das ist's allein, worüber nachzudenken ist. Vielleicht hat euer Freund eine lange Geschichte. Zweifel wär es an euch gewesen, ihn zu grüßen. Weg mit diesen unnützen Reflexionen! Geht nach Hause und denkt daran, daß es für einen Adepten in der Wissenschaft des übeln Humors und des Mißvergnügens nichts Unbedeutendes, Nichts, was leicht zu nehmen wäre, giebt. Hegt diesen Schatz und bröset darüber, daß er Früchte trägt — diesen köstlichen Keim, der täglich wuchert und wächst. Ihr habt Lauren nöthig, um perliert ihn nicht unterwegen; verschließt ihn sorgsam in euer Kabinet. Geht nicht nach, wenn euch etwa eine trägerische Regung eures Innern beschwatzen wollte, all' diese Gedanken seyen Chimären, hohle Träume; hegt und pflegt eure Phantaeme mit aller Sorgfalt, wie ihr's nur könnt, euer Glück hängt davon ab. Euer Freund hat euch vermuthlich beleidigt; es will eine Verletzung erlitt Rat, und wenn ihr es nicht seid, so ist er unter den Arm gefaßt. Alle Weide haben sich gegen euch verschworen. Eine Maße anderer kleiner Umstände, die verbergegangen sind und auf die ihr früher nicht genug geachtet, setzen es außer allem Zweifel. Man rümmert ihr euch jetzt eingtimen; sie wachsen an Bedeutung unter euren Händen. Ihr geht ihnen Sinn und Erklärung. Eingelin war keiner von großem Belange, aber zusammen sind sie ein schweres Gewicht in eurer Waagschale aus. Der letzte Schimpf setzt allen fehlenden die Krone auf. Ihr seid verrathen, ihr seid beschimpft, seid unglücklich — im höchsten Grade.

Aber wo ist nun das Vergnügen, von dem ich rede? werdet ihr fragen. Wo einen Augenblick Geduld! diese ganze bittere Vorbereitung läßt sich in Freude und Genuß auf.

Die Scene verändert sich; geht Acht.

Ihr rust euch all die guten Dingste ins Gedächtniß, die ihr euren Freunde erwiesen habt; eine, die ihr ihm erwiesen gewollt, alle, die ihr ihm in Zukunft noch einmal erweisen hättet. Das macht zusammen ein Ganzes, was ungeheuer ist. Ihr stellt euch vor, daß ihr gewesen und was ihr ihm noch geworden wäret. Ihr sagt zu euch selber: „Damals hab ich ihn verstridigt; großsinnig, erkenntlich hab ich mich gegen ihn benommen, sein literarischer Ruhm ist mir ihrmer gewesen als mein eigener. Ich glaubt, ich hätte mich für ihn geschlagen; ich kann es deutlich für annehmen, als hätte ich es wirklich getan. Noch trug ich mein Herz voll Zärtlichkeit für den Undankbaren; es ist gefühlvoll und weich, dies Herz, es ist beschaffnet, es ist edel; ich fühle es, wie bereit es wäre, ihm zu verzeihen. Nach so großen Beleidigungen ist diese Bereitung etwas Erhabenes, und stellt mich wahrhaft hoch in meiner eigenen Schätzung. Er kommt wieder! ich will ihm die Arme öffnen wie den verlornen Sohn. Ach, ich vergieße bittere Thränen über seine Verirrungen und seine Treulosigkeit.“

Nun, was sagt ihr dazu? ich bitt' euch! Liegt darin nicht ein Trostes-Balsam der auserlesensten Art? Wenn euch das nicht entzückt, nicht Seele und Gemüth mit Lust und Wonne erfüllt, so seid ihr kein Mensch! Ihr habt nun eine vortreffliche Position gewonnen; haltet den errungenen Vorteil fest. Der große Hunger hat sich sie's Erste in flotes Genügen verwandelt. Nun gehen wir weiter, treiben ihn bis zur Mißanthropie: ihr werdet sehen, welche Weg euch noch führen wird; nur laßt euch durch keinen albernen Skrupel aufhalten, daß euch die reifende Furcht nicht verlieren gehe. Es wäre in der That unvergeblich auch einem so guten Anfang. Die Spanier haben ein vortreffliches Sprichwort: „Mach einen Kasten, wenn du gerade haß.“

Ihr könnt ein wenig nach, bricht ihr euren Anwillen, wie eine Henne über ihrem Ei, und erhebet euch so aus der niederen Sphäre eines dies ungleichenen Menschen zur Würde Lord Byron's. Nur kommen die Verwünschungen, der Fluch, Hymne und Dithyrambe. Der

Digitized by Google

erste schwache Funke des üblen Humors entflammt sich zur wilden Feuerebrunst. Immer vorwärts — immer weiter vorwärts! Nur nicht aufgehalten! Alle eure Freunde sind treulos. Sieht es Freunde? Giebt es ein Herz, auf das Ihr Euch verlassen kann? Oder sprecht und geht Schritt vor Schritt weiter, wiederholt euch Alles, was die Philosophen über die Unbeständigkeit der menschlichen Freundschaft geschrieben haben, die schwankender ist als die Welle, und flüchtiger ist als die Luft. Zuletzt ergreift Euch das Ekel, Euer Enthusiasmus und Hingebung sich in eine Geste gestaltet, die ein Zeichen konzentrirter Bosheit. Dies Dasein, diese Seele — die nur eure ist! Welch ein Resultat! Sind ihr nicht glücklich, so unglücklich gewesen zu sein? Welch eine tröstliche Beschäftigung, euch so zu sagen in euch selber zu spiegeln, und euer Lob aus allen Mündern der ganzen Welt zusammenzubichten! Byron's Poesie und Rousseau's Prosa haben von nichts Anderem gelebt.

Ihr seyd aber nicht am Ziele. Finsterer Nacht liegt um euch her, eine Einöde umgiebt euch. Aber welches freundliche helle Sternschimmert dort am Horizont und leuchtet und blinkt fort und fort mit zauberischem Glanz? Die Eigenliebe ist's, die holde! Ihr Strahl würde euch leiten und wärmen, und wiederbringen in die liebsten Gesellschaften hinabgeführt und fiele auch die Verzweiflung mit Tigerklauen an. Muth, kühner Schiffer, der die Luft durchsegelt, noch ist erst die Hälfte der Bahn zurückgelegt, die zum Gipfel des üblen Humors führt. Ihr habt euch beklagt, daß es keine Freundschaft gäbe; seht zu, ob es Gerechtigkeit giebt. Nein! nur ein Theil hat sie, sich zu schämen, das Heiligthum eures Herzens. Bewundert die künstlich unendliche Feinmaschigkeit dieser konzentrischen Kreise, die sich immer weiter erweitern, gleich jenen, die der Wurf eines Steins in einem tiefen Wasser hervorbringt. Ihr verlangt keine Theilnahme mehr, keine Zuneigung; Gerechtigkeit ist Alles, was ihr wollt — und man verweigert sie euch. Die Welt ist ein steiniges Braches, eine Wüste, und wuthen drinnen ihr, gründend und bildend, eine schöne Ruine. Kein Verächeln ist wortlich genug, den Grad der Größe und Schönheit auszudrücken, den ihr in eurer eigenen Schätzung erreicht.

Sich von Moment zu Moment gefter, und die Welt verhältnißmäßig immer kleiner und erbärmlicher werden zu sehen, zu thronen auf den Trümmern der Moralität des menschlichen Geschlechts, sich auf Kosten der Gesellschaft, die man verachtet, wohlleben, als Lehrer Recht vor aller Alles, an die Seite Gottes sich zu setzen — ist das ein Vergnügen? ich frage euch Alle, ist das nicht der höchste Genuß des Stolzes, die vollkommenste Befriedigung der Eitelkeit, das große Mysterium des wahrhaften Glückes?

Fast alle Sprossen dieser Leiter war ich schon emporgestiegen und nahe daran, die letzte zu erreichen — da kommt ein unerwartetes Ereigniß, und entreißt mir die Frucht und den Preis meiner Arbeit. Dem üblen Humor war ich schon zum flustern Unwillen, vom Unwillen zur Melancholie, von der Melancholie zur Misanthropie gelangt; schon hatte ich meine Verdächtige zugezogen, den Kopf in meine Hände gestützt und wollte eben zu meinen Pistolen übergehen — da klopft's, und wer tritt herein? mein Freund Wagstaff, begleitet von dem Andern, den ich als das Haupt der Verschwörung, die mich, wie ich gewähnt, zum Opfer auserlesen, betrachtet hatte. Und diese Genossamen zerstörten nun mit einem Hauch das Gebäude meines üblen Humors, dieses herrliche Gebäude! Auch der leiseste Zweifel wird mit Neugierde genommen. Alle Meinungen sind so völlig in meinen Gunsten verwandt. Adieu, du Pflegerin der Gesundheit, Freundin des Einsamkeit, Mutter der Phantasie, geliebte süße Laune, Adieu! Ich mußte lächeln, muß die Welt nehmen, wie sie ist. Meine Freunde bemerkten meine Verlegenheit, wenigstens kam es mir so vor; aber mein Stolz ließ es nicht zu, ihnen meine gehoime Schwachheit zu gestehen. Als sie weg waren, ergriff ich die Feder und wünschte allen Vampyrs der ihren Laune die Momente, die ich der angenehmen Stimmung selber und ihren Erquickungen nicht mehr scheuten durfte. (Frazers Magazine.)

Frankreich.

Mein erstes Wiedersehen der Vaterstadt.

Von Charles Nodier.

Ich zählte erst 15 Jahre, als ich meine Vaterstadt verließ, und war doch gelernt und sehr stolz darauf, bald die große Hauptstadt von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Mein Inneres war bewegt, und das Herz pochte mir vor Verlangen nach dieser Geliebten, gleich einem Knaben, welcher zum ersten Male das Auditorium des Theatrvorhangs erwartet. Noch nicht von Ehrgeiz angetrieben, dachte ich wenig an die Zukunft. Ich sah nur mein Vergnügen vor, aber kaum 40 Schritt von meiner Vaterstadt entfernt, hatte ich schon alles dachin vergessen: Verwandte, Freunde, Kameraden, Lehrer und Prommenaden; ja sogar das Haus meines Vaters, welches sich vier Jahre vorher vor meinen Augen geschlossen hatte. Ich glaubte mich schon in die weite Welt hinausgeschleudert, als ich nur erst vier Meilen auf der Landstraße vorgerückt war. Obgleich ich noch nicht im Geringsten wußte, wie ich, nach Paris verseht, dort werden sollte, maakte ich mir doch schon eine Ueberlegenheit über alle meine liebreigen Mitbürger an, welche zur Einschiffsfahrt in jener kleinen Stadt verdammt waren. Und dieses Gefühl nahm mit jedem Wegzeiser, welchem mich der Postillon vorüberführte, immer mehr zu.

Seitdem waren nunmehr wiederum zehn Jahre verflossen, während welcher ich mehrere Küchen gefostet und mehrere Länder besucht hatte. Fünf Jahre davon war ich nur wenig glücklich, drei Jahre ungemein über meine Bestimmung und die letzten zwei Jahre so zufrieden gewesen, wie es einem Menschen möglich ist. Die Alles angewendet hat, um zu einem Ziele zu gelangen, wo er seine Arbeit mit Eifer und einigem Nutzen betreiben kann. So weit hatte ich es gebracht, als es mir einfiel, meine Vaterstadt wieder zu sehen.

Hinter den letzten Bergen, welche die Gränzen zwischen dem Departement der Rude und dem Departement der Cote d'or bilden, liegt eine kleine Stadt, welche vormals den Herzogen von Burgund zum Aufenthalt diente und wo die riesenhafte Ruine eines festen Schlosses über einem Gottesacker hängt und der vielen Generationen zu spotten scheint, die sich fortwährend wieder mit der Erde vereinigen, während diese Steine, welche sie einst bedeckten, immer noch aufgethürmt hat, den Blick immer tief das Lebensrecht in diesem alten Monumente, und der Name Karl's des Kühnen summt Einem noch immer in den Ohren, wenn man es weiß, daß dieser Fürst vielleicht hier das ehegeizige Project entworfen, mit welchem er den alten Ludwig XI. so sehr erschreckt hat.

Hier sind auch noch die Alterthümer von Ehatillon an der Seine und einige Ueberbleibsel der geborstenen Wälle, an denen der Epheu mit seinen taufeuchtwarmen Wurzeln die alten Steine umklammert, sich tüfen über die Ninen ausbreitet und sie der gänzlichen Zerstörung zu entreißen sucht. Alles um sie her ist entarret und verändert; nur sie allein sind unwandelbar; sie versprechen noch einige Jahrhunderte zu dauern, wenn nur keine menschliche Hand die reformirende Richtwaage darauf legt und kein unbrsoldeter Administrateur einem Bauluftigen den Rath ertheilt, sich den Ertrag des Niederreißens zuzueignen.

Die Stadt ist in zwei Theile getheilt, wovon der eine auf dem Berge, und der andere in der Ebene liegt. Von gewissen Punkten aus glaubt man, eine ungeheure gigantische Staire vor einem Amphitheater vor sich zu haben, und wenn die ersten Sonnenstrahlen ihre Spitze berühren und die feurigen Ziegeldächer der Häuser beleuchten, so wird man unwillkürlich an das röthliche Gesicht der Mennonsstatue erinnert, wie sie mit ihren harmonischen Seufzern die aufgehende Sonne begrüßt.

Chaumont und le Beurg sind die Namen der beiden Stadttheile. Sie waren vormals das Kriegsziel des Klanges — je nachdem der Ruf: Montjoie und Saint Denis. Auf einer Seite standen die Bischöfe und auf der andern die Herzoge von Burgund; hier die reichen und die freien Landstädter, dort die Armuth und die Leibeigenschaft; und auf beiden Seiten Haß und Eifersucht, Empörung und Kampf, Sieg und Gegenwehr. So stand es mit Ehatillon während der Zahrhunderten. Ich mag nicht erst von den letzten Jahrhunderten der Langsamer im 16. Jahrhunderet sprechen; auch nicht von den Verheerungen, Einäscherungen und der zweifächerigen Pest, welche an und für sich allein schon Stoff genug zu einer interessanten Geschichte dieser schönen Stadt darbieten könnte. Ich beschränke mich in die engen Gränzen eines Journals und lasse die Geschichte meiner Vaterstadt lieber Andern, die mit meine werthe Persönlichkeit ein wenig interessirten zu lassen.

Weinahe eine halbe Meile von der Stadt erblickte ich durch das an der Vorderseite des Post-Wagens angebrachte Loch, welches man Coupé nennt, den Thurm, oder vielmehr die Reste des Thurmes der Herzoge von Burgund. Mein Herz sing an, heftig zu pochen, und Thränen entrollten meinen Wangen. Weder Kälte noch Hitze hat mir jemahls Nachtass nicht beachtend, welcher darüber wie eine Ueberfluth brummte. Ich streckte meine Hände zum Wagen hinaus, als ob ich die Pelsche des Postillons hätte erfassen wollen. Ein jeder Fremde, der mich mit überschwänglichen Worten und Liebkosungen begrüßen hätte sehen hätte, würde mich entweder für einen Liebeling der Thierarzni-Schule zu Alfort gehalten haben, der die mechanische Muskelbewegung unserer Buccephalen beobachtete, oder für einen lebensfatten Menschen, dem es jetzt eingefallen war, sich vom Wagen zu stürzen. „Werden wir bald in Chatillon sein?“ sragte ich mit gepreßter Stimme den Postillon. — „Wir sind schon da!“ erwiderte er, und wir stehen in Chatillon. Es war 4 Uhr Abends und doch die Straße schon menschenleer. Sie lag zwischen zwei Häuserreihen, die wie zwei parallel laufende Linien sich ohne Ende auszudehnen schienen, wie eingepackt. Der Wagen hielt, und wir stiegen aus. Einige Figuren, welche mich den erbarmsten Theil ihres Geschlechtes nannte, der, um sich selbst nicht anzuschrecken, die Nasenspitze sehen ließen, brachten die Wirkung in mir hervor, die phantastische Erscheinungen gewöhnlich in unserer mäßigen Einbildungskraft hervorzubringen pflegen, welche indessen, weil sene weder klar, noch charakteristisch genug sind, aus ihrer Einsinnigkeit doch nicht gerissen wird. Es war nicht die Aufsahne, die ich erwartet hatte, und die ich von den guten Namen, welchen meine Aeltern, zu kleinen Zeit zurückgelassen, zu erwarten ein gültiges Recht besaß. Dem sey aber wie ihm wolle, ich nahm meinen Mantelsack und logirte mich im Wirthehause ein.

Welche unaussprechliche Gefühle von Freude und Trauer, von Bedauern und Beklagen, von Hoffnung und Furcht Enttäuschung empfindet man nicht bei dem Wiedersehen seiner Vaterstadt nach vierzehnjährigem Trennung! Kaum dem Wagenlärm, das mich empfinden, wenn wir in den Gesichtern der Menschen die Unruhe erblicken, uns wieder zu erkennen, behalten wir auch kaum kaltes Blut genug, uns ihnen mitzutheilen, und die ersten Worte, die wir hervorbringen, schienen einem betäubten Zustande entsahren zu sein, der an Einfalt gränzt. Man verschiedet sich zuerst in sein Zimmer, und während man Vorbereitungen zur Toilette trift, läßt man unterm Rasirmesser die tausend Projekte wiederkerzieben, die man auf der Reise entworfen hat. Man denkt an einen Freund, der bei unserer Wiederkennung Veranlassung finden wird, die Ihre zugebrachten zehn Jahre zu verwünschen, und an das junge Mädchen, welches man einst auf seinen Knieen gewiegt hat, wie es jetzt so sich sein wird, dasselbige zu besitzen, wo jenem armen junge Freunde fehlt: Man macht sich ein Fest daraus, sich eine ganz neue Generation, und besonders die des schönen Geschlechts, zu denken, die man zwei Lustra vorher noch den Händen der dienstfertigen Gouvernante übergeben sah, welche so sterig über die Grundsätze der Pflegebefohlenen gewacht, und besonders in dem unsterblichsten war, was

Digitized by Google

auf die unschuldigste Berührung der kleinen Knaben mit den kleinen Mädchen Bezug hatte. Wenn es nun gar sich treffe, daß jene charmanten Geschöpfe die Verstellung noch übertrefen, die wir uns von ihnen gemacht; wenn Ihr die Eine schön, majestätisch, voller Adel und Natürlichkeit findet; keineswegs erstaunt, in Euer unaus Angesicht zu blicken, läßt sie sich dieselbe zu einer gewissen Vertraulichkeit von Euch herab, ohne sich doch dabei dem mütterlichen Auge entziehen zu wollen; und dort eine Andere, die, mehr anmuthig als schön, dabei freundlich, lebhaft und etwas kokett, sich gar nicht weigert, Blicke mit Euch zu wechseln, in der Ueberzeugung, ihr Herz dennoch zu bewahren; wenn sich diese Alles, sage ich, so treift, dann rathe ich auch, nehmt Euer Herz in Acht, ziehet Euch in die engsten Gränzen der Vorsicht zurück, verbarrikadirt Euch darin und verdächtigt stets, daß die Rückkehr eines alten Jugendgefährten die beste Gelegenheit für ein Mädchen ist, sich einen Liebhaber zu erwerben. So, lieber Leser, habe ich zu Werke gehen müssen; und doch kehr ich nicht satisfirt, daß dieses große Bollwerk nicht mehr als einmal über den Haufen geschlagen worden wäre, so oft ich in zwei schöne schwarze Augen blickte, wenn ich nicht sogleich untersagen hätte, auch das schöne Gesichtchen, dem diese schönen Augen angehörten, zu betrachten.

Jedoch! ich ging für heute zu Bette, mit dem Schwerz belastet, die Stadt durchstrichen und wieder in's Wirthshaus zurückgekehrt zu seyn, ohne mein Anliegen unterbrochen gehen zu haben. Am Morgen des zweiten Tages befand ich mich in der Lage eines aus der menschlichen Gesellschaft geflohenen Menschen, der sich so weit zurückgesetzt fühlt, daß er nicht mehr den Muth hat, seine Wiedereinsahme zu hoffen. Ich hatte aber Unrecht. Ich fand gute Mitdiener und wahre Freunde wieder, die mich mit voller Herzlichkeit und inniger Freundschaftsergus empfingen, auf welche ich noch jetzt stolz bin, so, daß ich mir im ersten Augenblick Vorwürfe darüber machte, mich für so unbedeutend gehalten zu haben, um eine gleichgültige Aufnahme zu erwarten; ja, ich hätte mich gar sehr, Jemanden meine so sehr von aller Eitelkeit entfernt gewesene Vermuthung mitzutheilen.

Noch den ersten Tag der Erinnerung, der Liebe geweiht, nachdem es ausgemacht war, daß mein Skelett ein Unding gewesen, überließ ich mich dem Vergnügen der Beobachtung. Ich betrachtete mein väterliches Haus, oder ich blieb auf der Schwelle stehen; der Tod hatte die Gebieter daraus vertrieben und ihre Familie zerstreut. Ein Fremder bewohnte das Zimmer, wo ich den ersten menschlichen Laut, und mein Vater den letzten vernehmen ließ. Der schmerzlichste Anblick von noch da; der Kamin, an dem wir uns unterhielten, der Hof, wo wir unsere Kinderspiele trieben, und das Studirzimmer, wo mein Vater sein Lehrn hinbrachte, um uns eine mäßige Erbschaft zu hinterlassen. Wehe über diejenigen, die, das Vertrauen eines sterbenden Vaters mißbrauchend, seine Waisen auch noch um dieses Lauer erworbene kleine Erbtheil brachten! Möchet ihr straflos ihm der Gerechtigkeit entgehen für zu treffen, denn sie haben Gewissensbisse genug, und die Gewissensbisse verzähren niemals.

Ich sah das Gras wieder, in welchem die Asche meiner Aeltern ruht. Es ängstete mich, als ich anfangs die Stelle dieses Grabes nicht finden konnte. Ich war in den wenigen Erschütterungsjahren gefolgt, ich hatte die beiden Gräber aufgeblühen sehen, den dunklen Wiederhall der beiden Särge gehört, und meine schwachen Hände sprengten das Weihwasser darauf; ja, ich werde nie den kurzen und hohlen Schlag der ersten Schaufel Erde vergessen, die mein Herz so sehr betrogen, als wenn sie mir auf die Brust gefallen wäre. Ich mußte diese Vergangenheit durchdringen, die mir so sehr zuwider war, und mir alle freie Anzahlungen erneuern, um den Grabstein wiederzufinden, den mein schwaches Gedächtnis mir entzog. Endlich entdeckte ich ihn; ich vergoß einen Strom von Thränen auf dem kalten Stein, und verschaffte dadurch einem Mißbedagen Linderung, welches mir der Schmerz über mein leichtsinniges Vergessen verursacht hatte. Tausend Gedanken wiederholten sich in mir, Gedanken, die unser innerstes Wesen erschüttern, die und die Gegenwart so trocken und so bitter machen, und die uns auch das Glück der Zukunft bezweifeln lassen. Denn nichts erreicht ja die Liebkosungen einer Mutter, und selbst die vollkommensten und verdientesten Genüsse der Eigenliebe sind nicht so viel werth, als das Lob eines Vaters, welcher uns ohne Unschwelle erstreicht wird, und von einem solchen Richter ausgeht, dem es am Herzen liegt, daß uns sein Beifall stolz mache, und daß wir ihn nur erwarten sollen, wenn wir ihn verdienen.

Doch der Anblick dieses Grabes forderte mich zu einem Examen meines Gewissens auf. Eine geheime Macht rief mir alle Handlungen meines Lebens zurück, als wenn es sich hier darum handelte, eine Rechnung abzulegen, vor welcher bis jetzt meine Eitelkeit und meine Schwachheit zurückgebebt waren. Dieser Rasenhalt auf dem Gottesacker, diese stille Zusammenkunft mit den Todten, und die Stimmung meines Gemüthes trugen alle dazu bei, eine Feierlichkeit um mich her zu verbreiten, wie sie gewöhnlich dem Verhör eines Schuldigen vorangeht. Und ich stand hier, das Auge auf den Stein gerichtet und die Inschrift überlesend, die schon verwischt und verdorben war, aber deren Einfachheit und rührende Beschiedenheit gegen die frühzeitigen Angriffe der Zerstörung zu protestiren schienen. Es giebt ein allgemeines Gesetz in der Welt, sagte ich zu mir, und dieses allgemeine Gesetz ist der Tod mit seinen verheerenden Folgen. So wie er die Menschen einander gleich macht, so macht er auch die Gräber gleich, und die rohige Klage der Mausoleume erstickt so gut, wie die Wahrheit eines gemeinen Grabes.

Nein, niemals ist das Leben so real und so vollkommen, als in der Gegenwart eines Grabes, und welches Grabes! In einem Augenblick mächte ich sunfzehn Jahre meiner Existenz hinter mich; ich berechnete meine guten Thaten und ihre Freuden, meine Fehler und ihre Gewissensbisse; ich erinnerte mich meiner Kämpfe zwischen kindlicher Liebe und dem schwachen Trotz auf meine Unabhängigkeit; meines sorglosen und abenteuerlichen Hangts mit der sorgenvollen Unruhe meiner zärtlichen Mutter; meiner Streitheit, mich dem Rathe meiner Aeltern zu fügen, und meiner Gleichgültigkeit gegen den Schmerz, den diese über meinen Eigensinn empfinden mußten; ich dachte an meine so bald verschwundene Kindheit, an meine Jugend, welche an den Kopfstissen des kranken Vaters und der sterbenden Mutter begann, und an die Trostlosigkeit, die mich an der Spitze meiner verwaisten Geschwister ergriff; ich dachte an meine Familie, welche uns der Vaterlandsverrathen und der Wuth der einen Partei zerstreute, aber treuen Lohn Vormundes preisgegeben wurde; ich gedachte der unsruchtbaren Mitleidens meiner Freunde und ihrer traurigen Ahnung, daß die Verwaltung unseres Erbtheils einem verdächtigen Mandatar anvertraut worden sey, so wie ihrer Verdrüßnis bei der Beerwirklung dieser Ahnung. Alle diese Erinnerungen erhoben sich eine nach der anderen in mir, klangen sich dann zusammen vor mir hin und verschwanden noch schneller wieder; ich stand allein und entmuthigt vor dem Grabe, vor dieser unvermeidlichen Auflösung. O! wodurch haben jene privilegirten Familien es denn besser verdient als wir, ihre lebenserklärigen Nachkommen bis ins dritte Glied zu zählen und im alleinigen Besitz so vieler Glückseligkeiten zu sehn, deren geringster Theil schon hinreichend wäre, das Schicksal meiner Waisen zu mildern? — Und diese Waisen zwingt Ihr, die despotische Macht eines Vormundes als eine Ausgleichung hinzunehmen! O, wie weit zurücklicher wäre eine gänzliche Verlassenheit der Waise ist, als ein so unentgeltlicher Schutz, der sast immer ihrer bezahlt werden muß! Ein freier Aufschwung würde die Entwicklung der Geisteskräfte nicht verhindern; manche Waisen wüßten den selbst in der Fülle ihres Unglücks Hülfsquellen entdecken, wenn sie nicht von außen durch eine tyrannische Kontrolle beschränkt würden, und man nicht immer den Versuch machte, sie gerade zu dem Gegentheile ihrer inneren Neigungen zu zwingen. Aber die Gesetze wollen es einmal so, daß man sie die wichtigste Zeit ihres Lebens die heilige Epoche, zur Leitung und zur Bildung ihrer Wesen, den Händen anvertraue. Indem die Gesetze einem Vormunde die Gewalt eines Vaters einräumen, sind sie mehr darauf bedacht, einen Aufseher über die materiellen Interessen der Mündel anzustellen, als ihnen einen nachsichtigen Freund zu geben, der ihnen die traurige Nothwendigkeit seiner Machtverleihung so wenig als möglich fühlbar macht. — Und welch ein Mittel giebt es dagegen? Ich weiß es nicht; aber das Uebel ist angezeigt, und das Hellmittel wird wohl aufindig zu machen möglich seyn. Und niemals hat wohl ein wichtigerer Gegenstand den heilen Beistand der Social-Reformer in Anspruch genommen, als dieser!

Ich verließ den Kirchhof und seine ewige Einsamkeit, grüßte das Grab, dessen Nähe diese Betrachtungen in mir angeregt hatte, und stieg den Weg der Todten, den traurigen Hügel herunter, den meine Aeltern zum letzten Male hinaufgestiegen waren. Oft am Abend, nach einem in Festen und betrauschenden Freuden vollbrachten Tage, schlich ich mich schweigend an den Fuß des mir so theuren Grabes, reinigte da meine Stele von den groben Schlacken, mit denen die körperlichen Menschlichkeiten sie besteckt hatten, und die Feuchtigkeit der Nacht vereinigt mit der erlöschen und traurigen Einrichtung des Gottesackers, erhoben mein Herz und ließen eine ergiebige Quelle von Tröstungen daraus hervorsprudeln, die mich über das Nichts dieses traurigen Lebens emportrugen. Jedes Jahr werde ich Euch wiedersehen, Dich, meine geliebte Vaterstadt, und Dich, Du ehrwürdiges Grab, Du einsames und geheiligtes Dorfchen, welches so sehr verschönert zu mögen, daß die Reihe an mich kommt, meine Asche mit der Deinen zu vereinigen, um damit das Vorspiel einer innigeren und reineren Wiedervereinigung zu beginnen, von welcher wir weder die Natur noch die Dauer begreifen können. — —

Bibliographie.

Mademoiselle de Rohan. — Vom Baron Lamothe-Langon. 2 Bde.

Le Marquis de Fontange. — Von Frau von Girardin (Delphine Gay). 2 Bde. 18 Fr.

Le Prêche et la Messe, roman-chronique des guerres de religion pendant le 16e siècle. Nach A. Tromlib von E. F. L'Héritier. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Kalte Winter während der letzten zehn Jahrhunderte. (Nach Neugn.) Im Jahre 806 froe die Rhone zu; die Kälte war — 14° bis — 16° R. Im Jahre 833 war der Po von Cremona bis zum Meere zugefroren. Im Jahre 1234 fuhren beladene Wagen bei Venedig über das Adriatische Meer. Im Jahre 1305 waren alle Flüsse in Frankreich zugefroren. 1324 konnte man auf dem Eise von Dänemark nach Lübeck und Danzig reisen. 1334 waren alle Flüsse der Provence und Italien's zugefroren; in Paris währte die Kälte 3 Monate und 20 Tage. 1468 mußte man in Flandern den Wein mit Beilen zerhauen, um ihn an die Soldaten vertheilen zu können; ebenso in Frankreich im Jahre 1544. Im Jahre 1594 war das Meer von Moeseille bis Venedig gefroren. 1657 war die Seine ganz zugefroren und 1677 fünf und dreißig Tage lang mit Eis bedeckt. 1709 waren das Mittelländische Meer von Marseille bis Genua und das Adriatische Meer gefroren. 1716 waren Wurden auf der Themse errichtet und in den Jahren 1742, 1744, 1766. 1767, 1776. 1788 und 1829 war die Seine ganz zugefroren. Im Winter von 1813 — 14 war die Themse, vierzehn Tage hindurch, so fest zugefroren, daß auf dem Eise ein Markt gehalten und ein ganzer Ochse gebraten wurde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Montag den 22. Juni 1835.

Spanien.

Don Carlos (Karl's V.) heimliche Abreise von London.

Von August St. Sylvain*).

Als Karl V. in Folge der Quadrupel-Allianz Spora verließ, um sich nach England zu begeben, sah er in dem Schutz, den die Britische Regierung ihm gewährte, nur ein Mittel, in seine Staaten zurückzugelangen, wo ihn in Navarra's Gebirgen ein kleines Heer treuer Unterthanen erwartete. Dieser Gedanke allein, der nicht einen Augenblick von ihm wich, konnte ihn bewegen, sich aus Portugal zu entfernen und die Gränzen seines Königreichs einige Tage aus dem Gesicht zu verlieren. Kaum war er daher in Portsmouth angekommen, als er sich auch unaufhörlich mit seiner Rückkehr nach Spanien beschäftigte.

Dieser Fürst hatte mich in die sehr kleine Zahl ergebener Personen einzuschließen gewußt, denen er seine Pläne vertraute, und mich dazu auserlesen, ihn zu begleiten. Während seines Aufenthalts zu Portsmouth übertrug er mir die Sorge für die Vorbereitungen zu seiner Abreise. Ich drgad mich auf seinen Befehl mehrere Male nach London, um dort die nöthigen Qualitäten zu treffen. Das Wichtigste und Schwierigste von Allem war, uns Päße zu verschaffen. Ich besprach mich über diesen Gegenstand mit Herrn B***, Banquier zu London, dessen Hingebung für die royalistische Sache und dessen Geschäftskenntniß mir von großem Nutzen waren.

Nachdem wir lange darüber berathschlagt hatten, welche Art von Päßen wir am schicklichsten wählen sollten, beschlossen wir endlich, den König und die Person, die ihn begleiten würde, für Pflanzer der Insel St. Trinidad gelten zu lassen und die Päße für Leute unter diesem Titel auszuwirken. Wir wählten deshalb gerade jene Insel, weil die meisten Bewohner derselben, da sie einst den Spaniern gehörte, diese Sprache noch reden und alle die Spanischen Worte, die dem Könige etwa auf der Reise, wo wir vorbeikamen, entschlüpfen möchten, keinen Verdacht erwecken konnten.

Unsere Päße wurden uns auf die Namen Alphons Saez und Thomas Saubot ausgestellt, der Erstere Kaufmann, der Andere Gutsbesitzer von St. Trinidad, Beide Correspondenten des Herrn B***. Herr Thomas Saubot, der sich damals in London befand, gab mir seinen Paß, dessen Signalement glücklicher Weise ganz leserlich auf mich anwendbar war; den andern Paß ließ einer meiner Freunde sich ausfertigen; aber keiner von Beiden argwöhnte den Gebrauch, den ich davon machen wollte.

Die Päße waren also verschafft, und ich sammelte nun alle mögliche Blätter zum Beweisführen, die in irgend einem Bezug zu der Insel Trinidad standen, so viel ich deren auftreiben konnte; ich erkundigte mich angelegentlich nach den Namen der bedeutendsten Einwohner dieser Kolonie und nach dem, was zuletzt in den Englischen Häfen von dort angelangt war, um jeder etwanige Frage in dieser Beziehung beantworten zu können. Dann schickte ich, um dem mißtrauischen Auge des Fürsten Talleyrand zu entgehen, einen Paß, der mir vor sechs Monaten unter meinem wahren Namen in Frankreich ausgestellt worden war, zum Visiren auf die Gesandtschaft und ließ ihn zwei Tage dort, damit man gehörige Zeit behielte, ihn zu beachten. Meinem Wunsche gemäß wurde der Paß nach Hamburg visirt; ich hatte zu allem im Hause Karl's V. angestellten Personen laut geäußert, daß ich nach jener Stadt abreisen wolle, und auch bei allen meinen Freunden dieselbe Vorsichtsmaßregel getroffen.

Ueberall sprengte ich aus, ich sey mit einer nicht unwichtigen Mission nach dem nördlichen Deutschland beauftragt. Eine solche Reise schien ganz natürlich, denn man wußte, daß zwei Fahrzeuge mit 300 Spanischen Offizieren an Bord, die sich nicht mit uns zugleich hatten einschiffen können, zu Hamburg erwartet wurden. Es war sehr einfach, daß ich dorthin ginge, um sie zu empfangen; auch vertrauten mir mehrere Personen mit vollem Glauben Briefe und Aufträge an. Herr von Talleyrand wurde aufs schönste von mir angeführt; er zeigte seinen Agenten in Hamburg meine Ankunft im Voraus an und erzeigte mir sogar die Ehre, daß er einen besonderen Emissär dorthin sandte, um meine Schritte zu bewachen. Dieß mal aber ward die alte diplomatische Schlauheit des Botschafters getäuscht; ich hatte den Ruhm, Herrn von Talleyrand zu mystifiziren.

Zu größerer Vorsicht verschaffte ich mir noch zwei andere Päße und meldete dem Könige dann, daß Alles zu unserer Abreise vorbereitet sey. Diese Abreist sollte schon in den ersten Tagen nach unserer Landung in England stattfinden; aber das Schwierigste war noch nicht überwunden, und ich hatte noch viele Hindernisse zu beseitigen, namentlich in den Umgebungen des Königs.

Der Bischof von Leon war von allen Personen, die den Fürsten umgaben, der Einzige, der seinen Entschluß billigte, doch wollte auch er die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen. Alle Anderen, ob gleich sie die Rückkehr Karl's V. in seine Staaten nothwendig fanden, widersetzten sich doch der Reise durch Frankreich aus allen Kräften; der Streng schien ihnen minder gewagt; und ich hatte über die Aussichten dieß Möglichkeiten, welche die Leon mir vorgeschlagenen Mittel hatten, lebhafte Erörterungen zu bestehen.

Die Zeitungen hatten der Regierung Christinens schon einen Wink gegeben, indem sie meldeten, daß Don Carlos unverzüglich in einem der Häfen von Biscaya erwartet würde; man hatte mehrere Englische Offiziere die Werereteufe an verschiedenen Stellen der Küsten von Guipuzcoa und Biscaya untersuchen sehen; die Englischen, Französischen und Spanischen Kreuzer bewachten die Gestade mit der größten Sorgfalt. Meiner Ansicht nach war also eine Landung faß unmöglich oder wußte wenigstens, anzuommen, daß sie zu bewerkstelligen gewesen wäre, alle feindliche Streitkräfte und Hülfsquellen nach zwei Richtung hin brächen, so daß der König Jeder seine Ergebenheit dadurch zu beweisen, daß er alle mögliche Beseeigniße zu Tage bringt, und man wird durch sie nur behindert, statt Hülfe bei ihnen zu finden.

Es kostete mir nicht wenig Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß aus die Landreise höchstens der Gefahr aussetze, von der Französischen Polizei verhaftet zu werden, und daß wir den König in diesen Falle nichts Schlimmeres begegnen könne, als über die Gränze zurückgebracht zu werden. Uebrigens war ich überzeugt, über alle Täcke bereits gefaßt zu haben.

Alle unsere Raststunkte waren genau bestimmt; ich hatte alle Häuser aufgezeichnet, in denen wir auf dem Wege von London nach Bayonne auszuruhen kämten, und obgleich ich aus Furcht vor Indiscretion Niemanden von unserem Beeaben benachrichtigt hatte, so war ich doch der Aufnahme und Ergebenheit gewiß, die wir finden würden.

Den Weg kannte ich vortrefflich, und ich konnte daßir stehen, daß nichts uns aufhalten würde; von alledem mußte ich die Leute erst zu überzeugen suchen, die es für ihre Pflicht hielten, tausend Bedenklichkeiten gegen meinen Reiseplan zu erheben. Ich kann mich sagen, daß Alles so gekommen ist, wie ich es vorher gedacht, und daß ich in dem Wege, den ich schon vor der Abreise von Portugal für St. Majestät entworfen hatte, nichts zu ändern brauchte.

Ich drang darauf, daß unsere Reise nicht aufgeschoben werden sollte; es wäre thöricht gewesen, wenn man der Polizei erst hätte Zeit lassen wollen, den erlauchten Reisenden mit ihren Netzen zu umstricken. Es glückte mir, auch nach diesen Sieg zu erringen. Der König zog meinen Gründen nach und setzte seine Abreise auf den ersten Juli fest.

Es wurde ausgemacht, daß die Königliche Familie ihre Wohnung in London nehmen sollte. Sie verließ Portsmouth am 22. Juni und bezog Gloucester-Lodge, das einst von Canning bewohnt wurde; dieser freundliche Ort liegt ungefähr zwei Englische Meilen vom Hydes-Park, auf der Seite von Piccodilly. Wer den Einfluß kennt, den Canning's Prinzipien auf das Geschick Spaniens ausübten, dem wird es ein seltsames Zusammentreffen scheinen, daß König Karl V., als er anzog, um sein Königreich zu erobern, von demselben Ort aufbrach, wo derjenige von Englands Ministern starb, der am meisten zu den Revolutionen in seinem Königreich beigetragen hat.

Der König benutzte die wenigen Tage, die ihm in London übrig blieben, um Alles in Augenschein zu nehmen, was diese Stadt Sehens-

*) Aus dem in Paris erscheinenden legitimistischen Blatte „la Mode", das die Quelle dieser Mittheilungen die Memoiren des Herrn St. Sylvain nennt.

Digitized by Google

würdiges enthält. Ich übergab ihm sodann die Verhaltungsregeln, welche die Personen seines Hauses im Anzuge sich unseres Aufbruches, so wie während unserer Reise, beobachten sollten. Folgendes ist der Inhalt derselben:

Der König sollte sich am ersten Juli mit Herrn Agnaets, ehemaligem Attaché der Sardinischen Gesandschaft, um sechs Uhr, zu welcher Stunde er gewöhnlich spazieren zu gehen pflegte, nach der ersten, eine Englische Meile von seinem Wohnort gelegenen Platz begeben und dort einen Wagen nehmen, um nach Weltbeck-Street in Cavendish-Square zu fahren. In einem Hause dieser Straße erwartete ich ihn, dort sollte er sich den Schnurrbart abnehmen und das Haar färben lassen. Es war verabredet, daß man mit einbrechender Nacht zu Glovester-Lodge reisen sollte, der König sich von seinem gegenwärtigen ansehnlichen Kopfschmerzen zurückgelegten und habe sich zu Bett legen müssen. Der Arzt des Don Carlos, der nie von seiner Seite hatte weichen wollen, und der Kammerdiener des Königs, ein treuer Alter, auf dessen Verschwiegenheit man nehmen konnte, sollten in das Geheimniß zugezogen werden. Der Weltbeck sollte, nachdem er dem Kranken einen Besuch gemacht, ein Rezept verschreiben, welches in einer benachbarten Apotheke bereitet und worin Senfbäder und Zugpflaster verordnet werden sollten.

Die Königin, die Prinzessin von Beira und der Bischof von Leon sollten täglich mehrere Stunden am Bett des erkrankten Kranken zubringen. Der Bischof von Leon sollte ausdrücklich zu dieser Zeremonie von London, wo er wohnte, nach Glocester-Lodge gebolt werden, um immer in der Nähe des Königs zu seyn, wenn derselbe seines Beistandes bedürfte. Jedem Andern sollte der Zutritt in das Zimmer des Königs verwehrt seyn, selbst seinen Kindern; ihnen sollte gesagt werden, die erkrankter Vater könne sie wegen zu heftiger Schmerzen nicht empfangen. Zwei Tage lang sollte man diese Täuschung unterhalten und dann mit dieser Reise dem Prinzen von Asturien entgegeneilen, und er bes zeigte den lebhaftesten Schmerz darüber, daß er seinen Vater nicht habe begleiten können. Sobald der Kammerherr, der vermöge seiner Amtsspflichten das Recht hatte, zu jeder Stunde in das Zimmer des Königs zu kommen, wußte mehrere Tage lang nichts von der Abreise, beit seines Gebieters.

Wenn die Abreise des Königs von London bekannt geworden wäre, sollten zwei seiner Kammerherren in einer vierspannigen Postkutsche nach Kullworth fahren, und man sollte durch die Zeitungen bekannt machen lassen, Don Carlos habe sich zu einem Besuch nach seinem ehemaligen Wohnort Karl's X. begeben, weil er sich später mit seiner Familie dort anzusiedeln gedenke. Ich hieß, der Königin alle diese Sonderlangsregeln schriftlich zurück, und sie versprach mir, sich danach zu richten.

Diese vielen Einzelnheiten werden vielleicht kleinlich erscheinen, aber ich wollte nun einmal alle Mittel anzeigen, welche angewandt, alle Maßregeln, welche ergriffen wurden, um die Reise des Fürsten zu sichern; man wird bei einem so wichtigen Gegenstande die große Menge der Details verzeihen.

Endlich, am 1. Juli um 10 Uhr Morgens, kam der König mit mir über die letzten Scheitte zu unserer Abreise überein. Ehe ich ihn verließ, stärkte ich ihn die Hand und sagte: „Sire, dies ist die letzte Freundschafts-Versicherung, die ich Ihnen heute zu geben nöthig habe; mir die zu Ihrer Rettung in Ihre Staaten geborchen; dort angelangt, nehmen wir ein Jeder wieder unsern Rang ein.“ Der König antwortete mir mit sicher gewöhnlichen Hohl, daß er sehr gern in diesen Tausch willige. Ich nahm sodann von allen Personen des Hofes Abschied und ließ sie der dem Glauben, daß ich nach Hamburg ginge.

Um 6 Uhr befand ich mich an dem verabredeten Ort in Weltbeck-Street, wo eine halbe Stunde später der König erscheinen sollte; um halb 7 Uhr war er noch nicht da, und ich fing an, unruhig zu werden. Diese Verspätung war jedoch ganz natürlich. Mußte der König nicht, ehe er abreiste, eine Krone niederlegen, eine Krone, von der man sich mir mit vielen Thränen und Schmerzen trennt, seine Krone? Er sollte sich aus den Armen einer Familie reißen, die er niemals verlassen hatte, aus den Armen einer verehrten Gattin und seiner Kinder, ohne zu wissen, ob er sie jemals wiedersehen würde! Sein Vater- und Gattenherz mußte bluten, als er seine Königspflichten erfüllte. Er sagte seinem Kindern das letzte Lebewohl; der Wöchner von der Königin sollte es auf ewig thun!

Der König erschien um halb 8 Uhr in Begleitung des Herrn Aj.... Ich ging ihm entgegen, wurde aber bei seinem Anblick so bewegt, daß er es bemerkte und zu mir sagte: „Sie scheinen Furcht zu haben.“ „...Nein, Sire.““ „...Sie haben Furcht, sage ich Ihnen“, versetzte er lebhaft, „Sie sind bewegt.“ „...Ja, Sire, ich bin es, aber aus Enthusiasmus. Ich bewundere die Energie, womit Sie sich zu einem Schritt entschlossen haben, der so große Folgen haben muß.““ Ich stellte ihm sodann Herrn B. und dessen Gattin vor, die Beide das Vertrauen, welches der König auf sie gesetzt hatte, im höchsten Grade verdienten.

Man scheint nun dazu, den König unfreundlich zu machen, und er gab sogleich mit merkwürdiger Heiterkeit seinen Schnurrbart der Scheere preis, ein schmerzliches Opfer für einen Castilianer. Die liebenswürdige B. hatte es übernommen, sein Haar zu färben; ihre Hinzeigung wollte ein so wichtiges Geheimniß nicht fremden Händen anvertrauen. Sie verlegte ihr Geschäft mit ängstlicher Sorgfalt, als sie das Haar des Königs zum ersten Male bestreute, sagte sie mit sichtbarer Rührung zu ihm: „Wir müssen uns in einer Revolutionszeit befinden, Sire, daß ich es wage, die Hand an ein Königliches Haupt zu legen.“ „...Much, Madame““, antwortete der König mit freundlicher Herablassung; und um sie dreister zu machen, sezagte er lowing, ob nicht auch Puder da wäre, um sein Haar zu bleichen. „...Die Zeiten““, sagte er hinzu, „...in denen wir leben, können uns freilich des Mittel oft entbehren.“

Unter allen diesen Zurüstungen war ich weggegangen, um die letzten Anstalten zu treffen; zu den Eigenthümer des Hauses, welches ich bewohnte, sagte ich, da ich morgen sehr zeitig mit dem Hamburger Packetboot abreisen wolle, so hätte ich mich entschlossen, am Bord zu schlafen, um des Morgens gleich zur Stelle zu seyn. Dies geschieht oft und konnte keinen Verdacht erregen; ich ergriff diese Veranstaltungsregel aber, weil am Abend vorher ein Franzose zu mir gekommen war und sich erboten hatte, mich auf meinen Reisen zu begleiten. Die Sache schien mir verdächtig, und obgleich ich nicht unter meinem eigentlichen Namen in diesem Hause lebte, so fürchtete ich doch, jener Mensch möchte ein Spion des Fürsten Talleyrand sehn.

Als ich zum Könige zurückkehrte, fand ich den Bischof von Leon, Herrn Aj... und den Secretair des Bischofs bei ihm. Der Letztere war so eben von Glocester-Lodge angekommen, wohin wir ihn geschickt hatten, um das Siegel des Königs, dessen er sich bedienen wollte, zu holen war. Der Secretair des Bischofs benachrichtigte uns, daß man in voller Arbeit sey, die für den Kranken vorgeschriebenen Mittel zu bereiten. Diese Nachricht beunruhigte den König sehr, da er in der besten Gesundheit und Munterkeit sich anschicke, zur See zu gehen.

Ich erklärte, daß während meiner Abwesenheit der Bischof von Leon, von den Besorgnissen der Königin unseres Planes beseitigt, die ihm die Gefahren, welche dem Könige auf dieser abenteuerlichen Reise bevorstünden, höchst übertrieben darstellten, einen Augenblick an dem Erfolg des Unternehmens gezweifelt und es für seine Pflicht gehalten hatte, einen letzten Versuch zu machen, um sich zu versichern, ob der Entschluß des Königs unerschütterlich sey. Er sey aber soll dabei zu seinen Füßen und beschwor ihn, seine Abreise zu verschieben. „Nein“, erwiderte der König, „ich fühle hier (indem er auf sein Herz zeigte) ein Etwas, welches mir sagt, daß dies Unternehmen glücken wird; und damit Gott es beschütze, so geben Sie mir Ihren Segen.“ Der König kniete nieder, und der würdige Bischof flehte die Segnungen des Himmels auf sein Königliches Haupt herab.

Die Trennungsstunde schlug; der Bischof des Königs von dem Bischof von Leon und den ihn umgebenden Personen bat einen rührenden Abschied dar. Es war Mitternacht, als wir das Schiff bestiegen; um halb acht Uhr Morgens warm wir zu Brighton, und eine Stunde darauf steuerten wir nach Dieppe hinüber.

Asien.

Einige neue Details über Lokalsitten und Sitten der Beduinen.

(Schluß.)

Kurze Zeit darauf kam die Nachricht, daß die Beduinen auf Palmyra heranzögen. Es liefen sich sogar schon welche um Soriehan bemerken. Eines Tages kam Einer an, ein gewisser Selame el Hassan. Wir waren gerade bei Selim, als er hereintrat; es wurde Kaffee gemacht, und eben wollten wir trinken, als Einwohner aus dem Dorfe zum Schreck kamen und den Fremden verklagten, er habe vor acht Jahren an dem und dem Orte ihren Verwandten getödtet, und sie verlangten nun Genugthuung für seinen Frevel. Hassan leugnete die ganze Sache und sagte sie, ob sie Zeugen hätten. „Nein,“ erwiderten die Kläger, „aber man hat dich ganz allein jenes Weges kommen sehen, und somit kann kein Zweifel darüber obwalten, daß du es gethan.“ Hierauf gestanden. Wir wissen, daß ihr euch beide haßtet, und daß unter euch Streit entstand, daß Du sein Mörder bist.“ — Hassan blieb bei seinem Leugnen. Der Scheik, der die Beduinen fürchtete und deshalb immer schonend mit ihnen verfuhr, nahm, da keine positive Beweise gegen den Angeklagten vorhanden waren, ein Stück Holz und sprach: „Schwöre bei dem, der auch dies Holz erschaffen hat, daß Du ihren Verwandten nicht getödtet hast.“ — Hassan nahm das Holz, sah es einige Minuten lang an und schlug die Augen nieder; dann, ein Haupt wieder erhebend gegen seine Ankläger, sagte er: „Ich will nicht zwei Verbrechen auf der Seite haben, Mord und falschen Eid vor Gott. Ich habe euren Verwandten getödtet, was wollt ihr als Buße für sein Blut?“

Da der Scheik, seiner Pflicht gemäß, nicht noch der vollen Strenge der Gesetze verfahren mochte und alle gegenwärtige Personen sich für Beilegung der Sache interessirten, so kam man überein, daß Hassan den Verwandten des Getödteten drei hundert Piaster bezahlen sollte.*) Er hatte die Summe nicht bei sich, versprach aber, sie in wenigen Tagen zu bringen, und da man Schwierigkeiten machte, ihn ohne Pfand gehen zu lassen, so entgegnete er: „Ein Unterpfand kann ich euch nicht geben, aber der mag für mich bürgen, dessen Namen ich nicht durch falschen Eid habe entweihen wollen.“ So zog er denn davon, und nach vier Tagen kam er zurück und brachte tausenden Hammel mit, deren jeder mehr als zwanzig Piaster werth war. Dieser Zug von Treue und Großmuth erfüllte uns mit Bewunderung und Erstaunen zugleich.

Wir äußerten einmal gegen Hassan, daß wir gern nach Palmyra wünschten, um unsere übrigen Waaren zu verkaufen, uns aber vor den Gefahren des Weges dahin schreckten. Er erbot sich, uns zu geleiten, und sagte bei dem Scheik eine schriftliche Bürgschaft wieder, zu der er sich für Alles, was uns Feindseliges zustoßen würde, verbindlich machte. Uebergezogt, daß er ein Mann von Ehre sey, nahmen wir seinen Vorschlag an.

Die Fürahrung war gekommen. Die Wüste, kurz vorher noch so dürr, hatte sich plötzlich mit einem Teppich von Grün und Blumen überzogen. Dies zauberische Schauspiel bestimmte uns, unsere Abreise zu beschleunigen. Wir besonnten einen Theil unserer Waaren beim alten Mousa, um nicht zu sehr die Aufmerksamkeit und Habgier der uns etwa begegnenden Araber zu erregen. Nawfal wünschte nach Homs zurückzukehren; Herr Lascaris entließ ihn reich belohnt. Nachdem wir

*) Nach den arabischen Gesetzen wird der Mord mit Geld gebüßt, die Summe wird durch die Umstände bestimmt.

Digitized by Google

die nöthigen Monats mit ihren Kameelen gewiethet, Abschied von den Bewohnern von Corfatan genommen und uns mit Wasser und Mundvorrath auf zwei Tage versehen hatten, setzten wir am folgenden Morgen ganz in der Frühe ab, von einem Empfehlungsschreiben des Scheik Selim an den Scheik von Palmyra, Namens Hagiai el Druf, begleitet.

Nach einem zehnstündigen Marsche, immer in der Richtung nach Osten, hielten wir bei einem viereckigen Thurme an, der sehr hoch und massiv gebaut war und Kasser el Owdaan hieß, auf dem Gebiet el Dasch. Dieser Thurm, der zur Zeit der Griechischen Kaiserschaft erbaut, diente zur Vormauer gegen die Perser, die oft einbrachen und die Bewohner des Landes wegführten. Diese alte Burg in der Wüste hat ihren Namen bis auf unsere Tage behalten. Nachdem wir die Architektur bewundert, die einer guten Zeit angehört, begaben wir uns zurück und verbrachten die Nacht in unserm Zelten schon, wo wir viel von der Kälte zu leiden hatten. Am Morgen, als wir uns zur Weiterreise anschickten, wurde Herr Lascaris, der, an die Bewegungen der Kameele noch nicht recht gewohnt, ohne die gehörige Vorsicht auf seines aufgestiegen war, von diesem, als es sich rasch in die Höhe hob, zur Erde geworfen. Wie sprangen herzu, und es schien sich den Fuß verrenkt zu haben; da er aber seinen Fußverdruß machen wollte, so leisteten wir ihm Hülfe, so gut es ging, hoben ihn auf sein Thier und setzten unsere Reise fort. Wir hatten zwei Stunden gemacht, als wir aus der Ferne eine Staubwolke auf uns heran sich erheben sahen und bald auch sechs bewaffnete Reiter unterscheiden konnten. Kaum hatte Hassan sie erblickt, so that er sein Wams von sich, ergriff seine Lanze und stieg behende hinten aufgesessen, um sich zu ihnen zu gesellen. Wir ihnen augelangt, sagte er ihnen, daß wir Kaufleute wären und nach Palmyra wollten, und daß er sich vor dem Scheik Selim auch seinem ganzen Hause verpflichtet habe, uns sicher hin zu geleiten. Aber die Beduinen, vom Stamm el Hassune, sagten, ohne auf seine Worte zu achten, auf uns zu; Hassan wirft sich ihnen in den Weg, und der Kampf beginnt. Unser Begleiter hatte sich schon zu Anfange verwundet, kannt; aber auch seine Feinde waren nicht minder tapfer. Wehl eine halbe Stunde lang hielt er ihren Angriffen Stand; endlich, durch einen Lanzenstich im Schenkel verwundet, zieht er sich zu uns zurück und sinkt bald darauf vom Pferde. Die Beduinen schicken sich an, uns auszuplündern, da ruft sie Hassan, an der Erde liegend, während das Blut aus seiner Wunde fließt, zu sich heran und spricht: „Was thut ihr, o meine Freunde? wollt ihr denn das Recht der Araber, Sitte und Brauch der Beduinen mit Füßen treten? Die, welche ihr beraubt, sind meine Brüder, sie haben mein Wort, ich habe mich für Alles, was ihnen feindliches begegnen würde, verantwortlich gemacht, und ihr wollt sie plündern! Scheik Isa wie Ebenmeister bandelt er — „Wer um Hab zu sich anbedingt, gegen Christen nach Palmyra zu geleiten!" entgegneten sie ihm; „nicht du, nicht das Mehanna el Fadel (der Scheik ihres Stammes) das Oberhaupt dieses Landes ist! Warum hast du dir nicht beim Erlauchnik eingeholt?" — „Ich weiß es wohl," versetzte Hassan, „aber diese Kaufleute waren eilig und von der Zeit gedrängt; Mehanna befindet sich fern von hier, und ich habe mein Wort gegeben, sie haben mir vertraut; sie kennen unsere Gebräuche und Gesetze, die unwandelbaren. Ist es euer würdig, sie zu verletzen: diese Kaufleute zu berauben und mich hier so verwundet schmählich liegen zu lassen?"

Auf diese Worte fanden die Beduinen von ihrer Gewaltthätigkeit ab und erwiderten: „Wohl, was du sagst, ist wahr und gerecht; und da sich's so verhält, so verlangen wir von denen Schüsslingen nichts weiter, als was sie uns aus freiem Willen geben wollen." Wir boten ihnen sogleich zwei Wachtas, einen Beutel und hundert Piaster an. Sie waren damit zufrieden und ließen uns unsere Reise ungehindert fortsetzen.

Am Eingange eines Bergpasses endlich erblickten wir das gerühmte Palmyra. Dieser Paß von einer Viertelstunde Länge bildet einen Zugang zur Stadt; die Südseite beherrscht ein drei Stunden langer sehr alter Wall. Zur Linken erblickt man ein altes Schloß, Ez Lat Sbn Maazu genannt und von den Türken vor Erfindung des Pulvers erbaut. Dieser Ebn Maazu, Statthalter von Damask zur Zeit Harun Arschid's, hatte drei Schlösser, die Schutzwehre gegen die Einfälle der Perser in Syrien aufgeführt. Wir kamen dann zu einem weiten Platz, der Wadbi el Cadur (Thal der Gräber) heißt. Die Grabmäler, die ihn bedecken, erschienen von fern wie Thürme. Als wir herankamen, sahen wir, daß Nischen hineingehauen und die Todten darin beigesetzt waren. Jede Nische war mit einem Stein verschlossen und darauf das Bildniß Dessen, der sie inne hat, gezeichnet. Die Thüren haben drei bis vier Stockwerke, die durch eine steinerne Treppe mit einander verbunden sind, welche in der Regel sehr wohl erhalten ist. Von da traten wir in einen weiten Bezirk ein, der von den Bradern bewohnt wird, und den sie das Schloß nennen. In der That befinden sich hier die Ruinen des Sonnen-Tempels. Zwischendurch Familien wohnen in den Ruinen.

Eines Tages sah ich mir auf einem Platze viel Volks damit beschäftigt, um eine sehr schöne Granitsäule Holz aufzuschichten. Man sagte uns, es geschähe dies, um sie zu verbrennen, oder vielmehr, um sie umzustürzen und so das Blei der Fugen und Klammern zu gewinnen. Voll Unwillens wandte sich Scheik Abrahim zu mir und rief aus: „Was würden die Christen von Palmyra wohl sagen, wenn sie es sähen, wie diese Barbaren ihr Werk zerstümmern? Da mich der Zufall hierher führt, so will ich diesem Akt des Vandalismus steuern." Er erkundigte sich, wie hoch man das Blei, das man auszuschmelzen hoffe, anschlage? Zwanzig Piaster wurden geboten; er zahlte sie aus, und die Säule war unser. Sie ist von schönstem Granit, rund, und oben und weit geformt; sie hat zweiundsechzig Fuß Höhe und zehn im Umfang. Da die Leute unser Interesse für Alterthümer sahen, so gaben sie uns einen merkwürdigen Ort an, anderthalb Stunden Weges entfernt, wo in den alten Zeiten die Säulen bekauen wurden, und wo sich noch sehr schöne Fragmente finden. Drei Kraber führten uns für jeden Piaster hin. Der Weg ist mit den schönsten Ruinen besät, die, wie ich vorausgesetzt darf, wohl schon von anderen Reisenden beschrieben sind. Was vor uns vielleicht noch nicht von Europäern in Augenschein genommen worden, ist eine Höhle, in der eine sehr schöne Säule von weißem Marmor völlig ausgearbeitet und eine andere, die nur erst zur Hälfte fertig war, liegen. Man konnte sagen, die Zeit, die so große Herrlichkeiten verwüstet, sey hier um ihre zerstörende Macht betrogen; es habe an ihr gefehlt, die eine aufzurichten und die andere zu vollenden.

Die Einwohner von Palmyra treiben gar keinen Ackerbau; ihre Hauptbeschäftigung ist die Ausbeutung einer Saline, deren Produkte sie nach Damaskus und Homs versenden. Sie machen auch viel Soda; die Pflanze, aus der sie gewonnen wird, ist in wucherndem Ueberfluß vorhanden; man verbrennt sie und verführt sie Asche ebenfalls in jene beiden Städte, wo dann Seife daraus gemacht wird. Bisweilen wird sie sogar nach Tripoli in Syrien verschickt, woselbst zahlreiche Seif-Fabriken sind, und von wo aus sie nach dem Archipel geht.

Man erzählte uns eines Tages von einer äußerst merkwürdigen Höhle, deren enger und finsterer Eingang aber beinahe unzugänglich wäre; sie sey drei Stunden von Palmyra entfernt; wir hatten Lust, sie zu besuchen, aber mein Abenteurer mit Pessaisoun fand noch zu frisch vor meinem Gedächtnis, als daß mir die Wanderung ohne eine gehörige sichere Begleitung hätten antreten mögen; wir erkundigten deshalb den Scheik Hagiai, uns durch sichere Leute begleiten zu lassen. Erstaunt über unser Verlangen, sagte er zu uns: „Ihr seid sehr unsinnig; was habt ihr mit dieser Höhle? Wenn ihr auch mit Gefahr sie besichtigen, verdringt ihr Eure Zeit mit solchen Thorheiten; solche Kaufleute, wie ihr seid, sind mir noch nicht vorgekommen." — „Der Mensch gewinnt immer", erwiderte ich ihm, „wenn er sieht, was die Natur Schönes geschaffen hat." Der Scheik gab uns sechs wohlbewaffnete Leute mit; ich versah mich mit einem Knäuel Bindfaden, einem großen Wachs-Lichte, Zunder und wir machten uns bei guter Zeit auf den Weg. Nach einem zweistündigen Marsche kamen wir an Fuß eines Berges an; ein großes Loch, das man uns zeigte, bildete den Eingang der Höhle; ich schlug meinen Knäel an einer verborgenen Stelle ein, band das Ende des Bindfadens daran fest, nahm den Knäuel in die Hand und folgte nun Scheik Ibrahim und den Führern, welche die Fackeln trugen. Wir gingen dalb rechts, bald links, stiegen hinauf und hinab; zugleich erweiterte sich die Höhle dergestalt, daß ein ganzes Heer Quartier darin finden könnte. Wir fanden viel Alaun; das Gewölbe und die Wände des Felsen waren mit Schwefel bedeckt, und der Boden voller Salpeter. Wir bemerkten eine Art rother Erde, die sehr fein und von einem feinen Geschmack war; Scheik Ibrahim füllte seine Hand voll in seinem Schnupftuch mit. Es finden sich in der Grotte eine Menge kleinerer Höhlungen, die mit dem Meisel hineingehauen sind, und aus denen in früheren Zeiten Metalle herausgefordert worden. Unsere Führer erzählten uns, daß sich schon mehrere Personen in der Höhle verirrt hätten und darin umgekommen wären. Einmal hatte ein Mann zehn Tage lang vergeblich nach dem Ausgange, und sie fanden ihn endlich in einem Loch gewahrt; er warf mit Steinen nach ihm, jagte ihn in die Flucht, verfolgte ihn und gelangte so in's Freie. Da mein Pack Bindfaden zu Ende ging, so mochten wir nicht weiter vordringen und kehrten wieder, wie wir gekommen waren, zurück. Der Weg der Neugier mußte uns den Weg sehr erleichtern haben, denn wir hatten eine unglaubliche Mühe, den Eingang wieder zu finden. Er war so dicht mit Dornen, selbst wir über unser Frühstück her und machten uns dann zugleich auf den Rückweg nach Palmyra. Der Scheik erwartete uns schon und fragte uns, was wir auf unserer Reise gewonnen hätten? „Wir haben erkannt", sagt ich ihm zur Antwort, „daß die Alten viel geschickter gewesen sind als wir; denn man sieht aus ihren Arbeiten, daß sie keine Leichtigkeit ein- und ausgegangen, und wir haben nur mit großer Mühe wieder hinausfinden können."

Die Kraber im Allgemeinen und die Beduinen besonders sehen es als ein Band unverletzlicher Treue an, wenn man mit einem gegessen, ja nur Brod mit einem gebrochen hat. Wir luden also den Scheik mit seinen Leuten zu einem Gelage zu Gast; wir ließen einen Hammel braten und unser Mahl, ganz nach Weise der Beduinen bereitet, schmeckte ihnen vortrefflich! Zum Nachtisch setzten wir ihnen Feigen, getrocknete Rosinen, Mandeln und Nüsse vor, für sie große Leckerbissen. Nach dem Kaffee, als von diesem und jenem gesprochen wurde, erzählten wir dem Scheik unsere Abenteuer mit den sechs Reitern von seinem Stamme. Er wollte sie bestrafen und unsere Effekten und unser Geld gerettet erhalten lassen. Wir beschworen ihn aber inständig, sie zu verschonen, und versicherten, daß uns an dem, was wir gegeben, gar wenig gelegen sey. Wir wollten den anderen Morgen abreisen, aber er bat uns, noch die Ankunft seines Vaters abzuwarten, der mit seinem Stamme acht Tagereisen entfernt wohne. Er versprach uns eine Eskorte und Kameele für unsere Waaren, und zu mehrerer Sicherheit auch noch Briefe-Briefe von seinem Vater.

Zwei Tage darauf kam in Palmyra ein Beduine vom Stamme El Hassune an, Namens Bani, und ein paar Stunden später trafen sieben andere vom Stamme El Daffir ein, der mit dem ersteren im Krieg ist. So wie die Leuten ersuhren, daß einer ihrer Feinde in der Stadt sey, beschlossen sie, ihm außerhalb Palmyra aufzupassen und ihn zu tödten. Bani, hiervon benachrichtigt, kam zu uns, band seine Stute zu unserer Thür an und bat uns, ihm ein Scheik Filz zu leihen; wir hatten dergleichen, unsere Waaren darin einzuschlagen. Ich brachte ihm ein Stück. Er steckte es eine halbe Stunde lang in Wasser und legte es dann ganz naß auf den Rücken seiner Stute und den Sattel darauf. Nach zwei Stunden hatte sie eine sehr starke Diarrhoe, die den ganzen Abend anhielt, und am folgenden Tage schien sie nichts mehr zu haben. Nun nahm Bani den Filz herunter, stellte ihn uns wieder zurück, gab seinem Thier einen tüchtigen Bord und ritt davon.

Gegen vier Uhr Nachmittags sahen wir die Beduinen vom Stamm

Digitized by Google

El Dassir ohne Beute zurückkommen. Es fragte sie Einer, was sie mit Bani's Pferd gemacht hätten, und sie erzählten, wie folgt:

„Denkt euch, wie es uns gegangen ist. Wie wollten Rajael, da er dem Mehanna zinspflichtig ist, nicht beleidigen und kamen deshalb davon ab, unseren Feind innerhalb der Stadt anzugreifen; wir hätten ihm in einem engen Wege auflauern können, aber wie waren Sieben gegen Einen; somit beschlossen wir, ihn auf offenem Felde zu erwarten. Wir sehen ihn kommen und sprengen auf ihn zu; so wie er sich in unserer Mitte befindet, stößt er einen lauten Schrei aus und ruft seiner Stute zu: Ih Hamra! dem Tode sie dir! — nun jagt schon wer der Wind. Wie zu seinem Stamm ihn haben wir ihn verfolgt, ohne ihn erreichen zu können, und wissen noch jetzt nicht, was wir vor Staunen sagen sollen über die Schnelligkeit seines Pferdes, das einem Vogel gleich, der die Luft mit seinen Schwingen durchschneidet." — Ich erzählte ihnen hierauf die Geschichte von dem Fiz, die sie sehr in Verwunderung setzte, da sie, wie sie sagten, gar keinen Begriff hätten von solcher Bauberei.

Die Beduinen hören nach der Abendmahlzeit gern Geschichten. Wie theilen eine mit, die uns der Emir erzählte; sie schildert die ungemeine Liebe, die sie zu ihren Pferden haben, und wie viel sie sich auf die vorzüglichen Eigenschaften derselben zu Gute thun, auf eine höchst charakteristische Weise.

Ein Mann, in seinem Stamme Giabal gebieten, hatte eine sehr berühmte Stute. Hassad-Pascha, der damalige Wesir von Damaskus, ließ ihm zu wiederholten Malen alle nur erdenkliche Anerbietungen machen für dies Pferd, aber immer umsonst; denn ein Beduine liebt sein Pferd wie seine Frau. Der Pascha nahm seine Zuflucht zu Drohungen; aber auch diese blieben ohne Erfolg. Da trat einst Tages ein anderer Beduine, Namens Giafar, vor ihn hin und sagte ihn, was er ihm geben wolle, wenn er dem Giabal die Stute entführete? — „Ich will dir deinen Hafersack mit Gold füllen", erwiderte Hassad, der das Mißlingen seiner Absichten auf das Pferd als einen Schimpf betrachtete. Das Ding wurde zurechtgemacht; Giabal kannte seine Stute des Nachts am Fuße mit einem silbernen Ringe fest, dessen Kette in sein Zelt ging und dort um einen Keil geschlungen war, der unter dem Filz, worauf er selber und seine Frau schliefen, in der Erde steckte. Um Mitternacht kriecht Giafar in das Zelt hinein, schleicht sich zwischen Giabal und seine Frau ein und stößt gelind bald den Einen, bald die Andere ein wenig zur Seite; der Mann glaubte sich von der Frau und die Frau vom Manne gestoßen, und schlief ruhig weiter. Nun kommt endlich Giafar mit einem scharfen Messer ein Loch in den Filz, zieht den Keil heraus, macht die Stute los, steigt auf, und Giabal's Lanze ergreifend, giebt er ihm einen leichten Stoß damit und ruft: „Ich bin es, Giafar, der mit deiner schönen Stute davongeht; ich sage es dir bei Zeiten." Und er zog davon. Giabal springt aus seinem Zelte, schreit die Seinige zusammen, nimmt seines Bruders Pferd, und so erfolgen sie Giafar vier Stunden lang. Die Stute, die Giabal's Bruder gehörte, war von demselben Blute wie die seine, obgleich minder gut. Die anderen Reiter alle überholend, war er schon daran, Giafar zu erreichen, als er ihm zuschreit: „Kneip' ihr das rechte Ohr und zieh ihr einen Stoß mit dem Bügel!" — Giafar thut's und stieg davon wie das Wetter. Aller Verfolgung war vergeblich; der Raum, der sie trennt, ist schon zu groß. Die Anderen machen Giabal Vorwürfe, daß er selber den Verlust seines Pferdes verschuldet habe"); er aber erwidert: „Ich will es lieber verlieren, als ihm seinen Ruhm schmälern. Soll man im Stamme Mould-Ali sagen, daß eine andere Stute die meinige besiegt habe? Es bleibt mir wenigstens die Genugthuung, zu sagen, daß keine andere sie hat einholen können."

Mit diesem Trofte kehrte er nach Hause zurück, und Giafar erhielt den Lohn seiner Geschicklichkeit.

Ein Anderer erzählte uns, daß im Stamme Negedye eine eben so berühmte Stute gewesen sei, wie die Giabal's, und daß ein Beduine von einem anderen Stamme sie, aus Liebe, oder Verlangen, sie zu besitzen, ganz närrisch geworden wäre. Nachdem er seine Kameele und sein ganzes Vermögen dergestalt sich für sie geboten, kommt er auf den Einfall, sich das Gesicht mit Kräutersaft zu bestreichen, sich in Lumpen zu hüllen, Hals und Beine sich wie ein krankes Bettler zu verbinden, und in diesem Aufzuge erwartet er Nadoe, den Herrn des Pferdes, in einem Wege, wo er weiß, daß Jener vorbei muß. Als er kommt, nimmt er: „Ich bin ein armer Fremdling; seit drei Tagen kann ich hier nicht von der Stelle, um meine Nahrung zu suchen. Ich bin dem Tode nah; hilf mir! Gott wird dir's lohnen!"

Der Beduine schlägt ihm vor, er wolle ihn auf sein Pferd nehmen und nach Hause bringen; aber der Schurke versetzt: „Ich kann nicht auf, meine Kraft ist hin." Der Andere, voller Mitleid, steigt ab, führt sein Pferd heran und lädt Jenen mit vieler Mühe darauf. Sobald Dader im Sattel sitzt, giebt er dem Pferde einen Stoß mit dem Bügel und sprengt davon, mit den Worten: „Ich bin's, Dader, der sie dir nimmt und entführet."

Der Herr der Stute schreit ihm nach, er solle nur ein Wort hören. Sicher der Verfolgung, wendet er sich um und hält in einiger Entfernung still, denn Nadoe war mit seiner Lanze bewaffnet. Nadoe sagt zu ihm: „Du hast mir meine Stute geraubt. Da es Gottes Wille ist, so wünsche ich dir Glück; aber ich beschwöre dich, Niemanden zu sagen, wie du dazu gekommen bist." — „Und warum das?" versetzt Dader. — „Weil ein Anderer wirklich krank sein und dann leicht ohne Hülfe bleiben könnte. Du würdest Ursach seyn, daß Niemand mehr eine Handlung der Barmherzigkeit thun würde, aus Furcht, betrogen zu werden, wie ich."

Erschüttert von diesen Worten, bedachte sich Dader einen Moment, stieg dann vom Pferde und gab es seinem Eigenthümer wieder, ihn umarmend. Dieser nahm ihn mit in sein Zelt. Drei Tage blieben sie bei einander und wurden Brüder.

Frankreich.

Eintheilung des Menschen.

Von Ph. Dufour.*)

Eine unleugbare Wahrheit, die aus dem Studium des Menschen und der Kenntniß seiner Functionen entspringt, ist die, daß der Mensch sich auf zweifache Weise seines Daseyns erfreut, einmal nämlich, wie es ihm mit allen lebenden Wesen gemein ist, in der Weise seines thierischen Daseyns; dann aber in der, welche ihm eigenthümlich ist und ihn wesentlich zum Menschen macht — ich meine das geistige Leben, welches er allein unter allen besitzt, der, bestimmter ausgesprochen, die Intelligenz an und für sich. Diese Unterscheidung ist wahrhaft und genau; denn es ist offenbar, daß die wichtigsten Functionen des thierischen Lebens, die Verdauung, der Umlauf des Bluts, die Respiration, die Ernährung und die Absonderungen, in ihrer Regelmäßigkeit und Vollständigkeit von Statten gehen, unabhängig von der Gewalt des geistigen Prinzips; daß, wenngleich die Respiration, einige Aussonderungen und hauptsächlich die willkürliche Bewegung, der Herrschaft seines Willens unterworfen seyn können, dies nur eine Dauer von einigen Minuten für die Functionen der Lunge oder von einigen Augenblicken für gewisse absonderude Organe erreicht; und was die Bewegung betrifft, so ist es, obgleich ihr das unumgänglich nothwendige Mittel ist, dessen sich der Geist zur Vollführung seiner Zwecke bedient, nicht minder wahr, daß die Functionen der Muskeln für die Gesammtheit derer, welche das animalische Leben konstituiren, nothwendig sind, und daß die Muskeln ihre Beweglichkeit demselben Prinzip verdanken, welches alle Erscheinungen des Organismus regiert.

Jedermann weiß, daß die Intelligenz in ihrer Thätigkeit die größte Energie entwickelt, ungeachtet der Schwäche, ja selbst des krankhaften Zustandes des Gehirnsystems, der Verdauungswerkzeuge, oder eines der wichtigsten Eingeweide unseres Organismus. Der leidende Zustand des Körpers schadet bei gewissen Personen weder der Schönheit noch der Schärfe des Gedankens, und ihr Geist hat ein stetes Uebergewicht über ihren Organismus.

Hieraus folgt deutlich, bestimmt, unwiderleglich, daß der Mensch zwei verschiedene Weisen des Daseyns in sich schließt; die eine als ein Wesen der Sinnlichkeit und der Bewegung, mit seinem Antheil am Thierreich; die andere, als einzig und allein unter allen Wesen mit dem Vorrecht des Geistes ausgestattet, was ihm ausschließlich und durchaus eigenthümlich gehört — widerlegt vollkommen und beseitigt als irrig Bichat's Eintheilung des Lebens, in organisches und animalisches, das erste in Assimilation und Aussonderung bestehend, und im Stande den organischen Molecülen der wahren Körper zu sich selbst, zum lebenden Wesen; das zweite den Menschen zum Bewohner der Erde machend, nicht als Pflanze, die fest immer in dem Boden, wo sie aufgekeimt, wurzelt, sondern als Thier, welches fühlt und wahrnimmt; eine rein physiologische Eintheilung, die an den ausgebildetsten Materialismus streift; sie beseitigt ferner auf gleiche Weise Buisson's Erklärung, die Thiere von den Pflanzen nur durch das Empfindungsund Bewegungsvermögen unterscheidend, das Leben nur in thätiges und ernährendes eintheilt und das Vermögen des Geistes nur als Anhang des Organismus zuläßt; sie schließt sich endlich der schönen, den Sensualismus so siegreich widerlegenden Definition des Herrn von Bonald ab: „Der Mensch ist eine Intelligenz, welcher die Organe dienen."

Bibliographie.

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères; publiés par la société royale des Antiquaires de France. — Neue Reihefolge. Bd. I.

Mannigfaltiges.

— Das Aprikosen-Oel der Chinesen. Die Aprikose ist in der Chinesischen Provinz Pe dschi li eine sehr gewöhnliche Frucht. In den Bergen bei Peking wächst eine wilde Aprikosen-Art, die keinen angenehmen Geschmack hat, deren Kerne aber ein vortreffliches Brennöl geben, das auch an Speisen wohlschmeckend ist. Man macht dieses Oel dadurch zurechte, daß man es zuvor abkocht und klein gehackten Teig hineinmischt. Die Chinesen fügen auch wohl ein wenig guten Essig hinzu, nehmen den Topf dann gleich vom Feuer weg und legen einen Deckel darauf. Das Oel wird dadurch nur um so besser.

— Der Zunder in China. Die Chinesen bereiten vielen Zunder aus den Blättern der Artemisia. Man läßt die Blätter trocknen und klopft sie dann auf einem Stein vermittelst eines Schlägels aus grünem Holze so lange, bis aller Soft heraus ist; dann beginnt man sie mit Wasser, in welchem eine kleine Quantität Salpeter über Feuer aufgelöst worden, und läßt sie zum zweiten Male trocknen. Dieser Zunder ist eben so gut, wie unser Schwammzunder. Der Zunder von den Blättern der Artemisia wird auch Kranken applizirt und vertritt alsdann die Stelle von Schröpfstöpfen.

*) Jeder Beduine gewöhnt sein Pferd an ein Zeichen, auf das es seine ganze Schnelligkeit entwickelt. Er bedient sich desselben nur im dringenden Nothfall und würde das Geheimniß nicht einmal seinem Sohne anvertrauen.

*) Aus Versehen im vorigen Jahre erschienenen Kasal vor Tetuan de l'Hommo. Wir geben dieses Kapitel als Einleitung und denken, später noch auf das Buch zurückzukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei allen Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Mittwoch den 24. Juni 1835.

Frankreich.

Das Hauptquartier Napoleon's.

(Von Alexis Piatter Wolowski, Stabs-Offizier im Hauptquartier des Kaisers während der Jahre 1812 und 1813.*)

Napoleon's Leben war ganz der Politik und dem Kriegswesen gewidmet; wer sein Privatleben außerhalb des Kabinets und des Lagers beschreiben wollte, würde in großer Verlegenheit seyn, denn die Staats- und Militair-Geschäfte nehmen neun Zehntel davon hinweg. Im Hauptquartier mußte man kommen, wenn man den Mann kennen lernen wollte; dort hätte man seine Geberde, seinen Blick, sein Wort von dem verloren, der Europa fünfzehn Jahre lang erzittern machte; dort hätte man ihn ganz beurtheilen und würdigen können. Ich will es versuchen, eine Skizze von diesem berühmten Hauptquartier des Kaisers zu entwerfen, von dem man so viel gesprochen hat und noch so lange sprechen wird, und worauf ich besonders im weiteren Verlauf dieser echten Anekdoten-Sammlung noch öfter werde zurückkommen müssen.

Mit-Vergnügen werde ich stets diesen an Erinnerungen und Begebenheiten jeder Art so reichen Gegenstand wieder aufsuchen; denn das Hauptquartier war das eigentliche Element, in dem sich Napoleon bewegte, und auch, man darf es sagen, sein liebster Aufenthalt.

Den ermüdendsten Dienst im Hauptquartier hatten wohl die Ordonnanz-Offiziere; doch war dieser Dienst auch sehr ehrenvoll und sehr gesucht, und junge Offiziere aus den ersten Familien Frankreichs, die durch glänzende Bildung, schöne Haltung und militairischen Eifer vor Andern hervorragten, wurden dazu ausersehen.

So waren immer wenigstens acht solcher diensthuenden Offiziere um den Kaiser; sie Tages-Antheilen beschäftigte er sie alle ohne Unterschied. Sobald er sagte: „Ein Ordonnanz-Offizier!“ kam der ihm zunächst befindliche mit entblößtem Haupt an ihn heran, empfing mündlich seine Befehle und mußte sie durch alle Hindernisse hindurch den Marschällen überbringen, an die sie gerichtet waren. Zuweilen wurden sie auch als Courriere mit Depeschen an Festungs-Kommandanten oder Corps-Commandeurs abgeschickt; in diesen Fall mußten sie so lange dort bleiben, bis die Sache, wenn es eine Entscheidung galt, beendigt war; dann kehrten sie zum Kaiser zurück, um ihn von dem Erfolg zu benachrichtigen.

Die Ordonnanz-Offiziere wurden auch ausgesandt, um mit einem flüchtigen Ueberblick Pläne von benachbarten Gegenden aufzunehmen, die man kennen mußte, sey es, um die leichten Stellen der zu passirenden Flüsse aufzufinden, sey es, um zu wissen, an welchen Stellen und wie viel Verschanzungen noch aufzuwerfen seyen.

Wenn Napoleon sich in einer Stadt aufhielt, wohnte Berthier, der Chef des Generalstabes, stets in einem Hause mit ihm. Der Ober-Stallmeister durfte auch nie von seiner Person entfernt seyn. Der Hofmarschall oder ein Courier hatten voran, um alle nöthige Anstalten vor der Ankunft des Kaisers zu treffen; sie bestellten dann in dem Dienstsaale eine Liste an, auf welcher die Wohnungen für alle Personen seines Gefolges angezeigt waren.

Ein anderer Courier wurde vorausgeschickt, um sich den erforderlichen Mundvorrath für die Tische, die er zu bestellen hatte, zu verschaffen. Diese Lieferungen wurden in Pacht gegeben, und überall, wo man Halt machte, wurden alle Lebensmittel baar bezahlt, noch ehe sie verzehrt waren. Einige Marschälle machten es nicht so, sondern ließen sich Alles auf ihre Wege der Réquisition liefern.

Wenigstens Wagen transportirten alle diese Vorräthe, so wie das Gepäck des Kaiserlichen Gefolges; und wenn der schlechte Zustand der Wege es diesen Wagen unmöglich machte, zusammen an dem Ort anzulangen, wo man Mittag machen wollte, so sahen die ersten Haus-Beamten sich oft genöthigt, mit Wasser vorlieb zu nehmen, wenn sie nicht etwa den schlechten Landwein vorzogen. Was die Speisen betrifft, so sorgte man so viel als möglich dafür, daß immer eine für die Bedürfnisse hinreichende Quantität vorhanden war; fehlte es aber einmal daran, wie es wohl zuweilen kam, so mußten eben diese Beamten Hunger leiden, denn Brod war fast immer am seltensten zu haben, nur Kartoffeln trieb man wohl zur Noth noch auf.

An den Orten, wo man sich mit einigen Vorräthen versehen konnte, fällte man schnell die Körbe, mit denen die dem Hauptquartier folgenden Maulthiere beladen waren, um im Bivouak verproviantirt zu seyn.

Dann wurden sogleich an dem von dem Kaiser ausgewählten und bezeichneten Ort fünf Zelte aufgespannt. Diese Zelte bestanden aus blau und weißgestreiftem Zwillich, der mit Stricken und Ringen an eiserne, in der Erde festgetriebene Haken befestigt war.

Zwei von den Zelten hingen mit einander zusammen; das eine diente dem Kaiser zum Schlafgemach, das andere war zugleich sein Kabinet und sein Empfangs-Zimmer; in dem dritten Zelte speisten und schliefen die hohen Offiziere und Beamten; das vierte war für die Stabsoffizieren bestimmt, und das fünfte diente dem Generalstabe zur Wohnung und zum Arbeits-Kabinet; dort war eigentlich der Stab des Hauptquartieres versammelt. Diejenigen, welche in dem dritten oder vierten Zelt keinen Platz finden konnten oder durch die Beschaffenheit ihrer Funktionen davon ausgeschlossen wurden, blieben die Nacht über bei den Wachfeuern, um die stets ein Theil der alten Garde gelagert war.

Napoleon erschien nie größer und bewundernswürdiger, als wenn er sich unter seinen Truppen befand; da ging ihm das Herz auf; und wenn man ihm von seiner alten Garde sprach, vergaß er alle Mühseligkeiten. Man hat ihm oft vorgeworfen, er habe dieselbe zu wenig geschont, besonders in der unglücklichen Schlacht bei Waterloo; aber wer bei die Linie, noch die junge Garde, noch die alte gingen jemals einer Gefahr entgegen, ohne daß er selbst sich an ihrer Spitze befand. Alle seine Soldaten betreten ihn an; er liebte sie alle; keiner kann inniger an ihm gehangen haben, als er an ihnen. Will man Beispiele? Im Lager von Boulogne, im Jahre 1809, am Tage vor der Schlacht bei Wagram, hatte Napoleon sehr gelitig sein Zelt verlassen, und indem er in der Gegend umher spazierte, verweilte er einen Augenblick vor einer Gruppe von Garde-Jägern zu Fuß, die eben beim Frühstücken waren. „Nun, ihr alten Herren“, sagte er zu ihnen, „wie schmeckt euch der Wein?“ — „„O, fürchten Sie nichts““, antwortete ein Unteroffizier, „„er wird uns nicht betäuschen; hier ist der Keller.““ Damit zeigte der Unteroffizier auf die Donau hin, die einige Schritte weiter vorbeifloß. — Napoleon, der am Abend vorher bestohlen hatte, daß am folgenden Morgen jedem Soldaten eine Flasche Wein verabreicht werden sollte, ist sehr erstaunt, zu sehen, daß man die Leute kurz hält, in dem Augenblick, wo sie eine entscheidende Schlacht liefern sollen. Er erkundigt sich bei Berthier nach der Ursache dieser Vergeßlichkeit und erfährt, daß ein Magazinier (scherz Regisseur) und zwei Subalitern-Beamte (der Herren Lefebvre und Lambert) 20,000 zur Vertheilung bestimmte Flaschen Wein für ihre Rechnung verkauft hätten, indem sie gedacht, 20,000 Rationen Branntwein an deren Statt würden wohl dieselben Dienste thun. Die drei Schuldigen werden auf der Stelle verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Der Prozeß wird sogleich instruirt, sie werden überführt und zum Tode verurtheilt. Ich glaube, der Kaiser hätte sie erschießen lassen, wenn nicht alle Obersten der Garde für sie gebeten hätten. Napoleon wollte das Urtheil durchaus vollzogen wissen, „denn“, sagte er, „es sind Diebe, ihre Handlung war verabredet, und es bedarf eines Exempels.“

Zu Elau waren die Lebensmittel erschöpft. Seit acht Tagen sahen sehlte es an Brod und trocknen Hülsenfrüchten, und der Soldat nährte sich, so gut er konnte. Am Abend vor dem ersten Angriff machte der Kaiser wie gewöhnlich seine Runde, um Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Bei dem ersten Bivouak angelangt, fuhrt er die ganze Mannschaft beisammen eingeschlafen auf Haufen Boden liegen. Da er Kartoffeln am Feuer erblickt, kömmt ihm die Lust an, eine davon zu essen, und er will sie eben mit der Spitze seines Degens aus den Kohlen aufspießen, da erwacht einer der Soldaten, und ohne den Kopf aufzurichten oder seine Lage zu verändern, wendet er sich an den, der seinen Kameraden einen Theil ihres Abendbrodes rauben will, mit den Worten: „Heda, du Kanipf, du schlimmer Kerl nicht, aus unserer Kartoffeln aufzuspießen?“ „„Kamerad““, erwidert der Kaiser, „„mich hungert, so daß du es mir wohl vergeben kannst.““ „I nun, mag es denn, nimm meinethalben eine oder auch ein Paar, wenn du so großen Appetit danach hast, aber nicht mehr, und dann auf der Stelle fort!“ Da der Kaiser sich aber eben nicht schnell fortmachte, so springt der Soldat auf, und es entspinnt sich ein Wortwechsel, der vielleicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn der Kaiser es nicht für räthlich gehalten hätte, sich zu erkennen zu geben.

Wer vermöchte die Verblüffung und den Schmerz des Soldaten zu schildern! Er hatte die Hand gegen seinen Kaiser erhoben! Er wirft sich ihm zu Füßen, rauft sich vor Verzweiflung das Haar aus, und obgleich Napoleon alles Mögliche anbietet, um ihn zu trösten, indem er ihm aufzustehen befiehlt, schreit dieser doch immer fort: „Man erschieße mich, man erschieße mich, ich bin ein verruchter Mensch!“

„„So stehe doch auf, ich begnadige dich!““, sagte der Kaiser zu ihm, „„ich war es ja, der Unrecht that; ich vergaß mich, und du bist

*) Aus dessen „Napoleon, oder Sammlung von Anekdoten der großen Armee.“

Digitized by Google

ganz ohne Schuld.“'' — Der Kaiser zog starke Schmähungen über diesen Soldaten ein, und da er hörte, daß es ein guter Mensch sey, dem es auch an Bildung nicht fehle, so machte er ihn bei der nächsten Beförderung zum Lieutenant.

Es wäre schwer sevn, die Wirkung zu schildern, welche dergleichen Handlungen in der Armee hervorbrachten. Sie bildeten die dauernde Unterhaltung der Soldaten unter einander und waren eine unglaubliche Aufmunterung für sie. Der erfreute sich gewiß einer ausschlagen Beschäftigung unter seinen Gleichen, den man sie hörte: „Der Kaiser hat mit ihm gesprochen.“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Monumens de l'Egypte et de la Nubie, d'après les dessins de Champollion le jenne. — Lfr. 1. (Das Ganze, aus 4 Theilen bestehend, wird 300 Fr. kosten.)

La Syrie, l'Egypte, la Palestine et la Judée, considérées sous leur aspect historique, archéologique, descriptif et pittoresque. Par M. le baron Taylor et L. Reybaud. Erste Lfg. 14 Fr.

Voyage de l'embouchure de l'Indus à Lahor etc. Par Barnes; traduit par Eyries. — 3 Bde. 30 Fr.

Choix des plus belles fleurs et des plus beaux fruits. — Von P. J. Redouté. Erste Lfg. 2½ Fr.

Romans historiques bretons. Deuxième livraison, Budic-Mur, marine quatorzième siècle. Von E. Menard. 2 Bde. 15 Fr.

Branches de Bruyère. Chroniques bretonnes. Von Mad. Harel. 4. Bde. 12 Fr.

La lampe de fer. Von Michel Masson (Raymond). 2 Bde. 14 Fr.

Spanien.

Die Besetzung von Madrid durch die Engländer.

(Aus dem „Tagebuche eines Britischen Subaltern-Offiziers.“)

. . . . Die Ordnung in unserem Heer war bewundernswerth hergestellt, die Franzosen waren in ihre früheren Stellungen zurückgeschlagen, und in wenig als zwei Stunden hatten wir die Anhöhen erreicht, die Madrid beherrschen. Begierig stürmten unsere Soldaten die Hügel hinan, um die unglückige Armee der Kirchsprünne und Dome zu überschauen, insoweit es der dicke Nebel für jetzt gestattete, und die Freude und das Entzücken des Britischen Kriegers beim Anblicke der Stadt waren um so bedeutender und erhabener, je weiter Mühen und Strapazen es uns gekostet, um dies ersehnte Ziel zu verschaffen. Von jedem Munde tönten Stimmen erschallte es auf einmal in Aller Augenblicke: „Madrid! Madrid!“ Der Enthusiasmus unserer Armee ward noch mehr gesteigert durch die Tausende von Spaniern, die aus der Stadt uns entgegen gekommen waren, um unserem Einzuge selbst beizuwohnen. Meilenweit waren die Straßen, die zur Hauptstadt führen, mit Volksmassen aus allen Ständen überdeckt, die alle mit der größten Begierde danach strebten, sich zu schleichen, und es hielt schwer, in diesem Gedränge unseren Marsch in der Ordnung noch weiter fortzusetzen, wie wir bisher gewohnt waren. Je näher wir an die Stadt herankamen, desto größer ward die Schwierigkeit, weiter vorzurücken, indem der Volkshaufe sich mitten unter unsere Reihen mischte und Hand in Hand mit unseren Soldaten fortzog. Von allen Seiten wurden Weine und andere Erfrischungen auch angeboten, obwohl nicht in dem Maaße, als die Spanier es wünschten; denn unsere Soldaten waren zu gut disziplinirt und kannten die Wichtigkeit ihrer gegenwärtigen Stellung, von der ihre Achtung bei dem Volke und selbst in ihren eigenen Augen abhing, zu sehr, um sich nur irgend eine Ausschweifung oder Unmäßigkeit zu erlauben. Mitgenoß zeigte sich hier Ordnung vor auch mit der geringste Unordnung, und die strenge Subordination und der Respekt unserer Soldaten gegen die Offiziere, die fast alle breiteten waren, flachen so sehr gegen die unbiegsamen Französischen Truppen ab, die zum Theil aus halbnackten Gründel bestanden, daß die Britische Armee mit Recht auf alle die Achtung und herzliche Anfnahme von Seiten der Einwohner Anspruch machen konnte, wie sie nur selten in dem Maaße einem freindlichen einquartierten Heere zu Theil wurde.

Endlich zogen wir in den Theil der Stadt ein, in dessen Nähe der Königliche Palast sich befindet; allein die Hindernisse, die sich hier unserem Zuge entgegen stellten, wurden immer größer. Rings herumhörte den Volkshaufen abzuhalten, und ganz Madrid zusammengeströmt war, um sich unter unsere Schaaren einzudrängen. Die Offiziere wurden beinahe von den Pferdern herabgerissen, und die Frauen zu umarmen, die ihnen mit Enthusiasmus entgegen gekommen waren, und mehrere von jenen verloren auch bald — so mehr ihrer Herzen, doch ihre Sitze und Schärpe. Alt und jung, Häßlich oder schön, Alles strebte hier dasselbe Schicksal. Ein alter Herrud von mir, von ziemlich plattem Ansehen, ward aus meiner Nähe von einem halben Dutzend hübscher Kastilianerinnen fortgeschleppt, die ihn fast zu Tode tüßten. Als er sich wieder erholt hatte, wandte er sich zu mir und sagte: „Diese Madrider Frauen hier müssen doch höllisch verwarrt in das Küssen seyn, da sie einen so häßlichen Gesellen, wie ich bin, damit bewogen zu Tode gemartert!“ Indessen erreichten wir bald das Kloster St. Domingo in der Nähe der Plaza Major, das für unserer Quartiere bestimmt war, und so trennten wir uns auf einige Zeit von den Volksschaaren, die uns mit so vielem Jubel empfangen hatten. Die Soldaten richteten hier ihre Kaserne ein, während die Offiziere in den Häusern in der Nähe einquartiert wurden, um sich der Gastfreundschaft der Bewohner zu erfreuen.

Kaum war der Abend herangekommen, als jedes Haus in der Stadt beleuchtet ward. Die umgebenen Wachsterzen und Fackeln, die auf den Balkons aufgepflanzt waren, verbreiteten einen solchen Glanz um sich her und erleuchteten die Stadt dermaßen, daß hier Nacht in Tag verwandelt zu seyn schien, und die ganze Bevölkerung von Madrid war auch überall auf den Straßen unsere ausgetreten. Nichts übertraf die begeisterte Lebhaftigkeit des Spanischen Volkes für die Briten, und obgleich noch 2500 Französische Soldaten das ehemalige Residenz-Schloß Buen Retiro besetzt hielten, wo ihnen Bomben und Kanonen genug zu Gebote standen, um die Stadt über den Haufen zu schießen, war doch die Freude überall so lebhaft, als wenn innerhalb dreier Meilen kein Feind zu sehen gewesen wäre. Die Illuminationen dauerten drei Nächte hindurch, während welcher nicht die geringste Störung oder Unruhe vorfiel.

Am Morgen des 13. August wurde, da der kommandirende General das Fort La Chine nicht aufgeben wollte, Befehl ertheilt, dasselbe mit Sturm einzunehmen. Die dritte oder die „kampflustige Division“, wie die unsrige genannt wurde, ward von Lord Wellington zu diesem Behufe auserwählt. Um Uhr des folgenden Tages rückte Sturmleitern schon in Bereitschaft, und die von Sir Edward Pakenham desfehligte Division desfilirte unter der Mauer der botanischen Gärten. Es war unserer Artillerie gelungen, einige Breschen in die Mauer zu schießen, und das Feuer im Innern der Gärten verstärkte bald den Angriff unserer Vorpostlen. Hundertausende von jenen Kanze, Alter und Geschlecht bedeckten die Straßen, die Häuser und die Hausgiebel, um zu sehen, was vorgefallen. Und kaum war die erste Kanone zum Signal unseres Angriffes abgefeuert, als die ungeheure Menge der Zuschauer auf allen Seiten auf einmal in einen Freudenruf ausbrach, dessen Lebhaftigkeit kaum zu beschreiben ist. Unsere Soldaten erwiderten den allgemeinen Jubelruf, und es verginnen einige Minuten, ehe man den Feind wegen des Kernandens der Volksjubeln vernehmen konnte. Auch wurde nur wenig oder gar nicht laut kommandirt — es war nicht nöthig. Das Fort sollte mit dem Bajonnet in der Hand erstürmt werden, und das war Alles, was den Soldaten zu sagen war. Als die Truppen sich in Bewegung setzten, erdönte noch einmal ein allgemeiner Ruf der Begeisterung von Seiten der Spanier, von dem kaum mehr sich dann an unsere Reihen anschlossen. Die Bivas erschallten fortwährend so fürchterlich, daß man nicht im Stande war, ein lautes Wort zu hören, und unsere Vorposten waren mit ihrem Pelotonfeuer schon weit in das Gebüsch vorgedrungen, ehe sie das „Halt!“ des Commandeurs vernahmen; auch wurden in Folge dieses Tumults mehrere von unseren alten erprobten Soldaten getödtet und verwundet, obgleich den Französischen General alsbald die weiße Fahne zum Zeichen der Unterwerfung aufsteckte, und zwar in den Augenblick, als er unsere dritte Division gegen Buen Retiro vorrücken sah.

Die Einnahme dieses Forts war die uns von der höchsten Wichtigkeit, da sonst den sich in demselben eine große Menge von Vorräthen, 180 Kanonen sammt allen nöthigen Artillerie-Requisiten befanden. Hier eine große Menge von Pulver und Kugeln, Pionnirmesserstücken und 20,000 Gewehren aufgefunden werden. Die Französische Besatzung, bestehend aus drei Tausend ausgedienten Soldaten, ward zu Gefangenen gemacht und nach Lissabon abgeschickt, und das Fort ward in ein Staatsgefängniß für Verbrecher und verhaftete Spanier verwandelt.

Alle Anhänger des Königs Joseph stritten über den Französischen Gouverneur, weil derselbe nicht das Fort bis auf den letzten Augenblick vertheidigt, und, um ihrem Argumente desto mehr Gewicht zu geben, sagten sie hinzu, daß ihm eine hinreichende Zahl von Kanonen in Buen Retiro zu Gebote gestanden, vermittelst deren er Madrid hätte in Trümmer verwandeln können.

In der That hatte der Gouverneur damit gedroht, im Falle man ihn in die Nothwendigkeit dazu versetzte. Allein was hätte auch eine Handvoll Soldaten, so tapfer sie immer seyn mochten, in einem Platze von solcher Ausdehnung, in dessen Besatzung kaum zwölftausend Mann hingereicht — gegen eine Kriegsmacht von fünfzehn Tausend Mann ausrichten können, die sich auf ihrem ganzen Zuge von den Festungswerken von Lissabon aus bis zu den Höhen von Salamanca als die Sieger behauptet hatte? Und wäre auch die Stadt über den Haufen geschossen worden — zu welchem Zwecke hätte dies geführt? Hätte nicht der General, der sich einer so übermüthigen Handlung schuldig gemacht, selbst warum mit den Leben seiner Soldaten gespielt, mit den seinem eigenen Souverain, dessen Hauptstadt er eingeschlossen, zum Tode verurtheilt zu werden, und wäre er gar in die Hände der Spanier gefallen, so würde er der grausamsten Rache zum Opfer gedient haben. Auf keine Weise hat demnach der Mann unrecht gehandelt, und der einzige Fehler, den er begangen, war, daß er sich nicht schon eher ergeben. Er hätte sich dann der Gefangenschaft entzogen, die ihn erwartungen, die beim Anblicken unserer Truppen in den botanischen Gärten angerichtet wurden, so daß es noch einer starken Britischen Eskorte bedurfte, um den Gouverneur und seine Soldaten gegen die Wuth der empörten Menge zu schützen, die ihn beinahe in dem Prado selbst umgebracht hätte. Der General hat auch in diesem Falle mehr ihun können, als daß er wenigstens den Schein annahm, sich zu vertheidigen. Denn der Fehler, daß er mit seiner Garnison zu Madrid zurückgeblieben, lastete nicht auf ihm, sondern vielmehr auf dem König Joseph, der drei Tausend gut eingeübte Soldaten nicht hätte so hingehen lassen, und offenbar hat General Sarrazin, den ich sonst als kompetenten Richter in dergleichen Dingen anerkenne, bewiesen, wenn er den Gouverneur der Feigheit beschuldigt, weil er seinen Posten nicht bis aufs Aeußerste vertheidigte.

Damit nun endeten für jetzt unsere Kriegs-Operationen, und wir hatten gehörige Muße, um die Stadt Madrid in Augenschein zu nehmen und die Gastfreundschaft ihrer Bewohner, soweit sie uns ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, zu benutzen.

Madrid liegt in einer sondigen, uninteressanten Ebene; die Aeckerfelder, welche die Stadt umgeben, erstrecken sich bis dicht an die Lehm-Mauer hin, von der sie eingeschlossen wird, und die kleine Fluß, der sich um dieselbe herumschlängelt, ist im Sommer so seicht, daß er kaum die wenigen Bäder an seinen Ufern hinreichend mit Wasser versorgt; indeß gewährt die an den großen Pael anstoßende Stadtseite, so wie

Digitized by Google

das Königliche Lustschloß Casa del Campo eine ziemlich häßliche Aussicht, und da der Park, welcher Ueberfluß an Wild aller Art hat, den Britischen Offizieren geöffnet ward, so hatten wir Gelegenheit genug, uns zu zerstreuen, wenn wir dieselbe nur benutzen wollten. Die Straßen, von denen die vorzüglichsten im Ganzen sauber gehalten werden, sind ziemlich geräumig und breit; unter allen aber zeichnet sich die große Straße Puerta del Sol (Sonnenthor) aus. Der Name erinnert noch an die Hauptfestung der Mauren, welche vor einigen Jahrhunderten hier an der Stelle ein Thor sich befunden; nach und nach wurde das Gebiet erweitert, so daß der Platz gegenwärtig den Mittelpunkt der Residenz bildet, anstatt den Ausgang der Stadt zu bezeichnen. Ungefähr ein halbes Dutzend Straßen münden in die Puerta del Sol und überstehen hierher gleichsam ihre Verdichtung, als an den Schultern tragen sogar heut, die Sonne zu leiden. Auf jeder Seite des Spaziergangs sind Tische angebracht, an denen die Menge gruppenweise versammelt ist, aber selten sieht man hier Männer und Frauen an einem und demselben Tische sitzen; man könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß die Spanischen Männer die Gesellschaft des schönern Geschlechts absichtlich vermieden, um sich in Kaffeehäusern und Kneipen mehr zu betrinken, als dem fröhlichen Jubel des Prado. Es wird viel von der Eifersucht der Spanier gesprochen, und im Allgemeinen ist man auch von dem Vorurtheil befangen, daß das Spanische ein besonders eifersüchtiges Volk sey, allein ich habe dies nie so gefunden. Im Gegentheil, in Madrid kann eine verheirathete Frau in jedes Haus, wo sie ihr beliebt, eintreten, aber nie wird sie nur wagen, sich dem Fenster zu gaffen. Wären aber einst die Sitten der Nation wirklich so gewesen, wie sie in manchen alten Spanischen Romanen und Dramen beschrieben finden, so müßten wir gestehen, daß kein Volk je eine so gänzliche und radikale Umgestaltung seiner ehemaligen Gewohnheiten erfahren hat, als das Spanische.

Bei wenigen Gelegenheiten erhielten meine Landsleute Beweise der Gastfreundschaft von Seiten des Volkes, indeß traten diese Fälle doch nur selten ein; denn die Spanier sind von Natur stolz und zurückhaltend, und was unsere Offiziere betrifft, so verfuchten sie es keinesweges auf irgend eine Weise, dieser Zurückhaltung etwas entgegen zu kommen, und so kennten sie denn auch nur wenige Ausnahmen von sich hier den Monaten in der Hauptstadt von Spanien, die Einwohner des Landes sehr wenig kennen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Französischen Offiziere während ihres Aufenthaltes in Madrid, im Verhältniß von Zahl zu Zahl, mehr Eroberungen machten, als meine Landsleute! Und doch schien im Grunde der Britische Offizier noch mehrere Vortheile vor dem Französischen voraus zu haben; denn ersterer zeichnet sich ohne Widerrede schon durch seine Figur und Gestalt vor dem Letzteren aus, und dann sind auch seine Gleichkommünde immer verhältnißmäßig von jehn Mal besserer Beschaffenheit, als die der Franzosen; allein trotz alleem dieses gewannt und erobert der Franzose durch seine Manieren, indem er sich überall, selbst in die Kreisen der fremden Nation zu finden weiß, während dagegen der Engländer alles Fremdartige verachtet, und, an seine eigenen nationalen Gewohnheiten festhaltend, nicht bloß vornehm die des Auslandes beläschelt, sondern es auch in einem sehr hohen Grade zeigt, wie er alle diejenigen verachtet, denen er begegnet, sobald es nicht Leute von seiner eigenen Nation sind. Welch ein fatales Vorurtheil und wie nachtheilig für das Englische Volk!

Die Britische Armee unter Lord Wellington hat sich in Portugal und Spanien gewissermaßen unsterblich gemacht. Beide Nationen wissen und wußten es stets recht gut, wir überlegen unsere Waffengewalt sey — allein trotzdem, daß die Britische Armee beide Länder emanzipirt hat, verstand sie es doch keinesweges, sich die Freundschaft der Bewohner zu gewinnen und zu erhalten.

Während wir noch in Madrid verweilten, waren mehrere Divisionen unserer Armee gegen Burgos vorgerückt, das von einer auserwählten Garnison unter dem Kommando eines sehr erfahrenen und verständigen Generals, Namens Dubreton, besetzt gehalten wurde. Die Mittel, die Lord Wellington gegen ihn zu Gebote standen, waren keinesweges von der Art, daß seine Uebergabe bald zu erwarten war, obwohl uns schon früher die beiden Belagerungen von Rodrigo und Badajoz gelungen waren; indeß ward, da es nun einmal auf den Ausgang der Sache so sehr ankam, beschlossen, den Versuch zu wagen. Mittlerweile beschäftigten wir Uebrigen uns noch zu Madrid, indem wir die Theater besuchten, an den üppigen Genüssen des Hotels El Fonte d'Oro Theil nahmen, indem wir die Gastfreundschaft des gutmüthigen Bürgers in Anspruch nahmen und den fröhlichen, aber lärmenden und geräuschvollen Scenen in der Calle de Baimos beiwohnten; auf diese Weise brachten wir die Zeit so angenehm zu, als es uns bei dem geringen Solde, der uns damals zufloß, irgendwie verstatten war; denn es hielt schwer, die Vorräthe an baarem Gelde, das wir in Lissabon im Ueberflusse hatten, wegen Mangels an Zeugnis herbeizuschaffen. Dennoch waren wir mit dem Solde schon fünf Monate im Rückstande, und schritten und die Kriegs-Commissäire und Zahlmeister nicht ausgeholfen, die unsere Anweisungen (den Piaster zu sieben Schillingen!) zu Gelde machten, so wäre mancher von uns in schwere Verlegenheit geratheen. Diejenigen nun, die, vermittelst eines ungebrauen Diskontos, Geld zu erheben im Stande waren, standen sich noch immer ziemlich gut, während diejenigen, denen diese Hülfsquellen knapp zugemessen waren, zu ihrem Leidwesen an gar nichts Theil nehmen konnten, was den Uebrigen zur Erqhlichkeit diente.

Das Regiment, bei dem ich stand (das 88ste), hielt gemeinschaftlichen Mittagstisch in dem Gasthause einer Spanierin, die mit einem Franzosen verheirathet war, der aber mit dem König Joseph sich gestüchtet hatte. Wir zahlten hier Jeder täglich einen Piaster für die Mittagsmahlzeit und eine Bouteille Wein. Unser Zahlmeister Rogers zahlte wöchentlich unsere Rechnungen aus, und obgleich wir's Alle hier etwas theurer fanden, so beschwerte sich doch für jetzt Niemand darüber, indem wir es bei den Gelahren, die wir hier jeden Augenblick zu gewärtigen hatten, immer noch vorziehen durften, eine gute Mahlzeit zu halten, so lange uns dieselbe zu genießen vergönnt war.

Um diese Zeit nahm ein Ereignis, das bald stattfinden sollte, die Aufmerksamkeit von ganz Madrid in Anspruch und erregte auch bei unserer Armee keine geringe Theilnahme. Es war die Hinrichtung eines Spanischen Priesters, Namens Diego Lopez. Dieser unglückliche Mann hatte sich während der letzten Anwesenheit des Königs Joseph gestanden; er machte den Spion, und gab Jenem umständliche Nachricht von Allem, was bei unserer Armee vorging. Die Polizei-Agenten, nachdem sie ihm auf die Spur gekommen waren, bewachten ihn überall, wohin er sich nur wandte. Auf einige Tage war er in seiner Wohnung in der Calle de Barrio Nuevo ganz verschwunden; indeß hatten sie die Polizei-Diener in dieser Zeit mit weiterer Nachforschungen an, indem sie viel zu behutsam verfuhren, um durch einen vorzeitigen Schritt den Verdacht des Abwesenden selbst regt zu machen; aber für den Fall seiner Rückkehr waren die sorgfältigsten Maßregeln mit der äußersten Wachsamkeit vorbereitet. Endlich trat der Augenblick ein. Es war Mittwochabend, als Lopez in Begleitung seiner Mutter Madrid wieder betreten, wo ein Polizei-Agent die Wache hielt. Nachdem man nur wenige Fragen an ihn gerichtet, erhielt er die Erlaubniß, weiter zu gehen, und sogleich folgte ihm der Agent, dem es nicht schwer wurde, sich dicht hinter dem von der langen Tagereise ermüdeten und auf einem elenden Klepper reitenden Priester zu halten, auf dem Fuße nach. Hier stieg Lopez, die ihn in seiner Wohnung aufnehmen sollte, ab, um sie den Hufstritt seines Pferdes vernehm, an Licht an's Fenster, um ihm anzudeuten, daß Alles sicher im Hause sey, und schon war er im Begriff, vom Pferde abzusteigen, als er plötzlich von drei Polizei-Agenten fortgeschleppt wurde, um nach dem Palaste des Polizei-Präsidenten abgeführt zu werden, während ein Diener in sein Zimmer eilte, um die Sache seiner Gebieterin zu beschichten. Er wurde sogleich zum Verhör vorgelassen; allein es war nichts aus ihm herauszubringen, was seine Anklage rechtfertigte, und auch seine Papiere enthielten, außer einigen Gemeinplätzen, nichts Erhebliches. Hierauf zog man ihm die Kleider aus und gab ihm einen anderen Anzug. Man untersuchte Alles, was er an sich hatte; die Stiefeln wurden ihm ausgezogen, das Futter ausgeriffen, und sodann ward Alles buchstäblich in Fetzen zerschnitten, bis man endlich, nach einer mühsamen Durchsuchung von nicht weniger als einer Stunde, in einem mit Tuch überzogenen Knopfe ein eigenhändiges Billet des Königs Joseph an eine gewisse Person in Madrid auffand, worin derselbe der Nachricht gedachte, die er durch Lopez erhalten, und hierauf seine Meinung über Madrid hinsichtlich der zu befolgenden Pläne ersuchte. Es brauchte nun nichts mehr, um die Schuld des Ergriffenen zu bestätigen, und am nächsten Tage wurde er auf Befehl des Don Caelos de Espanaga, Gouverneurs von Madrid, vor ein Kriegsgericht gestellt. Den einzigen Beweis, den man gegen ihn aufbringen konnte — und der in der That für schon hinreichend war —, war, daß er, indem er das Billetten verborgen gewesen wußte, nichts aber vermochte den Angeklagten, den Namen seines Mitschuldigen anzugeben. Das Verhör ward schnell beendet, und als der Angeschuldigte von dem Präsidenten zur Vertheidigung aufgefordert wurde, trat er gelassen vor seine Richter hin, um ihnen frei ins Angesicht zu schauen und sich selbst zu vertheidigen.

Es war ein Anzug, das sich nicht auf den Redner hingewandt, und es hätte schwer gehalten, irgendwo in der Versammlung eine imposantere Figur aufzufinden. Er war ungefähr sind Fuß eil Zoll hoch und seine ganze Figur stand mit seiner Größe in gehöriger Proportion; sein langes schwarzes Haar lag ihm vorn flach über der Stirn und ding hinten in lockeren, aber ungekämmten Flechten über den Kappe seines Gewandes herab; sein Gesicht trug die Spuren von Sorge, und sein zartes schwarzes Auge war matt und getrübt — kurz, sein Aeußeres verklindete einen früher blühenden und hübschen, aber nunmehr gebeugten und niedergedrungten Mann. Nachdem er sich die Schweißtropfen von der Stirn gewischt, die ihm das heiße Wetter, der enge Raum des Gerichtshofes und endlich auch ohne Zweifel die eigene Gemüthsbewegung verursacht hatten, sprach er ungefähr folgendermaßen:

„Es sind jetzt bereits etwas mehr als zwei Jahre, seitdem ich mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs Joseph gewidmet. Während dieser Zeit habe ich ihm treu und mit der möglichsten Sorgfalt gedient. Ich habe denselben manches Opfer gebracht, und ich weiß ihn, wie ich gar nicht zweifle, gewiß schwerlich, wenn er mein nunmehriges Geschick erfährt. Ich sage, ich habe Sr. Majestät treu gedient; allein der Ausdruck ist zu schwach — ich habe ganz für ihn gelebt; und die einzige Schwerz, den ich gegenwärtig empfinde, da ich mein Leben aufgeben soll, ist, daß ich, trotz meines Bestrebens, das Interesse desselben möglichst zu befördern, doch nicht im Stande gewesen bin, meinen Zweck zu erreichen und meine letzte Pflicht zu erfüllen, die einzige, in der ich je

Digitized by Google

verunglückt hin. Meine Herren, ich habe nun das Meinige gethan." Hierauf verneigte er sich gegen die Gerichts-Versammlung und nahm wieder seinen frühern Platz ein.

Während dieser kurzen, aber eindrucksvollen Rede herrschte eine tiefe Stille in der Gerichts-Versammlung, so wie unter allen Anwesenden im Saale. Als dieselbe aber zu Ende war, gab sich eine allgemeine Theilnahme der Bewunderung und des Mitleids kund, ja, es befanden sich hier Mehrere, die, wenn sie es nur hätten wagen dürfen, ihre Gefühle auf eine kräftigere Weise zu äußern versucht hätten; allein die starke Militair-Wache war vollkommen hinreichend, die wüthige Ordnung zu erhalten, und es fanden auch hier noch mehrere Verhaftungen Statt. Als die Ruhe ganz hergestellt war, führte der Chef der Polizei unter einer starken Bedeckung den Delinquenten in sein Gefängniß zurück, und der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an die Mitglieder des Gerichts, um deren Meinung über die Strafe, die Lopez verdient, zu vernehmen. Sie waren alle einstimmig — es konnte auch in der That bei der Klarheit und Unwidersprechlichkeit der Sache nur Eine Meinung sich ergeben, und so war es um das Leben des armen Mannes geschehen. Das Urtheil ward ausgefertigt, zu dem folgenden Tage um zwei Uhr sollte er auf der Plaza Major, auf dem großen Marktplatze, als dem dazu geeignetsten Orte, den Tod mit dem Strange erleiden.

Diese Sentenz war bald in ganz Madrid bekannt geworden, und trotzdem, daß das Individuum ein Priester war und einer Nation angehörte, die vor allen andern sich gegen ihre Wegsterner befanut ist, trog diesem Allem erregte die Katastrophe nicht etwa das Mitleiden, sondern es verbreitete sich vielmehr ein allgemeiner Jubel unter dem niederen Volke, das mit der äußersten Ungeduld jede Stunde zählte, die der Augenblick gekommen war, wo seine Rengier befriedigt werden sollte.

Man hielt es für unzweifelhaft, daß die Englischen Wachen in der Nähe der Plaza verstärkt und daß auch den 80sten Regiment dejegene Kaserne dicht an demselben lag, so erhielt ich, als der nächste zum Dienst bestimmte Subaltern-Offizier, Befehl, dreißig Mann zur Wache bereit zu halten, um darüber zu wachen, daß keine Unruhen während der Nacht ausbrächen. Es war fünf Uhr Nachmittags, als ich auf der Plaza ankam. Schon hier hatten sich bereits Leute aus allen Volksklassen eingefunden; Einige aus Neugierde, um zu sehen, ob und was für Vorbereitungen zur Execution des morgenden Tages getroffen würden; Andere handelten und feilschten um Sitze an den Fenstern der Kaufläden aber auf den Giebeln der Marktbuden; noch Andere verließen hier eine Art von Programm über die Verbrechen u. s. w., deren sich Lopez schuldig gemacht, und endlich erblickte man hier nicht geringe Anzahl von Bettlern, die „im Namen der bald dahinscheidenden Seele" das Mitleid der Anwesenden in Anspruch nahmen; und Manche, die nicht den vierten Theil eines Reals hingegeben hätten, wenn es darauf angekommen wäre, den unglücklichen Lopez vom Tode zu retten, traten eifrig hinzu und thaten ihre milde Gabe auf, um sich für künftige Zeiten in der kommenden Welt einen Gnadenlohn zu erkaufen.

Die Nacht lief ruhig ab, und die Stille ward durch nichts unterbrochen, als durch die Ankunft der Landleute mit ihren Vorräthen an Fischen, Früchten und Gemüsen auf dem Marktplatze, auf denselben, wo an dem folgenden Tage die Execution Statthaben sollte. Erst um halb Uhr Morgens verließ ich das Wachthaus, um mich ein wenig zur Ruhe zu begeben; vorher aber sedete ich noch einmal zu der Plaza zurück. Hier waren die Arbeiter bei Zurichtung an der Vollendung des Schaffots beschäftigt, umgeben von einer Menge von Bauern, die eben erst vom Lande angekommen waren. Die Angst und der Schrecken, die sich auf den Gesichtern und in den Mienen der Letzteren ausgeprägt hatten, als man ihnen gesagt, daß ein Pfaffe dort hingerichtet werden sollte, stachen seltsam ab mit dem wilden Uebermuthe, den das Volk von Madrid über dasselbe Ereigniß an den Tag gelegt, und so sehr ich selbst von der Gerechtigkeit des Urtheils, das über den Delinquenten verhängt ward, überzeugt war, konnte ich doch nicht umhin, die natürliche Einfalt zu bewundern, mit der das Landvolk seinen schwerglichen Gefühlen über das zu erwartende schreckliche Schauspiel Luft machte.

Um zehn Uhr eilte das Spanische Militair nach dem Platze, und das Gerüst ward von einer stark besetzten Wache eingeschlossen. Eine ungeheure Menge strömte alsbald nach der Stelle hin, um Besitz von den Plätzen zu nehmen, die sie den Tag vorher gemerkt, und wo sie die Hinrichtung am Besten überschauen konnte. Alle Gesichte waren eingestellt, und man schien überall an nichts Anderes mehr zu denken, als an die bevorstehende Execution. Gegen Mittag waren der Markt, die Läden und Buden und alle Häuser auf dem Platze zum Ersticken angefüllt, und auf allen Straßen, die von dem Gefängnisse nach der Plaza führten, wogte die Menge aus allen Volksklassen. Endlich verkündete der laute Jubel in den Gassen die Ankunft des Delinquenten, und je mehr man sich dem Hinrichtungsplatze näherte, desto größer und stürmischer ward der Tumult, der gleich einem Strome in seinem Laufe immer mehr anwuchs, bis er sich zuletzt in die Plaza Major mündete. Hier ward das Geschrei so betäubend, daß man für einige Augenblicke weder ein Wort zu sprechen noch zu hören vermochte. Auf einmal erblickte man das Haupt des Zuges, und eine Todtenstille trat plötzlich an die Stelle des gräuschvollsten Tumultes. Die Soldaten schlossen einen Kreis; es ertönte das Kommando: „Los armas a l'ombro," und die ganze Menge innerhalb der Plaza horchte mit Aufmerksamkeit auf.

Der Delinquent Lopez war zu Pferde in schwarzem Anzuge, in einen weiten Mantel gehüllt, der seine Schultern bedeckte, und begleitet von zwei Priestern, die, ebenfalls zu Pferde, auf beiden Seiten neben ihm herzogen. Er hatte einen Hut auf von ungeheurer Größe, der vorn aufgeschlagen war. In seinem äußeren zeigte er tiefste Festigkeit, dieselbe Haltung und Ruhe, wie selber bei den Verhören. Am Fuße des Schaffots angekommen, stieg er gelassen ab, und warf noch einen flüchtigen Blick zurück auf die versammelte Menge und dann auf den Strang; hierauf stieg er die liegende Treppe hinan, die zu demselben führte. Die beiden Priester folgten ihm, sprachen aber, seinem ausdrücklichen Befehle gemäß, nicht zu ihm. Sobann nahm er ohne die geringste Verwirrung seinen Hut und Mantel ab und reichte den dem Nachrichter hin, zu dem er auch einige Worte sagte. Er wünschte hierauf, das Volk anzureden, allein der Offizier an der Spitze des Spanischen Militairs wollte es nicht zugeben. Er verneigte sich in gehorsamer Ergebung, und ließ sich sogleich auf dem Stuhle unter dem Strange nieder. Die ruhige, aber feste Haltung des Mannes, seine außerordentliche, von aller Prahlsucht entfernte Entschlossenheit, alles dies war hinreichend, um jede unanständige und unwürdige Regung des unechten Patriotismus zu unterdrücken; aber das Anlegen des schrecklichen Halsbandes schien Gefühle zu erwecken und eine Sympathie zu ergeugen, die wenige Augenblicke vorher hier nirgends vorhanden waren. Die Frauen, die zu ihrer eigenen Scharfen noch vor einigen Minuten, bei der Ankunft des Priesters, ihre Schmutzlichen zum Zeichen ihres Jubels in die Höhe geworfen, dieselben Frauen sah man jetzt, von der Natur überwältigt, ihre Augen von der schrecklichen Scene abwenden, und die Thränen abwischen, die ihnen von den Wangen flossen.

Alles war in Bereitschaft. Die Ceremonie dauerte nur einige Minuten; als der nehen Lopez stehende Priester seinen Gebete zu Ende war, drugte er sich und küßte den Unglücklichen auf die Wange. Hierauf machte er das Buch zu; der Mann hinter ihm bedeckte das Gesicht des Schachtopfers mit dem Tuche; sodann drehte der Scharfrichter die Schraube — und Lopez war todt.

Die Soldaten umzingelten den Marktplatz, die Menge zerstreute sich, und um sechs Uhr des Abends waren nicht mehr als zwanzig Personen in der Nähe des Schaffots zu sehen, auf welchem der hingerichtete Priester noch gebunden hing. Endlich ward der Leichnam in einen Karren geworfen, das Gerüst abgerissen, und die Stelle, die noch kurz vorher der Schauplatz des Schreckens war, trug keine Spur mehr von dem, was hier vorgefallen.

Einen Tag nach dieser Hinrichtung ward öffentlich bekannt gemacht, daß die Plaza de los Toros, die seit mehreren Jahren geschlossen gewesen, zu Ehren der Britischen Armee geöffnet werden solle, und es wurden alsbald Stiergefechte aufgeführt, die an Größe und Pracht alle früheren übertrafen.

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Kriminal-Berichte aus London. Aus den vor kurzem im Druck erschienenen Berichten über die Zahl der Verhaftungen und Anklagen in London während der Jahre 1834 regiert sich, daß 64,260 Personen verhaftet wurden. Davon sind 34,490 von den Magistrats-Personen entlassen, 26,302 summarisch verurtheilt oder gegen Bürgschaft freigelassen, 3468 zum Verhöre gebracht, 2565 überführt und verurtheilt, 551 freigesprochen, 329 nicht gerichtlich verfolgt worden und 23 Fälle waren nicht näher zu ermitteln. Die größte Zahl der Verhafteten ist die der Falschmünzer, nämlich 929, wovon 819 entlassen und 98 überführt und verurtheilt wurden. 26 wurden des Mordes angeklagt, jedoch nur 11 gerichtlich verfolgt, davon 9 überführt, und 8 sind unverjährliche Todtschläger erklärt, so daß nur eine Hinrichtung erfolgte. Wegen Trunkenheit sind nicht weniger als 19,779 verhaftet, wovon 10,944 ohne Strafe entlassen und 8835 summarisch verurtheilt wurden. Aus einer Vergleichung dieser Berichte mit denen der drei früheren Jahre ergiebt sich, daß vom Jahre 1831 bis Ende 1834 die Zahl der Verhaftungen sich um 8555 vermindert, die Zahl der Verhöre sich um 513 und der Ueberführungen um 4459 vermehrt hat. Die Vergleichung der einzelnen auf einander folgenden Jahre bietet keine erheblichen Unterschiede dar; die Zunahme in einem Jahre wird durch die Abnahme in dem folgenden wieder kompensirt.

— Das Rindvieh in China. In der Provinz Canton haben die Ochsen zwischen den Schultern einen Höcker; um Peking aber sieht man keine Buckelochsen. In Peking und einem großen Theile des übrigen China's werden die Ochsen oft wie Pferde gestattet und geritten. Wegen seiner Nützlichkeit zum Ackerbau ist es verboten, den Ochsen zu schlachten; doch erlaubt man zu Gunsten der vielen Muhammedaner, die es in China giebt, ein Kalb zu. Die Muhammedaner lassen nämlich kein Schweinefleisch essen, und das Schwein ist eben die vornehmste animalische Speise der Chinesen. Kaiser Khangdi fragte einst Europäische Missionaire, warum es denn in Europa mehr Ochsen gäbe, als in China? Man antwortete ihm, dies käme daher, weil man dort viele schlachtete. „Wie so das?" entgegnete der Kaiser etwas bestemdet. „„Weil"", bemerkten die Patres, „„in Europa viele Ochsen geschlachtet werden, so giebt man auch eine große Menge derselben, während in China eben nur so viele aufgezogen werden, als zum Ackerbau hinreichen."" Und Seine Majestät war vollkommen befriedigt.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit in der Versendung des Blattes keine Unterbrechung eintrete.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Freitag den 26. Juni 1835.

Norwegen.

Die erste Verkündigung des Christenthums in Norwegen.

Von Snorre Sturlason erzählt in der Heimskringla. [1])

Aus dem Isländischen.

Wie König Hakon [2]) das Christenthum hält und verkündet.

König Hakon war ein guter Christ, da er nach Norwegen kam; aber weil alles Land heidnisch und viel Opferns darin war und viele angesehene Männer, deren Hülfe und Freundschaft er nicht entbehren zu dürfen glaubte, so faßte er den Rath, mit dem Christenthum heimlich zu fahren; die Sonntags- und Festtage-Fasten aber, die Haupt-Festtage hielt er. Er gab auch das Gesetz, daß man das Julfest zur Zeit des Weihnachtsfestes der Christen halten sollte [3]), und ein Julfest sollte eine Kruthveil Tonne starkes Bier haben, oder sonst mit Geld gestraft werden, und heiem, so lange die Julzeit währet. Früher aber hatte die Julzeit mit der Hahtschmacht [4]), das war die Mittnacht, begonnen, und drei Nächte [5]) hindurch war Jul gehalten worden. Er gedachte so, wenn er sich erst im Lande festgesetzt und das ganze Land sich seiner Herrschaft unterworfen hatte, mit der Verkündigung des Christenthums vorwärts zu gehen.

Zuerst that er nichts weiter, als daß er diejenigen, die ihm die Liebsten waren, bereitete, Christen zu werden, und durch sein freundliches Wesen kam es so weit, daß recht Viele sich taufen ließen und Einige ablieben vom Opfern. Meistentheils saß er in Thrandheim, weil da die größte Stärke des Landes war. Aber als König Hakon glaubte, durch einige mächtige Männer so viel Stärke zu haben, das Christenthum aufrecht zu halten, da sandte er nach England nach einem Bischofe und anderen gelehrten Männern. Und als diese nach Norwegen kamen, da that König Hakon kund, daß er das Christenthum im ganzen Lande verkündigen lassen wolle. Aber die Bauer und Baumdaler verschoben ihre Erklärung auf die der Thränder. König Hakon ließ einige Kirchen weihen, und setzte Priester dahin. Als er aber nach Thrandheim kam, da berabredete er ein Thing für die Bonden (Freisassen) und verkündigte ihnen das Christenthum. Sie antworten so, daß sie diese Sache bis zum Frostthing [6]) verschieben wollten; da würden Männer aus allen Bezirken kommen, die zu Thränderlage geböten; da wollten sie über diese wichtige Sache Rede und Antwort geben.

Von den Opfern.

Sigurd, Jarl von Hladen, war der größte Opferer, so auch Hakon, sein Sohn. Jarl Sigurd hielt sämmtliche Opfer-Mahlzeiten ab im Namen des Königs da in Thrändelage. [7]) Es war alter Brauch, wenn Opfer gehalten werden sollte, daß alle Bonden da, wo das Opferhaus war, zusammenkommen und so viel Lebensmittel mitbringen mußten, als sie gebrauchten, so lange die Opfer-Mahlzeit dauerte. Bei diesem Mahl mußten Alle insgesammt Rartes Bier haben; es wurde auch Brod aller Art geschlachtet, so auch Pferde. Alles Blut aber, das davon kam, das hieß Haut, und die Gefäße, worin das Blut stand, Hauttöpfe. Die Hauttöcke [8]) aber waren so gemacht als Gusse; mit diesen mußten alle Stühle insgesammt und auch die Wände des Opferhauses und innen bestrichen, und auch die Menschen mußten mit Opferblut besprengt werden. Das geschlachtete Fleisch aber wurde in den Mahlzeiten gekocht. Das Feuer mußte mitten auf dem Estrich im Opferhause sein, und die Kessel hingen darüber, und die vollen Becher mußte man über das Feuer tragen. [9]) Aber der, so die Mahlzeit anrichtete und Häuptling war, der mußte den vollen Becher und die gesammte Opferspeise weihen. Zuerst wurde der Odinsbecher getrunken auf Sieg und Reich des Königs; darauf der Njordsbecher und Freysbecher auf gutes Jahr und Frieden. Manche waren auch gewohnt, demnächst den Bragebecher zu trinken. Man trank auch Becher seiner Verwandten, solcher, die preiswerthe Männer gewesen waren, und das wurde Gedächtniß (Minne) genannt. Jarl Sigurd war der allerfreigebigste Mann; er that Etwas, was ihm viel Ruhm brachte, er gab eine Opfer-Mahlzeit zu Hladen und gang gar auf eigene Kosten. Dessen gedenkt Kormak Ogmundsson im Sigurdsdrapa [10]):

Niemand braucht zu bringen
Becher oder die Schale,
Hin zum Sproß Thiasses,
Des Gebäudes von den Göttern. [11])
Keiner weiß kranken
Den Wächter des Opferhauses;
Reichlich giebt er des Gleibet
Gabe, der tapfere Krieger.

König Hakon kam zum Frostething, und eine große Zahl von Bonden war gekommen. Und als das Thing gesetzt war, sprach König Hakon. Er hebt damit an: es sey sein Gebet und Begehr an alle Freisassen und Pachter, Hohe und Niedere, und an alle insgesammt, Junge und Alte, Wohlhabende und Dürftige, Weiber und Männer, daß Jedermann sich taufen lassen und an den einigen Gott Christum, Maria Sohn, glauben, und alle Opfer und Heidenzöttre abschaffen, jedweden siebenten Tag heilig halten, alle Arbeiten nachlassen, und jedweden siebenten Tag fasten solle. Als nun der König dieses öffentlich vor das Volk gebracht hatte, da entstand darüber große Unzufriedenheit, und die Bonden murrten darüber, daß der König ihnen die Arbeit und so auch den Glauben nehmen wolle, und sagten: dabei könne das Land nicht bestellt werden. Die Arbeitsleute und Sklaven aber meinten: sie könnten nicht arbeiten, wenn sie nichts zu essen bekämen; sagten auch: es sey ein angeborner Fehler König Hakons und seines Vaters und ihrer Verwandten, daß sie zu karge Kost gäben, obgleich sie freigebig mit Gold wären. Rohdern von Medalbus in Gaulardal stand auf, und antwortete auf den Antrag des Königs und sagte: „Wir Bonden glauben, König Hakon", sprich er, „daß, wie Du hier in Thrandheim das erste Thing bestellt, und wir Dich zum König annahmen, und von Dir unsere Freiheiter empfingen, daß wir den Himmel in die Hand bekommen hätten. Nun aber wissen wir nicht, welches von beiden wahr ist, ob wir Freiheit empfangen haben, oder ob Du uns auf's neue zu Sklaven machen willst mit wunderlichen Erfindungen, daß wir unseren Glauben verlassen sollen, den unsere Väter vor uns gehabt haben und alle Vorfahren, zuerst im Bermualter und jetzt im Hogalater, [12]) und sie sind doch viel herrlicher gewesen als wir sind, und dieser Glaube hat uns doch genützet. Wir haben auch auf Dich so viele Liebe gelegt, daß wir Dich mit uns über alle Gesetze im Lande und das Landrecht haben zu Rathe gehen lassen. Jetzt ist das unser Wille und die einstimmige Meinung der Bonden, die Gesetze zu halten, welche Du uns hier auf dem Frostthing giebst, und wozu wir Ja gesagt haben. Wir Alle wollen Dir folgen und Dich für unseren König halten, so lange einer von uns Bonden lebe, die wir jetzt hier auf dem Thing sind, so lange Du, König, Maaß darin halten und nun auf alles anderen begehren willst, was wir Dir zugestehen mögen, und was für uns nicht unthunlich ist. Willst Du aber diese Sache mit so vielem Eifer treiben, daß Du mit Macht und Gewalt es mit uns durchsetzen willst, so haben wir Bonden unseren Schluß gefaßt, uns sämmtlich von Dir zu trennen und uns einen anderen Häuptling zu nehmen, der uns das zugestebt, daß wir frei den Glauben behalten können, der nach unserem Sinn ist. Unter diesen beiden Dingen wußt Du nun wählen, König, bevor das Thing schließt." Zu dieser Erklärung machten die Bonden großen Lärm und Zulauf: sie wollten es bei dem lassen, wie eben gesagt worden. Als man aber zu Worte kommen konnte, da sprich Jarl Sigurd: „Es ist der Wille König Hakons, Ihr Bonden, daß zwischen euch und ihm keine Zwietracht entstehen, was Ihr fordert, und durch nichts die Freundschaft mit Euch jemals zu trennen." Da Bonden sagten, ihr Wille sey, daß der König ihnen auf ein gutes Jahr und Frieden spräre, so wie sein Vater gethan habe. Da stillte sich das Gemurmel, und es schlossen das Thing. Darauf sprach Jarl Sigurd zum Könige und bat ihn, den Bonden all ihr Begehren nicht ganz abzuschlagen; er sagt: es könne nicht anders gehen; er müsse den

1) Herr Conssiorialrath Mohnike, der Uebersetzer der Fritthiofs-Saga, dem wir dieses interessante Bruchstück verdanken, ist mit der vollständigen Uebersetzung der für die Kenntniß der Skandinavischen Geschichte so wichtigen Heimskringla beschäftigt, und der erste Band derselben wird bald nach Johannis im Verlage der Lesser'schen Buchhandlung in Stralsund erscheinen. D. R.

2) Hakon der Gute, König in Norwegen, von 937 bis 963. Er war in England am Hofe König Adelstein's erzogen und dort ein Christ geworden.

3) Weihes heißt Jul, Jol.

4) Nach Anderen, die Schlachtnacht, von der Menge der geschlachteten Opferthiere. Einige erklären es durch die letzte Nacht. Sie tel auf den 23. Dezember.

5) Der Islander zählt die Tageszeiten nach Nachten, so wie die Jahreszeiten nach Winteren.

6) So genannt von dem Orte in Thrandheim, wo es gehalten wurde.

7) Provinz Thrandheim, Drontheim. Thrandheim — sprich Thrandenheim.

8) Hauttöpfen.

9) So daß der Tragende sie über das Feuer hinhielte.

10) Drapa, Gedicht zu Ehren eines Verstorbenen.

11) M. f. die prosaische Edda. Bragas-Skaparr. Kap. 2. Dem Riesen Thiasse wurde die geraubte Jdunne von Loke heimlich wieder entrissen, und wie Thiasse in Adlersgestalt dem Loke nachstrebte, fand er vor den Mauern Asgard's den Sitz.

12) Bermualter, wie die Todten verbrannt wurden, Hügelalter, nachdem sie begraben und ihnen Gedächtniß errichtet worden. Snorre spricht hier über in dem Vorworte zu seinem Buche.

Digitized by Google

Wenden in Etwas nachgeben. „Dieses ist", sprichi er, „wie Du, König, zu selbst gehört haben wirst, Wille und Begehren der Häuptlinge und zugleich des ganzen Volks. Wir werden, König, hierin schon einmal guten Rath finden." Und hierüber wurden der König und der Jarl einig.

Die Bonden zwingen Hakon, zu opfern.

Im Herbst darauf zogen den Winter war Opfermahl zu Halden, und der König kam dahin. Er soll früher stets die Weise gehabt haben, daß er, wenn er irgendwo war, wo man opferte, mit wenigen Mannen in einem kleinen Hause saß. Aber die Bonden sprachen darüber, daß er nicht auf seinem Hochsitze säße, wenn das Volk sich am meisten ergötze. Der Jarl rieth ihm, es jetzt nicht so zu machen.

So geschah denn, daß der König auf seinem Hochsitze saß. Und als der erste Becher voll geschenkt war, da nahm Jarl Sigurd das Wort und weihete den Trunk dem Odin und trank und reichte das Horn dem Könige. Der König nahm es an und machte ein großes Kreuz darüber. Da sagte Kaar von Hestnäs: „Warum thut der König dieses? Will er nicht opfern?" Jarl Sigurd antwortete: „Der König macht es so, wie Alle es machen, der ihrer Kraft und Stärke vertrauen, und weiht seinen Becher dem Thor; er machte das Zeichen des Hammers darüber, bevor er trank." Da war es stille diesen Abend. Tages darauf, wie man zu Tische ging, brangen die Bonden in den König, baten, er solle Pferdefleisch essen. Der König wollte; sie sind feines Pferde. Da baten sie ihn, die Suppe zu trinken; auch das wollte er nicht. Da baten sie ihn, Schmalz zu essen — auch das wollte er nicht. Und es war nahe dabei, daß sie ihn anfaßten. Jarl Sigurd suchte sie zu besänftigen, bat sie, sitte, ihn so sehr. Den König aber bat er, sich mit offenem Munde über den Halen des Kessels zu legen, aus welchem der Qualm von dem Pferdefleisch aufstieg, und der Halen war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhalen und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Opfermahl zu Märe.

Den folgenden Winter wurde die Julmahlzeit für den König zu Märe angerichtet. Und wie es gezgen die Julzeit kam, so traten auch Häuptlinge unter sich zusammen, welche in ganz Throndelage am meisten auf die Opfer hielten. Aber derselben waren aus dem äußern Theile: Kaar von Gretung, Rögvin von Meraldsa, Thorberg von Varnes, Orm von Eiere. Und aus dem innern Theile: Asleif von Dalwadang, Marke von Staf aus Meradal, Thrand Hake von Egga, Thorer Skeg von Hustad aus Inderø. Diese acht Hauptlinge versanden sich in der Art, daß die vier Innerbonden aber den Eheslenthum in Norwegen verzichten, die vier Innerbonden aber den König zum Opfern zwingen sollten. Die Außenbonden fuhren mit vier Schiffen südlich nach Märe, und schlugen da drei Pferdefleisch aufsing, und der Halen war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhalen und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Opfermahl zu Märe.

Den folgenden Winter wurde die Julmahlzeit für den König zu Märe angerichtet. Und wie es gezgen die Julzeit kam, so traten auch Häuptlinge unter sich zusammen, welche in ganz Throndelage am meisten auf die Opfer hielten. Aber derselben waren aus dem äußern Theile: Kaar von Gretung, Rögvin von Meraldsa, Thorberg von Varnes, Orm von Eiere. Und aus dem innern Theile: Asleif von Dalwadang, Marke von Staf aus Meradal, Thrand Hake von Egga, Thorer Skeg von Hustad aus Inderø. Diese acht Hauptlinge versanden sich in der Art, daß die vier Innerbonden aber den Eheslenthum in Norwegen verzichten, die vier Innerbonden aber den König zum Opfern zwingen sollten. Die Außenbonden fuhren mit vier Schiffen südlich nach Märe, und schlugen da drei Pferdefleisch aufsing, und der Halen war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhalen und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Opfermahl zu Märe.

Den folgenden Winter wurde die Julmahlzeit für den König zu Märe angerichtet. Und wie es gezgen die Julzeit kam, so traten auch Häuptlinge unter sich zusammen, welche in ganz Throndelage am meisten auf die Opfer hielten. Aber derselben waren aus dem äußern Theile: Kaar von Gretung, Rögvin von Meraldsa, Thorberg von Varnes, Orm von Eiere. Und aus dem innern Theile: Asleif von Dalwadang, Marke von Staf aus Meradal, Thrand Hake von Egga, Thorer Skeg von Hustad aus Inderø. Diese acht Hauptlinge versanden sich in der Art, daß die vier Innerbonden aber den Eheslenthum in Norwegen verzichten, die vier Innerbonden aber den König zum Opfern zwingen sollten. Die Außenbonden fuhren mit vier Schiffen südlich nach Märe, und schlugen da drei Pferdefleisch aufsing, und der Halen war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhalen und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Opfermahl zu Märe.

Den folgenden Winter wurde die Julmahlzeit für den König zu Märe angerichtet. Und wie es gezgen die Julzeit kam, so traten auch Häuptlinge unter sich zusammen, welche in ganz Throndelage am meisten auf die Opfer hielten. Aber derselben waren aus dem äußern Theile: Kaar von Gretung, Rögvin von Meraldsa, Thorberg von Varnes, Orm von Eiere. Und aus dem innern Theile: Asleif von Dalwadang, Marke von Staf aus Meradal, Thrand Hake von Egga, Thorer Skeg von Hustad aus Inderø. Diese acht Hauptlinge versanden sich in der Art, daß die vier Innerbonden aber den Eheslenthum in Norwegen verzichten, die vier Innerbonden aber den König zum Opfern zwingen sollten. Die Außenbonden fuhren mit vier Schiffen südlich nach Märe, und schlugen da drei Pferdefleisch aufsing, und der Halen war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhalen und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Opfermahl zu Märe.

Den folgenden Winter wurde die Julmahlzeit für den König zu Märe angerichtet. Und wie es gezgen die Julzeit kam, so traten auch Häuptlinge unter sich zusammen, welche in ganz Throndelage am meisten auf die Opfer hielten. Aber derselben waren aus dem äußern Theile: Kaar von Gretung, Rögvin von Meraldsa, Thorberg von Varnes, Orm von Eiere. Und aus dem innern Theile: Asleif von Dalwadang, Marke von Staf aus Meradal, Thrand Hake von Egga, Thorer Skeg von Hustad aus Inderø. Diese acht Hauptlinge versanden sich in der Art, daß die vier Innerbonden aber den Eheslenthum in Norwegen verzichten, die vier Innerbonden aber den König zum Opfern zwingen sollten. Die Außenbonden fuhren mit vier Schiffen südlich nach Märe, und schlugen da drei Pferdefleisch aufsing, und der Halen war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhalen und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Straßsund, im Junius 1835. Dr. Mebnite.

Frankreich.

Das Hauptquartier Napoleon's.

(Schluß.)

Erwartete Napoleon Nachrichten von seinen Generalen, glaubte er, daß irgendwo ein Gefecht stattgefunden haben könnte, so schien er sehr aufgeregt und ungeduldig. Mitten in der Nacht stand er dann oft zwei bis drei Mal auf und ließ mehrere von denjenigen wecken, die gewöhnlich in seinem Kabinet arbeiteten. Ueberhaupt pflegte er soll täglich gegen drei oder vier Uhr Morgens aufzustehen; dasselbe ging er aber auch beinahe immer um zehn Uhr Abends schlafen, wenn nichts Außerordentliches weiter vorfiel. Sein Feldbett wurde ihm überall hin auf seinem Marschbier nachgetragen. Wenn er eine Nacht im Bivouak zugebracht oder eine große Strecke Weges an einem Tage zurückgelegt hatte, ließ er sich Abends hier Bett am ersten besten Orte unter einem Baume aufstellen und schlief dann in freier Luft so tief, wie er es nur in seinem behaglichen Schlafgemach zu St. Cloud oder in den Tuilerien gekonnt hätte.

Wenn die Anstrengungen eines Weile stehten und er einige Ruhe hatte, ließ er sich in der nächst liegenden Stadt nieder und richtete seine Lebensweise dort etwas regelmäßiger ein; doch entsprach er darin nicht seiner Gewohnheit, wenigstens eine oder zwei Stunden während der Nacht zu arbeiten; dann legte er sich wieder zu Bett und stand auf, um sich voll neuem an seine Arbeit zu setzen, die gegen sechs Uhr früh seine Marschälle und Generale kamen, um seine Befehle einzuholen. Sie fanden ihn dann gewöhnlich in dem Zimmer, welches ihm zum Kabinet diente, auf und ab gehen, in einem Schlafrock von weißem Molton, in grünen Saffian-Pantoffeln und um bunten Leibtuch. Auch in Gestalt eines Turbans um das Haupt gewunden. Hierauf brachten ihm Constant oder Rustan bei Kaffeeaufbruch eine halbe Tasse sehr starken Kaffee oder, in Ermangelung dessen, eine Tasse Lindenblüthen-Thee mit viel Zucker und etwas Rhum; oft nahm er vorher noch ein Bad.

Am Hauptquartier sorgte der Ober-Stallmeister mit unbeschreiblichem Eifer für alle Bedürfnisse des Kaisers. Dies Geschäft war zwar in jeder Beziehung ehrenvoll, aber auch eben so peinlich und schwierig, doch der Herzog von Vicenza entledigte sich desselben mit unvergleichlicher Sorgfalt und Pünktlichkeit. Eine unermüdliche Thätigkeit war die Haupteigenschaft dieses Mannes, und ungeachtet der zahlreichen Aufträge und der Last von Geschäften, mit denen er belastet war, wußte er stets so viel Zeit zu gewinnen, um sich auch um die geringfügigsten Dinge zu bekümmern, durch die irgend eine Ersparniß in der Verwaltung des Kaiserlichen Hausbalts bewerkstelligt werden konnte, wobei er jedoch stets danach strebte, einen gewissen Luxus und Ueberfluß in diesem Hauswesen zu erhalten, den der Kaiser bei sich selbst nicht haßte, obgleich er ihn bei Andern immer tadelte.

Herr von Caulaincourt besaß, so wie sein Herr, das Talent, mit wenig Worten viel zu sagen. Er beschäftigte nur einen einzigen Secretair, und wenn er auch den größten Theil der Nacht hindurch mit dem Kaiser gearbeitet hatte, so war er doch am anderen Morgen im Stande, wieder der Erste auf seinem Posten zu sein. Sein Secretair mußte natürlich denselben Beispiel folgen und frühzeitig auf sein; daher er sagte daher einmal in vollem Ernst, Herr von Caulaincourt müsse wohl am Abend schon aufstehen, daß er so früh bereits angekleidet wäre.

Am liebsten hatte jedoch Napoleon immer den Ober-Hofmarschall Durec. In Herrn von Caulaincourt's Benehmen lag etwas Kaltes und Abgemessenes, was den Kaiser genirte; wiewohl der Ober-Stallmeister — einst als Soldaten der Garde angenommen, welche die Feldzüge in Italien und Aegypten mitgemacht hatten — der Einzige war, der nicht ohne eine gewisse Dreistigkeit mit dem Kaiser sprach und ihm selbst Sachen nicht verheimlichte, die jeder Andere, aus Furcht, in Ungnade zu fallen, ihm nimmermehr zu sagen gewagt hätte. Aber mit dieser Dreistigkeit wußte er es auch stets so einzurichten, daß sie Napoleon, wenn er wollte, die ausgesuchteste Höflichkeit und die feinsten Sitten; Herr von Caulaincourt würde unter Ludwig XIV. der vollendetste Hofmann gewesen sein, dem nur Herr von Narbonne bei Ruhm der schönen Sprache und des ausgezeichneten Benehmens hätte streitig machen können. Er wurde von den Offizieren sehr geliebt, weil er sich gern zum Mittelsmann anbot, wenn sie irgend eine Gunst vom Kaiser erlangen wollte. Das zahlreiche Personal, welches er unter seinen Befehlen hatte, schätzte ihn nicht weniger, denn er war vor Allem gerecht, wenn er auch zuweilen aufbrauste und in der Hitze in Worte ausbrach, die mit seinem gewöhnlichen Ton und mit der glänzenden Erziehung, die er erhalten hatte, nicht übereinstimmen. Hier eine Probe davon.

Einige Tage, als der Kaiser von Paris nach Fontainebleau fuhr, fand er, daß es zu langsam ging, und wollte den dienstthuenden Pagen heran, der an der linken Kutschenthür gatteppirte. Der Page nähert sich, entblößt das Haupt und bringt sich gegen den Wagen. „Herr!" reite vor und sage zu Jordin (einem Vereter der Kaiserlichen Stallungen), er soll schneller fahren, sehr schnell, verstehst Du?" — Herr von Caulaincourt, der in seiner Eigenschaft als Ober-Stallmeister dem Kaiser voranritt, hört diesen Befehl, und ohne zu warten, bis der Page ihm bestellt, was geschehen sollte, lehnt er sich mit dem halben Körper aus dem Wagenschlage heraus, wendet sich an die Postillione, die den Befehl ebenfalls vernommen hatten, denn der Kaiser hatte sehr laut gesprochen, und sagt: „Der erste Stallmeister des anderen zu fahren anfängt, der soll sich vorsehen, wenn wir ankommen." Man fuhr also im überaus raschen Trabe weiter. Der Kaiser rief auf dem Wege, den man übrigens in weniger als vier Stunden zurücklegte, einmal über das andere: „Das ist ja doch ganz toll! Ich werde in Ewigkeit nicht ankommen!" Sie fahren mich, als ob ich von Sinnen wäre!" Es ging in der That aber im raschen Galopp zwischen Gendarmerie, die den Wagen begleiteten, waren nicht einen Augenblick aus dem Galopp herausgekommen, und abgemattet langten Menschen und Pferde an.

Als der Kaiser abgestiegen war, verlagte er sich augenblicklich auf bitterste über die Langsamkeit des Fahrens. „Sire", erwiederte Herr von Caulaincourt ganz kalt, „mein Sohn, Napoleon mir das Vergnügen machen wollen, die Sie mir für die Gestüte angeseyt haben, so können Sie so viel Pferde zu Tode jagen, als Ihnen beliebt." Der Kaiser kehrte ihm, ohne zu antworten, den Rücken.

Unter Napoleon's Regierung ging Alles so schnell, daß er oft einen Irrthum, als das gewisse Thorn vorgehen hatte. Es kam oft vor, daß er Lastig auf einen Oberst losging und ihn fragte: „Wie viel Mann in ihrem Regiment?" — „Sire, dreiundzwanzig hundert sechszig." — „Und wie viel im Lazareth?" — „Hundert und zwei." — „Das ist viel!"

Zuweilen aber antwortete der Oberst dem Kaiser auch so rasch, daß dieser nicht einmal Zeit hatte, die ihm gegebenen Antworten zu verstehen. So richtete er oft denselben Fragen an einen anderen Obersten. „Wie viel Mann in Ihrem Regiment?" — „Sire, dreizehn hundert fünfundzwanzig." — „Und im Hospital?" — „Vierzehnhundert und zehn", erwiederte der Commandeur ganz im Ernst.

Im Hauptquartier hatte Napoleon ausdrücklich verboten, daß Staffette jemals zu einer Privat-Bestellung zu gebrauchen; und um sich zu vergewissern, ob auch die Pferde nicht übertrieben würden, ließ er eines Tages das Hausgewehr und eilte dem Courier nach, der

Digitized by Google

er an demselben Morgen mit Depeschen nach Paris abgefertigt hatte. Er traf ihn, gab sogleich den Befehl, ihn anzuhalten, und ließ das Brief-Felleisen desselben in seinen Wagen bringen. Da kein Schlüssel da war, um es zu öffnen, bediente sich der Kaiser fast desselben Mittels, wie der Monarch von Macedonien, um den Gordischen Knoten zu lösen. Er öffnete das Felleisen mit der Degenspitze, schnitt seine Hülle und durchlief alle Depeschen, die ihm unter die Hand kamen. Unter der Zahl der Pakete befand sich auch eines, welches an den General-Post-Direktor Grafen von Lavalette gerichtet war. Es enthielt mehrere Briefe an hohe Personen des Reiches. Napoleon siegelte alle wieder in das Paket und schickte mit Vorsicht jeden Brief an seine Adresse. Er wunderte sich, wenn die Posten im vorigen Jahre nicht mehr angebracht haben, da der General-Postmeister selbst Contrebande macht.“ Als er unterzeichnet hatte, packte er alle Depeschen wieder in das Felleisen ein, ließ es so gut als möglich zumachen und gab es dem Courier zurück, mit dem Befehl, daß er seinen Weg fortsetzen solle, was der Kaiser seinerseits ebenfalls that.

Gewöhnlich speiste der Herzog von Wagram allein mit dem Kaiser, wenn nicht Murat oder der Vice-König von Italien gegenwärtig waren. War Berthier unpäßlich, so wurde er durch den Oder-Stallmeister vertreten. Die Mahlzeit bestand nie aus mehr als einem Gange; es wurden nämlich alle Gerichte, von der Suppe bis zum Nachtisch, zu gleicher Zeit aufgetragen. Berthelich ist der Kaiser wenig, noch war besonders im Trinken sehr mäßig. Berthier schenkte ihm ein; der Mameluck Rustan und Constant, der erste Kammerdiener, servirten ihm die Speisen; der dienstthuende Page reichte die Teller deenn und nahm sie fort; ein Hofmarschall trug während den ganzen Dienst und verrechnete also die Ausgabe eines Hausbedürfnisses und Getränkes.

Unter den Personen, von denen Napoleon im Hauptquartier umgeben war, genoß nach dem Kaiser selbst der Herzog von Wagram, Chef des Generalstabes der Armee, die größten Vorrechte. Ungeachtet seines schon vorgerückten Alters und seines podagrischen Leidens, brüst er noch eine außerordentliche Thätigkeit. Er war stets sehr einfach gekleidet und trug einen kleinen Hut, den er selbst dann nie verließ, wenn er bader, besonders wenn er im Wagen saß, zuweilen verwechselt soll wurde. Er ritt immer im flachen Trabe und hatte stets herrliche Pferde. Seinen Titel als Ober-Jägermeister kübrte er mit Recht, da er die Jagd leidenschaftlich liebte; diese Liebhaberei ging bei ihm so weit, daß er, wenn ein Vogel über seinen Kopf hinflog, die Zügel seines Pferdes fallen ließ und mit seinem Hirschfänger die Bewegungen machte, wie ein Jäger, wenn er seine Büchse abschießt. Diese Leidenschaft soll den Ober-Jägermeister einst verleitet haben, sich mit dem Kaiser, der damals zu Fontainebleau war, einen Scherz zu erlauben, der ihm übel bekommen konnte, wenn Napoleon ihn nicht so geliebt hätte.

Es war am Abend eine Jagd angeordnet worden. Berthier kommt am folgenden Morgen früh zum Kaiser, und dieser sagt ihm, was für Wetter ist. „Schönes Wetter, Sire.“ „Und die Jagd, wie wird es damit gehen?“ versetzte Napoleon. „Sehr schlecht, Sire, denn die Hunde werden keine Witterung haben.“ „So muß man die Jagd aufschieben.“ „Das hatte ich auch, Sire.“ „Nun wegen alles.“ Und die Befehle wurden sogleich zurückgenommen. Um elf Uhr begibt sich der Kaiser zu seiner Gemahlin, um mit ihr zu frühstücken. Es war herrlicher Sonnenschein. Beide kommen überein, in offenem Wagen mit Berthier eine Spazierfahrt durch den Forst zu machen. Der Kaiser schickt nach Letzterem und hört, er sey nach Gros-Bois auf die Jagd gegangen. Dies herrliche Landgut, welches sechs Meilen von Paris liegt, gehörte dem Fürsten Berthier noch jetzt das Eigenthum, welches ihm vormals Fürstin von Wagram. Napoleon lachte über den Streich, den ihm Berthier gespielt hatte, nahm sich aber vor, seinen Ober-Jägermeister nicht mehr danach zu fragen, ob das Wetter zum Jagen günstig sey.

So großen Eifer und so grämzenlose Hingebung Berthier auch im Dienst seines Souverains zeigte, und in so reichem Maße er zu seinen Untergebenen sprach, so war er doch immer äußerst höflich in Ausdruck und Benehmen. Sein Ton gegen den Kaiser wechselte nach Zeit und Umständen; er war vertraulich in der Unterhaltung und ehrerbietig bei ernsten Beobachtungen, dem Empfang von Befehlen und der Berichterstattung über Vollziehung der Befehlenen. In letzteren Fall hielt er beständig den Hut in der Hand, und wenn er sich dem Kaiser nahte oder von ihm ging, verbeugte er sich, eine tiefe Verbeugung zu machen.

Man kann sich denken, welche Eiferdeitung, ja, ich möchte fast sagen, Furcht, Napoleon durch sein Benehmen, selbst gegen die von ihm am meisten geliebten Glieder seiner Familie, allen seinen Umgebungen einflößte. Er hatte sie alle recht und mächtig gemacht, nichtsdestoweniger aber behandelte er sie stets mit einem gewissen Stolz und machte jenen eisernen Willen, den er in so hohem Grade besaß, gegen sie geltend. Der König von Neapel gehörte ohne Frage zu denen, welchen er am über Tapferkeit willen mit größerer Achtung begegnete.

Murat war, ungeachtet seines theatralischen Kostüms, das mit der schlichten Tracht seines Schwagers wenig harmonirte, der bekanntesste General der Kavallerie in der großen Armee. Sein durchdringender Blick, sein Talent, die Stellungen und Streitkräfte der Feinde zu beurtheilen, seine kalte Unerschrockenheit in der Gefahr, seine kriegerische Haltung, sein hoher Wuchs, sein ritterliches Benehmen, Alles, bis auf die schönen und kräftigen Renner, die er zu reiten pflegte, trug dazu bei, ihm das Ansehen einer Art Halbgott zu geben. An der Spitze seiner Reiterschaaren trophte er jeglicher Gefahr und stürzte sich kühn, ohne um sich zu sehen, mitten in die feindlichen Bataillone.

Die Freimüthigkeit Murat's, sein entschlossener Ton und seine stets ruhige Miene arteten manchmal fast in Sorglosigkeit aus. Die Gemüthsart, worin er alle seine Aufträge ausführte, getief dem Kaiser, der zugleich an seiner Unterhaltung großes Vergnügen zu finden schien. Der gute Humor des Königs von Neapel verleugnete sich niemals, selbst nicht in den bitzigsten und überreichlichsten Kämpfen: er hatte immer einen Scherz in Bereitschaft und ließ selten eine Gelegenheit vorüber gehen, wo er einen Witz anbringen konnte, wenn er auch noch so schlecht war. Sein Schwager sollte ihm auch bloß in militairischer Hinsicht unbedingte Achtung. Sobald politische Angelegenheiten zu verhandeln waren, wendete Napoleon sich an den Herzog von Bassano, an Berthier, an Caulaincourt oder sonst Jemanden, und Murat zog sich sogleich zurück; man sah deutlich, daß er selbst sich in solche Gespräche nicht mischen wollte oder vielmehr nicht konnte.

In der Schlacht und auf dem Marsche bildete der Kaiser zu Murat, den er stets zu seiner Linken hatte, wie gesagt, einen schneidenden Kontrast. Alle wußte auch Napoleon mit seinem aufsallenden Aeußern, seinem Putzen, seinem grauen oder blauen Ueberrock, seinem kleinen Hute, seinem starken Leibe, seinem dünnen und schlichten Haar, und seiner schlechten Haltung zu Pferde neben seinem Schwager sich auszuheben, der durch sein edles Aussehen, durch sein glänzendes Kostüm, durch das reiche Geschirr seines Rosses, durch seine Gestalt, sein schönes Auge und seinen stattlichen Bart alle Blicke auf sich zog! Sein schwarzes natürlich gelocktes Haar fiel in langen Ringeln auf den Kragen seiner reichen Polnischen Kuretta herab, die um die enge Taille und an den anliegenden Aermeln über der Schulter nach Art des alten Spanischen Kostüms geschlitzt war. An einem breiten goldgestickten und mit Edelsteinen besetzten Gürtel hing ein leichter Säbel mit schmaler und in Orientalischer Form gekrümmter Klinge. Der Griff dieses Damascenerer war von der schönsten Arbeit und mit Türkisen verziert. Murat trug gewöhnlich dicht anschließende purpurne Beinkleider, deren Nähte durch breite Silberstickerei verdeckt waren, und Stiefelchen von gelbem Leder oder gar von Rankinq, an deren Absätzen kleine goldene Sporen befestigt waren. Der Glanz dieses Kostüms wurde durch eine grünsammetne mit goldener Blüge mit einer diamantenen Agrette noch erhöht, über der eine lange Straußfeder wallte. Sein Pferd hatte entweder Ungarisches oder Türkisches Geschirr; eine prächtige himmelblaue oder purpurne und goldgestickte Schabracke oder ein kostbares Tigerfell bedeckte den ganzen Rücken desselben. Wenn es kalt war, trug Murat über diesem glänzenden Kostüm einen weiten dunkelgrünen sammetnen Jobelpelz mit goldenen Litzen. Die Aermel seiner Schlafrocke, Pagen und Bedienten war schwarzbraun mit Silbernen Tressen und mit Silbernen Stickereien.

So sehr auch der Kaiser selbst für seine Person das Einfache liebte, so gern sah er doch auch den einem glänzenden Gefolge umgeben. Sein Generalstab war doch besoldet; seine Adjutanten, seine Ordonnanz-Offiziere und seine Pagen empfingen nach Verdienung jedes Feldzuges reiche Gratifikationen; auch waren die meisten der Letzteren so kokett, wie Mode-Damen. Der Kaiser selbst trägte dies nicht selten, denn er verabschente nichts mehr, als Weichlichkeit und Gefallsucht.

Sobald das Hauptquartier eingerichtet war, ließ Napoleon immer seinen Generalstab aus der Umgegend herbeirufen, der Pferde seine mußte, welcher dann der größte Theil seines Stabes und Hauses bewohnte.

Bibliographie.

Commentaire sur le Tasna, l'un des livres religieux des Parses. — Von E. Burnouf. Th. I. Zweite Abthg. 4.

Essai sur la langue française. Theorie du genre des noms. — Von Beauzenier.

Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale. — Von M. Quetelet. 2 Bde. 15 Fr.

L'art de l'essayeur. — Von Chabert. 8 Fr.

Des routes et des chemins en France et des moyens de les améliorer. — Von Sanlnier.

Etudes sur la législation militaire. — Von P. Legrand.

England.

Die Wissenschaft, eine Quelle des reinsten Genusses.

Von Lord Brougham.*)

Daß wissenschaftliche Forschungen einen positiven Gewinn gewähren, der von jeder Rücksicht auf die etwanigen praktischen Vortheile, zu denen sie verleiten können, unabhängig ist, unterliegt keinem Zweifel. So würde uns der Beweis des geometrischen Lehrsatzes, daß das Quadrat der Hypotenuse **) der Summe der Quadrate der beiden Katheten vollkommen gleich ist, schon große Befriedigung verschaffen, wenn wir auch kaum absteln, daß die Kunst, ein Schiff durch die wüsten Meereswogen zu lenken, vermittelst auf diesen Lehrsatz sich gründet. Eben so ergeht es uns, wenn wir zur Betrachtung der viel allgemeineren Wahrheit uns erheben, von welcher die Entdeckung des Pythagoras (der 47ste Satz im ersten Buche des Euklid) nur eine besondere Anwendung ist, und die überdaupt auf alle gleichartige Dreiecke, ja selbst auf Zirkel und Ellipsen, welche an den Seiten des rechtwinkligen Dreiecks beschrieben werden, Anwendung findet; obgleich dieser allgemeine Satz weder an der Schiffskunst noch in irgend einer andern praktischen Kunst von unmittelbarem Nutzen ist.

Unsere Freude über die Entdeckung, daß der Druck der Luft und die Entstehung eines luftleeren Raumes eben sowohl das Quecksilber im Barometer steigen machen, als die der Simdenstiefe die Höhigkeit gehen, an der Decke eines Zimmers hängen zu bleiben — diese Freude ist ebenfalls von jenem praktischen Nutzen ganz unabhängig. Eine andere erhabene Wahrheit in der Wissenschaft, deren Betrachtung schon an und für sich hohen Genuß gewährt, ist die, daß eine gleiche physische Kraft den Stein an die Erde fallen läßt und die Planeten in ihren Bahnen hält; eine handvoll Sand, die den Wasserspiegel einen

*) Aus dessen so eben erschienenen „Betrachtungen über die Natur-Theologie“ (A discourse on natural theology).

**) Nicht Hypothenuse, welcher orthographische Fehler sich durch Schlendrian erhalten hat.

Digitized by Google

Augenblick kräuselt, wirkt nach demselben Gesetze, das seit undenklichen Zeitalteren die Himmelskörper in ihren Bahnen lenkt. Ich wiederhole es, wir empfinden einen positiven Genuß, wenn wir Thatsachen und Beweise zerallgemeinern — wenn wir die wunderbaren Resultate erwägen, die einer kleinen Zahl sehr einfacher Principien entstammen — wenn dieselben Kräfte oder Triebfedern in den verschiedensten Situationen und mit ungeahneten Wirkungen uns wieder erscheinen — wenn wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß anscheinend ungleichartige Wahrheiten uns Thatsachen im Grunde gleichartig sind, oder die kleine entdecken, welche das scheinbar Verschiedene verbindet. Diesen intellectuellen Genuß erwächst uns daraus, wenn wir erfahren, daß jene Wahrheiten zugleich einer wohlthätigen Anwendung fähig sind, gesetzt auch, wir wünschten von einer solchen Wohlthat niemals Gebrauch zu machen. Das Vergnügen, welches wir bei Betrachtung einer physikalischen Wahrheit empfinden, erhält noch einen Zuwachs, sobald wir entdecken, daß die Erfindung irgend eines bei schmerzhaften chirurgischen Operation angewendeten Instrumentes auf diese Wahrheit sich gründet. In der That, das Generalisiren — die Entdeckung entfernter Analogieen oder verborgener Aehnlichkeiten — bildet in jedem Zweige der geistigen Thätigkeit, von der tiefsinnigsten mathematischen Untersuchung bis zu dem leichtfüßigsten Witze, eine der genußreichsten Beschäftigungen. Eine vollkommene Gleichheit oder ein anderes wahres Verhältniß scheinbar ungleicher Figuren zu entdecken, ist der größte Triumph des Geometers; Ideen von der verschiedensten Art einander näher zu rücken und in überraschenden, doch, wenn sie plötzlich hervortreten, unwiderleglicher Connexion zu setzen, ist der wahre Definition des Witzes.

Wenn die bloße Neuheit einer wissenschaftlichen Wahrheit eine Quelle reinen Genusses ist, so giebt es noch ein anderes Vergnügen, eben so fern von aller Beziehung auf praktische Vortheile, das wir empfinden, so oft wir dem Stufengang irgend einer großartigen Entdeckung nachgehen. Wir freuen uns, wenn wir der genialen Induction, die Newton zu der Entdeckung führte, daß Beides die Vereinigung aller Farben ist, Schritt für Schritt gefolgt sind; wenn wir ihn begleitet haben auf der Bahn seiner tiefen Forschungen, von der Erfindung eines neuen Kalküls, als Werkzeuges der Untersuchung, durch unzählige ergänzende geometrische Lemmas, bis zu der endlichen Demonstration, daß die Kraft der Gravitation den Kometen von der Tangente seiner elliptischen Bahn ablenke, und wir freuen uns dann, weil dieses Verfahren uns Schritt für Schritt zu unbekannten Gesetzen vollkommen vertrauen läßt — weil wir das Bewußtsein haben, daß der Mensch fähig ist, in die Geheimnisse der Natur so tief einzudringen — endlich, weil wir selbst im Stande gewesen, ein so mühsames Geschäft glücklich durchzuführen.

Alles bisher Gesagte findet bei dem Studium der Natur-Theologie seine volle Anwendung. Es ist erfreulich, zu erkennen, daß jene so außerordentlich unähnliche Kurven, wie Ellipse und Hyperbel, in ihren Eigenthümlichkeiten einander außerordentlich nahe stehen, oder daß so unähnliche Erscheinungen, wie die Bewegung des Pendels und das Fallen eines Apfels vom Baume, nur verschiedene Formen desselben Thatsache sind. Es ist genußreich, zu entdecken, daß der Glühwurm seinen leuchtbekommer aus gleichem Grunde empfangen hat, wie nächtigall ihren Gesang — damit die Geschichtete sich gegenseitig anziehen und die Gattung fortgepflanzt werde. Es ist eine sehr angenehme Betrachtung, allenthalben in der Natur Plan und Ordnung zu gewahren — in den scheindar zufälligsten Dingen nützliche Eigenschaften zu entdecken — die volle Ueberzeugung zu erlangen, daß alle scheinbare Unordnung Harmonie, aller Zufall weiser Plan, daß nichts umsonst existirt ist. Selbst Dinge, die wir in unserer Unwissenheit als unwichtig übersehen oder als Uebel beklagen, füllen uns nachmals mit Freude und Zufriedenheit, wenn wir in Erfahrung gebracht, daß sie den wichtigsten und wohlthätigsten Zwecken dienen. So finden wir, daß die Entzündung einer Wunde eine Kräftigung der Natur ist, um neues Fleisch zu erzeugen und die Heilung zu bewirken; die Ringeln der Adern in Venen und Arterien sind die Werkzeuge, wodurch das Blut in Kreislauf kommt; und so ist es mit unzähligen andern Einrichtungen der thierischen Oekonomie. Eine Menge Entdeckungen in der Physiologie der Thiere und Pflanzen verdanken ihren Ursprung der bloßen Ermittelung einer Structur, die zur Kenntniß einer wichtigen Wahrheit führte. Wir können hier kein dieses Beispiel anführen, als die wohlbekannte Anekdote von Harvey, welche Boyle erzählt. In seiner Abhandlung über die ersten Ursachen der Dinge schreibt er Folgendes: „Ich fragte meinen berühmten Harvey in der einzigen Unterredung, die ich mit ihm hatte, was für Beobachtungen ihn wohl zu dem Schluß geführt hätten, daß unser Blut einen Kreislauf durch den Körper mache. Er antwortete mir: „Als ich bemerkte, daß die Valven in unseren Venen so gerichtet sind, daß sie dem Blute freien Zugang zum Herzen verstatten und zugleich einen anderen Ausweg abschneiden: da kam ich auf den Gedanken, eine solche Menge Valven könne nicht ohne Zweck vorhanden seyn. Die Valven verhinderten augenscheinlich das Zurück, durch die Venen, bei den Gliedern übergegangen: es muß also ein Arterien zuströmen, und durch die Venen, deren Valven ihm auf diesem Wege den Eingang erlanden, zurückkehren.““

Selbst die mechanischen Künste haben von der Oekonomie der organischen Natur gelernt. Jene Valven der Venen — die hohlen Knochen der Vögel — die Höhlungen der Gelenke: Alles dies hat Jeren angetrat, die zur Erfindung einiger unserer nützlichsten Maschinen führten. Auch kann aus dieser Anwendung des Argumentes kein Mißbrauch erwachsen, so lange wir ihm nur einen untergeordneten Rang als Anreger zugestehen und nicht dulden, daß es unser alleiniger Führer werde oder ein Substitut für jene Induction, auf die wir uns allein verlassen können, sobald wir Schlüsse ziehen wollen. In diesen Punkte haben die Alten große Fehlgriffe gethan.

Bibliographie.

Efforts by an invalid. (Eines Veteranen letzte Worte.) Von John Gall. 3 Sh.

Architectural notes on german churches. (Architektonische Bemerkungen über Deutsche Kirchen.) Von Whewell. 10½ Sh.

Sketches from life. (Skizzen nach dem Leben.) Von einem Arzte. 7 Sh.

The belgic revolution. (Die Belgische Revolution von 1830.) Von Charles White. 2 Bde. 24 Sh.

The life of Mungo Park. (Mungo Park's Leben.) 3½ Sh.

The rambler in North-America. (Streifzüge in Nord-Amerika.) Von E. J. Latrobe. 2 Bde. 16 Sh.

Mannigfaltiges.

— Frankreichs und Englands Lederhandel. Dieser Industrie-Zweig wird gewöhnlich nicht für so wichtig gehalten, als er in der That ist. Es hat der Werth derselben, den in England in 12 Millionen Pfund Sterling beträgt. Nachdem im Jahre 1830 die Leder-Zölle aufgehoben worden, kam dieser Handel außerordentlich in Flor, und im Jahre 1834 konnte man den Werth der Einfuhr der für dies Gewerbe erforderlichen rohen Stoffe auf 16 Millionen Pfund Sterling anschlagen. Die Lohgerberei oder Zubereitung der rohen Häute hat in Folge neuer chemischer Erfindungen in England große Fortschritte gemacht. Frankreich ist hinter dieser fortschreitenden Bewegung nicht zurückgeblieben, und das zu Pont-Audemer, Chateau-Renaud und Disle gegerbte Leder steht in hoher Hinsicht dem besten Englischen Leder zurück. In Paris ist die Lohgerberei nicht so vollkommen, woran mehrere Umstände Schuld sind: vorzüglich die fast gänzliche Nachfrage nach diesem Landesartikel, welche die Fabrikanten nöthigt, bei ihrer Arbeit zu rasch zu Werke zu gehen; und dann die Beschaffenheit der beizenden Substanzen, deren man sich hier gewöhnlich bedient; man braucht nämlich Stoffe dazu, welche die Gerberei beschleunigen, aber dadurch auch ein baldiges Zunichtmachen des Leders bewirken. In der Ausrüstung der elegantern Zubereitungen behauptet jedoch Paris immer den Vorrang; die feinere Welt von Amerika und der Englische Adel beziehen diesen Artikel aus der Hauptstadt Frankreichs. Vor einigen Jahren schätzte Herr Say die Zahl der in Frankreich fabrizirten Schuhe auf 100 Millionen Paar und den Lohn der in diesem Gewerbe beschäftigten Arbeiter auf 300 Millionen Franken, eine ungeheure Summe, die auf das Doppelte stieg, wenn man den Verkauf in den Städten berechnet. In England beläuft sich der Ertrag dieser Art von Handarbeit auf nicht mehr als 8 Millionen Pfund oder 200 Millionen Franken, worin sich 264,300 Arbeiter theilen. Die Französischen Sattler stehen auch im Auslande in großem Ruf; in ganz Süd-Amerika wird fast kein Sattel verkauft, der nicht in Paris verfertigt wäre. Dieser einzige Gewerbszweig nimmt in der Lederfabrik Frankreichs mehr als 4 Zehntheile ein. Seitdem sich einige Englische Fabrikanten in Pont-Audemer angesiedelt, hat auch das Lackiren des Leders große Fortschritte in Frankreich gemacht. Das in Frankreich lackirte Leder ist sogar geschmeidiger, als das Englische, und wird in den südlichen Provinzen Amerika's zur Fußbekleidung mehr gebraucht. Frankreich hat auch dem Dessin seiner Saffian-Fabrication genommen; man kann jetzt nichts Vollendeteres sehen, als den in der Chevioschen Fabrik verfertigten Saffian. Unter allen Zweigen dieser Industrie ist jedoch die Weißgerberei derjenige, welcher in Frankreich am meisten vorgeschritten und der Englische bei weitem übertroffen hat. Man kann den Werth der in Frankreich fabrizirten Handschuhe auf 31 Millionen Fr. schätzen. Grenoble war vor zwölf oder funfzehn Jahren noch die einzige Stadt, wo die Handschuh-Fabrication im Großen betrieben wurde; jetzt muß es mit Paris, Chaumon, Lunéville und mehreren Städten des Nordens wetteifern. Die Fabriken von Lunéville beschäftigen allein 10,000 Arbeiter. Beydeme verfertigt ausschließlich die gewöhnlichen Handschuhe, Renard die hirschledernen und Meyer die Zeug-Handschuhe. Frankreich fabrizirt jährlich 1,500,000 Paar Handschuhe nach England aus, obgleich Woodstock, London, Yeovil, Ludlow und Dreminster bedeutende Quantitäten fabriziren. Worcester liefert jährlich 500,000 Paar Kalter-Handschuhe und 3,600,000 Paar aus Schaaf- und Ziegenleder, deren Werth sich auf 375,000 Pfd. Sterling beläuft. Nuferem werden in Nottingham und Leicester eine große Menge baumwollener Handschuhe verfertigt. (Journ. d. connais. util.)

— Ein toller Elephant. Die Madras Gazette erzählt Folgendes: „Ein zu dem Tschepaik-Palast gehörender Elephant bekam plötzlich einen Anfall von Tollwuth, brach los, ergriff den ersten Menschen, der ihm in den Weg kam, mit seinem Rüssel, schwang ihn mit furchtbarer Gewalt über seinen Kopf und schleuderte ihn dann auf die Erde, und stieß den leblosen Körper fortwährend gegen den Boden, bis er endlich, nachdem seine Wuth sich gelegt, von seiner Person erschöpft war, die Leiche verließ. Er machte dann auf Andere Jagd, die es wagten, sich ihm zu nähern, doch waren sie so glücklich, zu entkommen. Er warf darauf zwei andere Elephanten zu Boden, die abgerichtet waren, ihn zu bändigen. Die Thore des Palastes wurden sogleich geschlossen, und die Wärter versuchten, ihn durch Liebkosungen zu besänftigen. Er ging langsam von ihnen hinweg, bis sie den Muth hatten, ihm zu folgen, dann wandte er sich plötzlich um und stürzte mit der größten Schnelligkeit auf sie los. Dies wiederholte er mehrere Male, und ein Soldat ging daher zu dem Rabob, um zu fragen, was hierbei zu thun sey. Die Wachten erhielten hierauf Befehl, auf den Elephanten zu schießen, und erst, nachdem er zwanzig Wunden hatte, gelang es, ihn zu fangen. Er befindet sich jetzt in sicherem Gewahrsam.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr. 8) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Montag den 29. Juni 1835.

Frankreich.

Die Tuilerieen.

Von Paul Lermend.

Das eigentliche Paris in Paris ist der Garten der Tuilerieen. Das Palais-Royal hat aus der Mode kommen können und sehen, wie das Leben, das es erfüllte, den Boulevards zuströmte; hier und dorthin mag die Mode, „diese unbeständige Göttin", wie ein Rademacher sagen würde, sich in ihren Launen ergehen, dem aufgehen, was sie gestern ergriffen, sie mag zum Bereich ihrer Tyrannei alle unsere Verzierungen, all' unsere Leidenschaften, alle unsere Schaustücke, Monumente und Promenaden rechnen; Eines giebt es, was ihrem Gesetz nicht unterworfen ist, was über ihrer beweglichen, stets wechselnden Phantasie sicher und unantastbar steht, und das ist der Garten der Tuilerieen.

Paris kann vergrößert und verschönert werden; der Luxus, die feine Welt, die Reitstraße können mit ihren Bronn über die Seine setzen und vom Faubourg Saint-Germain nach Neu-Athen ziehen, und von der Chaussee d'Antin nach dem Faubourg Saint-Honoré: die Tuilerieen werden nie etwas verlieren bei allen diesen Revolutionen.

Ich rede nicht vom Schlosse; was kümmert mich das Schloß; vom Garten aus gesehen, finde ich, macht es sogar einen störenden Eindruck. Es ist ein Gebäude ohne Anmuth und schöne Verhältnisse, übermäßig lang, von einem düsteren Grau, unglaublich massig und geschmacklos. Und doch giebt es junge Künstler und Kunstgelehrte, die es so, wie es ist, in ihren Herzen tragen und sich in Schreien und Ausrufungszeichen gar nicht erfassigen können, wenn die Leiter des Museums an seine Façade gelegt wird und die Kälte über seine alten Steine fährt. Jeder Hammerschlag, den die ehrwürdigen Mauern erleiden, hallt schmerzlich in ihrem antiquarischen Eingeweide wieder. Indessen, mag man die fuperstitiöse Verehrung, die sich beschäftigen an unsere alten Denkmäler knüpft, aus welchen allgemeinen Gründen man will, sie löblich und zweckmäßig erklären, nimmer wird sie in Bezug auf die Tuilerieen durch den Gegenstand gerechtfertigt werden. In seiner ersten Anlage hatte das Gebäude für ein recht hübsches kleines Schloß gelten können; aber wie lange ist es schon her, daß man es über sein Maaß hinausgetrieben und unförmlich gemacht und entstellt hat. Doch kein Wort mehr hierüber; Jeder mag die Augen aufmachen und selber sehen. Wir haben vom Garten zu sprechen.

Dieser Garten ist in der That ein National-Eigenthum, und nicht durch das Recht des Krieges und der Revolutionen, zum Lohn, daß wir einige Male die Waffen ergriffen; er gehört uns vermöge friedlichen und gesetzmäßigen Anspruchs, kraft des Code civil und nach dem Recht der Verjährung; es ist unser Garten, unser Park, die wir keinen Garten haben, weil ein Park, der zu unseren herrschaftlichen Mansarden mit zugehört. Der Garten der Tuilerieen gehört jedem Bürger, der einen Hut auf dem Kopfe trägt und dem Packet unterm Arme.

Ehemals und noch unter der Regierung Ludwig's XVIII., bei seinem Lebzeiten, le Désiré genannt, stritte das Palais-Royal Paris im Kleinen den Wettstreit ab, wenn gleich vollständige Tage von Monaten durch, ganz Paris innerhalb einiger Stunden vor sich verbrüderlichen sehen will, muß man einen Tag im Garten der Tuilerieen zubringen.

Mit jeder Stunde des Tages gewinnt dieser Garten ein neues Ansehen; jede Stunde erneuert sich das Publikum, und immer wieder sind die Kommenten in Tracht, Manieren und Physiognomie von den Gehenden verschieden.

Ein schöner Morgen in den Tuilerieen, wenn die Bäume in ihrem Laube prangen, ist etwas ganz köstliches. Diese dunkeln und dann wieder diese lichten Alleen, dieser Blumenflor, dieser Duft überall, diese Fülle und diese Ruhe haben etwas Verführerisches und Erweckendes für die Phantasie, machen sie lebendig und süß. Und da haben denn auch die Tuilerieen des Morgens einen ästhetischen Anstrich; eine künstlerische und literarische Fluth drucbwebt sie. Der junge Mann dort, der, die Hände auf dem Rücken, den Blick vor sich hin gerichtet, abgemessenen Schrittes unter den Wölbungen der Kastanien wandelt, ist ein Dichter; stört ihn nicht in seinem Sinnen. — Jene Dame, in einen großen Shawl eingehüllt, mit einem Hute, der auf der Welt ist und noch ohnegleichen verschossen, ist eine Schriftstellerin; ungleichen schwankenden Schrittes geht sie einher, blaß, ihre Augen gerötet; sie trägt kein Schnürleib, das Schnürleib ist der Begeisterung hinderlich; sie hat keine Handschuhe an und laut sich an den Nägeln: es ist eine Schriftstellerin. Wenn wir ihr einen Moment folgen wollen, so können wir den Dintenfleck an ihren Fingern entdecken, der uns verräth, wer sie ist, und sehen, wie sie in ihrem Körbchen wühlen und die noch feuchten Korrektur-Bogen, die ihr der Buchhändler zugeschickt, herauslangen wird. Um zu lesen, weil sie ihre Augen mit der Brille bewaffnen, um ihre Ideen in Fluß zu bringen, aus einer großen Tabaksdose eine Prise nach der anderen nehmen. Wir sehen zur Genüge, daß es eine Schriftstellerin ist. Dies Geschlecht ist benutzungs sehr zahlreich geworden. Dichter und Schriftstellerinn alle, wie gesagt, spazieren unterm Schatten der Bäume. Auf der Seite der Petite-Provence giebt sich die dramatische Literatur ihr Rendezvous; dort finden sich die Bureaukraten des Vaudeville zusammen; auf und unter wandelnd, machen sie hier ihre gemeinschaftlichen Arbeiten. Die erdöden Partieen des Gartens, die Terrassen, die den Anblick auf die Champs-Elysées und die Seine gewähren, sind von den Künstlern unserer Theater in Anspruch genommen. Talma kam dorthin, seine Rollen zu studiren; unsere dramatischen Veteranen spazieren noch heut dort umher, und zwei Sterne des Theatre des Variétés, Brunet und Tiercelin, treffen gar oft dort zusammen.

Die Orangerie-Allee wird des Morgens nicht besucht; die Terrasse längs dem kleineren Königlichen Garten bildet eine förmliche Straße; hier ist keine Spur von literarischem Treiben; keinen Schriftstellerinnen begegnet man hier, aber dafür desto öfter sehr hübschen und blühenden Frauen, in einem eleganten Morgen-Negligee. Unter der Restauration kam keine Frau mit haarwickeln in die Tuilerieen hinein; es herrschte eine strenge Etikette, und der Schweizer, der am Gitter Wache stand, war unerbittlich in diesem Punkte. Heutzutage ist der Schweizer auf die minder schreckliche Gestalt eines Soldaten aus der Linie reduzirt, und dieser wird wieder temperirt durch einen National-Gardisten, das zwote Element des militairischen Wachpostens. Der National-Gardist, der eine Frau, eine Schwester, eine Tochter hat, und der unter der Art an das schöne Geschlecht fesseln, hält die Haarwickeln ungebunden vorbei. Ueberall ist das Verbot auch förmlich aufgehoben worden, eine natürliche Folge der veränderten Ordnung der Dinge. Die Damen, die so unverfrisirt ihren Weg durch die Tuilerieen nehmen, geben gewöhnlich in's Bad. Herr Bigler, der seit 1830 Aufsehen und Klang am Hofe gewonnen, hat von der Juli-Revolution nur Eins beraubt: daß nämlich alle Unfrisirten durch die Tuilerieen passiren zu lassen, die bei der Wache eine Bade-Marke vorzeigen. Herr von Montalivet hat dieser liberalen Maaßregel die größtmögliche Ausdehnung gegeben — allen Unfrisirten ohne weitere Legitimation den Durchgang gestattet, und das um so geneigter und bereitwilliger, als der Graben der Tuilerieen zwischen dem Respekt, den man der Majestät schuldig ist, und der Unehrerbietigkeit der Haarwickeln sonderend zwischen inne liegt.

Je höher die Sonne rückt, desto mehr verjüngen sich die Künste und die Literatur aus dem Garten der Tuilerieen und überlassen ihn den lustwandelnden Politikern, die in seinem Schatten und in seiner Kühle den Europäischen Horizont zu durchschauen sich bemühen. Mittag kann man hier eine beträchtliche Anzahl unserer Repräsentanten sehen; viele sorglos, nachlässig, fast, geben vorüber, die Zähne knirschend, auf den Gesetzabtheilungen die eingenommene Wahlkarte zu verdauen. Andere, die das Wort zu führen an der Reihe sind, gehen langsamen Schrittes, konfrontiren die Elemente ihrer Beredsamkeit, suchen einander bedächtig die Logik ihrer Gründe, lesen den feinen Vortrag noch einmal durch, den sie halten wollen. Um dieselbe Stunde kommen nun auch die Bonnen und die Kinder. Die Petite-Provence ist es nicht ausschließlich, wo sich diese frohe spielende Schaar versammelt. Die Petite-Provence hat ihren Ruhm, was den Sonnenschein, die Bonnen und die alten Soldaten anbelangt, verloren; die ehemaligen Veteranen kommen nicht mehr, zeichnen nicht mehr die Heeresgichten Linien in jenen Sand, in den so oft, wie die Kronik erzählt, der Stock eines Invaliden den Plan der Schlacht von Fontenoy eingetragen. Das Gelärm und Gelache der Kinder verbreitet sich nun durch den ganzen Garten, der sich den neun an mit Reihen und Bällen und dem ganzen Spiel-Arsenal der Jugend erfüllt und ganz darein in Beschlag genommen wird. Die Tuilerieen werden der Tummelplatz der Fröhlichkeit und jugendlichen Ausgelassenheit; man wird förmlich betäubt von all dem Jubel, aber es ist ein köstliches hinreißendes Vergnügen, um diese Zeit durch den Garten zu wandeln.

Von drei bis vier Uhr gewinnen die Tuilerieen ein neues Ansehen; dies ist die Stunde, wo sich die schöne Welt einfindet. An dem Gitter nach der Straße Rivoli hinaus halten zahlreiche Equipagen; auf der Terrasse des Feuillans im Winter, und in den unteren Alleen im Sommer, wogt ein Schwarm von eleganten Spaziergängern hin und her. Unsere galanten Schönen tragen dort die neuen Moden zur Schau, die Herbstanischen Hüte, die Pradierschen und Gagelinschen Stoffe; um sie herum schwärmen die Elegante, denen ihre Kasse nicht erlaubt,

Digitized by Google

sich bis zum Bois de Boulogne zu ertheilten, alle Stuber, die weder Wagen noch Pferde haben, die Infanterie der Dandy-Welt. Diejenigen unter ihnen, die jährlich zweimal, bei der Fahrt nach Longchamps und am Mardi-gras, einen Philister treten, sind an ihren langen Sporen erkenntlich und der Reitpeitsche von Bercier, die sie mit unendlicher Grazie zu tragen wissen.

Gegen fünf Uhr ist die Sitzung der Kammer aus, und dann bewegen sich durch die müssiggängerische Welt einzelne ernsthafte Repräsentantengestalten. Die Deputirten spazieren in einzelnen Gruppen umher, die hier die Sitzung fortsetzen und die unterbrochene Diskussion wieder aufnehmen und weiter führen. Die Verschwörungen unter ihnen werden dem Neugierigen von hinreichtigen Cicerone mit sehr lauten selbstzufriedenem Tone gewiesen: „Das ist Herr Odilon-Barrot! Herr Berryer! Herr von Lamartine!“ Die Celebritäten des Centenme sind leicht erkenntlich aus den Portraits der Caricature und des Charivari. Einzelnen hat die Lithographie eine gewaltige Popularität gegeben, unter Anderen dem jüdischen Emile des „Antony,“ der jedesmal, wenn er aus der Kammer, von der er Biers-Prädikant ist, kommt, die Alleen der Tuilerien en vral Joconde durchstreift, bis der Augenblick herannaht, wo er sich nach dem Domino-Klubb begiebt.

Die Speisesäle, die vom pavillon de l'Horloge ertönt, kehrt den Garten der Tuilerien fast ganz leer; aber gegen Sieben in der schönen Jahreszeit finden sich die Spaziergänge wieder ein; und zwar ist es ein durchaus neues Publikum, welches sich nun einstellt; es sind die Leute, die den Tag über beschäftigt sind und am Abend frische Luft schöpfen wollen.

Abends, nachdem abwechselnd die Poesie, die Journale, die Kinder-Spiele, die Mode in dem Garten der Tuilerien geherrscht, kehrt die Musik wieder ein. In den Alleen der Harmonie steht ein colossales eingefriedetes buch das erste jener ungeheuren Konzerte, wie Paris noch keines gehört hatte, das zur Feier der Juli-Tage darin gegeben wurde. Auf dieses Konzert sind andere gefolgt in kleineren und passenderen Verhältnissen, — die Militair-Musik, die tagtäglich vor dem Schlosse ausgeführt wird und die Schaar der dilettanti versammelt. Man klingt an, diese Serenade „Concert de Sparta.“ zu nennen, von der bekannten Statue her, in deren Nähe sie ertönt.

Sobald es finster geworden, wird man von der Schloßwache, die in himmelblauer Montur, grünenhuts mit dem croix d'honneur geschmückt, den Garten durchreitet, höflich ersucht — die Höflichkeit erhält sich noch einen Monat und mehr über Mann ihren Nachdruck — sich zu entfernen. Dann muß man also aus dem Garten hinaus, kann aber am anderen Tage wiederkommen.

So hat man, wenn man einen Tag in den Tuilerien zugebracht, die Literaten, die Politiker, die Deputirten, die Kinder, die Dandys, die Schönen, die Dilettanti, die Armee und die Pariser National-Garde gesehen, um ein Jahr nicht ganz Paris!

Außer den Genannten wird der Garten der Tuilerien noch außerdem zu jeder Stunde des Tages von Neugierigen und anderen Spaziergängern, die sich nicht unter die angegebenen Kategorien bringen lassen, besucht. Da kommen die Liebhaber des Gartenbaus, die Rentiers, die die kleinen Vögel und die Gelehrten, welche die Insekten studiren, und diese anderen Originale. Die jahrelangen Statuen, die den Garten zieren, sind ein beständiger Gegenstand des Interesse; vor einzelnen alten Meistern werfen stehen die Künstler betrachtend still; die feine Welt schenkt ihre Aufmerksamkeit nur den neuen Werken, die jungen Mädchen betrachten mit flüchtigen Blicken den Apoll und Meleager, die Frauen, schon breiter, beschauen den Farnesischen Herkules und die Bronzepferde der Biga Provences stehen am großen Wassin und bewundern die Statuen der vier Flüsse, den Nil mit seinen Krokodillen, die Tiber, den Rhein, und die Rhone, auf deren Knieen die Saone sitzt, die hier in Gestalt einer jungen sanften anmuthig lächelnden Frau dargestellt ist.

Wer den Garten der Tuilerien im vollen Glanze seiner Poesie sehen will, muß sich hüten, ihn an Sonntage zu besuchen. Denn dann geht Alles drunter und drüber, und ein vollkommen revolutionnairer Anstand tritt ein. Die Literatur und die Politik wagen sich nicht hinein, die Deputirtenkammer hat dann nichts drin zu suchen, die Kinder fürchten, sich im Gedränge zu verlieren, und die Mode hat Angst, zerknittert zu werden. Nur, was sich sonst hier regelt, macht an diesem Tage der arbeitenden Klasse Platz. Die ganze Straße Saint-Denis findet sich dann mit majestätischen Schritten ein, alle Comptoir-Gehülfen und Ladendiener führen dann ihre Sonntagskleider hier spazieren. Das Beste, was man dann sehen kann, ist der Pariser Bürger mit zufriedener gebuldiger Miene, im kastanienbraunen Rock und verlegenen Pantalons, ihm zur Seite seine Frau, mächtig aufgeputzt, ein Aufsehen von fünfundzwanzig Jahren, etwas kupferig, auch ein Bärtchen dazu, und eine Guirlande von frischen Rosen ins Haar gewunden — ihr Knäblein in einem Artilleristen-Habit, die Töchter eine wie die andere gekleidet, den Kopf heraus, die Augen niedergeschlagen, linkisch zum Entzücken. Die Tuilerien sind an diesem Tage für Granville und Bigalle gemacht.

Um nicht nur der Garten der Tuilerien ist es, der am Sonntag diese Metamorphose zu erleiden hat; überall derselben dann die Saumnahm, auf den Boulevards, im Bois de Boulogne, auf den Kaffeehäusern, in den Theatern — der Sonntag ist in Paris ein Tag, wo Jeder, der einen delikaten Geschmack und schwache Nerven hat, zu seinen vier Pfählen bleiben muß.

Bibliographie.

De la Pensée. — Von Teuffaint. 7 Fr.

Le Duc-Roi, ou les Insurgés brionnais. Histoire normande de 1124. — Von A. Guilmith.

Flavien, ou de Rome au désert. — Von M. A. Gaicard. 3 Bde.

Jean Gery. Episode de l'histoire d'Angleterre. — Von A. Bret. 4 Bdchen. 12 Fr.

Jeune et Vieille. — Von Madame Lapa. 2 Bde. 15 Fr.

Luiz de Souza. — Von F. Denis. 2 Bde. 15 Fr.

Alle. de Valville. — Von Madame Laure Bernard. 7½ Fr.

Magasin des Fées, ou Contes des Fées, de Perrault, etc. —

La Renaudie, ou la Conjoration d'Amboise. Chronique de 1560. — Von A. Moreau. 2 Bde. 13 Fr.

Nord-Amerika.

Cincinnati ist durch Mistreß Trollope berühmt geworden, derne aristokratisches Gefühl sich gegen den Handel mit Pferdefleisch empörte, der dort in großer Ausdehnung getrieben wird. Auf ihr Wort haben viele Leute geglaubt, die Einwohner von Cincinnati seien sämmtlich Schweinehändler und ihre Stadt ein Schlachthaus. Cincinnati ist aber in Wahrheit eine große und schöne Stadt, die in einer jener Biegungen, welche der „nugrene ensinlisserer“ Ohio beschreibt, eine ganz bezaubernde Lage hat. Es scheint, als hätten die Gebirge, welche diesen majestätischen Strom auf seinem ganzen Lauf begränzen, hier etwas zurückweichen wollen, um ein hohes und ebenes Plateau am Ufer frei zu lassen, dem sie von allen Seiten als Mauern dienen, wo ihm der Ohio nicht klatt Gräben dient, damit die Menschen eine vor den furchtbaren Ueberschwemmungen des Flusses geschützte Stadt daselbst erbauen konnten. Das Anwachsen des Ohio ist ungeheuer. Im Februar 1832 stieg er 68 Fuß über das Niveau des niedrigen Wasserstandes. Mehrere Tage lang fuhr man damals in einigen Straßen von Cincinnati auf Dampfbooten. Die Geologen, die an die Freundlichkeit der mythologischen Dreaden nicht glauben, werden ganz einfach sagen, daß dieses Plateau eine Folge der Ausbildung sey, die in den Zeiten der Sündfluth in dem Gebirgsstock durch den Andrang der Gewässer eines jetzt sehr friedlichen Flusses, des Licking, bewirkt worden, der von den Bergen Kentucky's herabkömmt und Cincinnati gegenüber in den Ohio fällt. Wie dem auch seyn mag, es gab an dem ganzen Strome entlang keinen einzigen Fuß breit des Gebiets einer Stadt so anziehend gelegenen Ort.

In architektonischer Hinsicht hat Cincinnati fast dieselbe Physiognomie, wie die neuen Viertel der Englischen Städte; meistens Häuser von Mauerziegeln, gewöhnlich zwei Stock hoch, mit spitzgeklaren Fensterscheiben, von jedes für eine einzige Familie eingerichtet und nach der Schnur die schön gepflasterten und 66 Englische Fuß oder 20 Metres breiten Straßen entlang gebaut. Nur selten wird die Einförmigkeit dieser Bauart durch Gebäude von bauerndtem Ansehen unterbrochen. Dies sind entweder Häuser aus Quadersteinen, äußerst geschmackvoll, oder kleine Paläste mit einem vorstürzten Portikus, welche der Aristokratie von Mistreß Trollope's Schreiberkindern bewohnt, oder kleiner mit Gärten und Terrassen umgebene Behausungen, oder auch die Gemeinde-Schulen, in denen Mädchen und Knaben gemeinschaftlich unter der gleichrichtigen Leitung eines Lehrers und einer Lehrerin im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Geographie unterrichtet werden.

Diese Schulen werden vermittelst einer den Französischen Zusatz-Centimen entsprechenden Steuer erhalten. Der gemeinsame Unterricht beider Geschlechter und die gemeinschaftliche Unterrichtsweise vorzugegen. Sie befinden sich in großen im Quadrat gebauten Häusern, auf welchen mit goldenen Buchstaben der Name des Stadtviertels angebracht ist. Nach dem amtlichen Bericht der Administratoren und Aufseher vom 30. Juli 1833 zählte Cincinnati damals 6000 Kinder von 6 bis 16 Jahren, wobei 230 farbige Kinder nicht mit eingerechnet sind, für die eine besondere Schule eingerichtet ist. Diese 6000 Kinder sind in 5 Ober-Gemeinde-Schulen und 1700 die Privat-Schulen. Die Zahl der Gemeinde-Schulen beläuft sich auf 18, die Zahl der Lehrer auf 12, der Unterlehrer auf 5, der Lehrerinnen auf 6 und der Unter-Lehrerinnen auf 7. Die Lehrer erhalten 400 Dollars, die Unterlehrer 250, die Lehrerinnen 200, und die Unter-Lehrerinnen 168. Diese Gehalte werden allgemein für zu gering betrachtet.

Auf anderen Punkten der Stadt erblickt man kleine, enge, einfache Kirchen, ohne Skulpturwerk und Malerei, ohne farbige Fensterscheiben und Gothische Bogen, aber wohl verwahrt, mit dicken Teppichen behängt und mit vortrefflichen Erwärmungs-Anstalten versehen, damit die Gläubigen bei dem langen und endlosen Gottesdienst nicht frieren. Cincinnati hat, wie alle Städte in den Vereinigten Staaten, eine Menge von Kirchen; man findet deren dort für alle Sekten, von den Bischöflichen, die den Reichthum des Landes unter ihren Pastor haben, bis zu den Baptisten und Methodisten, zu denen die Arbeiter und Neger gehören. Es giebt auch eine ziemliche Anzahl Katholiken in Cincinnati. Diese sind Irländischer oder Deutscher Abstammung; meistens arme Leute. Ich hörte von dem Bischof von Cincinnati, daß sich unter der Bevölkerung der Staates Ohio, die 1,200,000 Seelen beträgt, ungefähr 20,000 Katholiken befänden.

Wieder an anderen Punkten stößt man auf einen gewaltig großen Gasthof, den man von außen für eine Königliche Residenz halten könnte, worin man aber, wie ich erfahren kann, keine fürstliche Bedienstengung findet; oder auf ein Museum, welches, wie alle Amerikanische Museen, ein Privat-Unternehmen ist und gewisse dergebrachte Gegenstände in sich schließt, nämlich einige Erpthallisationen, ein paar Mammuthsknochen, woran die Vereinigten Staaten sehr reich sind, eine Aegyptische Mumie, Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände von einigen halben Dutzend Wachsfiguren, worunter gewöhnlich Waldmänner, der General Jackson und die Indianer-Häuptlinge Tekumieh und der Schwarze Falke zu finden sind; dann eine Statue Napoleon's, entweder zu Fuß oder zu Pferde, ein Französischer Kürassier aus der Schlacht bei Waterloo, eine Sammlung von Portraits allgemein berühmter Amerikaner, wegu auch Lafayette gerechnet wird, und einige Stadt-Notabilitäten, eine Sammlung ausgestopfter Vögel, in Weingeist aufbewahrte Schlangen und namentlich eine große lebendige Boa Constrictor oder Anaconda. Eines der Museen Cincinnati's zeichnet sich jedoch durch merk-

Digitized by Google

würdige Indianische Alterthümer aus, die theils aus den umgebenen Höhlen in Kentucky, theils aus den sehr zahlreichen Grabhügeln an den Ufern des Ohio herrühren. Mehrere solcher Hügel sind man an dem Ort selbst, wo Cincinnati sich erhebt.

Eben dies Museum dürfte auch eine Merkwürdigkeit, die ich sonst nirgends angetroffen habe, nämlich eine Darstellung der Affen, mit ihren Beschäftigungen, die jungen Mädchen von Cincinnati über Gemälder aufreizen, weil sie in ihrem behaglichen und ruhigen, aber kalten und monotonen Leben dazu gar keine Gelegenheit finden. Man versinnlicht ihnen hier die Lustbarkeiten des Ausgelassenen der Beobachtungen durch Figuren mit Uhrwerken; man zeigt ihnen einen ausgelassen Bären, der vor Wuth beißt und mit den Klauen klappert, und eine papierne Riesenschlange, die sich bald mit langsamer Majestät, bald mit drohender Heftigkeit zusammen- und auseinanderwindet. Dieses wunderliche Schauspiel, bei welchem Licht und Finsterniß abwechselt, und das von einigen kleinen phantasmagorischen Künsten, einigen Taschenspielern und einigen Erschütterungen begleitet ist, die den Zuschauenden durch ein Paar hinter den Coulissen verborgene Elektrisir-Maschinen beigebracht werden, scheint die Nerven der jungen Einwohnerinnen, besonders aber der Einwanderinnen, in einen wonnigen Schauer zu versetzen, und es ist für das Museum die Hauptquelle seiner Einnahmen.

Die Banken sind in Cincinnati sehr verschieden plazirt, in diesem Augenblick aber geht man mit dem Plan um, ein prächtiges Gebäude, ihres großen Reichthums würdig, zu errichten, in welchem ihre Bureaus vereinigt werden sollen. Die Gießereien, worin die Dampfmaschinen verfertigt, die Werfte, auf welchen die Dampfböte gezimmert werden, die gerauschvollen, ungesunden und lästigen Gewerbe haben ihre Werkstätten an den Ufersen Andern der Stadt oder in der angränzenden Vorstadt Fulton, oder in den Dörfern Covington und Newport, die am anderen Ufer im Staate Kentucky liegen, oder gar im freien Felde. Was das viele Schlachten von Schweinen, ungefähr 150,000 Stück jährlich, und die damit zusammenhängende Zubereitung des Schmeers und Specks anbetrifft, so wird die Stadt dadurch weder beschmutzt noch verpestet, denn dies Alles geschieht außerhalb derselben an den Ufern eines kleinen Baches (sluce-creek), den ein Beinamen „der Blutige" (bloody run) erhalten hat, weil sein Wasser im Sommer von jenem fortwährenden Blutbade ganz getrübet ist, oder an den Ufern der Bassins eines von Cincinnati nach Dayton im Innern des Staates gehenden Kanals, den man noch hundert Meilen weiter, bis zum Steinkohlen-Gebirge, verfolgen will. Cincinnati besitzt weder noch Englischen Arr derjenigte Quarees, noch Plätze, noch Alleen, noch Springbrunnen, wiewohl dergleichen sehr leicht anzulegen wären. Ehe es hier zu Verschönerungen im eigentlichen Sinne des Wortes kommen kann, muß man erst noch warten, bis den Einwohnern Geschmack bekommt; die jetzt denken sie nur noch an das Nützliche. Freilich erfordert jede Verbesserung eine Erhöhung der Steuern, und in Verbindung mit diesen läßt sich die Bevölkerung dazu nicht sehr bereit finden. Eben dieser Widerwille gegen Auflagen ist auch der Grund, daß Cincinnati noch keine öffentliche Beleuchtungs-Anstalten hat.

Seit ungefähr zwanzig Jahren besitzt Cincinnati ein Wasserleitungs-System (waterworks). Gegen eine jährliche Abgabe von 6 Dollars (11 bis 16½ Thlr.) für eine Familie erhält ein Jeder einen Antheil Wasser, der für seinen Verbrauch mehr als hinreichend ist. Eine am Ufer des Flusses angebrachte Dampfmaschine treibt das Wasser 300 Fuß in einen Behälter, der sich auf einem der Hügel, welche die Stadt umgeben, befindet. Von da fällt es durch gegossene eiserne Röhren in alle Straßenviertel herab. Die Lage der Stadt erlaubt es so hoch, daß das Wasser in jedem Hause von selbst bis zum Giebel hinaufsteigt. An den Trottoirs entlang sind von Strecke zu Strecke Brunnen angelegt, die dazu dienen, bei Feuersbrünsten die Spritzen und Eimer mit Wasser zu füllen, und die nur bei solchen traurigen Gelegenheiten fließen. Die meisten Städte in den Vereinigten Staaten sind mit ähnlichen Anstalten versehen. Unter den alten besitzt Philadelphia eine ganz vortreffliche, die der Stadt in Folge vieler unglücklichen Versuche sehr theuer zu stehen kam. Sie kostet wenigstens 15 Millionen. Der Wasserverbrauch zu Philadelphia wird von dem Schuylkill geliefert, der die Stadt in Südwesten begränzt. Ein in dem Fluß angebrachter Wasserfall setzt die Pumpen in Bewegung, welche das Wasser heben. Diese Anstalt zu Faiemount, welche die Räder, Pumpen und Behälter umfaßt, ist mit vielem Geschmack und sehr wenigen Kosten eingerichtet und verziert, macht aber einen sehr unmuthigen Eindruck, obgleich die Verzierungen eigentlich aus weiter nichts als einigen Kalkmahlereien, hölzernen Balustraden und einem Paar schlechter Statuen bestehen. In diesem Augenblick ist auch die Rede davon, zu Boston eine Wasserleitung einzurichten, die wohl zu 2 Millionen kosten kann, weil man das Wasser dazu sehr weit wird beleiten müssen. Neu-York, welches diesen Mangel ebenfalls sehr schwer fühlt, will ein Gleiches thun, und das Unternehmen wird dort aus gleichem Grunde auf 25 Millionen geschätzt. Die Wasserleitung von Cincinnati kostet kaum 800,000 Franken, obgleich sie dreimal umgeändert wurde. Im Allgemeinen werden in den Vereinigten Staaten diese Anstalten als städtische Sache betrachtet, in Cincinnati jedoch gehört die Wasserleitung einer Privat-Gesellschaft, und das Wasser wird daher hier theurer bezahlt, als in Pittsburg und in Philadelphia. An letzteren Orten beträgt der Wasserzins für eine gewöhnliche Familie 5 bis 6 Dollars jährlich, also nur 5 Centimes auf den Tag. Die Stadt Cincinnati hat dreimal mit jener Gesellschaft unterhandelt und dreimal einen vortheilhaften Kaufpreis ihrer Anlagen ausgeschlagen. Das erstemal bot man ihr die Uebernahme der Anstalt für 175,000 Franken an, das zweitemal für 400,000, das drittemal forderte man schon 670,000, und sie wird am Ende 1 bis 2 Millionen dafür zahlen müssen. In diesen Geschäft, so wie hinsichtlich der Beleuchtung, hat die Weigerung der Stadt ihren Hauptgrund in der Schwierigkeit, neue Abgaben einzuführen.

Wenn man von der Wasserleitung anfangs, gewährt Cincinnati einen imposanten Anblick. Noch bedeutender nimmt es sich aus, wenn man es von dem Gipfel eines der umliegenden Hügel betrachtet. Man übersieht dann den sich langsam dahin schlängelnden Ohio und den Licking, der sich in einem rechten Winkel hineinstürzt, die Dampfschiffe, mit denen der Fluß gefüllt ist, das Bassin des Kanals, mit dem daran stoßenden Magazin, die zahlreichen Schleusen, die es mit dem Fluß in Verbindung setzen, die weißen Steinmühlen von Newport und Covington mit ihren hohen Schornsteinen, das Depot der Bundes-Armee, auf welchem am äußersten Ende eines Wasles die gefällige Flagge weht, und die Spitzen der schlanken hölzernen Glockenthürme. Von allen Seiten ist der Blick durch einen Gürtel von Bergen und Hügeln begränzt, deren Abhänge noch von der gewaltigen Vegetation der Urwälder bedeckt sind. Dieses reiche Gemälde wird bin und wieder von einigen Landhäusern unterbrochen, die mit Kolonaden umgeben sind, zu denen jene Wälder das wohlfeile Material geliefert haben. Kann kann wohl sagen, daß die Bevölkerung, die sich in diesem Panorama umherbewegt, im Schooße des Ueberflusses lebt, daß sie fleißig, sparsam, mäßig und ferndgierig ist, und daß, wenn ihr mit jenen wenigen Ausnahmen, die seineren Vergnügungen und die eigentlichen Genüssen der künstlichen Civilisation unserer Europäischen Hauptstädte fesmd sind, sie dafür auch deren Laster, Zerstreuungen und Übelheiten nicht kennt. Auf den ersten Blick glaubt man nicht, daß zwischen dem reichen und glänzenden Cincinnati und einer Europäischen Stadt es scheint, aus der Ferne gesehen, als ob der glückliche Zustand Cincinnati's sich auch auf das andere Ufer erstreckt. Das ist aber eine Täuschung. Auf dem rechten Ufer, nämlich im Staate Ohio, giebt es nur freie Menschen; gegenüber ist die Sklaverei zu Hause. Man kann hundert und abermal hundert Meilen auf dem Fluß hinabfahren, so wird man stets auf dem rechten Ufer die Freiheit, zur Linken die Sklaverei haben; obgleich es immer derselbe Boden ist, den die Arbeit des weißen Mannes überall auf gleiche Weise urbar machen und bebauen könnte. Kommt man in den Mississippi hinein, so findet man Gleichheit zwischen beiden Ufern, auf beiden Seiten Sklaverei; ein dicker Schleierdnan oder vielmehr eine verpestende Dämmacht von beiden Seiten der Negierungen und ein Verlagen zwischen Egoismus und Feigheit Regierten haben diese Pest, weil auf einem Boden eingelassen, wo keine Rothwendigkeit dazu vorhanden war. Wer kann sagen, wann und wie und mit welchen Schmerzen sie zu heben sein wird?

Ehe ich meine Bemerkungen über Cincinnati schließe, will ich noch meinen Zusammentreffen mit einem merkwürdigen Individuum erwähnen. Ich hatte an der Wirths-Tafel einen Mann von mittlerem Wuchse, von trockenem und breitem Tempeament und ungefähr 60 Jahren bemerkt, der noch das lebhafte Aeußere und minniere Benehmen eines Jünglings hatte. Seine heteren und elastischen Gesichtszüge, die Anmuth seines Betragens und eine gewisse Herrschermiene, die aus seinem Gesichte und seiner Haltung hervorleuchtete, hatten mich interessirt. Man sagte mir, es sei der General Harrison, Regisseur des Staatsgerichts von Cincinnati. „Ich dien der General Harrison von Tippecanoe und von der Themse?" „„Derselbe, der ehemalige Ober-Befehlshaber der Armee, der Besieger des Indianer-Häuptlings Tekumseh und des Englischen General-Majors Proctor, Abgeordneter des Congreß-Vereins und am Rosinenflusse, der ehemalige Gouverneur des Gebietes Indiana, der ehemalige Senator des Kongresses der Vereinigten Staaten, und der ehemalige Gesandte unserer Nation bei einer der südlichen Republiken. Er ist im Dienste seines Vaterlandes ergraut, er hat zwanzig Jahre seines Lebens in jenen wilden Kriegen gegen die Indianer zugebracht, die unter seinen erfolgreich Befehlen standen, und die Engländer, als bei Rivoli und Austerlitz. Jetzt stehen Sie ihn arm, mit den Sorgen für eine zahlreiche Familie beladen und, obgleich er noch in voller Kraft ist, von der Regierung der Union hintangesetzt, weil er es wagt, unabhängig zu denken. Da hier die Opposition die Majorität bildet, so kann Freund und Feind, um sich Gehör zu verschaffen, den Negierungen die besten Staats-Gerichte, der ein Jacksonist war, abzusetzen und dem General, gleichsam als Pension, diese ziemlich einträgliche Stelle zu geben. Seine Freunde in den östlichen Staaten wollen ihn zum Präsidenten der Vereinigten Staaten machen, wir hier haben ihn einstweilen zum Aktuarius an einem kleinen Gericht befördert.""" Nach einer Pause sagte mein Tischgenosse hinzu: „„Sie können sich einen ehemaligen Minister-Befehl noch einen anderen Kandidaten für die Präsidentschaft sehen, der bessere Aussichten als der General Harrison zu haben scheint. Doch lassen Herr Marlean, Richter am Ober-Tribunal der Vereinigten Staaten.""""

Die Beispiele solcher Zurücksetzung von Männern, deren Laufbahn die ehrenvollste war, sind in den Vereinigten Staaten nicht selten. So sah ich zu Neu-Yorck den berühmten Gallatin, den man am Ende mit sehr kurzem Dank absetzigte, nachdem er vierzig Jahre als Gesetzgeber, als Minister im Inlande, als Unterhändler im Auslande gedient und an Allem, was die Bundes-Regierung Gutes und Weises gethan, thätigen Antheil genommen, und der seine mäßsige Laufbahn in Mangel und Noth beschließen hätte, wenn seine Freunde nicht darauf bedacht gewesen wären, ihm eine Stelle als Präsident der New-Yorker-Banken anzubieten. Es ist bekannt, wie kümmerlich der Präsident Jefferson seine letzten Tage hindrachte, und wie er sich genöthigt sah, die Legislatur von Virginien um Erlaubniß zu bitten, seine Güter durch eine Lotterie aussprlen zu dürfen, widerrufen der Präsident Monroe noch Armer als jener, nachdem er sein väterliches Erbe im Dienste der Staates aufgezehrt hatte, das Mitleid des Kongresses anflehen mußte; und diesen Männern verdankte ihr Vaterland den unschätzbaren Besitz von Louisiana und Florida!

(Mich. Chevalier. — J. d. D.)

England.

Ueber den Farbenwechsel des Chamäleons.

Das kleine unter dem Namen Chamäleon bekannte Thierchen ist seit langer Zeit, der schnellen Farbenveränderungen wegen, welche sei ne

Digitized by Google

Haut erleidet, allgemein verbannt und dieserhalb zum poetischen Bilde der Veränderlichkeit und der Wankelmuthes geworden. Wenn wir den alten Autoren glauben dürfen, so besitzt es die wunderbare Kraft, die Farben aller mit ihm in Berührung kommender Gegenstände nach einander anzunehmen; aber die Naturforscher haben seit lange schon die Geschichte dieses kleinen Thierchens von allen damit verbunden gewesenen Fabeln gereinigt. Indessen, wenn man ihm auch der Fähigkeit abspricht, die Farben bis ins Unendliche wechseln zu können, so muß man ihm doch zugestehen, daß seine Haut merkwürdige Veränderungen erleidet, und daß sie bald vollkommen weiß, bald gelblich und bald dreinahe schwarz ist, je nachdem das Thierchen schlaft oder wacht, ruhig oder durch irgent eine Widerwärtigkeit aufgeregt ist.

Dieses sonderbare Phänomen war wohl geeignet, die Neugier zu erregen, und viele Zoologen haben sich darum auch angestrengt, die Ursache dieser Erscheinung zu entdecken. Wir verdanken ihnen eine große Zahl Hypothesen, bald mehr, bald minder wahrscheinlich; aber sie haben ihre Meinungen weder auf physiologische Erfahrungen noch auf anatomische Untersuchungen basirt, und folglich tragen ihre Resultate keineswegs den Charakter einer reichhaltigen Gewißheit.

Nach Hyffelmüll rühren jene Veränderungen von einer Art von Krankheit, oder, deßimmer, von einer gewissen Gelbsucht her, welcher dieses Thierchen unterworfen ist, besonders wenn man es zur Wuth reizt.

In neuerer Zeit hat ein Autor das Phänomen dadurch erklärt, daß er das Blut des Chamäleons als vielerlei bestimmt, während die Geslechte der Blutadern und die Haut selbst gelb sind, so daß die Hautfarbe in dem Grade wechselt, in welchem das Blut zu- und abfließt.

Cuvier betrachtet den Farbenwechsel als eine Wirkung der von ihm angenommenen Athmung der Lungen dieser Thiere und meint, daß in dem Maaße, wie diese Organe von Luft erfüllt oder geleert sind, sie das Gange des Körpers mehr oder minder durchsichtig machen, indem sie eine größere oder kleinere Quantität Bluts in die Hautdecke treiben und diese Flüssigkeit selbst mehr oder minder glänzend färben.

Es giebt auch noch andere Naturforscher, welche alle diese Veränderungen der Respiration beimessen und auf unterschiedene Weise die Einwirkung der Lungenausdehnung auf die Haut erklären. Die Hautdecke der Chamäleons ist, wie man weiß, mit einer großen Anzahl kleiner schuppigen Körnchen überdeckt, welche ihr den Anschein einer Zebrahaut geben; man sagt auch, daß diese Körnchen eine gelbliche Farbe haben, während das Innere der Haut dunkelroth ist, so daß, wenn das Häutchen zusammengezogen ist, man nur die Körnchen sehen kann; wird es aber durch das Ausdehnen der Lungen ausgedehnt, dann trennen sich die Körnchen von einander und lassen die natürliche Farbe der Haut hervortreten, wodurch denn die wechselnden Farben dieses Thieres entstehen.

Herr Spittal, dem wir einige interessante Beobachtungen über diesen Farbenwechsel verdanken, betrachtet sie als mit dem Zustande der Lungen verbunden; und Herr Houllen, welcher die Wissenschaft durch die Untersuchungen der Struktur und der Lungenbewegungen dieses sonderbaren Thieres bereichert hat, betrachtet jenes Phänomen als eine Folge der Blutwallung in den Hautgefäßen. Endlich könnte man auch fragen, ob diese Mannigfaltigkeit der Farben nicht von der besonderen Natur des Oberhäutchens herrühre, welches, indem es seine einige Modificationen erleidet, auf das Licht in verschiedener Weise wirken und hinter einander alle Strahlen zurückwerfen kann; so wie sehr dünne Metallplatten eine Reihe von Farben hervorbringen, je nachdem ihre Stärke vermehrt oder vermindert wird.

Wenn man nun alle diese Erklärungen preßt, so wird man bald einsehen, daß sie nur als reine Hypothesen zu brachten sind. Wir aber schien diese merkwürdige Erscheinung eine vollkommenere Erklärung zu verdienen, und ich habe mir darum mit Eifer die Gelegenheit zu Ruhe gemacht, welche mir Herr Savart mir dargeboten hat, um neuerdings jenen Farbenwechsel zu untersuchen und die Ursachen jenes sonderbaren Phänomenes zu ergründen.

Im Juni 1833 erhielt Herr Savart zwei Chamäleons aus Algier, welche er die Ente Oktobers am Leben erhielt. Eines dieser Thiere, welches wir mit Nr. 1 bezeichnen wollen, war gewöhnlich von einer grauen ins Purpur spielenden Farbe, aber während der Nacht, wenn es eingeschlafen war, schien es weißgrau zu seyn. Bisweilen zeigten sich an den Seiten schmutzig gelbe Flecke, und ein andermal erschienen auf verschiedenen Theilen seines Leibes andere Flecke, welche roth oder dunkelviolet waren. Endlich, einige Tage vor seinem Tode, nahm es eine gelbe Farbe an und bedeckte sich mit einer Menge kleiner schwarzer Punkte, die sich fruiformig aneinanderten, fortlaufende Flecke bildeten und dreinahe die ganze Körperfläche bedeckten.

Das Chamäleon Nr. 2 war gewöhnlich von dunkelbraunvioletgrauer Farbe, welche der schwarzen nahe kam. Wenn es tief eingeschlafen war, dann nahm es, was das erstere, die bleiche Farbe des Blattgrüns an; während des Tages beobachtete man an den Seiten schattirte Flecke, während der übrige Körper dunkelviolettgrau war. Wenn man es nahe bei einem Fenster plazirte, wo es die Hoffnung, zu entwischen, ergriff, verbreitete sich eine gelbgraue Farbe über den ganzen Körper. Als es endlich krank wurde, da erschienen einige gelbliche Flecke, es bekam aber die zu seinem Tode die Hauptfarbe, nämlich bläulichgrün, die ihm gewöhnlich eigen war.

Nr. 2 wechselte leichter die Farbe als Nr. 1, aber bei dem einen wie bei dem anderen gingen die Veränderungen nur stufenweise von Statten. Wir hatten immer mehr eingeübten, daß sie ganz unabhängig von der stärkeren oder schwächeren Ausdehnung des Körpers waren. Die Chamäleons bliesen sich zuweilen ungeheuer auf, ohne dabei einen Farbenwechsel zu bekunden; und in anderen Augenblicken traten wieder die Variationen schnell ein, ohne daß ihnen eine Veränderung in der Ausdehnung vorangegangen war.

So zurückte denn die unmittelbare Beobachtung alle die Hypothesen, mit deren Hülfe die Naturforscher den Farbenwechsel des Chamäleons aus der Ausdehnung der Lungen herzuleiten sich bemüht haben. Wie dahin aber hatte diese Beobachtung immer noch keine recht klare Ansicht dieses Phänomenes auf's Licht gebracht. Ich nahm daher, um einen klaren Einblick zu erlangen, meine Zuflucht zur Anatomie.

Unmittelbar nach dem Tode des Chamäleons Nr. 1 machte ich einen Theil der Haut los, auf welcher sich die beschriebenen weißen und dunkelen Farben, so wie auch ein breiter gelblichgrauer Fleck befanden, und brachte dieses Wundschlick vermittelst eines stark vergrößernden Glases zur Untersuchung.

Die Oberfläche dieser Haut ist, wie man weiß, mit einer unendlichen Zahl von kleinen runden Wärzchen bedeckt, zwischen denen man noch um vieles feinere Körnchen erblickt. Wir haben auch schon bemerkt, daß einige Naturforscher den Farbenwechsel des Chamäleons dem Umstande beigemessen haben, daß die kleinen Wärzchen gelb, die übrige Haut aber anderer Farbe ist, und daß man auch, wenn die Haut sich zusammenzieht, die gelbe Farbe der Wärzchen allein sichtbar bleibt, hingegen bei der Ausdehnung dieselben die Körnchen sich zerstreuen und die unter Hautfläche erscheinen lassen.

Aber die Wirksichkeit war dieser Hypothese geradezu entgegen; denn sowohl an den dunkelen als hellen Flecken, die an den besitzen, war es genau unter den Wärzchen, wo die Lokalfarbe, es möchte eine seyn, welche es wolle, sich verschiedentlich veränderte.

An den Hauptibrilen, welche von dunkelrother Farbe waren, konnte man sich, mit Hülfe des Mikroskopes, leicht überzeugen, daß die den bedachtarten Theilen eigene gelbgraue Farbe nicht ganz verschwunden war; aber die Haut war nur überspreugt mit einer unendlichen Zahl kleiner purpurrother Punkte, bald mehr, bald minder dunkel, und jede Warze schien mit einem Netze bedeckt; dem unbewaffneten Auge aber schienen diese Punkte die ganze Oberfläche zu bedecken. Zwischen einigen dieser Warzen nahm man auch Punkte von derselben Farbe wahr, aber sie waren um Vieles leichter und blasser. Gruppirt erschien diese Farbe auf der inneren Oberfläche der Haut weniger hoch und teilig.

Die nicht purpurrothen Hauptibrile zeigten auf der äußeren Oberfläche nur eine gelbgraue Farbe, mehr ausgebreitet auf den Wärzchen der Haut, als in den Zwischenräumen, welche sie trennten. An einigen Orten, die Flanken entlang und auf dem unteren Theil des Leibes, war diese Farbe verschieden, als Folge der Gruppirung, die sie in den höheren Ibrilen des Rückens sich dem reinen Gelb näherte.

War die Haut ausgedehnt, so daß sich die Wärzchen, mit denen sie überstillt war, zerstreuten, so fand gar kein Farbenwechsel statt; wenn man aber die innere Oberfläche untersuchte, fand man überall dieselbe violettrothe, in's Schwarze spielende Farbe, welche von Innen und Außen sichtbar war. So schien es denn, daß überall in der Oberhaut des Thieres zwei gänzlich verschiedene Schichten existirten; eine von grauer Farbe, welche nach den verschiedenen Theilen, an denen man sie beobachtete, bald gelber, bald weißer war, und eine andere von violettrother oder schwarzlicher Farbe. Die Mannigfaltigkeit der Farben, welche man an diesem Thierchen bemerkt, entsteht also daher, daß bisweilen die letztere dieser Schichten auf der Oberfläche, durch das Oberhäutchen hindurch, bald mehr, bald minder mit der ersteren vermengt, schichtar ist, und bisweilen unter dieser gänzlich verstreckt bleibt.

Durch die Feststellung dieser Thatsache wurde es nun wahrscheinlich, daß die Erscheinung des Purpurflecken von verschiedenen Gefäße, welche bei dem lebenden Thierchen hin und wieder wahrgenommen werden, nur von der veränderten Stellung der Schichten oder inneren Häutchen abhing.

Die Zergliederung des zweiten Chamäleons bestätigte das, was ich so eben gesagt habe. Wir fanden zwei komplett unterschiedene Schichten darin; die eine äußere war hell grün oder weiß, nach Maßgabe der Theile, welche wir gerade untersuchten; die zweite innere war von beutelförmigen, in's Schwarze spielender Farbe. Es ist unzweifelhaft, daß die Vermischung dieser beiden Farben und die Vorherrschung der einen über die andere die Mannigfaltigkeit erzeugten, welche wir bei dem Leben dieses Thierchens wahrgenommen.

(Milne Edwards. — Edinb. Phil. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Shakespeareana. Der Shakespeare-Klub zu Stratford am Avon hat eine Subscription eröffnet, um das Monument des großen Dichters in der Stratforder Kirche wiederherzustellen und das Innere des Raumes, der das Grab Shakespeare's und die Gräber mehrerer Glieder seiner Familie enthält, auszupressern. Wenn die Subscription noch mehr einbringen sollte, als zu diesen Zwecken erforderlich seyn würde, so will man den Ueberschuß zu anderen mit dem Namen Shakespeare's in Verbindung stehenden Gegenständen verwenden. — Unter den Manuskripten des Lord-Kanzlers Ellesmere, die im Besitze Lord Francis Egerton's sind, hat man Orlich einige wichtige Entdeckungen gemacht, die über Shakespeare's Leben und Verhältnisse nähere Aufschlüsse geben.

(Morning Chronicle.)

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit dem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit in der Versendung des Blattes keine Unterbrechung eintrete.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google